Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Fünfundachtzigster Band.

Mit den Portraits von:

Dr. Theodor Loewe, Bernhard von Bülow, Max Dreyer.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 85. Bandes.

April — Mai — Juni.

1898.

Inhalt des 85. Bandes.

Mit den Portraits von:

Dr. Theodor Loewe, Bernhard von Bülow, Max Dreyer, radirt von Johann Lindner in München.

Band 85. — Heft 253.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

April 1898.

22. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

April 1898.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Theodor Löwe.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Dr Louis Loewe

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXV. Band. — April 1898. — Heft 253.

(Mit einem Portrait in Radirung: Theodor Loewe.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

O, Peccini!

Roman
von
Max Viola.
— Budapest. —

I.

Ich hatte die ernste Absicht, die Frauen links liegen zu lassen und mich in diesen vier Wochen mit dem allgemeinen Studium meiner geliebten Mitmenschen zu befassen, da traf Leona in Marienbad ein, Leona, die gewaltige, die reine!

Bisher hatte mich Nichts meinem Studium abgewendet. Unter dem Badepublicum wandelte eine kleine, bleiche Russin einher, die mir mit großen schmachtenden Augen zu verstehen gab, daß sie freundlichen Beziehungen nicht abgeneigt wäre. Als ich ihr jedoch vorgestellt wurde und erfuhr, sie sei unverheirathet, machte ich mich aus dem Staube. Dann war eine starkknochige Frau da: elastisch wie ein Rennpferd und zutraulich wie eine Taglöhnerin der Liebe. Leider schrieb sie Gedichte, und so schlug ich mich in die Büsche, sie einem Bekannten, einem Lyriker, empfehlend. Wäre noch zu erwähnen die junge Gattin eines Kölner Bankiers. Eine reizend schöne Frau, geschmackvoll und elegant wie eine Französin in Ostende, allein so nervös, daß sie weder ihre Bewegungen, noch ihre Worte zügeln konnte. Sie schleuderte Einem stets Grobheiten entgegen, erschrak zwar darüber, allein, im Eifer, ihre Fehler auszugleichen, wurde sie noch gröber.

Und das waren die bedeutendsten Erscheinungen, welche mir in den ersten Tagen in die Augen stachen. Nein, dieser wegen lohnt es nicht, meinem Vorsatz untreu zu werden, und so ging ich an die Gliederung meines Romans. Ich hatte zwei Abschnitte bereits im Kopfe, als „Sie" erschien.

Große Frauen besitzen meist etwas Unbeholfenes, Schwerfälliges, doch bei Leona gewahrt man trotz ihrer Höhe und Stärke nirgends ein Zuviel. So muß sie sein, kein Atom anders. Ich weiß nicht, weshalb ich bei ihrem Anblick an die olympischen Spiele denken muß. Sie ist doch eine Frau, weshalb erscheint sie mir als der Ausdruck ruhiger, gemessener Kraft?

Ein zartes Braunroth färbt ihre Wangen, auf welche auch die Wimpern einen leisen Schatten werfen. Ihr reiches Haar ist blauschwarz wie ein Dohlengefieder, und ihre Zähne, weiß und blinkend, bilden zu dem bräunlichen Antlitz einen herrlichen Contrast. Unter den großen glänzenden Augen liegen leichte bleigraue Halbkreise; ihre Lippen sind voll und roth, als ob sie bluten würden, und auf dem ganzen Antlitz liegt stille, vornehme Würde. Es ist ein Madonnenantlitz, doch ein realistisches, wie es Giorgione gemalt hat.

Uns Junggesellen begegnet zuweilen eine Frau, an welcher wir vorüberducken. Wir scheuen zurück vor der starken Weiblichkeit, vor dem classischen Ernst, der auf einem edelschönen Antlitz ruht, vielleicht weil wir darin die Macht erblicken, welche uns die Weiblichkeit nicht völlig entwürdigen läßt.

Leona ist die Frau, welche ich seit Jahren bewundere, allein, ich wagte es nie, ihr von Liebe zu sprechen. Nein, ich habe es nie gewagt und werde es auch in Zukunft nicht wagen. Ich gehe ihr beinahe furchtsam aus dem Wege, denn mir ist es, als wüßte sie von meinem etwas losen Treiben, als läge in ihrem Blick ein Atom des Vorwurfes, in ihrem Gruß ein Schatten von Verdammung.

Ob ich mich nun hier in ihre Nähe wage? Wenn ich sie auf der Straße erblicke, so kühl, so hoheitsvoll und stolz, da ist es mir, als wäre ich ein Schuljunge und stünde vor dem Lehrer, ohne die Lection gelernt zu haben.

II.

Aus meinem Roman wird Nichts. Die kühn ausgedachten Phantasiebilder zerrinnen, wenn Leonas schönes Antlitz vor meiner Seele auftaucht. Und wann erscheint es dort nicht? Stolz und unnahbar sehe ich sie Tag für Tag, doppelt schön an der Seite ihrer bleichen blonden Cousine. Sie verkehrt blos mit wenigen Frauen, doch eine Schaar von Tonkünstlern bildet ihre stete Escorte. Ich kenne blos einige von ihnen: Hahnenkamm, den berühmten deutschen Sänger, Falkenau, diesen Liliput-Tenoristen, und vor Allem: Peccini, o, Peccini! Du berühmtester, Du vergöttertster aller Heldentenore!

Ich entwischte heute einem redseligen Vetter, der mich zum Brunnen abzuholen und mir Stunden lang von seiner Chemikalienfabrik zu schwatzen pflegt. Ich halte auf einer morschen Bank, welche auf dem Wege nach

Bellevue steht, Siesta, denn hier muß Leona vorüber. Ich sitze in Gedanken, denn ich suche das Herz in dem schönen Marmorleibe Leonas, ich suche das Zauberwort, welches diese hoheitsvolle Weiblichkeit zu erschüttern vermag, welches ihre Seele erweckt und sie Weib werden läßt, Weib, voll Gefühl und Gluth, mit heißen Schlägen im Herzen und wallendem Blute in den Adern. Ob sie je geliebt hat? Ob sie ihren Gatten liebt? Ob sie überhaupt zu lieben vermag? Ich kenne ihren Gatten nur flüchtig, wie ich hundert Andere kenne, vom Club, von der Straße her. Ein breitschultriger blonder Hüne mit offenem ehrlichen Gesichte und sympathischen hellen Augen.

Ein dunkler Schatten fällt auf den sonnigen Waldweg, es ist der Leonas. Ruhig und stolz kommt sie unter dem Laubdach tiefgrüner Buchen und Eichen näher und näher. Ihr Antlitz ist ernst und kalt wie immer. Die dunklen Augen blicken ruhig vor sich hin: Nichts begehrend, Nichts verheißend. Sie bemerkt mich, doch keine ihrer Bewegungen ändert sich, anders als dies gemeinhin bei allen Frauen geschieht, wenn sie sich beobachtet wissen. Ihr Blick streift mich, wie er die Bänke, die Bäume, die Erde streift. Ich aber verschlinge sie mit meinen Augen. Jede Linie ihres schönen Leibes zeichnet sich in meiner Seele ab. Ein hellgraues Gewebe schmiegt sich ohne jeglichen Putz an die edlen Formen. Ich glaube, das Kleid ist mit einem hellen, glänzenden Seidenstoffe gefüttert, denn durch das dünne Gewebe schimmert es wie die feinen Silberschuppen eines Meerweibes. Sie stützt sich bei jedem ihrer elastischen Schritte auf einen dünnen festzusammengerollten Schirm aus verschwommenem blumigen Zeug. Mit der Linken rafft sie ihr Kleid in die Höhe, doch ist außer den flachen englischen Hacken ihrer braunen Kalbslederschuhe Nichts von ihrem Fuße sichtbar. Ein großgetupfter weißer Rock quillt unter dem Saume ihres Kleides hervor und berührt fast mit seinen Spitzenvolants die gelbe trockene Erde.

Ein kaum merkliches Nicken mit dem Kopfe ist die Erwiderung auf meinen Gruß. Ich blicke ihr noch lange, lange nach, dann verschlingt der unbarmherzige Wald die blassen Veilchen ihrer kleinen Capotte, ihre Taille, ihre Röcke, und ich blicke starr nach den kleinen Löchern, welche sie mit der Spitze ihres Schirmes in die Erde gebohrt.

III.

Das Glück ist mir hold. Am Abend, auf dem Wege zum Theater, sehe ich Leona inmitten einer kleinen Gesellschaft demselben Ziele zustreben. Der gewaltige Peccini, den ich so häufig mit ihr sehe, tritt heute auf; es ist also natürlich, daß sie ihn anhört.

Das kleine Theater ist bis in das letzte Winkelchen gefüllt. Der Duft von Chypre und Cherry blossom mengt sich mit dem leisen Duft von

rehledernen Handschuhen und Reispuder. Dünne blaßlila Wölkchen schweben leise zu den weißen Stuckblumen des Plafonds empor. Ein Zittern geht durch den Saal: Der Chor ist von der Bühne abgetreten, und Peccini, der Vielbewunderte, der Unerreichte, beginnt das Klagelied des Bajazzo. Süße, schmelzende Töne steigen höher und höher; die klare, reine Tenorstimme wächst und entfaltet sich, wie die Lotosblume im hellen Lichte des Mondes. Ihr Mond ist der Schmerz, das Weh der betrogenen Liebe, des hintergangenen Gatten. Die Tonblüthen glänzen in märchenhaftem Schmelz, sie wachsen zu gigantischer Größe — da ist es plötzlich, als ob ein eisiger Wind über die Bühne wehe: Ein schriller Laut der Verzweiflung macht die Herzen erbeben, und mit einem heiseren, dämonischen Hohnlachen, welches in lautes minutenlanges Schluchzen übergeht, singt Peccini den Refrain: Ridi pagliaccio . . .

Ich lenke mein Glas nach Leonas Loge. Sie sitzt im Vordergrunde, neben ihr die blonde Cousine und hinter ihr die beiden Tenore: Hahnenkamm und Falkenau. Falkenau beugt sich vor, er spricht zu ihr, doch sie scheint ihn nicht zu hören. Ihre Augen sind starr, zu unnatürlicher Größe erweitert, auf die Bühne gerichtet, wo Peccini steht und die Herzen an sich zwingt. Flammende Gluth und tiefe Bläße sehe ich auf ihrem Antlitze wechseln; ihre Arme beben, krampfhaft wogt ihre Brust, und zwei große Thränen fließen ungehindert über ihre Wangen. Jeder Muskel ihres Antlitzes, jede Fiber ihres königlichen Leibes ist angespannt; ich sehe sie sich bewegen in unmerklichen Schwingungen und doch ruhelos, und nun, da er mit den Worten: che t'avvele-na il cor . . . schließt, springt sie plötzlich auf und flüchtet in den Hintergrund der Loge, um dort auf einen Schemel zu sinken und den Oberleib weit, weit zurückzulehnen, als empfinge sie die glühend beseligende Umarmung der Göttin der Musik. — Das Marmorweib hat Leben bekommen.

Erst lange nachdem der tobende, der rasende Beifall still geworden, und das Haus sich geleert hat, sehe ich Leona mit ihrer blonden, hochgewachsenen Cousine und den zwei Tenoristen vor dem Theater erscheinen. Ihr Antlitz ist glühend roth, und nervös zerdrückt sie das Taschentuch in den Händen. In kurzen hastigen Schritten geht sie auf und nieder, anscheinend völlig taub gegen die Ermahnungen ihrer blonden Cousine. Die Besucher des Theaters sind zum großen Theile verschwunden, blos hier und da gruppiren sich noch kleine Gesellschaften. Laute des hellsten Entzückens sind vernehmbar; Melodien aus dem Bajazzo werden angedeutet, gesummt, gepfiffen, dann werden die Laternen verlöscht, und es wird still und stiller.

Leona befindet sich mit ihrer Gesellschaft unter dem Glasdache des Theatereinganges. Der Tenorist Falkenau, ein lächerlich kleiner Mensch, der sich wie ein Knabe ansieht, schmiegt sich an die Falten ihres schwarzen Seidenkleides, und seine kleinen Händchen berühren ihren Arm. Sie sieht

ihn nicht, sie hört ihn nicht. Mit vorgebeugtem Haupte, wie geistesabwesend steht sie da, die dunklen Sphinxaugen von den langen, gebogenen Wimpern fast ganz bedeckt. Plötzlich fährt sie zusammen, schüttelt wie schlaftrunken das Haupt und geht dann mit langen, elastischen Schritten Peccini entgegen, welcher beim Seitenausgange des Theaters sichtbar wird. Ich kann nicht hören, was sie zu ihm spricht, ich sehe blos, wie ihre beiden Hände die Rechte des berühmten Tenors pressen, wie sich ihre blitzenden Augen mit verlangender Gluth in die seinen bohren, wie ihre stolze hohe Gestalt eine kindlich weiche Haltung annimmt und wie ihre Lippen sich öffnen zu einem sanften Lächeln.

Peccini entfernt das Taschentuch, welches er bis nun vor dem Munde hielt und stößt in kurzen, heiseren Worten sein Bedauern hervor, sich von der Gesellschaft trennen zu müssen, da er zum Prinzen von Orleans geladen sei. Die blonde Cousine bedauert ebenfalls, doch Leona wirft ihm einen kurzen eisigen Blick zu. Es werden gleichgiltige Grüße gewechselt und die kleine Gesellschaft begiebt sich in das nebenan liegende Restaurant Egerländer. Beim Eingange verabschiedet sich auch Hahnenkamm, so daß Leona blos mit ihrer blonden Cousine und mit Falkenau die Schwelle überschreitet.

Ich folge ihnen.

IV.

Messer und Gabel ruhen sofort, als Leona im Saale erscheint, und Jeder streckt den Hals, um sie zu bewundern. Sie gleicht einer Göttin, die zu Köchinnen und Handlungsgehilfen niedergestiegen ist. Ein glattes schwarzes Seidenkleid bedeckt ihre herrlichen Marmorglieder. Ihre stolzen Augen glänzen wie von Thränen umflort, leise vibriren ihre Nasenflügel, zuckt es durch die schmiegsamen Glieder, und der sonst zarte bräunlich-rothe Hauch ihres Antlitzes ist einer tiefen Röthe gewichen. Ihr vom Gesange Peccinis aufgepeitschtes Blut durchströmt noch immer ruhelos ihre Adern.

Sie nehmen an einem kleinen Tischchen Platz, und Falkenau schlägt so laut an ein Glas, daß er die allgemeine Aufmerksamkeit erregt und die Kellner athemlos herbeistürzen. Dieser berühmte Tenor ist nicht größer und stärker als ein Knabe von fünfzehn bis sechzehn Jahren. An den Musikinstituten, wo die Illusion eine vollständige sein soll, will man — erzählt mir ein bei meinem Tische sitzender Berliner Arzt — trotz seiner herrlichen Stimme, die Kleinheit seiner Gestalt nicht vergessen. Seine Stimme ist für Heldenrollen geschaffen, doch seine Gestalt genügt kaum für einen Pagen, der von einem jungen Mädchen dargestellt zu werden pflegt. Und weil er diesen Mangel ausgleichen will, auf der Bühne Schuhe mit mächtig hohen Hacken trägt, so daß er stets schwankt, und mit seinen

kurzen, dünnen Beinchen große wuchtige Schritte versucht, fällt die Kleinheit seiner Person noch mehr in's Auge.

Sie sind beim Dessert und trinken Champagner. Die Gäste verlassen den Saal. Ich bleibe mit wenigen und beobachte Leona aus meiner Ecke.

Ihre Augen und Wangen glühen noch immer, und noch immer geht ein leises, nervöses Zucken wie ein Liebesschauer durch ihren Leib. Ihre Stimme, diese seltsam weiche, melodische Stimme, dringt nicht bis in meine Ecke; ich sehe blos ihre matten, traumhaften Bewegungen. Die lange blonde Cousine beugt sich, um ihre entfallene Serviette aufzuheben, da nimmt der kleine Tenorist Leonas Glas und stellt das seine an dessen Stelle. Ich erwarte einen Zornesausbruch, doch nein, lächelnd stößt sie mit ihm an und trinkt aus seinem Glase. Ich fühle, wie meine Sinne sich verwirren, wie mir alles Blut zum Herzen dringt. Sie ist die Geliebte dieses Liliput-Tenors? Das gewaltige Marmorweib liebt dieses Kind, das sie in ihren Armen erdrücken könnte? Ist das denkbar? Und jetzt, jetzt sehe ich, wie er nach vorne leise vom Stuhle gleitet, bis seine Füße auf der Erde sind. Sie suchen ihren Fuß, können ihn jedoch nicht erlangen, sie streifen blos den Saum ihres Kleides. Sie muß es fühlen, allein sie zürnt nicht. Ihre Augen blicken starr, dann fährt ihre rechte Hand leise über eine widerspänstige Haarlocke.

Sie rüsten zum Aufbruch. Leona bezahlt die Rechnung für alle Drei und der kleine Tenorist duldet ohne ein Wort der Widerrede, daß sie auch sein Souper begleiche.

Mir brennt es im Gehirne, denn was ich da sehe, erscheint mir ein unlösbares Räthsel.

Kellner, eine helle Virginia und dann rasch, zahlen!

V.

Wie ein Spion folge ich der kleinen Gesellschaft aus der Ferne, behutsam im Schatten der Häuser oder Bäume wandelnd. Am Ende der Jägerstraße verabschieden sie sich. Die Damen verschwinden im Hause, und der Tenorist entfernt sich. Er geht jedoch blos einige Schritte, dann kehrt er zurück. Ich finde kaum Zeit, mich hinter einem Baume zu verbergen. Eine Böschung führt zu einem Gärtchen, der den rückwärtigen Theil vom Wohnhause Leonas umsäumt; an dieses Gärtchen stößt der Wald. Wie ich glaube, erkriecht Falkenau mehr furchtsam als mühevoll die Böschung und lehnt nach einer Minute an dem Zaun, welcher den Garten vom Walde abschließt. Ich muß einen Umweg beschreiben und behutsam vom Walde herkommen, um in seine Nähe zu gelangen. Ich stehe hinter einem Baume, er an den Gartenzaun gelehnt. Wir warten lange, etwa eine halbe Stunde. Er erschrickt wohl zehnmal; wenn ein Blatt vom Baume fällt, zuckt er

zusammen und sieht sich erschreckt nach allen Richtungen um. Ich muß sehr behutsam sein. Endlich lassen sich vom Garten Schritte vernehmen, und trotz der Dunkelheit gewahre ich deutlich Leonas majestätische Gestalt sich nähern.

Sie tritt ganz nahe an ihn heran, so daß blos der Gartenzaun sie trennt.

„Hier bin ich," sagt sie und reicht ihm die Hand, und ich höre, wie ihre Stimme zittert. „Ich habe Ihre Bitte erfüllt, doch nicht Peccinis wegen, nein, sicherlich nicht. Herr Peccini ist frei und darf beginnen, was ihm beliebt."

„Was ihm beliebt?" fragt Falkenau, und ich höre in seiner Stimme Hohn beben. „Und doch wollten Sie mich nicht hier empfangen, und erst als ich Ihnen über Peccini zu sprechen verhieß, willigten Sie ein."

„Peccini . . ." sagt sie leise und blickt wie geistesabwesend vor sich hin. Nach einer langen Pause hebt sie wieder an, doch nun mit plötzlich hervorbrechender Wärme: „Er ist ein großer, ein unvergleichlicher Künstler, groß und erschütternd, dem sich alle Herzen in Demuth neigen."

„Unvergleichlicher Künstler? Das möchte ich dahingestellt sein lassen. So wird von berufener Seite auch über mich geurtheilt. Doch daß sich ihm alle Herzen neigen, darin mögen Sie Recht haben, alle, auch die alten und vertrockneten. Wollen Sie die Ursache seiner häufigen Ausflüge nach Karlsbad wissen? Er besucht die Gräfin Bery, die mit ihrem Sohne dort weilt. Er unterhält seit Jahren intime Beziehungen zu ihr, obwohl sie fünfzig Jahre zählt. Doch sie ist sehr reich."

„Sie verunglimpfen Ihren Freund, der einer solchen That nicht fähig ist," erwidert sie auf die Anklagen des Tenoristen. „Dazu ist er zu groß, zu edel. Sprechen Sie die Wahrheit, Falkenau, ich bitte Sie darum!"

„Die Wahrheit? Ich sagte sie! Er ist ein Blagueur. Doch, Sie mögen ihn immerhin lieben. O, wähnen Sie nicht, daß ich darob einen Selbstmord begehe. Ich, dem die Welt in leuchtenden Häusern zujubelt, den die ätzendsten Kritiker auf Händen tragen, der durch seine Kunst jauchzendes Glück in Millionen Herzen sandte, ich schleiche Nachts wie ein scheuer Dieb zu Ihrem Hause. Doch es geschieht nimmermehr! Ich oder Peccini: treffen Sie Ihre Wahl!"

„Nicht so laut, um Gotteswillen," ruft Leona flehend. „Helene schläft noch nicht, und sie ahnt vielleicht, daß ich hier bin."

„Die Hölle mit ihren Schauern über sie!"

„Nicht so laut," bittet sie nochmals, „oder ich müßte in das Haus zurückkehren."

Da erfaßt er ihren Arm, und an ihn sich klammernd, steigt er über den niedern Gartenzaun.

Weist sie ihn zurück? Nein, sie erfaßt seine beiden Hände, drückt sie an sich und steht da wie aus Erz gegossen. Endlich öffnen sich ihre Lippen.

„Nein, nein," haucht sie, „ich liebe ihn nicht, sagen Sie nicht, daß ich ihn liebe. Seine Stimme hat mich überwältigt, mein Herz erbebt vor seiner Kunst, ich zittre bei dem Gedanken an ihn und möchte mich zur Erde werfen und weinen . . ."

„Und das soll nicht Liebe sein?" fragt Falkenau höhnisch.

„Nein," erwidert sie, „die Macht seines Gesanges hat mich gefangen genommen, bezwungen ganz und gar. Ich bin wie im Fieber, in einem Taumel . . ."

Bei diesen Worten will sich Falkenau von ihr losreißen, doch mit beiden Armen preßt sie ihn plötzlich an ihre Brust, daß er sich willenlos an sie schmiegen muß, wie ein Säugling an seine Amme. Nun hält sie still, sie küßt ihn nicht, sie bewegt sich nicht, sie hält ihn, als ob es gedankenlos geschähe, an sich gedrückt und starrt mit versteintem Antlitz in das Leere. Da ertönen vom Hause die ersten Acorde aus Canios Lied: Vesti la giubba . . . und nun ist es, als ob ein wilder Sturm ihre mächtigen Glieder bewegte. Ihre Gestalt bebt, sie läßt ihre Arme sinken, doch blos einen Augenblick, dann umklammern sie den kleinen Tenoristen abermals. Sie hebt ihn zu sich empor, als ob er ein kleiner Junge wäre; sie küßt seine Lippen, seine Augen, sein Haar, sie herzt ihn, sie umarmt ihn, sie erdrückt ihn in ihren Armen, doch endlich läßt sie ihn zur Erde gleiten, denn er hat einen Schmerzensschrei ausgestoßen: offenbar biß sie ihm in wilder Leidenschaftlichkeit in die Lippen.

Zitternd und mit dem Taschentuch sein Antlitz trocknend, steht der kleine Tenorist vor ihr. Ihr Busen wogt, ihr Athem pocht heftig, mit tastenden Händen will sie nach Falkenau langen, der aber springt entsetzt einen Schritt zurück.

„Willst Du mich tödten, Leona?" ruft er.

„Tödten? ich? ach . . ."

Da ertönt eine Stimme vom Hause: „Was suchst Du jetzt noch im Garten? Komm doch herein; Du erkältest Dich."

Jetzt erst scheint sie aus ihrem Taumel zu erwachen. Sie schüttelt das Haupt und streicht mit dem Handrücken über die Augen, als ob sie den davor liegenden Nebel zerstreuen möchte. Sie wendet sich zu Falkenau, ruft ihm fast frostig gute Nacht zu und kehrt gesenkten Hauptes mit langsamen, schlürfenden Schritten in das Haus zurück.

Falkenau blickt ihr eine Weile nach und springt dann über den Zaun. Rasch will er über die Böschung hinunter, hat sie jedoch noch nicht erreicht, als er an meinem Versteck vorüber muß . . . Mit großem Geräusch zerknacke ich einen dürren Ast: Ein Aufschrei, ein Sprung — der weltenstürmende kleine Tenor ist über die Böschung in den Straßengraben gekollert.

Ich lasse ihn liegen und gehe nicht über die Böschung, sondern schreite am Waldesrande, hinter den Häusern, bis ich die Postgasse erreiche.

Ich fühle keine Eifersucht. Was geschah denn? Ich habe diese starre Weiblichkeit schmelzen, ich habe das stolze Weib in wonnigem Gefühl sich auflösen gesehen. Musik ist der Zauberstab, unter dessen Berührung sie vergeht, wie ein Eisblock unter züngelnden Flammen. Sangeskunst ist der Schlüssel, der dieses stolze Herz öffnet und von allen süßen Gefühlen des zarten Weibes durchfluthen läßt.

Ich habe daheim die Wirkung der Musik auf ihr Gemüth nicht beobachten können, es mangelte mir an Gelegenheit. Ich sah sie blos in Gesellschaften, auf der Promenade, und da war sie stolz und unnahbar. Wie Musik sie verwandelt, wie sie unter sanften oder ergreifenden Tönen dahinschmilzt, wie sie aufgelöst wird, wie die steinerne Hülle fällt und das milde, weiche, von zarten oder glühenden Gefühlen überwältigte Weib zum Vorschein tritt, das sah ich erst nun, nun zum ersten Male. Und in der eben verflossenen Gartenscene beobachtete ich die Nachwirkung der Musik auf ihr Gemüth. Sie ist aufgelöst worden von dem göttlichen Gesange Peccinis, das liebende Weib in ihr ist wach geworden, und dieses Gefühl war nicht mehr einzudämmen, deshalb ergoß es sich über Falkenau. Sie erzitterte noch Stunden nachher in den süßen seligen Schauern, welche Peccinis Gesang in ihr geweckt; doch weil er, der Wonnespender, nicht selbst zugegen ist, umarmt sie den kleinen Tenor, ihr aber ist es, als würde sie Peccini an das Herz drücken. Was ist ihr Falkenau? Nichts! Doch in Wonne aufgelöst, läßt sie ihm einen Theil jener Liebe zufließen, welche Peccinis ist. Peccini, dem Gefeierten, dem Gewaltigen, ist ihr ganzes Herz zu eigen, und fieberhaft ersehnt sie den Augenblick, um in seine Arme zu sinken, um sich ihm völlig hinzugeben. Jeder Nerv in ihr dürstet nach ihm. Einstweilen aber nahm sie mit Falkenau vorlieb, denn er gemahnt zum Mindesten an ihn, denn auch er ist Sänger.

Ich aber, was ich bin? Ich glaube, ein Narr. Doch ich pflege an meinen Narrheiten nicht zu Grunde zu gehen, und das ist immerhin ein Trost.

VI.

Am nächsten Morgen finde ich Leona beim Brunnen, und mir ist es, als ob noch immer eine leise Unruhe auf ihrem Antlitz läge. Neben ihr schreitet ihre Cousine einher, lang, blond, doch nicht bleich wie gewöhnlich, sondern mit gerötheten Wangen und mit vorwurfsvollen Blicken zu Leona sprechend. Als die beiden Damen meiner ansichtig werden, glätten sich ihre Wangen, und ihre Züge nehmen den Ausdruck erzwungener Ruhe an. Offenbar herrscht eine Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen, ich aber soll Nichts bemerken, und freundlicher als gewöhnlich wird mein Gruß entgegengenommen. Es wäre nicht der geeignete Moment, ihnen zu nahen, und ich schreite abermals mit pochendem Herzen vorbei, wie gestern und vor-

gestern. Es will mir also nicht gelingen, den Schuljungen abzustreifen? Blos weil ich nicht zu den solidesten jungen Leuten unserer Stadt zähle, wage ich mich nicht in ihre Nähe; ich fürchte, von ihrer stolzen Kälte zurückgewiesen zu werden. Stolze Kälte nach jener Scene, welcher ich am jüngsten Abend beigewohnt? Ich lächle höhnisch und schreite dennoch weiter und weiter, und erst als die Distanz eine ziemlich große geworden, wage ich es, umzukehren und ihnen zu folgen. Vergebliches Beginnen! Ich sehe eine ganze Gesellschaft von Damen sich ihnen anschließen, nun kommen auch zwei Herren hinzu — und ich schlage mich in die Büsche.

Der Tag kriecht wie eine Schnecke dahin. Zur Essenszeit wandere ich von einem Restaurant in das andere, doch nirgend eine Spur meiner schönen Frau. Nachmittags spiele ich Karten, was sonst nicht meine Gewohnheit ist, allein ich weiß anders die Zeit nicht todtzuschlagen und meine Sehnsucht nach Leona zum Schweigen zu bringen.

Am Abend finde ich sie im Speisesaale des Hôtel Neptun in großer Gesellschaft. An einer Tafel sitzen mindestens zwanzig Personen; den Ehrenplatz nimmt Peccini ein, und ihm zur Rechten thront Leona.

Wie schön sie ist! Eine leichte Gluth färbt ihre Wangen, ihre Augen glänzen, die vollen rothen Lippen umspielt ein zufriedenes Lächeln, denn er sitzt ja an ihrer Seite, der ihr ganzes Denken, ihr ganzes Herz erfüllt. Er ist ein schöner Mann, dieser berühmte Heldentenor, der in der Pariser Oper ebenso daheim ist wie in der Scala zu Mailand, ein hoher, schöner Mann, mit dunklen blitzenden Augen, glänzenden Zähnen und einem herrlichen kleinen Schnurrbart; in seine etwas niedere Stirne fallen künstlerisch wirre schwarze Locken. Die Formen seiner hohen Gestalt sind vielleicht ein wenig zu rund, wie mit Fettpölsterchen belegt, allein er erscheint hierdurch den Frauen vielleicht noch imposanter. Er nimmt den Ehrenplatz ein, und er bildet auch den Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft, obwohl mindestens acht Damen bei dem Tische sind.

Ich will mich in einem Winkel niederlassen, doch da stürzt ein Mensch auf mich zu, die Serviette unter dem Kinn und die Lippen fetttriefend. Es ist Heid, einer der gefürchtetsten Musikkritiker Berlins. Wir hatten einen Sommer am Achensee und einen in Heringsdorf beisammen verbracht. Gewaltsam schleppt er mich zur Gesellschaft und brüllt meinen Namen die Tafel entlang. Es wird wenig Notiz von mir genommen. Zwei Damen schenken mir die Nüance eines Blickes, und zwei, drei Herren sehen sich flüchtig nach mir um, unterbrechen jedoch ihre mit den Nachbarn geführten Gespräche nicht. Blos Leona wirft mir einen längeren Blick zu, in dem ein Schatten von Mißmuth liegt.

Ich lasse mich am unteren Ende des Tisches nieder und prüfe die Gesellschaft. Es sind nicht weniger als vier Primadonnen anwesend: zwei sehr schön, eine mittelgut und eine nahe an vierzig Jahre, alle jedoch berühmt, und allen macht ein Doctor Thalmann, ein mehrfacher Millionär

aus Leipzig, den Hof. Da sind ferner die Tenoristen Hahnenkamm und Falkenau, zahlreiche Kunstfreunde und einige Damen, welche ich wiederholt in der Gesellschaft Leonas gesehen. Eine von diesen sitzt neben mir; eine Frau von Winterberg. Ich versuche es, ein Gespräch anzuknüpfen, allein sie sieht mich groß an, als wollte sie sagen, sie werde doch ihre Zeit nicht an mich vergeuden, da sie sich mit dem Tenoristen Hahnenkamm unterhalten kann — und sie wendet sich zu Hahnenkamm. Nun suche ich am allgemeinen Gespräch theilzunehmen, doch auch das gelingt mir nicht. Heid darf dreinschreien, auch die Bemerkungen einiger Damen oder bewährter Enthusiasten werden wohlwollend aufgenommen, ich jedoch und der Maler Reinwart werden nicht angehört. Alle, zumal die drei Tenoristen, sehen über uns hinweg, und auf unsere Meinungen wird nicht reflectirt. Man thut, als ob man uns hörte, antwortet uns jedoch nicht, sondern spricht von anderen Dingen.

Um so mehr Muße bleibt mir, Leona, welche eng neben Peccini sitzt, zu beobachten. Sie ist glücklich, unendlich glücklich, das spricht aus jedem Blick ihrer schönen Augen. Nicht vollends ist die Sehnsucht gestillt, welche in der jüngsten Nacht aus ihren an Falkenau gerichteten Worten klang, dazu müßte sie mit dem Auserwählten allein sein, er müßte seinen Arm um ihren Nacken schlingen, und der von dem kleinen Schnurrbart beschattete Mund müßte auf ihren rothen Lippen glühen. Doch sie sitzt neben ihm, fast an ihn geschmiegt, und ich möchte wetten, daß ihre Hände unter dem Tische ineinander ruhen. Wie ihre Blicke leuchten, wenn er sich an sie wendet! Sie hat ihm ihre Liebe gestanden, gewiß, und er hat ihr das Versprechen gegeben, sie zu erhören, er, der Gewaltige, der Gefeierte, der Einzige. Was ist ihr in diesem Augenblicke Falkenau, den sie in der jüngsten Nacht mit Küssen bedeckte? Den kleinen Tenoristen muß sicherlich die Eifersucht zerfleischen. Ich suche ihn mit den Blicken; nein, er ist nicht eifersüchtig, er erzählt einer sehr elegant gekleideten Frau, welche ihn mit voller Aufmerksamkeit anhört, Wunderdinge über seine Erfolge am Hofe der Königin von England.

Ich versuche es, mit einer der Primadonnen ein Gespräch anzuknüpfen, allein diese haben blos für den reichen Thalmann Augen und Ohren. Mehr Glück habe ich bei der langen blonden Cousine Leonas. Sie lächelt freundlich und spielt nicht, wie alle übrigen Damen, die Stolze. Jetzt mengt sich Doctor Heid in unsere Conversation. Er sei für morgen zu Leona zum Kaffee geladen, und wenn ich wolle, nehme er mich mit. Ohne meine Antwort abzuwarten, erklärt er Leona, morgen mit mir bei ihr zu erscheinen. Sie blickt ihm einen Augenblick erstaunt in's Antlitz, lächelt aber dann zustimmend. Sie werde sich freuen, sagt sie kühl genug.

Es ist Mitternacht, und die Gesellschaft erhebt sich. Ich will zahlen, allein es ist zu spät, Thalmann hat für Alle bezahlt.

Nun wird sich die Schaar auflösen: Einer geht hierhin, der Andere

dorthin. Peccini begleitet Leona und ihre Cousine nach Hause, und wenn diese in ihrer Wohnung verschwunden sind, steigt er über die Böschung zu ihrem Garten, und im Mondenschein beginnt die heißersehnte Schäferscene. Ach, wie wird ihn dieses gewaltige Marmorweib in ihre Arme pressen, wie werden diese herrlichen Lippen auf seinen Wangen brennen, als ob sie ihm das Blut aussaugen möchten. Ich werde dabei sein, Madame, gewiß, ich werde dabei sein. Sitzt mir der Stachel einmal im Herzen, so will ich ihn stets tiefer und tiefer hineindrücken, ich will es mitansehen, wie Sie Peccini, das Original, herzen und küssen, da es bereits so köstlich war, Sie Falkenau, das Surrogat, küssen zu sehen.

Wie werden sie sich von den Uebrigen befreien?

Ach, ohne Weiteres, ohne sich zu entschuldigen! Sie haben es während des Soupers sicherlich genau besprochen, wie sie es machen wollen. Würden sonst Leonas Augen so siegessicher leuchten, umspielte sonst ihre Lippen dieses glückliche Lächeln?

Auf der Straße angelangt, reicht Peccini Leona den Arm, um sie heimzugeleiten, da wendet sich jedoch die Primadonna Fräulein Clar an ihn: „Mein lieber Peccini, ich habe keine Lust, zu warten, bis Sie vom Ende der Jägerstraße zurückkehren."

„Ach ja," sagt Peccini, sich plötzlich entsinnend, und läßt Leonas Arm fallen. „Ich habe Fräulein Clar zugesagt, die Lieder, welche sie morgen beim Prinzen von Orleans singen soll, noch heute mit ihr durchzunehmen. Verzeihen Sie, schöne Frau," wendet er sich an Leona und küßt ihre Fingerspitzen.

Ich sehe Leona bleich werden, bleich wie der Tod. Ihre Lider senken sich, und was von ihren Augensternen sichtbar bleibt, schillert grünlich phosphorescirend. Ihre Brust hebt und senkt sich, die Rechte zur Faust geballt, scheint sie sie erheben und einen Schrei ausstoßen zu wollen. Doch alsbald ist die Zornesfluth dahin, sie wird ruhiger, ein leises Lächeln umspielt ihre Lippen, und ihre Stimme klingt ruhig, als sie Peccini, der sich mit Fräulein Clar entfernt, gute Nacht bietet.

Blos eine Weile bleibt sie noch stehen, als fände sie nicht die Kraft zu gehen, dann jedoch wendet sie sich mit ihrer Cousine, geleitet von den Tenoristen Hahnenkamm und Falkenau, auf den Heimweg.

Ich möchte ihr folgen, möchte sehen, wie sie im Garten erscheint und in heißer Sehnsucht auf und ab schreitet, wie sie die Zähne in die Lippen vergräbt, das Taschentuch in den Händen zerpflückt, wie ihr die großen Thränen über die Wangen rollen und wie sie dabei immer noch hofft, Peccini werde sich von der Clar befreien und zu ihr in den Garten eilen, um in ihre Arme zu sinken. Ich möchte es mitansehen, wie dieses gewaltige Weib gebrochen, zerknirscht, enttäuscht, in Thränen aufgelöst, auf die Gartenbank sinkt, allein Heid hat meinen Arm erfaßt, um mich gewaltsam mit sich zu schleppen.

Er hat zu viel getrunken, behauptet jedoch, durstig zu sein und von Neuem trinken zu müssen. Ich will mich bei Thalmann, der mein Souper bezahlte, revanchiren und offerire ihm eine Flasche Champagner. Mein Antrag wird von Heid johlend angenommen, wir bringen die Damen heim und halten unsern Einzug in eine Weinstube.

Heid ist grob, besonders mit dem Leipziger Millionär, der sich fortwährend darüber ärgert, daß die Clar mit Peccini davongegangen ist, ohne ihm auch blos gute Nacht zu bieten.

„Hätten Sie sich mit ihr allein befaßt!“ ruft Heid. „Wer, zum Kuckuck, rieth Ihnen, gleich vier Primadonnen auf ein Mal zu poussiren? Wären Sie vorher zu mir gekommen, ich hätte Ihnen den richtigen Weg gewiesen, denn ich kenne diese vier Frauenzimmer wie meine Tasche. Von Peccini haben Sie nicht viel zu fürchten, denn die Clar ist eine große Dame. Sie war die Geliebte eines königlichen Prinzen und hat sein Aristokratenthum angezogen. Seit er sie verlassen hat, nimmt sie Keinen zum Geliebten, der nicht mindestens Graf ist, und auch den behandelt sie blos herablassend. Ein Bürgerlicher darf nicht in ihre Nähe, es sei denn, er verehrt ihr sofort hunderttausend Mark. Die Bertini ist ganz anders, die ist eine gute Haut; allerdings eine vierzigjährige. Sie frägt nicht nach Geld und nicht nach Geburt; ob Marqueur oder Prinz, sie drückt Jeden an's Herz, wenn er ihr gefällt. Sie opfert ihren letzten Groschen und wird sich, selbst hungernd, für Geld nicht verkaufen. Die Feldsberg ist ein häßlicher Geldsack. Ob Marqueur oder Prinz, jung oder alt, schön oder häßlich, wenn er nur Geld besitzt. Für Geld ist Alles von ihr zu haben, ohne Geld Nichts, nicht einmal ein gutes Wort. Und nun Melinda, die Unbefleckte, die Unschuldige, die Reine, die ist die Aergste von Allen. Sie singt wie ein Nachtigallen-Ensemble und spielt wie eine Holzhacke, weil sie noch nie geliebt hat. Sie erhält keine Anregung aus ihrem Herzen, weil sie kein Gefühl besitzt. Sie speculirt nämlich mit sich. Eine gottbegnadete Primadonna, die eine Unschuld ist, das trifft sich in hundert Jahren blos einmal, folglich muß sie von einem Prinzen gefreit werden. Ich könnte das Frauenzimmer durchprügeln! Nun entscheiden Sie sich, Thalmann.“

„Sie haben zu viel getrunken, lieber Heid,“ meint dieser. Ich zahle, und wir gehen heim.

VII.

Ich warte vergeblich auf Dr. Heid, daß er mich zu Leona bringe. Entweder schläft er seinen Rausch aus oder vergaß meiner. Um drei Uhr Nachmittags mache ich mich allein auf den Weg, und zwar mit Gefühlen, welche kaum an Liebe gemahnen. Hat die Ueberzeugung, daß sie Peccini mit allen Fasern liebt, die Sehnsucht in mir ertödtet? Mein Kopf ist

schwer, so daß ich kaum einen Gedanken zu fassen vermag. Ich bin Leona Nichts und werde ihr nie Etwas bedeuten, denn selbst wenn sie von Peccini läßt, tritt Falkenau in den Vordergrund oder gleichviel welcher Sangeskünstler, ich aber verkümmere im Nebel; ich bin ihr ein kleines Wölkchen, weiter Nichts.

Leona trägt ein hochrothes Negligé, allein ihr Antlitz ist bleich, und ich bemerke, daß diese Blässe nicht von Reispuder herrührt. Sie empfängt mich mit kühler, gesellschaftsüblicher Freundlichkeit; kein Wort zu viel. Es ist eine kleine Gesellschaft anwesend: die lange blonde Cousine, eine herrlich gebaute, doch, wie es scheint, verdüsterte Frau, ferner eine Frau Melzer, sehr distinguirt, sehr elegant, doch häßlich, und eine Frau von Winterberg, klein, sehr stark, mit rosenrothen Wangen: wie geschaffen für eine Marienbader Kur; der Maler Reinwart, den ich seit Jahren kenne, und vor Allem die Tenoristen Falkenau und Hahnenkamm. Letzterer ist von mittelgroßer Gestalt, breitschulterig, hat dunkelblondes Haupthaar und trägt einen kurzen blonden Vollbart.

Die Damen nehmen mich mit wenig Neugier auf: sie haben für meinen Gruß blos ein stummes Kopfnicken. Mit den Tenoristen Hahnenkamm und Falkenau habe ich gestern an einem Tische soupirt, allein sie erinnern sich meiner nicht mehr, und ich muß ihnen neuerdings vorgestellt werden. Hahnenkamm nimmt meine Vorstellung mit einem Augenzwinkern entgegen, und Falkenau legt zwei Fingerchen seines Händchens in meine Rechte.

Man ist sehr still, und ich versuche, eine Conversation in Fluß zu bringen, allein es will mir nicht gelingen. Offenbar erwartet man Peccini, und wie vor dem Erscheinen des Hofes die Lustbarkeit nicht beginnen darf, nimmt auch hier erst beim Eintritt Peccinis die Unterhaltung ihren Gang.

Die Zeit verstreicht, und Peccini kommt nicht; nochmals bemühe ich mich im Verein mit dem Maler Reinwart eine Unterhaltung anzubahnen, allein unsere Bemerkungen bringen nicht mehr Effect hervor, als ein Stückchen Kork im Wasser. Offenbar sind wir Zwei in dieser Gesellschaft vollständig überflüssig.

„Nun hätten wir aber lange genug gewartet!“ Mit diesen Worten erhebt sich Falkenau und tritt vor Leona hin. „Eine Wette, Peccini ist heute wieder einmal nach Karlsbad gefahren.“ Er sieht ihr dabei in die Augen, und ihr früher bleiches Antlitz färbt sich plötzlich roth.

„Er versprach, bestimmt zu kommen,“ erwidert sie verlegen, „ganz bestimmt.“

„Nun ja, wenn er eben nicht nach Karlsbad berufen wurde!“

„Ich möchte seiner Stimme Klang vernehmen,“ sagt Frau Melzer. „Seitdem ich ihn gestern singen gehört, ist es mir, als fände ich meine Seligkeit nicht wieder, bis ich ihn gesprochen.“

„Ach, diese Stimme, diese Stimme!“ hebt da Frau von Winterberg an. „Flüssiges Gold, das zwischen Rosen dahingleitet. Wie ist es nur möglich, Töne erklingen zu lassen, die an das Wiegenlied einer Mutter, an den Kuß des Geliebten, an die Offenbarung Gottes mahnen?“

Bei diesen Worten blicke ich zufällig auf Hahnenkamm und erschrecke vor dem hämischen Ausdruck seines Antlitzes. Das Haupt zurückgeworfen, die Unterlippe stark nach vorne geschoben, trommelt er in verhaltenem Zorn mit den Fingern auf den Tisch. „Haben Sie mich je singen gehört?“ ruft er Frau Winterberg fast heiser zu.

Die kleine Frau zuckt heftig zusammen. „Ich hatte noch nicht das Vergnügen,“ erwidert sie schüchtern.

„Wissen Sie, daß Peccini mit Contractbruch drohte, als ich an der Scala gastiren sollte?“ hebt Hahnenkamm wieder an. „Wissen Sie, daß er noch acht Tage nach meiner Abreise im Fieber lag, weil er sich von dem Schrecken, ich werde ihn in Grund und Boden singen, nicht erholen konnte? O, der elende Intrigant! Mir lag übrigens Nichts daran, denn die Königin von England berief mich wieder nach Windsor, wie alljährlich. Und wahrlich, wenn ich die Königin, umgeben von den Prinzessinnen, in Verzückung an meinen Lippen hängen sah, da ... Doch wozu? Lassen wir das!“

„Nein, nein, sprechen Sie weiter,“ rufen Leona und Frau Melzer fast flehend, doch schon hat Falkenau das Wort ergriffen. „Wissen Sie,“ wendet er sich gleichgiltig an Hahnenkamm, „daß Cosima jüngst wieder incognito aus Bayreuth herüber gekommen war, um mich als Siegfried zu hören? Doch mich ködert sie nicht, weder mit Richards Manen, noch mit erhöhtem Honorar. Ich habe es satt, mir Millionen erpressen zu lassen.“

„Ja, in Windsor,“ beginnt Hahnenkamm wieder, als ob er sich selbst und nicht Falkenau ihn unterbrochen hätte. „Einmal war auch Adelina herübergekommen, Adelina Patti. Ich hatte eben meinen Part beendigt, da steht sie auf, fällt mir weinend an den Hals und küßt mich. Wenn sich die Königin nicht in's Mittel legt, hätte es noch am selben Abend zwischen mir und Niccolini ein Duell gegeben.“

„Genau wie es mir mit Prinzessin Sophie von Schweden erging,“ sagt Falkenau leichthin.“

„Wann werden Sie singen?“ wendet sich Frau Winterberg enthusiasmirt an Hahnenkamm. „Ach, noch einmal möchte ich singen hören wie gestern! Nein, das war nicht für Menschen bestimmt, das war ein Genuß für Götter.“

„Ha, wie wäre es erst gewesen, wenn auch ich gesungen hätte?“ ruft Falkenau.

„Die Vorstellung hätte länger gedauert,“ behauptet Reinwart.

Falkenau mißt ihn mit einem verächtlichen Blick, ballt die kleinen Hände, wendet sich jedoch wortlos von ihm ab.

„Wenn Sie gesungen hätten?“ fragt Hahnenkamm und lacht höhnisch. „Sie vergessen, wie es Ihnen in Dresden erging, als Sie nach mir sangen und mich verdrängen wollten?“

„Ich Sie verdrängen wollen? Meine einsame Höhe . . .“

„Ihre einsame Höhe? Wieso?“

„Einsam, einsam und allein!“ schreit Falkenau. „Das ist nun einmal so.“

„Lächerliche Ueberhebung!“

„Lächerliche Ueberhebung?“

„Nicht doch, nicht doch, meine Herren,“ ruft Leona begütigend dazwischen.

„Es ist servirt, bitte zu Tische!“ sagt die lange Cousine und erhebt sich. Die andern Damen folgen, ebenso die Künstler, und die Fehde ist beigelegt.

Ich und der Maler Reinwart gehen mit langsamen Schritten in den Garten, wo in einer Laube der Tisch gedeckt ist. Plötzlich bleibt der Maler stehen und hemmt dadurch auch meinen Gang.

„Was, zum Kuckuck, sollen wir denn eigentlich hier?“ fragte er mich.

„Nun, Sie müssen doch wissen, weshalb Sie gekommen sind?“

„Wegen Leona!“

„Ah, wegen Leona? Und in der Gesellschaft von berühmten Tenoristen wollen Sie bei ihr Geltung gewinnen?“

„Ja, konnte ich denn wissen, daß ich hier so ganz und gar verschwinden werde?“ erwidert der Maler. „Habe doch auch Etwas geleistet, ziemlich viele Anerkennung gefunden, verkehre in München und Berlin in der besten Gesellschaft, und neben diesen Sängern werde ich ignorirt wie ein Schildermaler.“

„Sie ärgern sich doch nicht ernstlich, mein lieber Reinwart?“

„Ja, ganz ernstlich!“

„Dann sind Sie nicht klug.“

„Der Teufel hole Ihre Philosophie! Lieben Sie eine schöne Frau, und wenn Sie dann in ihrer Gesellschaft nicht bemerkt werden, trösten Sie sich mit Vernunftsgründen.“

„Lernen Sie singen!“

„Singen?“

„Ja, alter Junge, singen! Alles Uebrige zählt bei den Frauen nicht. Bilder, Gedichte, Novellen, Statuen, Dramen, alldas ist Handwerk; es giebt nur eine Kunst: Musik. Man schwärmt für Leoncavallo und Mascagni, man betet d'Andrade, Reszke, Peccini und Hahnenkamm an, aber man kümmert sich nicht im Geringsten um Leute unseres Kalibers.“

Der Maler wird ganz roth vor Zorn. „Ich soll nicht so viel gelten, wie einer dieser Tenoristen?“ ruft er. „Sind denn das auch Künstler? Bourget ist im Rechte, wenn er behauptet, die Kehlbildung eines Tenors

sei eine rein körperliche Begabung wie es die zu Verrenkungen geeigneten Glieder eines Clowns sind. Um aber ein gutes Bild fertig zu bringen, muß man angeborenes Talent besitzen. Dann gehört noch eifriges Studium dazu, ferner Gefühl und vor Allem: Seele, eine Seele, die durch die Augen dringt."

„Wissen Sie was? Schreiben Sie das fein säuberlich auf, und ich will's dann Leona declamiren; ich denke, sie wird davon sehr ergriffen sein, die Tenoristen fortjagen und Sie an ihr Herz drücken."

Der Maler ballt die Fäuste und möchte mich am liebsten prügeln. Er muß sich jedoch beruhigen, denn wir hören eine helle Stimme. „Darf ich bitten?" klingt es uns entgegen.

Die lange Cousine ist es. Ein freundliches Mitleid lag schon in der Stube in ihrem Antlitz ausgeprägt, als sie sah, daß wir Zwei uns so gar keine Geltung verschaffen können.

Wir nehmen rechts und links von ihr Platz; gegenüber sitzen Frau Melzer und Frau von Winterberg und die beiden Tenoristen. Leona präsidirt. Frau Melzer und Frau von Winterberg hatten drinnen keinen Blick, geschweige ein Wort für uns gehabt, und sie nehmen auch hier, in der Laube, keine Notiz von uns. Sie staunen Falkenau und Hahnenkamm mit ihren Augen an, spitzen die Lippen und säuseln wie der Frühlingswind. Die lange Cousine merkt entschieden, wie der Maler und ich im Hintergrunde kampiren und ruft uns zu, uns zu bedienen. Sie spricht nahezu ohne Unterlaß, offenbar, um uns die Zurücksetzung nicht fühlen zu lassen.

Das verräth Tact und Herz, doch ich höre kaum, was sie spricht, denn Leona nimmt meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie ist unruhig, ein Schatten von Mißmuth oder Enttäuschung, den sie vergeblich zu bannen sucht, ruht auf dem herrlich schönen Antlitz, und ihre Augen sind beinahe fortwährend auf die Gartenpforte gerichtet. Sie hofft noch immer, daß Peccini erscheint; das leise Zucken in ihren Mundwinkeln verräth, daß ihre Erwartung bis zur Pein gesteigert ist. Sie leidet, dieser schöne Leib verzehrt sich in Sehnsucht nach dem berühmten Sänger.

Bemerkt Niemand den Kampf, der in ihr tobt? Falkenau widmet sich mit voller Zärtlichkeit der dicken Frau von Winterberg und wirft blos hie und da einen prüfenden Blick auf Leona. Er scheint ihre Eifersucht erregen zu wollen, um Peccini zu verdrängen, und Frau Melzer widmet sich Hahnenkamm mit so liebevoller Hingebung, daß sie Beide keine Zeit finden, Leonas Aufregung zu bemerken.

Die lange Cousine sieht, daß ich Leona fast unausgesetzt beobachte, und sie scheint sich vor meiner Beobachtung zu fürchten. Sie will meine Aufmerksamkeit von ihr ablenken, und da ihr dieses dadurch, daß sie mich in ein Gespräch verwickelt, nicht gelingt, beginnt sie discret mit mir zu kokettiren. Sie läßt mich ihre Serviette aufheben, und ich gewahre hierbei einen ziemlich starken, doch wunderbar schönen und tadellos chaussürten

Fuß. Sie wendet sich von mir, und ich sehe ihr aschblondes Haar in schier unnatürlich dicken Flechten um zwei große, gelbe Schildpattnadeln gewunden; ihre weiße, edelgeformte Hand mit den schlanken, geradlinigen Fingern spielt neben meinem Teller, doch ich gebe trotzdem die Beobachtung nicht auf, bis Leona sich erhebt und die Gäste mit ihr.

Blos Hahnenkamm bleibt auf seinem Platze. Er will noch ein wenig ruhen; die Gesellschaft möge sich nicht stören lassen, er folge in einigen Minuten. Frau Melzer bittet mit gefalteten Händen, bei ihm bleiben zu dürfen, er aber schüttelt verneinend das Haupt. So bleibt er allein zurück, und wir schreiten in den Wald hinauf. Ich marschire allein im Hintergrunde und werfe am Rande des Waldes einen Blick nach der Laube zurück: Hahnenkamm füllt seine Taschen aus dem Cigarrenkistchen, welches auf dem Tische steht. Nun erhebt er sich, und mit herrlicher Stimme singt er: „Ich komme vom Gebirge her . . ." Die Töne dringen voll und rein zu mir herauf und die ganze Gesellschaft bleibt wie gebannt stehen. Der Athem der Frau Melzer keucht, und in Leonas Auge erblicke ich eine Thräne. „Ich muß zu ihm," flüstert Frau Melzer zitternd vor Erregung, doch Leona erfaßt ihre Hand: „Nein, Sie dürfen ihn nicht stören, ich selbst will hinunter, um ihn hierherzugeleiten, wenn er das Lied beendet hat," und bevor sie Jemand zurückzuhalten vermag, ist sie den Abhang hinuntergeilt.

Ich stehe noch immer abseits von der Gesellschaft, so daß blos ich die Vorgänge in der Laube beobachten kann. Leonas Cousine tritt an mich heran; sie beginnt ein Gespräch und versucht es, mich von meinem Standplatze zu locken; allein ich weiche nicht. Leona ist in der Laube angelangt, und Hahnenkamm hat seinen Gesang beendet. Er bemerkt nicht, daß er nicht allein ist, doch nun fühlt er es: zwei mächtige Frauenarme schlingen sich um seinen Hals, und ein schönes Haupt lehnt sich an seine Brust.

Nun erst wende ich mich mit einem leisen Lächeln zu der neben mir stehenden Cousine. Sie ist bleich, sieht mir jedoch trotzig in die Augen; dann kehrt sie sich ab und schreitet auf die Gesellschaft zu.

VIII.

Am nächsten Morgen warte ich lange Zeit vergeblich beim Kreuzbrunnen. Leona kommt erst, als ich, des Wartens müde, nach Bellevue zum Frühstück gehen will. Es ist nahezu neun Uhr, als sie erscheint und zwar allein. Wo ist die Cousine, ihre unzertrennliche Begleiterin? Ich begrüße Leona heute sehr unbefangen, denn meine Scheu ist verflogen. Sie bemerkt den etwas cordialen Ton, und ihr Antlitz nimmt einen noch kälteren, noch strengeren Ausdruck an. Ich lasse mich nicht irre machen und bin nonchahant, wie mit einem hübschen Ladenmädchen. In diesem Augenblick liebe ich Leona ganz und gar nicht: sie interessirt mich kaum. Der Schleier

ist gelüftet: diese kühle, stolze Frau, welche mich daheim nicht in ihrer Nähe duldete, weil ich es für ihre strenge Auffassung ein wenig zu leichtfertig treibe, diese Frau, an welcher kein Makel haftet, an die sich die Verleumdung nie heranwagte, ist hier in Marienbad geradezu liebestoll und sinkt aus den Armen eines Tenoristen in die des andern. Sie küßt Falkenau und umarmt Hahnenkamm, doch das sind blos Strohmänner, bei diesen markirt sie blos die Liebe, welche sie ihrem heißbegehrten Peccini in vollen Strömen zukommen lassen möchte. Sie ist vielleicht auch daheim nicht anders, doch weil ich nicht in ihr Haus kam und zu wenig in den Kreisen der Sänger verkehre, erfuhr ich Nichts davon.

Madame, Ihre Rolle als classisch-reine Bildsäule haben Sie vor mir ausgespielt; man ist nicht eine strenge Richterin über etwas leichtfertige Sterbliche und gleichzeitig die Geliebte unterschiedlicher Sänger, und wenn ich Ihnen ferner einiges Interesse weihe, so hat das eigene Gründe: Man findet nicht täglich eine Frau, welche der Menge als der höchste Ausdruck weiblichen Stolzes erscheint und dabei ein Tenoristenliebchen ist.

Ich möchte Frau Leona meine Gedanken am liebsten offenbaren, schlendre jedoch wortlos an ihrer Seite einher. Wo findet sich noch stolze Weiblichkeit, da selbst der Stolz dieser Frau eitel Komödie ist? Diese hehre Schönheit, diese classische Strenge, dieser herrliche Gliederbau, eine Vereinigung, um Anbetung hervorzurufen, doch diese Strenge verwandelt sich in Liebestollheit, diese Schönheit gehört Jedem, dem die Menge ob seines Gesanges zujubelt.

Obwohl ich schweigend neben Leona einhergehe, fürchte ich nicht, sie zu langweilen. Wie ein Blitz streifen mich hie und da ihre Blicke, und hieraus ersehe ich, daß ich für sie aufgehört habe, ein unbefangener Zuschauer zu sein; sie weiß, daß ich ihre Sympathien für Tenoristen lebhaft beobachte.

Gleichsam, um ihre Besorgniß zu zerstreuen, frage ich nach ihrer Cousine und wie sie sich befinde. Ein leises Roth huscht bei meinen Fragen über ihre Wangen. Ihre Cousine, Frau Richter, finde die Wohnung in der Jägerstraße zu beengend und sei eben im Begriffe, nach dem Hotel Neptun zu übersiedeln.

Ich verstehe: Der gestrigen Scene halber, welche sich in der Laube abspielte, kam es zu einer Auseinandersetzung zwischen ihnen, welche so ernste Formen annahm, daß die Cousine nicht länger mit ihr wohnen will. Ich nehme ihre Aufklärung ohne Erwiderung hin, zumal wir in Bellevue angelangt sind.

An dem Tische, welchem wir uns nähern, sitzen Peccini, Hahnenkamm und Falkenau und die Frauen Melzer und Winterberg. Keiner der Herren erhebt sich, so daß Leona stehend warten muß, bis ich einen Stuhl herbeibringe.

„Sie haben mich gestern erwartet?“ meint Peccini, nachdem wir Platz genommen. „Ich bedaure, allein der Prinz von Orleans ließ mich dringend zu sich bitten.“

Leona scheint sagen zu wollen, wie schmerzlich sie ihn vermißte, allein Frau Melzer schneidet ihr das Wort ab, indem sie lebhaft zu Peccini spricht. Frau Winterberg lauert auf die geringste Unterbrechung im Redeschwall ihrer Freundin, um das Wort an sich zu reißen und die Aufmerksamkeit Peccinis zu gewinnen, und Leona, welche überhaupt nicht zu Worte kommen kann, ist bleich und sieht ihm mit sehnsüchtigen Blicken in die Augen. Hahnenkamm kaut an seinem Schnurrbart, und Falkenau pustet laut vor sich hin. Die zwei Künstler fühlen sich zurückgesetzt, und es soll mich nicht wundern, wenn sie die übrige Gesellschaft mit unzarten Worten brüskiren. Ich finde ihren Zorn begründet. Gestern, als Peccini nicht anwesend war, bildeten sie den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der Damen, heute jedoch ist Peccini der Alleinherrscher, und sie kampiren im Hintergrunde. Sie sind ohne Peccini Alles und mit ihm Nichts. Habe ich doch selbst mitangesehen, wie Leona, als sie ihre Liebe nicht an Peccini verschwenden konnte, sich mit Falkenau und dann mit Hahnenkamm begnügte.

Leona rafft sich auf, und mitten in das Gespräch der Frau Winterberg fallend, sagt sie zu dem berühmten Tenor: „Und wann darf ich nun doch auf die Ehre Ihres Besuches rechnen?“

„. . . Ich werde daran denken, in meiner Todesstunde . . .“ will Frau Winterberg ihre von Leona gewaltsam unterbrochenen Worte fortsetzen, doch Letztere erhebt ihre Stimme, und der kleinen, dicken Dame einen vernichtenden Blick zuwerfend, sagt sie: „Bitte, gestatten Sie doch auch mir einige Worte!“ Frau Winterberg schweigt, und Peccini sieht Leona lächelnd, doch tief in die Augen: „Das werde ich Ihnen sagen, wenn wir allein sein werden,“ meint er und zwinkert dabei bedeutungsvoll.

Leona wird purpurroth, allein sie schweigt, und auch die anderen zwei Frauen sind still. Doch, es ist kein Schweigen der Verlegenheit, es ist ein Schweigen des Neides.

„Nun hätte ich eben vollkommen genug,“ sagt Falkenau gelangweilt und gähnt. „Kellner, ich zahle! Gehen Sie mit?“ wendet er sich an Hahnenkamm.

„Mit vielem Vergnügen,“ erwidert Hahnenkamm roh und erhebt sich sofort.

„So lassen Sie mich doch nicht allein hier!“ meint Peccini. „Wir gehen zusammen. Sie müssen ja doch auch zum Director?“

„Nun, machen Sie rasch,“ drängt Hahnenkamm und wirft den drei Frauen einen wegwerfenden Blick zu.

Diese scheinen einzusehen, daß sie die Beiden verletzt haben, denn Frau Melzer wendet sich an Hahnenkamm, und Leona wirft Falkenau einen tiefen, glühenden Blick zu.

In diesem Augenblicke erscheint die blonde Cousine; sie grüßt von ferne und läßt sich allein an einem Tischchen nieder. Die Augen der Frau Melzer und der Frau Winterberg wenden sich fragend zu Leona, diese jedoch zuckt die Schultern, und nun kümmert man sich nicht mehr um sie. Ich aber erhebe mich und gehe zur Cousine hinüber.

Es ist komisch anzusehen, wie diese große starke Frau, in deren Antlitz eine gewisse Härte liegt, bei meinem Erscheinen erröthet und die Augen niederschlägt. Sie kam so spät, weil sie ihre Koffer packte und in ein Hotel übersiedelt sei.

„Ich darf nicht so viel Leute um mich sehen, als gewöhnlich bei Leona verkehren," meine sie. „Ich muß mehr Ruhe haben, deshalb suchte ich mir ein anderes Quartier."

Ich thue, als ob ich an ihren Worten nicht zweifle, als ob ich nicht mit ziemlicher Gewißheit wüßte, daß sie von Leonas Tenoristensucht angewidert wird. Ich will blos einige Minuten bei ihr bleiben und zur Gesellschaft zurückkehren, allein sie zieht mich magisch an. Woran liegt es, daß mir diese Frau in diesem Augenblick weit besser gefällt, als Leona? Der harte Ausdruck ist von ihrem Antlitz verschwunden, ein weiches, sanftes Lächeln umspielt ihre Lippen, und die großen, stahlgrauen Augen schimmern in feuchter Gluth. War ich blind, daß ich diese Frau bisher blos sah, doch nicht bemerkte? Ein Zug von Reinheit liegt in ihrem Antlitz, wie in dem eines jungen Mädchens, und ihre herrlichen weißen Zähne heben sich schimmernd und blinkend von den rothen Lippen ab, wie Schneeflocken, die in den Kelch einer dunklen Rose gefallen sind. Sie ist befangen; offenbar lastet es auf ihr, daß ihre bisherige Gesellschaft kaum einen Blick für sie besitzt. Ich offerire ihr meine Dienste und bleibe bei ihr. Sie ist gütig und mittheilsam, und als ich, nach einer Verbeugung gegen die Gesellschaft, mit ihr nach der Stadt zurückkehre, finde ich, es sei der schönste Moment meines Aufenthalts in Marienbad, mit dieser großen Frau allein im Schatten der Bäume einherzuwandeln.

Noch immer färbt eine leise liebliche Röthe ihre Wangen. Sie spricht von Marienbad, von Loti, von Daheim, und als wir vor ihrem Hôtel angelangt sind, verabschiedet sie sich mit einem liebenswürdigen Lächeln und drückt mir herzhaft die Hand.

Ich hauche einen Kuß auf ihren Handschuh und eile zum Blumenhändler, um ein Rosenbouquet für sie zu bestellen.

IX.

In den jüngsten drei Tagen bin ich Peccini, dem gottbegnadeten Sänger, viermal vorgestellt worden, allein als ich mich gestern Abend in seiner Gesellschaft befand, wußte er abermals nicht, wer ich sei. Allerdings ist es schwer möglich, in seine nächste Nähe zu gelangen, denn Leona, Frau

Melzer und Frau Winterberg, welchen sich häufig noch einige Damen zugesellen, umgeben ihn mit einem undurchdringlichen Wall. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß ich mir über den berühmten Tenoristen kein festes Urtheil bilden kann.

Thür an Thür wohnt neben mir im Hotel eine schmächtige Blondine, eine Baronin Rottenberg aus Hamburg. Von meinem Gemach führt eine Thüre in ihr Empfangszimmer, und unfreiwillig muß ich jedes Wort hören, das drüben gesprochen wird. Wenn ich neugierig wäre, könnte ich sogar sehen, was dort vor sich geht, denn in der Thürfüllung befindet sich eine kleine Spalte, und dieser gegenüber steht ein überaus breiter Spiegel, welcher Alles wiedergiebt.

Ich quäle mich eben, aus einem hellen Beinkleide mittelst Benzins einen Fleck zu entfernen, als ich aus dem Empfangszimmer der Baronin Peccinis Stimme vernehme. Ich lasse die Arbeit und eile zur Thürspalte. Er ist drüben und spricht mit der Zofe, die ihn der Baronin melden soll. Das Mädchen geht, und er stellt sich vor den Spiegel. Hastig zieht er die Handschuhe von den Händen und prüft hierauf seine Gestalt: Zoll für Zoll. Wie fragend streicht er mit der Rechten über die blauen Wangen, über das blaue Kinn, um plötzlich, gleichsam einer Erleuchtung folgend, mit den gespreizten Fingern der rechten Hand durch die rechte Hälfte seines Haares zu fahren, während er die andere Hälfte mit der Linken niederdrückt. Er tritt einen Schritt vom Spiegel zurück, schließt die Augen halb und geht nun wieder vor. Er glättet die Falten des glänzenden Salonrockes und hebt den breiten Oberkörper aus den Hüften. Er schenkt zwei Blicke dem hellen Beinkleide, das in zahlreichen Falten von den Knöcheln auf die nagelneuen Lackschuhe fällt, und befühlt schließlich den von Brillanten umgebenen Saphir in seiner Cravatte. Blos noch einen einzigen Blick in den Spiegel, dann fährt er behutsam in die Rücktasche und holt eine silberne Büchse hervor. Sie enthält Puder. Oben liegt ein Lappen aus Hirschleder, mit dem fährt er behutsam über Wangen, Kinn und Stirne, dann wird die Puderbüchse verschlossen. Ein feines blaues Seidentuch folgt oberflächlich den Spuren des Hirschleaderlappens und zerreibt auch die in den Ringen haftenden Puderrestchen auf den Rücken der Hände. Mit einem Bürstchen fährt er über Kragen und Brust, streicht noch einmal mit der Rechten durch das glänzende Haar, setzt ein Löckchen ein wenig tiefer in die Stirne, steckt die goldene Uhr an den zwei ineinandergeflochtenen schweren Goldketten fester, zwängt das dicke Armband aus der linken Manchette hervor, befeuchtet mit der Zungenspitze noch einmal die Lippen — ein Schlenkern der Hände, ein Ruck: Signor Peccini ist tadellos.

Es währt noch eine Minute, bis die Baronin erscheint: Ein zartes, bleiches Frauchen mit blauen Augen und hellblondem Haar. Sie reicht Peccini beide Hände zum Gruß, erröthet tief und schlägt die Augen nieder. Peccini spricht mit unterdrückter, vibrirender Stimme: „O Madonna,

Madonna mia!" Die Lippen kußfertig gespitzt, küßt er erst die rechte, dann die linke Hand der kleinen Baronin, über dem Gelenke, wo der Arm beginnt. Sie lassen sich auf dem Sopha nieder, und trotz ihres Widerstrebens zieht er ihren Arm an sich und streicht zärtlich darüber hin. „Sie haben mich gerufen, Angiolina, und Sie sehen mich zu Ihren Füßen. Die Kunst, die götterhafte, bringt der Schönheit ihre Huldigung dar. Madonna, Sie sehen Pietro Peccini in Liebe vergehend vor sich."

Erschreckt springt die kleine Frau auf. „Um Gotteswillen, Herr Peccini, was denken Sie?"

„Denken? Ich denke nicht, ich liebe blos, ich liebe Dich, Du Süße, Du Herrliche, Reine."

„Es ist zu viel, mein Herr! Wie können Sie es wagen? Sie sind zum ersten Male bei mir; ich habe Sie blos zweimal bei der Baronin Wels gesprochen. Ich wollte Sie fragen, ob Sie morgen Abend, anläßlich meines Geburtstages, bei mir singen wollen; das ist Alles. Ich kenne Sie ja kaum!"

„Du kennst mich kaum? Vergeßliches Weib! Sah ich nicht in Hamburg Deine Augen verzehrend auf mir ruhen, als ob sie den silbernen Panzer schmelzen wollten, den mir der Kaiser von Rußland eigenhändig angelegt? O, Angiolina . . . Ist das ein orientalischer Rubin an Deinem Finger?"

„Wie? was sagen Sie?" fragt sie wie von Sinnen. „Ach ja, dieser Ring! Er ist von meinem Gatten."

„Und ich riß mich los von der Gräfin Walkorowska. Ihre Perlen allein sind zwei Millionen werth! Doch Du verlangtest nach mir, Du."

„Pardon, ich bat Sie allerdings, doch Sie sind im Irrthum. Ich bat Sie . . ."

„Bat Dich!"

„Bat Sie, mein Herr! Doch genug. Sie mißverstehen mich vollständig. Diese Huldigungen sind durchaus nicht am Platze."

„Und dennoch huldige ich Ihnen, huldige ich Dir, und wenn Prinzessinnen in Liebe nach mir vergehen."

Er will den Arm um ihre Taille legen, doch bis an die Stirne erröthend, weicht sie zurück. Sie will sprechen und kann es nicht vor Erregung. Mit geöffneten Armen eilt er auf sie zu und ruft: „Du siehst, meine Liebe ist Gluth, und Gluth tödtet . . . Was kostete dieser Rubin an Deiner Hand?"

Ihr Athem keucht; sie scheint eine Weile sprachlos. Wie irre sagt sie endlich: „Wie? Ach ja, der Rubin! Ich weiß es nicht."

Ehe sie sich dessen versieht, ergreift er ihre Hand, streift den Rubin mit ruhiger Sicherheit von ihrem Finger und läßt ihn in der Tasche seines Gilets verschwinden. Sie gewahrt erst jetzt, daß er ihr den Ring genommen, sie will danach haschen, doch rasch knöpft er seinen Rock zu.

„Dieser Rubin, er soll mich ewig an diese herrliche Stunde erinnern," flüstert er, die Augen zur Decke aufschlagend.

„Bitte, geben Sie mir den Ring zurück, augenblicklich!" ruft sie entschieden. Er ist von meinem Manne, es ist mein Verlobungsring."

„Dein Verlobungsring?" haucht er. „Mit diesem Ringe hast Du Dich mir verlobt . . ."

Da wird von der Treppe Säbelklirren hörbar. „Mein Bruder!" ruft die kleine Frau. „Geben Sie mir sofort den Ring zurück oder ich sage ihm, daß Sie mir ihn gewaltsam genommen."

Er sieht ihr einen Augenblick zagend und forschend ins Antlitz, dann sagt er: „Ach, wenn Ihnen Nichts heilig ist — bitte!" Und mit verachtungsvollem Lächeln überreicht er ihr den Ring. „Adieu, Madame!" zischt er zwischen den Zähnen hervor und wendet sich zur Thüre, doch jetzt wird diese aufgerissen, und ein Cavallerie-Offizier erscheint in ihrem Rahmen, bei dessen Anblick Peccini erschreckt einen Schritt zurückweicht. Es ist ein großer, starker Mensch mit kleinen Augen und in diesem Augenblicke entschieden angeheitert. „Signor Peccini!" ruft der Offizier dröhnend, „meine Hochachtung! Sie erinnern sich wohl noch meiner? He? Rittmeister Baron Wrints!" Und ohne Peccinis Antwort abzuwarten, wendet er sich an seine Schwester: „Soll wohl morgen Abend bei Dir singen? Na, zeichnen Sie sich aus, erhabener Meister. Du, Paulinchen, auf Eines mache ich Dich aber aufmerksam: Du mußt alles Werthvolle vor ihm verschließen. Signor Peccini war mal mein Raseur, damals hieß er Pečak. Bevor er rasiren kam, mußte Alles fortgeräumt werden; der Kerl stahl wie eine Elster."

„Wie können Sie es wagen?" schreit Peccini, die Augen funkelnd und die Hände geballt.

„Wagen?" fragt der Rittmeister erstaunt und zieht die Augenbrauen hoch. „Pečak, Sie irren sich in den Ausdrücken?"

„Ich werde nicht singen," sagt Peccini drohend.

„Sie werden morgen Abend hier bei meiner Schwester singen, lieber Peccini-Pečak," erklärt der Rittmeister.

„Keinen Laut, ich schwöre es!"

„Sie werden singen, lieber Signor. Sie werden morgen Abend hier singen oder mich übermorgen früh um zehn Uhr vor dem Curpublicum auf der Colonnade rasiren. — Wählen Sie."

„Maledetto!" ruft Peccini.

„Nicht fluchen, Peccini," meint der Rittmeister seelenruhig, „sonst schmeiße ich Dich hinaus."

Peccini ballt die Hände, schüttelt seinen Leib wie im Fieber, spricht jedoch nicht mehr. Er wendet verachtungsvoll das Haupt ab und schreitet zur Thüre. Doch er schlägt sie nicht dröhnend hinter sich zu, wie ich es erwartete, nein, er schließt sie ziemlich geräuschlos.

X.

Leona hat einen großen Strauß frischer Veilchen an ihrem Busen stecken, doch als sie mich erblickt, beginnt sie enttäuscht an den Blättern zu zupfen, welche die Blumen umgeben. Eine Wolke von Mißmuth legt sich auf ihr schönes Antlitz, nervös zuckt das Füßchen, dessen Spitze unter dem rothen Schlafrock hervorlugt, und ein leises Beben überläuft ihre vollen weißen Arme.

Ich störe entschieden; ich sehe es genau, und bereits nach wenigen Fragen, nach kurzen, nichtssagenden Worten, erhebe ich mich, um mich zu verabschieden. Wie sie das freudig bewegt! Mich hat noch keine Frau mit solchem Vergnügen empfangen, als mich diese jetzt entlassen wird. Ihre Augen beginnen zu glänzen, ein leises Roth legt sich auf ihre Wangen. Sie erhebt sich, dehnt, wie nach langem Schlaf, die königlichen Glieder und streift die Falten ihres rothen Schlafrockes glatt. Sie blickt von der Seite verstohlen in den Spiegel und ordnet mit erhobenen Armen ihr Haar; und wie sie nun dasteht und ihre Augen funkeln, zwischen den halbgeöffneten Lippen die ineinandergefügten blanken Zähne hervorschimmern und einzelne Löckchen ihres blauschwarzen Haares in die weiße Stirne sich ringeln, da gleicht sie einer Bacchantin, die von Liebe trunken ist.

Es schellt, und eine Blutwelle schießt in ihr Antlitz. Ich eile aus ihrer Nähe, denn es ist Peccini, den sie erwartet, der soeben die Schwelle überschreitet; das sieht wohl auch ein Blinder. Endlich ist ihre Sehnsucht erfüllt, endlich wird sie mit dem Heißersehnten allein sein, um ihm zu gestehen, was ihr Herz für ihn fühlt. — Und es ist nicht Peccini, es ist Frau Richter, die blonde Cousine, welche hereintritt. Welche Enttäuschung sich auf Leonas Antlitz malt! Ihre Freude ist im Augenblick dahin, das Roth ihrer Wangen verfliegt und, die vorgeschobene Unterlippe kennzeichnet deutlich ihren Unwillen.

Die zwei Frauen wechseln einen kurzen, kühlen Gruß, und ich lese es Frau Richter aus den Augen, daß sie gekommen ist, um Leona Vorwürfe zu machen. Es ist Zeit, daß ich gehe, doch da stürmen Frau Melzer und Frau Winterberg athemlos herein, blicken nach rechts, blicken nach links, durchstöbern mit den Augen jedes Winkelchen und machen schließlich enttäuschte Gesichter, als sie blos die Cousine und mich erblicken. Was diese Frauen haben mögen? Sie erlauschten oder erfuhren, daß Leona um diese Stunde mit Peccini allein sein soll, und das waren sie nicht zu dulden gesonnen. Leona sollte mit dem Göttlichen eine Schäferstunde genießen und über sie triumphiren? Nimmermehr! Sie sind gekommen, um diese Schäferstunde zu stören, und wenn nicht anders, wären sie gewaltsam in das Haus gedrungen, um die Rivalin den Sieg nicht genießen zu lassen. Hat sie ihn irgendwo verborgen? Sie sind noch athemlos von der Aufregung und vom raschen Gange, und erst nach einer Weile finden sie so viel Ruhe, um den landläufigen Höflichkeitsregeln zu genügen.

Die neuangekommenen Damen nehmen Platz, und ich versuche stehend mit Frau Richter ein Gespräch zu beginnen, als Peccini erscheint. Leona, Frau Melzer und Frau Winterberg springen von ihren Sitzen auf und eilen ihm entgegen; Allen voran Leona. Sie begrüßt ihn verlegen, und auch er verhehlt seine Enttäuschung nicht. Verwundert läßt er die Anwesenden Revue passiren, und dann bleibt sein Auge mit einer zornigen Frage an Leona haften. Er bietet Niemandem die Hand zum Gruß, sagt widerwillig guten Tag und läßt sich endlich so nahe neben Frau Melzer in das Sopha fallen, daß er beinahe in ihren Schooß gelangt. Er zieht seine Uhr hervor, blickt den Frauen der Reihe nach in das Gesicht und gähnt. „Dieser Herr, ein Verwandter?" fragt er endlich ohne jegliches Interesse, mit dem Kinn nach mir deutend.

Ich erhebe mich eilfertig und trete vor ihn hin: „Nein, ich werde in der Gesellschaft dieser Damen blos geduldet. Uebrigens hatte ich wiederholt die Ehre, Ihnen vorgestellt zu werden. Erst gestern . . ."

„Ach ja, ich weiß," erwidert Peccini, „Kolbenheyer, Fabrikant?" und wieder gähnt er laut und energisch, ohne den Versuch zu machen, den weitaufgesperrten Mund mit der Hand zu verhüllen.

„Nein, Weidmann, Schriftsteller," wage ich ihn zu verbessern.

„So, so, Schriftsteller? Faules Metier! Und wovon leben Sie?"

„Ich betreibe auch einen Großhandel in sauren Gurken," bemerke ich schüchtern.

„In sauern Gurken?" Er sieht mir mit einem Blick des Schreckens in's Gesicht, dann staunen seine Augen Leona an. Wie, einen Gurkenhändler wagt man in seine Gesellschaft zu bringen? kann man deutlich darin lesen.

Leona eilt dienstfertig herbei, um diese Impertinenz zu entschuldigen, dabei höchlich erfreut, daß das Gewitter, welches ihr gegolten, sich über meinem Haupt entladet.

Sie irrt. Peccini mißt mich noch mit einem einzigen verächtlichen Blick, dann bin ich abgethan.

„Haben Sie nach dem Speisen stets Gesellschaft?" fragt er Leona.

Sie versteht. „O, nicht immer, es ist ein besonderer Zufall, daß mich die Damen heute beehren," beeilt sie sich zu antworten.

„Aber Sie sind doch für Gesellschaft gekleidet? Diese herrliche knallrothe Robe! Die schönste Tomaten-Sauce."

„Frau Winterberg und Frau Melzer lächeln stillvergnügt. Leona erröthet bis an die Stirne, doch sie schweigt.

Er hat noch nicht genug. „Sie haben Gesellschaft," sagt er, „und doch wissen Sie, daß ich heute allein sein wollte?"

„Dann hätten Sie daheim bleiben sollen," meint die blonde Cousine.

Er erhebt sich rasch, läßt sich jedoch alsbald wieder, als lohnte es der Mühe nicht, in das Sopha fallen. Er fixirt blos Frau Richter mit

starren Augen und sagt gedehnt, spöttisch: „Madame, Sie vergessen, daß ich Peccini bin!“

„Ach nein, das vergesse ich nie,“ erwidert Frau Richter.

Er weiß nicht, was er von ihrer Antwort denken soll, und blickt sie fragend an. Er sucht vielleicht nach einer Grobheit, doch die Frauen bemühen sich, ihn mit zürnenden Blicken gegen Frau Richter zu beschwichtigen,

Dieser kleine Zwischenfall scheint sogar seine üble Laune zu verscheuchen, allerdings erst nachdem die Frauen jede Modulation ihrer Verehrung aufgeboten haben, um ihn zu erheitern. Er widmet sich Frau Melzer und zwar mit einer so liebevollen Hingebung, daß sie in Wonne zerfließt, während Leona aufgeregt an ihrem Kleide zupft. Er hat es darauf abgesehen, sie dafür zu strafen, daß sie nicht allein ist und verschwendet süße Blicke und zärtliche Worte an Frau Melzer. „Ich sehe Sie viel zu selten um mich?“ sagt er mit gütigem Lächeln zu der eleganten Frankfurterin.

„O, ich bin stets dort, wo Sie erscheinen,“ erwidert sie dankbar und eifrig, „doch die Gesellschaft, welche sich um Sie bildet, ist so groß, daß ich blos selten von Ihnen bemerkt werde.“

„Von nun an sollen Sie Ihren Platz stets neben mir haben. Sind Sie es zufrieden?“ Damit legt er ihre Hand in seine Linke und streicht mit der Rechten sanft darüber hin.

Frau Melzer ist blutroth vor Vergnügen, während Leona und Frau von Winterberg mißmuthig die Unterlippen zerwühlen und auf ihren Plätzen unruhig umhergleiten. Frau Melzer erscheint der Moment geeignet, um von ihm eine Gunst zu erlangen: „Darf ich eine große, große Bitte an Sie richten?“ fleht sie und faltet dabei die Hände.

„Wenn es kein Autogramm und keine Haarlocke ist?“

„Es ist mehr, das heißt: ich weiß nicht. Würden Sie die Gnade haben, an einem Abend, welchen Sie wählen, bei mir zu singen?“

Es ist, als ob eine Bombe geplatzt wäre, eine solche Aufregung ruft diese Bitte bei Leona und Frau Winterberg hervor. Ihre Wangen sind bleich, und ihre Augen glühen. Es hat den Anschein, ihn bei sich singen zu hören, gelte ihnen mehr, als selbst seine Liebe. Das Haus, worin Peccini gesungen, ist geweiht für alle Zeiten; die Frau, welche er dadurch auszeichnet, daß er einen ihrer Abende durch seinen Gesang verherrlicht, gilt von nun an unter ihren Mitschwestern als eine Fürstin, deren Glorie kaum mehr zerstört werden kann; es ist, als ob sie von der regierenden Kaiserin vor dem staunenden Publicum Arm in Arm über die Promenade geleitet worden wäre.

Peccini blickt ihr eine Weile lächelnd in's Antlitz und sagt: „Nun denn — vielleicht!“

Sie hascht nach seiner Hand. „O, sagen Sie nicht vielleicht, geben Sie mir Ihr Wort, und Sie machen mich unaussprechlich glücklich.“

Er lugt nach Leona aus, um zu erspähen, ob der Dolchstoß tief genug sein werde. Sie ist bleich, ihre Lippen beben, mit nervösen Händen zerrt sie an ihrem breiten Gürtelbande. Der Dolch trifft. „Wenn Sie brav sind, singe ich am nächsten Donnerstag bei Ihnen," sagt er zu Frau Melzer, mit einem leise nach Leona schielenden Blicke.

Zu retten, was noch zu retten ist. Leona bleibt auf ihrem Platze, doch Frau Winterberg stürmt auf ihn ein und beschwört ihn mit glänzenden Augen, auch ihr einen Abend zu weihen.

Er weist sie mit kurzen Worten zurück: „Sie vergessen, daß ich morgen auf allerhöchsten Wunsch im Theater den Lohengrin singe und daß ich gestern bei der Baronin Rottenberg gesungen habe? Verfluchter Bursche, dieser Baron Wrints!"

„Baron Wrints?" wage ich zu fragen.

„Ja, Rittmeister Baron Wrints, der Bruder der Baronin Rottenberg," wendet er sich zu mir. „Es war in Petersburg, wo ich ihn einmal Nachts aus den Händen von Räubern rettete, welche ihn überfallen hatten. Als Dank mißbraucht er seither meine Güte. Seine Schwester bat, ich möge bei ihr singen; ich lehne ab; sie bietet mir ein kleines Vermögen, ich lehne ab. Doch sie kennt mein Verhältniß zu ihrem Bruder. Sie telegraphirt ihm, er kommt, dringt in mich und — und ich singe, denn seinen Bitten kann ich nicht widerstehen, ganz unmöglich!"

„Glückliche Baronin," seufzt Frau Winterberg leise.

Plötzlich scheint es Peccini, als ob er sich mit den Damen zu weit eingelassen hätte. Er erhebt sich, ordnet seine Cravatte vor dem Spiegel und wendet sich dann mit halbgeschlossenen Augen zu Leona: „Meine Gnädige, ich will nicht länger stören. Leben Sie wohl!" Ein leichtes Neigen des Hauptes, und er schreitet zur Thüre. Leona will ihm das Geleit geben, vielleicht bis in den Hof, um dort seine Verzeihung zu erflehen, allein das scheint nicht nach dem Geschmack der Frau Melzer zu sein, denn sofort erhebt sie sich und erklärt, mit Herrn Peccini einen Weg zu gehen, und da gestatte er wohl, daß sie sich ihm anschließe? Er bejaht lächelnd, was auch Frau Winterberg ermuthigt, denn flugs verabschiedet sie sich und verläßt mit Peccini und Frau Melzer das Haus.

XI.

Nach einigen Minuten erhebe auch ich mich, denn jedenfalls will Frau Richter mit ihrer Cousine allein sein. Doch nun rüstet auch sie. Sie scheint ihre Absicht, Leona eine Strafpredigt zu halten, aufgegeben zu haben. Es ist auch wahrlich nicht der geeignete Moment, denn Leona fand im Benehmen Peccinis Strafe genug. Sie ist verstört, ihre Lippen zucken, und kaum haben wir die Thüre geschlossen, so bricht sie in Thränen aus. Ich sehe es genau.

Langsam, ohne zu sprechen, schreite ich mit der blonden Cousine die Jägerstraße dahin. Wir sind bereits eine Weile wortlos nebeneinander gegangen, als sie plötzlich stehen bleibt und mir ihr Antlitz voll zuwendet.

„Sie finden heuer in Marienbad genügende Studienobjecte?" sagt sie zu mir.

„Wie meinen Sie das?"

„Nun, Vorrath für Ihre kleinen boshaften Skizzen, mit welchen Sie alle Welt ärgern!"

„Auch Sie?"

„Bisher war es allerdings nicht der Fall, allein es könnte so werden."

Sie meinen, wenn ich Frau Leona und ihre Tenoristensucht als Vorwurf benütze?"

Frau Richter schweigt, sagt aber dann nach einer Weile plötzlich: „Wollen wir gute Freunde werden?"

Ich betrachte die große, etwas hagere Frau und fühle, wie ich unter dem Blick ihrer glänzenden, ein leises Sehnen, einen leisen Schmerz verrathenden Augen erröthe. Hoch aufgerichtet ist ihre Gestalt, ein wenig hager und doch in allen Linien wunderbar gezeichnet. Das Antlitz leicht geröthet, und zwischen den vollen rothen Lippen schimmern die blanken Zähne hervor. Welch' schönes Weib! Nicht bestrickend, nicht fascinirend wie Leona, doch unendlich tiefer, selenvoller. Sie verschließt ihr Herz, wie die Muschel die Perle; sie erscheint hart, theilnahmlos, doch sie muß berückend sein, wenn sie liebt.

Sie gewahrt meinen irren Blick, und nun ist die Reihe an ihr, tief zu erröthen. Sie geht dahin, in sich versunken, und scheint die Antwort auf ihre Frage nicht zu heischen.

„Gnädige Frau, ich glaube nicht an die Freundschaft zwischen Mann und Frau, es sei denn, sie wären verheirathet, trotzdem stehe ich Ihnen jederzeit zu Diensten, als wäre ich Ihr erprobtester Freund. Befehlen Sie über mich."

„Ich wollte Sie blos bitten, Nichts über Leona zu schreiben, solange sie in Marienbad weilt."

„Ihr Wunsch ist mir Befehl, und selbst wenn ich später einmal das hier Erschaute verwerthen sollte, so geschieht es in einer Form, daß Niemand auf Frau Leona hinweisen kann."

„Ich danke Ihnen herzlich! Und weshalb wähnen Sie, daß wir nicht gute Freunde werden könnten? Ich zähle doch nicht zu den Frauen, denen man den Hof macht, in die man sich verliebt? Haben Sie hier in Marienbad Jemand gefunden, der sich um mich bemüht hätte? Selbst die Tenoristen, mit welchen ich doch täglich beisammen bin, hatten noch kaum einen Blick für mich."

„Ach, gnädige Frau, Sie sehnen sich doch nicht nach deren Blick?"

„Wer weiß!"

„Ich weiß es, ich weiß es genau! Sie sind zu tief veranlagt, als daß Sie den Huldigungen solcher Leute Werth beilegten. Ein Mann muß es sein, ein wirklicher Mann, der bis auf den Grund Ihrer Seele zu dringen vermag, um die Schätze zu heben, die dort verborgen liegen."

„Ach, Sie zählen auch zu den Leuten, welche stets besondere Dinge wittern. Sie irren, Herr Weidmann, auf dem Grunde meiner Seele liegen keine Gemüthsschätze; ich bin eine ziemlich vernünftig denkende Frau, welche das Leben nicht blos von der idealen Seite zu fassen gewohnt ist. Uebrigens, wohin verirrten wir uns? Wozu das? Ach, ich sehe mein Mädchen mit Briefen in der Hand vor dem Hotel; die Post ist demnach bereits angelangt. Auf Wiedersehen! Apropos: Sie sind doch morgen im Theater? Peccini, Hahnenkamm und Falkenau werden singen. Es soll eine herrliche Vorstellung werden."

„So hörte auch ich."

„Sie kommen doch ebenfalls?"

„Gewiß, gnädige Frau!"

„Nun denn nochmals: Auf Wiedersehen!"

Sie reicht mir flüchtig die Hand, auf ihren Lippen erscheint ein flüchtiges Abschiedslächeln, und mit langen Schritten schreitet sie auf ihre Zofe zu.

Ich bleibe in der Hoffnung stehen, sie würde sich noch einmal zurückwenden, allein sie nimmt die Briefe in Empfang und verschwindet in der Thoreinfahrt.

Sie ist längst entschwunden, und ich stehe noch immer zehn Schritte vom Hotel entfernt, ohne zu denken, ohne Etwas zu beginnen. Nach einer Weile finde ich ein Lächeln auf meinen Lippen, das außerordentlich wenig geistreich zu sein scheint, und dennoch banne ich es nicht, denn mit diesem dummen Lächeln schreite ich schließlich ziellos die Straße hinauf.

XII.

Die Festvorstellung im Stadttheater, die langersehnte, hat ihren Anfang genommen. Zehn Tage vorher war für das tollste Angebot keine Karte mehr zu haben. Eine ganze Schaar feiner Herren und Damen, welche aus Bayreuth herüberkam, mußte unverrichteter Dinge abziehen, denn das Theater ist vollkommen ausverkauft. Falkenau hat als Turiddu einen ungeheueren Erfolg. Er singt so hinreißend, daß man seine kleine Gestalt, die unmöglich hohen Hacken an seinen Schuhen und den hierdurch bedingten schwankenden, unsicheren Gang übersieht und ihn mit Blumen und Beifall überschüttet. Immer und immer wieder muß er vor die Rampe, und Hunderte Hände schlagen ineinander zu tosendem Beifall.

Hahnenkamm findet keinen so lärmenden Erfolg. Er tritt als de Grieux in einem Acte von „Manon Lescaut" auf. Ist er blos an

diesem Abende nicht völlig disponirt, oder hat seine Stimme bereits längere Zeit ein Leck, genug, sie erscheint in der Mittellage ein wenig umflort, als ob ein leiser Schleier seine Stimme umflattern würde. Doch in den hohen Lagen klingt sie siegreich und hell, wie der Ton einer silbernen Trompete, und als er geendet hat, ist der Jubel wohl geringer als der, den Falkenau geerntet, allein auch er wird mit Beifall überschüttet.

Und nun der Glanzpunkt des Abends: Peccini als Lohengrin. Heilige, weihevolle Stille. Leona hat mit Frau Melzer und Frau Winterberg eine Parterre-Loge inne; Frau Richter dürfte im Parquet ihren Sitz haben; ich sah sie bisher noch nicht. Ich beobachte Leona und ihre zwei Freundinnen; sie sind bleich, doch Leona ist auch starr wie ein Marmorbild, und blos ihre großen, glänzenden Augen verrathen ein nervöses Leben. Die Erwartung hat sie erstarren gemacht. Sie gleicht dem Verurtheilten, der dem Todesstreich entgegensieht, dem Todesstreich, der ihn aus der Welt des Elends in das blühende Paradies befördert. Und jetzt geht der Vorhang in die Höhe. Ein Augenblick tödtlicher Stille, doch nun erscheint Peccini, und da tost ein Beifallssturm durch das Haus, wie wenn der Herbststurm die Bäume erschüttert. Minuten vergehen, bevor er zu singen anheben kann, und als dann seine köstliche Stimme dahinströmt, so klar und rein wie ein Bergquell, als er mit spielender Leichtigkeit das hohe C hinausschmettert, da geht ein Wonneschauer durch die Zuhörer, dem sie sich auch noch eine Weile nach der Beendigung seines Partes nicht entziehen können, denn sie sitzen wie in Starrheit befangen, und erst nach einer Weile erdröhnt das Haus in seinen Fugen. Das Publicum schreit nicht, es brüllt Beifall, Handschuhe lösen sich in Fetzen, und manche Handfläche bleibt für Tage geschwollen.

Leona hat sich todtenbleich über die Brüstung hinausgelehnt, und ihre Augen verschlingen den geliebten Sänger; doch als der Vorhang fällt und der rasende Applaus ertönt, da rührt sie die Hände nicht; sie sinkt tief in ihren Fauteuil zurück und bleibt unbeweglich sitzen, doch Thräne auf Thräne entfällt ihren Augen und fließt die Wangen hinunter.

(Schluß folgt.)

Aus meiner Knabenzeit.

Erinnerungen.

Von

Rudolf von Gottschall.

— Leipzig. —

I.

Am 30. September 1823 wurde dem Premierlieutenant der reitenden Artillerie Gottschall in Breslau ein Knäbchen geboren, welches später bei der Taufe den Namen Karl Rudolf erhielt. Es war Mittags, und die Glocken läuteten. Dies soll ja ein Zeichen sein, daß das Knäblein ein berühmter Mann werden wird, und auch bei Goethe war es der Fall gewesen. Doch die Kirchenglocken irren sich öfters — haben doch auch die Kirchen selber sich oft genug geirret. Ein Offizierssohn — das Milieu, in welchem das Kind und der Knabe aufwuchs, war das militärische, kein Wunder, daß ich Alle, die keine Uniform trugen, für untergeordnete Menschen ansah; in späteren Jahren bemerkte ich allerdings, daß ich mit dieser Ansicht, die ich eine Zeitlang für kindisch hielt, nicht allein stand und daß große Gesellschaftskreise sie mit dem heranwachsenden Knaben theilten.

Mein Vater war ein geborener Ostpreuße, doch er stammte nicht von den alten Anbetern des Perkunos im Hain von Romove oder an dem samländischen Meeresstrand, ebenso wenig von den deutschen Colonisten ab, die sich bei den Ordensburgen unter dem Schutze der deutschen Ritter niedergelassen hatten; nein, unser Stammbaum wurzelt weiter im Süden und zwar in den österreichischen Alpenländern. Unsere Väter waren die wegen ihres protestantischen Glaubens aus dem Erzstift Salzburg von dem tyrannischen Erzbischof Firmian 1731 vertriebenen Salzburger. Nicht an den

Gestaden des Bernsteinlandes waren die ursprünglichen Wohnsitze derselben, sondern an den Bergseeen in den Salzburger Alpen, in den Thälern, welche der eisgekrönte Dachstein mit seinen Hochgebirgsvasallen abschließt.

König Friedrich Wilhelm I. hatte den Flüchtlingen in Littauen und den benachbarten Landschaften eine Freistadt gegründet. Der rauhe Soldatenkönig fühlte sich nicht nur als Schutzherr des protestantischen Glaubens; er war auch ein fürsorglicher Landesherr und zog deutsche Einwanderer in jene durch die Pest entvölkerten Gegenden. Er verlieh ihnen das Culmische Recht; keinem Gutsherrn unterthänig, als freie Erben saßen sie auf dem vom Vater zum Sohne forterbenden Besitz.

Auf einem solchen Culmischen Gute in Illischken, nicht weit von Taplacken, war mein Vater am 22. November 1787 geboren. Weitverbreitet umher wohnten die Vettern, die sich stets die Salzburger nannten. Von seiner Jugend weiß ich nicht viel zu erzählen; seine Biographie beginnt für mich erst mit dem Jahre 1812, wo er bei der preußischen Artillerie den Feldzug gegen Rußland mitmachte, sowie er später ein tapferer Mitkämpfer in den Befreiungskriegen von 1813, 1814 und 1815 gewesen ist. Und was diese wichtigste Zeit seines Lebens betrifft, bin ich nicht auf gelegentliche Mittheilungen angewiesen, sondern mir liegen seine Tagebücher aus den Feldzügen vor, gewissenhaft geführte Tagebücher, mit oft eingehenden Schilderungen des Kriegslebens, der Märsche und Schlachten, die mir das Bild seiner Tüchtigkeit in jeder Hinsicht, seiner Charakterfestigkeit und geistigen Begabung stets von Neuem vor Augen rücken. Der Pulsschlag echt deutscher Gesinnung, wie sie damals auch in den baltischen Landen heimisch war, belebt diese Blätter. Zwar der deutsch-französische Krieg mit seinen großen Schlachten und Siegen hat jene Zeit etwas in Schatten gestellt; aber sie wird doch immer ihren eigenartigen Glanz behaupten; denn es war ein ebenso begeisterter wie erbitterter Kampf, um das Joch fremder Unterdrückung abzuschütteln, während der neue mit unverhältnißmäßig größerem Kraftaufwand geführte Krieg die feindliche Drohung von den deutschen Grenzen abwehrte, bis dann in Feindesland Sieg auf Sieg erfochten wurde. Die zerbrochene Kette — das gab jenem ersten Krieg noch mehr Erbitterung, noch mehr Ingrimm; das war das Zeichen, unter dem die Truppen Yorks und Blüchers siegten. Einige Blätter aus diesen Aufzeichnungen werden mit dem Bild jener Zeit zugleich das Bild meines Vaters besser in's Licht stellen, als eine pietätvolle Schilderung vermöchte.

Das Jahr 1812 bot ein in der Geschichte seltenes Bild: Franzosen und Preußen unter denselben Fahnen, unter dem Commando des Marschalls Macdonald gegen die Russen kämpfend in Kurland und Livland: Doch der Krieg wurde lau geführt; es kam nur zu kleinen Gefechten. Die Bundesgenossenschaft, die Waffenbrüderschaft machte den Eindruck des Erzwungenen.

„Am 15. August," schreibt mein Vater, „wurde Napoleons Geburtstag auf die befohlene Weise gefeiert; es wurde geschossen und Hurrah! gerufen,

welches letztere dem Capitain von Amtswegen allein zur Last fiel, weil die Artilleristen nicht mit einstimmten.“ Auch der Sieg der großen Armee Napoleons bei Mosaisk wurde mit 51 Kanonenschüssen und einem Tedeum gefeiert; die Preußen mußten mitschießen und mitsingen, aber es ging Niemandem von Herzen. Vom 23. Juli bis 26. September wurde ein Lager bei Olai bezogen. Zwei Monate lang mitten im Krieg ein ruhiges, langweiliges Lagerleben. Später fanden mehrfache Gefechte mit den Russen statt: mein Vater war inzwischen an einem heftigen Fieber erkrankt und wurde zum Theil in den prächtigen Gemächern des Schlosses von Mitau verpflegt, die zu einem Lazareth eingerichtet worden waren. Noch ermattet und ziemlich hilflos schleppte er sich zu seiner Batterie zurück, wurde dort in einen Schlitten verpackt und bei grimmiger Kälte den marschirenden Truppen nachgefahren. Erst allmählich erholte er sich trotz der großen Strapazen und konnte nach einigen Tagen wieder den Befehl über sein Geschütz übernehmen; doch Lorbeern blühten nicht mehr auf dem Boden Kurlands; der Brand von Moskau, der allmählich trotz einzelner ruhmvoller Kämpfe in wilde Flucht ausartende Rückmarsch der großen Armee nöthigte auch das Seitencorps Macdonalds und seine Preußen, sich aus Rußland zurückzuziehen. Es war ein grimmiger Winter; die Kälte stieg bis zu 24 Grad. Nur im gebahnten Wege war es möglich fortzukommen; man watete im aufgemahlenen 1 bis 1½ Fuß tiefen Schnee, wie in tiefem Sande; neben dem Wege stand der Schnee wie steil abgerissene Grabenränder 3 bis 5 Fuß hoch. Doch welch ein anderes Bild boten die zurückmarschirenden Preußen, als die Regimenter der großen Armee, die ihr Grab in den weiten Schneefeldern des inneren Rußlands fanden. Mein Vater hatte sich nicht unbedeutend die eine Backe erfroren; der Chirurg rieb dieselbe tüchtig mit dem hartgefrorenen Schnee. Mit der Frostbeule hatte er aber auch zugleich die Haut abgerieben, und die Kälte war auf dieser von der Haut entblößten Stelle um so empfindlicher. „Das Weinen,“ schreibt mein Vater, „war mir näher als das Lachen; „die imposante Haltung der Truppen ließ aber Niemand kleinmüthig werden. Das ganze Corps bestand aus tapferen, im kräftigsten Mannesalter stehenden Mannschaften, die von den Schlacken gereinigt waren; denn die Schlechteren und Schwächeren waren durch Krankheiten oder auf anderem Wege beseitigt worden. Jeder hatte einen Pelz und tüchtige Ohrenlappen; jeder hatte seinen Bart wachsen lassen; an jedem Barthaar hing ein Krystalltropfen. So schritten sie muthig und kräftig fort. Nie sind mir die Bataillone so mannhaft, so gewaltig erschienen wie in diesen Schneefeldern: Eine dreifach überlegene Zahl von Feinden wäre nicht im Stande gewesen, diese Kraftmenschen zu überwinden.“

Feindliche Milizen, die gegen die Avantgarde vorrückten, wurden von einem Dragonerregiment mit Hilfe einzelner Geschütze leicht geschlagen und ein Bataillon gefangen genommen. Kaum waren die Truppen über die preußische Grenze gerückt, da trat eine große weltgeschichtliche Wendung ein;

durch die Capitulation des Preußengenerals von York mit dem russischen General Diebitsch wurde im fernen Nordosten das große Signal zum deutschen Befreiungskampfe gegeben. Wenn einige Geschichtsschreiber berichten, das preußische Corps sei schon von den Franzosen isolirt gewesen, als diese Capitulation abgeschlossen wurde, so gilt das keineswegs von der unter dem preußischen General Massenbach stehenden Avantgarde, zu welcher auch die Batterie meines Vaters gehörte.

Da lagen im Dorfe Ballgarden ihre Artilleristen mit 50 Mann bairischer Infanterie in einem Bauernhause zusammen, als die Batterie am 30. December Abends die Ordre erhielt, nach Tilsit zurückzumarschiren. Wir lagen mit den bairischen Infanteristen bunt zusammen auf einer großen Streu, welche die ganze Bauernstube einnahm. „Die preußischen Artilleristen auf, auf! gleich anspannen!" wurde in die Finsterniß hineingerufen; auf eine andere Weise waren sie nicht zu ermitteln. Es wurde rasch angespannt; aber auch die Baiern, die den Feind in der Nähe glaubten, standen bei den Geschützen auf dem Sammelplatz.

„Die Batterie marschirte ab, ohne Verdacht zu erregen, indem sie sich auf das Hauptcorps zurückzog; die Baiern rückten wieder in die Quartiere. Die Gegend zwischen Ragnit und Tilsit ist ziemlich hügelig. Nach ein paar Tagen Thauwetter hatte es wieder gefroren. Die ganze Straße bildete eine frische, spiegelglatte Eisdecke. Mit den stumpfbeschlagenen Pferden getraute sich Niemand zu reiten. Die ganze Batterie führte die Pferde, und nicht selten lagen Pferde und Reiter bunt durcheinander. Schlimmer ging es den fahrenden Artilleristen, diese müssen sitzen bleiben. Ihre Pferde wurden zwar durch die Geschirre und den Zusammenhang untereinander leichter vor dem Fallen geschützt, dagegen schob das Geschütz sie von jedem Hügel in einen Knäuel geballt hinunter. Unten angekommen mußten sie erst auseinandergekoppelt werden, um mühsam einen anderen Hügel zu erklimmen. Die Geschütze marschirten in großer Distanz, damit sie nicht ineinander schoben. Doch ging der Marsch ohne alles Unglück ab. In Tilsit stießen auch zwei Schwadronen des westpreußischen Dragonerregiments und die reitende Batterie Nr. 1 zu uns. Es wurde eine Stunde gefüttert, und den 31. December ungefähr um 9 Uhr der Marsch nach Insterburg angetreten. Die ganze Brigade Bacheln, aus Baiern und Polen bestehend, stand vor dem Thore auf dieser Straße in einem engen Bivouac. Sie konnte sich nicht weiter ausdehnen, weil sie keinen Mann Cavallerie hatte und die russische leichte Reiterei sie immer in Schach hielt. Unser kleines Corps ging mitten durch die Brigade. — „Wo geht's denn hin?" fragten die bairischen Grenadiere. „Recognosciren!" war die Antwort unserer Artilleristen, die zwar selbst den Zweck des Marsches nicht kannten, indeß doch eine Ahnung der Wahrheit hatten.

„Aber kaum waren wir eine Viertelstunde von den Baiern entfernt, als uns Allen das Geheimniß, welches bisher nur die Commandeure

kannten und treu bewahren mußten, mitgetheilt wurde. Wie durch einen elektrischen Schlag waren die ernstesten Gesichter in heitere umgewandelt. Viele schrieen laut jubelnd auf; anderen, namentlich den älteren Leuten sah man eine innere, recht behagliche Freude an; Vielen rollten Thränen in den bezapften Eisbart. Bald waren wir von Kosackenschwärmen umgeben. Nun begann eine Scene, die sich nur fühlen, aber nicht beschreiben läßt: Diese gutmüthigen, bebärteten, ehrwürdigen Krieger stürzten in die Batterie, Jeder nahm seinen Mann, herzte und küßte ihn, wie man ein Kind hätschelt. Ich war der Gegenstand der Zärtlichkeit eines recht alten Mannes, dem bei seinen Liebkosungen die Thränen in den Bart rollten. Viele, namentlich von den Bauernkosacken, wie wir sie nannten, ritten neben der Batterie, schlugen fortwährend Kreuze und beteten sichtlich.

Unser Marsch ging in halbem Trabe, so gut es die Glätte des Weges zuließ, schnell vorwärts. Schon aus der Ferne sahen wir russische Cavalleriecolonnen aus allen Richtungen in schneller Bewegung der Straße zueilen, auf der wir marschirten.

Beim Amte Sommerau waren diese Colonnen vereinigt. Die beiden Batterien und die zwei Schwadronen marschirten ihnen auf 50 Schritt Entfernung gegenüber auf. Der Zwischenraum war der Tummelplatz der Generale und ihres Gefolges. General Graf Wittgenstein ließ den König und seinen Kaiser leben; ein „Hurrah“ aus voller Kehle begleitete dies Lebehoch und wollte kein Ende nehmen. Hier wurde anders gerufen als im Lager bei Olai am Geburtstage Napoleons. Es wurde abgesessen und ein Augenblick geruht, und nun wiederholten sich häufig die Scenen, wie mit den Kosacken, zwischen den preußischen und russischen Kriegern.“

Soviel Begeisterung und Rührung, soviel tiefes und inniges Vaterlandsgefühl spricht sich in diesen und den folgenden Schilderungen meines Vaters aus, daß der ganze Geist jener Epoche sich darin spiegelt: ein Geist, der nicht blos in den akademischen Freischaaren herrschte, der damals das ganze Heer und das ganze Volk belebte.

„In voller Parade, in einer zusammenhängenden Colonne marschirte das Corps in Berlin ein. Ein wahrer Triumphzug! Nur eine beschränkte Straße blieb für den Marsch der Truppen — Kopf an Kopf auf der Straße und an den Fenstern bis auf die Dächer, vom Frankfurter bis zum Halle'schen Thor ein Menschenschwarm. Tausend weiße Tücher wehten zugleich aus den Fenstern. Vornehme Damen jeden Alters jubelten dort mit der Volksmenge auf der Straße um die Wette. Weinen, Lachen, Schreien, stiller Ernst, je nach der Individualität der Einzelnen drückten die Gefühle der Bewohner der Hauptstadt aus. Die Truppen wurden als die Erlöser Preußens von dem Franzosenjoch begrüßt. Ein Jeder von uns hat gewiß sein Freudenthränlein im Stillen mitgeweint. Wie muß dem General York, dem Urheber dieses Jubels, dabei zu Muthe gewesen sein!

Und als vor der Schlacht bei Groß-Görschen die Truppen hinter Pegau

dem Kaiser von Rußland und dem preußischen König vorbeidefilirten, da herrschte auch das Gefühl der Begeisterung und Hingebung bis zum völligen Aufgeben der eigenen Persönlichkeit.

„Die Monarchen übersahen vom Rande eines mit Gebüsch bewachsenen kleinen Terraineinschnittes das Anrücken der Truppen schon auf größere Entfernungen. Unsere Cavallerie und die reitende Artillerie defilirte im Trabe. Nie mögen die hohen Herren wohl mit freundlicheren Blicken angesehen worden sein, als bei diesem Vorbeimarsch. Ich schwebte im Sattel, meine physische Existenz war ganz unbeachtet; Thränen drängten sich mir in die Augen, und gewiß war dies ein Augenblick, wo ich ganz allein eine französische Armee angegriffen hätte. Diese Gefühle sah man einem Jeden an: Alles war erregt und feierlich gestimmt. Ein Jeder von uns glaubte, er habe mit dem Feinde eine Ehrensache auszufechten!“

Mein Vater war stets ein ausgezeichneter Reiter und liebte Wagnisse der Reitkunst — ich selbst habe ihn in Mainz die schmalen Treppen auf den Wällen der Eisgrube oft herauf- und herunterreiten sehen. Auch in seinen Kriegsdenkwürdigkeiten spielt Roß und Reiter eine große Rolle.

„Ich war von Jugend auf,“ schreibt mein Vater im Kriege 1813, „ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber und ein großer Freund vom Reiten; diese Neigung hatte sich selbst nach einem Ritt von einigen hundert Meilen auf einem hölzernen Sattelblock noch nicht im Mindesten verloren. Wenn ich ein schönes Pferd bei der Batterie sah, so ergriff mich eine wirkliche Sehnsucht nach dem Besitz desselben. Alle Mittel wurden aufgeboten, um es zu erlangen. Selten schlug es mir fehl. Die Offiziere waren mir gewogen, und meine aufmerksame Pflege dieser Thiere ihnen bekannt. Jeder neue Ankömmling — und ich wechselte oft, weil sich immer etwas Neues fand — wurde mit solcher Liebe von mir gepflegt, daß ich stundenlang im Stalle blieb, jede Bewegung beobachtete, ihm beinahe jedes Körnchen Hafer einzeln reichte, wenn ich bemerkte, daß er ein schlechter Fresser war. Dafür hatte ich denn auch die Belohnung, ihn in kurzer Zeit in bestem Zustande zu sehen. Ohne ihn übermäßig anzustrengen, wurden dann seine Leistungen auch tüchtig in Anspruch genommen. Ein jeder Graben, jeder erhöhte Gegenstand, der mir in den Wurf kam und über den hinweg zu gelangen nur irgend möglich war, wurde übersetzt. Durch gute Behandlung und beständige Uebung wurden meine Thiere auch bald so bereitwillig dazu, daß sie oft von selbst einen Sprung als nothwendig erachteten und sich dazu drängten. Bei Tilsit gelangte ich in den Besitz eines solchen Lieblingsthieres, nach welchem ich lange vergebens gestrebt hatte. Gut gepflegt und fleißig, aber behutsam geübt, befand es sich in Berlin im ausgebildetsten Zustand. Jeder Kenner sah es mit Vergnügen. Das Berliner Publicum, an den Anblick schöner Pferde gewöhnt, nimmt immer Antheil an außergewöhnlichen Leistungen dieser Thiere. Der junge Artillerie-Unteroffizier mit seinem schönen Pferde entging der Aufmerksamkeit nicht, und jeder

kühne Sprung wurde beifällig aufgenommen; daß mir dies viel Vergnügen gewährte, gestehe ich ganz offen ein."

Und auch während der Feldzüge, besonders in den Cantonnements wurden diese Reitervergnügungen fortgesetzt. Im August 1814 lag mein Vater bei Ettelbruck im Luxemburgischen im Quartier. „Die Batterie befehligte ein Rittmeister, welcher von der Gensdarmerie zur Artillerie übergegangen war und seinen früheren Titel beibehielt. Er war als wilder Reiter renommirt und hielt sich gute Pferde. Bei Ritten, die ich mit ihm zusammen unternahm, schien es ihm Vergnügen zu machen, daß mir seine Art zu reiten so überaus gefiel. Statt auf die Schonung des Dienstpferdes, welches ich ritt, Bedacht zu nehmen, munterte er mich zu allen nur möglichen Wagestückchen auf, denen ich so wie so nicht abgeneigt war. Es war mir recht, wenn er mir zuredete, ich möchte doch nicht auf der großen Straße zur Parole reiten, sondern ich könnte ja hinten zum Garten hinaus den geraden Weg einschlagen. Hier war aber gar keiner; nichts als hohe Hecken und breite tiefe Gräben. Mein Fuchs setzte über Alles hinweg, oft mit einem Kraftaufwand, daß mir der Säbel vom Leibe gerissen wurde und wer weiß wie weit davonflog. Der Rittmeister sah mir dann mit Wohlbehagen zu, obgleich er manchmal mehr für meinen Hals fürchtete, als ich selbst."

Mein Vater hat die ganzen Befreiungskriege mitgemacht; außer einer beträchtlichen Zahl von größeren und kleineren Gefechten die Schlachten von Groß-Görschen, Bautzen, Möckern (Leipzig), Laon, Paris, Belle-Alliance. In seinen Tagebüchern finden sich Schilderungen derselben, natürlich nicht, wie die meisten in die Geschichtsbücher übergegangenen Kriegsberichte der Feldherren und Generalstäbe, von einem das Ganze beherrschenden Standpunkte aus, von dem sich ein Gesammtbild dieser Kämpfe geben ließ, sondern nur das eigene Erlebniß schildernd, und was in den Gesichtskreis eines tapferen Mitkämpfenden fiel. Doch durch die Detailzüge, die solche Aufzeichnungen geben, läßt sich mancher Schlachtbericht ergänzen; vor Allem aber entrollt sich uns ein farbenreiches Gemälde, welches uns die Heldenthaten und Schrecken des Krieges lebendiger vor Augen führt, als die in jenen Werken geschilderten Schachzüge der Taktik und Strategie. Mein Vater besaß eben das Talent zu solchen Schilderungen, und wenn auch mir dasselbe von mancher Seite zugesprochen wird, so ist es ja wohl möglich, daß dies ein natürliches Erbstück ist. Ein solches Kampfbild aus der Schlacht von Möckern will ich hier zur Probe mittheilen.

„Die Batterie war hart an der Straße und dicht bei Möckern aufgefahren. Das Geschützfeuer tobte auf der ganzen Linie, während das Infanteriefeuer im Dorfe und neben demselben furchtbar wüthete. Das Gefecht neben dem Dorfe zwischen den feindlichen Colonnen und der zweiten Brigade war mörderisch. Bald wurde mit dem Bajonnet angegriffen, bald standen die Bataillone sich auf 50 Schritt gegenüber und unterhielten

rasches Gliederfeuer. Man sah, wie die Reihen sich lichteten. Die Blessirten gingen auf der Chaussee zurück in so dichten Massen, wie Infanterie, die auf Märschen, auf schlechten Wegen etwas auseinandergekommen ist. Auf diese Straße war aber die vorgeschobene feindliche schwere Batterie gerichtet. Blessirte, die sich noch zurückschleppen konnten, wurden hier von Kanonenkugeln zu Boden gerissen. Die Chausseegräben waren bis an die hohen Ränder gehäuft voll Todter. Neben unserem achten Geschütz, welches etwas erhöht zunächst an der Straße stand, bildete sich ein vollständiger Damm von Todten. Unsere Bataillone wurden immer lichter und gingen zurück, während sie durch neue ersetzt wurden. Beim Feinde, der seine Massen in der Nähe hatte, bemerkte man diese Abnahme nicht. Die zweite Brigade war beinahe gänzlich aufgerieben, während der Feind Vortheile neben und im Dorfe gewann. Jetzt rückte die erste Brigade mit gleichem Muthe vor und stellte das Gefecht wieder her. Die im Dorfe zurückgedrängte Batterie machte nun wieder Fortschritte. Das Gefecht wurde mit gleicher Erbitterung fortgesetzt. Das Dorf Möckern liegt zwischen der großen Straße und der Elster und ist der Länge nach zwischen diesen beiden Linien eingeschlossen. In der Mitte wird es durch eine breite Querstraße, die von der Chaussee nach der Elster führt, in zwei gleiche Theile getheilt. Den Theil nach Leipzig hatte in der Regel die feindliche Infanterie, den nach Halle zu die unsrige in Besitz. Hier wogte das Gefecht bald nach der einen, bald nach der anderen Seite zu, je nachdem der eine oder der andere Theil im Vortheil war. Viele Häuser waren schon in Brand gerathen. Die schlesische Landwehr, in der Nähe unserer Geschütze, stand so dicht an den Mauern der Häuser, daß sie oben hinaufsehen konnten und nach dem oben hervorragenden Franzosenkopf schossen. Diese waren bis an die Brust gedeckt und hatten den ganzen Landwehrmann freistehend auf 5 bis 10 Schritte vor sich. Natürlich traf beinahe jeder Schuß. Die feindlichen verlorenen Gewehrkugeln schlugen bei diesem Gefecht in die Batterie. Es rasselte nur immer so an den Geschützen. Wir hatten nach Beendigung des Kampfes 13 blessirte Leute und 19 Pferde, die durch solche verlorene Kugeln getroffen waren. Bei dem siebenten und achten Geschütze meines Zuges war der größere Theil der Pferde und Leute auf diese Weise blessirt, glücklicherweise die meisten so leicht, daß sie in ihren Dienstverrichtungen nicht gestört wurden. Von der Batterie bis zu den Gartenmauern und den nächsten Häusern befand sich ein Kohlfeld; auf diesem stand die Landwehr bei ihrem Angriff auf die Häuser. Bei jedem Kohlkopf lag ein Landwehrmann, öfter zwei übereinandergestürzt. So stand das Gefecht schon ganz gegen Abend noch immer nicht zu unserem Vortheil. Die erste Brigade war wie vorher die zweite zusammengeschossen. Wie eine Todtenglocke tönte der Ruf: „Die siebente Brigade vor!" — „Die siebente Brigade — sie kommt schon, sie kommt schon!" hörte man andere Stimmen. Es entstand eine kurze Pause im

feindlichen Feuer, weil die ganze Linie sich vorzubewegen begann. Sie stutzte aber wieder, weil unser Artilleriefeuer auf das Schnellste abgegeben wurde. Ich selbst ließ mit Kartätschen schießen und munterte die Leute auf, die ihre letzten Kräfte anstrengten und ihr Feuer so schnell abgaben, wie man es bei solcher Erschöpfung nicht für möglich gehalten hätte. Wäre es angegangen, hätte jeder Artillerist noch eine Kartätsche in den Mund genommen und sie den dichten, besonders im Dorfe zusammengedrängten feindlichen Massen entgegengespuckt. Der General York hatte immer in der Nähe der Batterie gehalten, weil hier nahe am Dorfe das Gefecht am erbittertsten war und von hier die Entscheidung ausgehen mußte. In diesem kritischen Moment, wo die erste Brigade weichen mußte und der Feind, in seinem weiteren Vorgehen unschlüssig, nur hin und wieder feuerte, nahm der General York den Degen auf. Ehe er ihn zog, runzelte er die Nase ungefähr so, als wenn Einem zufällig ein Insect hineingeflogen. Der Unteroffizier Marquardt vom achten Geschütz sagte ganz laut in seiner Königsberger Sprache: „Wat wardt nu warre? De Ohle träckt ja den Kielkeprickel rut!" .(Was wird nun werden? Der Alte zieht ja den Klößespieß heraus!) — Es wurde aber was daraus; denn er gab Befehl, die ganze Linie solle vorrücken und stellte sich selbst an die Spitze der Cavallerie. Drei Schwadronen brandenburgischer Husaren, die zunächst hinter der Batterie standen, stürzten durch die Intervalle derselben und warfen sich auf den Feind. Die Batterie mußte natürlich ihr Feuer einstellen und konnte dem Gemetzel in der Nähe zusehen. Die Husaren fuhren wie ein Blitz durch die feindliche Batterie, überrannten einige ganz überraschte feindliche Bataillone, wurden aber dann von Cavallerie angefallen und wären gewiß, so allein mitten in der feindlichen Colonne, schlecht weggekommen, wenn nicht das schlesische Ulanenregiment gleich nachgesprengt wäre. Zufällig flogen auch zwei feindliche Munitionswagen, von einer preußischen Granate der links von uns stehenden und im Schießen nicht behinderten Batterie getroffen, mitten in diesem Durcheinander in die Luft, wodurch der Wirrwarr noch vermehrt wurde. Nun schwieg auch unsere Artillerie; die siebente und achte Brigade auf dem linken Flügel rückten mit gefälltem Bajonnet vor, und die Reservecavallerie brach in der Mitte durch; an ihrer Spitze befand sich unser „Ohler". Der Feind, von diesem plötzlichen Wechsel überrascht, war mit Abwehren beschäftigt; unsere Truppen saßen aber nunmehr mitten drin, und der feindliche General konnte der Verwirrung nicht mehr Herr werden. Immer weiter und weiter wälzten sich die Massen, bis sie sich endlich hinter der feindlichen Stellung gegen Eutritzsch und Gohlis hin verloren. Bald aber kamen erfreuliche Zeichen in Sicht. 53 feindliche, noch vollkommen bespannte Geschütze mit einer Anzahl Wagen kamen angefahren. Selbst die Bedienung fehlte nicht. Schön uniformirte Artilleristen, die eben von den westlichen Küsten Frankreichs zur Armee gestoßen waren, wurden auch gleich mit-

gebracht. Die Zahl der Gefangenen belief sich auf 2000; außerdem waren ganze Bataillone niedergehauen worden. „Unser Ohler" hatte den rechten Augenblick ergriffen, um das schon schwankende Kriegsglück auf unsere Seite herüberzuspielen.

„Das Bivouac selbst nach der Schlacht war eine sehr traurige Herberge mitten in einer großen Todtenkammer. Rechts die Straße mit Leichen und Verwundeten bedeckt, daneben das brennende Dorf über Todte und Verwundete zusammenstürzend; die Luft ertönte vom Klagegeschrei der tausend Verstümmelten, denen in diesem Augenblick Niemand helfen konnte."

„An der großen Völkerschlacht des 18. Octobers hatte sich das York'sche Corps nicht betheiligt. Doch von seiner Stellung aus ließ sich das Geschützfeuer der ganzen verbündeten Armeen und das der Franzosen übersehen. — Das Getöse einer Schlacht, in welcher dreiviertel Millionen Krieger zu gleicher Zeit kämpfen, läßt sich gar nicht beschreiben. Die Erde zittert, die ganze Luft der Gegend ist ein Kriegsgeschrei. Das Feuer der Kanonen in dieser Runde ist nur den zahlreichen Funken zu vergleichen, welche einer Schmiedeesse entsprühen, wenn Holzkohlen gebrannt werden. Des Abends, als das Feuerlicht der Kanonen und Gewehre des Tageslichtes Herr wurde, war die ganze Gegend ein zerrissenes Feuermeer."

Diese lebendigen Schilderungen, die zugleich auf einen der denkwürdigsten Schlachtentage von 1813 ein erhellendes Licht werfen, zeigen die Beobachtungs- und Darstellungsgabe meines Vaters. Derselbe hatte als Wachtmeister in den Feldzügen meistens Offiziersdienste gethan, besonders in Gefechten und Schlachten einen Zug wie ein Offizier commandirt und erhielt im Juli 1815 sein Lieutenantspatent. Die Schlacht bei Belle-Alliance, die er tapfer mitgemacht, gab ihm ebenfalls Anlaß zu farbenreichen Aufzeichnungen, nicht weniger sein späterer Aufenthalt in Frankreich auf dem Schlosse des Marquis Roquebair. Das Schloßleben und der Verkehr mit den jungen, anmuthigen Französinnen wird fast mit der Feder eines Novellisten geschildert. Mit dem eisernen Kreuz ausgezeichnet, kehrte mein Vater mit seiner Batterie am 20. Januar 1816 nach Breslau, seiner Garnison, zurück. Im Jahre 1822 verheirathete er sich mit Mathilde Mühlheim, der Tochter eines städtischen Beamten, der früher Haushofmeister Sr. Excellenz, des allmächtigen, schlesischen Ministers von Hoym gewesen war und sich einiges Vermögen erworben hatte. Das Bild meiner Mutter, der zärtlichsten und besten Frau, die ganz in der Liebe zu ihrer Familie, zu ihren Kindern aufging, schwebt vor mir mit jenem Schmerzenszug, mit dem andauernde Kränklichkeit, ein allmählich sich immer mehr entwickelndes Herzleiden ihre lieben Züge leider gezeichnet hatte. Sie besaß ein tiefes, poetisches Gemüth; ihre litterarischen Richtungen und Neigungen entsprachen dem Geist der Epoche. „Mathissons Gedichte", die „Stunden der Andacht" waren eine Lieblingslectüre der jungen Mädchen, später wurden Walter Scott, Bulwer, Cooper bevorzugt. Doch meine

Mutter, die eine eifrige Leserin war, las auch Sophokleische Tragödien, die sie auf's Tiefste ergriffen; ich traf sie oft mit Thränen in den Augen, wenn sie „Oedipus" oder „Antigone" gelesen hatte. Daß sie meine poetischen Versuche sehr beglückten, bedarf kaum der Versicherung; mein erstes Drama „Cajus Gracchus" hatte sie eigenhändig abgeschrieben, und ich darf mir schmeicheln, daß ich in ihrem Leben voll schmerzlicher Resignation und edler Aufopferung einer der wenigen Glanzpunkte war.

* * *

Spärlich sind die Erinnerungen aus meiner Kindheit, soweit ich dieselbe in Schlesien verlebte; nur einzelne Momente tauchen wie die Effectscenen eines Dramas aus dem Dunkel auf. Wir wohnten in Breslau auf dem Bürgerwerder; unserem Hause schräg gegenüber stand damals eine Zuckerraffinerie, die eines Tages in hellen Flammen aufging. Wie ich da am Fenster neben meiner Mutter lag und in das Feuermeer blickte: das schwebte mir später noch lebhaft vor. Auch auf Spaziergängen in die Gärten der benachbarten Dörfer besinn' ich mich: ich seh' mich dort, mochte es nun in Pöpelwitz oder Oswitz oder Morgenau sein, wie ich mit andern Kindern im Grünen mich herumtummle; ich hatte lebhafte Bilder von den Oertlichkeiten, den Gängen, den kleinen bewachsenen Hügeln, die sich in den Gärten befanden und die wir herauf- und herunterkletterten, und doch fand ich bei meinem späteren Aufenthalt in Breslau für diese Erinnerungsbilder nicht die entsprechende Stätte wieder — nur ein anheimelndes Gefühl hatte ich in allen diesen Gärten, einen gewissen Instinct der Erinnerung. Da steckte etwas Dagewesenes in der Luft, aber ich konnte es nicht haschen.

Im Jahre 1827 war mein Vater nach Neisse versetzt worden; auch von dieser Festung blieb mir nur der dunkle Eindruck von Wällen, Brücken, Gräben; ich besinne mich, die Festungsgefangenen gesehen zu haben, die Ketten und Kugeln mitschleppten und auf der Stirne irgend ein an Hirschgeweihe erinnerndes Abzeichen hatten; ich besinne mich, daß ich mit meinem Vater bisweilen auf den Wällen spazieren ging, wo er die Kugelhaufen zählte. Das düstere Bild der engbrüstigen Festungsstadt erhielt aber den tiefsten Schatten durch ein Ereigniß, das in unsere Häuslichkeit eingriff, ohne unsere Familie selbst zu berühren. Noch sehe ich wie heute das nach der Straße hinaus liegende Zimmer — meine Mutter in Thränen sehr erregt auf einem Tritt am Fenster sitzend, auf der Straße selbst ein unheimliches Leben, ein Hinundher von Menschen — ich schmiegte mich angstvoll an meine Mutter an, die anfangs zögerte, auf meine Frage zu antworten. Endlich kam's zu Tage: auf dem Hochgericht ging etwas Schreckliches vor; der Bruder unseres Dienstmädchens wurde gerädert: eine grausame, aber damals noch landesübliche Strafe. Was er für ein Verbrechen begangen, erfuhr ich nicht, aber ich sah, wie meine Mutter von einem

schaudernden Gefühl ergriffen war — und auch mich überrieselte ein stiller Schauder. Selbst unser Mädchen, als die Schwester eines geräderten Bruders, flößte mir lange Zeit eine gewisse Scheu ein.

In Neisse wurde mir auch ein Brüderchen geboren, welches bei der Taufe den Namen Otto erhielt. Lange war indeß unseres Bleibens nicht in der schlesischen Festung; mein Vater erhielt 1828 das Patent als Hauptmann und wurde als Zeugkapitän in die Festung Coblenz am Rhein versetzt. Damit schied er eigentlich aus dem activen Kriegsdienste aus; er muß dies wahrscheinlich in Folge damaliger körperlicher Leiden selbst beantragt haben. Die Strapazen der Kriegsjahre blieben nicht ohne Nachwirkung; vielleicht hatte mein Vater diese überschätzt oder dienstliche Verdrießlichkeiten machten ihm den Aufenthalt in Neisse unangenehm und einen Wechsel in seiner Stellung wünschenswerth.

Eine Reise von Neisse an den Rhein darf nicht mit heutigem Maßstab gemessen werden; sie erforderte damals, besonders wenn eine größere Familie sich auf die Wanderschaft begab, eine Zeit, wie etwa heutzutage eine Reise nach dem äußersten Sibirien, das nach Vollendung der ostsibirischen Bahn uns noch näher gerückt sein wird, als damals der Rhein für einen aus Schlesien dorthin versetzten Offizier war. Und mit Kind und Kegel mußte die Reise angetreten werden, noch dazu im strengen Winter. Es wurden daher alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, wie sie mein Vater aus seinem französisch-russischen Feldzug kannte. Der kleine Otto lag wie in einer Pelzwiege, und auch die Amme, die ihn trug, war gegen die Unbilden der Witterung durch allerlei Pelzverbrämung geschützt. Ein Miethswagen wurde für eine dreiwöchige Reise gemiethet — und so ging's denn langsam von Station zu Station dem fernen Rhein zu. Bei Zeiten rückten wir immer in die Nachtquartiere ein; manches Bild aus diesen Hôtels und Wirthshäusern ist in meiner Erinnerung haften geblieben. In Leipzig erlebte ich selbst das für mich interessanteste Abenteuer der ganzen Reise; ich verlief mich nämlich aus unserem Hôtel in fremde Straßen, und da ich den Namen des Gasthauses mir nicht eingeprägt hatte, so dauerte es lange Zeit, ehe man mich zu meinen Eltern zurückbringen konnte. Von der Reise selbst hatte ich nur noch den Eindruck, als ob sie durch eine endlose Pappelallee dahinginge: Pappeln zur Rechten und zur Linken, in Sachsen, in Thüringen; die ewige Chaussee so eintönig, so schläfrig im Wintergewand — nur wenn der Wagen über das Pflaster der Städte rasselte, gab es eine kleine Abwechslung. Drei Wochen im Kutschwagen zur Winterszeit — und wenn der kleine Otto noch so artig war, gelegentlich machte er doch seiner Ungeduld Luft; es regte sich in den Pelzen, und der darin vergrabene kleine Grönländer äußerte sich in einer Sprache, der man die deutsche Nationalität noch nicht anmerkte.

In Coblenz, wo ich von meinem fünften bis zu meinem neunten Lebensjahre verweilte, fließt der Quell der Erinnerungen schon weit reich-

licher; mochte mir auch für die Schönheit der landschaftlichen Umrahmung das Auge des Malers fehlen, so wirkte doch das anmuthige Rheinpanorama in aller Stille auf mein Gemüth uud theilte meinen Knabenjahren Etwas von seinem Duft und Reiz mit. Von Jahr zu Jahr wuchs natürlich auch mein Verständniß dafür — mein Vater nahm mich öfters mit bei seinen dienstlichen Besuchen der verschiedenen Forts, die auf den die Stadt beherrschenden Höhen lagen, und so that ich manchen Blick in die Festungsgeheimnisse, welche Andern nicht zugänglich waren. Am meisten imponirte mir die Festung Ehrenbreitstein und die große Treppe, die zu ihr fast senkrecht in die Höhe führt. Oft stand ich dort oben und erfreute mich an dem entzückenden Blick auf die Rhein- und Mosellandschaft, auf die beiden sich hier vermählenden Flüsse, auf die Häuser und Thürme der zwischenhineingebauten Stadt, auf die jenseitigen Höhen mit ihren Forts und die im Duft verschwimmende Ferne. Die Schildwachen auf den Wällen, das militärische Treiben in den Festungshöfen lenkten bisweilen den Blick in die Nähe; doch am liebsten schweifte er in's Weite und weckte in der Brust des Knaben jene unbestimmte Sehnsucht, welche hinausmöchte in die Welt, zu den duftumschleierten Hügeln, die irgend etwas geheimnißvoll Schönes ahnen ließen. Und man konnte ja plaudern mit diesen fernen Hügeln; das bewies der Telegraph auf Ehrenbreitstein, dessen windmühlenartige Bewegungen ich mit großem Interesse verfolgte und der sich mit einem hölzernen Genossen unterhielt, der auf einer Höhe ganz in der Ferne seine Bewegungen nachzuäffen schien. Das war ein Wunder für den Knaben; er ahnte nicht, daß späteren Jahrzehnten diese Fernsprechkunst als eine Kinderei erscheinen würde, als die schüchternen und hölzernen Anfänge einer die ganze Welt umspannenden Schriftsprache, die blitzschnell über die Oceane hinweg ihre Zeichen schreibt.

Daß es aber mit den Wundern der Ferne nicht allzuviel auf sich hatte, darüber klärten mich bald die Wanderungen auf, die ich mit meinem Vater in jene vom Ehrenbreitstein so zauberisch erscheinenden Gegenden unternahm. Alljährlich machte mein Vater eine solche Fußtour, bei welcher ich sein steter Begleiter war. Da ging's über Andernach in die Eifel an den Laacher See — dieser Kratersee und die merkwürdigen Berge, wie die ganze Gegend machten einen tiefen Eindruck; ich freute mich, wenn der Weg einmal durch ein wogendes Getreidefeld führte. Im Ganzen sind die Erinnerungsbilder an jene Fußpartien matt und unzusammenhängend. Ein anderes Mal wurde mit mehreren Artillerieoffizieren zusammen eine Wagenfahrt über den Hunsrück unternommen — der eintönige Charakter dieser Hochfläche wurde nur, wenn es durch schöne Wälder ging, von anmuthigeren Eindrücken abgelöst. Alles machte einen ärmlichen, dürftigen Eindruck; kein üppiger Weizen, nur Hafer und Gerste wuchs auf den Aeckern. Die Fahrt verlief nicht ohne Unfälle; mit einem der Wagen, in welchem die Offiziersburschen saßen, gingen die Pferde durch und zertrümmerten ihn. Die Burschen selbst

wurden zum Theil schwer verletzt — ich besuchte sie in der verhangenen Krankenstube in Simmern; schweigsam oder stöhnend lagen sie in den Betten; ich hatte zum ersten Male den Eindruck eines Lazareths. Ich war nicht gerade furchtsam, aber ich konnte doch ein Angstgefühl nicht unterdrücken, als unser Wagen nicht lange darauf die jähen Wege der steilen Thalschlucht herunterfuhr, die bei Bacharach in das Rheinthal mündet.

Ein Vorfall aus jener Zeit, der die Phantasie des Knaben lebhaft beschäftigte, ist mir noch in Erinnerung geblieben. Ein russischer Offizier war zum Besuch in Coblenz, und mein Vater und mehrere Artillerielieutenants gingen und fuhren mit ihm in der Umgegend herum. So ging's denn auch von der hohen Festung durch Thal Ehrenbreitstein an die Lahn und dann über den Rhein auf Schloß Stolzenfels, welches damals noch eine malerische Ruine war aus der Zeit her, wo die Franzosen unter ihrem großen Könige den Rheinlanden ihre Besuche machten, bei denen so viele Schlösser zertrümmert wurden, so viele Dörfer in Flammen aufgingen. Damals hatte noch nicht König Friedrich Wilhelm IV. nach den Entwürfen von Schinkel den Hauptthurm wiederherstellen lassen, den Rittersaal und die Kapelle mit Fresken geschmückt; man mußte noch auf steilen Pfaden, oft durch Disteln und Dornen herumklettern, und mein Vater warnte mich vor manchem steilen Rand, hinter dem ein Abgrund gähnte. Der Russe hatte eine Pfeife mit einem prächtigen Meerschaumkopfe, der meine Bewunderung erregt hatte. Und dieser schöne Kopf fiel bei den Klettereien zur Erde und zerschellte am Gestein. Er war ein Andenken — und der Offizier war unglücklich darüber. Er that mir herzlich leid; aber er tröstete sich vielleicht rascher als ich. Bitteres Herzweh verursachte mir das tragische Geschick dieses Pfeifenkopfes, und niemals im Leben, wo ich so Manches verloren, habe ich ein gleich lebhaftes Gefühl eines unwiederbringlichen Verlustes empfunden.

Die Amtswohnung meines Vaters befand sich in einem kleinen Hause neben zwei großen Schuppen, die dem Zeugwesen dienstbar waren. Die drei Baulichkeiten standen in einem abgeschlossenen Raum, aus dem nach der einen Seite hin ein Pförtchen nach der Wöllersgasse führte, während nach der anderen ein Thorweg Pferden und Gespannen den Eingang und den Ausgang gestattete. Ein bescheidenes Duodezgärtchen gehörte zum Hause und ging bis an die Mauer; doch es gewährte keinen ungetrübten idyllischen Genuß, denn über die Mauer hinüber blickten die ersten und zweiten Stockwerke der nur durch eine schmale Gasse von ihr geschiedenen Häuser, und aus den Fenstern derselben sahen junge und alte häßliche Weiber heraus, die den ganzen Tag herüber und hinüber schimpften und fluchten, echte Xanthippen, die auch zuweilen eine ähnliche Taufe, wie die Gattin des Sokrates über ihren Philosophen, über Freund und Feind verhängten oder gar das ganze Geschirr auf die Straße herunterpoltern ließen.

Diese Oertlichkeit, wo ich mehrere Jahre meiner Knabenzeit verlebte, habe ich in meiner Erzählung: „Der Zeuglieutenant" geschildert und bin in meinem Romane „Moderne Streber" noch einmal flüchtiger darauf zurückgekommen. Die Jungen aus der Wöllersgasse, die durch die kleine Thüre auf den Hof kamen, waren meine Spielgefährten, vor Allen der Schinderhans, der Sohn des Schinders, der in dem ersten Hause der Gasse wohnte. Wir jagten uns in dem großen Hof um die Magazine herum auf und ab; unser Hauptvergnügen aber war mit Achatkugeln in die gegrabenen Löcher zu werfen. O diese farbigen, schöngestreiften Achatkugeln, wie verfolgten sie mich bis in meine Träume! Es waren ja damals meine Glückskugeln, die Gewinn oder Verlust brachten. Und wir verfolgten ihren Lauf mit nicht geringerer Spannung als die Spieler in Monte Carlo die kreisende Kugel des Roulettes.

Doch nicht immer waren unsere Spiele so friedlicher Art; der kriegerische Geist steckte uns im Blute und besonders mir, dem Sohne eines Vaters, der sich das eiserne Kreuz erworben hatte. Der Herwegh'sche Vers:

„O fraget nicht, wo Feinde sind!
Die Feinde kommen mit dem Wind —"

hat besonders Geltung bei der kriegslustigen Jugend. Und wir hatten unsere Feinde. Die Wöllersgasse lag mit der benachbarten Weißgasse in fortwährendem Kampf. Ueber die Ursache hatt' ich nie nachgedacht — wir hatten einmal die Antipathie und sie hatten sie auch. Die Keckheit dieser Brut aus der Weißgasse ging aber so weit, daß sie bisweilen durch den Thorweg in unseren Hof drang. Da ruhten wir nicht eher, als bis wir sie durch Steinwürfe wieder hinausgetrieben hatten. Das ging aber nicht so glatt ab — wie oft kam ich mit blutendem Kopfe nach Hause. Meine Mutter war außer sich; doch mein Vater schmunzelte; er sah in mir den künftigen Krieger.

Andere Straßenkämpfe der Jugend in Coblenz hatten sogar eine politische Färbung; ich betheiligte mich daran, als ich bereits die Ehre hatte, actives Mitglied der untersten Klasse des Gymnasiums zu sein. Es war im Jahre des Herrn 1832; die Franzosen belagerten die Citadelle von Antwerpen, welche von dem General Chassé tapfer vertheidigt wurde. Nun bildeten sich bei der Straßenjugend zwei Parteien; wir Offiziers- und Beamtensöhne waren für Chassé; die Anderen, deren Eltern damals noch gut französisch gesinnt waren und das preußische Joch mit Widerstreben trugen, für die Franzosen — und so wälzte sich die kämpfende Jugend oft durch die Hauptstraßen der Stadt bis auf den Schloßplatz.

Das erste Haus in der Wöllersgasse wurde für mich von besonderer Bedeutung: ich sah hier zum ersten Male eine Todte; es war die Mutter oder Großmutter meines Spielgefährten Schinderhans, und ich stellte zum ersten Male tiefsinnige Betrachtungen über die Vergänglichkeit des irdischen

Daseins an, obschon ich eigentlich noch an der Schwelle desselben stand. Daß es aber auch allerlei Schönes und Glückliches versprach, davon stieg mir bei meinen Besuchen im ersten Stockwerk dieses Hauses eine Ahnung auf. Dort wohnte die Wäscherin Ladinois, welche selbst nicht im Stande gewesen wäre, so anregend auf mein Gemüth zu wirken; aber sie hatte zwei hübsche Töchter, das stattliche Trautchen und die weniger stolze, aber lieblichere Minna — und diese Letzte hatte es mir angethan. Wenn die Liebe darin besteht, daß man nicht recht weiß, wie Einem zu Muthe ist, so war ich in Minna verliebt. Daß diese Liebe eine platonische war, das brachte mein Taufschein so mit sich. Wir gingen bisweilen zusammen über Feld, wie Hermann und Dorothea, oft entgegen der sinkenden Sonne, und ich pflückte ihr einen Strauß der schönsten Feldblumen. Sie war etwas älter als ich; aber sie machte davon keinen Gebrauch. Sie bevormundete mich nicht. Wir sprangen zusammen über die Gräben und lagerten uns auf den Rainen der Kornfelder unter den hochwogenden Aehren, wo wir gelegentlich nur von einem Maulwurf gestört wurden, der seine Minirarbeit unterbrach und dies riesenhafte Menschenpaar anstarrte, das sich da vor seiner Höhle breit machte.

Eine meiner Hauptvergnügungen war die Schmetterlingsjagd, der ich in jener Gegend huldigte, welche jetzt durch die Bauten und Schienen des Rheinischen Bahnhofes ihres idyllischen Reizes entkleidet ist, damals aber auf ihren Wiesen, ihrem Buschwerk den bunten Faltern den freiesten Spielraum gestattete. Wie viele Tagespfauenaugen, Citronenfalter, Bläulinge hab' ich damals in meinem Netz gefangen; namentlich die Citronenfalter waren das Wild, dem ich am eifrigsten nachjagte. Wenn indeß das Talent zum Jäger sich in dieser leidenschaftlichen Schmetterlingsjagd äußerte, so habe ich dies später ebenso wenig ausgebildet, wie das Talent zum Reiten, welches die Offiziersburschen bei mir weckten, wenn sie das Pferd meines Vaters im Zeughofe herumführten und mich auf dasselbe setzten, bis der rechte Reiter kam.

Meine Mama, die immer kränklich war, hatte wenig geselligen Verkehr, gleichwohl gab es hin und wieder einen kleinen Damenthee, bei welchem auch ich mich präsentiren durfte, wenn ich ordentlich gewaschen, gekämmt und gebürstet war. Das waren für mich sehr feierliche Augenblicke, und ich war schon lange vorher in größter Spannung, wenn die Kaffeedecke mit den eingewirkten Jagdstücken über den Tisch gebreitet und die zierlich geränderten Täßchen aus dem Schrank genommen und auf den Tisch gestellt wurden.

Meine Intelligenz war, trotz meines Umgangs mit dem Fräulein Ladinois, damals noch nicht sehr entwickelt, und ich gab Proben mangelnder Einsicht, die mich bei Uebelwollenden in ein sehr ungünstiges Licht stellen mußten. So theilte mir mein Vater einmal mit, daß man die Sperlinge am besten fangen könne, wenn man ihnen Salz auf den Schwanz streue.

Dies leuchtete mir vollständig ein; ich ging in die Küche, plünderte das Salzfaß und begab mich dann in unser Gärtchen, um den Sperlingen aufzulauern, die sich aber durchaus nicht so entgegenkommend benahmen, daß ich mein unfehlbares Mittel hätte in Anwendung bringen können. Ich kehrte ohne Jagdbeute zurück und wurde natürlich ausgelacht. Es war hohe Zeit, daß meine noch daniederliegenden Verstandeskräfte in der Schule fortentwickelt wurden, damit ich mir nicht noch einmal ein solches ὕστερον πρότερον zu Schulden kommen ließ. Und so besuchte ich die Elementarschule des Herrn Bungenroth, wo ich die ersten Voraussetzungen meiner künftigen staatsbürgerlichen Wirksamkeit, das ABC und die vier Species erlernte. Wir Jungen saßen mit den Mädchen in einer Klasse, die Einen zur Rechten, die Andern zur Linken, und wir zeichneten uns nicht durch übertriebene Galanterie gegen das schöne Geschlecht aus. Bei den Prügeleien wurde auf dergleichen keine Rücksicht genommen; wer den Tornister trug, war satisfactionsfähig. Der Ehrgeiz wurde durch die große Prätzel, die dem Besten in der Klasse zu Theil wurde, erweckt und wachgehalten. Diese große Prätzel war für uns, was ein Comthurkreuz erster Klasse für den höheren Staatsbeamten ist — ein strahlender Stern, nach dem unsere Sehnsucht ging. Auch sonst wurde noch Backwerk an die Fleißigen ausgetheilt; die große Prätzel indeß hab' ich nie nach Hause gebracht; und sie ist mir auch später nie zu Theil geworden. Vor dem Examen hatten wir immer Angst; doch es tröstete uns, daß es anderen Leuten noch schlechter ging. Da gab es Candidaten des Lehramts oder der Kanzel, die an uns erproben sollten, wieweit sie ihrem künftigen Beruf in der Erziehung der Jugend gewachsen waren. Einige von uns wurden in ein anderes Klassenzimmer hinaufcommandirt — da stand der unglückliche Candidat, der examinirend examinirt werden sollte. Ich sehe heute noch den einen vor mir, wie er fast händeringend nach der richtigen Fragestellung suchte, wie er sich auf die Finger sah, als könnte er sie dort ablesen. Wir waren außer der Schußlinie und empfanden einige Schadenfreude über die Verlegenheiten eines so hoch über uns stehenden Jünglings. Kamen wir ihm durch einige gute Antworten zu Hilfe, so flog's wie Sonnenschein über seine bleichen Züge; wir thaten das Unsrige, damit er nicht durchfiel.

Mein Vater verließ indeß die Zeughausidylle, wir zogen in ein Haus auf der Schloßstraße. Damit beginnt die zweite Epoche meines Coblenzer Aufenthaltes, die Zeit meiner gereifteren Knabenjahre. Anfangs besuchte ich noch die Bungeroth'sche Schule, mit der ich bisweilen Ausflüge über die Karthause hinaus in die Wälder machte, wo wir eifrig die Cholerakräuter, Thymian, Quendel und Lavendel suchten. Im Jahre 1831 war das Krankheitsgespenst aus Asien zuerst in Europa erschienen, und man glaubte, durch jene würzhaften Kräuter sich vor Ansteckung sichern zu können. Man war damals noch recht kindlich in seinem Glauben, und die vorgeschrittensten

Geister hatten keine Ahnung vom Kommabacillus. Gerade damals war meine Phantasie krankhaft gereizt durch die ersten Regungen der Sinnlichkeit, von denen meine Beziehungen zu den Mädchen der Wöllergasse gänzlich frei waren. Merkwürdigerweise war's das Grausame, worin zuerst der sinnliche Trieb sich äußerte. Mit Ruthen gepeitscht zu werden vor allem Volk: das war ein solches aufregendes Bild der Phantasie. Einige Märtyrerbücher, welche sich die Mitschüler zu verschaffen wußten, hatten den Reiz des Verbotenen — diese geschundenen, mit feurigen Zangen gezwickten, gerösteten heiligen Männer und Frauen durchrieselten uns mit so eigenthümlichem Schauder, daß Wehe- und Wohlgefühl sich seltsam mischten. Es waren die unheimlichen Gewalten des neronischen Zeitalters, die sich in schüchternen Anfängen in uns regten.

Nun siedelte ich in das Gymnasium über, und hier begann ich schon die ersten litterarischen Fühlfäden auszustrecken. Mich beschäftigte ein Drama: „Wilhelm von Oranien“; unter dem Tische in den Schulstunden hatte ich den Band von Beckers Weltgeschichte, der den Oranien behandelte, und ich entwarf einige Skizzen in Prosa. Meine ersten Berührungen mit den klassischen Dichtern fallen in jene Zeit: für meinen Vater holte ich Goethes „Faust“ aus der Bibliothek des Offizierscasinos und habe bei dieser Gelegenheit zuerst das dichterische Wunderwerk durchkostet, das auf mich noch mehr als auf seinen Verfasser den Eindruck eines „Tragelaphen“ machte.

Meine Bekanntschaft mit Schiller aber begann damit, daß dieser Dichter mir den Anlaß gab, mich in der Schule gründlich zu compromittiren. Der Lehrer fragte, ob Einer von uns den großen Monolog aus der „Jungfrau von Orleans“ kenne; da meldete ich mich voll stolzen Selbstgefühls, und aufgefordert, ihn herzusagen, bestieg ich den Katheder und begann:

„Lebt wohl, ihr Berge, du jeliebte Hammelheerde,
Die Hanne sagt euch jetzt adjes!
Ob ick nochmal zurückekommen werde,
Wer weeß, wer weeß!“

Ein schallendes Gelächter bewies mir, daß ich die Wirkungen der Tragödie verfehlt hatte. Weiß Gott, in welchem Buche ich zu Hause diese Travestie gelesen und meinem Gedächtniß eingeprägt hatte! Der Lehrer ließ mich zu seiner Freude und zur Freude der ganzen Sexta dies Pseudo-Schiller'sche Prachtstück bis zu den Schlußversen vortragen:

„Ick fange an zu wüthen und zu rasen,
Die Pferde böhmen sich, und die Trompeter'sch blasen!“

Das war wieder, wie das Salzstreuen auf den Schwanz der Sperlinge, eine kolossale Dummheit! Und sie hatte etwas Unerklärliches; sie stand gar nicht im Verhältniß zu meinem sonstigen Bildungsgrad. Wer einen „Wilhelm von Oranien“ unter der Bank dichten wollte, der mußte doch Schillers Muse von schlechten Berliner Witzen zu unterscheiden wissen.

In der Nähe des Gymnasiums befand sich eine Buchhandlung, in welcher ich an jedem Sonnabend eine Nummer des Pfennigmagazins abholte, auf welches meine Eltern abonnirt waren. Es war dies ein großes Ereigniß — im Laden und unterwegs besah ich schon die Bilder und berichtete zu Hause darüber, ehe ich die Nummer in die Hand meiner Mutter legte. Eine Zeitschrift mit Bildern — und damals die einzige ihrer Art! Welche kindlichen litterarischen Zustände — eine wahre buchhändlerische Idylle! Und das war sogar damals eine Aufsehen erregende Neuerung, die von England herübergekommen war. Und heutigen Tags — welche Fluth von illustrirten Zeitschriften, die sich zum Theil in bunte Bilderbücher zu verwandeln drohn! Oft erdrückt das Bild den Text! Wie schüchtern trat damals der bildliche Schmuck auf! Hier und dort ein Portrait, eine Kirche, ein Bauwerk, ein Vogel oder sonst ein Geschöpf aus dem Thierreich — man las dies Pfennigmagazin, man sah sich nicht blos beim Durchblättern die Bilder an — und ich habe Manches daraus gelernt! Mit stiller Wehmuth denke ich daran zurück — was hilft es? Der alte gelbe trauliche Postwagen mußte ja auch den Eisenbahnwaggons weichen. Die Zeit schreitet eben fort.

* * *

In unserer neuen Wohnung im zweiten Stock eines anständigen Miethshauses, hinter welchem eine Kunstgärtnerei ihre Treibhäuser und Glasbeete zur Schau stellte, so daß der Blick wenigstens sich am Grün der Pflanzen erquicken konnte, brachte die Nachbarschaft meiner jungen Muse mancherlei Anregung; denn ich dichtete damals schon. Im Nebenhause wohnte eine liebenswürdige fromme Dame, Frau Musculus, mit welcher meine Mutter in freundschaftliche Beziehung trat. Ich las dort meine poetischen Erzeugnisse vor; doch man wünschte mehr religiösen Inhalt. So lehnte ich mich denn theils an Klopstock, theils an Kosegarten an und dichtete in reimlosen Versen eine Ode auf „Gott", welche vielen Beifall fand und abschriftlich in Freundeskreisen circulirte. Herr Musculus, ein vortrefflicher Mann, wurde nun mein Freund und Gönner und schenkte mir ein prächtig eingebundenes Exemplar von Ovid's „Metamorphosen" mit der Widmung: „Puero discendi cupido hoc librum dono dedit." Weniger durch dies schöne Geschenk, als durch den grammatikalischen Schnitzer hatte sich mein Gönner ein dauerndes Angedenken gesichert: das ist ja die Perfidie alles Irdischen, daß die Fehler sich mehr einprägen als die Tugenden, wie ja auch die Bösewichter der dramatischen Dichter den Darstellern willkommener sind, als ihre Tugendhelden. Alle meine späteren Mitschüler, welche das Buch in die Hand nahmen, machten natürlich über den haarsträubenden Gramatikfehler der Widmung ihre Glossen. Das that mir leid, und ich wünschte oft, Herr Musculus hätte auf die Sprache des Cicero verzichtet, — welche zu beherrschen man heutzutage nur in der Prima verpflichtet ist, nicht

einmal mehr beim Doctorexamen — und hätte meiner Wißbegier und seiner Freundschaft in ehrlichem Deutsch einige auf die Nachwelt kommende Denkworte gewidmet.

Im ersten Stock unseres Hauses wohnte Herr Schulrath Brüggemann, der später in's Unterrichtsministerium kam; er hatte zwei Pensionaire, welche den berühmten Namen Cornelius führten. Hier wurden hin und wieder in ziemlich engen Wohnräumen theatralische Aufführungen veranstaltet; auch ich wurde mit in das Künstlerensemble aufgenommen, doch hatte ich von meinem schauspielerischen Genie bisher keine Proben geben können und wurde deshalb nur in stummen Rollen beschäftigt. An einem Theaterabend hatte man es besonders auf Theodor Körner abgesehen und gab hintereinander „Toni" und „Hedwig, die Banditenbraut". In dem ersten Negerstück hatte ich einen Negerknaben zu spielen, in dem zweiten eine Schildwache. Der Negerknabe war sehr gelungen und gehörte der dunkelsten afrikanischen Race an. Durch welche Mittel seine tiefe Schwärze erzeugt worden, vermag ich nicht mehr anzugeben; jedenfalls war sie waschecht, und alle Bemühungen, den Mohren in der Zwischenpause weiß zu waschen, scheiterten vollständig. Die ganze Familie, die Dienstboten, die Mitspieler scheuerten an ihm herum. Länger ließ sich die Pause nicht ausdehnen; eine andere Schildwache für die „Hedwig" war auch nicht vorhanden; es blieb nur das eine verzweifelte Mittel übrig. Der Mohrenknabe mußte mit dem Antlitz, das er noch hatte, in die Uniform gesteckt werden mit der Ordre, dem Publicum stets den Rücken zuzukehren. Eine Schildwache im Dienst darf sich dem Publicum gegenüber Manches erlauben, und so spazierte ich auf und ab, und die harmlosen Zuschauer, denen ich stets meine Rückseite zuwandte, hatten keine Ahnung davon, daß diese Schildwache für die Mitspielenden eine Othellomaske hatte.

Mehr indeß als Theater und Dichtung interessirten mich damals die Militärwissenschaften, und man hätte glauben können, daß ein künftiger General in mir stecke. In der That, gegen den Zauber der Brigadebibliothek auf dem Schlosse verschwand mir alles Andere. Mit dem Feuerwerker, der diese Bibliothek verwaltete, schloß ich bald innige Freundschaft; kein in Coblenz garnisonirender Offizier benutzte dieselbe fleißiger und eifriger als ich. Der Feuerwerker schloß die Bibliothekräume auf und ließ mich oft allein darin; er wußte, daß ich keine Unordnung machte und die Bücher wieder in Reih' und Glied stellte, wenn ich sie herausgenommen. Und heraus nahm ich sie allmählich fast alle; so brennend war meine Begierde, ihren Inhalt wenigstens in den Grundzügen kennen zu lernen. Ich betrat diese Räume stets mit einer gewissen feierlichen Stimmung; mir war's, als dürfte ich den Vorhang heben vom Allerheiligsten der Kriegskunst; wie Weihrauch erschien mir der eigenthümliche Duft von Pappe und Kleister, der mir aus den Fächern entgegenwehte, wo die neuen Bände einrangirt waren; denn alle waren sauber in blaues Papier eingeschlagen, und auf

dem Rücken waren ihnen Etiketten von verschiedenen Farben angeheftet, je nachdem sie der Kriegsgeschichte, der Taktik und Strategie oder anderen militärischen Wissenschaften angehörten. Da standen die Jerome und Dumas, die Clausewitz und Tempelhoff, und ich hatte die entzückende Wahl, mir den Einen oder den Anderen herauszusuchen und unter meines Vaters Bürgschaft mit nach Hause zu nehmen. Ich bevorzugte den siebenjährigen Krieg, und Tempelhoff war mein Lieblingsschriftsteller. Mit welchem Behagen breitete ich die großen Schlachtpläne aus, wo die Regimenter in bunten Rechtecken aufmarschirt waren; wie lebhaft malte ich mir das Theater der Schlacht aus nach den schärfer oder schwächer schraffirten Höhen und Hügeln, den Wäldern und Wiesen, Haiden und Sümpfen. Alle Geheimnisse der Terrainzeichnung erschlossen sich mir mit Hilfe meines Vaters, die Lehmann'schen Striche für die verschiedene Steigung der Berge, und so wurden die Schlachten von Leuthen und Roßbach, Zorndorf und Kunersdorf lebendig vor meinem inneren Auge. Ich saß oft stundenlang über diesen Schlachtbeschreibungen; bisweilen wurden die Bücher von mir eingefordert, wenn ein Offizier sie zu irgend einem Examen brauchte — und die Herren Lieutenants wunderten sich nicht wenig, wenn sie erfuhren, daß ein blutjunger Gymnasiast den Tempelhoff entlehnt habe, um die Kriegsthaten des großen Friedrich zu studiren.

Daneben hatte ich noch eine andere Passion: „Afrika", und man konnte im Zweifel sein, ob ich nicht eher ein berühmter Afrikareisender, als ein berühmter General werden würde. Afrika war aber damals noch nicht Mode, und wenigstens in Deutschland gab es noch keine gefeierten Entdeckungsreisenden, welche dem schwarzen Erdtheil gleichsam den Gürtel gelöst hätten! Um so ruhmvoller war das von mir geplante Unternehmen, mit einigen ebenso hochgemuthen Mitschülern eine Reise in's Innere von Afrika zu unternehmen. Wir hatten zunächst die Insel Madagaskar in's Auge gefaßt, die hatte etwas ungemein Verlockendes für uns. Damit konnte man ja den Anfang machen. Welche Abenteuer winkten dort! Wir berathschlagten in geheimen Zusammenkünften und ließen es zunächst noch dahingestellt, wieweit wir die Eltern in unsern Plan einweihen wollten. Die Finanzfrage besonders war ein kitzliger Punkt, über den wir stets so rasch wie möglich hinwegglitten. Sonst hätte man ja bei beschränkten Anschauungen der Familie sich plötzlich von ihr losreißen und kühn hinaus in die Ferne schweifen können. Ehe wir indeß uns über das Unternehmen und seine Ausführung geeinigt, ehe wir Rath geschafft für die mancherlei Schwierigkeiten, die ihm entgegenstanden, trat ein Ereigniß ein, welches die ganze hoffnungsvolle Reisegesellschaft auseinander sprengte.

Mein Vater hatte den Plan gefaßt, da er sich wieder wohl und frisch fühlte, seine Stellung beim Zeugwesen aufzugeben und in die Armee einzutreten. Bei allen diesen Wünschen konnte er in Berlin auf die Unterstützung des späteren Kriegsministers, des Generals von Peucker, rechnen,

der ein Verwandter meiner Mutter und in Berlin sehr einflußreich war. So wurde mein Vater denn auch auf sein Anliegen in die Armee zurückversetzt und zwar als Compagniechef der Festungsartillerie in die Garnison von Mainz. So vertauschten wir denn die Festung am Zusammenfluß der Mosel und des Rheins mit der anderen Rheinfestung, die der Mündung des Mains gegenüberliegt; ich schied 1833 von Coblenz, dem Gymnasium, der Brigadebibliothek und meinen jungen vielversprechenden Freunden, und so verschwand auch Afrika und die Insel Madagaskar für mich auf immer im Duft der Ferne.

(Schluß folgt.)

Antonie und Maximiliane Brentano als Verehrerinnen Beethovens.

Von

Alfr. Chr. Kalischer.

— Berlin. —

I.

Eine der edelsten, interessantesten Frauen aus dem Kreise Beethovens ist Antonie Brentano, geb. von Birkenstock. Alle Welt ist darüber einig, sie den höchsten Zierden ihres Geschlechtes beizuzählen, diese Antonia, welcher Dichterfürsten wie Tonfürsten in gleichem Enthusiasmus gehuldigt haben.

Frau Antonie von Brentano war die Tochter des bekannten Hofrathes, Kunst- und Litteraturfreundes Johann Melchior von Birkenstock in Wien. Nicht hier, sondern in einem Kloster der Ursulinerinnen zu Preßburg ward Antonien ihre Erziehung zu Theil, so daß sie, während ihr Vater „Josephinist vom reinsten Wasser" war, doch „weniger von dem Hauche der Zeit berührt worden", — wie uns ihres Schwagers Clemens Brentano Biograph Joh. Baptista Diel mit besonderer Selbstzufriedenheit versichert. (I, S. 110). — Rührend und erstaunenswerth ist die hohe Verehrung, die der ebenso geniale als wunderliche Clemens seiner Schwägerin Antonie entgegenbringt. Seine Werke sind voll von den glühendsten, heiligsten Huldigungen für seine angebetete, vergötterte „Toni". Das historisch-romantische Drama „Die Gründung Prags" widmet Clemens „mit herzlicher

Liebe" seiner „geliebten Schwägerin Antonie Brentano" und begleitet diese Widmung mit folgenden schwungvollen Distichen:*)

Früh schon kamst Du zu uns als Gattin des theueren Bruders,
Und Dein Leben und Sein ist mit dem unsern verwebt;
Stark wie die Bande des Blutes verknüpft uns Lieb' und Vertrauen,
Und was gemeinsam uns rührte in Leiden und Lust.
Einst zu dem nämlichen Ziel hinstreben wir, wünschend in ihm nur
Allen, die lieb uns sind, ewig vereinigt zu sein.
Clemens' Geist, der hier im Gedicht von der hohen Libussa
Blühend in Jugendkraft, herrlich und glänzend erscheint,
War Dir innig vertraut, und so nimm freundlich das Werk auf,
Das in der Schwestern Kreis freundlich der Bruder Dir weiht! —

So erscheint dieses Bild auch immer in Clemens' Briefen; zu ihr flüchtet er, wenn sein Leben allen Halt zu verlieren droht. So heißt es in einem Briefe: „Ich werde in Zukunft mich immer an Dich wenden, liebe T . . . (= Toni); denn Dein Wesen scheint mir recht herzlich und froh, auch bist Du mit Dir selbst eins, weil Dein Loos schön ist, wie Du in meines guten Bruders Arme." (Ges. Schriften VIII, S. 110). — Und in einem anderen Briefe aus Jena lesen wir die rührenden Worte (ebend. S. 125): „ — — so soll dieser Brief auch gleichsam ein Vaterunser sein, in dem ich für Alles danke, was ich bekommen habe, und Alles das begehre, was ich will. Denn in Dir, meine Liebe, ist die Abgötterei und leider auch die Mythologie und Poesie unserer Familie aufgelöst, darum stehe ich wieder so atheistisch darin." —

Ihr Gatte Franz Brentano war eines solchen Edelherzens würdig, alle Welt preist ihn nicht minder als seine Antonie, die er im Jahre 1798 von Wien nach Frankfurt heimführte. Wie Diel uns erzählt, begrüßte sie der alte Schwab mit den Worten: „Madame, Sie haben den bravsten Mann von ganz Europa." Auch sein Bruder Clemens verherrlicht ihn über die Maßen; einmal an seine Schwägerin Antonie mit diesen Worten (1804 aus Marburg): „Von Franz erhielt ich heute einen Brief mit Rechnungen. Wunderbar ist es, daß ich bei jedem Briefe von ihm bis zu Thränen gerührt werde. Ich kenne keinen Menschen außer ihm, der mir eine so grenzenlose Achtung und Liebe abgezwungen hat; ja, ich verdanke ihm ein Gefühl, das mir ohne ihn fremd geblieben wäre: es ist das, einen Vater zu haben. Sein Wesen mit seinen Kindern, in welchem seine große Genialität und seine Kunsttalente wie in einer Unschuldswelt sich entwickeln, ist mir immer ein rührender Gedanke, und ich preise Dich glücklich, einen solchen Gesellen im Leben zu haben." — —

So war dieses wunderbare Ehepaar beschaffen, das berufen war, in Beethovens Leben den Segen uneigennützigster Wohlthätigkeit zu spenden.

---

*) Enthalten im VI. Bande der „Gesammelten Schriften Clemens Brentanos, herausgegeben von Christian Brentano". Das Drama erschien 1815 in Wien und Pesth.

Unsere Beethovenbiographen sind nicht ganz einig darüber, wann der Tonmeister Antonie Brentano-Birkenstock kennen lernte. Sein langjähriger Gefährte und Adjunct, zugleich sein erster Hauptbiograph, Anton Schindler, versichert uns unumwunden, daß Beethoven diese altbewährte Freundin sehr bald nach seiner Ankunft in Wien (Herbst 1792) daselbst in ihrem väterlichen Hause kennen lernte.

Aber ein anderer Beethovenbiograph, Ludwig Nohl, vernahm aus dem Munde der bereits 87jährigen Heldin dieser Skizze selbst (etwa 1867), daß sie Beethoven als junges Mädchen noch gar nicht gekannt habe*). Erst als Frau Brentano will sie den Meister im Jahre 1810 durch ihre geniale Schwägerin Bettina Brentano kennen gelernt haben. — Freilich ist es allgemein bekannt, daß Bettina von Arnim während ihres Aufenthaltes in Wien im Birkenstock'schen Hause viel mit Beethoven verkehrte. Doch trotz der Versicherung der verehrungswürdigen Greisin Antonie dürfte sich die Sache umgekehrt verhalten. Gerade weil Bettina wußte, wie Beethoven zu ihren Geschwistern Franz und Antonie stand, — gerade darum konnte sie in so keckem Wagemuthe den Meister in ihre Kreise locken. — Einer 87jährigen Dame hält man eine gewisse Gedächtnißschwäche gern zu Gute: und so folgen wir lieber den Schindler'schen Vergewisserungen, welche uns belehren, daß diese Brentanos, die Beethoven an Schindler brieflich selbst „seine besten Freunde in der Welt" nennt, lange, lange vor 1810 einen Ehrensitz in des Meisters Herzen behaupteten. Manche weitere Mittheilungen werden uns das zu noch größerer Gewißheit machen.

Ein ungenannter Verfasser — gewiß Otto Jahn — hat uns in den „Grenzboten" vom Jahre 1867 manch interessante Einzelheit aus diesem Verkehre Beethovens mit Antonie Brentano, überhaupt mit der Brentano'schen Familie überliefert.

Den Neuvermählten wollte es — dank der besseren Hälfte — zuerst gar nicht in Frankfurt behagen. Trotz aller Fülle und Herrlichkeit in der altberühmten Patrizierstadt sehnte sich Antonie nach ihren trauten Birkenstock'schen Fluren zurück. Was blieb da dem zärtlichsten der Gatten, Franz Brentano, anderes übrig, als sich mit seinem ganzen Bankhause, wenigstens in Form einer großen Filiale — nach Wien zu verfügen. Es scheint, genau läßt sich's nicht feststellen, daß sie ihre Uebersiedelung erst nach dem Tode ihres Vaters, bezw. Schwiegervaters, des alten Freiherrn Melchior von Birkenstock († 30. October 1809) vollführten. Vielleicht ist die Frankfurter Unbehaglichkeit nur Chimäre; Brentanos mußten vielmehr behufs Erbschaftsregulirung nach Wien pilgern, fanden Wohlgefallen daselbst und blieben dort. Nunmehr beleben Franz und Antonie mit der Fülle ihrer Geistes- und Herzensgaben auf's Neue diese altehrwürdige, leergewordene Birkenstock'sche Stätte.

*) Vergl. L. Nohl: Neue Briefe Beethovens, S. 53, Anmkg. (1867.)

In diesem Hause, in welchem die Musik besonders gepflegt ward, war fortan auch Beethoven ein ebenso häufiger als willkommener Gast. Frau Antonie war auch in Wien oft leidend; manchmal hielt das Unwohlsein Wochen lang an, so daß sie sich „für jeden Besuch unzugänglich" in ihrem Zimmer zurückgezogen hielt. In solchen Zeitläuften zeigte dann Beethoven in der ihm eigenen Weise die wohlthätige, heilende Kraft der Musik. Er erschien dann gerade recht oft, setzte sich in Tonis Vorzimmer an's Pianoforte und trug seine einzigartigen Improvisationen vor. „Wenn er dann der Leidenden in seiner Sprache Alles gesagt und Trost gegeben hatte," ging er fort, wie er gekommen war, ohne sich um irgend Jemand im Hause weiter zu bekümmern.

II.

Besonders schloß Beethoven die liebliche Tochter dieses Brentano'schen Hauses, die kleine Maximiliane in sein Herz. Ihr aufkeimendes Musiktalent munterte der Meister in jeder Weise auf; componirte er doch für sie ganz direct im Jahre 1812 (2. Juni) das „kleine Trio in einem Satze" (B-dur), „seiner kleinen Freundin M. B. (= Maximiliane Brentano) gewidmet", zur Aufmunterung im Clavierspielen*). Die kleine Maxi mag damals etwa zwölf Jahre alt gewesen sein.

Manche Beethovenforscher möchten das Unmögliche möglich machen. Eine der interessantesten und wohl auch bekanntesten Anekdoten aus Beethovens Liebesleben, besser gesagt: Genieleben — denn Geniekraft hat es allewege mit Frauenliebe zu thun, — ich meine die Stirnkuß-Anekdote, beschäftigt immer noch die Beethovenforscher und verleitet sie ob des darüber schwebenden mystischen Schleiers zu unglaublichen Muthmaßungen und Hypothesen.

Der allererste, freilich sehr unbeholfene Erzähler des Beethoven'schen Lebens ist Joh. Aloys Schlosser (1828), der uns in seinem bescheidenen und dennoch stellenweise so fesselnden Büchlein erzählt**): „In einer Gesellschaft pries einst eine Dame Beethovens Stirn nach Würde. Er blieb nicht unempfindlich gegen solches Lob, sondern ermannte sich und sprach: Wohlan, so küssen Sie diese Stirn, und die weibliche Anmuth belohnte die männliche Geistesgegenwart auf der Stelle." — Wer mochte diese dem Genius huldigende Dame gewesen sein? Die Einen riethen auf Gräfin Fuchs aus dem Hause Gallenberg, Andere auf diese oder jene Baronin.

In jüngster Zeit aber verlautet es, daß unsere kleine Maximiliane Brentano jene resolute „Dame" gewesen sein soll. L. Nohl nämlich berichtet

---

*) Das Original-Manuscript soll sich, wie u. Anderen G. Nottebohm vermeldet, im Jahre 1830 in den Händen der Familie Brentano in Frankfurt a. M. befunden haben.

**) Schlosser hatte kurz vorher von Beethovens Stirn gesagt: „Besonders war aber die herrliche Stirn ein wahrer Sitz majestätischer Schöpferkraft."

uns die erstaunliche Mär (im III. Bande seiner Beethovenbiographie, 1877): Maximiliane, spätere Frau von Plittersdorff*), habe es dem Organisten Rust selbst erzählt, daß sie es sei, welche einst „Beethovens schöne Stirne geküßt" habe. Hätte sich Nohl, als er sich zum Verbreiter solcher Phantasien machte, vergegenwärtigt, daß Maxis Eltern sich erst 1798 geheirathet hatten, so würde er das gewiß unterlassen haben. Jenes Vorkommniß hätte sich darnach 1808, oder 1810 oder noch etwas später zugetragen. Aber selbst 1812, als dem kleinen Kobolde Maximiliane das einsätzige Trio für Clavier, Violine und Violoncello gewidmet ward, war dieselbe kaum 12 Jahre alt — also gewiß für jene Stirnkuß-Anekdote kein geeignetes Substrat. Und nicht allzulange nach dem Jahre 1812 — spätestens 1814 — verließen Brentanos Wien, um für immer in Frankfurt zu verbleiben. Als sich demnach Beethovens kleine Freundin „M. B." von ihm verabschiedete — gewiß nicht nur mit Stirnkuß, sondern auch mit ganz väterlichem Mundkusse von Seiten Beethovens, war dieselbe allerhöchstens vierzehn Jahre. Konnte sie in solchem Stadium die Dame sein, welche in einer Wiener Gesellschaft „Beethovens Stirn nach Würde" pries? Nimmermehr; Kinder von 12—14 Jahren waren in damaligen Zeiten in Wien gewiß weder gesellschafts- noch courfähig.

Aber ein kleiner Wildfang war diese Maximiliane gewiß, was hat deren Köpfchen nicht Alles ausgeheckt, auch mit ihrem ernsten, angebeteten Meister Beethoven. Soll sie doch, kurz nachdem sie jenes Claviertrio erhalten hatte, Beethoven, der gerade sehr erhitzt war, „in kindischem Muthwillen unversehens eine Flasche eiskalten Wassers über den Kopf geschüttet" haben. Diese Geschichte will Schindler selbst aus dem Munde der Frau Maximiliane von Plittersdorff vernommen haben**).

Wann mögen denn nun Brentanos endlich der schönen Donaustadt den Rücken gekehrt haben? Einige Briefe des Dichters Clemens Brentano an seine theure Schwägerin Antonia helfen uns nicht wenig, diese Frage zu beantworten.

Clemens, ein glühender Verehrer der Königin Louise von Preußen, dichtete bekanntlich nach deren Heimgange eine herrliche Cantate auf dieselbe und brannte vor Verlangen, daß Beethoven seine Louisen-Dichtung in Musik setze. Wieder soll Antonie die Vermittler-Rolle übernehmen. Unterm 10. Januar 1811 sendet ihr Clemens von Berlin aus abermals einen seiner Schwärmbriefe, worin wir lesen: „Um Dir doch etwas von mir sichtbar zu mache, schicke ich Dir hierbei meine Cantate auf den Tod der herrlichen Königin von Preußen für Beethoven. Wenn sie Dir gefällt, so lasse

*) Die „Grenzboten" in jenem erwähnten Artikel vom Jahre 1867 schreiben den Namen „Blittersdorf".

**) A. W. Thayer giebt in seiner Beethovenbiographie für dieses „Factum" außer Schindler (? wo?) als Gewährsmann noch den Hofrath Wittescheck an.

sie Dir abschreiben und lege sodann das Original wieder in den Brief und schließe ihn und stelle ihn Beethoven zu. Ich möchte sie gern der Kaiserin von Oesterreich widmen, weil ich weiß, daß mein Lied nicht schlecht ist und daß die Kaiserin unsere Königin sehr geliebt hat*)" 2c.

Leider hat Beethoven diese Cantate nicht mit seinem Musikgeiste vermählt. Daß er sie jedoch rechtzeitig erhalten hat, verräth uns schon unzweifelhaft der zweite jener viel angefochtenen Briefe Beethovens an Bettina, dessen Authenticität jetzt jedoch außer Zweifel steht. In diesem Briefe aus Wien am 10. Februar 1811 heißt es: „Geliebte, liebe Freundin: Ich habe schon zwei Briefe von Ihnen und sehe aus Ihrem Briefe an die Tonie, daß Sie sich meiner und zwar viel zu vortheilhaft erinnern;" und weiterhin: „Wegen Clemens vielen Dank für sein Entgegenkommen, was die Cantate (betrifft) so ist der Gegenstand für uns hier nicht wichtig genug, ein anderes ist's in Berlin: was die Zuneigung, so hat die Schwester davon eine so große Portion, daß dem Bruder nicht viel übrig bleiben wird, ist ihr damit auch gedient?" — In diesem Stadium des Bettina-Paroxysmus bei Beethoven wird jedoch zeitweilig selbst für Antonie und Maximiliane „nicht viel übrig" geblieben sein.

In den Jahren 1812 und 1813 hielt sich Clemens in Prag auf, dann folgte er den dringenden Einladungen seiner Geschwister nach Wien. So ist derselbe etwa 1813 bis 1814 bei seinen Lieben in Wien, freut sich an seiner vergötterten Schwägerin, an Franz und an Beethovens Verkehr in diesem trauten Birkenstock'schen Hause. Nach dem Friedensschlusse des Jahres 1814 im Juli — ein Jahr nach seiner Ankunft in Wien — folgte Brentano der Einladung seiner Verwandten nach Frankfurt und späterhin nach Berlin zu Arnims und Savignys. Nach alledem dürfen wir als sicher annehmen, daß Franz und Antonie Brentano im Sommer 1814 wieder in Frankfurt a. M. eingezogen sind.

Der Verkehr Beethovens mit Franz, Antonia und Maximiliane bestand ebenso rege als ungetrübt weiter fort.

Erst jetzt wird Frau Antonia der geistige Mittelpunkt in Frankfurt a. M. Erst auf die Toni dieser Zeiten paßt die vortreffliche Zeichnung, die Pater Diel von ihr entwirft. „Sie war die geachtetste Dame Frankfurts, gleich ausgezeichnet durch feine Bildung, wie durch moralischen Werth und aufrichtige Frömmigkeit. Die größten Männer gingen bei ihr aus und ein, schätzten und liebten sie. Goethe und Sailer widmeten ihr die Ausgabe ihrer Gesammtwerke. Für die Brentano'sche Familie blieb sie 70 Jahre

*) Das Originalmanuscript der Cl. Brentano'schen Louisen-Cantate nebst dem Widmungsgedichte an die Kaiserin, das ich — beiläufig bemerkt — in der Zeitschrift „Euphorion" nebst anderen Brentaniana veröffentlicht habe, befindet sich in der Musikalischen Abtheilung der Königl. Bibliothek zu Berlin. Man vgl. über all dieses des Verfassers Aufsatz im Junihefte 1895 des Euphorion: „Clemens Brentanos Beziehungen zu Beethoven."

lang das vermittelnde Centrum, stets schlichtend und tröstend und gleich einem Magneten Alles an sich ziehend (a. a. O. I. S. 110).

Daß Goethe Frau Antonie sehr hochstellte, davon zeugen viele Beweise. In den Goethebriefen aus Fritz Schlossers Nachlaß, die Julius Frese 1877 herausgab, ist einer vom 3. Juni 1815 an Schlosser mit folgendem Inhalt: „Nehmen Sie, mein Theuerster, beikommendes Heft*) freundlich auf. Sie und der liebe Bruder kennen den Inhalt, da er aus ernstlicher und wohlwollender Unterhaltung entsprungen ist. Mögen Sie Ein Exemplar zum Hausgebrauch verwenden, die übrigen an

Thoni Brentano
Willemer,
Ehrmann

gelangen lassen mit den freundlichsten Worten. Auch Herrn von Hügel bitte eins zu überreichen, mit dem Wunsch, daß er sich hierbei schöner zusammen verlebter Tage und meiner Dankbarkeit erinnern möge."

Aus Goethes Werken kann man es übrigens mit noch größerer Gewißheit erfassen, daß die Familie Brentano im Sommer 1814 Wien verlassen haben muß. Ich meine hier die Reisebeschreibung Goethes: „Aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 1815." Ein Theil dieser Skizzen schildert: „Im Rheingau Herbsttage. Supplement des Rochusfestes 1814"**), und dabei erfahren wir durch Altmeister Goethe: „Das lebendige Schauen der nunmehr zu beschreibenden Oertlichkeiten und Gegenstände verdanke ich der geliebten und verehrten Familie Brentano, die mir an den Ufern des Rheins, auf ihrem Landgute zu Winkel, viele glückliche Stunden bereitete." — In derselben Reisebeschreibung unter „Frankfurt" spendet Goethe dem Kunstsinne der Brentano-Birkenstock noch folgendes Lob: „Herr Franz Brentano hat in einem geräumigen, wohlerleuchteten Saal, so wie in mehreren großen Zimmern eine treffliche Gemäldesammlung wohlgeordnet aufgestellt; sie ist durch dessen verewigten Schwiegervater, von Birkenstock, der, aus den Rheingegenden stammend***), in der Gelehrten- und Kunstwelt rühmlichst bekannt war, während seines lebenslänglichen Aufenthalts in Wien zusammengebracht. Hieran schließt sich eine reiche Kupferstichsammlung, wo unter andern die Werke Marc-Antons und sonstiger älteren Italiener in Abdrucken geschaut werden, wie sie dem Liebhaber selten vor Augen kommen." —

In den „Annalen oder Tag- und Jahresfesten" vom Jahre 1816 wiederholt Goethe diese Anerkennung. —

---

*) Es ist das „Erste Rhein- und Mainheft."

**) Die Schilderung „Sanct Rochusfest zu Bingen. Am 26. August 1814" eröffnet diese Reisebeschreibung.

***) Nach der Encyklopädie „Oesterreichs Pantheon" (I. Bd. vom Jahre 1830) war Joh. Melchior von Birkenstock am 11. Mai 1738 zu Heiligenstadt im Eichsfelde geboren; er studirte später Jurisprudenz in Erfurt und Göttingen.

III.

Indem wir zu Beethoven zurückkehren, sei bemerkt, daß derselbe auch einmal (Juli 1811) Gelegenheit nehmen mußte, sich für diese Birkenstock'sche Gemäldesammlung praktisch zu interessiren. Gemäldesammlung und Bibliothek sollten versteigert werden. Da unterhandelte auch Beethoven deswegen mit seinem Schüler und Freunde, dem Erzherzoge Rudolf. So lesen wir in einem Briefe Beethovens an des Erzherzogs Secretair Baumeister aus dieser Zeit: „Ich bitte Sie recht sehr, mir die hinterlassenen Musikalien vom gnädigsten Herrn zu senden; — zugleich schicke ich ihnen die Titel zweier alten Werke, welche sich für die Bibliothek des Erzherzogs schickten, obschon die Verauctionirung der Birkenstock'schen Bibliothek und Gemälde noch nicht stattgefunden, so würden doch Hr. und Frau Brentano (gebohrne Birkenstock) auf der Landstraße in der Erdbeergasse wohnhaft, dem Erzherzoge diese Werke überlassen, dem Erzherzog hatte ich schon bei seinem Hiersein davon gesagt, Sie können also jetzt, wenn Sie es für gut halten, selbst mit den Eigenthümern reden, da ich nicht [weiß], wie solche alte Werke verkauft werden.

Ihr ergebenster Diener Beethoven."

Das Resultat ist unbekannt. Um so bekannter sind die Wohlthätigkeitsresultate der Familie Brentano um Beethovens bedrängte Lebenslage, vornehmlich seit dem Jahre 1815, in welchem sein Bruder Kaspar Karl starb, nachdem dieser kraft seines letzten Willens Beethoven zum Vormunde für seinen Sohn Karl bestimmt hatte.

Bereits im Jahre 1814 konnte Beethoven in dem uns abschriftlich aufbewahrten Tagebuche aus den Jahren 1812—1818 notiren*): „2300 fl. bin ich den F. A. B. schuldig, einmal 1100 und 60 #"(= Dukaten). Die Buchstaben bedeuten wohl eher beide Brentanos: Franz und Antonie, als nur den Gatten Franz Anton; darauf deutet das Wörtchen „den" hin: „bin ich den F. A. B. schuldig." — Und nach dem Abzuge der Familie aus Wien pflanzte sich der Verkehr auch in diesem Sinne weiter fort. Namentlich blieb Franz der unverdrossene Berather und Helfer Beethovens in finanziellen Angelegenheiten.

Es ist höchst beklagenswerth, daß von den Briefen Beethovens an diese Beiden — gerade seit 1815 — noch Nichts im Zusammenhange veröffentlicht werden konnte. Die bekannten Sammlungen, Beethovens Briefe, wozu in allererster Reihe die zwei Bände von L. Nohl aus den Jahren 1865 und 1867 gehören, enthalten gar keinen Brief Beethovens an diese Familie. Aus dem 3. Bande der Nohl'schen Beethovenbiographie (1877)

*) Abschriftlich enthält dieses Tagebuch das bekannte Fischhoff'sche Manuscript auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin, Musikabtheilung; dasselbe ist auch, freilich nicht ohne Varianten, in L. Nohls Buche: „Die Beethovenfeier und die Kunst der Gegenwart" vom Jahre 1871 abgedruckt.

geht unzweifelhaft hervor, daß dieser Autor in Frankfurt derartige Briefe zu Gesicht und zur Benutzung bekam; wenigstens sind hie und da in diesem 3. Bande Bruchstücke Beethoven'scher Briefe an Franz und Antonie Brentano mitgetheilt, die zur Vervollständigung des Bildes von diesen Beziehungen wohlgeeignet erscheinen. Die Frage, wer gegenwärtig die Briefe Beethovens an Franz und Antonie Brentano besitzt, kann jetzt positiv beantwortet werden. Der Vertreter „eines Theiles der Brentano-von Birkenstock'schen Erben" zu Frankfurt a. M. schrieb mir unterm 14. October 1895, „daß zu dem Nachlaß zwölf Briefe von Beethoven gehören, welche in einiger Zeit öffentlich versteigert werden sollen." — Auf eine die Veröffentlichung der Briefe hinzielende Anfrage von meiner Seite erhielt ich unterm 28. Oct. 1895 den Bescheid, daß die Erben mit einer Veröffentlichung der Handschriften nicht einverstanden sind;" die Versteigerung dieser 12 Briefe solle jedoch voraussichtlich erst im Februar oder März 1896 stattfinden. Jetzt befinden sich diese Originalbriefe Beethovens im Besitze des „Vereins Beethovenhaus" zu Bonn.

Im Spätherbst 1815 schreibt nun der Meister seiner Freundin Antonie, die ihm kurz vorher wieder ein Darlehen von 300 Fl. Conventionsmünze (ca. 600 Mark) vorgestreckt hatte: „Unter den Individuen (welche Anzahl in's Unendliche geht), die leiden, ist auch mein Bruder, der sich seiner schlechten Gesundheit wegen pensioniren mußte lassen, — er braucht viel, muß sich Pferd und Wagen halten, um leben zu können (denn sein Leben ist ihm lieb), so wie ich das Meinige gern verlöre." — Nun bitte er im Namen seines Bruders jetzt um den Verkauf eines Pfeifenkopfes für 10 Louisd'or in deren Hause, wo so viel Menschen verkehrten; er hoffe „bei ihrer Großmuth gegen ihn" auf Erfüllung dieser Bitte. Am 15. November 1815 starb dieser Bruder.

Eine Fehlbitte that Beethoven bei diesen hochherzigen Menschen, die ihn auf's Innerlichste erkannten und begriffen, niemals.

Der briefliche Verkehr scheint recht lebendig gewesen zu sein. Unterm 6. Februar 1816 empfiehlt er Antonie und Franz seinen Freund und Verehrer, den englischen Tonkünstler Charles Neate, als „einen ebenso vorzüglichen Englischen Künstler als liebenswürdigen Menschen." — Beethoven hatte diesem Briefe sein wohlgetroffenes Bildniß von Letronne beigefügt und bemerkt darüber in jenem Briefe: „Manche wollen auch die Seele darauf wirklich wahrnehmen; ich lasse es dahingestellt sein." Und in Wahrheit gehört das Beethovenbildniß nach der Zeichnung von Louis Letronne aus dem Jahre 1814, weitberühmt durch den Kupferstich von Blasius Höfel, zu den vorzüglichsten Wiederspiegelungen des Beethoven'schen Kopfes nach Form und Ausdruck. Letronne-Höfel, Schimon und Stieler bleiben uns die bewundernswerthe Trias in Bezug auf Beethovenbildnisse.

Der briefliche Verkehr zwischen Beethoven und den Brentanos in Frankfurt setzt sich ununterbrochen fort. Das schon erwähnte Tagebuch-Fragment aus

den Jahren 1812—1818 verzeichnet mehrere derartige Briefsendungen Beethovens, so aus dem Jahre 1816: „Vor einigen Tagen einen Brief ohne Recipisse auf die Post gegeben nach Frankfurt — wieder am 22. April nach F—t ohne R (Recipisse) auf die Post gegeben — ebenso am 26. — ebenso am 29. mit einem Lied.“ Desgleichen vom Jahre 1817: „Am 21. Mai Frankfurt“ — „am 6. Dezember nach F—t geschrieben“; „den 27. Dezember nach F—t geschrieben.“

In einem Briefe vom 15. Februar 1817, der ebenfalls Nohl vorgelegen haben muß, gedenkt der Meister voller Sehnsucht „der unvergeßlichen Stunden“ mit seinen Frankfurter Freunden in Wien und ruft dabei wehmüthig aus: „Wo wäre etwas dergleichen hier in unserem Wien zu finden; ich gehe daher auch beinahe nirgends hin, da es mir von jeher nicht möglich war, mit Menschen umzugehen, wo nicht ein gewisser Austausch der Ideen stattfindet.“ —

Wie sollte und wie konnte sich ein Beethoven, der in jenen Zeiten — 1817 und weiter — mehr denn je seinen Schmerzensausruf: „miser et pauper sum“ von sich geben mußte — wie sollte er sich wohl seinen so großmüthigen Freunden in Frankfurt erkenntlich zeigen? Das konnte nur durch außerordentliche Werke seiner Muse geschehen. Und so reifte in ihm der Plan, Frau Antonie Brentano ein besonders bedeutendes Werk seines Geistes zu widmen, und nicht nur ihr, sondern auch ihrer lieben Tochter Maximiliane, die trotz ihrer früheren jugendlichen Keckheit zu den wohlgelittensten Frauen in Beethovens Angedenken gehörte.

Letztere, damals eine blühende Jungfrau, kam zuerst an die Reihe; sie wurde mit einer der fünf letzten sublimen Claviersonaten des Meisters bedacht: mit der Sonate in E-dur op. 109.

Aus diesen Zeiten besitzen wir doch wenigstens ein volles briefliches Erzeugniß des Tondichters an diese Maximiliane. Beethoven war jetzt gerade seelisch so niedergeschlagen, wie kaum jemals, — des Lebens Erdennoth drückte ihn fast ganz darnieder, so daß er sich wirklich im „durchbohrenden Gefühle“ seiner Armseligkeit gar zu sehr selbst verkleinerte. So begann er einen Brief an Franz Brentano unterm 12. November 1821 mit diesen Worten: „Halten Sie mich ja nicht für einen Schuft oder leichtsinniges Genie!“

Kaum einen Monat darauf kann Beethoven endlich diesem edlen Kreise den ersten Tribut echten Dankes heimgeben: Maximiliane Brentano erhält die E-dur-Sonate, welche ihr gewidmet ist. Der Dedicationsbrief an diese kunstverständige Dame vom 6. December 1821 ist der einzige Beethovenbrief an diesen Kreis, der bis jetzt überhaupt veröffentlicht ist*). Man erfreue

*) Dieser kostbare Beethovenbrief, im Besitze des Herrn Carl Meinert, ist zum ersten Male im „Katalog der mit der Beethovenfeier zu Bonn am 11.—15. Mai 1890 verbundenen Ausstellung“ 2c. veröffentlicht worden; Bonn 1890, Verlag des Vereins Beethoven-Haus, S. 67. —

sich dieses Schreibens, welches uns das edle Beethoven'sche Gemüth aufs Neue vergegenwärtigt:

„An Maximiliane v. Brentano —

„Eine Dedication!!! — nun Es ist keine, wie d. g. in Menge gemißbraucht werden — Es ist der Geist, der edle und bessere Menschen auf diesem Erdenrund zusammenhält und den keine Zeit zerstören kann, dieser ist es, der jetzt zu ihnen spricht, und der Sie mir auch in ihren Kinderjahren gegenwärtig zeigt, ebenso ihre geliebte Eltern, ihre so vortreffliche geistvolle Mutter, ihren So von wahrhaft guten und edlen Eigenschaften beseelten Vater, stets dem Wohle seiner Kinder eingedenk, u. so bin ich in dem Augenblick auf der Landstraße — u. sehe sie vor mir, u. indem ich an die vortrefflichen Eigenschaften ihrer Eltern denke, läßt es mich gar nicht zweifeln, daß Sie nicht zu Edler Nachahmung sollten begeistert worden sein, u. täglich werden — nie kann das Andenken einer edlen Familie in mir erlöschen, mögen Sie meiner manchmal in Güte gedenken — leben sie herzlich wohl, der Himmel segne für immer ihr und ihrer aller Daseyn. —

Wien, am 6. December 1821. Herzlich und allezeit ihr Freund Beethoven."

Diese kurz zuvor erschienene Sonate in E-dur (op. 109) ist höchstwahrscheinlich bereits in demselben Jahre 1820 componirt worden, in welchem Beethoven Theile seiner Missa solemnis schuf. — Der Titel der ältesten, im November 1821 vollzogenen Ausgabe lautet: „Sonate für das Pianoforte componirt und dem Fräulein Maximiliane Brentano gewidmet von Ludwig van Beethoven. 109tes Werk. Eigenthum des Verlegers. Berlin, in der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung" 2c.

Nach einer Mittheilung L. Nohls in seiner Beethoven-Biographie scheint der Tondichter erst am 20. December „den Stich der Sonate op. 109" übersandt zu haben; in diesem neuen Schreiben nenne sich Beethoven „vorlaut", der Maxi das Werk gewidmet zu haben, verwahrte sich jedoch ausdrücklich gegen jede damals übliche Honorirung oder dergleichen: „Dies würde mich sehr kränken," bemerkt er dabei.

Gerade als Beethoven an dieser E-dur-Sonate schrieb, erhielt er neue Liebesbeweise von den Brentanos. Ein Beethoven'sches Conversationsheft vom März 1820 bezeugt es uns ganz unzweideutig*). Da unterhält sich ein bildender Künstler, wahrscheinlich der unterzeichnete Mähler, vielleicht aber auch der Maler Stieler, mit dem Meister, dem er, so viel ersichtlich ist, allerhand Körperstärkendes aus Frankfurt überbracht hat.

*) Die für Beethovens Lebensgeschichte hochwichtigen Conversationshefte bewahrt die Berliner Königl. Bibliothek, etwa 140 Hefte; dieses Heft hat die Signatur D 18 und ist 94 Blatt stark. Die hier mitgetheilte Unterredung steht auf Blatt 35b ff. Die Innenseite des Deckels trägt das Datum: 11. März 1820.

Im Uebrigen spricht die Unterhaltung für sich selbst:

„Kennen Sie die Klaviere von Gra[f]*)

Frankfurter Schw[eins]magen für [Sie] von mir extra mit[gebracht] —

Madame Bren[tano] soll leben —

Roter Musk[ateller]

Haben Sie nach Frankfurt geschrieben, das ich ihr portrait angefangen habe —

Küchelgen**) ist sehr gefäll[ig] —

Sie müssen ja die Bestimmung ihres Bildes niemand sagen, ich sage das ich für mich male —

Heute habe ich eine gute Sitzung gehabt, weil ich Ihnen viel beobachtet habe —

um immer hier zu bleiben —

Wien ist doch die erste Stadt —

Wer Ihnen kennt, hat die größte Hochachtung —

Nur nicht Essighändler —

neben dem Tratterhof Nr. 658 im 4. Stock.

Mähler."

Aus diesem Gespräche erkennen wir denn auch noch die für die Geschichte der Beethoven-Bildnisse überraschende Neuheit, daß der Maler und Musiker Mähler, von welchem man zwei bedeutende Beethovenbilder besitzt, noch im Jahre 1820 damit beschäftigt war, Beethoven abermals zu malen, zur Zeit als J. Stieler sein berühmtes Beethovenbild eben vollendet haben mag. — Jedenfalls mußte eine Mähler'sche Zeichnung vorhanden sein, die uns den Tondichter im letzten Stadium seines Lebens vor Augen führte. Demnach würden Beethovenportraits von Mähler aus den Jahren 1803, 1815 und 1820 zu verzeichnen sein. — Stielers Beethovenportrait war bereits 1819 unzweifelhaft wenigstens angefangen, nach des Künstlers Autograph auf dem Originalgemälde sogar nahezu vollendet. Gleichwohl ist die Handschrift dieser Gesprächspartien recht Stieler-ähnlich, so daß die Sache unklar verbleibt. — In dem obenerwähnten Conversationshefte vom April 1820 sind auf Blatt 64b als vom „Maler Stieler" herrührend diese Worte verzeichnet: „nach der Ausstellung werde

*) Dieses Blatt ist an der Bindeseite zum Theil abgerissen; in eckigen Klammern steht das von mir Ergänzte.

**) Die Zwillingsbrüder Gerhard und Karl von Kügelgen waren mit Beethoven noch von Bonn her bekannt: Beides berühmte Maler. Hier ist höchstwahrscheinlich Gerhard gemeint, der gerade damals — 27. März 1820 — (?) in Loschwitz bei Dresden ermordet ward. — In einem anderen Conversationshefte desselben Jahres (vom April, signirt: D 24, 86 Blatt) schreibt Beethoven selbst auf Blatt 66a auf: „Den 31. März[!] 1820 Ward Kügelchen in Dresden auf offener Sehr belebter Landstraße bei hellem Mondschein schrecklich ermordet und beraubt." — Auch sonst ist in diesem Hefte noch Vieles über diesen Künstler zu lesen.

ich es an die Brentano schicken." — Da wir nun einmal bei den Conversationsheften sind, mag denn auch noch diese Notiz von Interesse sein, die in einem anderen Hefte vom April 1820 (D. 105, 77 Bl.), auf Bl. 69b also vermerkt ist: „Auf jeden Fall kann Brentano Geld schicken, auch ohne den Brief des Simrock, da dieser ihm sofort den Auftrag gegeben haben wird, — es kommt nur darauf an, ob Sie schon dem Brentano schreiben, daß er Ihnen die 70 # [= Dukaten] gleich schicke." —

IV.

Wir kehren zu Frau Antonia zurück. Diese Edeldame sollte nun ebenfalls mit einem außerordentlichen Werke des Beethoven'schen Genius bedacht werden, mit einem Werke, das schon an und für sich eine kleine artige Geschichte hat.

Der bekannte Componist und Verleger Anton Diabelli wollte ein Sammelwerk von Clavierv ariationen herausgeben, wozu er alle hervorragenden Claviercomponisten seiner Zeit einlud; so auch Beethoven. Das zu Grunde liegende Walzer-Thema war von Diabellis Erfindung. Beethoven hatte jedoch in früheren Jahren mit einer ähnlichen Idee — mit dem Collectiv-Gesangwerk: In questa tomba oscura — unliebsame Erfahrungen gemacht, so daß er es ablehnte, sich daran zu betheiligen; er meinte auch, das Thema mit dem „Schusterfleck" (Rosalie) gefalle ihm gar nicht. Trotz entschiedener Abweisung veranlaßte dennoch Beethoven bald darauf seinen Adjuncten Anton Schindler, Diabelli zu fragen, ob es ihm recht wäre, wenn er das Thema allein bearbeitete. Der darob hocherfreute Diabelli bot sogleich für etwa 6 bis 7 Variationen das hohe Honorar von 80 Dukaten. Beethoven war selbst freudig ob solcher Großmuth überrascht, sagte schriftlich zu und bemerkte gelegentlich noch zu Schindler: „Nu, der soll über seinen Schusterfleck Variationen haben!" — Im Winter 1822—1823 machte sich der Meister an diese Arbeit, — aus welcher das allerhöchste Variationenwerk der ganzen Musiklitteratur erwachsen sollte. Bald waren, wie unser Gewährsmann Schindler erzählt, zehn, bald noch ein Mal so viel, dann gar schon 25 Variationen auf dem Papier, und immer hieß es: „das sind noch nicht alle." Dem bereits ungeduldig werdenden Verleger schrieb Beethoven: „er möge nur noch etwas Geduld haben." Der Meister wollte ja hiermit aller Welt offenbaren, „was sich aus einem ziemlich ordinären Walzer, noch dazu mit einer Rosalie, bilden lasse." So entstand das wunderbare Clavierwerk: 33 Veränderungen (C-dur) über einen Walzer von A. Diabelli. (Op. 120.)

Beethoven dachte von vornherein wohl nicht anders, als daß dieses Werk Frau Antonia Brentano gewidmet werden sollte. Allein auch seinem in London lebenden Schüler Ferdinand Ries fühlte sich Beethoven um diese Zeit besonders verpflichtet, so daß er auch dessen Gattin ein Werk widmen wollte. Eine Weile schien sich Beethoven, wie wir vernehmen

werden, mit der Hoffnung zu tragen, hierdurch — so zu sagen — zwei Fliegen mit einer Klappe beseitigen zu können.

Die Wagschale neigte sich jedoch immer mehr zu Gunsten der Frankfurter Freunde. In Schindlers Beethoven-Nachlaß auf der Berliner Königl. Bibliothek befindet sich ein besonderer kleiner Zettel, auf welchem von Beethovens Hand mit Lapidarschrift geschrieben steht: „Die Dedikation der zwei Sonaten in As- u. in C-moll ist an die Frau Brentano, gebohrn. Edle von Birkenstock. Ries — nichts —"

So mag es gekommen sein, daß diese beiden letzten großen Claviersonaten, op. 110 und 111, gar keine Widmung erhalten haben. Die Dedication bei op. 111 an den Erzherzog Rudolph ist späterhin vom Verleger ausgegangen, nicht direkt von Beethoven, obwohl in seinem Sinne.

Inzwischen haben aber die Frankfurter Freunde immer mehr feurige Kohlen auf Beethovens Haupt gesammelt, er muß Etwas von dieser Schuld abwälzen. So beauftragt er denn im Sommer 1823 von Hetzendorf aus seinen Getreuen Schindler in einem Briefchen mit der Anrede: Sehr bester optimus optime! — — — „Sehen sie doch einen Menschenfreund aufzutreiben, der mir auf meine Bankaktie leiht, damit ich erstens den Edelmuth meiner einzigen Freunde, die v. B. nicht zu sehr prüfen muß, u. selbst durch den Aufenthalt dieses Geldes nicht in Noth gerathe, welches ich den schönen Anstalten u. Vorkehrung. meines theuren H. Brud.[ers] zu verdanken habe." —*)

Brentanos erhielten denn auch viel von ihrer Geldschuld zurück — und dann als Tribut des Dankes und der Verehrung die Widmung des Variationenwerkes op. 120 an Frau Antonie. Die erste Ausgabe belehrt uns übrigens auch, daß Diabelli schließlich seinen Willen mit einem Sammelwerke durchgesetzt haben muß. Im Juni 1823 erschien in seinem Verlage eine Sammlung mit dem Titel: „Vaterländischer Künstlervereine Veränderungen für das Piano-Forte über ein vorgelegtes Thema, componirt von den vorzüglichsten Tonsetzern und Virtuosen Wiens und der k. k. österreichischen Staaten (erste) Abtheilung" ꝛc. Auf der dritten Seite steht der Titel: „Veränderungen über einen Walzer für das Pianoforte componirt und der Frau Antonia von Brentano gebornen Edlen von Birkenstock hochachtungsvoll zugeeignet von Ludwig van Beethoven. 120. Werk."

Während nun Frau Antonia und der ganze Brentano'sche Kreis in Frankfurt darob stolz und entzückt sein konnten, war Ferdinand Ries in London davon nichts weniger als erbaut, obgleich es auch ihm nach und nach klar werden mußte, daß Beethoven auch hierin durchaus wohlmeinend, in gutem Glauben gehandelt hatte.

Im Juli dieses selbigen Jahres 1823 berichtet der Meister allen

*) Genau nach dem Original-Manuscript copirt, das im Besitze der Berliner Königl. Bibliothek ist.

Ernstes seinem „lieben Ries" aus Hetzendorf (unter'm 16. Juli), daß die 33 Variationen abgegangen seien und dabei: „Jetzt werden die Variationen wohl da sein. — Die Dedication an Ihre Frau konnte ich nicht selbst machen, da ich ihren Namen nicht weiß. Machen Sie also selbe im Namen Ihres und Ihrer Frau Freundes; überraschen Sie die Ihrige damit; das schöne Geschlecht liebt dies. — Unter uns gesagt, ist auch das Ueberraschende mit dem Schönen das Beste!" ꝛc. Und fernerhin lesen wir in demselben Briefe diese humorvolle Wendung: „Was Sie nur immer für die Variationen erhalten können, nehmen Sie; ich bin mit Allem zufrieden, nur muß ich mir ausbedingen, daß für die Dedication an Ihre Frau durchaus keine andere Belohnung angenommen wird, als ein Kuß, den ich in London zu empfangen habe."

Ries sollte die beiden letzten Claviersonaten in As und c-moll (op. 110 und 111), ebenso diese 33 Diabelli-Variationen (op. 120) in London verkaufen. Alles war sorgfältig vorbereitet, Clementi war für die Sonaten und der Musikverleger Boosey für die Variationen gewonnen, aber die Manuscripte wollten nicht ankommen. „Endlich," so erzählt F. Ries in seinem Beethoven-Büchlein, „kamen sie an, und mit Ueberraschung sah ich, daß Beethoven die Variationen mit sehr großen, von seiner Hand auf das Titelblatt gleichsam gemalten Buchstaben meiner Frau gewidmet hatte." (Dediée à Madame Ries), aber diese Dedication fand sich nur auf diesem einen Exemplar vor. Der Meister hatte das Absenden so lange verzögert, schien auch seinen Auftrag so sehr vergessen zu haben, daß die Variationen mit der Widmung an Madame Brentano bereits in Wien gestochen waren, als Ries dieselben dem Verleger Boosey überbrachte. Späterhin habe sich Beethoven wegen der doppelten Dedication entschuldigt. „Höchst sonderbar" — bemerkt Ries dazu — „machte er es hierbei zu einer ausdrücklichen Bedingung: ich dürfe nie an ein Geschenk oder eine Erkenntlichkeit dafür denken! Eine auffallendere Wendung und einen grelleren Widerspruch hätte man doch nicht leicht finden können!"

Ganz so auffallend und unbegreiflich ist das jedoch nicht. Unter damaligen Verlagsverhältnissen war es gar kein so seltenes Vorkommniß, daß ein und dasselbige Werk verschiedenen Verlegern für die verschiedenen Länder überlassen ward und daß dann nicht selten jedes Land eine andere Dedications-Adresse empfing. So gab es beispielsweise von den berühmten drei Sonaten op. 31 (in G, Es und D-moll) russische Ausgaben, mit einer Dedication an Baronin von Browne, während die deutschen Ausgaben bis heutzutage diese Sonaten-Trias ohne jegliche Widmung zeigen.

Und so dürfte denn die Entschuldigung Beethovens an seinen lieben Freund Ries in einem Schreiben aus Baden (5. September)*) nicht so

*) Ohne Jahreszahl, wahrscheinlich 1824; 1823 deshalb nicht, weil ein anderer Brief an Ries, genau vom 5. September 1823 datirt, vorhanden ist.

der Ueberzeugung entbehren, wie der verletzte Freund vermeinen mochte. Beethoven schreibt: „Die Variationen sollten erst hier erscheinen, nachdem sie in London herausgekommen wären; allein alles schief. Die Dedikation an Brentano sollte nur für Deutschland sein, da ich ihr sehr verpflichtet und nichts anderes in diesem Augenblicke herausgeben konnte; übrigens hat sie nur der hiesige Verleger Diabelli von mir erhalten. — Ihrer Frau kann ich dafür ein anderes Werk dediziren." Auch noch am Ende dieses Briefes versichert Beethoven: „Es ist meine Schuld nicht."

Es waren ja dermalen so wirre, trübe Tage in Beethovens Dasein, daß man ihm kleine Vergeßlichkeiten kleinlicher Weise nicht aufmutzen sollte. Schon Schindler durfte mit Recht darauf hinweisen, daß dieses Räthsel zum Verständniß Aller gelöst wäre, wenn Ries jenen Beethovenbrief im „vollständigen Wortlaute und [in] chronologischer Reihenfolge" veröffentlicht hätte . . . Allein auch so, wie das Brieffragment vorliegt, dürfen wir Beethoven für ausreichend entschuldigt halten. —

Wie Antonia Brentano die ihr zu Theil gewordene Widmung aufnahm, ist nicht näher bekannt; wir dürfen getrost annehmen, daß sie, wie ihre Tochter Maximiliana die beiden den Stempel der Unsterblichkeit an sich tragenden Werke: die Sonate in E-dur (op. 109) und die 33 Variationen über ein Walzerthema (op. 120) wie ein hohes, köstliches Gut in ihren Kreisen gepflegt haben werden, daß sie daraus die zuversichtliche Ueberzeugung schöpfen konnten, wie hoch dieselben und ihr ganzes Haus in der Schätzung eines Beethoven standen. Denn aus der Art und Bedeutung der Werke, welche Beethoven diesem oder jenem widmete, darf immer ein Schluß auf das größere oder kleinere Maß von Freundschaft oder von Einfluß der betreffenden Persönlichkeit in Bezug auf den Meister gemacht werden.

Madame Brentano lebte nun so weiter in ihrer stillen Segensfülle in Frankfurt und Winkel fort. — Gerade aus dieser Zeit, Ende 1824, besitzen wir auch eine interessante Schilderung vom Leben und Wirken dieser merkwürdigen Frau.

Der aus der Geschichte der Baukunst und Goethes ruhmvoll bekannte Sulpiz Boisserée besuchte Frau Brentano in deren Tusculum zu Winkel und schreibt darüber an seinen Bruder Melchior aus Koblenz den 9. October 1824*): „Ich bin am Montag bis Castell gefahren, von dort nach Ellfeld geschifft, von wo aus ich einen Gang nach der Kirche und Kapelle von Kiederich machte. Den anderen Tag wanderte ich nach der alten Abtei Eberlach, die im Gebirge liegt, und kehrte abends bei Frau Toni Brentano in Winkel ein. Ich wurde mit aller Freundlichkeit und der Versicherung aufgenommen, daß man mich schon lange erwartet habe. Das einfache, häusliche Wesen, worin ich sie mit ihren Kindern fand, machte mir einen

*) Enthalten in Sulpiz Boisserée, herausgegeben von Mathilde Boisserée, geb. Rapp, Stuttgart 1862; I., p. 443.

doppelt angenehmen Eindruck. Das war ganz so, wie wir es lieben, anständig reichlich, aber durchaus bürgerlich und behaglich. Das neue **Haus** in Frankfurt dagegen ist sehr schön, ja prächtig; die Gemäldesammlung **der** Frau Toni, mit dem, was sie noch dazu gekauft, ist sehr schön aufgestellt, worin sich der Van Dyck allerdings mehr auszeichnet, als irgend ein **Bild** in der Stadel'schen Sammlung."

Es scheint, daß Brentanos bis zum Tode Beethovens († 26. **März** 1827) mit diesem in brieflich harmonischem Verkehre gestanden haben; **positive** Zeugnisse freilich liegen seit dieser Widmungszeit im Jahre 1823 **nicht vor.**

Die bereits erwähnten Conversationshefte Beethovens enthalten jedoch noch aus dem Jahre 1824 (oder 1825) ein kurzes, interessantes Gespräch zwischen Schindler und Beethoven darüber (Heft 125). Schindler schreibt:

„Fräulein von Brentano und Goethe.

„ich wünsche wohl gelegentlich von Ihnen selbst etwas von jener Dame und Ihrem Zusammensein mit ihr zu hören.

„G(ra)f Lichnowsky erzählte mir einiges, aber er erinnerte sich der Zeit nicht mehr sicher." —

Frau Antonia lebte trotz so vieler Wirren und Leiden mitten unter Kindern und Kindeskindern in ihrer Weise fort und erreichte ein Alter, wie es nur wenigen Sterblichen zu Theil wird.

Noch ein Jahr vor seinem Tode schreibt wieder einmal der unglückliche Clemens Brentano († 1842) an seinen Bruder Franz in einem höchst erschütternden Briefe aus München (vom 11. Januar 1841), der die bezeichnende Apostrophe besitzt: „Geliebter Bruder! Theurer Pflegevater, mein Wohlthäter" — auch Folgendes: „Von Herzen meine Grüße an Deine liebe Frau, Kinder und Kindeskinder; bitte sie alle, daß sie mir herzlich verzeihen; allen Menschen naht ein Tag, wo keine Münze gilt, als Verzeihung und Liebe." Dieses so manches Zerwürfniß verrathende Bekenntniß schließt mit diesen Worten: „Adieu, theurer Bruder! Gott gebe Dir allen Trost, alle Erquickung in Deinem Glauben, Hoffen und Liebe zu diesen ernsthaften Zeiten und erhöre das Gebet

Deines dankbaren, unwürdigen Bruders Clemens."

Die ehrwürdige Frau Antonia Brentano erreichte ein Alter von nahezu 90 Jahren; sie starb am 11. Mai 1869.

Durch ihre ebenfalls mit Beethoven so sehr befreundete Tochter Maximiliana, die spätere Frau von Plittersdorff, lebt ihr Geschlecht noch gegenwärtig in der Plittersdorff'schen Familie in Frankfurt am Main fort.

Gedichte.

Von

Theodor Löwe.

— Breslau. —

Garben und Kränze.

Du warst das Unkraut auszuroden
Bemüht mit scharfem Spatenstich,
Doch aus dem umgebrochenen Boden
Hebt manche bunte Blüthe sich.
Du wirst an heißen Erntetagen
Von Halmen schlichten Bund auf Bund
Und duftig zarte Blüthen tragen
Auf Deines Hutes Schattenrund.

Spätlied.

Der laute Sturm hat sich gelegt,
Doch nicht die stillen Sterne funkeln;
Die Wolken sinken, und es schlägt
Der Regen schwer herab im Dunkeln.
Es weint der Wald, die Wipfel triefen,
Eintönig trauert hin die Zeit.
Frühlaute Vogelstimmen riefen;
Sie schliefen ein, der Tag ist weit.

Aufblick.

Ach, warum mit tiefem Grauen
Dicht umwölket schwebst du mir?
Laß mich in das Auge schauen,
Großes, dunkles Schicksal, dir!
Selig will ich wieder hoffen
Himmelblau'n und Sonnenpracht!
Denn du hast mich schwer getroffen,
Und erdrückend wird die Nacht.

Betrauerung.

Es will den alten Frieden nicht
Die milde Zeit mir schenken.
Aus meinem tiefsten Innern bricht
Ein Mahnen, Dein zu denken.
Wie manche Stunde hab' ich still
Verträumt in Selbstvergessen!
Ein Traum ist Alles, was ich will —
Dich hab' ich einst besessen.

Hundert Jahre deutsches Theater*).

Zur Centenarfeier des „Breslauer Stadttheaters".

Von

Albert Weigert.

— Breslau. —

Ein Ausspruch von La Rochefoucauld lautet ungefähr: Weil das Theater den Blick in die Welt, sowohl des Lebens als des Menschenherzens, hinein gewährt und hiermit für die meisten Menschen die bequemste Gelegenheit geboten ist, solchen Blick zu thun, deswegen ist das Interesse für das Theater das populärste, das existirt! Im deutschen Volk ist seit Jahrhunderten das Interesse für das Theater ein Lebensnerv seines Bildungsbedürfnisses; ja, es läßt sich leicht dieses Interesse in seinem Ursprung zurückführen auf die Menschennatur selbst, und trotz alles Wechsels und Wandels der Zeit, hat sich die Existenz jenes Interesses niemals bezweifeln lassen; nur dessen Aeußerungen, die Formen, in denen es in die Erscheinung getreten, sind wesentlich verschiedene. Irgend wo äußert sich Johannes Scherr, der kaustisch-geistreiche Litterarhistoriker: Wenn eine Sintfluth einst von Neuem die Welt vernichten würde, dann wäre gewiß das erste Haus, das die Deutschen gemeinsam aufrichteten, — ein Theater! So charakterisirt er, ironisch, wie es seine Art gewesen, in welchem Grade zu den Lebensbedürfnissen der Deutschen, das Theater gehört. Vielleicht ist als ein

---

*) Außer Werken der im Text genannten Autoren, sind benutzt worden die Special-Arbeiten: Max Kurnik, „Ein Menschenalter Theater-Erinnerungen" (Berlin, Otto Janke, 1880) und Maximilian Schlesinger, „Geschichte des Breslauer Theaters", Band I. 1522—1841 (Berlin, S. Fischers Verlag 1898).

Beitrag zur Erklärung dieser Thatsache die Bemerkung zu betrachten, daß nirgends sonst als im Theater, sich verschiedene Musen, zu gemeinsamem Wirken innig vereint, ein Stelldichein geben, so daß also hier auch verschiedenstes seelisches und ästhetisches Verlangen besser, als sonst irgendwo, seine Befriedigung finden kann.

Nach meiner Ueberzeugung ist das Theater für die Allgemeinheit ein allerwichtigstes Bildungsmittel. Heinrich Laube, der Dichter genug war, um das Menschthum in seinen Bedingungen und seinem Verlangen richtig zu würdigen, und für das Theaterwesen ja doch gewiß als anerkannte Autorität gilt, schreibt wörtlich: „Man darf nicht glauben, daß die grundsätzliche Pflege des Schauspiels von geringer Bedeutung sei. Die Wirkung eines Kunstwerks ist tief, ist stark; die immer wiederkehrende Wirkung, wie sie ein grundsätzlich gepflegtes Schauspiel im richtig geleiteten Theater bieten kann, ist ein bildender Segen für jede Stadt. Die Maßstäbe von Jedermann, bis zum kleinen Handwerker hinab, erhöhen sich, veredeln sich. Und die Strahlung nach außen wird sehr wichtig." Das ist nach meinem Dafürhalten nicht nur wahr für die Gegenwart, es sollte auch als Dogma für die Zukunft gelten, obgleich gewiß ein Vergleich zwischen Einst und Jetzt in dieser Beziehung zu Befürchtungen genug Veranlassung giebt. Es ist nicht zu leugnen: wie es früher war, ist's heut nicht mehr! Der gefährlichste Concurrent für die Kunst und ihre Segnungen, ist die Politik; in demselben Verhältniß, als sie sich der Gemüther bemächtigte, hat der ästhetische Sinn hier Raum verloren. Es kann sich unsere Generation kaum noch vorstellen, welchen Rang und welchen Umfang das Interesse für das Theater in den deutschen Landen, im gesellschaftlichen Leben sowohl, als in der Ideenwelt der Einzelnen, in den Jahrzehnten vor dem Jahre 1848 in Anspruch genommen. Damals war das Theater fast die ausschließliche Stätte, wo das Geistesleben durch die Dichtungen zu freierem Ausdruck, durch die Gestaltungen zur Vertiefung gelangte. Aus diesen Gründen galt die Aufführung eines neuen Stückes, schier als ein Ereigniß und bildete nicht nur den Unterhaltungsstoff in geselligen Kreisen, sondern beschäftigte innerlich die Gemüther und brachte auch häufig genug die Manifestation Desjenigen, was die Gemüther erfüllte und erregte. Das Theater war, seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, viel mehr als nur eine Vergnügungsstätte; es war eine Art von Aula, in der verkündet wurde, durch Wort und Gebilde „alles Süße, was Menschenbrust durchbebt und alles Hohe, was Menschenherz erhebt", und gleichzeitig war die Bühne eine Art von Forum, wo alle Zeitbewegungen verhandelt, und Urtheile hierüber gefällt wurden. Dieser Bedeutung des Theaters entsprechend, nahmen in den Zeitschriften und Tagesblättern, sobald solche zu existiren angefangen, Berichte über die Theateraufführungen die hervorragende Stellung ein, die heut den Leitartikeln gebührt, und in Breslau fanden es zu ihrer Zeit Männer, die später Weltruf erworben, für außer-

ordentlich wünschenswerth, ihre Feder in den Dienst des Theaters zu stellen: so Heinrich Laube; Gustav Freytag; Rudolph Gottschall. Das ist nicht einmal viel anders geworden, als schon die Dämmerzeit vor dem Revolutionsjahr hereingebrochen war. Erst nach dieser für die Culturverhältnisse des deutschen Volkes so bedeutungsschweren Epoche, wurde die Politik die siegende Concurrentin über die Aesthetik. An die Stelle des Thees trat allmählich das Bier; statt der Salons öffneten sich die Kneipen. Das Theater verlor seine oben erwähnten Bethätigungen im „Nebenamte" zum großen Theil und ist seitdem eben nur als Kunstheim zu beurtheilen. Als solches aber ist und bleibt seine Mission unbestreitbar, und deren Umfang zu unterschätzen, heißt geradezu die Menschennatur, wie sie unter dem Einflusse der Cultur sich entwickelte, verkennen. Für unsere, von Gegensätzen durchwühlten, von Parteileidenschaften erschütterten Decennien ist das Theater gewissermaßen ein Asyl, wohin sich Alle vor dem Lärmen der Tage und deren Streitigkeiten flüchten können, denn hier ist ein neutraler Boden, auf dem sich die entgegengesetztesten Ansichten in demselben Interesse zusammenfinden, in dem Interesse für die dramatische Kunst und deren Interpreten! So finden die Vorgänge im Theater noch immer eine starke Resonanz in der Seele auch unserer Generation; es sind die Theater auch heute noch im besten Sinne des Wortes volksthümliche Institute, und dem Gefühle nach gehört es zu den gebotenen Aufgaben, großer Zeitabschnitte aus ihrer Geschichte feierlich zu gedenken. So erklärt sich nicht nur ganz durch sich selbst die Centenarfeier des Breslauer Stadttheaters, sondern es erklärt sich auch deren Bedeutung, weit über das locale Weichbild hinaus. Gefeiert mit Sang und Klang wurde das hundertjährige Bestehen des Breslauer Stadttheaters in Breslau selbst; der sich daran knüpfende weite Rückblick in dessen Vergangenheit aber muß überall Interesse erregen, wo Antheilnahme und Wunschbereitschaft für das deutsche Theater überhaupt existirt, denn er gewährt ein Guttheil von dessen allgemeiner Entwickelungsgeschichte. Aus der Umschau in diesem Säculum des Breslauer Theaters resultiren keineswegs nur die Aufzeichnungen localer Vorgänge, sondern überhaupt Betrachtungen über den Werdegang der dramatischen Litteratur und der Schauspielkunst; über den Wechsel und Wandel im Geschmack des Publicums und der Geschicke, denen die deutschen Theater ausgesetzt sind. Hierüber aus dem Verlauf des verflossenen Jahrhunderts in großen Zügen zu berichten, gewährt jene Centenarfeier kaum zu erschöpfenden Stoff, und der bei dieser Gelegenheit laut gewordene Glückwunsch: „Das Theater möge bleiben eine Stätte der Lehre für den, trotz aller widerstrebenden Zeitströmungen, sich immer neu verjüngenden Idealgehalt deutscher dramatischer Kunst, und bleiben der Tempel, in dem die Jünger sich zu Aposteln heranbildeten," hat seine Bedeutung keineswegs für Breslau allein, sondern für überall, wo Bühnen als Kanzeln für die rechte Kunst gebaut sind.

Heinrich Laube erwähnt, daß in der Geschichte des deutschen Theaters

von Stadttheatern nur Breslau, in erster Reihe, und Frankfurt am Main zu erwähnen wären. Es darf aber auch nicht vergessen werden, daß Breslaus Theater eine ganz besondere Mission geworden, die ihm die geographische Lage Breslaus, und dessen Rang als zweitgrößte Stadt der Monarchie beschert hat. Gelegen fast an der Grenze, wo deutsche und slavische Art zusammenstoßen, muß es ein Hort des Deutschthums in den Ostmarken des Vaterlandes sein und bleiben. Auf den Altären, die in den Musentempeln der Kunst gebaut sind, und von deren echter Priesterschaft soll für unser Volksthum mit gleicher Begeisterung gestritten werden, wie draußen auf der kriegerischen Wahlstatt! Die trüben Jahrzehnte und verhängnißvollen Schicksale, die Breslaus Stadttheater zu erdulden gehabt, bis es endlich nicht nur dem Namen nach, sondern thatsächlich das Theater der Stadt geworden, haben eine ernste geschichtliche Bedeutung; tröstend aber ist bei alledem die Gewißheit, daß emsig und erfolgreich hier deutscher Geist und deutscher Sinn gepflegt wurde, und Viele trotzdem von hier aus einen Flug begannen, der sie in die höchsten Höhen des Künstlerthums getragen. Eine ansehnliche Reihe berühmter und wohlbekannter Künstlernamen, auf deren hervorragendste noch zurückgekommen werden soll, verzeichnet Breslaus Theatergeschichte, und es giebt sicher in wenigen größeren deutschen Theatern ein Mitgliedsverzeichniß, das in die Jahre zurückblicken läßt, in denen unter den illüstren Persönlichkeiten nicht Jünger des Breslauer Theaters zu finden wären; bis zu der Hoheit der dramatischen Kunst reicht eben jede Theater-Misere nur vorübergehend hinan!

Wie die Anfänge des deutschen Theaterwesens überhaupt auf die geistlichen Mysterien zurückzuführen sind, lassen sich auch für Breslau keine anderen Bethätigungen der Schauspielkunst chronistisch nachweisen. Erst im Jahre 1522 wird von Komödien berichtet, die zur Fastenzeit von Schülern und Handwerksburschen gegen ein Entrée in Privathäusern aufgeführt wurden. Aus diesen Dilettanten entwickelten sich dann die zunftmäßigen Poeten; als einer von diesen wird der schlesische Meistersinger Adolph Puschmann genannt, der als erster mit einer eigenen Truppe in Breslau und den Hauptorten Schlesiens Theateraufführungen veranstaltete. In den Anfang des 17. Jahrhunderts fällt dann schon das Aufblühen der ersten schlesischen Dichterschule, deren Stücke, trotzdem sie häufig recht schlüpfrigen Inhalts waren, von Schülern aufgeführt wurden, die ihre Schauspielkunst durch die Darstellung classischer Werke, besonders des Terenz, erworben hatten. Erst fast nach einem Jahrhundert fiel es den Behörden ein, daß dieses Schauspielerthum der Schüler doch einen ungünstigen Einfluß auf deren Fleiß und Gesittung üben könne, und deswegen wurde „fürderhin" solche künstlerische Thätigkeit verboten. Die ersten Berufsschauspieler, die in Breslaus Mauern Einzug hielten, waren englische Komödianten; sie waren es auch, die zuerst Shakespeare'sche Dramen nach Deutschland gebracht. Das erste ständige Schauspielhaus, Ballhaus genannt, wurde in Breslau

im Jahre 1670 durch den Balletmeister Isaak Bion als Theater, Reitbahn und zum Ballschlagen zugleich eröffnet. Aber schon am Ende des 17. Jahrhunderts fing überall an der Geschmack für das Theatervergnügen sich zu verfeinern, und hiermit begann auch das Repertoire der Theater sich zu verbessern. Nach Breslau kam für ein längeres Gastspiel die „berühmte Bande" des Johann Velthens, der zuerst Schauspielerinnen und Stücke von Corneille und Racine auf die Breslauer Ballhausbühne brachte. Im Jahre 1727 erstand der Magistrat von Breslau das Ballhaustheater, und so existirte eigentlich damals schon ein Breslauer Stadttheater; aber nicht für lange, denn kaum war Breslau unter preußisches Scepter gelangt, als der Kriegscommissar das Theater für militärische Zwecke in Beschlag nahm und als Proviantmagazin einrichtete. In dieselbe Zeit fällt das epochemachende Wirken der Caroline Neuberin, jener Frau, die den Anstoß gegeben zu der Entwicklung einer ganz neuen dramatischen Kunst. Das Verbrennen des Hanswurst in der Leipziger Theaterbude, zum Zeichen, daß ein anderer Geist auf den Bühnen nun seine Stätte finden soll, ist bekannt; hoch interessant aber ist's zu verfolgen, wie dieses Ereigniß sich bis in die entferntesten Winkel Deutschlands, in denen Theater gespielt wurde, in kurzer Zeit, wenn auch allerdings nicht radical, aber dennoch geltend machte. Die Neuberin ist's auch gewesen, vielleicht ohne sich selbst der vollen Bedeutung ihres Strebens bewußt zu sein, die nicht nur die Wiedergabe der äußeren Erscheinung auf der Bühne, sondern Individualisirung und Charakteristik der Personen verlangte. Als ein Erster, der sie am besten verstand, ist Konrad Eckhoff, der im Jahre 1744 der Breslauer Bühne angehörte, zu bezeichnen. In Breslau hatten diese Ereignisse das Interesse für das Theater lebhaft angefacht; das Ballhaus-Theater war 1742 der Stadt zurückgegeben worden, aber nicht nur diese Schaustätte besaß bald darauf Breslau, sondern in einem größeren Saal der Stadt, spielte auch eine zweite Truppe unter dem Director Franz Schuch Komödie. Diesem ist in der Theatergeschichte Breslaus eine große Rolle zugefallen. Er kaufte das Grundstück „An der kalten Asche" genannt und erbaute hier jenes Theater, das die Wiege von Breslaus Ruhm als Theaterstadt werden sollte; hier fanden auch jene Ereignisse statt, von denen aus die Centenarfeier rechnet.

Franz Schuch hatte das Generalprivilegium zu Theateraufführungen für ganz Preußen 1755 erhalten und leitete sein Theater erfolgreich bis zu seinem 1764 erfolgten Tode. In seine Directionszeit fällt der Breslauer Aufenthalt Lessings, der bekanntlich von November 1760 bis Mitte April 1765 gewährt hat. Lessing hegte sehr lebhaftes Interesse für das Breslauer Theater, das er fast alltäglich besuchte; ein Interesse, das er bis nach Hamburg mit sich nahm, wie seine Empfehlungen einzelner Breslauer Bühnenmitglieder an das Hamburger Theater beweisen. In intimerem persönlichen Verkehr hat Lessing nachweislich mit Joh. Christ. Brandes, dem Schau-

spieler und Theaterdichter des Schuch'schen Theaters, gestanden. Dieser berichtet in seiner Selbstbiographie voller Dankbarkeit für Lessing: „Er gab sich viele Mühe, mich durch seinen Unterricht zu einem Beifalls würdigen Schauspieler zu bilden, weil er aber zu diesem Fache mehr guten Willen als wahres Talent bei mir bemerkte, so lenkte er mich zugleich auf die meinen Fähigkeiten mehr angemessene Laufbahn eines dramatischen Dichters und gab mir dazu die ersten Fingerzeige." Als feststehend ist auch der befruchtende Einfluß, nicht nur in stofflicher, sondern auch in dichterischer Beziehung, jener Breslauer Zeit auf die Entstehung der „Minna von Barnhelm" zu betrachten, die Lessing bekanntlich in Breslau so weit vollendete, daß er, wie er selbst äußerte, „nur die letzte Hand noch anzulegen habe".

Im Jahre 1772 erstand das Breslauer Theatergebäude in der Subhastation Johann Wäser, der neun Jahre das Kunstinstitut leitete. Nach seinem Tode übernahm seine Wittwe, Clara Barbara Wäser, die Direction, und deren Zeit bildet in mannigfacher Beziehung eine wichtigste Periode in der Breslauer Theatergeschichte. Zunächst waren die Jahre, in denen ihr Gatte und sie selbst das Bühnenscepter führten, bedeutsamste für die litterarische und geistige Entwickelungsgeschichte Deutschlands. Man braucht nur der Jahreszahlen sich zu erinnern, um den ganzen Umfang der tiefgreifenden Bewegung innerhalb der Dichtkunst und des Einflusses dieser auf die Gemüther und das allgemeine Geistesleben, sich zu vergegenwärtigen. Welch' günstige Verhältnisse für die ideale Aufgabe der Theater, welch' schwierige aber auch für deren geschäftliche Leitung waren hierdurch allmählich hereingebrochen! Viel hat man der Directrice, Frau Wäser, zum Vorwurf gemacht, viel, sehr viel hat sie aber auch geleistet. Nicht nur, daß während ihrer Directionsführung Breslau an der Stelle des alten ein für die damalige Zeit recht ansehnliches, durch Umbau entstandenes, neues Theater erhielt, sie hat überhaupt den theatralischen Dingen, sowohl was das Repertoire als die Leistungen des Personals betraf, durch Geschick und den Aufwand einer außergewöhnlichen Arbeitskraft möglichst den Forderungen ihrer Zeit gemäß Rechnung zu tragen versucht. Am gerechtfertigtsten erscheinen die Klagen über ihre Lebensführung und die Behandlung, die sie ihren Mitgliedern angedeihen ließ. In kläglichsten Verhältnissen lebte damals das Breslauer Bühnenpersonal, und überhaupt existirten Zustände am Breslauer Theater, die man sogar am Ende des vorigen Jahrhunderts nicht mehr als zeitgemäß betrachten konnte. Das Theater aber war der Breslauer Bevölkerung doch eine sehr wichtige Angelegenheit, und so drängte Alles auf eine Reformirung des gesammten Theaterwesens hin, deren Richtung durch die nicht lange vorher entstandenen Hofbühnen, die ersten, die das Wandern ausschlossen, gegeben war. In Frankfurt a. M. und Hamburg waren auch bereits stabile Theater durch die Stadtgemeinden geschaffen worden — in Breslau regte und rührte es sich, diesen Beispielen zu folgen. Da starb Frau Wäser (15. November 1797);

mit ihr erlosch das Privilegium einer Privatperson für die Theaterleitung, und um ein solches nicht wieder erneuern zu lassen, entstand in Breslau eine fast tumultuarische Bewegung. Sofort nach dem Tode der Frau Wäser war eine Anzahl thatkräftiger Theaterfreunde zusammengetreten; in kürzester Zeit war ein Plan zur Errichtung und Verwaltung eines auf Actien zu gründenden Theaters nicht nur ausgearbeitet, sondern ihm auch die nöthige Geldsumme gesichert, so daß der damalige schlesische Landesminister von Hoym, selbst ergriffen von dem allgemeinen Enthusiasmus, die Genehmigung einer diesbezüglichen Petition an höchster Stelle empfahl. Und nachdem der König die Genehmigung ertheilt, da wurden in einer, für die damaligen Zustände schier fabelhaft kurzen Zeit 16000 Thaler für 1600 Actien zusammengebracht. Am 23. December 1797 war das Wäser'sche Privilegium abgelaufen, und schon am 25. d. M. erwarb die in's Leben getretene Actiengesellschaft für 12350 Thaler den Musentempel „zur kalten Asche" und mit ihm das ausschließliche Recht öffentlicher Schauspielaufführungen in Breslau, und am Abend des nächsten Tages war das erste Mal auf dem Theaterzettel zu lesen: „Kgl. privilegirtes Breslauisches Theater!" Weil aber erst in einer Generalversammlung der Actionäre, am 17. Januar 1798, die Statuten genehmigt, die Direction bestätigt, kurz, erst an diesem Tage die Constitution des Theateractien-Vereins sich in allen gesetzlichen Formen vollzogen hatte, so datirte der jetzige Breslauer Stadtarchivar auch erst vom 17. Januar an das Jahrhundert, dessen Ablauf man nun in den entsprechenden Januartagen gebührend gefeiert hat.

Das erste Directorium des neuen Theaters bestand aus dem Kammersecretär Streit, der zugleich Mitherausgeber der damals in Schlesien anerkanntesten Zeitschrift, der „Schlesischen Provinzialblätter", war, dem Kaufmann Moritz, einer in Breslau sehr angesehenen Persönlichkeit, und dem Gymnasiallehrer Professor Heinrich, dem anonymen, doch allgemein erkannten Verfasser der Schmähartikel auf die Directorin Wäser. So war es erreicht! Fortan sollte das Breslauer Theater nicht mehr das speculative Unternehmen von Privatpersonen sein, von denen die Kunstpflege doch immer nur als Nebenzweck betrachtet werden konnte, sondern es war zu einem gemeinnützigen Institute herangewachsen, dessen Erfolge in den Dienst der Kunst gestellt waren. Somit war dieser eine weiteste Perspective eröffnet, und es soll bei dieser Gelegenheit festgestellt sein, daß der Ausspruch Schillers: „Es ist nicht wahr, was man gewöhnlich behaupten hört, daß das Publicum die Kunst herabziehe; der Künstler zieht das Publicum herab, und zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, ist sie durch den Künstler gefallen. Das Publicum braucht nichts als Empfänglichkeit, und diese besitzt es. Es tritt vor den Vorhang mit einem unbestimmten Verlangen, mit einem vielseitigen Vermögen. Zu dem Höchsten bringt es eine Fähigkeit mit; es erfreut sich an dem Verständigen und Rechten, und wenn es damit angefangen hat, sich mit dem Schlechten zu

begnügen, so wird es zuverlässig damit aufhören, das Vortreffliche zu fordern" — wohl stets zutreffend in Bezug auf das Publicum des Breslauer Theaters geblieben, in Bezug auf die Künstler aber sich hier in keiner Zeit bewahrheitet hat.

Im Breslauischen Theater war zunächst äußerlich Alles beim Alten geblieben. Das Publicum, sehr zufrieden mit der Gestaltung der Dinge, suchte durch zahlreichen Besuch der Vorstellungen sein lebhaftes Interesse zu offenbaren. Eine erste trübe Erfahrung brachte der neuen Direction ein durchaus verfehlter Umbau ihres Theatergebäudes, der noch dazu mehrere Monate die Aufführungen verhindert hatte; hingegen erwies sich der neue Gedanke, berühmte Künstler zu Gastspielen zu gewinnen, der viele Jahrzehnte die nur zu sehr beliebte Praxis Breslauer Theaterdirectoren geblieben, für die Kassenrapporte schon damals als sehr erfolgreich. Die im Zenith ihres Ruhmes stehenden Charakterdarsteller, Johann Fr. Fleck, überdies ein Breslauer Kind, und August Wilhelm Iffland sind unter den ersten berühmten Gästen auf der Breslauer Bühne zu verzeichnen, und sie schafften allerdings nicht nur übervolle Häuser, sondern wirkten durch den Enthusiasmus, den sie erregten, auch nachhaltig günstig für das Theaterinteresse überhaupt; was aber ganz gewiß nicht in den meisten Fällen die Wirkung der Gastspiele ist. Die Theilnahme des Publicums blieb längere Zeit eine so rege, daß man sogar eine recht wesentliche Steigerung der Eintrittspreise, die Jahrzehnte lang unverändert geblieben, wagen konnte. Im Jahre 1801 sah Breslau eine schon damals sehr beliebte Schauspielerin, Madame Sophie Stollmers, von seiner Bühne, der sie ungefähr 2 Jahre angehört hatte, scheiden. Sophie Stollmers, geb. Bürger, heirathete später den Hamburger Sänger Friedrich Schröder, und als Sophie Schröder gehörte sie später zu den leuchtendsten Sternen der deutschen Schauspielkunst, hat aber stets der künstlerischen Anregungen, die sie in Breslau empfangen, dankbarlichst gedacht. An ihrer Stelle trat, für Breslau Schillers „Maria Stuart" creirend, Friderike Unzelmann (1809—1823), von der Goethe schrieb, „daß eine der heiteren und angenehmen Schauspielerinnen Weimars sich nach Breslau begeben; ein geistreicher Mann (Karl Schall) hat ihrer Individualität zu Liebe einige Stücke verfaßt." Inzwischen hatten sich in der Direction Aenderungen vollzogen: Der Professor Heinrich war ausgetreten, im nächsten Jahre schied auch der überaus tüchtige Kammersecretär Streit aus seinem Amt; ihm folgte für kurze Zeit der Kammerrath Bothe, der einzige unter den Directoren des Actienvereins, der ohne Deficit sein Scepter niederlegte, und nach diesem übernahm Professor Rohde die Theaterleitung. Aus seiner und seines Nachfolgers, des Regierungsrathes Streit, Geschäftsführung, datirt Heinrich Laube Breslaus beste Theaterepoche. „Da fanden sich," so bemerkt er, „wie immer bei guter Führung tüchtige Schauspieler zusammen — zuletzt Anschütz und Ludwig Devrient, aber wie überall versäumte die Stadt, ihr Institut hin-

reichend zu unterstützen.“ Zweifellos gehört Professor Rohde zu den tüchtigsten und erfolgreichsten Directoren, die jemals in Breslau ihres Amtes gewaltet! Er war es auch, der zuerst der Oper besondere Sorgfalt zuwandte und deswegen die Neuwahl eines Theatercapellmeisters mit großer Vorsicht in's Werk setzte. Er wandte sich an musikalische Koryphäen um Empfehlung geeigneter Persönlichkeiten, und Abt Vogler nannte ihm zwei seiner „bedeutendsten“ Schüler, unter ihnen Carl Maria von Weber. Der Abt Vogler gehörte damals zu den hervorragendsten Musikern Wiens; sein Ruhm als Lehrer der Tonkunst und Componist war thatsächlich ein europäischer. Dieser einflußreiche Mann hatte Carl Maria von Weber rasch lieb gewonnen, sein, durch die reichste Lehrpraxis geschärfter Blick erkannte bald, daß er es hier mit einer Begabung ersten Ranges zu thun habe, deren eigenstes Wesen die Production des Glänzenden, Fortreißenden sei. Weber bemerkt in einer biograpischen Skizze über sein Studium bei Vogler, „daß dieser es gewesen, der ihm die dringende Nothwendigkeit des emsigen Studiums der verschiedenartigsten Werke großer Meister klar gemacht, während ihn Alles zu eigenen Productionen dränge“. So war es auch der Abt Vogler, der Webers Widerstreben, den Rohde'schen Engagements-Antrag anzunehmen, überwand, weil er ihm klar zu machen wußte, wie vortheilhaft in musikalischer Hinsicht die Stellung für ihn werden könne, und am 1. October 1804 trat Carl Maria von Weber, 18 Jahre alt, seinen Capellmeisterposten in Breslau an. Und wirklich beginnt mit seiner dortigen Amtsführung „für ihn ein Abschnitt seines äußeren Lebens, dessen Bedeutung gar nicht hoch genug zu veranschlagen ist; da während dessen die Ausbildung einer Fähigkeit angebahnt wurde, die er vor den meisten seiner berühmten Kunstgenossen voraus haben sollte. Es war dies sein künstlerisch-organisatorisches und sein Regietalent, das bei den Neuschöpfungen der deutschen Opern zu Prag und Dresden seine werthvollsten Früchte zu tragen bestimmt war.“ Seine Thätigkeit als Breslauer Capellmeister aber gestaltete sich keineswegs angenehm für ihn; so freundlich ihn der Theaterdirector Rohde aufgenommen, eine so feste Stütze er ihm auch in seinem Amte gewährte, der gar zu jugendliche Capellmeister begegnete bald mißgünstigen Anfeindungen aller Art, die ihm rasch seinen Breslauer Aufenthalt verleideten. Verschönt hingegen wurde ihm diese Zeit durch ein sehr intimes Freundschaftsverhältniß mit dem Oberorganisten an der Elisabethkirche in Breslau, Wilh. Berner, und dem damals berühmten Pianisten J. W. Klingohr. Beide Männer gewannen in musikalischen Dingen großen Einfluß auf Weber, und Berner war auserwählt, ihn aus ernstester Lebensgefahr zu erretten.

Professor Rohde hatte in einer von ihm redigirten Wochenschrift, im „Neuen Breslauer Erzähler“, einen Operntext „Rübezahl“ veröffentlicht, der Weber zur Composition einer Oper begeisterte. Mit Feuereifer begab er sich an die Arbeit, und da ihm seine Berufsthätigkeit und die Nothwendigkeit, Unterricht zu ertheilen, um sein schmales Einkommen von 600 Thalern

aufzubessern, am Tage zur Arbeit keine Zeit übrig ließen, nahm er eine Anzahl von Nachtstunden zur Hilfe. So sah Berner in tiefer Nacht einmal, bei Webers Wohnung vorübergehend, noch Licht in dessen Arbeitszimmer. Er empfand den intensiven Wunsch, nach dem Freunde zu sehen, und pochte an dessen Thür. „Aber nicht, wie er gewohnt war," so berichtet Max Maria von Weber, „erfolgte das einladende Herein. Endlich öffnete Berner die nicht verschlossene Thür, die Lampe steht auf dem Tisch, das Piano ist offen, aber sonst ist das Zimmer leer; Berner will sich niederlassen und schreitet nach dem Sopha — da strauchelt er — über den Körper seines leblos daliegenden Freundes — daneben liegt eine zerschlagene Flasche, aus der scharfer Dunst aufsteigt. Entsetzt richtet er den Freund auf, schreit um Hilfe, Webers [Vater eilt aus dem Nebenzimmer herbei und erkennt die Flasche, in der er Salpetersäure zu seinen Kupferstecher-Arbeiten aufzuheben pflegte, und die thörichter Weise unter die Weinflaschen gestellt worden] war.] Aerzte werden herbeigerufen, mit Mühe Carl Maria zum Leben zurückgebracht, die Stimmorgane zeigen sich vollständig gelähmt, das ganze Innere der Luftröhre und des Mundes verbrannt. Nach mehrwöchentlichem Krankenlager erst kehrte eine leise Sprechstimme zurück, die nie ihre volle Kraft wieder erhielt, die schöne Singstimme war für immer auf den dritten Theil ihrer Ausgiebigkeit reducirt. Er erzählte dann, daß er, fröstelnd bei der Arbeit, seinen Schluck Wein hätte nehmen wollen, im Halbdunkel die Säureflasche ergriffen und einen guten Zug genommen habe. Gewiß ist, daß ohne Berners Dazwischenkunft die Säure bis zum anderen Morgen gewirkt, und Karl Maria Freischütz, Oberon und Euryanthe mit in sein junges Grab genommen hätte." Seine 2 Monate währende Krankheit hatten seine Feinde reichlich ausgenutzt; zu seiner großen Erbitterung fand er nach seiner Genesung eine Reihe von Maßnahmen im Musikwesen des Theaters, die nicht nur seinen Ansichten widersprachen, sondern durch die er sich auch in seiner Ehre gekränkt fühlte, und als man immer von Neuem gegen seinen Wunsch und seinen Willen handelte, reichte er kurz entschlossen im Frühjahr 1806 seine Entlassung ein, die ihm auch sofort gewährt wurde. Von der Oper „Rübezahl" waren nur die Ouvertüre und 3 Nummern: ein 12stimmiger Geisterchor, eine Arie und ein Quintett, niedergeschrieben. Vollendet wurde die Oper überhaupt niemals; die Ouvertüre ist, gänzlich umgearbeitet, unter dem Titel „Beherrscher der Geister" noch heut ein interessantes Opus. Unter Webers Nachfolger, dem Capellmeister Müller, verschlechterte sich die Breslauer Oper rapide, und überhaupt kamen für das Theater trübste Monate. Die Kriegsfurie war wieder einmal entfesselt; die Schlacht bei Jena war verloren; Breslau wurde bombardirt; von Theatervorstellungen konnte zunächst nicht die Rede sein. In dieser harten Zeit faßte die Theaterverwaltung den Beschluß, den Mitgliedern nur die Hälfte ihrer Gagen zu bezahlen, die Nachzahlung der anderen Hälfte ihnen in besseren Zeiten zusichernd. Hierüber empört, legte Professor

Rohde sein Amt nieder. Den Mitgliedern wurde das Versprechen gehalten, das Theater aber hatte seinen tüchtigsten Director verloren! Nach kurzem Interregnum übernahm, zum zweiten Mal, jetzt aber als Staatscommissarius, Regierungsrath Streit die Leitung, der als dramaturgischen Beirath den Dichter und gefürchteten Kritiker Karl Schall an seine Seite rief. Die Müller'sche Stelle erhielt der sehr tüchtige Capellmeister Benedict Bierey. Zu den bedeutsamsten künstlerischen Ereignissen zählt in jenen Jahren das Engagement Ludwig Devrients, am 6. Februar 1809. Ludwig Devrient wird als größter deutscher Charakterdarsteller geschätzt; aber nur kurze Zeit stand er im Zenith seines Könnens. Nur die 6 Jahre künstlerischen Wirkens in Breslau sind als seine Glanzzeit zu bezeichnen. Bald nachdem er von Breslau geschieden, an das Berliner Hoftheater berufen, fing seine Gesundheit an wankend zu werden und, vielleicht deswegen, sein Künstlerthum abzunehmen. Viel hat sicherlich die deutsche Kunst dadurch verloren, daß Devrient jenes Anerbieten eines lebenslänglichen Vertrags mit reich dotirter Pensionirung im Invaliditätsfalle der Breslauer Theaterdirection ablehnte. Die besonderen Verhältnisse Berlins, sowohl in künstlerischer, als in localer Beziehung, haben zweifellos zu Devrients so frühem Ende wesentlich beigetragen. Heinrich Laube sagt von ihm: „Er war von Breslau nach Berlin gekommen, und nach mehrfachen Zeugnissen fällt seine Blüthe in die Breslauer Zeit. Dort war er körperlich noch frisch. 1815 kam er nach Berlin. Dort ist er 17 Jahre lang engagirt gewesen und 1832, noch nicht 50 Jahre alt, gestorben. Unregelmäßige Lebensweise, besonders der Genuß starker Weine, hat seine Gesundheit untergraben, seine geistigen Kräfte geschwächt. In Breslau hat man nicht darüber geklagt, daß er seine Rollen nicht fest inne gehabt, in Berlin aber wurde die Unsicherheit seines Gedächtnisses oft störend, die Hinfälligkeit seines Wesens gar oft peinlich." Aus der Breslauer Zeit spricht Karl von Holtei in seinen „Vierzig Jahren" wiederholt enthusiastisch über Devrients Künstlerthum. Nie anders als der „große Devrient" wird er von ihm genannt, und für seine dominirende Stellung auf der Breslauer Bühne sowohl, als für die begeisterte Anhänglichkeit des Publicums für ihn, ist Holtei ein um so zuverlässigerer Berichterstattter, als er ein sachverständiger Zeitgenosse Devrients, ein Zeuge von dessen Triumphen gewesen ist. Einem anderen deutschen Künstler, Karl Seidelmann, der ebenfalls Mitglied des Breslauer Theaters geworden, war es ausnahmsweise nicht gelungen, hier sein Talent zu entwickeln; hier brachte er es über die Mittelmäßigkeit nicht hinaus, während er später, nach Devrients Tode, im Berliner Hoftheater dessen Rollenfach übernahm und es theilweise meisterlich auszufüllen vermochte. Aus der Devrient'schen Zeit ist auch recht interessant, eine „Abwehr" zu reproduciren, die Ludwig Devrient, am 25. Juni 1810, in der „Schlesischen Zeitung" zu veröffentlichen für nothwendig fand —: „Herr Kapp, der Zusammensetzer der hiesigen Theaternachrichten, hat sich in seinem letzten Blatte verleiten lassen

zu äußern: meine Darstellung des König Lear sei der des Herrn Iffland nachgemacht. So sehr ich fühle, wie weit ich unserm großen Meister nachstehe, so möchte ich doch nicht gern, gleich dem erwähnten Kritikaster, fremde Kunstwerke als mein Eigenthum aufstellen: was man ist, soll man bleiben. Ich versichere deshalb auf meine Ehre, weder Herrn Iffland noch einen anderen bedeutenden Künstler in der Rolle des Lear gesehen zu haben; was ich darin geleistet habe, ist Resultat meines Studiums und meiner Ansicht. Wie übrigens in dem ebenso unzusammenhängend als geschmacklosen Gewäsch des Herrn Kapp Lob und Tadel meiner Darstellung sich auf eine höchst seltsame Weise gegenseitig vernichten, ist so in die Augen springend, daß es gar keines Beweises bedarf, ebenso auffallend sind aber andere mich nicht betreffende Albernheiten in dieser Kritik der hiesigen Vorstellungen des „Lear". Wenn der denkende Schauspieler auch den entschieden ausgesprochenen Tadel einer billigen, verständigen und consequenten Kritik dankbar beherzigen und benutzen soll, so steht es ihm auch wohl zu, sich gegen die Angriffe einer unbilligen, unanständigen und inconsequenten zu wehren. Oft mag der Kritiker über dem Schauspieler stehen, nicht selten tritt aber auch der umgekehrte Fall ein, und nicht leichter kann man wohl in die Versuchung gerathen, sich in diesen letzteren Fall zu denken, als bei der Lectüre der Kapp'schen Theaternachrichten. Ich bin so glücklich gewesen, in der Rolle des Lear, von der ich mir bewußt bin, daß ich sie mit möglichstem Fleiße und mit der größten Anstrengung behandelte, den Beifall des Publicums erhalten zu haben, und könnte daher den Lobtadel des Herrn Kapp leicht übersehen. Nur ist es mir schon längst Bedürfniß gewesen, einmal öffentlich zu sagen, was ich von diesem Kritiker halte. Ich hoffe und wünsche, daß man mir diese, mir durch meine Ueberzeugung abgenöthigte Erklärung nicht als eine unerlaubte Anmaßung auslegen wird. Uebrigens mag Herr Kapp von nun an über mich faseln, was er will, mir genügt damit, öffentlich gesagt zu haben, was ich von ihm halte. Ludwig Devrient." — — Man sieht, recht ähnlich wie noch jetzt; vielleicht nur im Stil und Ton etwas anders. —

Ein hochbedeutendes Ereigniß für die öffentlichen Zustände Breslaus im Allgemeinen und für die Theaterverhältnisse im Besonderen war die 1811 erfolgte Verlegung der Universität aus Frankfurt a. O. in unsere Stadt, wo sie, mit der hier schon bestehenden katholischen Hochschule vereinigt, sich sofort in die Reihe der ersten Universitäten stellte; einen Rang, den sie ja auch bis zum heutigen Tage behauptet. Mit ihr war für das Theater ein neues Publicum hinzugekommen: die Studenten, die Jahrzehnte lang vom Parterre aus eine kritische Macht im Theater bildeten und den Areopag, dessen sich die Offiziere bemächtigt hatten, schließlich gänzlich vernichteten. Auch hierüber ist in den Holtei'schen „Vierzig Jahren" viel Interessantes nachzulesen und ebenso über die Bedeutung und die Persönlichkeit Karl Schalls (gest. 18. August 1833), der während vieler Jahre eine fast

absolute Dictatur über das Breslauer Theater ausübte und auch Begründer und erster Redacteur der „Breslauer Zeitung", seit langen Jahren schon eines der angesehensten freisinnigen Blätter, gewesen ist. Der Schriftsteller und Kritiker Karl Schall war eine Proteus-Natur; Genie und Falstaff zugleich; ein großes Talent und keinen Zoll ein Charakter; das originelle Verhältniß, in dem er zu Holtei stand, ist besonders bezeichnend für ihn.

Karl von Holtei hat der Breslauer Bühne zu verschiedenen Zeiten und in mannigfachen Stellungen angehört; hier hat er als „Mortimer" am 5. November 1819 seinen Schauspielerflug begonnen, der ihn allerdings nicht in hohe Regionen führen sollte; dann ist er im Mai 1821 als „Dichter und Secretär", eigentlich aber nur als Mann seiner Frau, der talentvollen Louise Rogée, die während ihres ganzen Engagements ein bevorzugter Liebling des Breslauer Publicums geblieben, abermals an das Theater gekommen; dieses Mal aber, um es zwei Jahre später, nach einem so argen Scandal zu verlassen, daß er seine Kündigung „zur Erhaltung der nothwendigen Ordnung" erhielt. Als er darauf 10 Jahre später sich um die wieder einmal frei gewordene Directorstelle bewarb, war die Erinnerung an jene Vorkommnisse, die übrigens verschiedene Beurtheilung gefunden, noch so lebhaft, daß gegen seine Bewerbung aus der Bürgerschaft protestirt wurde. Endlich, wieder nach 11 Jahren, berief ihn der zeitige Theaterdirector, Baron von Baerst, als Dramaturgen an seine Bühne, und jetzt bewies der vielgeprüfte Mann sein reiches Können. Trotz allgemeiner Anerkennung aber ergriff Holtei, aus persönlichen Gründen, nach 6 Monaten schon wieder seinen Wanderstab. Daß er schließlich dauernd nach Breslau heimgekehrt und ihm, nach vielen Jahren, hier die letzte Ruhestätte bereitet und reich mit Kränzen treuer Zuneigung und Anhänglichkeit geschmückt wurde, ist bekannt. Sein lebhaftes Interesse für das Theater hat übrigens der Alte bis in seine letzten Lebensstunden bewahrt.

Inzwischen waren in der Stadt Breslau wesentliche Veränderungen vorgegangen. Die Festungswerke waren gefallen, Breslau konnte sich nun nach allen Himmelsrichtungen hin ausdehnen; sein Gemeinwesen nahm nach dem Kriege einen merklichen Aufschwung. Es stand in jenen Jahren, wie schon flüchtig bemerkt, das Theater in höchster Blüthe. In seine Künstlerschaar war damals auch Heinrich Ed. Anschütz, später eines der hervorragendsten Mitglieder des Burgtheaters, getreten. Unter solch günstigen Verhältnissen schien es nur nothwendig, den jetzigen Bestand des Theaters zu sichern, und aus diesem Gesichtspunkt heraus ließ der Professor Rohde 1817 eine Schrift erscheinen: „Ueber die gegenwärtige Lage des Theaters," worin er dessen momentane hohe Entwickelung feststellte, sehr entschieden aber, „um diesen erfreulichen Zustand zu erhalten," die Bildung eines Pensionsfonds für die Mitglieder forderte, auf daß diese heimisch würden in Breslau, zum Segen des Kunstinstituts und zu ihrem eigenen Wohl —

eine Forderung, deren Erfüllung erst bei der Centenarfeier von dem jetzigen Director des Stadttheaters in nahe Aussicht gestellt wurde. Trotz aller künstlerischen Erfolge aber begannen bald wieder die leidigen finanziellen Calamitäten, dieses Mal in sehr gefahrdrohendem Umfange. Ein Appell an Stadt und Staat versagte; Alles schien verloren! Da erschien als Retter der Capellmeister Birey, der sich bereit erklärte, das Theater mit allen seinen Lasten gegen einen jährlichen Pachtzins von 2200 Thalern zu pachten. In einer Generalversammlung des Theateractien-Vereins wurde einstimmig die Pacht genehmigt, und so gestaltete sich das Breslauer Theater zunächst wieder, glücklicher Weise aber unter sehr tüchtiger Leitung, zu einem geschäftlichen Unternehmen. In schwieriger Zeit hat Birey 4 Jahre lang tüchtig und erfolgreich sein Unternehmen geleitet; noch immer galt die Breslauer Bühne als eine der hervorragendsten in Deutschland. Das Schauspielpersonal hatte durch den Fortgang von Fritz Beckmann und Heinrich Schmelka zwar große Verluste erlitten, für sie aber waren August Wohlbrück, das bedeutendste Talent einer großen Schauspielerfamilie, dessen künstlerische Entwickelung sich gänzlich in Breslau vollzog, und Theodor Döring, der seiner großen Kräfte sich gleichfalls während seines hiesigen Engagements bewußt werden konnte, eingetreten. Karl Schall hat, durchaus nicht zu seiner Ehre, die Direction Birey zu einem vorzeitigen Ende gebracht. Am 1. Januar 1829 wurde auf Bireys Wunsch der Contract gelöst. In jenem Jahre war, als junger Student der Theologie, Heinrich Laube nach Breslau gekommen und hatte bald angefangen, sich für das Theater zu interessiren und fleißig Kritik in der Breslauer Zeitung zu üben; damals schon jene Reform der Schauspielkunst anstrebend, die in der Forderung der Natürlichkeit auf der Bühne gipfelt. Aber trotz regen Theaterinteresses, trotzdem noch Künstler wie Wilhelm Kunst, der 1830 Mitglied der Breslauer Bühne wurde und hier, in der Titelrolle, Goethes Faust creirte, und später Ludwig Dessoir in den Verband der Breslauer Bühne traten — deren Verfall begann, zeitlich gerechnet, schon mit den Nachfolgern Bireys, dem Schauspieler Piehl und dem Freiherrn von Bidenfeld, chronisch zu werden und sich, trotz einzelner Remissionen, bis in die neue Zeit fortzusetzen. Piehl hatte am Anfang des Jahres 1830 abgewirthschaftet; sein Nachfolger August Haak, ein erfahrener Theaterleiter, von besten Absichten erfüllt, konnte dem Weiterzerfall in materieller Beziehung, trotz mannigfacher, nicht erfolgloser Anstrengungen, nicht wehren. Seine Gläubiger brachten ihn zu Falle, und vom 8. August bis 31. December 1831 mußte, um sich tägliches Brot zu schaffen, das Breslauer Bühnenpersonal auf Theilung spielen, eine traurige Thatsache, die sich leider seitdem (nicht nur in Breslau) mehrfach wiederholte. Unter solchen Umständen stellte sich die Nothwendigkeit eines durchgreifenden Umschwunges der Zustände immer gebieterischer heraus — durch den Neubau eines der Zeit angemessenen stattlichen Theaters in bester Stadtlage hoffte man ihn zu erreichen. Nach langen Verhandlungen zwischen

den verschiedensten Körperschaften fand sich endlich ein Mann, der thatkräftig und hochherzig genug war, um die schwerwiegende Entscheidung durch sich selbst herbeizuführen. Der damalige Besitzer der Breslauer Zeitung, der Dichter und ehemalige Offizier Baron Eugen von Baerst, machte am 17. November 1836 dem Magistrat zu Breslau den Vorschlag: die Stadt möge ihm einen gut gelegenen Bauplatz zum Zwecke des Neubaues eines Breslauer Theaters schenken, dann wolle er, gemeinsam mit dem Actienverein, den Bau unternehmen, und würde von dieser Seite Widerspruch erhoben, dann gedenke er sich eine zweite Theaterconcession für Breslau zu verschaffen und mit Aufbietung aller seiner Kräfte die leidige Theaterfrage zu einem der Stadt würdigen Ende zu führen. Fast debattelos bewilligten Magistrat und Stadtverordnete diesen Antrag. Die Schenkung des Platzes geschah rechtskräftig und — hiermit war endlich auch dem Theateractien-Verein neuer Muth gegeben! Sehr rasch wurde jetzt von ihm der Bau eines neuen Theaters beschlossen; im Mai 1838 erfolgte, nach Rücktritt des Barons von Baerst, die Uebergabe des Bauterrains an den Actienverein, und nun begann man auch sofort den Grund zu dem Neubau zu graben, der nach dem Entwurf des genialen Architekten Langhals ausgeführt wurde. Gegen eine Pacht von 7500 Thalern übernahm Baron von Baerst das zukünftige neue Theater, sich zugleich verpflichtend, 30000 Thaler für dessen Fundus aufzuwenden; als Dramaturg sollte der Redacteur der „Breslauer Zeitung", Dr. Nimbs, fungiren. Am 11. November 1841 fand die letzte Vorstellung im alten Hause „Zur kalten Asche" statt. Die Stücke zweier Breslauer Autoren: „Die unterbrochene Whistpartie" von Karl Schall und „Die Wiener in Berlin" von Karl von Holtei, bildeten das Repertoire; dann noch ein Epilog, den August Wohlbrück, umgeben von dem gesammten Theaterpersonal, ergriffen und ergreifend, vortrug; dann ein Lied nach der Melodie: „So leb' denn wohl, du altes Haus", das alle Anwesenden gemeinsam sangen, und der Vorhang fiel — fortan war die kalte Asche auf ewig kalt; es sprühten von hier aus keine Geistesfunken mehr, keine Flamme künstlerischer Begeisterung lohte je mehr auf: es war vorüber!

Am 13. November 1841 erfolgte mit einer Aufführung von Goethes „Egmont" die sehr feierliche Eröffnung des neuen Theaters; für das damalige Decennium ein Prachtbau in jeder Beziehung. Alles schien auf eine neue Aera hinzudeuten; und dennoch, in Wirklichkeit war sie vorüber, die Glanzzeit des Breslauer Theaters; jene Jahre, die es zu einem hervorragenden deutschen Schauspielhause hatten werden lassen, waren definitiv zu Ende gegangen! Es genügt bis zu der letzten bedeutungsvollsten Wende, aus der Breslauer Theatergeschichte nur in großen Zügen, sprunghaft, zu berichten. — Interessant allerdings ist's, wo man es anpackt!

Zunächst ging Alles wieder einmal gut und glatt im neuen Theater; bald hatte sich wieder ein treffliches Ensemble zusammengefunden, und die

ganze Breslauer Intelligenz interessirte sich eifrig für das Kunstinstitut. Damals lebte Gustav Freytag in Breslau, der 1839 sich an der dortigen Universität als Privatdocent für deutsche Sprache und Litteratur habilitirt hatte und bald auch, gleich seinem Freunde Laube, Theaterkritiken für die Breslauer Zeitungen schrieb. Hier war 1845 sein erstes Druckwerk, ein Band Gedichte unter dem Titel: „In Breslau“ erschienen; hier hat er auch sein erstes Drama „Maximilians Brautfahrt“ verfaßt, „mit großer Wärme und Freude und sehr ungenügender Kenntniß der Bühne“, das aber dennoch von der Königlichen Hofintendanz zu Berlin als preiswerth erkannt worden war. Auf 12 Theatern wurde nach und nach dieses Stück aufgeführt, zuerst aber in Breslau selbst. Freytag berichtet hierüber in seinen „Erinnerungen“: „In Breslau ging ich die Rolle des Kunz mit dem Darsteller sorgfältig durch. Bei der ersten Aufführung war ich selig, ich saß wie verzückt und ertappte mich darüber, daß ich fortwährend die Lippen bewegte und die Worte der Schauspieler mitsprach.“ Gustav Freytag siedelte 1847 nach Dresden über; aber das seinen Ruhm begründende Schauspiel: „Die Valentine“ hatte er 1846 noch in Breslau, völlig unter dem Einfluß des dortigen geistigen Lebens, verfaßt.

Das Breslauer Theaterrepertoire bot zu jener Zeit, so wie es eigentlich immer sein muß, deutliche Abspiegelungen aller Vorgänge der Zeit, so weit diese mit der dramatischen Kunst in Wechselwirkungen standen. Jung Deutschland hatte längst angefangen, seine Fahnen zu entrollen; Karl Gutzkow, Heinrich Laube und ihre Gesinnungsgenossen waren tonangebend in der modernen Litteratur, und gerade das Gepräge dieser neuen litterarischen Gährungsperiode kommt am deutlichsten in der dramatischen Kunst zum Ausdruck. Da brachen die schon längst angekündigten Märzstürme des Jahres 1848 wirklich herein und fegten, wie manches Andere außerdem, überschnell alle wohlgefügten Dispositionen der Theaterdirection hinweg. Sie konnte ihre Geschäfte nicht weiter führen, zum zweiten Male, vom 1. Mai bis 1. October, mußte das 145 starke Theaterpersonal auf Theilung spielen; glücklicherweise, da jene Stürme ja bald ihren bösartigen Charakter verloren, mit günstigen Erfolgen. Dann aber begann die schier terroristische Herrschaft der Politik über die Gemüther; das Interesse am Theater schien fast vollständig erloschen, und die Zeitungen hatten plötzlich gar keinen Raum mehr für Kunstberichte übrig. Kümmerlich nur konnte die Direction Dr. Nimbs-Reymann ihr Dasein fristen, bis — nun bis das Zerstreuungsbedürfniß, gerade als Reaction auf alle Erregungen und Enttäuschungen jener Zeit, doppelt rege wurde, und mit ihm auch wieder der Sinn für die Kunst. Aber ein Anderes trat damals in Breslau und bald in allen deutschen Theatern sieghaft in die Erscheinung, das sich schließlich als der gefährlichste Gegner der Schauspielkunst erwies. Die Oper, als die am meisten von der Wirklichkeit ablenkende Kunstgattung, wurde die Beherrscherin der Kassenerfolge! Damals begann, was jetzt längst ein Factum ist; das Schauspiel mußte, um die Existenz der Theater

möglichst zu sichern, in den allermeisten Fällen deren Stiefkind werden! Gar bald machte sich dieser veränderte Kunstgeschmack auch in der litterarischen Production geltend; kein bedeutendes Drama wurde in jenen Jahrzehnten geschaffen und immer mehr — ist's als Ursache, ist's als Wirkung aufzufassen? — ging auch die Werthschätzung dramatischer Schöpfungen zurück; das Theaterrepertoire hatte sich, der lieben Kassenrapporte wegen, zumeist mit französischen Stücken und Opernnovitäten zu behelfen.

Es war nun jene Reihe von Jahren angebrochen, in der Breslaus Bühne zwar immerhin noch einen ersten Rang in der Reihe der deutschen Theater behauptete, aber — in stetem Kämpfen und Ringen um die Existenz, und nur von Zeit zu Zeit machte sich in einzelnen Ereignissen seine ruhmreiche Vergangenheit nachwirkend geltend. So ist hervorzuheben, daß Breslau, nach Dresden und Weimar, das erste deutsche Theater war, das Richard Wagner seine Bühne öffnete; 1852 fand hier mit mächtigem Erfolge die erste Aufführung des „Tannhäuser" statt, dem 1854 „Lohengrin", dessen Wirkung eine wesentlich geringere war, folgte. Die Theaterdirection übernahm bald hierauf Dr. Nimbs allein; dessen Gattin, die als Frau Fischer-Nimbs eine der best bekannten Primadonnen in Deutschland war, trat nach seinem Tode noch für ein Jahr unter der Assistenz des Stadtkämmerers Friebös in den Contract. Kurz vor seinem Ableben verwirklichte der um Breslaus Theater hochverdiente Dr. Nimbs eine künstlerische Idee von weittragender Bedeutung. Er brachte ein Gesammt-Gastspiel (1856) der Sterne des Wiener Burgtheaters zu Stande! Diese, in der Folge für die deutsche Schauspielkunst so fruchtbar gewordene Idee ist seitdem eine dauernde Institution für die deutschen Bühnen geblieben, die in den Gesammt-Gastspielen der Meininger ihre weitumfassendste, fast revolutionäre künstlerische Wirkung übte. Der Tod von Dr. Nimbs wurde sehr folgenschwer für das Breslauer Theater. Schon am 1. October des nächsten Jahres befand sich der Theateractien-Verein vor der brennenden Frage, seinem Kunstinstitut einen neuen Director zu geben, und als ihm das nicht rechtzeitig gelang, ließ die Aufsichtsbehörde einfach am 1. October 1857 die Pforten des Theaters schließen, dem Kunstpersonal von 200 Köpfen, um es vor dringender Noth zu schützen, nur die Erlaubniß ertheilend, 4 Wochen auf eigene Rechnung Vorstellungen zu veranstalten. An die Spitze dieses Häufleins trat der sehr tüchtige Capellmeister Seidelmann und die Regisseure Dr. Förster, der spätere Mitbegründer des Deutschen Theaters in Berlin und nachherige Wiener Burgtheaterdirector, und Fr. Rieger, ein treuer Eckart der Breslauer Bühne. Aus dem Theateractien-Verein aber ging der Theater-Pachtverein hervor, der von angesehenen Männern der Stadt gebildet wurde, die abermals ohne jede gewinnbringende Absicht, auf eigene Rechnung und Gefahr, mit demselben kunstfördernden Programm, wie einst der Theateractien-Verein, den Besitz des Theaters antraten, und dessen Leitung einem

kunstverständigen Mann übergaben. Zum Director wurde jetzt der Regisseur Fr. Schwemer gewählt. Als besondere Vorkommnisse während der Direction Schwemer sind zu erwähnen: die erste Aufführung der Offenbach'schen Burleske „Orpheus in der Unterwelt" auf einem deutschen Theater, die übrigens später Offenbach selbst als die vortrefflichste, die er in Deutschland gehört, bezeichnete. In das Künstlerpersonal war Auguste Baudius, die jetzige Frau Wilbrandt, und Ernst Possart, der später berühmte Münchener Künstler, getreten; ebenso die Breslauerinnen Bianca Santer und Antonie Olbrich, die als bedeutende Künstlerinnen ein späterer Abschnitt der Theatergeschichte verzeichnet. Das Alles und Manches mehr noch war schön und gut, aber — es kostete sehr viel Geld! Der Theaterpacht-Verein zog sich von seiner materiellen Verantwortung für das Theater zurück, und in diese trat 1864 als Pächter der Director Gundi aus Pest für 3 Jahre.

Jetzt beginnt, trotz der Hingabe verschiedener Directoren, trotz eines sich auf der Höhe befindlichen Künstlerpersonales, für das ehrwürdige Breslauer Theater die verhängnißvolle Epoche, in der Krisen und Katastrophen eine wirkliche Kunstpflege unmöglich machten. So Tüchtiges auch immer geleistet wurde, weder Künstlerschaar noch Publicum wußte, wie lange alle Herrlichkeit noch dauern könne. Das Alles ist zu kurze Zeit vergangen, um es für angezeigt halten zu müssen, es hier wieder aufleben zu lassen. Ein curvenartiges Dasein begann für das Breslauer Theater; oft schien seine Existenz in leuchtender Höhe, um dann wieder bis zu einem mit gänzlichem Verfall drohenden Niedergange herabzusinken. In der Nacht des 19. Juli 1865 verzehrten die Flammen Alles, was in dem schönen Theatergebäude brennbar war; in dieser Nacht ist auch Breslaus unersetzliche Theaterbibliothek vernichtet worden. Dann kam, als neue Katastrophe, der Krieg 1870. Theodor Lobe, der damalige Director des Stadttheaters, machte von seinem Rechte der Sistirung der Vorstellungen während des Kriegszustandes Gebrauch. Abermals mußte das Personal auf Theilung spielen, bis Wilh. Hock als neuer Director eintrat. Aber noch immer waren die finsteren Mächte nicht versöhnt. Schon am Spätnachmittag des 13. Juni 1871 verzehrte ein neuer Brand das Theater abermals. Mit höchstem Eifer wurde dessen Wiederaufbau gefördert, und schon am 1. October 1872 vermochten die Breslauer wieder in ihr Theater zu gehen. Aber leider nicht ein kräftiges Leben war aus den Ruinen neu aufgeblüht! Langen und Bangen um die Existenzmöglichkeit in wirthschaftlicher und künstlerischer Beziehung wurde zum Präsenzzustand in Melpomenes Haus — die Curve neigte sich tief. Zwei Jahre hindurch blieb das Theater gänzlich geschlossen, bis endlich, nach dem opferbereiten Beschluß der Theaterbesitzer, auf den größten Theil ihrer Rechte zu verzichten, die schon lange begonnenen Unterhandlungen mit der Stadtgemeinde zum Abschluß gelangten. Diese wurde nun alleinige Besitzerin des Theaters, und dessen Wiedereröffnung fand am 1. September 1878 statt. Seitdem steht es in fürsorglicher wirth-

schaftlicher Hut des städtischen Decernenten für das Theaterwesen, und seit länger als 5 Jahren unter der verständnißsicheren Leitung seines jetzigen Directors.

Dr. Theodor Löwe, der auch als Novellist, Lyriker und Dramatiker sich rühmlich bekannt gemacht, kam als Dramaturg der damaligen Direction Georg Brandes nach Breslau. Die selbstständige Leitung des hiesigen Stadttheaters übernahm er am 1. October 1892. Zielbewußt, arbeitsfreudig, kunstsinnig und — gutem Rathe zugänglich, hat er das große Unternehmen begonnen, und durch die Municifcenz der Stadtbehörden befreit von übergroßen Lasten (die jetzige Pacht des Stadttheaters beträgt 300 Mark), hat unter seiner Aegide unser Kunstinstitut eine Festigung erfahren, die zu erfreulichen Resultaten, sowohl den Gesammtruf nach außen, als den jetzt hier giltigen künstlerischen Maßstab für die Einzelleistungen betreffend, schon geführt hat. Breslaus Theater gebietet jetzt wieder über ein Ensemble, das auch den höchsten dramatischen und musikalischen Aufgaben gerecht zu werden versuchen darf, in dem sich, sowohl im Drama, als in der Oper, Einzelkräfte befinden, deren Flug sie, wenn nicht alle Anzeichen trügen, und Unheil ihnen fern bleibt, in die Reihen der Gerühmtesten ihrer Kunst tragen wird; dem Breslauer Publicum aber ist nun endlich wieder die ersehnte Sicherheit geboten, daß sein Theater der Kunstpflege geweiht ist.

So konnte mit reichen Mitteln und in gehobener Stimmung das Centenarfest gerüstet werden als eine Feier der Erinnerung an eine stolze Vergangenheit, der Freude an einer erfolgreich aufstrebenden Gegenwart, des hoffnungssicheren Aufblicks in eine gewährende Zukunft!

Mengersfelde.

Schauspiel in drei Aufzügen

von

Felix Philippi.

— Berlin. —

Personen.

Robert Mengersen, Gutsbesitzer.	Graf Buddberg.
Henriette, seine Frau.	Herr von Norder.
Dr. Ernst Thilenius, Notar.	Geheimrath Pfeiffer.
Elisabeth Traun.	Professor Ostermann.
Karl Willich, Gutsverwalter.	Franz } bei Mengersen bedienstet.
Baron Lindstädt.	Luise } bei Mengersen bedienstet.

Die Handlung spielt auf dem in der Nähe einer größeren Provinzialstadt gelegenen Gute Mengersfelde.

Erster Act.

Bei Mengersen.

(Eleganter, aber altmodischer Speisesaal mit Mittel- und Seitenthüren. Mittelwand rechts in stumpfer Ecke großer Erker mit Fenster. Großes reichgeschnitztes Buffet mit Anrichte. Ein Pianino. In der Mitte großer Eßtisch mit vier Stühlen. Eindruck einer soeben beendeten sehr üppigen Tafel; eine Batterie leerer Wein- und Liqueurflaschen; viele Cigarrenkisten, zwischen den einzelnen Personen Sectflaschen in Eiskübelgestellen. Auch auf dem Buffet leere Weinflaschen, aufgestapelte Teller und Saucièren. Im Vordergrund [links vom Zuschauer] Rundsopha mit zwei Fauteuils und kleinem Tisch. Die übrigen Möbel nach Belieben. An den Wänden einige schöne Geweihe, alte Familienportraits und Pferdebilder. Am Eßtisch sitzen in sehr nachlässiger Stellung, sämmtlich rauchend,) **Robert Mengersen** (ungefähr achtunddreißig Jahre, elegant, hübsch, leichtfertig, in sammetnem Reitjacket,) **Baron Lindstädt, Graf Buddberg, von Norder** [Alle ungefähr in Mengersen's Alter; sämmtlich in eleganten Reitanzügen]. Beim Aufgehen des Vorhanges lebhafteste, noch ein Weilchen andauernde Unterhaltung, unterbrochen von lautem übermüthigem Lachen.) **Franz** (am Buffet beschäftigt).

Mengersen (lachend): Buddberg, Sie sind doch ein ganz verfluchter Kerl!

Buddberg (fortfahrend): . . . . Und richtig, wie's der Deubel so manchmal will, der Mann, dieses Rhinoceros, besitzt die grandiose Unverschämtheit, eine Stunde zu früh nach Hause zu kommen . . .

Lindstädt (auf Franz): Pst! Attention!

Mengersen: Ach was! Der ist so abgerichtet! Franz!

Franz: Gnädiger Herr?

Mengersen: Ohren zu! Verstanden?

Franz: Befehl, gnädiger Herr!

Mengersen: Also weiter mit Ihrer Geschichte!

Buddberg: . . . Die einzige Thüre, durch die ich hätte entkommen können, von außen verriegelt. Die kleine, reizende Krabbe fällt natürlich in Ohnmacht; mir bleibt nur eine Rettung . . .

Mengersen: Durch's Fenster?

Buddberg: Keine Idee! In den Kleiderschrank! (Lautes Gelächter.)

Lindstädt (vor Vergnügen mit beiden Fäusten auf den Tisch schlagend): In den Kleiderschrank! Hat man so Etwas erlebt!

Norder (etwas angesäuselt und häufig schluckend): Wie lange . . . hup . . . haben Sie Unglücks . . . hup . . . mensch denn dadrin gesteckt?

Buddberg: Geschlagene anderthalb Stunden!

Mengersen (sich vor Lachen schüttelnd): Donnerwetter!

Franz (mit Geschirr Mitte hinaus; beim Oeffnen der Mittelthür sieht man in den Vorflur mit Kleider- und Schirmständern.)

Lindstädt: Angenehme Lage!

Buddberg: Nee, von „Lage" war absolut keine Rede! Gestanden habe ich zwischen 'nem Bündel seidener Unterröcke und was das Scheußlichste war, das Zeug war Alles mit Kampfer eingemottet. Drei Tage lang habe ich den Gestank nicht aus der Nase bekommen. (Allgemeines lautes rohes Gelächter; man stößt an.) „Sollst leben, altes Haus!" 2c.

Mengersen (den eben einnickenden Norder ein bischen rüttelnd): Na, Kleiner! Keinen Steilabfall! Ein Glas von meinem alten Tokayer wird Dir wieder auf die Pedale helfen!

Norder: Tokayer? . . . hup . . . famoser Magenschluß!

Mengersen (klingelnd): Was fällt Dir denn ein! Sind ja gerade im besten Zuge! jetzt kneipen wir uns hier 'mal ordentlich fest. (Nochmals heftiger klingelnd, zum eintretenden Franz.) Na, Kameel, wo bleibst Du denn? Drei Flaschen von dem zweiundzwanziger Tokayer! (Ihm den Schlüsselbund zuwerfend.) Wenn Du in den Keller reinkommst, gleich links auf dem zweiten Regal.

Franz: Weiß schon, gnädiger Herr! (Ab.)

Lindstädt: Hahaha! Daß der Kerl in Deinem Weinkeller orientirt ist, das sieht man ihm ja an der Nase an! Daß doch die verbotenen Früchte solchen Leuten immer am besten schmecken!

Mengersen (stößt Norder lachend in die Seite): Uns auch, was, mein Junge?

Norder: Man muß die . . . hup . . . Feste feiern . . .

Mengersen (einfallend): . . . wenn sie auch nicht fallen! Ja, weiß es der Himmel, Kinder, das war bei mir von jeher 'ne eigenthümliche Geschichte! Ein erlaubtes Vergnügen . . . darum scheere ich mich den Teufel! (Franz bringt die drei ganz bestaubten Flaschen entkorkt sie und stellt sie mit den Gläsern auf den Tisch, er nimmt wieder einige Schüsseln und Teller mit und dann Mitte ab.) So war ich schon als Dreikäsehoch! Ich weiß, noch, (während er einschänkt) uns Bengels war vom Alten erlaubt, uns jeden Abend im Obstgarten 'nen Pfirsich zu pflücken! Aber nur von einem ganz bestimmten Baume. Der hätte die reifsten! Mein Bruder — Gott hab' ihn selig! — ein Monstrum von Artigkeit, parirt auf's Wort. Mich reizte das gar nicht. Daneben stand noch ein Baum. Der war verboten. Die Früchte wären noch nicht reif. Auf die war ich aber gerade versessen. Da habe ich mir denn so lange die Hosen zerrissen und die Hände zerschunden, bis ich jeden Abend eins von den verbotenen Dingern beim Wickel und im Maule hatte!

Lindstädt: Schmeckten die nun besser als die anderen?

Mengersen: Natürlich! Waren doch verboten! Und so habe ich's auch mein ganzes Leben gehalten! Ich warte nicht, bis mir die Frucht in den Schoß fällt . . . (übermüthig und sicher) ich hole sie mir 'runter!

Buddberg: Ganz wie bei den Weibern! . . . reguläre Sachen habe ich auch nie geliebt!

Lindstädt: Verlobung bei Mondschein, Standesamt, Kindstaufe . . . das Vergnügen überlasse ich auch gerne Anderen!

Buddberg: . . . aber so Schwierigkeiten überwinden . . . (schnalzend) und dann hui! Das muß man verstehen!

Norder (sehr laut): Hup!

Mengersen: Halt's Maul!

Buddberg: Mengersen, ich glaub', Sie haben auch kolossales Glück bei den Weibern! Ein hübscher Kerl sind Sie, das muß Ihnen der Neid lassen, Sie lassen sich keine Mühe verdrießen, solch' Vögelchen auf den Leim zu locken, und vor Allem: Sie haben so die richtige Manier, den Dingern die Köpfe zu verdrehen!

Lindstädt: Kannst Du uns nicht 'mal Dein Recept verrathen?

Mengersen: Warum nicht? Man nimmt einen Theelöffel Sentimentalität, zwei große Eßlöffel Frechheit, knetet den Teig mit Schmeicheleien und Seufzern, das Ganze rührt man mit Ausdauer und Beharrlichkeit um . . . die Speise ist — je nach der Beschaffenheit des Teiges — gewöhnlich in vier bis acht Wochen gar! (Uebermüthig.) Smollis, Buddberg, die Siezerei zwischen uns ist ja zu dämlich! (Er trinkt mit Buddberg Brüderschaft; man stößt an und trinkt; Pause; der Tokayer wird mit großer Sachkenntniß geprüft.)

Lindstädt (den Wein kauend): Edler Tropfen!

Mengersen: Noch von meinem seligen Großvater her! (Nach einem großen Bilde zeigend.) Verflucht strenges Gesicht . . . der alte Herr . . . was? (Zu Norder.) Schafskopf! Sieht der Kerl immer den Hengst an, statt meinen Großvater! (Man lacht.) Könnt Ihr Euch vorstellen, Kinder, daß der an diesem Tisch hier alle Nachmittag mit dem Pfarrer und dem Landarzt Domino, die Partie um 'nen Groschen gespielt hat? Ja, da sah's noch anders aus auf Mengersfelde! . . . Und dann haben die Herren Pfeife geraucht und Kaffee getrunken!

Buddberg (entsetzt): Gott soll Einen bewahren! Kaffee!

Lindstädt: Ein Glück! Sonst hätten wir von dem Tokayer Nichts mehr zu sehen bekommen!

Norder (bezecht): Dein seliger . . . hup . . . Großvater soll leben: hoch!

(Alle schreien hoch!)

Mengersen (aufspringend und schreiend): Und alle Raceweiber!

Buddberg (ebenso): Nee! nur die jungen!

Lindstädt (ebenso): Und alle Racepferde! möchte ich bitten! (Er geht zum geöffneten Pianino.)

Norder (versucht aufzustehen, sinkt aber wieder zurück): Tusch! . . . hup . . . Tusch!

Lindstädt (beginnt stehend einen Marsch zu pauken.)

Mengersen: Bravo! bravo! Daß endlich 'mal Leben in die Bude kommt! (Während Lindstädt paukt, Norder falsch „Ach ich hab' sie ja nur" zu singen beginnt, und Mengersen sich laut lachend mit Buddberg unterhält, tritt von links)

Elisabeth Traun (ein, 21 Jahr, sehr hübsch, in ihrem Wesen ernst und streng, schwarzes Kleid, weißer Kragen und Manchetten; sie bleibt in der Thüre stehen.)

Mengersen (den Scandal überschreiend): Was wollen Sie denn? (Will sie vorstellen.) Fräulein . . . (nach dem Namen suchend): na also . . . Elisabeth . . . also, was giebt's denn?

Elisabeth: Die gnädige Frau läßt bitten, nicht so laut zu spielen . . . man hört es über den ganzen Corridor! (Will gehen.)

Mengersen (ärgerlich): Natürlich! . . . Ist gut . . . ist gut! (Ruft sie zurück.) Elisabeth! . . . Glas Sect mittrinken?

Elisabeth (ihn kalt ansehend): Danke! (Links ab.)

Mengersen (lacht kurz auf): Na denn nicht!

Lindstädt (mit Monocle ihr nachstarrend): Donnerwetter, wer war denn das?

Mengersen: Kennst Du nicht? (nebensächlich) Krankenpflegerin bei meiner Tochter!

Norder (lallend): Sacrament . . . hat die . . . hup . . . Paar Augen!

Buddberg (frivol): Ist das am Ende eine barmherzige Schwester, Mengersen?

Mengersen (beinahe ärgerlich): Ach, Du bist verrückt! Die müßt Ihr doch kennen! Die Tochter von dem früheren alten Verwalter!

Buddberg: Der bei Euch das Gnadenbrot aß? Ja, ja, ich entsinne mich des alten Brummbären. Der erzählte Einem zum hundertsten Male immer mit derselben Empörung immer dieselbe Geschichte, wie er für einen Kameraden gutgesagt hatte und dann als Major seinen Abschied nehmen mußte!

Lindstädt: Das ist die kleine Kröte mit den blonden Zöpfen? Potzbrett, hat die sich aber 'rausgemacht!

Buddberg (lachend und Mengersen zudrohend): Und die hält der Schlauberger hier in seinem Burgverließ gefangen!

Mengersen (ärgerlich): Laß doch den Blödsinn, Buddberg, ist eine sehr anständige Person! . . . Als der alte Traun starb, da war große Noth! Sein Nachlaß bestand nämlich aus dem eisernen Kreuz und sechs paar weißen Handschuhen, übrigens frisch gewaschen! Da die Wittwe mit drei Kindern davon nicht gerade glänzend leben konnte, hat meine Frau, oder richtiger habe ich aus Mitleid das Mädchen in's Haus genommen, und nun pflegt sie das Kind!

Lindstädt: Apropos, wie geht's denn da?

Mengersen (ärgerlich umhergehend): So so lala! Seit drei Jahren immer dieselbe Leier! Na ja, ich gebe ja zu, das Kind ist nicht ganz gesund . . . ist jetzt zwölf Jahre . . . blutarm . . . so die Mauserung! Aber ich kann doch um Gotteswillen daran Nichts ändern! . . . Kann doch wahrhaftig nicht mehr thun, als Aerzte und Apotheker reich machen . . . Aber meine Frau! . . . hat sich da von paar Quacksalbern einreden lassen, mit dem Herzen des Kindes sei's nicht in Ordnung! . . . und dieses Gestöhne den ganzen Tag mitanzuhören! . . . ah, man kann mir's wirklich nicht verdenken, wenn ich mich überall wohler fühle, als zu Hause! . . . (abbrechend) Na, reden wir von 'was Amüsanterem! (auf den Tisch schlagend) Kinder, wollen wir ein kleines Jeu machen?

Buddberg: Zu dritt? (auf Norder) denn Der ist ja doch nicht mehr mitzurechnen. Ist ja langweilig, wenn wir uns immer gegenseitig das Geld abnehmen.

Mengersen (lacht): Gegenseitig? Nee, Ihr habt mir's immer abgenommen! Mache ich 'nen anderen Vorschlag! Reiten wir in die Stadt! . . . Heute ist Pferdemarkt.

Norder (ganz benebelt singend): „auf die Schulter geküßt"?

Mengersen: Ja, ja, Du hast sie auf die Schulter geküßt, das wissen wir ja schon! . . . Im Herrenzimmer vom „goldenen Löwen" treffen wir jedenfalls paar kräftige Männer! Kressenthin und den kleinen Dondorf . . .

Lindstädt: Der hat ja seinen Alten erst gestern begraben!

Mengersen: Dann legen wir ihm ein Trauerbänkchen auf. En avant! Und (übermüthig sein Glas erhebend) zum letzten Male Prosit! (Sie stoßen an, nur Norder, der eingenickt ist, bleibt sitzen, die Anderen in lauter Unterhaltung, aus der man „schwere Sitzung", „die frische Luft wird gut thun" und Aehnliches hört, gehen durch die Mittelthür nach dem Corridor, nehmen dort Hüte und Reitpeitschen und kehren dann in fortdauernder Unterhaltung zurück; während Buddberg dem noch sitzenden Norder den Hut aufsetzt, tritt von links)

Fr. Henriette Mengersen (ein, ungefähr 32 Jahr, vornehme Erscheinung). (Die Herren nehmen mit Ausnahme von Mengersen die Hüte vom Kopf, Buddberg hilft Norder aufstehen und hält ihn; Buddberg und Lindstädt gewinnen Haltung und grüßen Frau Mengersen tadellos chevaleresk.)

Mengersen (auf sie zutretend mit leichtfertiger Liebenswürdigkeit): Na, mein süßes Kind . . .

Lindstädt: Gnädige wollen musikalisches Intermezzo entschuldigen . . . waren etwas zu übermüthig . . .

Fr. Mengersen (welche den Gruß der Herren kühl erwidert hat, kalt): Du willst die Herren begleiten?

Mengersen: Habe sehr Wichtiges in der Stadt zu thun . . . auf den Willich ist ja doch kein Verlaß . . . großer Abschluß in Getreide . . . nicht wahr, Buddberg?

Buddberg: Allerdings . . . Deine Anwesenheit unerläßlich nothwendig!

Fr. Mengersen (leise zu Mengersen): Ich erwarte Geheimrath Pfeiffer zu einer Consultation mit Professor Ostermann . . .

Mengersen (während die Herren sich in leiser Unterhaltung nach hinten begeben, ungeduldig mit der Reitgerte auf die Stiefel schlagend): Und was soll ich dabei? Du weißt ja, wie furchtbar mir diese Seelenqualen sind!

Norder (am Arme Buddbergs): „Ach ich hab' sie" —

Buddberg (leise): Halt's Maul!

Fr. Mengersen (leise): Bleibe wenigstens des Scheines willen!

Mengersen (ärgerlich mit dem Fuße stampfend, er dreht sich nach den Herren um, mit gezwungener Liebenswürdigkeit): Kinder, ich kann Euch nur 'ne kleine Strecke begleiten . . . Gatten- und Vaterpflichten gehen natürlich voraus . . . (Indem er mit den Herren, die sich nochmals vor Frau Mengersen verbeugen, hinausgeht.) Adieu, mein süßes Kind, bin bald wieder da!

Fr. Mengersen (bleibt einen Augenblick allein; man hört im Vorflur verhallend Norders „auf die Schulter geküßt"; sie überfliegt das wüste Gelage und schaudert in sich zusammen).

Franz (durch die Mitte).

Fr. Mengersen: Oeffnen Sie das Fenster! (geschieht) damit reine Luft in das Zimmer kommt. Und decken Sie schnell mit Luisen ab!

Franz: Gnädige Frau, Herr Doctor Thilenius wartet im Gartensaal.

Fr. Mengersen (angenehm überrascht): Ich lasse bitten.

(Nach einer Pause öffnet Franz dem eintretenden Doctor Thilenius die Mittelthüre; während der folgenden Scene decken Franz und die von der Mitte kommende Luise [alte Person von zuverlässigem Aeußern] schnell Tisch und Buffet ab).

Fr. Mengersen (Thilenius entgegen): Welche Ueberraschung, lieber Freund! ich hatte die Hoffnung schon aufgegeben, Sie heute hier zu sehen!

Dr. Ernst Thilenius (Mitte der Vierzig, jovial, herzlich, Actenmappe): Weil ich nicht geschrieben habe? weil ich meine Ankunft nicht erst feierlich angezeigt habe? (Während er Mantel ablegt und Handschuhe auszieht). Ja, liebste Frau, Sie können von mir verlangen, was Sie wollen; sagen Sie zu mir: „Thilenius, entdecken Sie gefälligst den Nordpol," ich thu's! „Thilenius, engagiren Sie mir eine Köchin," ich thu's, namentlich, wenn sie gut kocht! Nur verlangen Sie keine Briefe! Also kurz und gut; da bin ich! Von meiner Frau natürlich die allerherzlichsten Grüße, und sie schickt Ihnen dies: (ihr eine kleine Holzschachtel gebend) die ersten Erdbeeren aus unserem Garten.

Fr. Mengersen: Tausend Dank! Aber es hätte mir noch mehr Freude gemacht, wenn Ihre Frau es selbst gebracht hätte!

Thilenius (sich eine Cigarre ansteckend): Ja, ja, schimpfen Sie nur, aber darum rauche ich doch! Wahrhaftig, liebe Freundin, meine Frau wäre gerne mitgekommen, (sie setzen sich gegenüber) aber ein zwingender Grund hält sie ab. Sie war nämlich so freundlich, mich vor vier Tagen mit einem Jungen zu beschenken. Ich sage es mit berechtigtem Stolz: ein Prachtexemplar! Dick, rosig, gesund, vergnügt, bildschön, ein Riesenburst, kurz, ganz der Vater! Und schreien kann er: himmlisch! Ein hohes C hat der Bengel: der geborene Heldentenor! Nun können Sie sich das Halloh im Hause denken. Die anderen Rangen stehen den ganzen Tag um das Bettchen und spielen mit ihm. „Papa, jetzt hat er ge-

lacht!“ „Papa, jetzt hat er Leibschmerzen“. Das Gejuchze sollten Sie ’mal hören, ohrzerreißend, aber köstlich!

Fr. Mengersen: Das wievielte ist es denn?

Thilenius: Mit Verlaub: Nummero 7. Wollen Sie ihn sehen? (ihr ein Bildchen zeigend). Zwar nur eine Amateurphotographie, bei miserablem Licht gemacht, der junge Mann hat sich gerade im entscheidenden Augenblicke umgedreht, aber süß ist er doch! Ja, diese Nummer sieben hat mir zwar einen vorwurfsvollen Blick meiner sonst vortrefflichen Schwiegermutter eingetragen, aber, mein Gott! wir haben Freude an Kindern, sie sind alle gesund, ich habe ein glänzendes Einkommen, meine Frau wehret den Mädchen, ich haue die Knaben, es ist Alles in schönster Ordnung!

(Franz und Luise haben abgedeckt. Mitte ab.)

Fr. Mengersen (ihm die Hand reichend, wehmüthig): Sie Glücklicher!

Thilenius (ernst): Verzeihung, daß ich nur von mir sprach und meinem Glück! (Nach kurzer Pause). Wie geht es Ihrem Kinde?

Fr. Mengersen: Ich hatte schon alle Hoffnung aufgegeben . . .

Thilenius (warm protestirend): O, Sie sehen zu schwarz!

Fr. Mengersen: Aber in der letzten Zeit athmet sie leichter und ist viel heiterer. Wenigstens wieder ein Hoffnungsschimmer. Die Veränderung war so auffallend, daß ich Geheimrath Pfeiffer aus Heidelberg habe herbitten lassen . . . vielleicht, daß ein südliches Klima . . . die Aerzte werden in wenigen Minuten hier sein.

Thilenius: Da werden Sie sich schon noch gedulden müssen. Wie ich soeben auf dem Bahnhof hörte, hat der Schnellzug, um seinem Namen Ehre zu machen, 1½ Stunden Verspätung.

Fr. Mengersen: Dann können wir ja noch ein wenig plaudern.

Thilenius (nach kurzer Pause): Verlieren Sie nur nicht den Muth, Frau Mengersen!

Fr. Mengersen: Ach, lieber Freund, den habe ich längst verloren. Daß man all’ dem Unglück so machtlos gegenübersteht, daß man es nicht aufhalten kann, trotz all’ der Pflege!

Thilenius: Ja, man sieht Ihnen die schlaflosen Nächte an!

Fr. Mengersen: Ich hätte es ja nicht durchmachen können, hätte ich nicht in Fräulein Traun eine so seltene Stütze gefunden. Mein lieber Thilenius, es thut wohl, einen solchen Menschen kennen zu lernen. Immer dieselbe Pflichttreue und Herzensgüte!

Thilenius: Sie war, wenn ich mich recht entsinne, schon früher in Ihrem Hause beschäftigt?

Fr. Mengersen: Das nicht. Aber als Tochter des Verwalters kam sie ab und zu in’s Haus. Ich war vor drei Jahren lange Zeit mit meiner Hedwig in Reichenhall . . .

Thilenius: Damals lernten Sie ja meine Frau kennen . . .

Fr. Mengersen: Da kam der erste Anfall. Ich eilte zurück. Es war im Hochsommer. Die Dienstboten beurlaubt. Nur mein Mann zu Hause und die alte Köchin. Eine Pflegerin, wie die Aerzte wünschten, war im Augenblick nicht zu beschaffen. Da machte mich die Köchin auf Elisabeth Traun aufmerksam. Sie sei in meiner Abwesenheit oft hier gewesen und habe sich im Hauswesen nützlich gemacht. Sie sei so anstellig, ich sollte es doch einmal mit ihr versuchen. Das Mädchen war selig, als ich ihm den Vorschlag machte. Sie drängte sich förmlich zur Pflege, sie war allen Launen der Kranken gegenüber so geduldig, so ergeben . . . dabei so hübsch, von so feinem Tact und wahrer Herzensbildung . . . man kann ihr so unbedingtes Vertrauen schenken . . . und ich muß das Alles um so höher anschlagen, als sie ihrem Charakter nach eigentlich herb und verschlossen ist . . . denn nur gegen das Kind und mich ist sie voll Herzlichkeit . . . in all’ dem Unglück war es ein Glück, daß ich sie fand. Und so ist aus Fräulein Traun, auf das kein Mensch im Hause achtete, die wichtigste Person geworden.

Thilenius: Die Kranke verträgt sich also gut mit ihr?

Fr. Mengersen: Fräulein Traun ist nicht mehr Hedwigs Pflegerin, sie ist ihre beste, ihre einzige Freundin geworden. Ich werde oft recht eifersüchtig. Denn das Kind hat seine ganze Liebe dem Mädchen zugewendet. Ich gelte nicht mehr viel bei ihr. Eigensinnig, wie alle Kranken schließlich werden, klammert sie sich an Elisabeth Traun. Nur sie ist im Stande, sie zu beruhigen, das Essen schmeckt ihr nur, wenn sie es ihr bringt, sie plaudert und lacht sie in den Schlaf. Wir haben abwechselnd die Nachtwache. Ich muß es thun, um dem Mädchen auch Ruhe und Schlaf zu gönnen. Aber in diesen Nächten, in denen ich allein bei dem Kinde bin und auf jeden Athemzug lausche, höre ich, wie sie selbst im Traume nur von Elisabeth spricht.

Thilenius: Das ist mehr als Eigensinn, das ist Dankbarkeit!

Fr. Mengersen: Ich will Fräulein Traun wahrhaftig keinen Vorwurf machen. Sie hat sich nicht mit Berechnung in des Kindes Herz geschmeichelt, sondern mit wahrer Liebe. Manchmal, lieber Freund, thut's weh, sich so zurückgesetzt zu sehen, aber ich sehe über Alles hinweg, denn ich weiß, es ist zum Besten meines armen Kindes.

Thilenius: Danken Sie dem lieben Gott, daß Sie das Mädchen gefunden haben, und halten Sie sie fest!

Fr. Mengersen: Wenn es in meiner Macht liegt, gewiß. Aber ich fürchte . . .

Thilenius (einfallend): Ach! Wohl 'ne Herzensgeschichte? Das ist ja immer das Nächstliegende!

Fr. Mengersen: Ich glaube sicher zu sein, daß unser Verwalter das Mädchen liebt.

Thilenius: Der Tausend! Mein guter Willich!

Fr. Mengersen: Ob Fräulein Traun eine Ahnung von dieser Neigung hat, ob sie sie erwidert, das weiß ich nicht.

Thilenius: Er ist ein ordentlicher, braver Mensch?

Fr. Mengersen: Gewiß. Ich glaube, daß es ohne seine Energie und Sparsamkeit um Mengersfelde schlecht bestellt wäre! . . . Aber trotzdem würde ich ihn gern seine Stellung verlassen sehen . . . dann wäre ich die quälende Sorge um Elisabeth los.

Thilenius: Soll ich 'mal ein Bischen bei ihm auf den Busch klopfen?

Fr. Mengersen: Er ist zum Pferdemarkt unten und wird wohl erst Nachmittags heimkommen. Er ließ mich fragen, ob ich ihn dann vielleicht empfangen will.

Thilenius: (lachend): Ja, das will ich meinen, daß der Ihr Interesse wahrt. Ich hörte ihn da zufällig mit ein paar Pferdejuden verhandeln: ein famoser Kerl, der kann ja entzückend grob werden! (Er steht auf und holt seine Actenmappe; er entnimmt ihr einen Act.) Ich habe Ihnen auch hier die Schenkungsurkunde für Fräulein Traun mitgebracht, wie Sie es wünschten . . . Da Sie ja außer Gütergemeinschaft leben, kann Ihnen Niemand das Recht nehmen, über Ihr Vermögen oder wenigstens einen Theil nach Belieben zu verfügen.

Fr. Mengersen: Ich will die Zukunft des Mädchens sicherstellen und sie vor allen Sorgen und Gefahren schützen.

Thilenius (umhergehend): Das haben Sie mit den dreißigtausend Mark, die Sie ihr heute schenkten, reichlich gethan.

Fr. Mengersen: Ich legte Werth darauf, die Urkunde grade heute zu erhalten. Es ist Elisabeths Geburtstag.

Thilenius: Das erstaunte Gesicht, die Seligkeit möchte ich sehen. Aber (lachend) liebste Freundin, was Sie mir da weiter geschrieben haben: Sie wollten auch Ihren letzten Willen aufsetzen . . . da habe ich wirklich lachen müssen. Sie mit Ihren zwei- oder dreiunddreißig Lenzen? Na, darüber reden wir 'mal so in zwanzig, dreißig Jährchen.

Fr. Mengersen: Nein, reden wir jetzt davon. Ich will mein ganzes Vermögen einer wohlthätigen Stiftung vermachen.

Thilenius: Haben Sie sich schon einen Plan gemacht?

Fr. Mengersen: Ich möchte gern ein Haus bauen oder vielleicht erwerben, welches armen verwaisten Kindern Schutz bietet.

Fr. Mengersen: Ich denke mir das wundervoll, sich sagen zu können: „Da hast Du so und so viele Kinder vor dem sicheren Untergang bewahrt.“ So kann ich wenigstens einmal mit dem beruhigenden Bewußtsein sterben, meine Pflicht gethan zu haben!

Thilenius (nach kurzer Pause zögernd): Und ... Ihr Mann, Frau Mengersen? Glauben Sie nicht, daß er Ihnen noch einmal mehr werden kann? (Pause.) Glauben Sie nicht, daß eine große Freude oder ... ein großer Schmerz Sie wieder zusammenführen kann?

Fr. Mengersen (jäh aufstehend): Sie halten ihn noch einer solchen Empfindung fähig? Die Krankheit seines Kindes, das ganze Unglück ist ihm nur eine langweilige Last ... (empört) aber nehmen Sie ihm die Pferde, die Karten, die ... Weiber ... ah, das könnte ihm noch großen Schmerz bereiten!

Thilenius (leise): Und Sie haben ihn doch einmal geliebt!

Fr. Mengersen: Geliebt? Das achtzehnjährige dumme Ding? Das hatte sich in den glänzenden, hübschen, lustigen Mann zwischen einem Walzer und einem Cotillon verliebt! Aber es dauerte wahrhaftig nicht lange, bis ich aus meinem Traum gerissen wurde. Wundern Sie sich nicht, Thilenius, daß ich so offenherzig zu Ihnen spreche, aber es ist mir eine Wohlthat, ein Mal in diesen vierzehn Jahren mein Herz erleichtern zu können! Diese vierzehn Jahre ... mich schaudert, wenn ich an alle die Demüthigungen denke, und (voll Zorn) ich begreife nicht, daß ich sie ertragen konnte!;

Thilenius. Ich kenne Ihren Mann, Frau Mengersen, ich halte ihn für leichtsinnig, vielleicht auch ein bischen roh; aber ich glaube nicht, daß er schlecht ist!

Fr. Mengersen (ergrimmt): O ja, das Bild oberflächlich betrachtet ist ja heute noch glänzend genug; aber die Sprünge und Risse ... die sehe nur ich! Er ist ja heute noch „der schöne Mengersen“, der liebenswürdige Gesellschafter, der keinen Spaß verdirbt, der mit seinen Kumpanen die Tage verspielt und die Nächte vergeudet mit ... (Leise.) Ich weiß es ja, daß er seine Sommerreisen alljährlich nicht allein macht, daß er ... (Wegwerfend.) Mag er doch! Ich wundere mich nur, daß er noch nicht eine dieser Damen ... hierher gebracht hat! Ich habe Alles ertragen, meinem Kinde zu Liebe! Aber ich weiß es genau: eines Tages wird er auch sein Haus nicht mehr achten und (voll Grimm) wenn der Schmutz bis hierher, (überwallend) dann ist's zu Ende, nehmen Sie mein Wort, lieber Freund, dann mache ich mich frei! (Sie macht erregt einen Gang durch's Zimmer.)

Thilenius: So weit wird er es hoffentlich nicht kommen lassen! (Will seinen Mantel anziehen).

Fr. Mengersen: Sie wollen gehen? Wo haben Sie denn Ihr Gepäck? Wo wohnen Sie denn?

Thilenius: Vorläufig im Hausflur des „goldenen Löwen“.

Fr. Mengersen (klingelt): Sie finden hier ein behagliches Fremdenzimmer. Die kleine Freude können Sie mir nach der langen Trennung wohl gönnen!

Thilenius: Wenn ich nicht störe! Denn, ehrlich gesagt, einen besonders verlockenden Eindruck macht das Hotel nicht auf mich. Heute ist da unten Pferdemarkt, der ganze Gasthof überfüllt von Menschen, die entweder nach dem Stall oder nach Rothwein oder nach allem Beiden rochen, der Wirth patzig, die Kellner frech, der Hausknecht unverschämt: ein reizender Aufenthalt!

Fr. Mengersen: Wie lange bleiben Sie hier?

Thilenius: Ich denke, bis morgen Abend.

Fr. Mengersen (zu Franz): Lassen Sie das Gepäck vom Herrn Doctor aus dem Hotel holen.

Franz: Welche Nummer haben der Herr Doctor?

Thilenius: Nummer? Habe ich gar keine. Das Sicherste ist, Sie sagen dem Hausknecht: Sie wollen das Gepäck von dem Herrn haben, der ihn einen kolossalen Esel genannt hat. Dann weiß er schon.

Fr. Mengersen: Und sagen Sie auch Fräulein Traun, ich ließe sie einen Augenblick hierher bitten, natürlich nur, wenn meine Tochter schläft.

Franz (die rechte Thür öffnend): Darf ich dem Herrn Doctor das Zimmer zeigen?

Thilenius: Mit Vergnügen, verehrungswürdiger Zeitgenosse!

Franz (links ab).

Thilenius (in der bereits geöffneten Thür stehen bleibend): Eigentlich, liebe Freundin, beneide ich Sie um diesen Augenblick. Passen Sie mal auf, das Mädchen fällt Ihnen um den Hals, wenn Sie ihr die Urkunde geben. Das würde ich auch unzweifelhaft thun, wenn mir Einer 30 000 Mark schenkt. Ja, ja, wohlthun! das ist doch die reinste Freude!

Fr. Mengersen: Sie können hierbleiben. Sie sind dem Mädchen kein Fremder mehr. Ich habe ihr viel von Ihnen erzählt und daß Sie mir seit Jahren mit Rath und That zur Seite gestanden sind als treuer Freund!

Thilenius (ihre Hand küssend): Der königliche Notar Doctor Ernst Ewald Thilenius, Sprechstunde von 4—6, dankt verbindlichst für freundliche Nachrede.

Elisabeth (von links): Gnädige Frau haben mich rufen lassen?

Fr. Mengersen: Ja, Elisabeth, setzen Sie sich zu mir. Ich möchte Ihnen Etwas sagen. Dieser Herr ist . . . errathen Sie es nicht?

Elisabeth (sieht Thilenius an): Der Beschreibung nach kann es nur Herr Doctor Thilenius sein.

Thilenius (ihr die Hand reichend): Stimmt! Ist er! (Lustig.) Im Vertrauen, Fräulein, wie hat mich denn Frau Mengersen geschildert, alt und häßlich und kratzbürstig?

Elisabeth (treuherzig): Nein, hübsch, und gut und treu.

Thilenius (ihr liebenswürdig zunickend): Sie sind mein Mann! Wir Beide werden noch gute Freunde werden! (Während Elisabeth sich Fr. Mengersen gegenübersetzt, geht er mit). Ist das 'ne reizende Person! (auf die andere Seite.)

Fr. Mengersen: Elisabeth, Sie werden heute 21 Jahre, nicht wahr?

Elisabeth: Jawohl, gnädige Frau!

Thilenius (ihr zunickend): Ich gratulire Ihnen nachher noch ausführlicher!

Fr. Mengersen: Es war schon lange mein Wunsch, Ihnen eine kleine Freude zu machen. Sie wissen, Elisabeth, (ihre Hand ergreifend) wie dankbar ich Ihnen bin für alle die Liebe, die Sie meinem Kind erwiesen haben . . .

Elisabeth (verlegen): Aber . . . Frau Mengersen . . .

Fr. Mengersen: Sie wissen auch, ich mache keine Phrasen. All' die qualvollen Stunden, die wir miteinander verlebt haben . . . alle die schlaflosen Nächte . . . die haben uns näher, viel näher gebracht, als es sonst wohl je möglich gewesen wäre. Ich will Ihnen keine Lobrede halten . . .

Thilenius (der langsam nach links geht, warm): Thun Sie's nur, Frau Mengersen, das freut Jeden.

Fr. Mengersen: . . . aber ich will Ihnen ganz ehrlich sagen, daß ich Sie sehr, sehr lieb gewonnen habe, und so wird es auch bleiben für alle Zeit.

Elisabeth (starrt vor sich hin.)

Fr. Mengersen (die Urkunde entfaltend und sie vor Elisabeth hinlegend): Ich habe bei Herrn Doctor Thilenius aus meinem Vermögen eine Summe deponirt, welche Ihnen gehören soll. Ich weiß, Sie sind anspruchslos. Die Zinsen werden genügen, um Ihnen eine bescheidene aber sichere Zukunft zu geben. (Sie faltet das Blatt zusammen.) Nehmen Sie es, und bitte, danken

Sie mir nicht mit großen Worten . . es ist das ja auch nicht Ihre Art, es ist wirklich überflüssig. Ich weiß, ich thue recht daran, nun geben Sie mir die Hand, mein Kind, und bleiben Sie mir treu!

Elisabeth (steht auf, nach kurzer Pause, bewegt): Ich danke Ihnen, Frau Mengersen, für Ihre Güte, (indem sie das Blatt auf den Tisch hinlegt) aber ich nehme Ihr Geschenk nicht an.

Fr. Mengersen (aufstehend): Wie?

Thilenius (leise zu Fr. Mengersen): Aha, ganz so stolz, wie sie aussieht!

Fr. Mengersen: Ich glaube, Sie sind zu unerfahren und wissen nicht, was Sie da zurückweisen.

Elisabeth: Ich weiß es ganz genau.

Fr. Mengersen: Sie haben eine alte Mutter zu versorgen . . . und zwei unmündige Geschwister.

Elisabeth (immer ganz einfach): Die werde ich selbst ernähren. Das habe ich auch bisher gethan.

Fr Mengersen (sieht kopfschüttelnd Thilenius an, der während der ganzen Scene Elisabeth aufmerksam beobachtet): Wollen Sie mich denn beleidigen mit dieser Zurückweisung?

Elisabeth (voll Wärme): Gewiß nicht, gnädige Frau! ich Sie beleidigen! (ganz einfach) Aber ich frage Sie, was habe ich denn Großes gethan? Ich bin hier Krankenpflegerin gewesen. Dafür haben Sie mich bezahlt, so reichlich bezahlt, daß ich mir ein hübsches Stück Geld zurücklegen konnte.

Fr. Mengersen: Elisabeth, Sie mißverstehen mich vielleicht . . . ich halte es kaum für möglich, aber Sie glauben vielleicht, daß Sie mein Haus verlassen sollen, daß ich Ihnen gleichsam . . . wie soll ich sagen . . . als Abfindungssumme . . .

Elisabeth (sie rasch anblickend): Abfindungssumme?

Fr. Mengersen: Aber um Ihnen darüber jeden Zweifel zu nehmen: Sie sollen bei mir bleiben, ich bitte Sie darum! Und ich wiederhole es Ihnen hier, was ich soeben Herrn Doctor Thilenius sagte: ich glaube, daß ich mein Kind längst verloren hätte, wenn Sie mir nicht so treu zur Seite gewesen wären. (Pause, während welcher Elisabeth mit niedergeschlagenen Augen vor sich hinblickt.) Sie schweigen? Ich erwarte jetzt Geheimrath Pfeiffer. Er soll mir sagen, ob und was ich noch zu hoffen habe. (Mit flehenden Händen.) Machen Sie mich doch nicht noch besorgter; denn Ihre Weigerung . . . Ihr Schweigen . . . all das . . . (sich zu Thilenius wendend) ach, lieber Freund, helfen Sie mir doch . . . vielleicht gelingt es Ihrer Ueberredungskunst . . .

Franz (von links): Gnädige Frau . . . Herr Professor Ostermann ist mit dem Geheimrath aus Heidelberg da . . . die Herren warten im Bibliothekzimmer.

Fr. Mengersen (in lebhafter Erregung): Ich komme schon. (Sie drückt Thilenius mit einem Blick auf Elisabeth die Hand und schnell links ab.)

Elisabeth (will ihr rasch folgen).

Franz: Nein, Fräulein Traun; der Herr Professor hat gesagt: nur die gnädige Frau möchte dabei sein, es würde sonst doch vielleicht zu viel für das junge Fräulein werden. (Links ab; kurze Pause.)

Thilenius (sich ihr liebenswürdig nähernd): Da wäre ich also ganz zufällig der Träger einer politischen Mission geworden. Mein verehrtes Fräulein, ich bin, wie meine freundlichen Mitbürger behaupten, zwar ein sehr guter Notar, aber zur Diplomatie eigne ich mich entschieden weniger. Bitte, verargen Sie es mir also nicht, wenn ich Sie ohne alle Winkelzüge frage: welche Gründe haben Sie denn, Frau Mengersen die Annahme dieser doch recht stattlichen Summe zu verweigern?

Elisabeth (ganz einfach): Ich will nicht!

Thilenius: „Ich will nicht", mein Gott, das kann ja unter Umständen ein sehr plausibler Grund sein; aber bin ich unbescheiden, wenn ich Sie frage, warum Sie nicht wollen?

Elisabeth (immer ganz schlicht): Ich will von Frau Mengersen kein Geschenk annehmen. Ich habe es ja bereits gesagt: ich verdiene das nicht.

Thilenius (heiter): Ach, wer wird denn sein Licht so unter den Scheffel stellen!

Elisabeth: Es wäre mir ein drückendes Gefühl, denn (nach einer Ausrede suchend) ich weiß nicht, ob Frau Mengersen in den Verhältnissen lebt, um ein solches Vermögen fortzugeben . . .

Thilenius: Was das anbetrifft, Fräulein Traun, darüber kann ich Sie vollständig beruhigen. Ich kenne den Besitz der Dame auf Heller und Pfennig. Frau Mengersen ist eine wohlhabende Frau. Sie hat eine große Mitgift gehabt. Die konnte glücklicherweise nicht angetastet werden, und sie kann darüber frei schalten und walten. Für die Zukunft des armen Kindes braucht sie ja leider nicht mehr zu sorgen. Sie hat also das Recht, Ihnen diese 30 000 Mark zu geben.

Elisabeth: Und ich habe das Recht, sie nicht anzunehmen. (Pause.)

Thilenius: Liebes Fräulein, ich will mich wahrhaftig nicht in Ihre Privatverhältnisse mischen. Aber seien Sie doch vernünftig, ich hörte ja vorhin, daß Sie sich Ihr Brod sauer genug verdienen und auch noch für Ihre Familie sorgen müssen. Unter solchen Umständen, Fräulein Traun, weist man nicht ein derartiges Capital zurück. Und nehmen Sie mir's nicht übel, Sie sind höllisch unpraktisch! Wie lange wird's dauern, so werden Sie auch an's Heirathen denken, und ein Mädchen mit einer so hübschen Mitgift kann ganz andere Ansprüche machen!

Elisabeth: Ich werde nicht heirathen!

Thilenius: O lala! So was sagt man, aber . . . man thut's nicht!

Elisabeth (bestimmt): Man thut es auch!

Thilenius (sieht sie betroffen an, dann macht er kopfschüttelnd einen Gang durch's Zimmer).

Elisabeth: Herr Doctor Thilenius, ich habe eine Bitte an Sie . . .

Thilenius (stehen bleibend): Bitte, verfügen Sie über mich!

Elisabeth (ganz ruhig): Ich bitte Sie: bereiten Sie Frau Mengersen darauf vor ich will hier fort.

Thilenius (sich an einen Stuhl festhaltend, in großer Erregung): Mein Gott . . . Fräulein . . . wann . . . wann . . . wollen Sie denn gehen?

Elisabeth: Sobald als irgend möglich. Sobald Frau Mengersen einen Ersatz für mich gefunden haben wird.

Thilenius (in großer Lebhaftigkeit): Ein Ersatz! Ein Ersatz! Sie wissen ja am besten, daß es in diesem verzweifelten Falle gar keinen Ersatz für Sie giebt, Sie wissen ja, wie das kranke Kind Sie liebt und an Sie gewöhnt ist, Sie können sich vorstellen, welche Gefahr für das Leben des armen Geschöpfes damit verbunden ist, wenn Sie plötzlich gehen! Ich frage Sie, sind Sie denn in den drei Jahren eine Stunde von der Seite des Kindes gewichen?

Elisabeth: Ich war im Sommer zu Hause.

Thilenius: Wie lange?

Elisabeth: Ich hatte zwei Wochen Urlaub bekommen, aber Frau Mengersen ließ mich bereits nach fünf Tagen zurückholen.

Thilenius: Warum?

Elisabeth: Sie fürchtete, daß die Trennung auf die Gesundheit des Kindes zu ungünstig wirken würde.

Thilenius (immer eindringlicher): Und dennoch wollen Sie gehen? Nach diesen Erfahrungen? Das verstehe, wer's kann! . . . Aber Fräulein Traun, Sie wissen auch, mit welcher Dankbarkeit Frau Mengersen an Ihnen hängt, mit der tiefen, innigen Dankbarkeit einer Mutter! Sagen Sie es ihr selbst, ich kann es nicht!

Elisabeth: So verzeihen Sie, Herr Doctor! (Sie will nach dem Erker gehen.)

Thilenius (ihr den Weg verstellend): Sie haben es ja soeben selbst aus dem Munde der unglücklichen Frau gehört, daß sie ohne Sie, ohne Ihre Pflege ihr Kind längst ver-

loren hätte! Und in dieser Stunde, in der die Aerzte über Leben und Tod des Kindes und der Mutter — jawohl auch der Mutter — entscheiden . . . in dieser Stunde wollen Sie ihr auch noch dieses Leid zufügen, wollen Sie ihr auch noch die einzige Stütze rauben? Ah, mein Fräulein, Frau Mengersen hat nicht genug rühmende Worte finden können für Ihr Pflichtgefühl, für Ihre Herzensgüte! Ist das Herzensgüte, ist das Pflichterfüllung, im Augenblick der höchsten Gefahr die Flucht ergreifen? (Er geht sehr erregt umher, dann bleibt er stehen.) Oder sollte ich mich wirklich in Ihnen täuschen? Wollen Sie vielleicht in diesem kritischen Augenblick Ihre Unentbehrlichkeit noch deutlicher beweisen? (Herb) Wollen Sie irgend Etwas erreichen, so sagen Sie es mir!

Elisabeth (ihn kalt messend, stolz): Sie haben kein Recht, mich zu beleidigen!

Thilenius: Verzeihen Sie, Fräulein Traun, aber ich verehre diese Frau, sie trägt ja ihr Schicksal, wie eine Heldin! (An sie herantretend, leise): Sie sind lange genug im Hause, um zu wissen, daß die Krankheit des Kindes nicht die einzige Last ist, daß ihre Ehe eine unglückliche ist, daß sie an ihrem Mann weder Halt noch Stütze findet! Und Sie wollen sie dennoch verlassen? (Mit großer Wärme) Nein, Sie werden es ihr nicht sagen! Dazu können Sie nicht das Herz und nicht den Muth finden!

Elisabeth: Ich muß den Muth finden!

Thilenius: Aber so sagen Sie mir doch um Gotteswillen die Gründe!

Elisabeth: Die kann ich, wenn es sein muß, nur Frau Mengersen selber sagen!

Thilenius: Und müssen diese Gründe Frau Mengersen kränken?

Elisabeth (schweigt).

Tilenius (steckt die Urkunde wieder zu sich. Pause; ernst und wieder ruhig): Ich sehe, es ist Alles umsonst. Aber ich darf Sie wohl um Eins bitten. Machen Sie Ihre Entschließungen von dem Ausspruch der Aerzte abhängig. Lautet er günstig, giebt er der Frau neue Hoffnung, wie sie nach der Besserung der letzten Zeit glaubt, so sagen Sie es ihr, wenn Sie nun einmal wollen; müssen ihr die Aerzte aber alle Hoffnung rauben . . . still, sie kommt!

Fr. Mengersen (von links).

Elisabeth (ihr schnell entgegen): Nun?

Fr. Mengersen (in furchtbarer Angst, beinahe tonlos): Ich weiß noch Nichts . . . sie haben sich zur Berathung zurückgezogen und wollen dann hierher kommen . . (immer umher.) O, mein Gott, was werden uns die nächsten Augenblicke bringen!

Thilenius: Liebe Freundin, haben Sie denn aus den Mienen des Geheimraths Nichts entnehmen können?

Fr. Mengersen: Nichts . . . Nichts . . . ich habe in den Augen dieses Mannes zu lesen versucht . . . jeden Blick habe ich aufgefangen, den er mit Professor Ostermann wechselte . . . ich habe Nichts enträthseln können . . . (sie geht rastlos umher) diese qualvolle Ungeduld!

Elisabeth: Darf ich jetzt zu Hedwig gehen?

Fr. Mengersen: Bleiben Sie hier . . . die Untersuchung scheint das Kind doch ein wenig erschöpft zu haben . . . Und dann müssen Sie auch in dem Augenblick dabei sein, der mir jetzt bevorsteht . . . (ihre Hand ergreifend) gerade Sie, Elisabeth!

Thilenius (beobachtet fortwährend Elisabeth).

Fr. Mengersen (geht umher, als sie an dem Tisch, auf welchem die Urkunde lag, vorbeikommt, fällt ihr Blick auf den leeren Tisch, leise zu Thilenius): Sie haben Sie also doch überreden können? Ich danke Ihnen, lieber Freund! (Man hört nahe Stimmen aus dem linken Zimmer; Fr. Mengersen tritt schnell den Aerzten entgegen.)

Geheimrath Pfeiffer (60 Jahr, vornehm und milde).

Professor Ostermann (40 er).

Fr. Mengersen (die unverwandt und angsterfüllt Pfeiffer ansieht, ladet mechanisch zum Sitzen ein).

Pfeiffer (auf Thilenius): Der Herr Gemahl?

Fr. Mengersen: Ein Freund des Hauses, Herr Doctor Thilenius. (Verbeugung).

Pfeiffer: Und die junge Dame ist wohl Fräulein Elisabeth?

Fr. Mengersen (tonlos): Ja.

Pfeiffer (betrachtet Elisabeth, dann streichelt er ihr gütig über das Haar): Mein liebes Fräulein, Sie müssen eine sehr, sehr liebe Person sein, denn unsere kleine Patientin hat uns während der ganzen Zeit nur von Ihnen vorgeschwärmt; (er giebt ihr die Hand.) Gott lohne es Ihnen, mein Kind! (Während er sich dem Tische nähert, kopfschüttelnd zu Fr. Mengersen.) Hm! Hm! So jung und schon so traurige Augen! (Kurze Pause, während welcher er sich mit Frau Mengersen und Ostermann hinsetzt.) Wann könnte ich Ihren Mann vielleicht sprechen?

Fr. Mengersen (fiebernd): Sagen Sie mir nur Alles, Herr Geheimrath . . .

Pfeiffer (betrachtet sie schmerzlich, dann sehr vorsichtig und jedes Wort abwägend): Ich kann der Diagnose und Behandlung meines verehrten Collegen nur beipflichten. Wir wollen die Kranke auch ferner nicht mit Arzneien und Verordnungen quälen. Die Hauptsache ist (mit einer Bewegung nach Elisabeth) immer dieselbe treue Pflege! Und wenn ich Ihnen noch Etwas rathen darf, gewähren Sie dem Kinde doch Alles, was es auch immer verlangt; erfüllen Sie ihm jeden Wunsch, damit es ja nicht zum Widerspruch gereizt wird. Lassen Sie die Kleine sich doch bei dem herrlichen Frühlingswetter recht oft im Parke tummeln und (mit Nachdruck) hüten Sie sie namentlich vor seelischen Erregungen! Denn das Kind scheint mir sehr feinfühliger und empfindsamer Natur zu sein! Trotz aller Kindlichkeit in seinem Wesen scheint es doch schon viel nachgedacht zu haben und in seinem Denken und Fühlen seinem Alter weit voraus zu sein.

Thilenius (nickt, unbeobachtet von den Anderen, Elisabeth bedeutungsvoll zu).

Fr. Mengersen (leise und zitternd): Glauben Sie nicht, Herr Geheimrath, daß ein langer Aufenthalt in einem südlichen Klima, in Corfu oder Madeira . . . ich würde sofort mit ihr und Fräulein Traun abreisen . . .

Pfeiffer (sehr zögernd): Der Weg bis dahin . . . ist recht weit, Frau Mengersen!

Fr. Mengersen (in furchtbarem Schmerze): So sagen Sie mir doch die Wahrheit, Herr Geheimrath . . . (seine Hand leidenschaftlich ergreifend): kann ich denn Nichts mehr hoffen?

Pfeiffer (in schöner Milde): Meine verehrte Frau, Herr Professor Ostermann hat mir gesagt, daß Sie eine starke heldenmüthige Frau wären! . . . Wollen Sie die Wahrheit von mir hören?

Fr. Mengersen (fiebernd und athemlos): Ja, die Wahrheit . . . nur die Wahrheit!

Pfeiffer (sehr milde): Ihr Kind ist krank . . . sehr krank . . . aber ich glaube doch, soweit menschliches Wissen reicht, sagen zu können, daß Sie sich Ihre Tochter noch erhalten können, wenn nicht plötzlich etwas Ungünstiges auf sie einstürmt. Ich meine, wenn in den äußeren Verhältnissen . . .

Fr. Mengersen (fiebernd): Wie kommen Sie darauf, Herr Geheimrath?

Pfeiffer: Das Kind war, so lange ich bei ihm war, von einem immerwährenden nervösen Angstgefühl um Fräulein Traun . . . nicht wahr, Herr College? . . . und deswegen meine ich, daß es wohl ein Hauptfactor zur Erhaltung des jungen Lebens wäre, wenn . . .

Fr. Mengersen (leidenschaftlich Elisabeths Hand ergreifend): Die bleibt mir treu! Die bleibt mir treu!

Pfeiffer: Um so besser!

Fr. Mengersen (bebend): Und . . . wie lange glauben Sie noch . . . Herr Geheimrath . . .

Pfeiffer (ausweichend): Verehrteste Frau . . . (ihr gütig die Hände streichelnd) verlieren Sie nicht den Muth, und geben Sie nicht die Hoffnung auf . . . (Er steht auf.)

Fr. Mengersen erhebt sich mühsam, bleibt schwankend an den Tisch gelehnt und grüßt mit Aufbietung aller Kräfte die Aerzte; tonlos): Ich danke . . . Ihnen!

Pfeiffer (nachdem er Thilenius und Elisabeth höflich gegrüßt hat, geht mit Ostermann langsam zur linken Thür): Die arme Frau! (Ab.)

Fr. Mengersen (bricht auf einem Fauteuil zusammen. Tiefe Pause).

Thilenius (tritt hinter Elisabeth, leise und eindringlich): Haben Sie noch den Muth, es ihr zu sagen?

Elisabeth (steht schmerzerfüllt auf Frau Mengersen herab, sie macht eine Bewegung, als ob sie sich ihr nähern wollte; plötzlich hört man im Vorflur)

Mengersens (laute Stimme): Und daß Du mir den Fuchs gut abreibst!

Elisabeth (mit einer schnellen Bewegung des Kopfes nach der Mittelthür, leise und eindringlich zu Thilenius): Ja!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Act.

Dieselbe Decoration.

(Nachmittag desselben Tages. Heller Sonnenschein. Das Erkerfenster ist geöffnet; man sieht in den blühenden, sonnenbeschienenen Park. An einem kleinen Spieltisch sitzen vorne rechts) **Mengersen** (und) **Thilenius** (Karten spielend).

Mengersen (rauchend): Treff . . . und Treff . . . Aber, bester Doctor, Sie passen ja gar nicht auf!

Thilenius (lachend): Ich habe Ihnen ja gleich gesagt, daß ich ein miserabler Ecartéspieler bin. Sagen Sie 'mal, Verehrtester, wie hoch spielen wir denn eigentlich die Partie?

Mengersen (spielt; Thilenius dagegen): Haha! . . . Sie können ja gar Nichts mehr haben . . . zwanzig, dreißig Mark . . . je höher, desto besser . . . ich lege Eins an.

Thilenius: Ich halte das für einen Familienvater doch wohl zu hoch?

Mengersen: Ach, Sie Heuchler! Bei Euch in den Clubs wird wohl um Pfeffernüsse gespielt? Nee, das machen Sie mir nicht weiß! Ich habe da jedes Mal schauderhaft bluten müssen.

Thilenius: Das weiß ich nicht, wie hoch in den Clubs gespielt wird. Ich bin nämlich in keinem Club.

Mengersen (maßlos erstaunt): Waas? Sie sind in keinem Club? Na, dann sind Sie in anderen Vereinen?

Thilenius: Ich lege den König an. Jawohl, ich bin im Anwaltsverein und in der geographischen Gesellschaft. Da wird aber nicht gespielt.

Mengersen: Ja, um Gotteswillen, was treiben Sie denn den ganzen Tag?

Thilenius: Ich arbeite, Herr Mengersen.

Mengersen: Pick ist Atout?

Thilenius (spielt dagegen).

Mengersen: Donnerwetter, das gewinnen Sie ja . . . (Spielt.) Nichts zu machen. (Wirft ihm Geld hinüber.) Zwanzig Mchen!

Thilenius (steckt lachend das Geld in die Westentasche). Die lege ich meinem dicken Jungen in die Sparbüchse. (Will Mengersen das Packet Karten geben.)

Mengersen: Nein, Sie mischen! Was machen Sie denn aber den ganzen geschlagenen Abend?

Thilenius (mischend): Da bin ich mit Frau und Kindern zusammen. (Karten gebend, beziehungsvoll.) Sie werden mir doch zugeben, daß man seine freien Stunden nicht besser anwenden kann.

Mengersen: Selbstverständlich! . . . Pardon, Sie haben vergeben. Bin mit fünf Karten ganz zufrieden . . . Ja, Ihr habt Club, Circus, Ballet, Operette . . .

aber was sollen wir hier auf den einsamen Gütern die endlosen Winterabende anfangen? ... Den ganzen Tag rackert man sich ab und ärgert sich mit seinen Leuten herum ... da bleibt für den Abend eben nur der Rothspohn und die Karten!

Thilenius (ihm lachend drohend): Und die Weiber!

Mengersen: Die Weiber! Die Weiber! Mein Gott ja, ich bin mein Lebelang kein Kostverächter gewesen ... sagen Sie mal, Doctor, Sie halten mich gewiß für 'nen schlechten Kerl?

Thilenius: Aber Herr Mengersen, wie werde ich mir erlauben ...

Mengersen: Bin ich auch nicht, wirklich nicht. Leichtsinnig bin ich ... das gebe ich zu ... den Lebensgenuß schätze ich über Alles ... wissen Sie, ich gehöre zu den Menschen, die immer jung bleiben ... wenn ich ein hübsches Mädel sehe ... hol' mich der Teufel ... aber ich kann mir nicht helfen ... Donnerwetter, man ist doch nicht von Holz ... na, Sie verstehen mich schon!

Thilenius: Jedenfalls eine sehr bequeme Philosophie!

Mengersen: Und mit solchen Anschauungen und Wünschen hier Jahr aus Jahr ein auf Mengersfelde hocken ... na, schön ist anders! Man klebt eben an der Scholle, wie's Vater und Großvater gethan haben! Noblesse oblige! Man ist seinem Namen doch auch etwas schuldig!

Thilenius: Sehr richtig bemerkt! Glücklich der, der nur seinem Namen Etwas schuldig ist!

Mengersen: Schon wieder Pick? ... Und wann legen Sie sich denn schlafen?

Thilenius: Gewöhnlich zwischen elf und zwölf.

Mengersen: Mann Gottes, haben Sie denn niemals gebummelt?

Thilenius: O ja! Gebummelt habe ich die ersten drei Semester in Heidelberg. Ganz ordentlich, wie sich's gehört. Aber als ich mein väterliches Erbtheil — mit Respect zu melden fünfzehn hundert Mark — verbummelt hatte ...

Mengersen: Jetzt lege ich 'mal den König an ...

Thilenius: ... da habe ich mich auf die Hosen gesetzt und habe gearbeitet. Und das thue ich noch. (Während er spielt, scheinbar ganz unabsichtlich). Apropos, was ich Sie fragen wollte ... (ohne ihn anzusehen) wer ist denn eigentlich dieses Fräulein Traun?

Mengersen (spielend): Hübsches Frauenzimmer, was?

Thilenius (spielend): Bildhübsch!

Mengersen (ihm in die Seite stoßend): Alter Schwede! Jaja, stille Wasser sind tief!

Thilenius (lachend): Meinen Sie mit diesem „stillen Wasser" das Fräulein oder mich?

Mengersen: Nee, lieber Freund, bei der bleibt Ihnen der Schnabel sauber ... können sich darauf verlassen! (Spielt.) Caro-König! ... lege mir Eins an ... Im Uebrigen ist sie mir sehr schnuppe ...

Thilenius: Dann wird es Ihnen ja auch gleichgiltig sein, daß Fräulein Traun Ihr Haus verlassen will?

Mengersen (läßt seine Karten unter den Tisch fallen und sucht sie): Was? Die will gehen? (Das Spiel hört auf.)

Thilenius: Können Sie sich irgend einen Grund vorstellen?

Mengersen: Keine Ahnung!

Thilenius (umhergehend): Ich sprach vorhin ganz zufällig mit dem jungen Mädchen; da sagte sie mir, sie wolle von hier fort, und dabei verschanzte sie sich in einer so geheimnißvollen Weise ... ich würde das im Interesse Ihrer Frau auf's Schmerzlichste bedauern, denn Fräulein Traun ist doch hier im Hause eine ganz unentbehrliche Persönlichkeit, und wenn sie ihren Plan ausführt und wirklich geht, so könnte das für Ihr Kind die traurigsten Folgen haben!

Mengersen: Haben Sie sich von der hier förmlich grassirenden Schwarzseherei auch schon anstecken lassen?

Thilenius (ernst, mit unterdrücktem Groll): Herr Mengersen, die Aerzte machten eine Verlängerung des Lebens Ihres Kindes nicht allein von der treuen Pflege Ihrer Frau abhängig; sie sagten verzweifelt deutlich: würde man der kleinen Patientin Fräulein Traun nehmen — an der hängt sie ja mit schwärmerischer Liebe — so hieße das, ihr auch das Leben nehmen! Sie werden mir also zugeben, daß man alle Mittel ergreifen muß, um das Mädchen hier festzuhalten!

Mengersen (steckt sich eine Cigarette an): Was wollen Sie? Ich habe Nichts dagegen, wenn sie bleibt. Aber ich kann mich da nicht hineinmischen. Ich kenne Fräulein Traun zu wenig. Ich komme mit ihr das ganze Jahr nicht zusammen, auf meine Vorstellungen hin würde sie also wahrhaftig nicht bleiben.

Thilenius: Was aber kann denn das Mädchen zu diesem Schritte bewegen? Die sieht nicht so aus, als ob sie aus Laune plötzlich Alles hinwirft! Schaffen wir nicht die Ursache aus der Welt, so werden wir sie Ihrer Frau und Ihrem Kinde nicht erhalten können! . . . Steckt dahinter am Ende eine Liebesaffaire?

Mengersen: Liebesaffaire? Wie kommen Sie denn darauf?

Thilenius: Daß das Mädchen hübsch ist, haben Sie ja selbst zu bemerken geruht! Da wäre es doch kein Wunder, wenn sie auch vor den Augen eines anderen Mannes Wohlgefallen fände!

Mengersen: Ach Unsinn, die kommt ja nie aus dem Hause!

Thilenius: Ich kann mich ja irren; aber auf mich machte es den Eindruck, als ob ein Mann dahintersteckt!

Franz (durch die Mitte): Gnädiger Herr, Herr Willich ist draußen.

Mengersen: Da kann er bleiben. Wünsche, jetzt nicht gestört zu werden . . . Sie sagen „ein Mann?"

Franz (bleibt stehen).

Mengersen: Donnerwetter, da bringen Sie mich ja auf 'nen ganz merkwürdigen Gedanken! (Stehen bleibend und nach der Mittelthür zeigend). Sollte Der am Ende? . . . Ganz richtig, ich habe schon lange bemerkt, daß der Mensch um das Mädchen herumscherwenzelt . . . Oho, da möchte ich doch bitten!

Franz: Herr Willich hat aber gesagt: er müsse Sie unbedingt gleich sprechen!

Mengersen (wirft einen Stuhl um): Dieser Wichtigthuer! Na, also gut, lassen Sie ihn 'mal reinkommen.

Franz (ab).

Mengersen: Sie müssen wissen, ich habe diesen großmäuligen Kerl schon lange auf dem Zuge! Dem Herrn wollen wir die Techtelei gründlich austreiben. So was dulde ich nicht in meinem Hause!

Thilenius: Aber Herr Mengersen, Sie können doch unmöglich auf einen so vagen Verdacht hin . . .

Mengersen: Nee nee! Ueberlassen Sie das nur mir; ich habe eine ganz eigene Routine, solchem Pack die Würmer aus der Nase zu ziehen!

Thilenius (thut die Spielkarten, während Mengersen vor dem Spiegel sich den Schnurrbart bürstet, in einen Spielkasten, für sich): Auf die Routine bin ich neugierig! (Durch die Mitte.)

Karl Willich (sympathische Erscheinung, Mitte der 30, Joppe, Reitstiefel): Guten Tag, Herr Mengersen!

Mengersen (am Spiegel, wie oben): Tag!

Thilenius (tritt auf Willich zu, schüttelt ihm die Hand).

Willich: Na, Herr Doctor, endlich mal wieder hier?

Mengersen (wie oben): Was haben Sie mir zu sagen, Herr?

Willich (der seine Erregung nur mühsam verbirgt): Also . . . die Wagenrappen habe ich verkauft und dagegen zwei Braune für die Ziegelei eingehandelt . . . kräftige Thiere . . . die können was aushalten . . . der Ueberschuß stellt sich ungefähr auf 380 Mark.

Mengersen (wie oben): Und ferner?

Willich (wie oben): Das Dach auf dem Getreideschuppen im Vorwerk Mühlbach muß jetzt unbedingt erneuert werden . . . es ist total caput.

Mengersen: Lassen Sie's machen! Ich habe wahrhaftig zu viel zu thun, um mich um jede Kleinigkeit zu kümmern! Haben Sie mir nichts Wichtigeres mitzutheilen? Sie stören mich hier in einer sehr ernsten Verhandlung mit Herrn Doctor Thilenius . . . also weiter, wenn's beliebt!

Willich: Das Weitere wollte ich von Ihnen hören, Herr Mengersen!

Mengersen (sich umdrehend): Von mir?

Willich: Ich weiß nicht, ob ich vor dem Herrn Doctor hier reden kann . . .

Mengersen: Sonst hätte ich Sie doch nicht hereinkommen lassen . . . Also? (Da Thilenius sich nach der rechten Thür wendet.) Nein, nein, bleiben Sie nur, lieber Doctor, und stecken Sie sich 'ne neue Cigarre an . . . Die Henry Clay zwar noch ein bischen frisch, aber 'was für Kenner!

Willich (sich noch bemeisternd): Herr Mengersen, ich habe morgen 12000 Mark an Schlutow und Söhne für die neue Dreschmaschine zu zahlen: ich hatte so disponirt, ich wollte die 14500 Mark, die wir von Brandt & Co. zu fordern haben, dazu benutzen . . als ich das Geld heute einkassiren wollte, da . . . da sagte man mir, daß Sie selbst das schon vor vier Wochen gethan hätten.

Mengersen: Werde die Sache mit Herrn Schlutow morgen persönlich in Ordnung bringen.

Willich: . . . und da wollte ich mir zu bemerken erlauben, daß das nicht so weiter gehen kann, Herr Mengersen!

Mengersen: Wie? Ich höre wohl nicht recht?

Willich: Nein, ich bin verantwortlich für das, was auf Mengersfelde passirt. Ich weiß ja auch ganz genau, daß Sie die Sache mit Schlutow nicht in Ordnung bringen können!

Mengersen: Wenn Ihnen das nicht paßt, so werden Sie ja wissen, was Sie zu thun haben!

Fr. Mengersen (tritt von links ein.)

Thilenius (kommt in ihre Nähe.)

Willich: Das heißt?

Mengersen: Das heißt: daß Sie gehen können. Denn solche Verlegenheiten sind nur möglich durch Ihre ungeschickte Verwaltung!

Fr. Mengersen (zu Thilenius): Was geht denn hier vor?

Willich (immer ergrimmter): Ungeschickte Verwaltung? 'Tag, Frau Mengersen . . . nein, das lasse ich nicht auf mir sitzen vor der Frau und dem Herrn Doctor. Frau Mengersen, Sie wissen, wie ich die ganzen Jahre geschuftet habe . . .

Mengersen: Mäßigen Sie sich, Herr!

Willich: . . . Als ich die Verwaltung vor drei Jahren übernahm . . . stand da etwa die Ziegelei? war da überhaupt von einem geregelten Geschäftsgang die Rede? Ich habe das Alles mit meiner Arbeit in die Höhe gebracht . . .

Fr. Mengersen (gütig): Ich weiß das, Herr Willich!

Willich: . . . Und ist es etwa meine Schuld, wenn jetzt von der Spiritusbrennerei nnd der Ziegelei nicht mehr ein Stein uns gehört? wenn das ganze schöne Gut bis in die Schornsteine mit Hypotheken belastet ist? (Vor Mengersen hintretend.) Ist das etwa meine Schuld? Ich habe es Ihnen vor einem halben Jahre gesagt, als die Inspectoren der Bank das letzte Mal hier waren, daß das nicht so weiter gehen kann! (Zu ihr, bebend.) Aber, Frau Mengersen, Alles, was ich mühselig gespart hatte . . . das ist Alles im letzten Jahre verpufft worden im Herrenzimmer vom „Goldnen Löwen"! Wahrhaftig, wenn Sie nicht wären, gnädige Frau, und wenn ich nicht wüßte, daß Sie

schon genug zu tragen haben . . . Herr Mengersen, . . . Ihnen hätte ich schon längst den ganzen Bettel vor die Füße geworfen!

Mengersen: Ich habe Sie aussprechen lassen, (höhnisch) weil ich zum letzten Male den Vorzug Ihrer angenehmen Gesellschaft genieße. Heute ist Dienstag: machen Sie Ihre Abrechnung fertig bis zum nächsten Sonntag und (hinausweisend) dann hollah!

Willich: Und wissen Sie, Frau Mengersen, was Ihnen bevorsteht, wenn ich gehe? Der Zusammenbruch! Mir traut man noch . . . aber mit dem Tage, an dem ich gehe, ist alles Vertrauen pfutsch, und ganz Mengersfelde geht in die Brüche! Nein, Frau Mengersen, das thue ich Ihnen nicht an!

Mengersen: Ich glaube, verständlich gewesen zu sein, ein Mann von Ehre geht, wenn man ihn gehen heißt!

Willich: Von Ihnen lernen, was Ehre heißt!

Mengersen: Es steht Ihnen gut an, sich hier auf den Gefühlsduseler 'rauszuspielen! (Sich vor ihn hinstellend.) Ich will Ihnen sagen, warum Ihnen der Abschied von hier so schwer wird! Weil hier eine stärkere Anziehungskraft für Sie existirt, als Ihr geheucheltes Interesse an Mengersfelde!

Willich (ganz verwirrt und leise): Was wollen Sie denn damit sagen?

Mengersen (stellt sich mit beiden Händen in den Hosentaschen vor Willich hin, sich an dessen Verwirrung weidend): Damit will ich sagen, daß Sie schon seit längerer Zeit Fräulein Traun nachstellen . . . jawohl, nachstellen, und daß ich das in meinem Hause nicht dulde! Verstandez-vous? Also machen Sie sich (während er klingelt) bis Sonntag bereit zur Abreise! Basta! Im Uebrigen werde ich Ihnen beweisen, wie geschickt Sie sind, solche kleinen Stockungen im Geschäftsverkehr aus der Welt zu schaffen! (Zum eintretenden Franz.) Einspänner! (Franz ab.) Ich fahre jetzt gleich zu Herrn Schlutow und garantire Ihnen, daß die Sache in zwei Minuten geregelt ist! (Zu Thilenius.) Na, habe ich den Herrn steigen lassen? Was? Ja, so 'was verstehe ich aus dem f f.

Thilenius: Hm! An Deutlichkeit ließen Sie allerdings Nichts zu wünschen übrig, Herr Mengersen.

Mengersen: Addio, lieber Doctor, auf Wiedersehen! (Er geht pfeifend Mitte ab.)

Willich (der noch einen Moment verwirrt dasteht, wendet sich, dann leise): Adieu, Frau Mengersen . . .

Fr. Mengersen: Bleiben Sie noch einen Augenblick, Herr Willich . . . Sie wollten mich ja sprechen. Was hatten Sie mir denn zu sagen?

Willich (bebend): Das hat jetzt doch wohl keinen Zweck mehr.

Fr. Mengersen: Lieber Herr Willich, geben Sie mir die Hand . . . ich habe Sie stets geschätzt . . .

Willich (ihre Hand ergreifend): Das weiß ich . . . und das thut mir auch sehr wohl.

Thilenius: Entschuldigen Sie, Herr Willich, wenn ich mich in das Gespräch mische . . . Sie waren vorhin im Zorn . . . ich will Ihnen zugeben . . . in berechtigtem Zorn . . . Aber sagen Sie mir, wo Sie ruhiger geworden sind . . . ist denn die Lage von Mengersfelde wirklich eine so verzweifelte?

Willich: Herr Doctor, ich habe noch viel zu wenig gesagt!

Thilenius: Wäre denn Mengersfelde gar nicht zu halten?

Willich: Wenn's so weiter geht, Frau Mengersen, liegen Sie mit Ihrem kranken Kinde bald auf der Straße! Helfen, gründlich helfen kann da nur neues Geld, und da wir doch nun 'mal gerade davon reden; ich wollte Sie, gnädige Frau, 'mal fragen, ob Sie nicht . . . Sie sind eine reiche Frau . . . würden Sie etwas einschießen, dann ginge es am Ende doch wieder!

Fr. Mengersen: Und wie lange, glauben Sie, würde die Herrlichkeit wohl dauern? Damit wir nach einem Jahr genau auf demselben Fleck stehen, wie heute?

Willich (bittend): Frau Mengersen, so etwa mit dreißigtausend Mark wäre uns für's Erste geholfen!

Fr. Mengersen: Ich habe diese Summe zu einem besseren Zweck bestimmt; ich habe sie heute Jemandem gegeben, der sie verdient! Und überdies, welches Interesse können Sie noch an Mengersfelde haben? Sie gehen ja am Sonntag fort.

Willich: Gnädigste Frau, was Ihr Mann da gesagt hat . . . ich kenne ihn. So hat er schon oft gepoltert und's den nächsten Tag vergessen . . . Weil's ihm so bequemer war. Er wollte hier vor dem Herrn Doctor nur den großen Herrn spielen . . . (Mit schwerem Entschluß, leise, beinahe verschämt.) Nur, was er da zuletzt 'gesagt hat, damit war's ihm Ernst, und das hat mir weh gethan! . . . (Wieder gefaßt.) Frau Mengersen, rathen Sie mir, zu bleiben? Ich will's ganz von Ihnen abhängig machen!

Fr. Mengersen: Um Ihnen darauf antworten zu können . . . (Sie stockt.) Ich möchte erst eine Frage an Sie richten, wie . . .

Willich: Meinen Sie das, was Ihr Mann da mit . . . mit Fräulein Traun angedeutet hat?

Fr. Mengersen: Ja!

Willich (mit einem schüchternen Blick auf Thilenius, der, eine Zeitung lesend, an einen Tisch gelehnt steht): Das kann ich Ihnen nur . . . allein sagen!

Thilenius (nach einem Blick des Einverständnisses mit Frau Mengersen; voll Herzlichkeit). Sie haben ganz Recht, mich hinauszuwerfen, ich würde es an Ihrer Stelle genau so machen!

Willich (ihm warm die Hand reichend): Verzeihen Sie . . . Herr Doctor . . . aber Sie verstehen mich schon . . .

Thilenius (klopft ihm auf die Schulter): Auf Wiedersehen, mein lieber Willich! (Rechts ab.)

Fr. Mengersen (bleibt an den Tisch gelehnt stehen): Wollen Sie nicht Platz nehmen?

Willich: Ich danke, gnädige Frau!

Fr. Mengersen: Sprechen Sie jetzt ganz ehrlich und offen mit mir!

Willich: Ja, Frau Mengersen, ganz ehrlich und offen. Ihnen kann ich Alles sagen.

Fr. Mengersen (nach kurzer Pause): Sie lieben Fräulein Traun?

Willich (schwer): Von ganzem Herzen!

Fr. Mengersen (schrickt zusammen): Haben Sie es ihr schon gesagt?

Willich: Dazu hatte ich noch nicht die Courage. Aber ich wollte Sie bitten, Frau Mengersen, doch ein gutes Wort bei dem Fräulein für mich einzulegen. Sehen Sie, gnädige Frau, ich bin eine ehrliche Haut, und was Ihr Mann da Häßliches angedeutet hat . . . Gott soll mich davor bewahren . . . einem solchen Mädchen „nachzustellen“ oder es gar in's Unglück zu bringen!

Fr. Mengersen: Ich habe Ihnen das auch nie zugetraut, lieber Willich. Und daß Sie das Mädchen lieben, das begreife ich . . . denn sie ist ein seltenes Geschöpf. Aber ich kann Ihre Bitte nicht befürworten.

Willich (schmerzlich): Gerade auf Sie hatte ich gerechnet.

Fr. Mengersen: Sie werden mich für selbstsüchtig halten, und Sie haben Recht. Aber ich will nicht, daß Fräulein Traun mich verläßt. Denn ich kann sie nicht entbehren. Wenn ich sie gehen ließe, das hieße das Leben meines unglücklichen Kindes noch verkürzen. (Sie unterdrückt ihre Thränen.) Darum bitte ich Sie, lassen Sie sie mir, ich habe auf der ganzen Welt Nichts weiter, als dieses Kind!

Willich (einfach und erschüttert): Und ich habe Nichts weiter als die Liebe zu diesem Mädchen! (Mit schwerem Seufzer.) Ja, wenn Sie mich hier nicht mehr wollen, dann muß ich freilich gehen! Aber, Frau Mengersen, wenn . . . wenn das Mädchen mich doch wollte . . . es wäre ja vielleicht doch möglich . . . und (bebend) ich könnte sie heirathen . . . würde denn das nicht angehen, daß sie in ihrer Stellung bei Ihnen bleibt . . . und ich . . . in meiner bisherigen? Damit wäre ja Ihnen gedient und auch mir!

Fr. Mengersen: Nein, Herr Willich, dann wäre sie nicht mehr die Elisabeth mit ihrer Opferfreudigkeit, mit ihrer Hingabe! Dann würde sie Ihnen zu viel sein müssen, und ich brauche das Herz dieses Mädchens für mein Kind ganz allein! Warten Sie also noch . . . bis . . . (Sie kann nicht weitersprechen.)

Willich (leise): Ich habe schon drei Jahre gewartet!

Fr. Mengersen: Gedulden Sie sich noch, bis ich Fräulein Traun entbehren kann!

Willich (nach kurzer Pause): So bleibt mir also Nichts übrig, als zu gehen! Denn jetzt, wo Sie's wissen, würden ja auch Sie mich mit Mißtrauen betrachten. Da könnte ich nicht arbeiten ... und könnte hier Nichts vorwärts bringen ... das darf nicht sein! Aber noch eine Bitte habe ich auf dem Herzen: darf ich Fräulein Traun jetzt Lebewohl sagen?

Fr. Mengersen: Ich werde sie Ihnen rufen.

Willich: Ich danke Ihnen, Frau Mengersen.

Fr. Mengersen: Und Sie versprechen mir, ihr Nichts zu sagen, was sie beunruhigen oder verwirren könnte?

Willich: Das kann ich Ihnen nicht versprechen. Aber seien Sie versichert, gnädige Frau, wenn's irgend möglich ist, werde ich schweigen!

Fr. Mengersen (geht links ab).

Willich (macht in sichtbarer Erregung einen Gang durch's Zimmer, er bleibt stehen, er sieht nach der Uhr, er setzt sich und springt dann nach der linken Thüre horchend auf, seinen Gang durch's Zimmer fortsetzend).

Elisabeth (von links): Frau Mengersen schickt mich her, Sie haben mich sprechen wollen, Herr Willich?

Willich (mit tiefer Bewegung): Entschuldigen Sie, Fräulein Traun, daß ich Sie herbitten ließ, aber ... (indem er sich abwendet) aber ich will Abschied von Ihnen nehmen!

Elisabeth: Abschied? Wollen Sie denn gehen?

Willich: Ich will nicht, Fräulein Traun, ich muß gehen!

Elisabeth (einfach): Dann werden wir Mengersfelde wohl zusammen verlassen, denn ich gehe auch.

Willich (fiebernd): Sie gehen? Höre ich recht? Wohin wollen Sie denn gehen?

Elisabeth: Nach Hause!

Willich (athemlos): Frau Mengersen weiß ja davon aber Nichts?

Elisabeth: Ich will es ihr nachher sagen.

Willich: Liebes Fräulein, sagen Sie's doch mir: Welchen Grund haben Sie denn?

Elisabeth: Das kann ich Ihnen nicht sagen, das würde doch nur eine Frau verstehen!

Willich (immer fiebernder, ohne laut zu werden): Mag sein! Das müssen Sie ja am besten wissen! Aber (hoffnungsfroh) aber ... wenn Sie hier fortgehen, so sind Sie ja ganz frei, nicht wahr? Und ... und haben nach Niemandem mehr zu fragen?

Elisabeth: Ich habe dann für Mutter und Geschwister zu sorgen.

Willich (immer heißer und leidenschaftlicher): Mein liebes Fräulein, ich hatte Frau Mengersen eigentlich versprochen, Ihnen Nichts zu sagen. Aber jetzt muß ich reden. Sie haben ja aus freiem Willen den Entschluß gefaßt, von Mengersfelde fortzugehen ... ich begehe also an der Frau kein Unrecht ... (In tiefster Erregung.) Fräulein Traun ... (immer stockend) würden Sie mir nicht erlauben ... für Ihre Familie mitzusorgen? ... Ich frage Sie: Wollen wir nicht wirklich zusammen gehen?

(Pause.)

Elisabeth (ganz einfach): Ich danke Ihnen, Herr Willich! (wehmüthig lächelnd) aber das kann nicht sein! (Pause.)

Willich: Weisen Sie mich nicht so kurz ab, Fräulein Traun ... (leise) denn ich habe Sie wirklich lieb! Daß Sie hier fortgehen? Sie haben ganz Recht! Sie haben schon Ihre schönsten Jahre im Krankenzimmer vertrauert. Was geben Sie denn hier auf! ... es ist ja wahr, die Frau ist gut zu Ihnen, und das Kind liebt Sie über Alles ... aber abhängig sind Sie doch ... (neu anhebend) Sie können mir's schon glauben ... ich finde mein Brot auch wo anders, denn, was doch immer die Hauptsache bleibt: mein Name ist rein, so rein, wie soll ich sagen? wie ... Sie selbst!

Elisabeth (zuckt unmerklich zusammen; Pause).

Willich: Haben Sie mir denn gar Nichts zu sagen, Fräulein Traun?

Elisabeth: Sie haben mich mit Ihrer Werbung nicht überrascht; wenn Sie auch noch nie ein Wort zu mir gesagt haben . . . ich habe das kommen sehen, und ich habe mich vor diesem Augenblick gefürchtet.

Willich: Gefürchtet?

Elisabeth: Ich wußte, daß ich Nein sagen muß.

Willich: Ich will ja warten, Fräulein Traun, ich will Ihnen ja Zeit lassen, nur nehmen Sie mir nicht alle Hoffnung!

Elisabeth: Das muß ich, denn ich meine es ehrlich mit Ihnen! (Pause.)

Willich: So — verzeihen Sie die Frage — so haben Sie wohl schon einem Anderen Ihr Jawort gegeben?

Elisabeth: Nein!

Willich: Oder . . . sind Sie einem Anderen heimlich gut?

Elisabeth: Nein! Aber drängen Sie nicht weiter in mich! Wenn Ihnen das zur Beruhigung dienen kann . . . ich werde niemals heirathen!

Willich: Und das sagen Sie mit Ihren einundzwanzig Jahren? Was kann Sie denn so verbittert haben! Du lieber Gott, was haben Sie denn erlebt? Ihre Jugend? Na ja, Ihr Vater war ein bischen herb und streng . . . Sehen Sie, Fräulein, der hatte Recht, verbittert zu sein, denn dem ist im Leben so Vieles quer gegangen . . . Aber Sie? Sie haben wahrhaftig kein Recht, jetzt mit dem Leben abzuschließen! (Wehmüthig.) Mit einundzwanzig Jahren!

Elisabeth (vor sich hinstarrend): Mit einundzwanzig Jahren! . . . (Pause.) Ich kann Sie nur bitten, Herr Willich, mir Ihre Freundschaft zu bewahren . . . wir wollen gute Kameraden bleiben . . . mehr dürfen Sie nicht von mir verlangen!

Willich (betrachtet sie lange schmerzlich): Fräulein Traun . . . ich nehme Sie beim Wort . . . wir wollen gute Kameraden bleiben . . . wenn Sie mich einmal brauchen . . . Sie können auf mich zählen . . . immer!

Fr. Mengersen (von links).

Willich (sich aufraffend): Frau Mengersen, jetzt hält mich Nichts mehr auf Mengersfelde! . . . Sagen Sie, bitte, Ihrem Mann, ich würde bis Sonntag mit ihm abrechnen.

Fr. Mengersen (reicht ihm die Hand): Ich sehe Sie noch, Herr Willich!

Willich (mit einem Blick auf Elisabeth ab; während Frau Mengersen langsam nach vorne kommt).

Elisabeth: (ganz im Vordergrunde stehend, leise für sich). Jetzt . . . kommt das Schwerste!

Fr. Mengersen: Ich habe das Kind mit Luisen in den Garten geschickt; das Wetter ist ja herrlich . . . sie wollte durchaus Ball spielen. Ich wagte nicht zu widersprechen . . . (Nachdem sie einen Moment Elisabeth betrachtet, voll Milde.) Elisabeth, ich weiß, jedem Mädchen von Charakter und Herz muß es wehe thun, eine so ehrliche Neigung nicht erwidern zu können . . . Herr Willich hat mich gebeten, bei Ihnen ein gutes Wort einzulegen, aber das konnte ich nicht. Ich will es Ihnen gestehen: ich habe hinter dieser Thüre gezittert, Sie könnten einwilligen, und ich müßte Sie verlieren. So bin ich doppelt froh: ich habe Sie nicht beeinflußt, und Sie bleiben mir erhalten. (Da Elisabeth vor sich hinstarrend, Nichts erwidert.) Elisabeth, ist es Ihnen so schwer geworden, Nein zu sagen?

Elisabeth: (verneint stumm).

Fr. Mengersen: Zwischen uns darf es keine Geheimnisse geben. Haben Sie eine Sorge, die Sie drückt? Sie helfen mir seit Jahren die schwerste Sorge so tapfer tragen . . . ich kann verlangen, daß Sie mich auch an Ihren Sorgen Theil nehmen lassen. Lieben Sie vielleicht doch diesen Mann? Haben Sie nur mir und dem Kinde zu Liebe Nein gesagt? Das sieht Ihnen gleich, Elisabeth . . . (voll Wärme) ich danke Ihnen, stürmisch ihre Hand ergreifend) ich danke Ihnen!

Elisabeth (ihr die Hand entziehend, stammelnd, ohne Fr. Mengersen anzusehen): Frau Mengersen . . . ich muß Sie bitten . . . mir einen Urlaub zu gewähren . . . (schnell und angstvoll) nur wenige Tage . . . ich . . . muß . . . nach . . . Hause!

Fr. Mengersen (blitzschnell und tonlos): Warum?

Elisabeth (fassungslos): Meine . . . Mutter ist erkrankt und . . . verlangt nach mir . . .

Fr. Mengersen (wie oben): So plötzlich? . . . Sie haben mir ja erst vor wenigen Tagen einen Brief von ihr vorgelesen . . . der erwähnte Nichts davon.

Elisabeth (immer nach Worten suchend): Sie . . . ist alt . . . und braucht eine Stütze im Hause . . .

Fr. Mengersen (fiebernd): Eine Stütze? So würde es sich also nicht nur um wenige Tage handeln? (Sich überstürzend.) Lassen Sie mich nur Alles ordnen . . . ich werde ihr schreiben, daß ich Sie nicht entbehren kann . . . sie muß es ja einsehen . . . sie muß es ja . . ich werde ihr jede Erleichterung schaffen . . seien Sie ganz außer Sorge . . Professor Ostermann muß hin zu ihr . . . was er für richtig hält, wird geschehen . . . es soll der alten Frau an Nichts fehlen . . . an Nichts . . . das bin ich Ihnen wahrhaftig schuldig!

Elisabeth: Nein, Frau Mengersen, ich muß selbst nach ihr sehen!

Fr. Mengersen (entsetzt): Und mein Kind? Was soll denn aus meinem Kinde werden? Wie soll ich denn Hedwig über diese paar Tage hinwegtäuschen? . . . und jeder Tag hat vierundzwanzig lange Stunden . . . ein paar Tage . . . diese Ewigkeit! . . . wo sie sich um jede Minute bangt, die Sie nicht bei ihr sind . . . und jetzt . . . gerade jetzt . . . wir sollen sie ja vor jeder seelischen Erregung schützen . . . (plötzlich stürmisch.) Elisabeth, sehen Sie mich an . . . Sie können nicht lügen . . . (in furchtbarer Verzweiflung.) Sie wollen gehen . . . und wollen nicht wiederkommen!

Elisabeth (mit flehenden Händen): Machen Sie es mir nicht so schwer, Frau Mengersen!

Fr. Mengersen (tonlos die Worte hervorstoßend): Sie wollen mich verlassen?

Elisabeth (nach Athem ringend): Ja!

Fr. Mengersen (wie oben): Für immer fortgehen?

Elisabeth: Ja!

Fr. Mengersen (sich mit beiden Händen nach dem Kopfe fassend): Das kann ja nicht sein, barmherziger Gott, das kann ja nicht sein!

Elisabeth (hauchend): Es muß sein!

Fr. Mengersen (verzweifelt): Haben Sie doch Erbarmen, mein Kind stirbt ja, wenn Sie gehen! (In rathlosem Jammer.) Elisabeth, verlangen Sie von mir, was Sie wollen . . . Sie haben vorhin das Wenige zurückgewiesen, was ich Ihnen geben wollte . . . (überschäumend, ganz besinnungslos.) Ja . . . ja . . . ich sehe es ein . . . es war zu wenig . . . viel zu wenig . . . ich gebe Ihnen Alles, Alles was ich habe . . . (ihre Hand ergreifend.) nur bleiben Sie hier!

Elisabeth (leise und schmerzlich): Das habe ich nicht verdient!

Fr. Mengersen (immer fiebernd): Oder lieben Sie vielleicht einen anderen Mann . . . und wollen deshalb fort . . . ja gewiß . . . das wird es sein . . . er will nicht länger warten . . . ja, ja . . . so ist es . . . ich will mit ihm sprechen . . . er muß sich gedulden! (Pause.) Elisabeth, sagen Sie mir endlich die Wahrheit, warum wollen Sie mich verlassen?

Elisabeth (leise): Ich muß gehen, Frau Mengersen, weil ich in Ihrem Hause nich änger leben kann!

Fr. Mengersen (immer fliegender): In meinem Hause? Wer hat Ihnen Etwas zu Leide gethan? Wer? . . . Oder . . . oder bin ich nicht liebevoll genug gewesen, sagen Sie es mir . . . ich will es gut machen . . . wenn ich Sie verletzt habe . . . ich schwöre es Ihnen . . . es ist unwissentlich geschehen!

Elisabeth (leise): Ich . . . ich muß mich retten . . .

Fr. Mengersen (athemlos): Retten? Vor wem? (Sie hält sich an einem Stuhl fest.) Sie wissen nicht, was Sie sagen!

Elisabeth: Ich bin mir nie klarer gewesen als in diesem Augenblick!

Fr. Mengersen: Haben Sie doch endlich den Muth, mir Alles zu sagen . . ich will den Muth haben, es zu hören!

Elisabeth: Als Sie mir damals vor drei Jahren die Stellung als Pflegerin anboten . . . Sie wissen nicht, Frau Mengersen, was Sie damals an mir thaten!

Fr. Mengersen (murmelnd): Sie reden irre!

Elisabeth: Ich . . . ich habe mich an Sie geklammert . . .

Fr. Mengersen (wie abwesend): Ich . . . verstehe Sie nicht!

Elisabeth: Sie selbst haben mir damals den Weg gezeigt, wieder gut zu machen, was ich . . . was ich gesündigt hatte . . . an . . . an . . . (der Athem stockt ihr.)

Fr. Mengersen (pfeilschnell): An wem?

Elisabeth: An . . . Ihnen!

Fr. Mengersen (mit fliegendem Athem): An mir? An mir?

Elisabeth: Ja. Denn mir blieb mit meinen achtzehn Jahren nur . . . der . . . Mühlteich!

Fr. Mengersen (sich nach dem Kopfe fassend): Das kann ja nicht sein!

Elisabeth: Deswegen drängte ich mich ja zu Ihrem Kinde . . .

Fr. Mengersen (fliegend): Deswegen haben Sie es gepflegt? . . .

Elisabeth . . . Tag und Nacht! . . . ich wollte, daß Sie mich lieben . . . denn ich dachte mir, wo Liebe ist . . . da muß auch Verzeihung sein! . . . Begreifen Sie jetzt, Frau Mengersen, wie es mir das Herz zusammengeschnürt hat, wenn Sie mir dankten? Mir! Wo ich Ihnen am liebsten jeden Tag die Hände geküßt hätte!

Fr. Mengersen (immer fiebernder): Alles . . . Alles, was Sie gethan haben . . . das war also gar nicht Liebe für das Kind? . . . das war also nur Ihr Gewissen?

Elisabeth: Ja!

Fr. Mengersen: Das ließ Sie nicht ruhen? (Keuchend.) Und Sie haben hier gelebt . . drei Jahre . . . in meinem Hause . . .

Elisabeth: Ja, drei gräßliche Jahre! . . Aber jetzt bin ich mit meiner Kraft zu Ende . . . ich kann es nicht mehr ertragen! . . . (Verzweifelt.) Wissen Sie denn, Frau Mengersen, welches Leben ich hier führe? (Heiß und leidenschaftlich flüsternd.) Noch heute . . . noch heute verfolgt er mich ja auf Schritt und Tritt . . . Sie wissen ja nicht . . . in den Nächten, in denen Sie allein bei dem Kinde wachen . . . da . . . da steht er vor meiner Thür und droht und lockt und bettelt . . . wie damals!

Fr. Mengersen (in tiefstem Ekel): In meinem Hause! (Schaudernd) In meinem Hause!

Elisabeth (immer leidenschaftlicher): Ich war jung . . . ohne Aufsicht . . . ich sollte Mitleid mit ihm haben . . . er sei so allein . . . er sei unglücklich in seiner Ehe . . . er verstand es so gut zu locken . . . und ich glaubte ihm!

Fr. Mengersen (empört und in tiefster Verachtung): Also nur aus Leichtsinn haben Sie sich weggeworfen?

Elisabeth: Nein, Frau Mengersen, nicht nur meine Jugend und mein heißes Blut waren schuld . . . (Sich aufrichtend, in heißer Leidenschaft.) Ich habe ihn geliebt . . . unsinnig . . . unsinnig!

(Rapides Tempo.)

Fr. Mengersen (athemlos): Aber sind Sie denn nicht endlich zur Besinnung gekommen?

Elisabeth: Ja. Da bäumte sich auch mein Stolz wieder auf . . .

Fr. Mengersen: Haben Sie sich denn nicht gegen ihn gewehrt?

Elisabeth: Tag für Tag! Stunde für Stunde! . . . ein furchtbarer Kampf . . . drei lange Jahre!

Fr. Mengersen: Warum haben Sie mir denn nicht Alles entdeckt?

Elisabeth: Sie hätten mich damals schon aus dem Hause gejagt, wie Sie es jetzt thun werden . . . und ich wollte, ich mußte ja hier bleiben um Ihretwillen, um des Kindes willen! (Verzweifelt) Ich habe ihm ja in meiner Verzweiflung gedroht, daß

ich in den Mühlteich ginge, wenn er mich nicht in Frieden ließe . . . er hat mir in's Gesicht gelacht: „Dann verräthst Du Dich ja selber!“

Fr. Mengersen: Und warum wollen Sie gerade jetzt gehen, nach drei langen Jahren?

Elisabeth: Er hat mir gestern gedroht, daß er meine Schande aller Welt erzählt, wenn ich ihm nicht wieder zu Willen bin! Das war mein Leben . . drei Jahre lang . . . in ohnmächtiger Empörung gegen ihn . . . in grenzenloser Scham vor Ihnen! . . . (Pause; langsam.) Und jetzt, Frau Mengersen, werden Sie mich wohl gehen lassen?!

Fr. Mengersen (in loderndem Zorn): Alles hätte ich von Ihnen erduldet . . . des Kindes wegen . . . darüber kann ich nicht hinweg . . . darüber kann keine Frau hinweg . . . (Flammend.) Mag daraus werden, was will! . . gehen Sie . . gehen Sie! . . ich halte Sie nicht mehr!

Des Kindes Stimme (durch das geöffnete Fenster von unten herauf): Elisabeth!

Fr. Mengersen (schrickt entsetzt zusammen und tritt dann an's Fenster, sich hinunterbeugend, voll Liebe): Was willst Du denn, mein Schatz?

Des Kindes Stimme: Nein, Mama, nicht Du, Elisabeth soll an's Fenster kommen!

Elisabeth (schwankt langsam zum Fenster, dann mit liebenswürdigster Herzlichkeit): Da bin ich!

Des Kindes heitere Stimme: Elisabeth, Du mußt mit mir Ball spielen!

Fr. Mengersen (tritt in's Zimmer zurück.)

Elisabeth: Soll ich zu Dir herunterkommen?

Des Kindes heitere Stimme: Nein, bleibe lieber oben! Da wirft's sich viel schöner! . . hop . . (Der Ball fliegt durch's Fenster.)

Elisabeth (sich am Fensterbrett krampfhaft festhaltend, fängt den Ball auf, voll Lieblichkeit): Und hop! (Sie wirft den Ball zurück.)

Des Kindes lustige Stimme: Bravo! Bravo! (Klatscht in die Hände.) Dich habe ich doch am liebsten von Allen! . . Jetzt Du, Luise!

Elisabeth (wankt zurück.)

Fr. Mengersen (rathlos umher, murmelnd): „Dich habe ich doch am liebsten von Allen!“ . . Was soll daraus werden! . . um Gotteswillen . . was soll daraus werden!

Elisabeth (stumpf): Begreifen Sie jetzt, daß ich gehen muß?

Fr. Mengersen (schaudernd): Ja, wir Beide können nicht mehr zusammenleben! (Sie geht wieder umher, dann tritt sie an's Fenster, sieht hinunter, sie kommt zurück, sie bleibt stehen und sieht Elisabeth an, sie tritt einige Schritte auf sie zu, als ob sie ihr Etwas sagen wolle, dann weicht sie schaudernd zurück.) Ich kann nicht . . . ich kann nicht! (Pause.)

Elisabeth: Sie jagen mich aus dem Hause, Frau Mengersen, Sie haben Recht . . . ich gehe!

Fr. Mengersen (überschäumend): Begreifen Sie denn nicht, daß ich nicht anders kann?

Elisabeth: Ja! Sie können nicht anders!

Fr. Mengersen (steinern und tonlos): Gehen Sie!

Des Kindes Stimme: Ach, bitte schön, Elisabeth, noch ein Mal, nur noch ein Mal!

Elisabeth (steht am Tisch und verneint stumm.)

Des Kindes ungeduldige Stimme: Wo bleibst Du denn?

Fr. Mengersen (murmelnd): O, mein Gott . . . mein Gott!

Des Kindes unmuthige Stimme: Du sollst nicht immer bei Mama sein . . Du sollst bei mir bleiben!

Fr. Mengersen: Ich bitte Sie . . . gehen Sie hin . . . (mit flehenden Händen) gehen Sie hin!

Elisabeth (schleppt sich zum Fenster, dann heiter): Du kannst aber schön werfen, Schatz! (Ballspiel, des Kindes jauchzendes Lachen, das Elisabeth mit aller Ueberwindung erwidert.)

Fr. Mengersen (im Zimmer): Das ertrage ich nicht! das nicht!

Des Kindes Stimme: Versteck' Dich jetzt, liebe, liebe Elisabeth!

Elisabeth (einen Augenblick nach Athem ringend, versteckt sich dann unter dem Fensterbrett): Wo bin ich?

Des Kindes traurige Stimme: Ertrunken!

Elisabeth: Wo bin ich jetzt?

Des Kindes traurige Stimme: Tief unten im Mühlteich!

Elisabeth: Eins, zwei, hurrah! . . . die Nix' ist wieder da! (Sie ist aufgesprungen und lacht dem Kinde mit lieblicher Anmuth zu.) Mein angebeteter Schatz!

Des Kindes jubelnde Stimme: „Die Nix' ist wieder da!"

Elisabeth (wirft dem Kinde mehrere Male Kußhände zu, dann taumelt sie, wie besinnungslos in's Zimmer zurück): Das . . . war . . . der Abschied!

(Pause.)

Fr. Mengersen (tonlos): Wann . . . wollen Sie gehen?

Elisabeth: Noch heute!

Fr. Mengersen (athemlos, in entsetzlicher Angst): Nein . . . nein . . . nein! bleiben Sie noch bis morgen . . . bis morgen . . bleiben Sie noch . . ein paar Tage! . .

Des Kindes frohes Lachen (schallt herauf): Elisabeth! Singe mit! (Das Kind beginnt zu singen.)

„Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Haiden" u. s. w.

Elisabeth (murmelnd): Ich kann nicht . . . ich kann nicht!

Fr. Mengersen (sieht sie mit einem Blick an).

Elisabeth (bleibt im Zimmer stehen und singt vor Erregung und Schmerz bebend, mit dem Kinde, zweistimmig):

„Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden".

(Ihre schluchzende Stimme bebt, sie hält sich mühsam aufrecht.)

Fr. Mengersen: Das werde ich nicht mehr hören . . . (schaudernd) bald nie mehr hören . . . wenn Sie nicht mehr hier sind! (Plötzlich wild aufschreiend) So vertheidigen Sie sich doch! (Noch überwältigender.) So vertheidigen Sie sich doch!

Elisabeth (läßt mit gesenktem Kopf die Arme schlaff sinken, ganz einfach und leise): Ich habe ihn geliebt! (Sie wendet sich nach der linken Thür)

Fr. Mengersen (in fliegender Hast): Bleiben Sie! bleiben Sie! . . . Das ist ja Alles Wahnsinn! . . . Was soll denn daraus werden? (Sie eilt umher.) Warum denn das unschuldige Kind entgelten lassen? Nein . . nein . . nein! Das Kind opfern? Warum? Wofür? Um meiner weiblichen Würde willen? Um meines Stolzes willen? Das ist ja Alles in den vierzehn Jahren längst zertreten . . . Aber daß gerade Sie, Elisabeth, das schmerzt mich, denn ich habe Sie geliebt! . . . aber ich habe Ihnen auch viel zu danken . . . (Mit einer Bewegung beider Hände, als ob sie Etwas, was sich in ihr aufbäumt, unterdrückt.) Ich . . werde darüber hinwegkommen . . . ich muß darüber hinwegkommen . . . (nach Athem ringend.) Sie haben Recht . . . wo Liebe ist . . . da . . . (Sie hält sich wankend an dem Tisch fest) da muß auch Verzeihung sein . . . da . . . da ist auch Verzeihung!

Elisabeth (starrt Frau Mengersen an, erst nach und nach, wie aus einem Traum erwachend, begreift sie den Sinn der Worte, ihre wilde Erregung wächst immer mehr und mehr, bis sie wie von einem Alp befreit, hervorjubelt): Endlich! (Dann bricht sie in wildem unstillbarem Schluchzen zusammen, den Kopf auf die Tischplatte beugend.)

Fr. Mengersen (tritt auf Elisabeth zu, sieht lange schmerzerfüllt auf sie herab): Weinen Sie sich aus . . . das erleichtert . . . ich weiß es!

Elisabeth (leise schluchzend): Sprechen Sie weiter . . . es thut mir so wohl!

Fr. Mengersen (mit erzwungener Ruhe und bebender Stimme): Sie haben viel gelitten . . . Ihre Schuld war groß . . . aber Sie haben auch Anspruch auf Verzeihung . . . Sie waren jung . . . die drei Jahre, die Sie hier gelebt haben, löschen Vieles wieder aus . . .

Elisabeth (stammelnd): Dank . . . Dank!

Fr. Mengersen (stoßweise): Das Unglück hat uns zusammengeführt . . . es muß uns auch zusammenhalten . . .

Elisabeth (aufspringend, jäh): Was sagen Sie?

Fr. Mengersen (groß und edel): Hier müssen Sie ausharren, unbeirrt um Alles, was geschehen ist! Und erst . . . (mit versagender Stimme): wenn . . . wenn Sie Ihre Pflicht gethan haben . . . (erhaben) dann können Sie mit ruhigem Gewissen aus diesem Hause gehen. Dann haben Sie Ihre Schuld gebüßt vor sich selbst und vor mir!

Elisabeth (stürmisch): Verlangen Sie das nicht von mir, Frau Mengersen, das kann ich nicht! Ich habe das Alles ertragen . . . weil Sie Nichts davon ahnten!... jetzt, wo Sie es wissen . . . (sich abwendend, leise) würde ich vor Scham vergehen!

Fr. Mengersen: Fliehen Sie, so weit Sie wollen . . . das Gewissen läßt Sie nicht ruhen . . . denn die flehende Stimme meines armen Kindes werden Sie überall hören!

Elisabeth (sich aufbäumend): Lassen Sie mich doch gehen! ich bin ja noch so jung! . . . (In wildester Leidenschaft.) Geht denn Ihre Mutterliebe über Alles hinweg?

Fr. Mengersen (groß und erhaben): Ueber Alles! Denn für jede Stunde, die Sie mir mein Kind noch erhalten, will ich Ihnen dankbar die Hände küssen!

Elisabeth (schlägt schaudernd die Hände vor's Gesicht, in grenzenloser, grauenvoller Bewunderung): Frau Mengersen, . . . Sie sind furchtbar in Ihrer Liebe! (Lange tiefe Pause.)

Fr. Mengersen (geht langsam durch's Zimmer, dann tritt sie an's Fenster und sieht hinab, mit erkünstelter Ruhe): Mein süßer Schatz, gehe jetzt mit Louisen in's Haus!

Des Kindes klagende Stimme: Ja, Mama . . . jetzt gehe ich!

(Pause, langsame Dämmerung.)

Fr. Mengersen (zurückkehrend, leise und bebend): Elisabeth, Sie haben in diesem Augenblick über Leben und Tod meines Kindes zu entscheiden! . . . ich kann Sie nicht halten . . . (herzbezwingend) aber können Sie wirklich gehen?

Des Kindes Stimme (aus weiter Entfernung, klagend): Elisabeth! . . . (Immer mehr verhallend): Elisabeth!

Elisabeth: (starrt sie lange in namenlosem Jammer an, dann leise mit geschlossenen Augen den Kopf senkend): Ich . . . werde . . . bleiben!

Fr. Mengersen (zieht sie stürmisch an sich, den Kopf Elisabeths an ihre Brust lehnend).

Elisabeth (schluchzt krampfhaft auf).

(Während Elisabeth an Frau Mengersen gelehnt leise fortschluchzt, fällt der Vorhang sehr langsam.)

Dritter Act.

Dieselbe Decoration.

Heller Sommertag.

Willich (steht am Mitteltisch und blättert in einem Actenstück, er collationirt mit einem Bleistift, eine mit Papieren gefüllte Mappe vor sich): 17536 Mark 18 Pfennige . . . 974 Mark 49 . . . das stimmt . . .

Thilenius (mit Franz von rechts): Und bitte, fragen Sie die gnädige Frau, wann ich sie sprechen könnte!

Franz: Zu Befehl! (Links ab.)

Thilenius: Guten Tag, mein lieber Herr Willich! (Giebt ihm die Hand.)

Willich: Guten Tag, Herr Doctor!

Thilenius (seine Hand auf die Mappe legend): Das ist wohl nun das Letzte, was Sie hier thun werden . . . Abrechnung halten . . .

Willich: Ja. Jetzt wird's Ernst. Heute ist Sonntag!

Thilenius (mit schwerem Seufzer): Ja, heute ist Sonntag! (Er geht an das geöffnete Fenster): Sehen Sie nur diesen köstlichen Sonnenschein! (Mit einem Blick nach oben) Ja, die alte Dame da oben, die kümmert sich wahrhaftig nicht um das Unglück der Menschen!

Willich. Genau an einem solchen Tage bin ich vor drei Jahren hier eingetreten.

Thilenius: In den drei Jahren ist hier viel geschehen!

Willich: Ja, Herr Doctor, viel, aber nichts Gutes!

Thilenius (schwer): Vor zwei Tagen haben wir das arme Kind in die Erde legen müssen!

Willich: Der Herr Pfarrer hat schön gesprochen. Nur, was er da von dem Weiterleben gesagt hat, das hat mir wenig gefallen. Denn ich meine, die meisten Menschen haben an dem Leben hier unten gerade genug.

Thilenius: Darin können Sie Recht haben!

Willich: Waren das eine Menge Blumen und Kränze!

Thilenius: Ja, damit und mit den schönen Redensarten glauben die Menschen trösten zu können! Ich bin überzeugt, in der ganzen großen Versammlung haben die Wenigsten wirkliche Trauer empfunden. Haben Sie zum Beispiel die Herren Lindstädt, Buddberg und Norder betrachtet? Die rauchten bis kurz vor Beginn der Ceremonie vor der Kirchshofsthür ihre Cigaretten, und als ich an ihnen vorbeiging, hörte ich zufällig, wie Herr von Norder sagte: „Donnerwetter, Kinder, wenn der Zauber hier nur nicht zu lange dauert!" Und Graf Buddberg, dieses seelenvolle Gemüth, meinte: „Sonntag vor dem Rennen müssen wir ihm noch die faule Condolenzvisite machen." Und das sind die Freunde des „tiefgebeugten" Vaters, wie es so schön in der Todesanzeige zu lesen war!

Willich: Ich hab's wohl bemerkt, wie die drei Herren sich gar nicht um die Feierlichkeit kümmerten, sondern mit ihren eingeklemmten Glasscherben immer nur Fräulein Traun in der unverschämtesten Weise anstarrten! . . . Der armen Frau muß es doch wenigstens ein Trost sein, daß das Kind nicht mehr zu leiden braucht. Sagen Sie mir nur, Herr Doctor, wie ist es denn so schnell gekommen? Ich habe die Tage so viel arbeiten und rechnen müssen . . . und hierher konnte ich nach dem letzten Auftritt mit Herrn Mengersen auch nicht mehr gut kommen, um Etwas zu erfahren . . . war denn das Ende schwer?

Thilenius: Nein, ausgelöscht, wie man ein Licht ausbläst! Frau Mengersen und Fräulein Traun waren hier in diesem Zimmer, das Mädchen hatte noch sehr lustig mit der alten Luise im Garten Ball gespielt . . . aber kaum hatte sich das arme Ding in sein Zimmer zurückgeschleppt, da stellte sich plötzlich das Fieber mit schrecklicher Heftigkeit ein . . . es dauerte nur wenige Stunden, und dann war Alles vorbei!

Willich: Ich kann mir's denken, was sie gehört hat: daß Fräulein Traun fort will, und (mit schwerem Seufzer) daran ist sie gestorben!

Thilenius (umher): Ganz recht! Ein anderes Mädchen in diesen Jahren würde wahrscheinlich theilnahmlos geblieben sein. Aber gerade auf sie muß es einen tiefen Eindruck gemacht haben. Denn sie soll ja ungewöhnlich klug gewesen sein und in ihrem Empfinden und Denken ihren zwölf Jahren weit voraus. Nicht wahr?

Willich: Gewiß! Ich habe das Mädchen oft gesprochen. Sie war nicht altklug, wie man so sagt. Aber sie hatte sich — so kindlich wie sie war — doch schon ihre eigenen Gedanken gemacht über alles Mögliche! Die war klüger als mancher Erwachsene! Ja, es war ein ganz merkwürdiges Geschöpf! Sie spielte wie ein Kind von zehn Jahren und dachte und fühlte, als ob sie schon zwanzig wäre!

Thilenius: Jetzt wird's recht einsam werden auf Mengersfelde! Sie gehen, und Fräulein Traun hält jetzt auch Nichts mehr. Die hat ihre Pflicht gethan! (Nach einem Gang durch's Zimmer). Sagen Sie doch, ist denn die Angelegenheit mit Schlutow geregelt?

Willich: Wie Herr Mengersen gewöhnlich solche Dinge „regelt". Unten in der Stadt wohnt ein gefälliger Mann, der leiht die kleinsten Beträge zu den größten Procenten . . . Dem gehört schon dreiviertel von Mengersfelde!

Thilenius: Sie haben jetzt doch einen klaren Ueberblick durch Ihre Abrechnung gewonnen; wie steht denn die Sache hier?

Willich: Wie sie steht? Herr Mengersen wird in spätestens zwei Monaten statt mit seinen nobeln Freunden mit den Gerichtsvollziehern Karten spielen können!

Thilenius (sich setzend): Um den Mann ist mir nicht bange! Von einem Zusammenleben zwischen ihm und der Frau kann ja jetzt wohl keine Rede mehr sein! Sein Geld hat er verpufft. So werden wir ihm wohl in nicht zu langer Zeit auf den Rennplätzen als Bookmaker begegnen, und wenn er als Angestellter in einem Detectivbureau abgewirthschaftet haben wird, dann blüht ihm ja immer noch die aussichtsreiche Zukunft als Kellner in einem eleganten Restaurant von New-York. Und da er, wenn er will, tadellose Manieren hat, außerdem wohlgepflegte Nägel und einen wundervollen Schnurrbart . . . na, da fischt er sich am Ende da drüben noch die einzige Tochter eines reichen Nähmaschinen- oder, was jetzt noch rentabler ist, eines Velocipedfabrikanten. Dann säet er nicht und erntet er nicht, aber sein Schwiegervater ernähret ihn doch! Ja, ja, für den ist ausgesorgt! (Sehr ernst.) Aber, mein lieber Willich, was wird aus der Frau?

Willich: Sie hat ja glücklicherweise genug zum Leben!

Thilenius (bitter): Aber welch' ein Leben!

Willich: Und was wird aus Fräulein Traun?

Thilenius: Mein Gott, sie ist jung und hat mit ihren einundzwanzig Jahren noch das ganze Leben vor sich!

Willich: Nichts hat sie vor sich, Herr Doctor, die ist mit dem Leben fertig, gründlich fertig!

Thilenius: Sie kennen ja das Mädchen schon lange; war sie immer so ernst und verschlossen?

Willich: So traurig und menschenscheu ist sie erst hier geworden, als . . . als ob sie hier ein großes Unglück erlebt hätte!

Thilenius (aufstehend und ihn unsicher ansehend): Hier?

Willich (leise): Wissen Sie, Herr Doctor, was mir gar nicht aus dem Kopfe will? Das ist die Geschichte mit Herrn Mengersen . . .

Thilenius (aufhorchend): Wie meinen Sie?

Willich: Sie waren ja dabei, als der Herr so fürchterlich in die Rage kam: „er dulde so Etwas nicht in seinem Hause". Das macht er mir nicht weis und Ihnen gewiß auch nicht, das mit seiner sittlichen Entrüstung! Ich sage Ihnen, der hat keinen Augenblick daran gedacht, daß ich dem Mädchen „nachstelle"! Und wenn er es selbst gemerkt hat, daß ich ihr gut bin, was kann ihn denn so in die Wuth bringen? Mir bleibt nur eine Erklärung . . .

Thilenius (der mit gespanntester Aufmerksamkeit folgte): Welche?

Willich: Daß er eifersüchtig ist! (Sicher.) Ich kenne diesen Menschen! (Leise.) Sie dürfen versichert sein, Herr Doctor, ich gehe nicht eher von Mengersfelde, bevor ich darüber nicht in's Reine gekommen bin! Und (bebend) wenn es so ist, wie ich fürchte, dann rechne ich mit ihm ab!

Thilenius: Still! Man kommt!

Mengersen (von links, gefolgt von Franz): Wo sind die Herren? Im Gartensaal? Unsinn! . . . laß' sie doch hier hereinkommen!

Franz (tritt einen Moment auf Thilenius zu, ihm leise etwas sagend, dann Mitte ab.)

Mengersen (im schwarzen Beinkleid, heller Weste und Jacket): 'Tag, lieber Doctor!

Thilenius (erwidert den Gruß sehr kühl).

Mengersen: Sie wundern sich gewiß, daß ich die große Trauer schon abgelegt habe? —

Thilenius: Nein, ich wundere mich nicht!

Mengersen: ... Aber mein Gott, bei dieser Hitze! und überdies auf solchen Aeußerlichkeiten beruht wahrhaftig nicht die tiefe Trauer, die muß man innerlich empfinden!

Thilenius: Ein Mann von Geist setzt sich über derartige Kleinigkeiten hinweg!

Mengersen (zu Willich, schroff): Was wollen Sie denn hier? ... Ach so, das hatte ich ganz vergessen ... jetzt habe ich keine Zeit ... lassen Sie mir die Mappe hier ..., ich werde Alles prüfen ... kommen Sie meinetwegen in einer Stunde wieder!

Willich (legt die Mappe auf den Tisch, einfach): Also in einer Stunde! (Rechts ab.)

Thilenius (will nach links).

Mengersen: Aber bester Doctor, Sie können doch bleiben! Alle Drei riesig nette Kerle!

Thilenius: Ich danke verbindlichst. Aber ich kann mir ja denken, daß Sie nach dem großen Unglück allein und in stiller Sammlung mit Ihren erprobten Freunden bleiben möchten; die werden Ihnen gewiß den wahren Trost spenden! (Links ab.)

Mengersen (ihm nachblickend): Affectirter Kerl! (Geht an den Spiegel, bürstet sich den Bart und murmelt.) Na, mit der Brillantine ist das auch solch' Schwindel! (Dann tritt er an den Tisch und will schnell die Mappe öffnen, als er die angekündigten Herren durch die Mitte eintreten sieht, wirft er die Mappe hin.)

Lindstädt
Buddberg } alle Drei schwarz gekleidet mit hohen Hüten.*)
Norder

Lindstädt (Mengersen in der bekannten Gigerlmanier die Hand gebend) Herzliches Beileid!

Buddberg (genau ebenso): Beileid!

Norder (genau ebenso): Beileid! (Man setzt sich.)

Linstädt (ganz conventionell): Sehr schmerzlicher Verlust!

Buddberg: Riesig schmerzlich!

Norder: Kolossal schmerzlich! (Kurze Pause.)

Mengersen (sehr elegisch): Wer hätte das gedacht! So jung und schon sterben müssen.

Norder: Allerdings kolossales Pech! (Er gähnt leicht hinter seinem Hut.)

Mengersen (immer in dem gleichen Ton): Ihr werdet gewiß Durst haben? Bombenmäßige Hitze heute ... Madeira? Oder lieber Portwein? Seid doch nicht so ungemüthlich und redet doch. (Er klingelt und offerirt Cigaretten.)

Lindstädt (gelangweilt): Türken?

Mengersen: Griechen!

Buddberg (gelangweilt): Alle Beide Nichts werth!

Norder: Na, ein Schluck kalter Sect wäre gar nicht zu verachten! Habe nämlich wieder einen kolossalen Brummschädel! ... Auf Ehre, jedes einzelne Haar thut mir weh!

Lindstädt: Größenwahn! Hast ja im Ganzen nur fünfe!

Mengersen (zum eintretenden Franz): Drei Flaschen Sect und ... (er giebt ihm leise weiteren Auftrag während dessen —)

Norden (leise zu den Anderen): Kinder, das ist ja hier zum Auswachsen öde!

Buddberg: Scheußlich!

Norder: Wenn man nur 'mal wenigstens die kleine Kröte, die Traun, zu sehen kriegte! Mit dem Crêpeschleier sah sie zum Verrücktwerden aus.

Lindstädt: Halt's Maul! Er kann ja jedes Wort hören! (Franz ab.)

Mengersen: Wann fahrt Ihr denn zum Rennen 'raus?

Buddberg: Um halb zwei. Die Mail-Coach erwartet uns an der Chaussee ... Bensheim, Walldorf, Lenningsen ... die ganze Bande ist mit ... Sect haben wir massenweise ... die kleine Grabow, Tilli Rieder und Mieze König sind auch dabei ... kann also riesig fidel werden!

---

*) Diese Scene ist decent und durchaus ohne Uebertreibung zu spielen.

Lindstädt: Mieze König, neueste Entdeckung von Norder . . . bildhübsch . . . sehr kleine Füße . . . sehr großer Durst . . . trinkt nur Pomery . . . von Hause aus so gewöhnt . . . ihr Vater ist nämlich Steinträger!

Norder: Ach Kinder, von Der muß ich Euch 'ne Geschichte erzählen . . . zum Todtlachen . . .

Mengersen (lebhafter): Also vorwärts! (Da Franz eintritt.) Pst!

Buddberg (während Franz Sect und Gläser auf den Mitteltisch stellt, wieder im Beileidston): Schrecklich! so jung und schon sterben müssen!

Lindstädt (wehmuthsvoll): Zwölf Jahre!

Norder (der nicht gefolgt ist): Blödsinn, die hat gut ihre zweiundzwanzig auf'm Buckel!

(Franz ab.)

Buddberg (während Mengersen einschänkt, tritt Norder'n auf den Fuß).

Norder: Au! und grade auf's beste Hühnerauge!

Buddberg (leise): Bist doch ein heilloses Kameel! wir reden jetzt doch wieder von der Tochter!

Norder (leise): Muß dem Menschen doch gesagt werden!

Lindstädt (Mengersen zutrinkend): Specielles!

Norder (gleichfalls): Trauerschluck!

Mengersen: Sag' mal, Buddberg, wie stehen denn die Chancen eigentlich für heute? Ich habe mich ja in den letzten Tagen um Nichts mehr bekümmern können!

(In scharfem Gegensatz zu dem bisherigen gelangweilten Ton belebt sich die Unterhaltung plötzlich.)

Buddberg: Das große Jagdrennen macht zweifellos „Saphir".

Lindstädt: Unbedingt! Dieser Oelsnitz hat doch ein Mordsschwein. Reinhards „Donner und Doria" kommt gar nicht mehr in Betracht.

Mengersen (lebendig): Na, und den Jubiläumspreis?

Norder: Wette auf „Cherubim"!

Lindstädt: Natürlich „Cherubim"!

Mengersen: Ein Jammer, daß ich nicht dabei sein kann!

Norder (gähnend): Komm mit!

Buddberg: Das erste Mal, daß Norder 'ne gescheidte Idee hat!

Lindstädt: Natürlich kommst Du mit!

Mengersen: Das ist ja gar nicht möglich . . . inkt.)

Buddberg: Die Welt geht unter! Mengersen und moralische Anwandlungen! Wirst Dich wohl lange um die Spießer kümmern!

Lindstädt: Kleine Dondorf hat auch seinen Alten vor paar Tagen begraben und kommt doch!

Buddberg: Erbt notabene keinen Pfennig!

Norder (aufstehend): Also keine lange Ziererei! . . . Punkt halb zwei an der Chaussee!

Lindstädt (ebenso): Abgemacht! Oder sollen wir Dich lieber gleich hier abholen?

Mengersen (sich zierend): Aber Kinder, bedenkt doch, wenn ich zum Rennen komme . . .!

Buddberg: Ach was, Rennen! Donnerwetter, das gehört doch zu Deinem Beruf! Deine verfluchte Pflicht, Dich als Landwirth um die Pferdezucht zu kümmern!

Lindstädt: Und nachher machen wir ein kleines Jeu!

Norder (ihm die Hand hinhaltend): Also?

Mengersen: Na, ich werde mir mal die Sache überlegen . . . aber ich glaube kaum . . . man muß doch das Decorum wahren . . .

Norder: Was für'n Zeug?

Lindstädt: Also wir sind jedenfalls um halb zwei hier unten . . .

Norder (wie beim Eintritt Mengersen gigerlhaft die Hand gebend): Beileid!

Lindstädt (ebenso): Beileid!

Buddberg (ebenso): Beileid! (Während)

Mengersen (nach vorne geht, gehen die drei Herren nach hinten, beim Hinausgehen sagt)

Norder: In meinem Leben mache ich keine Condolenzvisite mehr, und wenn dem Deibel seine Großmutter stirbt! (Ab.)

Mengersen (trinkt).

Franz (von links mit einem offenen großen Korbe).

Mengersen. Was hast Du denn da?

Franz: Fräulein Traun wollte hier die Sachen vom jungen Fräulein zusammenpacken . . . die hat die gnädige Frau für die armen Kinder ausgesucht . . . (Er stellt den Korb auf den Mitteltisch und zeigt auf eine große obenauf liegende Puppe.) Das ist die letzte Puppe von Fräulein Hedwig . . .

Mengersen (schnell und leise): Fräulein Traun kommt also hierher?

Franz: Sie wird gleich hier sein . . .

Mengersen (leise und vertraulich): Franz, willst Du Dir schnell zwanzig Mark verdienen? Wenn Fräulein Elisabeth hierherkommt, richte es so ein, daß ich hier paar Minuten ungestört mit ihr plaudern kann. Aber verstanden: ungestört! . . . Wo ist denn Doctor Thilenius?

Franz: In der Bibliothek bei der gnädigen Frau . . .

Mengersen: Um so besser! (Franz vertraulich am Ohre zupfend.) Also, alter Schlingel, ich verlasse mich auf Dich, und nun mach', daß Du fortkommst!

Franz (Mitte ab).

Mengersen (tritt schnell an den kleinen Tisch, er blättert fieberhaft in den verschiedenen Papieren, bis er endlich das richtige findet, er murmelt) „Bilanz pro 1896". (Nachdem er einige Seiten mit zitternder Hand überflogen hat, liest er das Endresultat.) Das heißt also: Bankerott! (Er lacht höhnisch auf, dann stampft er mit dem Fuße auf; er gießt ein Glas Sect herunter und murmelt.) Ach was! nur nicht denken! (Dann macht er einen Gang durch's Zimmer; er tritt an den Korb, nimmt die Puppe heraus und betrachtet sie einen Moment, nicht ohne Wehmuth.) Du lieber Gott! (Dann wirft er sie in den Korb zurück, er fächelt sich Luft zu und geht dann leise nach dem Erker, dort wartend.)

Elisabeth (von links, geht an den Tisch, ohne Mengersen zu sehen, und beginnt den Korb zu ordnen).

Mengersen (kommt von hinten leise heran): Na, habe ich Dich endlich?

Elisabeth (zurückprallend, entsetzt und leise): Allmächtiger Gott . . . Sie hier?

Mengersen (leise): Warum bist Du denn so erschrocken, wenn Du mich siehst? . . . Nicht gerade sehr schmeichelhaft . . . oder vielleicht gerade sehr! aber jetzt keine Zeit verloren . . . mach' weiter keine Dummheiten, Schatz, was soll denn die Ziererei bedeuten?

Elisabeth (athmet, keines Wortes mächtig, immer schneller).

Mengersen (vom Wein erhitzt, dicht hinter ihr, zuflüsternd): Begreifst Du denn nicht, daß ich ohne Dich nicht leben kann? Du hast's mir nun einmal angethan . . . weißt Du denn, was Du aus mir gemacht hast? . . . Donnerwetter, Nichts auf der Welt macht mir ja mehr Freude . . . Nichts macht mir Sorgen . . . 's ist 'ne Schande, aber ich habe nicht mal mehr wahre Trauer um das Kind empfunden . . . wo ich bin, sehe ich nur Dich, immer nur Dich . . . ich weiß ja, ich führe ein Lumpenleben . . . ich weiß ja, ganz Mengersfelde geht in die Brüche . . . der ganze Plunder fliegt hier bald in die Luft . . . was kümmere ich mich darum! . . . Ich spiele und trinke ja die Nächte durch, nur um mich zu betäuben . . . und wenn ich mich dann endlich todtmüde auf's Bett werfe . . . dann . . . dann sehe ich in der Dunkelheit nur immer Deine süßen Augen . . . dann höre ich nur immer Deine Stimme . . . wie verhext hast Du mich! . . . und daß Du mich diese drei Jahre hast so betteln lassen . . . das ertrage ich nicht länger . . . (Er will sie von hinten umarmen).

Elisabeth (stößt ihn mit beiden Händen von sich, ganz leise): Lassen Sie mich gehen!

Mengersen (ihr den Weg verstellend, leise): Hollah ... hollah ... nicht so ungestüm, mein Engel!

Elisabeth (stürzt nach der linken Thür): Heute Nacht! Da können Sie mich im Mühlteich finden! (Als sie durch die linke Thür stürzen will, tritt):

Fr. Mengersen (ihr entgegen).

Elisabeth (fliegt ihr mit wildem verzweifelten Aufschrei): Um aller Barmherzigkeit willen, Frau Mengersen, schützen Sie mich! (entgegen.)

Mengersen (aufstampfend, schänkt sich ein Glas Sect ein und stürzt es herunter.)

Fr. Mengersen (ruhig): Ich will jetzt allein mit ihm sprechen!

Elisabeth (langsam mit gesenktem Kopfe links ab; Pause).

Fr. Mengersen: Das Mädchen geht, und ich gehe mit ihr!

Mengersen (consternirt): Du mit ihr?

Fr. Mengersen: Ja!

Mengersen: Wohin?

Fr. Mengersen: Was kümmert's Dich!

Mengersen (aufbegehrend): Da mitzureden, werde ich wohl auch noch ein Recht haben!

Fr. Mengersen: Dieses Recht hast Du Dir verscherzt!

Mengersen: Seit wann?

Fr. Mengersen: Seit vierzehn Jahren!

Mengersen (verblüfft): Henriette, es ist das erste Mal, daß Du so mit mir sprichst!

Fr. Mengersen: Und das letzte Mal.

Mengersen: Also auf gut deutsch: Du willst Dich von mir trennen?

Fr. Mengersen: Ja!

Mengersen: Wenn ich nun aber nicht will?

Fr. Mengersen: Man wird Dich zwingen!

Mengersen: Möchte wissen: wer?

Fr. Mengersen: Die Gerichte!

Mengersen (geht durch's Zimmer und trinkt ein Glas Sect, dann in liebenswürdigem, leichtfertigem Ton): Henriette, seien wir doch vernünftig! ... ich gebe Dir zu ... ich habe Dummheiten gemacht ... na ja ... ich fasse das Leben anders auf wie Du ... ein bissel leichtsinnig bin ich von Natur ... die Gesellschaft, in die ich da gerathen bin, hat auch Schuld an meiner Verbummelung ... aber Du nimmst auch gleich Alles so furchtbar tragisch ... wenn alle Frauen sich gleich von Ihren Männern scheiden lassen wollten, die 'mal ein bischen Hopsasa gemacht haben ... Du lieber Himmel, Deine „Gerichte" hätten ein bischen viel zu thun! ... Also machen wir 'nen dicken Strich unter die ganze Geschichte ... ich verspreche Dir ... (leichtfertig) ich werde von jetzt an brav sein, wie ein Schulamtscandidat ... glaubst Du mir?

Fr. Mengersen: Nichts.

Mengersen (verblüfft): Warum nicht?

Fr. Mengersen (stolz und verächtlich): Weil Du mich vierzehn Jahre lang belogen hast!

Mengersen (auffahrend): Henriette!

Fr. Mengersen (auf ihn zutretend, in furchtbarem Zorn, ohne laut zu werden): Vierzehn Jahre hast Du mich belogen, und Dir soll ich glauben? Vierzehn Jahre lang habe ich Alles ertragen um des Kindes willen ... Demüthigungen, Enttäuschungen ... Lieblosigkeiten ... Betrug ... Lüge! Alles Lüge bis zu diesem Augenblicke! Warum hat mich das Mädchen noch soeben um Schutz gegen Dich gebeten? Warum? Weil Du sie immer tiefer in den Abgrund ziehen wolltest ... (immer leidenschaftlicher) und weil sie nicht wieder werden wollte, wozu Du sie gemacht hattest ... deswegen spielst Du

den Reumüthigen und wendest Dich wieder an mich? (Immer zornentflammter.) Und wenn sie „Ja“ gesagt hätte, wenn sie Dir gefolgt wäre . . . was dann? Dann hätte es hier noch einmal begonnen . . . hier . . . in meinem Hause . . . unter meinen Augen! (in tiefster Verachtung) und Dir soll ich glauben? Dir?! . . . Genug! Wir haben Nichts mehr mit einander gemein!

Mengersen (der, während sie sprach, wieder getrunken, vom Wein erhitzter): Du willst also fortgehen?

Fr. Mengersen: Ja!

Mengersen: Mir stehen böse Zeiten bevor!

Fr. Mengersen: Das weiß ich!

Mengersen (immer dringlicher): Mengersfelde ist nicht mehr zu halten!

Fr. Mengersen: Mag es doch!

Mengersen (mit beiden Händen verzweifelt auf die Mappe pochend): Henriette, ich stehe vor dem finanziellen Ruin!

Fr. Mengersen: Nur die Folge Deines moralischen Ruins!

Mengersen (immer verzweifelter): Du allein kannst mich retten!

Fr. Mengersen: Dich kann Niemand retten!

Mengersen: Gieb mir die Mittel, mich über Wasser zu halten!

Fr. Mengersen: Nein! (Es klopft an der Mittelthür.)

Mengersen (ein Glas hinuntergießend).

(Peitschenknallen von unten herauf.)

Norders (Stimme): Mengersen! Es ist Punkt halb zwei! (Nach abermaligem Klopfen tritt durch die Mitte)

Willich (ein, ruhig und ohne jede Absichtlichkeit): Herr Mengersen, ich komme jetzt, um mit Ihnen abzurechnen!

Mengersen (auflachend): Abrechnen? Hahaha! . . . Scheeren Sie sich doch zum Teufel mit Ihrem Plunder! . . . Was kümmert mich das noch! . . . Jetzt habe ich kein Kind mehr . . . kein Geld . . . nicht einmal mein Weib! Hahaha!

Norders (Stimme): Ja, zum Donnerwetter, wo bleibst Du denn? (Man hört Lachen verschiedener Stimmen von unten herauf.)

Mengersen (verzweifelt flehend): Henriette! (Da sich Frau Mengersen abwendet, verzweifelt) Jetzt kann's ja lustig werden auf Mengersfelde! . . . (Peitschenknallen.) Ich komme schon . . . ja, ja . . . ich komme schon . . . (Er schlägt mit der linken Faust die rechte Thür auf und hinaus.)

(Pause.)

Fr. Mengersen (schaudert in sich zusammen; man hört von unten Begrüßungsworte und wiederholtes mehrstimmiges Lachen, das sich unter Peitschenknallen nach und nach verliert).

Thilenius (mit einem Packet Papiere von links): Komme ich recht?

Fr. Mengersen (ihm erregt entgegen): Ja, ganz recht, wahrhaftig ganz recht! Wenn ich vielleicht noch geschwankt habe . . . jetzt ist auch jeder Zweifel geschwunden! . . . (mit festem Entschluß): Herr Willich, ich bitte Sie, mir Fräulein Traun zu rufen!

Willich (links ab).

Thilenius (der ihre Erregung bemerkt, zögernd): Wenn ich aber störe . . .

Fr. Mengersen (erregt umher): Bleiben Sie hier . . . ich habe mit Ihnen zu sprechen!

Thilenius: Ganz zu Ihrer Verfügung!

Fr. Mengersen: Ich wünsche, daß Fräulein Traun dabei ist!

Thilenius: Bitte sehr!

Fr. Mengersen (geht an dem Korb vorüber und nimmt die Puppe heraus): Mein armes Kind! (Dann legt sie sie zärtlich zurück).

Elisabeth (von links, bleibt mit einem fragenden Blick stehen).

Fr. Mengersen (die ihre Erregung zu bezwingen sucht): Lieber Thilenius, Sie werden sich entsinnen, daß ich mit Ihnen vor einigen Tagen einen Plan besprach . . .

Thilenius: Ob ich mich entsinne! Als gewissenhafter Mann habe ich sofort nach Hause geschrieben um die Statuten ähnlicher Stiftungen. Wenn Sie vielleicht die Sachen prüfen wollen . . .

Fr. Mengersen: Um so leichter wird es Ihnen ja sein, mir einen Entwurf zu machen, wie viel wohl dazu nöthig wäre. Ich will sehen, ob ich es mit meinen Mitteln bestreiten kann. Elisabeth, ich bitte Sie, hören auch Sie meine Pläne für die Zukunft . . . Sie wissen ja, seit Jahren hege ich die Absicht, ein Waisenhaus zu gründen.

Thilenius: Wenn Sie mich beauftragen, will ich mich in der Stadt nach einem passenden Terrain umsehen. Es wird sich wohl bald Etwas finden lassen. Ihr Vermögen, Frau Mengersen, beziffert sich nach den letzten Aufstellungen auf ungefähr 300000 Mark . . . Ich muß nun wissen, um einigermaßen orientirt zu sein: wie viel wollen Sie dazu verwenden?

Fr. Mengersen: Alles!

Thilenius (sie betroffen anblickend): Alles? Ah, ich verstehe! Das also sind die Pläne für Ihre Zukunft? Sie selbst wollen das Haus leiten?

Fr. Mengersen: Ja, Thilenius, ich will dieses Haus leiten und . . . Elisabeth, ich wollte Sie fragen, ob Sie mich dabei unterstützen wollen?

Elisabeth (schnell): Ich?

Fr. Mengersen: Ja!

Elisabeth (schnell): Ich soll bei Ihnen bleiben?

Fr. Mengersen: Ja!

Elisabeth (ebenso): Auch jetzt noch?

Fr. Mengersen: Jetzt um so mehr! . . . Ich habe in den letzten Tagen viel über Sie nachgedacht . . . Sie brauchen Schutz . . . Jetzt mehr als je . . . das habe ich in dieser Stunde wieder gesehen . . . ich will Ihnen diesen Schutz bieten! . . Wir Beide müssen jetzt ein neues Leben beginnen, wir müssen zu vergessen suchen, und da ist es wohl das Beste, wenn wir Pflichten zu erfüllen haben! Haben Sie Vertrauen zu mir . . . Niemand wird Sie besser verstehen, Niemand wird nachsichtiger sein, als ich! Glauben Sie, daß meine Dankbarkeit für Sie mit dem Tode meines Kindes aufgehört hat?

Elisabeth (leise und verzweifelt): Sprechen Sie nicht von Dankbarkeit, Frau Mengersen, nur nicht von Dankbarkeit!

Fr. Mengersen: Gerade die hält uns zusammen!

Elisabeth: Nein, ich kann nicht mit Ihnen zusammenleben . . . jetzt weniger vorher!

Fr. Mengersen (sie anblickend): Jetzt weniger? Elisabeth, ich will und ich werde vergessen!

Elisabeth: Trauen Sie sich nicht zu viel zu! Das können Sie nicht! . . . Denn immer wieder muß es ja in Ihnen auftauchen . . . daß ich Schuld war an dem Tode des Kindes!

Fr. Mengersen (sie verständnißlos anstarrend): Sie haben ihm drei Jahre seines Lebens geschenkt!

Elisabeth: Ich verstehe Sie, Frau Mengersen, Sie wollen es mich nicht fühlen lassen in Ihrer Herzensgüte, aber Sie haben es ja doch gesehen, wie Hedwig in den letzten Stunden voll Zärtlichkeit gegen Sie war . . .

(Rapides Tempo.)

Fr. Mengersen (tonlos und blitzschnell): Das Kind . . . hat gehorcht?

Elisabeth (leise): Ja!

Fr. Mengersen (hält sich die Ohren zu, sich aufbäumend): Das kann nicht sein . . . nein . . . nein . . . nein! Das ist auch nicht so!

Elisabeth (bebend): Sie flüsterte mir zu: Was Du gethan hast . . . das weiß ich nicht, aber es muß wohl etwas sehr Schlechtes gewesen sein, und ich habe Dich doch so lieb, so lieb! . . . Das waren ihre letzten Worte!

Fr. Mengersen (stürzt am Mitteltisch zusammen, mit herzbrechendem Schrei): O mein Gott, mein Gott!

Elisabeth: Ja, Frau Mengersen, all meine Reue war umsonst . . . all Ihre Güte zu mir war umsonst . . . Meine Schuld hat sich doch gerächt! (In tiefster Wehmuth) Mengersfelde hat mir kein Glück gebracht und ich nicht Mengersfelde!

Fr. Mengersen (sich wie geistesabwesend um Hilfe flehend umsehend, ihr Blick fällt auf den mehr im Hintergrunde stehenden Thilenius, der der Scene mit tiefster Antheilnahme gefolgt ist; in rathlosem Jammer und mit flehenden Händen): O, lieber Freund, helfen Sie mir doch!

Willich (tritt von links ein und hält sich an der rechten Thüre).

Thilenius (sich ihr nähernd, mit warmer Herzlichkeit): Frau Mengersen, wozu quälen Sie sich und dieses arme Mädchen! Ich habe gestern die Aerzte gesprochen . . . sie wollten Sie schonen . . . sie wollten Ihnen nicht sagen, daß Ihr Kind verloren war! . . . daß sein Leben nur noch an einem schwachen Faden hing . . . (mit allem Nachdruck) Beide haben mir gesagt, daß Ihre Tochter höchstens noch wenige Wochen hätte leben können . . . das schnelle Ende sei nur ein Glück, hören Sie, Frau Mengersen, ein Glück für das arme Geschöpf gewesen . . . es habe sie nur vor Qualen und Schmerzen bewahrt . . . Das muß Ihnen Trost und Beruhigung geben . . . das muß Sie aussöhnen mit dem Unabänderlichen! (Mit schönem, warmem Gefühl.) Was auch zwischen Ihnen und Fräulein Traun geschehen sein mag . . . (indem er Elisabeths Hand ergreift) wenn hier eine Schuld begangen wurde, so wurde sie ja auch von Ihnen verziehen! Klagen Sie nicht sich, klagen Sie nicht Andere an . . . das Schicksal hat Ihnen das Kind genommen . . . danken Sie dem Mädchen hier, daß es Ihrem Kinde seine letzten Jahre erhalten und verschönt hat! Kämpfen Sie jeden Haß, jeden Groll, der sich in Ihnen vielleicht regen will, nieder . . . und denken Sie an die versöhnenden letzten Worte Ihres Kindes: „ich habe Dich doch so lieb, so lieb!“ Nein, Frau Mengersen, Sie sind zu groß, Sie können nicht ungerecht und undankbar sein! (Indem er Elisabeth Frau Mengersen zuführt, mit bezwingender Güte und bebender Stimme.) Sehen Sie doch, Frau Mengersen, eine flehende Hand streckt sich Ihnen entgegen . . . und bittet um Vergessen und . . . Verzeihen!

Fr. Mengersen (starrt Elisabeth an, dann sich erhebend, edel und groß): Ja, Thilenius, Sie haben Recht . . . im Andenken an mein Kind kann ich nicht undankbar sein!

Elisabeth (leise und ganz bezwungen): Frau Mengersen, jetzt gehöre ich Ihnen, ganz Ihnen! Ich will Ihnen dienen mein Lebelang!

Fr. Mengersen: Nein, Elisabeth, Sie sollen nicht immer bei mir bleiben. Denn Sie sind noch jung und haben noch ein Recht an's Leben. Ich will nur, daß Sie wieder zur Ruhe kommen! Ich will nur, daß Sie wieder Muth und Vertrauen und Freude am Leben gewinnen! Und wenn das in einigen Jahren geschehen ist, dann kenne ich einen Mann, dessen Liebe ist stark genug . . .

Willich (in schöner Erregung, bebend): Ja, Fräulein Elisabeth, ich weiß ja doch, daß Ihr Herz rein geblieben ist . . . auf mich können Sie sich verlassen (erschütternd) immer . . . immer!

Thilenius (seine Rührung bekämpfend): So ist's recht! So ist's recht! (Er ergreift Frau Mengersens Hand, die er dankbar und in mächtiger Ergriffenheit küßt.) Wahrhaftig, Frau Mengersen, wär's nicht gar so altmodisch . . . ich möchte jetzt am liebsten vor Ihnen niederknieen! (Dann zu Elisabeth, voll herzlicher Güte.) Sehen Sie, mein liebes Fräulein, ich hab's Ihnen ja gesagt: wir Beide werden noch gute Freunde werden! (Dann drückt er Willich warm die Hand.)

Fr. Mengersen (geht vom Mitteltisch zum Rundsopha, mit edler Fassung): Kommen Sie Thilenius, (setzt sich) setzen Sie sich zu mir: jetzt können wir über unsere Pläne sprechen!

Thilenius (setzt sich ihr gegenüber).

Elisabeth (steht hinter dem Rundsopha und legt bescheiden, aber vertrauensvoll ihre Hand auf Frau Mengersens Schulter).

Willich (im Hintergrunde, betrachtet glücklich die Gruppe).

Thilenius (nachdem er einen Moment in den Papieren geblättert, in seinem behaglichen Plauderton): Also zum Beispiel hier . . . Nummero eins . . . (Der Vorhang beginnt hier ganz langsam zu fallen) nehmen wir uns dieses Statut vorläufig zur Richtschnur . . . (Während Frau Mengersen und Elisabeth aufmerksam in den Plan schauen.) Sie sehen . . . ein stattliches Haus . . . mit zwei . . . vier . . . acht . . . mit zwölf Fenster Front . . . einem Stockwerk . . . dahinter ein großer schöner Garten, in dem sich die Kinder lustig tummeln können . . . es ist ungefähr mit den gleichen Mitteln erbaut worden, über die wir verfügen . . . ich denke doch, daß bei vernünftiger Einrichtung und sparsamer Führung . . . (Während er weiter spricht, sinkt der Vorhang.)

ENDE

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik. Von Ferdinand Cohn. Zweite vermehrte Auflage. 2 Bände. Breslau, J. U. Kerns Verlag (Max Müller).

Vor Kurzem hat der berühmte Botaniker, der — wie die ihm von der Akademie der Wissenschaften in Berlin überreichte Adresse rühmte — als der Erste erkannte, daß die Bakterien eine selbstständige Pflanzengruppe darstellen, und als der Erste eine schärfere Umgrenzung der Gattungen und Arten, sowie auch eine wissenschaftliche Eintheilung der ganzen Gruppe anbahnte, der in dem von ihm begründeten pflanzenphysiologischen Institut der Universität Breslau die erste und lange Zeit einzige Heimstätte der Bakterienforschung schuf, indem er mit hervorragenden anderen Botanikern und Aerzten den Grund zu der so weite neue Perspectiven eröffnenden Wissenschaft der Bakteriologie legte, — seinen siebzigsten Geburtstag und sein fünfzigjähriges Doctor-Jubiläum gefeiert. Und gleichsam in dankbarer Erwiderung der verdienten Ehrungen, welche ihm bei dieser Gelegenheit zu Theil geworden, überraschte uns der greise Gelehrte mit einer werthvollen Gegengabe: mit der zweiten Auflage seines schönen Buches, durch das er sich weit über den Kreis der Fachgelehrten hinaus bei dem gebildeten und bildungseifrigen Publicum einen Namen gemacht: „Die Pflanze“.

Die erste, 1882 erschienene Auflage war seit Jahren vergriffen, nun liegt die zweite, vermehrt und überarbeitet, dem gegenwärtigen Entwickelungszustande der Wissenschaft angepaßt, in einer so glänzenden Gestalt, im Schmucke zahlreicher, guter Illustrationen, vor, daß sie wie eine rechte Festausgabe erscheint.

Freudig anzuerkennen ist es, wenn ein Gelehrter wie Ferd. Cohn es mit als Aufgabe der Vertreter der einzelnen naturwissenschaftlichen Zweige bezeichnet, eine Litteratur zu schaffen, welche den gebildeten Kreisen das Eindringen in ihre Wissenschaft erleichtert, zumal die Schule — was übrigens im Wesentlichen die Gymnasien trifft — nicht das wünschenswerthe Maß naturwissenschaftlicher Bildung verleihe, und doch die Bekanntschaft mit den wichtigsten naturwissenschaftlichen Problemen, mit den Wegen, auf denen ihre Lösung in Angriff genommen wird, und mit den Ergebnissen, die bisher gewonnen worden sind, ebenso nothwendig zur allgemeinen Bildung gehöre, als dies für Religion und Philosophie, für Staats- und Culturgeschichte, für Kunst und Litteratur zugestanden wird. — Und in welcher Weise der Gelehrte diese Aufgabe anzugreifen und zu lösen habe, dafür

hat Cohn selbst das mustergiltige Beispiel in seinen Vorträgen gegeben, die er unter dem Sammelnamen „Die Pflanze“ zum Buche vereinigt hat.

Ein solches Buch soll und darf — wie der Verfasser bemerkt — kein Lehrbuch sein, das vollere Hingabe und anhaltenderes Studium erfordert; da es sich an ein nur allgemein, nicht fachmännisch gebildetes Publicum wendet, kommen bei der Darstellung nicht sowohl die Regeln der wissenschaftlichen, als die der künstlerischen Composition in

Banyane von Hindostan (Ficus bengalensis).
Aus: F. Cohn, Die Pflanze. 2. Aufl. Breslau. J. U. Kerns Verlag (Max Müller).

Betracht; und nicht auf erschöpfende Vollständigkeit kommt es an, sondern darauf, daß der Hauptgegenstand in den Mittelpunkt gerückt und in das klarste Licht gesetzt, alles Nebensächliche dagegen, das durch Ueberfülle verwirren würde, in den Hintergrund gestellt oder ganz übergangen wird.

In vollem Maße hat Cohn diese Forderungen, die er an ein populärwissenschaftliches Werk stellt, in seinen Vorträgen erfüllt. Man kann nicht genug bewundern, wie

klar und einleuchtend er wichtige Probleme, schwierige wissenschaftliche Fragen, complicirte Erscheinungen dem Laien darzustellen weiß, als ob hier keine Schwierigkeiten zu überwinden gewesen wären, als ob keine Kluft zwischen dem Gelehrten und dem Ungeschulten bestände, wie er sich dem Verständniß, dem Fassungsvermögen des Lesers anzupassen weiß. In der Sprache, in der dieser Gelehrte zu seinen Lesern oder Hörern spricht, in dieser so einfachen, aber so anziehenden, durch ungesuchte, aber um so anschaulichere erläuternde Vergleiche und Bilder belebten Sprache, die auch, wo es angebracht, des poetischen Schwunges nicht entbehrt, wohl auch des Dichters Worte heranzieht, erscheint Alles so selbstverständlich, so faßlich. Und mehr noch als das Wissen, welches dieses Buch vermittelt, bedeutet die

Riesenorchidee.
Aus: F. Cohn, Die Pflanze. 2. Aufl. Breslau, J. U. Kerns Verlag (Max Müller).

fortwirkende Anregung, die es dem Leser giebt, die Liebe, welche es zur Natur, zur Wissenschaft, zum Weiterstreben einflößt.

Schon in der Anordnung der Vorträge ist der Verfasser pädagogisch-wissenschaftlich verfahren; es kam ihm darauf an, für die Vorträge — von denen jeder für sich ein abgerundetes Ganze bildet — einen leitenden Faden zu gewinnen, der die einzelnen Darstellungen in innerem Zusammenhange und in stufenweiser Fortentwickelung aneinanderreiht. So giebt er in den ersten Vorträgen dem Leser zunächst einen allgemeinen Ueberblick über die grundlegenden Elemente der wissenschaftlichen Botanik:

Der eröffnende Vortrag „Botanische Probleme“ bietet uns in gedrängter Darstellung die Geschichte der botanischen Wissenschaft von Aristoteles an, der die Pflanzen als lebende

und beseelte Wesen erkannte, bis zu Goethe, Darwin und zur Gegenwart; der zweite handelt von den „Lebensfragen", von den Fragen: Worin besteht das Leben? Wie wird Leben erzeugt, erhalten, vernichtet? In welchem Verhältniß steht das Lebendige zum Leblosen, steht Leben zu Seele und Geist? — Fragen, die zugleich Lebensfragen der Wissenschaft sind. Hier lernen wir staunend kennen, wie weit wir dem Geheimniß des Lebens auf die Spur gekommen sind; aber wir hören hier auch das Bekenntniß des Gelehrten, daß „uns noch fast alle Zwischenglieder fehlen zwischen dem Anstoß der von außen einwirkenden physikalischen oder chemischen Kräfte und den Veränderungen im Innern der lebenden Zellen, aus denen die Bewegungen hervorgehen." Wir sind noch weit davon entfernt, „das Leben in ein einfaches Spiel physikalischer und chemischer Kräfte auflösen zu können," und der Ursprung und das eigentliche Wesen des Lebens ist noch unbekannt. Diese Abhandlung, in der ein hervorragender Gelehrter die Grenzen der Wissenschaft bezeichnet, ist besonders zur Lectüre zu empfehlen, pflegt doch gerade der Halbgebildete sich den radicalsten und weitestgehenden Anschauungen zuzuneigen, und bald dem crassen Materialisten, der Alles erklären zu können glaubt, bald dem speculativen Phantasten gläubiges Gehör zu schenken. —

Nach diesen allgemeinen Vorträgen folgt dann die Behandlung einzelner Fragen von besonderem culturgeschichtlichen Interesse oder solcher, welche die Forschungen der Gegenwart hervorragend in Anspruch nehmen: Goethe als Botaniker — Rousseau als Botaniker — Der Zellenstaat — Licht und Leben — Der Pflanzenkalender — Vom Pol zum Aequator — Vom Meeresspiegel zum ewigen Schnee — Was sich der Wald erzählt — Weinstock und Wein — Die Rose — Die Orchideen — Insectenfressende Pflanzen — Botanische Studien am Meeresstrande — Die Welt im Wassertropfen — Die Bakterien — Unsichtbarer Feinde. —

Das Werk ist von der Verlagshandlung auf's Gediegenste ausgestattet und mit hübschen Holzschnitten, die zugleich zur Zierde, wie zur Belehrung dienen, versehen. Besonders hervorgehoben sei eine unbekannte Zeichnung von Thorwaldsen, die dieser für das von Alexander von Humboldt an Goethe überreichte Dedicationsexemplar der „Ideen zur Geographie der Pflanzen" entworfen hat. Es stellt den lorbeerbekränzten Apollo dar, der, die Leyer in der Hand, die Herme der Naturgöttin, der vielbrüstigen Diana von Ephesus, entschleiert, eine Tafel enthält die Inschrift: „Metamorphose der Pflanzen". „Die Zeichnung sollte andeuten," sagt Goethe, „daß es auch der Poesie wohl gelingen könne, den Schleier der Natur aufzuheben."

Möge das schöne Werk die Verbreitung finden, die es verdient, damit es den Zweck erfülle, den sein Verfasser im Auge gehabt. — 1 —

Bibliographische Notizen.

Archiv für Religionswissenschaft unter Mitwirkung von Professor Bossuet, Brinton, Guntiet, Hardy, Hillebrandt, Karlowicz, Pietschmann, Roscher, Stade, Stengel, Weinhold, Wiedemann, Zimmern herausgegeben von Dr. Ths. Achelis. Vierteljahrsschrift zu 24 Bogen. Preis 14 Mk. Verlag J. C. B. Mohr (P. Siebeck), Freiburg in Br.

Es ist in unserer mit Zeitschriften überreichlich gesegneten Zeit freilich ein gewisses Wagniß, wenn sich der Herausgeber, unterstützt durch eine stattliche Zahl der berufensten Specialitäten des In- und Auslandes entschlossen hat, ein neues Unternehmen in's Leben zu rufen. Aber einmal ermuthigte ihn zu diesem Schritt die freudige Zustimmung, welche seine Anregung überall fand — es haben über 300 Forscher ihre Unterstützung zugesagt — als auch lag in dem Umstande, daß es bislang noch kein Centralorgan in Deutschland giebt, welches alle verstreuten mythologischen und religionswissenschaftlichen Studien sammelt, eine gewisse Gewähr des Gelingens. Daß im Uebrigen erst der Erfolg das letzte Wort zu sprechen hat, versteht sich von selbst; allein es soll doch ausdrücklich bemerkt werden, daß überall der streng wissenschaftliche Standpunkt festgehalten werden soll und daß dem gegenüber die populäre Darstellung der etwaigen Ergebnisse in den Hintergrund zu treten hat. Ein wesentliches Ziel aber der Revue soll es sein, eine bessere Fühlung zwischen den beiden zunächst in Betracht kommenden Disciplinen herzustellen, die sich

vielfach in unfruchtbarer Polemik verzehren, zwischen der Sprachwissenschaft in ihrem ganzen Umfange und der frisch aufblühenden Völkerkunde. Die psychologische Zergliederung der Probleme, die Zurückführung auf bestimmte Formen und Erscheinungen des religiösen Bewußtseins wird öfter erst den Schlußpunkt der Untersuchung bilden, und insofern ist die Religionsphilosophie auch bei unserer Arbeit nicht wenig interessirt. Da das ganze Gebiet aber der Mythologie und Religionswissenschaft gar zu umfassend ist, so sind bestimmte Abtheilungen vorgesehen, innerhalb deren die systematische Bearbeitung einzusetzen hat. Im Uebrigen zerlegt sich der Stoff nach drei Gesichtspunkten: Erstens Originalabhandlungen aus allen in Betracht kommenden Disciplinen, zweitens Miscellen, d. h. entweder concrete Materialsammlungen oder Anregungen zur Bestimmung und Formulirung einer wichtigen Streitfrage, und drittens Recensionen wichtiger Bücher. Daneben gehen noch zusammenfassende kritische Orientirungen über den derzeitigen Stand irgend eines Forschungszweiges.

A.

Vorlesungen über Menschen- und Thierseele. Von W. Wundt. Dritte Auflage. Verlag von Leopold Voß. Hamburg und Leipzig.

Von den Vorlesungen Wilhelm Wundts über Menschen- und Thierseele ist eine neue verbesserte Auflage erschienen. Unablässig ist der Verfasser bemüht, an seine Arbeiten die bessernde Hand zu legen, und bekundet dies schöne Bedürfnis, alles Geschriebene durch sorgsame Nachprüfungen auf der Höhe seiner Ueberzeugung zu halten, den gegen sich strengen, gewissenhaften Gelehrten, dem die ausgesprochene Meinung nicht zum Hemmniß werden kann. Aber „das Moralische versteht sich immer von selbst," sagt Vischer. — Das vorliegende Werk mit seinem charakteristischen Titel hat nun schon einen gewissen historisch ehrwürdigen Platz in der Litteratur erworben. Es ist vielleicht neben der Ethik, zu der es als eine Ergänzung aufgefaßt werden kann, die populärste Schrift Wundts. Wir werden in einen wohlbestellten Garten geführt, durchwandeln ihn an der Hand des kundigen Besitzers selbst, der uns hier auf jeden Strauch und jeden Baum aufmerksam machen kann; hat er doch manche Bäume selber gepflanzt und alle gepflegt. Wir müssen es ablehnen, über die Bedeutung unseres großen Meisters zu sprechen. Die Schärfe und Klarheit seines Denkens bekommen wir auch in diesem Werke zu schmecken, und es überkommt uns wohl auch beim Lesen die innige Naturfreude, die der Beobachter der Erscheinungen der lieben Wirklichkeit im Herzen getragen hat und in seine Darstellung einfließen lassen mußte. Die gleichmäßige Schönheit seines Stils wirkt ungemein wohlthuend. Es ist, als habe der Seelenkenner das Tempo gefunden, in dem die Gedanken am rüstigsten auf die Dauer zu marschiren pflegen. H. L.

Herzog Wilhelm von Württemberg. k. u. k. Feldzeugmeister: Ein Lebensbild von Adolf Magirus, Hauptmann im Grenadier-Regt. König Karl (5 Würtemb.) Nr. 123. — Stuttgart, Kohlhammer.

Der Verfasser, der Gelegenheit hatte, wiederholt zu dem vor einem Jahre zu Meran verstorbenen Herzog Wilhelm von Württemberg, dem Besitzer der schlesischen Herrschaft Karlsruhe, in nähere Beziehungen zu treten, entwirft in dem vorliegenden Buche auf Grund eines reichhaltigen Quellenmaterials ein anziehendes Lebensbild dieses mit vortrefflichen Gaben des Geistes und des Herzens ausgestatteten Fürsten. Von Letzterem wurde zum großen Theile die Arbeit des Verfassers durchgesehen und mit Unterstützung der Herzogin Mathilde, der Schwester des Herzogs Wilhelm, durch eigene Zusätze bereichert. — Von hervorragendem Interesse sind die in dem Werke aufgeführten zahlreichen Briefe des Herzogs Wilhelm, die er von seinen vielfachen Reisen, sowie aus den Feldzügen, die er als österreichischer Offizier mitgemacht hat, und von den verschiedenen Garnisonen aus an seine Familie, namentlich aber an seine vorgenannte Schwester Mathilde, gerichtet hat. Das sich dadurch dem Leser entrollende Lebensbild gestaltet sich zu einem äußerst anziehenden und fesselnden und gewährt einen Einblick in die hervorragenden Charaktereigenschaften des Herzogs, in sein tiefes Gemüth und in seine unerschütterliche Treue zu der von ihm erkorenen Fahne. In einem Briefe an seine Mutter (S. 85) schreibt er im November 1850: „Sollte es zum Kriege kommen, so sage nur allen Karlsruhern, wie schmerzlich es mir sei, gegen sie und das Land meiner Geburt kämpfen zu müssen. Wo aber die Pflicht ruft, verstummt jedes andere Gefühl, und meine Lösung ist und bleibt Oesterreich und mein Kaiser über Alles! Im Jahre 1848 an meinem Geburtstage habe ich das Vorhaben gefaßt, mein Schicksal an das

Oesterreichs zu knüpfen." Und diesem Gelübde ist er treu geblieben bis zu seinem am 16. October 1891 vom Kaiser Franz Josef erbetenen und von diesem mit gnädigen Worten unter dem 18. desselben Monats ertheilten Abschied. Die Reichhaltigkeit des Werkes ergiebt sich aus seinem Inhalts-Verzeichniß. In 20 Capiteln werden behandelt: die Abstammung, Eltern, Geschwister und die Jugendzeit, die Studienjahre, der Diensteintritt und die ersten Dienstjahre, die Reisen nach dem Orient, Schottland, Frankreich und Süd-Italien, die Schlachten von Magenta, Solferino und Oeversee, die Reise nach Spanien und Nord-Afrika, der Krieg 1866 und die Friedensjahre 1866—1878, die Reise nach Nord-Amerika und West-Indien nebst besonderer Beschreibung des nordamerikanischen Krieges 1861—64, die Reise in den Orient, schließlich die Zeit als commandirender General und die Jahre nach dem aus dem österreichischen Heer genommenen Abschiede. Von besonderem Interesse sind auch die vom Herzoge auf militärischem Gebiet gelieferten Arbeiten zur Reorganisation der österreichischen Armee. Das Werk ist gut ausgestattet und mit Illustrationen, Portraits, Kartenskizzen und einem Stammbaum versehen. K.

Drei Jahre ostasiatischer Politik. Von M. von Brandt. — Stuttgart, Strecker & Moser.

Die Folgen des chinesisch-japanischen Krieges 1894—1895 gehören noch zu sehr der jüngsten Vergangenheit an, als daß schon jetzt ein abgeschlossenes Urtheil über dieselben abgegeben werden könnte. Der Verfasser verfolgt daher in seiner Arbeit zunächst den Zweck, das Material zu einer selbstständigen Beurtheilung der Sachlage zu liefern. Als Quellenmaterial hat er die in China und Japan erschienenen Zeitungen, ferner die diplomatischen Eröffnungen Nordamerikas und der europäischen Hauptstaaten, sowie die Berichte der Militärattachés und mündliche Mittheilungen benutzt. In 6 Capiteln und einem Schlußwort erörtert er die chinesisch-japanischen Beziehungen vom April 1894 ab bis zum Friedensschluß und den Austausch des chinesisch-japanischen Handelsvertrages, ferner die Beziehungen der fremden Mächte zu den Kriegführenden und das Verhältniß von Rußland und Japan in Korea. Eine Besprechung der kriegerischen Ereignisse ist nur soweit erfolgt, als eine solche zum Verständniß der diplomatischen Vorgänge sich als nothwendig erwiesen hat. Bekanntlich hat der Krieg die Einmischung der fremden Mächte nicht verhindert, sondern beschleunigt, auch hat Japan jeden Einfluß in Korea eingebüßt, und an die Stelle des schwachen China ist dort das mächtige Rußland getreten. Wie sich die ostasiatischen Verhältnisse weiterhin gestalten werden, bleibt eine offene Frage. Auf dieselbe kann hier nicht näher eingegangen und muß auf das Original verwiesen werden, das sich mit derselben in der Schlußbetrachtung beschäftigt. Von besonderem Interesse sind auch die im Anhange beigefügten diplomatischen Documente: Die Convention von Tientsin, eine Denkschrift Li Hung Chans, der Friedensvertrag von Schimonoseki, die Erklärung Koyama Toyotaros, angeklagt des Mordversuchs gegen Li Hung Chan, das Manifest der Mitglieder der Tong-hak-Secte, die Uebersetzung eines Schreibens der koreanischen Bevollmächtigten, die russisch-japanische Convention, die angebliche russisch-chinesische Convention und die Statuten der chinesischen Ostbahngesellschaft. Die Lectüre des Buches kann bei dem Interesse, das die ostasiatische Frage allgemein beansprucht, durchaus empfohlen werden. K.

Ursachen und Wirkungen. Lebenserinnerungen von Julius Waldemar Grosse. Braunschweig, George Westermann.

Die Leser von „Nord und Süd" werden sich mit Vergnügen der allerliebsten Plaudereien entsinnen, die Julius Grosse aus dem reichen Schatz seiner Lebenserinnerungen in dieser Monatsschrift zuerst veröffentlicht hat, und sie werden mit Freuden das vorliegende Werk ergreifen, das in fortlaufender Erzählung die Lebensgeschichte des Dichters bis zu seiner Uebersiedlung nach Weimar als Generalsecretär der Schillerstiftung enthält. Ein wahrhaft erquickliches schönes, liebenswürdiges Buch! Es fesselt von der ersten bis zur letzten Zeile, und Niemand wird es unbefriedigt aus der Hand legen. Wodurch der Dichter diesen Erfolg erzielt? Etwa durch romanhafte Verwickelungen und fabelhafte Abenteuer? Keineswegs! Vielmehr durch die Einfachheit, Wahrheit, Anschaulichkeit und Wärme der Schilderungen, die zugleich mit der Entwicklung des Menschen und Dichters ein farbenreiches Bild der ganzen Zeit, aus der er hervorgegangen und mit der er geworden und gewachsen ist, vor unseren Blicken entrollen. Wir durchleben mit ihm

die jugendlichen Leiden und Freuden im Thüringer Pfarrhause, die Gymnasialzeit in Magdeburg, nehmen lebhaften Antheil an den inneren Kämpfen des Jünglings, der lange Zeit zwischen Architectur, Juristerei, Malerei und Poesie hin- und herschwankt, bis er in München definitiv in der Poesie seine Lebensstellung findet. Die Münchener Zeit, in welcher der Dichter neben umfangreicher poetischer Production auch als Journalist eine überaus vielseitige und einflußreiche Thätigkeit entwickelt, dazwischen allerhand Herzens-Abenteuer erlebt, die in anmuthigster Weise erzählt werden, gehört zu den glänzendsten Partien des Buches. Es werden uns eine Fülle interessanter Persönlichkeiten, theils berühmter, theils unberühmter vorgeführt, die stets in knapper, markanter Schilderung leibhaftig vor unserem geistigen Auge erscheinen und nach den verschiedensten Richtungen hin unsere Theilnahme erregen. Ausflüge nach Italien und Paris bilden in dieser Münchener Zeit werthvolle, für die Entwicklung des Dichters und die Wahl seiner Stoffe epochemachende, für den Leser höchst anziehende Episoden.

Was dem ganzen Buche einen besonderen Reiz verleiht, ist die milde persönliche Stimmung, die über demselben ruht. Das Schicksal hat den Dichter hart angefaßt, auf glänzende Erfolge treffen ihn zuweilen empfindliche, meistens unverschuldete Niederlagen. Niemals unterliegt er der Verzweiflung, er traut seinem guten Stern, der ihn stets aus allen dunklen Wirrnissen wieder in klare geordnete Verhältnisse zurückführte.

Dichter wie Grosse, Heyse u. s. w. haben der heutigen Kritik gegenüber, die meist einseitig und in parteiischer Weise dem naturalistischen Princip huldigt, einen schweren Stand. Aber schon beginnt sich das Blatt zu wenden, man erkennt, daß die allzu crasse, photographisch treue Wiedergabe der Natur nicht Sache der Kunst sein kann; das Gute, das unsere älteren Dichter geleistet, tritt wieder in den Vordergrund, und so wird auch der Dichter des „Mädchens vom Capri“ und so mancher anderen vollendeten Dichtungen wieder zu seinem Rechte kommen. Seine jüngste große, epische Schöpfung „Das Volkramslied“ liegt bereits in dritter Auflage vor uns, ein glänzender Beweis für die Richtigkeit des eben Gesagten.

Am 25. April dieses Jahres feiert der Dichter in körperlicher und geistiger Frische seinen 70. Geburtstag. Möge ihm noch ein langer und gesegneter Lebensabend beschieden sein. J.

Le Comte de Chambrun. Wagner à Munich, Francfort, Nice. — Paris. Calman Lévy, éditeur.

Selten ist so viel Wagner-Enthusiasmus auf so wenig Seiten aufgezeichnet worden, wie vom Grafen von Chambrun in obigem Buche. Diese dithyrambischen Herzensergüsse übersteigen Alles, was bisher von den überzeugungstreuesten Bewunderern des Bayreuther Meisters an's Tageslicht gefördert worden ist. In Form und Ausdrucksweise überwiegt bei den Aussprüchen des für Wagners Werke schwärmenden Franzosen das Aphoristische und Aenigmatische; leicht verständlich ist das Gesagte nie. Wirklich gediegen sind in dem Buche drei Photogravüren: Siegmund und Sieglinde; Siegfried, die schlafende Brünnhilde weckend, und Brünnhilde, mit Grane in den flammenden Scheiterhaufen sprengend. eb.

Atlas der Himmelskunde auf Grundlage der Ergebnisse der cölestischen Photographie. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. — In 30 Lieferungen à 1 Mark. — Wien, A. Hartleben. —

Mit den jetzt erschienenen Lieferungen 29 und 30 liegt das hervorragende Werk abgeschlossen vor. Wie schon wiederholt hervorgehoben, gehört dasselbe mit zu den besten Leistungen auf populär-wissenschaftlichem Gebiete. Die Art und Weise, wie der Verfasser das ungeheuere Material verarbeitet hat, ist im höchsten Maße anerkennenswerth. Sowohl der Text als die zahlreichen Abbildungen sind vortrefflich. Das Werk kann nur auf's Wärmste empfohlen werden. K.

Das Bewegungsspiel. Von Trapp und Pinzke. Sechste, vermehrte und verbesserte Auflage. Langensalza, Beyer und Söhne.

Schon der Umstand, daß das Büchelchen in zwölf Jahren die sechste Auflage erlebt, läßt uns von demselben Gutes erwarten, und eine genauere Durchsicht seines Inhaltes — es bringt nach einer Einleitung über Geschichte, Wesen und Werth des Spieles über zweihundert Spiele, z. Th. mit den dazu gehörigen mit Noten versehenen Sangweisen und fünfundzwanzig Abzählreime — bestätigt diese Erwartung. Gewünscht hätten wir die Vermeidung einzelner leicht entbehrlicher Fremdwörter wie: executiren, involviren. Wp.

Abschied. Roman von A. Hauschner. Berlin, August Deubner.

Die gewandte Erzählerin schildert in ihrem Roman Bilder aus dem Offiziersleben und zwar von der Schattenseite jenes glänzenden, viel beneideten Standes: die Bitterniß vorzeitiger Verabschiedung und die finanzielle Nothlage der Familie in Folge derselben. Die diesen Kreisen gegenüber gestellten reichen Emporkömmlinge sind recht schablonenhaft gezeichnet und erinnern beinah an die bekannten Typen aus den Witzblättern; — die begabte Verfasserin sollte es sich nicht so leicht machen; derartige Schwächen wären bei einer schärferen Selbstkritik und ihrem beachtenswerthen Talent leicht zu vermeiden. mz.

Das Leben ist golden. Drei Novellen von Adalbert Meinhardt. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel).

Die unter dem obigen Pseudonym sich verbergende Verfasserin hat eine so ausgesprochen feminine Art, daß wohl Jeder hinter der männlichen Verkleidung die weibliche Feder erkennt. Hauptsächlich die Schilderung weiblichen Gemüthslebens, die Innigkeit und Zartheit der Empfindungen bilden ihre Vorzüge; weder construirt sie schwere Conflicte, noch versucht sie ihre Kunst an schwierigen Problemen; das Stoffliche ihrer Erzählungen, die Handlung ist ziemlich dürftig und nicht immer frei von idealistischen Ueberschwänglichkeiten, aber die künstlerisch vollendete Form ihrer Geschichten, die heitere und gesunde Lebensanschauung, neben der Wahrheit und Tiefe des Gefühls, welches in denselben zum Ausdruck gelangt, machen sie zu einer der beliebtesten Erzählerinnen und schaffen ihr mit jedem neuen Werk zu den alten Freunden immer wieder neue. mz.

Die weiße Rose. Historischer Roman aus der Jugendzeit Kaiser Wilhelm I. von Alexander Olinda. Berlin, Albert Ahn.

Wenige Monarchen durchleben einen Herzensroman, weil ihre Erziehung von Jugend auf nur den Geburtsrücksichten angepaßt ist, sodaß das rein Menschliche bei ihnen sich nur in legitimen Kreisen bewegt. Dagegen findet man bei denjenigen Prinzen, die ursprünglich nicht für den Thron bestimmt waren, öfter ein Aufgehen in eine nicht ebenbürtige Herzensneigung und dann auch Widerstand gegen den Zwang, dem sie sich fügen sollen. So verhielt es sich auch mit dem Liebesleben Kaiser Wilhelms I., das uns der Verfasser mit Benützung historischer Quellen in angenehmer Form vorführt. Die „weiße Rose", Prinzessin Elisa Radziwill, wurde bekanntlich ein Opfer der Hartnäckigkeit des Fürsten Wittgenstein, der als Hausminister Friedrich Wilhelms III. allmächtig war und, ein Feind der Familie Radziwill, seinen Einfluß gegen sie geltend machte. V. T.

Der Forstmessias. Eine Waldgeschichte aus Steiermark von Arthur Achleitner. Berlin, Schall & Grund.

Der Forstmessias ist ein Culturbild aus dem Bauernleben der Steiermark; der Verfasser, welcher die in Frage kommenden Zustände genau studirt hat, schildert bäurische Starrköpfigkeit, Festhalten am alt Hergebrachten und eigensinniges Sichverschließen gegen jeden Fortschritt auf der einen Seite und obrigkeitlichen Bureaukratismus auf der anderen. In diese schwierigen Verhältnisse kommt ein humaner Forstbeamter, der Mitleid mit den arg bedrängten Bauern hat, aber gleichzeitig ihre Verwüstungen der Waldescultur nicht zulassen kann und will. Aus den sich hieraus ergebenden Conflicten merkt der Förster auf beiden Seiten Undank und kommt schließlich um sein Amt, doch wird er als Privatmann der ganzen Gegend zum Segen, durch Errichtung einer Fabrik zur Verwerthung der Holzbestände.

Die gut geschriebene Erzählung giebt ein anschauliches Bild der geschilderten Verhältnisse, nur sind die ermüdend langen forstwirthschaftlichen Abhandlungen in einem doch hauptsächlich der Unterhaltung gewidmeten Buche wohl nicht recht am Platze. mz.

Freund Vorwärts. Roman v. P. Stursberg. Leipzig, Erfurt, Zürich, Eduard Moos.

Die Verfasserin schildert Zustände holländischen Kleinbürgerthums mit außerordentlicher Geschicklichkeit der Detailmalerei und scharf umrissener Charakteristik der Persönlichkeiten. Der Kampf um's Dasein und das Streben nach Vorwärtskommen, welches sich durch keine Familienrücksicht zurückdrängen lassen will und schließlich an scheinbar kleinen Pietätlosigkeiten zerschellt, ist mit feinster Kenntniß der Seelenkunde dargestellt; — überdies vermeidet P. Stursberg alle Uebertreibungen und wird bei aller Gemüthsinnigkeit nie rührselig.

Volks- und Jugendbibliotheken sollten die Anschaffung dieses Buches nicht versäumen. mz.

Im Dienste der Wissenschaft und andere Geschichten. Von Johann Ferdinand Eck. Straßburg i. E., Schlesier & Schweikhardt.

Die fünf Erzählungen handeln mit einer einzigen Ausnahme von der Schattenseite des Lebens; der Verfasser versteht es, in knappester Form, auf wenigen Seiten ein Menschenschicksal zu entrollen und diejenige Stimmung zu erzeugen, die er hervorrufen will; erfreulich ist diese niemals, bisweilen rührend, manchmal ergreifend, aber nie banal. — Die skizzenhaften Novelletten gehören zu den besten Erzeugnissen ihrer Gattung. mz.

Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Von Adalbert Meinhardt. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel).

Heinz Kirchner, das bekannteste und gelesenste Buch der unter obigem Schriftstellernamen schreibenden Verfasserin, liegt uns soeben in zweiter Auflage vor: — die Erzählung besitzt alle Vorzüge ihrer Schreibweise in gesteigertem Maße: die Gemüthstiefe und Innigkeit der Empfindung, die ansprechende und feinsinnige Form, in welcher sie abgefaßt ist, daß man darüber die kleinen Schwächen beinahe vergißt. Adalbert Meinhardt stattet den Helden der Geschichte gar zu überschwänglich aus, und jede Uebertreibung erzielt die entgegengesetzte Wirkung auf den Leser — sie läßt ihn als Mensch und als Arzt Erfolge erleben, wie sie in dieser unbestrittenen Form die Heilwissenschaft bis jetzt noch nie aufzuweisen hatte. Geschieht dies wohl um des Contrastes willen? — um die Tragik seines Schicksals desto greller hervortreten zu lassen, welches ihn mitten in seiner ruhmreichen Laufbahn, einen Triumphator auf dem Gebiete der ärztlichen Kunst, in eben erst erlangtem Besitze des geliebten Weibes, in der Blüthe der Jahre dahinrafft, weil in dem kraftvollen riesenstarken Organismus ein einziger kleiner Muskel schlaff und träge wird: das Herz.

Mögen kritisch gestimmte Naturen das Uebermaß an Vorzügen, mit welchen die Verfasserin Heinz Kirchner umkleidet, mit unseren realistischen Wirklichkeitsansprüchen mit Recht nicht in Uebereinstimmung finden — trotz dieser Bemängelung werden sie zugeben müssen, daß das Buch eine sehr empfehlenswerthe Lectüre ist und besonders geeignet für die heranwachsende weibliche Jugend. mz.

Von zwei Erlösern. Von Hans Land. Berlin, Verlag der Romanwelt.

Aus vergangenen Culturen schöpft Hans Land den Stoff zu seinem neuesten Romane — er, der die Gegenwart so gut versteht, schildert den Sclavenaufstand unter Spartacus im alten Rom — aber die Menschen, welche er uns vorführt, reden unsere Sprache, lieben und hassen mit unseren modernen Empfindungen, haben dieselben Leidenschaften wie wir und jagen denselben Phantomen nach; — bleibt auch das ewig Menschliche im Wechsel der Zeiten immer das Gleiche, — und Hans Land ist ein Seelenkundiger, dessen Kraft in der Darstellung des allzu Menschlichen besteht — so wirkt das archäologische Costüm bei ihm doch einigermaßen empfindlich.

Wir hoffen, ihm künftig wieder da zu begegnen, wo wir ihm mit besserem Interesse folgen können, auf dem reichen Gebiete unseres modernen socialen Lebens. mz.

In Luft und Leid. Plattdeutsche Gedichte von Felix Stillfried. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.

Die vorliegende Sammlung läßt auf ein hübsches poetisches Talent schließen, auch der Humor fehlt nicht. Die beigefügten Nachdichtungen aus Horaz und Homer dagegen scheinen uns in den Rahmen des Ganzen nicht zu passen, — der plattdeutsche Dialekt ist gewiß zu allem Anderen, nicht aber zur Wiedergabe altklassischer Schöpfungen geeignet. V. T.

Für die Bereisung der Türkei und der unteren Donaustaaten haben wir in Deutschland bekanntlich nur den Meyer'schen Führer — allerdings eine auf seinem Gebiete kaum noch zu übertreffende Autorität. Unentbehrlich auf der Reise, liegt darum sein Hauptvorzug nicht weniger in den schätzbaren Rathschlägen bei den gerade hier mehr als sonst nothwendigen Vorbereitungen. Der Werth des Meyer'schen Führers steigt denn auch progressiv mit dem immer kräftiger pulsirenden Reiseverkehr nach dem Orient: mehrt sich doch jährlich die Zahl derer, die durch das Verlangen nach neuen und originellen Reisezielen oder um dem nordischen Winter zu entgehen, nach dem Morgenlande geführt werden. Den praktischen Bedürfnissen dieser Reisenden, die weniger wissenschaftliche Zwecke verfolgen,

aber desto mehr schauen wollen, trägt auch die soeben erschienene fünfte Auflage von **Meyers Türkei**, Rumänien, Serbien und Bulgarien (Meyers Reisebücher. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien) Rechnung. Jede den Touristen hinderliche und belastende Abschweifung auf nebensächliche Dinge sorgfältig vermeidend, geleitet das Buch nur zu den Hauptsehenswürdigkeiten im Orient, welche ohne Gefahr und ohne große Strapazen, meist sogar mit den gewöhnlichen europäischen Verkehrsmitteln zu erreichen sind. Die völlig neue Bearbeitung der mit einem ausgezeichneten kartographischen Apparat und einem prächtigen Panorama der rumänischen Hauptstadt ausgestatteten neuen Auflage erfolgte auf Grund eigener Anschauung der Verfasser. Mit welcher Umsicht und Sorgfalt die letzteren auch diesmal zu Werke gegangen sind, beweist die Aufnahme der neuen, von deutschen Kräften erbauten anatolischen Eisenbahnen von Konstantinopel über Eskischehr nach Angora bezw. nach Konia, die nunmehr bis in's Herz von Kleinasien führen. (Wir dürfen diesen Theil der „Meyer'schen Türkei" aus eigener Erfahrung, da wir die Anatolische Bahn bis Konia genau kennen, als unübertrefflich gut bezeichnen. Alles Bemerkenswerthe ist mit absoluter Richtigkeit und bewundernswerther Knappheit aufgeführt. Die französischen und englischen Hilfsmittel, auf die Reisende in Kleinasien bisher allein angewiesen waren, lassen sich mit dem hier Gebotenen gar nicht vergleichen. P. L.) Der Preis des Buches beträgt 7 Mark. — Als werthvolle Ergänzung des letzteren und als ein Hilfsbüchlein, das Reichhaltigkeit des Inhalts mit Zuverlässigkeit und praktischer Anordnung auf's beste verbindet, verdient wärmstens empfohlen zu werden die gleichzeitig zur Ausgabe gelangte, von Grund aus umgearbeitete und stark vermehrte zweite Auflage von „Meyers Türkischem Sprachführer" (Preis 5 Mark). Wie das Conversations-Wörterbuch um viele neue Wörter und Wendungen bereichert, das türkisch-deutsche Vokabular ganz umgeschrieben worden ist, so wurde auch den Fußnoten, die mit Sitten und Gebräuchen des Landes näher bekannt machen sollen, besondere Sorgfalt gewidmet.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift. 1898. Heft 2. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Beecher-Stowe, Harriet., Onkel Toms Hütte. Neu übersetzt von M. Jacobi. Reich illust. Ausgabe in 20 Lieferungen. Lfg. 1 bis 10. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Beowulf. Angelsächsisches Heldengedicht, übertragen von Moritz Heyne. Zweite Auflage Paderborn, Ferd. Schöningh.

Bernardakis, D. N., Faustav Schauspiel in fünf Aufzügen. Mit Zustimmung des Dichters metrisch übers. von Ludwig von Zepharovich. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Biedenkapp, Dr. Georg, Denkdummheiten. Merkworte zur geistigen Selbstzucht. Leipzig, C. G. Naumann.

Biedermann, B. von., Schach dem König. Erzählung. Dresden, E. Piersons Verlag.

Bruster, Friedhelm, Aus alten Tagen. Drei rheinische Sagengedichte. Mit Illustrationen von M. Pörschmann. Leipzig, C. G. Naumann.

Bülow, Frieda, Freiin von, Anna Stern. Roman in zwei Büchern. Dresden, Carl Reissner.

Busse, Dr. Carl, Novalis' Lyrik. Oppeln, Georg Maske.

Dorr, Dr. Robert, Tweschen Wiessel on Nagt. Plattdeutsche Gedichte und Dichtungen. Zweite stark vermehrte Auflage. Elbing, C. Meissner.

Dresbach, Ewald, Veilchen und Himmelsschlüssel. Vermischte Gedichte. Elberfeld, Baedeker'sche Buchhandlung.

Ein Tag. Zürich, Verlags-Magazin.

Faldella, Giovanni, I Fratelli Ruffini. Storia della Giovine Italia. Libro sesto: Il Pentimento di un re e di un regicida. — Libro settimo: Il Tramonto dei processi e l'Aurora di un Apostola. Torino.

Freytag, Gustav, Gesammelte Werke. 2. Aufl. in 22 Bänden. Band 17 und 18. Leipzig, S. Hirzel.

Fuhrmann, Manfred, Ein Marsbewohner über die Erde. Briefe aus dem Jahre 10000. Leipzig, Oskar Gottwalds Verlag.

Gevattersprüche vom Wiegenfeste der Münchener Litterarischen Gesellschaft. 19. December 1897. München, A. Ackermanns Nachfolger (Karl Schüler).

Grundregeln, Die, des Anstandes oder das Warum und Weil der guten Sitte. Eine Ergänzung zur Schul- und Haus-Erziehung für die reifere Jugend von einem Schulmanne. Frankfurt a. M., Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Heinzel, Richard, Beschreibung des geistlichen Schauspiels im deutschen Mittelalter. Hamburg, Leopold Voss.

Hirth, Georg, Energetische Epigenesis und Epigenetische Energieformen insbesondere Merksysteme und plastische Spiegelungen. Eine Programmschrift für Naturforscher und Aerzte. Mit acht Illustrationen. München, G. Hirths Verlag.

Hoffmann, Adalbert, Goethe in Breslau und Oberschlesien und seine Werbung um Henriette von Lüttwitz. Neue Beiträge zu Goethes Lebensgeschichte. Mit 2 Vollbildern, 1 Facsimile, 1 Karte und 8 Textabbildungen. Oppeln, Georg Maske.

Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen. Mit Beiträgen von Hermann Grimm, Erich Marcks, J. von Verdy du Vernois, Th. von Frimmel, Eduard Grisebach, C. Ruland, Jul. Hart, Wilhelm Bölsche, Alfred Schmid, Leopold Schmidt, Oscar Fröhlich u. A. Hrsg. von Karl Werckmeister. Lfg. 1 u. 2. Berlin, Photograph. Gesellschaft.

Kraus, Karl, Die demolirte Litteratur. Mit einem Titelbild von Hans Schliessmann. Zweite Auflage. Wien, A. Bauer.

Kretzer, Max, Berliner Skizzen. Berlin, Carl Duncker.

Kritik, Die, Monatsschrift für öffentliches Leben, Herausgeber: Richard Wrede. Nr. 160 und 161. Berlin, Verlag von Dr. R. Wrede.

Künstler-Monographien. In Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuss. XXX. Correggio. Illustrirt. — XXXI. Moritz von Schwind. Illustrirt. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Kunersdorf-Schmarda, Karl, Zur Rechten der Königin und andere heitere Soldatengeschichten. Dresden, E. Piersons Verlag.

Kunst und Kunsthandwerk. Monatsschrift des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie. Herausgegeben und redigirt von A. von Scala. I. Jahrg. 1898. Heft 1 und 2. Wien, Artaria & Co.

Lázár, Prof. Dr. Béla, Ueber das Fortunatus-Märchen. Leipzig, Gustav Fock.

Lerse, Richard, Erzählungen. Leipzig, Wilh. Friedrich.

Litteraturgeschichte, Deutsch-Oesterreichische. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen herausgegeben von Dr. I. W. Nagl und Jakob Zeidler. Wien, Carl Fromme.

Massetani, Dott. G., La Filosofia cabbalistica di Giovanni Pico della Mirandola. Empoli Tipographia di edisso Traversari.

Mikszath, Koloman, St. Peters Regenschirm. Eine Erzählung. Aus dem Ungarischen übers. von Ludwig Wechsler. Berlin, Fischer & Franke.

Mombert, Alfred, Die Schöpfung, Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Monographien zur Weltgeschichte in Verbindung mit Anderen herausgegeben von Ed. Heyck. III. Wallenstein und die Zeit des dreissigjährigen Krieges von Dr. Hans Schulz. Mit 4 Kunstbeilagen und 150 authentischen Abbildungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Monfort, P., Anleitung zur Malerei auf jede Art Stoff sowie zur waschbaren Malerei. Für Anfänger und Fortgeschrittene. Leipzig, E. Haberland.

Nietzsche, Friedrich, Gedichte und Sprüche. Leipzig, C. G. Naumann.

Rosenmund, Richard, Die Fortschritte der Diplomatik seit Mabillon vornehmlich in Deutschland-Oesterreich. München, R. Oldenbourg.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Atlas der Himmelskunde. Auf Grundlage der Ergebnisse der coelestischen Photographie. 67 Kartenseiten (mit 135 Einzeldarstellungen) und 62 Foliobogen. Text mit circa 500 Abbildungen. In 30 Lieferungen, Gross Folio-Format. Lieferung 21—28. Wien, A. Hartleben.

Suttner, Bertha v., Schach der Qual. Ein Phantasiestück. Dresden, E. Piersons Verl.

Teichert, Adolf, Neue Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag.

Thoma, Ernst, Eine Lebensgeschichte. Zürich, Karl Henckell & Co.

Tovote, Heinz, Abschied. Novellen. Berlin, F. Fontane & Co.

Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Baronin Bertha von Suttner. VII. Jahrgang No. 1. Wien, E. Piersons Verlag

Wagner, Richard, Traum und Rausch. Gedichte. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Walter, Max, Der Erzbischof von Toledo. Erzählung. Leipzig, Akademische Buchhandlung. Gebrüder Wenck.

Woltmann, Ludwig, System des moralischen Bewusstseins mit besonderer Dastellung des Verhältnisses der kritischen Philosophie zu Darvinismus und Socialismus. Düsseldorf, Hermann Michels Verlag.

Wundt, Theodor, Die Jungfrau und das Berner Oberland. Herausgegeben von der Section Berlin des deutschen und österreichischen Alpenvereins. Berlin, Raimund Mitscher.

Zeitschrift, Deutsche, für Geschichtswissenschaft. Begründet von L. Quidde. N. F. im Verein mit Anderen herausgegeben von Gerhard Seeliger. II. Jahrg. 1897/98. Monatsblätter Nr. 7/8. October/November. Freiburg i. B. J. C. B. Mohr.

Zeitschrift, für Philosophie und phil. Kritik. Im Vereine mit Dr. H. Siebeck und Dr. J. Volkelt herausg. und redig. von Dr. Richard Falckenberg. N. F. (1898) Band 111, Heft 2. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.

Zöller, Ludwig, Djuna und neue Gedichte. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Zorilla, Don José, Don Juan Tenorio. Religiös-phantastisches Drama in zwei Abtheilungen. Verdeutscht und mit einem Vorwort über die Don Juan-Sage versehen von Johannes Fastenrath. Dresden, Carl Reissner.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Band 85. — Heft 254.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Mai 1898.

22. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Mai 1898.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Bernhard von Bülow.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Bernhard Bülow

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXV. Band. — Mai 189[illegible]. — Heft [illegible]

Mit einem Portrait in Radirung: [illegible]

Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt

v. S. Schottlaender.

Bernhard

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXV. Band. — Mai 1898. — Heft 254.

(Mit einem Portrait in Radirung: Bernhard von Bülow.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

O, Peccini!

Roman

von

Max Viola.

— Budapest. —

(Schluß.)

Ein großer Theil des Publicums strömt nach dem Hotel Klinger, wo den Sängern zu Ehren ein Festessen stattfindet. Von überall tönen Worte der Bewunderung: Wie herrlich war dieser Act aus Lohengrin, und wie überwältigend müßte es sein, einmal die ganze Oper mit Peccini in der Titelrolle zu hören! Auch Turiddu war entzückend, gewiß, und Hahnenkamm in Manon, doch Peccini als Lohengrin, nein, das hört man blos einmal im Leben.

Es ist kein Raum mehr im großen Saale, weder für mich, noch für zahlreiche Andere. Alle Stühle sind besetzt, bis auf einen: Peccini fehlt noch. Ein ungeheurer Blumenstrauß prangt vor seinem Platze, und aufgeregt erwartet die Menge, welche um die Tafel gereiht sitzt, seine Ankunft.

Er ist noch nicht umgekleidet, und eine Schaar Verehrer erwartet ihn vor dem Theater, um ihn im Triumph hierherzugeleiten. Leona und ihre zwei Freundinnen sitzen am äußern Ende der Tafel. Frau Melzer und Frau von Winterberg verharren schweigend, doch ihre Augen glänzen erwartungsvoll. Wenn nicht seine Wangen, so werden sie seine Hände und wenn nicht seine Hände, so mindestens den Saum seines Salonrockes zu küssen versuchen.

Leona ist aufgeregt, ihre Wangen sind bleich, und ihre Glieder beben. Sie will sich zu Ruhe zwingen und kann es nicht. Gewaltsam wendet sie den Blick von der Thüre, in welcher der Gefeierte erscheinen muß, doch einem Zwange weichend, wenden sich ihre Augen immer wieder dahin.

Vor der Thüre ertönt Geräusch, und auf ihren Wangen, unter den Augen, bilden sich rothe Flecke. Ihre Hände klammern sich an die Tischkante, damit sie nicht aufspringe und Peccini entgegen eile.

Diese Frau ist von einem Fieber erfaßt, sie begeht heute eine Dummheit, sie compromittirt sich unfehlbar. Nein, diese Scene lasse ich mir nicht entgehen, und ich biete Alles auf, um mir ein Plätzchen zu verschaffen. Doch alle Mühe ist vergeblich, für mich findet sich nicht der kleinste Raum, und ärgerlich gehe ich nach dem Restaurant Egerländer, um dort zu soupiren. Der Saal ist auch hier voll Gäste, doch an einem kleinen Tischchen sitzt Frau Richter allein, und ich nehme neben ihr Platz.

Sie empfängt mich mit einem sanften Hohnlächeln. „Die Plätze an Leonas Seite sind nicht mehr frei?“ meint sie. „Sie waren bereits bei Klinger und kommen blos hierher, weil Sie dort keinen Raum mehr fanden?“

„Sie sind genau unterrichet, gnädige Frau. Waren Sie vielleicht ebenfalls dort?“

„Nein, ich tauge nicht in die Gesellschaft so illüstrer Künstler und ihrer Bewunderer,“ meint sie, „und so machte ich auch keinen Versuch.“

„Und doch sah ich Sie bisher stets im Kreise Peccinis?“

Sie schweigt und blickt verlegen vor sich nieder, rafft sich jedoch bald wieder auf. Sie sieht mir geradeaus in die Augen und sagt: „Sie sind besser, als Ihr Ruf, und ich bin überzeugt, daß Sie mir auf eine Frage offen und männlich antworten?“

„Es kommt darauf an.“

Frau Richter erröthet und beginnt abermals: „Denken Sie nicht, daß ich aus Neugier frage oder etwa gar, weil . . . weil . . .“

„Weil . . .?“

„Ich bin besorgt um den Ruf meiner Cousine, und das läßt mich diese Frage an Sie richten: Sie . . . Sie lieben Leona?“

„Und diese Frage soll ich beantworten? Ich will es versuchen, allein blos gegen Ihr Versprechen, in meine Worte keinen Zweifel zu setzen.“

„Ich verspreche es,“ erwidert sie, „und ich bemerke, wie sie die Augen ein wenig schließt und um eine Nüance bleicher wird.

Ich trinke den Rest meines Glases aus und brenne mit ihrer Erlaubniß eine Cigarette an: „Leona hat mir Jahre hindurch derart imponirt, daß ich mich kaum in ihre Nähe wagte. Sie war mir der Inbegriff weiblichen Stolzes, hoheitsvoller Reinheit. Ich zähle zu jenen Junggesellen, welche sich blos an die Eroberung solcher Frauen heranwagen, die uns durch irgend welche besondere Umstände hiezu verlocken. Entweder ist es offenkundig, daß sie ihre Gatten nicht lieben, oder man raunt sich zu, sie hätten bereits einen Geliebten besessen; entweder sind sie besonders gefallsüchtig und kokettiren stark, oder sie sind unzufrieden, unglücklich. In Leona lag von alledem Nichts; sie erschien mir der zu Stein erstarrte

Stolz, die unberührte Weiblichkeit, welche zwar heiße Leidenschaften erweckt, doch gleichzeitig jedes Eroberungsgelüste abschreckt, geradezu im Keime erstickt. An solche Frauen wagen wir uns nicht heran, nicht allein aus Furcht, eine schmähliche Niederlage zu erleiden, sondern weil wir bei aller Verderbtheit noch immer an die Reinheit des Weibes glauben und gerade in solchen Frauen, wie Leona mir eine schien, das reine Weib erblicken, welches nicht in unsern Dunstkreis gezogen werden darf, wenn wir unsern Glauben an die Frauen nicht gänglich verlieren sollen. Trotzdem drängte mich mein Herz stürmisch in ihre Nähe, als ich sie hier sah — doch in den jüngsten Tagen habe ich sie näher kennen gelernt. Sie wollen Wahrheit, gnädige Frau, und müssen mir daher auch härtere Worte verzeihen: Leona ist nicht das Ideal weiblicher Reinheit; manche Frau, die von der Lästerzunge gestochen wird, ja, welche sogar bereits einen Geliebten hatte, steht hoch über Leona."

Ich blicke Frau Richter bei meinen letzten Worten in das Antlitz. Sie ist sehr roth, und ihre Augen glänzen, als ob Thränen darin lägen.

„Leona, die kalte, stolze Frau, treibt es in geradezu lächerlicher Weise mit Sängern und Musikern. Sie, welche daheim jeden vertraulichen Blick so frostig abzulehnen weiß, wie ein Gletscher einen Strahl der Wintersonne, rennt hier jedem Tenoristen in Liebestollheit nach. Ich besitze meine Erklärungen hiefür. Der Eindruck, welchen sehr viele Frauen von Musik und Gesang empfangen, ist ein erotischer, und ich möchte einen Theil der Ehebrüche in der sogenannten besseren Gesellschaft, auf Rechnung der Musik setzen. Musik ist der Champagner der Frauen; sie wirkt anregend und erregend in hohem Maße, doch nicht immer wirkt sie auch veredelnd. Vor zwei Jahren hörte ich d'Andrade als Don Juan. Ich saß in einer Loge zwischen Mutter und Tochter. Als dieser große Künstler sein „Reich' mir die Hand, mein Leben, komm' auf mein Schloß mit mir," sang, da wendete sich die Mutter mit Augen voll feuchter Gluth an mich und flüsterte mir zu: „Es giebt keine Frau in diesem Hause, welche in diesem Momente nicht bereit wäre, mit ihm auf „sein Schloß" zu ziehen. Die Tochter aber, die erfaßte im Geheimen meine Hand und flüsterte mir zu, sie liebe mich. Die Empfindung vieler Frauen beim Anhören einer Beethoven'schen Sonate, des Capriccio von Mendelssohn oder einer Ballade von Chopin ist keine andere, als wenn sie im traulichen Halbdunkel in den Armen jenes Mannes lägen, welchen ihnen ihre Phantasie eben vorgaukelt. Noch stärker, ich möchte sagen: noch ordinärer wird dieses erotische Gefühl, wenn es nicht das leblose Musikinstrument ist, welches diese Empfindung vermittelt, sondern der lebende, von Allen gefeierte, im glänzenden Costüm prangende Sänger. Ist er der Spender dieser Empfindung, dann wendet sich das erotische Gefühl direct seiner Person zu, und die Enthusiastin, welche ihn, in ihrer Loge sitzend, anhört, liegt während seines Gesanges in seinen Armen, sie schließt die Augen und lebt alle Empfindungen eroti-

schen Genusses durch. Es giebt zahlreiche musikliebende Frauen, bei welchen diese Empfindungen in dem Momente aufhören, als der Gesang zu Ende ist. Für diese hat mit seinem Gesange auch der Sänger zu existiren aufgehört. Andere Frauen hingegen giebt es, welche mit diesen Wonnespendern verbunden bleiben, welche ihnen stets nachlaufen und sich auch dann in ihren Armen dünken, wenn sie nicht auf der Bühne sind. Und zu jenen Frauen, bei welchen die durch Musik und Gesang hervorgerufene Erotik nachwirkt, und die den Sängern und Musikern daher stets liebestoll an den Hals fallen möchten, gehört entschieden Ihre Cousine Leona."

Frau Richter scheint in tiefes Sinnen versunken, und ich harre eine Weile vergeblich auf eine Bemerkung. Nun wendet sie das Antlitz ab. Sollte sie mir zürnen? Sagte ich meine Meinung zu frei heraus?

„Kurz und gut, Leona ist in Ihren Augen nicht mehr das hehre Weib und hat die Anziehungskraft für Sie verloren?" sagt sie endlich.

„Sie ist mir nicht mehr der Inbegriff stolzer Reinheit, allein ich bemerkte vorher, daß mich eine schöne Frau durch einen ihrer Mängel am lebhaftesten zur Eroberung lockt. Nun, Leona bietet nach meinen letzten Wahrnehmungen deren in Fülle."

„So soll sie also dennoch erobert werden?"

„Ich fühle den spottenden Ton Ihrer Worte, gnädige Frau, allein es drängt mich trotzdem, Ihnen Nichts zu verhehlen. Es giebt Frauen, in deren Nähe die Lüge versagt; Sie zählen zu diesen seltenen Frauen, und da ich Sie nicht belügen kann, bitte ich Sie um Verzeihung, wenn Ihnen meine Wahrheiten ein wenig zu offenherzig erscheinen: Die Eroberung Leonas würde mir die Befriedigung eines Rachegefühls bedeuten. Es wäre mir eine hohe Genugthuung, diese Frau, welche mich mit verächtlichen Blicken von sich wies, in Liebe zu mir entbrennen zu sehen, denn es geschieht auch, daß man Frauen nicht aus Liebe, sondern aus Haß zu erobern versucht. Und ich hasse sie, die sich daheim den Anschein unberührten Stolzes giebt und hier in Marienbad das Liebchen jedes Opernsängers ist."

„Also eine neue Version? Sie sind sehr vielseitig, Herr Weidmann."

„Vielseitig? Nein! Ich will übrigens mit Leona Nichts mehr zu schaffen haben, denn ich würde mir sonst eine andere Frau entfremden, eine Frau, welcher ich mich vollkommen widmen will."

„Die selbstverständlich nicht genannt werden soll?"

„O, doch!"

„Und wer ist sie?"

„Sie selbst!"

„Ich? die lange Cousine? Ha, ha, ha!"

„Lachen Sie getrost, gnädige Frau; ich hoffe Sie auch ernster zu sehen. Ich beachtete Sie von Beginn an wenig neben Leona. Sie hielt mich noch von daheim her in Bann, und deshalb hatte ich meine Blicke

blos für sie. Das ist mittlerweile anders geworden, gründlich anders. Ich leugne nicht, daß auch der Umstand dazu beigetragen haben mag, daß Sie unter den Frauen, mit welchen ich hier umgehe, die einzige sind, welche nicht jedem Tenoristen als reife Frucht in den Schooß fällt."

„Sind Sie zu Ende?" fragt Frau Richter frostigen Tones.

„Noch lange nicht, gnädige Frau! Sie zählen zu jenen Frauen, welche im ersten Moment kühl lassen, ja, sogar einigermaßen verletzend wirken, weil in Ihrem Antlitz ein gewisser höhnischer Trotz gegen die Männer zu liegen scheint. Im engeren Verkehr ändert man dann seine Anschauungen . . ."

„Das ist sehr hübsch von Ihnen, mein lieber Weidmann. Aber ich bin doch häßlich; wie wollen Sie das ausgleichen?"

„Häßlich? Sie häßlich? Vor Allem sind Ihre Formen nicht eckig, was Einem bei der Höhe Ihrer Gestalt anfangs so scheint, sondern in edlen, wenn auch nicht runden Linien gezeichnet. Taille und Büste sind völlig tadellos, allein man vermuthet, wie bei allen sehr großen Frauen, ein wenig häßliche Füße . . ."

Frau Richter zieht ihre Füße hastig an sich.

„Unnütze Mühe, gnädige Frau, ich bin darüber längst im Klaren. Ihre Füße sind nicht klein, was bei Ihrer Gestalt lächerlich wäre, allein sie sind tadellos gebaut und tadellos chaussirt."

„Nun sind Sie aber doch wohl zu Ende?" meint Frau Richter, die sehr roth wurde und mir nicht in das Gesicht zu sehen wagt.

„Sofort! Der harte Zug in Ihrem Antlitz ist Schein oder der Rest unglücklich verlebter Zeiten. Sie sind leidenschaftlicher Natur, Ihr Antlitz kann glühen, und Ihre Augen, welche grau, doch sehr tief sind, können Funken sprühen. Ihre Lippen sind roth, Ihre Zähne schön und anmuthend weiß, und Ihr hellblondes Haar ist phänomenal an Glanz und Ueppigkeit. Wie können Sie nun davon sprechen, Sie wären häßlich? Naive Frage! Als ob Ihnen Ihr Spiegel nicht täglich die Wahrheit sagte!"

Frau Richter erwidert Nichts. Sie schlägt an ein Glas und ruft den Kellner, um ihr Souper zu bezahlen. Der Kellner läßt auf sich warten, und da sagt sie, vor sich niederblickend, nach einer Pause: „Und was gewährt Ihnen den Muth, an meine Eroberung zu denken?"

„Meine Liebe würde vollkommen genügen. Und dann sind ja auch Breschen genug vorhanden: Sie sind Wittwe, allein, unzufrieden, mit oder ohne Grund unglücklich, ein wenig verbittert, leidenschaftlich und sehnen sich nach Liebe."

Frau Richter blickt mich stumm, zürnend an und erhebt sich, ohne mich aufzufordern, sie zu begleiten. Sie nickt leise mit dem Haupte, und bevor ich meine Rechnung beglichen, hat sie mit großen Schritten die Thüre erreicht und befindet sich alsbald auf der Straße.

XIII.

Sollte ich zu weit gegangen sein? Habe ich Frau Richter verletzt? Der Gedanke schmerzt mich, und eilends suche ich ihr zu folgen, um den schlechten Eindruck, den ich gemacht haben mag, zu mildern. Obwohl die Kaiserstraße voll Promenirender ist, muß es mir leicht sein, sie wiederzufinden, denn ihre hohe Gestalt ragt aus der Menge hervor. Ich schreite rasch vorwärts, und einen Blick in die Conditorei werfend, finde ich sie dort im Gespräch mit Doctor Heid. Sie hat sich hierher geflüchtet, weil sie wußte, daß ich sie auf der Straße suchen werde.

Ich trete in die Conditorei, allein sie beachtet meinen Gruß kaum, und Heid reicht mir lässig die Hand. Ist es ihr Bedürfniß, viel zu sprechen, oder will sie mich dadurch strafen, daß sie keine Notiz von mir nimmt, genug, sie widmet sich völlig dem Doctor Heid, mit dem sie in sprudelndem Eifer über die heutige Festvorstellung spricht. Heid opponirt fortwährend, und als sie zu dem Enthusiasmus gelangen, der sich heute im Theater kundgegeben hat, kann sie das Wort nicht mehr ergreifen, denn Heid hält es zähe fest.

„Ich habe viel Musik gehört und schöne Musik gehört," sagt er, indem die Augen zur Hälfte schließt. „Melodien von unendlicher Süße und zarter Lieblichkeit, Melodien voll Gluth und Poesie, welche eine eigene Sprache gesprochen, die Sprache der Liebe, des Glückes, der Seligkeit, der Verzweiflung. Diese Melodien bilden jedoch blos einen Theil jener Musik, welche ich in vierzig Jahren vernahm. Ich glaube, es entfallen von diesen vierzig Jahren blos dreißig auf die Musik mit verständlichen, beglückenden Melodien, die anderen zehn Jahre gehören dem Unverständlichen an, das blos Gott zu deuten vermag, denn Gott weiß Alles. Das heißt: nicht Gott allein, auch das große Publicum weiß Alles, denn wenn ich zuweilen ein Tonstück um keinen Preis zu erfassen wußte, wenn ich mir das Gehirn abquälte, um das Gebilde zu enträthseln, wenn ich mir sagen mußte: entweder ist das ein Blödsinn oder ich bin ein unwissender Narr, das große Publicum hatte es sofort erfaßt und applaudirte rasend, weil es eben modern ist, rasend zu applaudiren. Ich behaupte, ein Theil der Musik Wagners, Gounods, Verdis, Massenets, Meyerbeers und noch zahlreicher Anderer sei unverständlich, mir objectivem, gebildetem Zuhörer ebenso unverständlich, wie den in tollen Beifall ausbrechenden Enthusiasten. Ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß der größte Theil der Musikenthusiasten furchtbar naiv ist oder in gröblicher Weise schwindelt. Ich weiß nicht, ob Goethe, Voltaire, Kant, Schiller, Shakespeare, Heine, Napoleon, Bismarck die Musik geliebt haben, daß sie aber beim Anhören von Musik nicht in solche wahnwitzige Beifallsäußerungen ausbrachen, wie es heute gang und gäbe ist, das weiß ich gewiß. Neben mir, in der Flemmingstraße, wohnt ein sehr reicher Mann, der Spezereiwaarenhändler

Siegfried Graumeisel. Er ist ein Ignorant erster Güte, kann blos nothdürftig lesen und schreiben und besucht mit mir seit zwanzig Jahren sämmtliche Concerte und Opernvorstellungen. Er zerfließt bei Wagners Meistersingern vor Rührung und ist selig wie ein in Butter gekochter Stockfisch. Nirgends oder doch sehr schwer wäre nachzuweisen, daß die Leuchten der Dichtkunst und der Wissenschaft die Musik in Bausch und Bogen verehrt hätten, wie mein Freund, der Analphabet Siegfried Graumeisel. Ich behaupte, die Musik sei heute zu einem Theile Modesache, eine billige Modesache, wenngleich ein Concertsitz zehn Mark kostet. Man wird, ohne sich anzustrengen, ein Mensch von Gefühl und Bildung geheißen, wenn man in die Concerte oder in die Oper läuft und viel Musik über sich ergehen läßt. Man braucht Nichts zu lernen, man braucht blos dazusitzen und ist ein Auserlesener. Einmal, vielleicht in fünfzig Jahren, wird ein muthiger Mensch erstehen und erklären, ein Theil unserer Musik sei einfach Schwindel, Unsinn und werde blos von Narren und Schwindlern in den Himmel erhoben. Man wird diesen muthigen Menschen selbstverständlich steinigen, allein es wird ein zweiter erstehen, und dieser wird Recht behalten. Man wird ein Tonstück, bei dessen Anhören Goethe wahrscheinlich ein leibliches Unbehagen gefühlt hätte, der Spezereiwaarenhändler Graumeisel aber in seelische Entzückung geräth, nicht göttlich nennen, denn man wird endlich einsehen, daß Goethe eine tiefere Empfänglichkeit für die leisesten Schwingungen der Seele besaß, als sie der Spezereiwaarenhändler Graumeisel besitzt, und daß ein Musikstück, welches Herrn Graumeisel völlig in Verzückung bringt, ein künstlerisch gebildetes empfindungsvolles Gemüth geradezu in die himmlischen Sphären des Paradieses erheben müßte, thatsächlich aber nicht dahin erhebt ... Ist es so oder nicht?"

„Ob es so ist? Natürlich ist es so!" sagt Frau Richter, erschreckt auffahrend. Offenbar hat sie von alledem, was Heid da schwatzte, auch nicht ein einziges Wort gehört und befindet sich, nun sie ihm antworten soll, in ziemlicher Verlegenheit. Sie hat ihn scheinbar sehr aufmerksam angehört, als er aber jetzt ihre Antwort heischt, fällt sie aus der Rolle. Sie hörte nicht, was er gesagt, sondern war in Gedanken bei mir, und wieder klangen ihr die Worte, welche ich beim Souper zu ihr gesprochen.

Ich erhebe mich und reiche Heid die Hand zum Abschiede, bevor er neue Weisheiten auszukramen vermag. Frau Richter empfiehlt sich ebenfalls und kommt mit mir. Auf dem Wege spricht sie von Heid. Er wäre sehr gebildet und talentvoll, doch mache er den Eindruck eines Sonderlings mit zuweilen komischen Anschauungen. Sie spricht sehr eifrig, um mich nicht zu Worte kommen zu lassen, denn sie fürchtet, ich würde das beim Souper angeschlagene Thema wieder berühren. Doch ich berühre es nicht. Schweigend schreite ich neben ihr einher und denke an sie, als ob sie nicht neben mir ginge, sondern als ob ich allein wäre.

XIV.

Während ich an der Seite der Frau Richter dahinschlendre, ist es in der Kaiserstraße still geworden. Das Kurpublicum, welches hier allabendlich nach dem Souper auf und niederwogt, ist in seine Quartiere heimgekehrt, und es tauchen blos mehr vereinsamte Nachzügler hier und dort auf. Es ist spät; die Straßenflammen werden verlöscht, wir wollen den Weg nach dem Hotel Neptun einschlagen, wo Frau Richter wohnt, als sie, wenige Schritte vor dem Hotel Bristol, an welchem wir vorüber müssen, meinen Arm ergreift und mir erschreckt in das Gesicht sieht.

Ich suche sie zu beruhigen: „Vielleicht ist nicht sie es.“

„Sie wähnen also ebenfalls?“

„Natürlich!“ Wir schreiten rasch zur Pforte des Hotels, doch, es ist zu spät, wir sehen Nichts mehr. Meiner Aufforderung folgend, übersetzt Frau Richter mit mir die Straße. Wir spähen eine gute Weile nach den Fenstern hinauf, da erscheint die tiefverschleierte Dame, welche vor einigen Minuten in das Hotel getreten war, wieder vor dem Thore.

„Gottlob!“ seufzt Frau Richter erleichtert, „sie ging nicht zu Peccini, sie richtete wohl blos eine Frage an den Portier.“

„Soll ich einmal nachfragen?“

„Vielleicht war es doch nicht Leona!“

„Daran zweifeln Sie wohl so wenig als ich? Doch weshalb kehrte sie so schnell zurück?“

Ich verfüge mich zum Portier, während Frau Richter in der Thoreinfahrt wartet.

„Die verschleierte Dame hatte gefragt, ob Herr Peccini bereits daheim sei, und als der Portier verneinte, machte sie Anstalten, die Heimkunft des Künstlers in der Portierloge abzuwarten, schließlich habe sie sich jedoch erhoben und sei wieder fortgegangen.

„Sie erwartet ihn nunmehr vielleicht auf der Straße?“ preßt Frau Richter hervor.

„Schwerlich. Peccini kommt vom Bankette sicherlich nicht allein, sondern wird von einer Schaar Bewunderern heimgeleitet. Das weiß auch Leona, sonst hätte sie ja das Ende des Soupers abwarten und mit ihm kommen können? Sie schützte wohl Migräne vor und entfernte sich früher, um ihn dann allein aufzusuchen.“

„Kennen Sie Leonas Gatten?“ fragt mich Frau Richter plötzlich.

„Herrn Hartwig? Gewiß! Das heißt: so, so, oberflächlich.“

„Kommen Sie zu mir, auf eine Tasse Thee.“

Ich folge ihr verwundert in das Hotel, allein sie führt mich nicht in ihr Zimmer, sondern blos in einen Winkel des Foyers, wo wir, nachdem uns Thee gebracht worden war, völlig verborgen und allein sitzen.

„Hartwig liebt seine Gattin unendlich," beginnt Frau Richter, nachdem sie einen Tropfen Cognac in ihren Thee gegossen, „und es wäre sein Tod, wenn er erfahren würde, wie sie es treibt."

„Beruhigen Sie sich, Madame: Die Ehemänner sind die Letzten, welche die Liebesgeschichten ihrer Frauen erfahren."

„Hartwig ist ein so lauterer Charakter und verdient ein besseres Loos. Als mein Gatte gestorben war, widmete er sich ein Jahr lang fast ausschließlich meinen Angelegenheiten und ruhte nicht, bis er mein Vermögen geordnet und gesichert hatte. Er ist wohlthätig, selbstlos und hängt mit inniger Verehrung an Leona; sie jedoch . . ."

„Glauben Sie mir, gnädige Frau, daß sich Nichts thun läßt, als zu sorgen, daß diese Dinge möglichst geheim bleiben."

„Nein, es muß auch Anderes geschehen können, es muß, es muß. Sie soll von Peccini lassen und auf den Pfad der Pflicht zurückkehren."

„Wie wollen Sie das möglich machen?"

„Ich weiß es nicht, doch Sie sollen mir helfen, sie zu entzweien, diesen Scenen ein Ende zu bereiten."

„Ich?"

„Sie! Deshalb fragte ich Sie ja, ob Sie Leona lieben."

„Nun wissen Sie aber, daß ich sie nicht liebe und kein Interesse habe, dieses schöne Spiel zu stören. Wozu auch?"

„Mir zu Liebe."

„Haben Sie ein besonderes Faible für den schönen Tenor?"

„Ich habe diese abscheuliche Antwort erwartet. Sie ist Ihrer würdig."

„Was kümmern Sie sich also um Leona und Peccini?"

„Einzig und allein Hartwigs wegen. Sind Sie denn so sehr verdorben, daß Sie an eine selbstlose That durchaus nicht glauben können?"

„Im Allgemeinen, gnädige Frau, glaube ich allerdings nicht an die selbstlosen Thaten, und wenn Sie wollen, daß ich mich ernstlich bemühe, die Kreise Leonas und Peccinis zu stören, muß ich vorher die Gewißheit haben, daß Ihnen Peccini gleichgiltig ist."

„Wie kann ich Ihnen Gewißheit bieten, wenn Sie meinen Worten keinen Glauben schenken?"

„Es wäre so leicht, gnädige Frau!"

„Wie das?"

„Wenn Sie auch blos durch einen Funken erwidern würden, was in meinem Herzen für Sie glüht und mein Blick Ihnen widerspiegelt."

Meinen Worten folgt eine Pause, in welcher ich Frau Richter tief und tiefer erröthen sehe. Endlich öffnen sich ihre Lippen: „Sie sind kindisch," sagt sie leise.

Ich ergreife ihre Hand, welche sie mir nach einigem Widerstreben überläßt: „Glauben Sie mir, ich will das Unmögliche möglich zu machen

versuchen, wenn Sie meinen Zweifel beheben, wenn Sie mir beweisen, daß Sie mich lieben könnten."

Sie athmet schwer, und ihre Brust wogt heftig. Sie hat das erröthete Antlitz zur Seite geneigt, die Augen, welche sie halb geschlossen hält, glänzen, als ob eine Thräne darin läge, und ihre Hand, welche bislang ruhig in der meinen lag, umkrampft plötzlich meine Finger. Da lasse ich mich hinreißen, eine Dummheit zu begehen: Ich rücke ganz nahe, umschlinge ihre Taille und versuche, sie an mich zu pressen, doch sie entwindet sich meinem Arme mit solcher Kraft, daß ich taumle. Sie springt auf und sagt erregt: „Ich will Nichts von Ihnen; Nichts will ich! Leben Sie wohl!"

Ich stehe einen Augenblick beschämt, und das Blut strömt mir zu Kopfe. Ich muß tief Athem holen, bevor ich Worte finde: „Gestatten Sie mir zum Mindesten, mich in aller Form von Ihnen zu verabschieden," gelingt es mir hervorzupressen. „Ich sehe ein, daß ich Ihnen nicht mehr begegnen darf, und da dies in Marienbad unvermeidlich wäre, reise ich morgen früh nach Ischl."

Während ich spreche, steigt sie die Treppe empor, bleibt, als ich geendet, unschlüssig stehen und wendet mir das Antlitz zu. Sie blickt mir eine Weile prüfend in die Augen, und darin liest sie, daß es mir mit meiner Abreise ernst ist. Sie zögert noch einen Augenblick, als würde sie sich bedenken, dann steigt sie die Treppe abermals hernieder und reicht mir die Hand, auf welche ich einen Kuß drücke.

„Reisen Sie nicht," sagt sie mit unsicherer Stimme.

„Leonas oder Ihretwegen?"

Sie schweigt verlegen, dann aber meint sie: „Nehmen sie es, wie Sie wollen." Hierauf eilt sie die Stufen empor und verschwindet im Corridor.

XV.

Das Bankett, welches gestern nach der Festvorstellung zu Ehren der mitwirkenden Sänger veranstaltet worden war, schloß mit einer grellen Dissonanz. Es war eine Dame im Saale erschienen, welche den Tenoristen Hahnenkamm mit einer Reihe Schimpfworte belegte, ja, sie zog schließlich einen Revolver hervor und bedrohte ihn am Leben. Sie wurde gewaltsam entfernt und am nächsten Tage aus Marienbad verwiesen. Bei Gericht gab sie an, die Gattin Hahnenkamms zu sein, der sie in Amerika geehelicht habe, fünf Monate nach der Trauung aber mit ihrer Mitgift durchgebrannt sei.

Ich weiß nicht, warum ich ob dieser Geschichte aus dem Lachen nicht herauskomme; ich lache, daß ich im Halse Schmerzen empfinde und lachend Hahnenkamm durchprügeln möchte. Dabei begrüße ich ihn bei unserer heutigen Begegnung besonders respectvoll, ja, ich gebe sogar meinem Mitgefühl über die gestrige unliebsame Scene Ausdruck.

Es ist mir bitterer Hohn mit diesem Mitgefühl, allein Hahnenkamm nimmt es ernst, und ich erringe sein besonderes Wohlwollen. Da ich übrigens seit einigen Tagen die Ehre genieße, den berühmten drei Tenoristen von meinen ausgezeichneten Cigarren offeriren zu dürfen, nebstbei mich nie in den Vordergrund dränge, von dem Glorienschein, der auf sie fällt, für mich Nichts annectire, sondern mich bescheiden in jenen Grenzen bewege, welche sie mir anweisen, ist mein Verhältniß zu ihnen ein angenehmeres geworden. Ich muß ihnen nicht täglich neuerdings vorgestellt werden, denn nun kennen sie bereits meinen Namen, und wenn Einer von ihnen einen Dienst von mir will, so wendet er sich ohne Scheu an mich. Ich spiele die Rolle des „guten Kerls", wie jeder große Künstler mindestens einen solchen besitzt, der sich glücklich fühlt, dem verherrlichten Genie als Laufbursche, Zwischenträger, Cigarrenlieferant und Prügelknabe dienen zu dürfen, tausendfach dadurch belohnt, daß sich das Genie zuweilen Arm in Arm mit ihm dem großen Publicum zeigt.

Schließlich frage ich mich, was ich in dieser Gesellschaft eigentlich will? Die Demüthigungen, welche ich von den Künstlern erfahre, bereiten mir zwar manche Zerstreuung, allein auf die Dauer werden sie langweilig. Oder bildet es ein so hohes Vergnügen, mitanzusehen, wie sich Leona alles Stolzes, alles Selbstgefühls begiebt und vor Peccini sich krümmt und windet wie ein Fisch, der auf das Trockene gelangte? Bah, Leona interessirt mich nicht im Geringsten, weder als Weib, noch als psychologische Studie. Meinethalben kann sie sich morgen von Peccini entführen lassen, mich läßt das völlig kalt. Doch mich hält Frau Richter, Frau Richter, welche sich trotz des Zerwürfnisses mit ihrer Cousine in dieser Gesellschaft bewegt. Mir ist es, als ob ich sie in diesem Kreise leichter erobern müßte.

Ich sah sie übrigens heute noch nicht, weder Morgens beim Brunnen, noch Mittags beim Diner. Da sie auch Abends und am nächsten Morgen nicht sichtbar wird, gehe ich, um Nachfrage zu halten, nach ihrem Hotel.

Ihr Mädchen sagt mir, sie sei unwohl, wolle jedoch fragen, ob ich vorgelassen werden dürfe. Sie kehrt nach fünf Minuten wieder: „Madame lasse bitten."

Frau Richter lehnt ziemlich bleich in einem Sopha. Sie trägt ein hellblaues Negligé, welches meine Anschauung über den Adel der Formen der sehr schlanken Frau in besonders angenehmer Weise bestätigt. Ihr schönes blondes Haar, ohne Hülle, strahlt einen warmen Glanz aus, und der leidende Zug in ihrem Antlitze hat ihr alles Harte, alles Trotzige genommen; sie ist ein verlockend weibliches Weib, trotz der imponirenden Höhe ihrer Gestalt.

„Ich leide seit vorgestern an heftiger Migräne," empfängt sie mich, „und Sie sind die Ursache derselben."

„Ich kam, um zu sühnen. Die Aufregung scheint demnach groß gewesen zu sein?"

Auf ihren Wangen bildet sich eine leise Röthe. „Das Ungewohnte war es. Ich lebe still dahin, und nach Jahren beschaulicher Ruhe kommen Sie plötzlich und — und sprechen von Liebe."

„Und das war Ihnen unangenehm."

„Ach, es ist kindisch. Ich bin seit vier Jahren Wittwe, und Niemand kam auf den Gedanken, mir den Hof zu machen. Allerdings war es auch niemals mein Wunsch. Da kommen Sie, ein bekannter und gefürchteter Roué."

„Sie vergessen, gnädige Frau, daß Sie selbst behaupteten, ich wäre besser als mein Ruf."

„Ich glaubte es, bis . . ."

„Bis ich Ihnen meine Liebe gestand?"

„Ja, bis Sie mich zum Besten halten wollten."

„Gnädige Frau!"

„O, wähnen Sie nicht, daß ich gering von mir denke. Ich bin keineswegs schön, doch gut genug gewachsen und vielleicht auch interessant genug, um einem Frauenjäger, wie Sie es sind, einmal als Versuchskaninchen zu dienen. Doch, Sie irren sich in mir, Herr Weidmann."

Ich versuche, ihre Hand zu erfassen. „Bemerken Sie nicht Ihre Inconsequenz? Sie haben mich geprüft und für gut befunden, wo es sich um andere Leute handelt, wo Sie selbst in Frage sind, urtheilen Sie nach Anderen, machen Sie sich Leonas Ansicht zu eigen. Ueber Leonas Ansichten dürften Sie aber doch bereits im Klaren sein?"

„Und wenn ich überhaupt kein Urtheil fällen will? Wenn ich eines solchen nicht bedarf?" frägt sie ziemlich brüsk.

„Ich verstehe Sie nicht!"

„Ich vertraue Ihnen, wenn ich Ihrer Discretion bedarf, allein ich hege kein Vertrauen, wenn ich selbst im Spiele bin, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil — weil ich kein Interesse für Sie hege."

„Weil Sie kein Interesse für mich hegen? Ich begreife, gnädige Frau, und es bedarf der besonderen Betonung nicht. Aber da hätten Sie mich doch ruhig nach Ischl reisen lassen können?"

„Ich weiß selbst nicht, weshalb ich Sie hinderte."

„Wohl, weil es amüsant ist, Jemand in der Nähe zu haben, von dem man geliebt wird und über den man sich lustig machen kann? Nach Belieben, gnädige Frau! Einstweilen gestatten Sie mir jedoch, mich zu entfernen. Leben Sie wohl!"

„Ach, nun zürnen Sie mir?"

„Nicht im Mindesten!"

„Dann nehmen Sie noch einen Augenblick Platz. Sehen Sie denn nicht ein, daß ich viel zu erfahren bin, um einem solchen Frauenjäger, wie Sie es sind, in die Schlinge zu gehen? Sebst wenn ich Sie lieben würde, möchte ich nicht „Eine mehr" in der Reihe jener leichtsinnigen

Frauen, jener Ballettänzerinnen, Kammerzofen und noch Anderer sein, welche Ihnen ihre Liebe schenkten."

„Das heißt, gnädige Frau, daß Ihre Eitelkeit Ihnen mehr gelten würde als Ihre Liebe. Sie haben noch niemals wirklich geliebt, sonst könnten Sie nicht so sprechen. Wenn ich liebe, so frage ich nicht darnach, von wem die Erkorene vor mir geliebt wurde, ob es ein Kellner war oder ein Prinz. Ich liebe, und neben meiner Liebe ist kein Raum für ein anderes Gefühl vorhanden. Doch, gnädige Frau, Sie philosophiren, und wenn auch aus dieser Philosophie Liebe entstünde, sie müßte verkümmern und verdorren, bevor sie sich voll entfaltet hätte. Uebrigens: lassen wir all diese Dinge. Ich werde noch acht bis zehn Tage hier verweilen und Ihnen in dieser Zeit möglichst selten zu begegnen versuchen. Und dann daheim, nach Ablauf meiner Ferien, stürze ich mich in die Arbeit, und es bleibt Nichts übrig, als die Erinnerung an eine Episode."

„Sehen Sie, nun werden auch Sie klug," meint sie lächelnd, doch mich will es bedünken, als ob dieses Lächeln ein schmerzliches, ein Lächeln leiser Enttäuschung wäre. Oder sollte ich mich täuschen? Bah, sie gefällt mir ganz außerordentlich, und in meinem Herzen fühle ich bereits jenen leisen Druck heranschleichen, der stets die Vorerscheinung einer tiefen Liebe zu sein pflegt, einer Liebe, welche mich quält und meine Sinne verwirrt, allein sie liebt mich nun einmal nicht, und durch Betteln erweckt man keine Gegenliebe, das habe ich im Leben genugsam erfahren. Es heißt demnach, eine gute Miene aufsetzen und sich mit Anstand zurückziehen, damit in dem Korbe, den ich erhalten, nicht auch noch die Lächerlichkeit Raum finde.

„Nun denn, gnädige Frau, auf gute Freundschaft und kein Wort mehr von Liebe." Ich reiche ihr die Hand, in welche sie ihre legt. Ihre Hand ist kühl. Ich blicke ihr in die Augen, sie senkt die Lider, sie wagt mir nicht in das Antlitz zu sehen. Da wird es mir plötzlich warm im Herzen; es durchzuckt mich, sie in meine Arme zu nehmen und zu küssen, doch mit heroischer Verachtung weise ich diesen Gedanken von mir und greife gleichgiltig nach einem Buche, das auf dem Tische liegt.

„Ein brillantes Büchlein, ‚Ehefolter' von Johannes Cotta," sagt sie eifrig, um ihre Bewegung zu verbergen. „Nehmen Sie es mit sich und lesen Sie es."

„Ich danke, ich werde es lesen."

Ich lange nach meinem Hute und verbeuge mich stumm.

„Eine Bitte, lieber Weidmann. Ich habe von meinem Verwalter elftausend Mark zugeschickt erhalten. Es ist die Vierteljahresmiethe meines Hauses. Meine Migräne hält mich an das Zimmer gefesselt, und ich möchte nicht so viel Geld bei mir im Hotel verwahren. Wollen Sie die Güte haben, dasselbe in meinem Namen an meinen Banquier, an F. A. Schrötter nach München zu senden?"

„Mit Vergnügen!“ Ich nehme die elf Tausendmarknoten, lege sie auf das geliehene Büchlein, welches genau die Größe der Noten besitzt, hülle das Ganze in ein Stück Zeitungspapier und empfehle mich: höflich, stumm.

XVI.

Ich schlendere mit dem Büchlein in der Hand durch die Straßen. Es läutet Mittag, das Postamt ist demnach geschlossen, und so gehe ich vor die Waldmühle, wo um diese Stunde musicirt wird. Kurgäste beiderlei Geschlechtes strömen an dem Musikpavillon vorbei, auf und nieder. Leona promenirt mit einer Frau Hart Arm in Arm. Sie sieht angegriffen aus; mir ist es, als ob sich in ihren Mundwinkeln leise Falten gebildet hätten. Sie leidet entschieden unter ihrer Liebe zu dem berühmten Tenor. Sie wirft die Blicke unruhig nach allen Richtungen; sie sucht ihn, allein er ist nicht anwesend. Nun begegnet sie mir. Sie nimmt meinen Gruß mit freundlichem Lächeln auf, doch man müßte sich weniger als ich darauf verstehen, um hinter diesem Lächeln keinen Haß zu gewahren. Ihr Haß ist instinctiv; sie fühlt, daß ich ihre Liebe zu Peccini mit Schadenfreude verfolge, und doch muß sie mir ein lächelndes Antlitz zeigen, denn sie fürchtet mich. Ich könnte sie ja daheim compromittiren, vielleicht gar ein pikantes Feuilleton darüber schreiben, wie liebestoll das „Götterweib“ in Marienbad den Tenoristen nachlief. Dieses Lächeln versetzt mich in Zorn. Welche Beleidigung ist mir diese Maske! Sie hält mich für niedrig genug, sie zu verrathen, ihre Liebesabenteuer zu erzählen, weil sie mich nicht lieben will! Wie tief muß ich in ihren Augen stehen!

Ich kann das Gefühl des Hasses nicht bannen, und ärgerlich steige ich den Hügel hinan, um Leona nicht mehr zu begegnen. Ich will mich eben an einem Tische niederlassen, als ich unter der Veranda die drei Künstler gewahre. Sie sind, trotz der frühen Stunde, bereits nach dem Diner, und ich muß eilen, um ihnen noch Cigarren anbieten zu können.

„Allein, ohne Gesellschaft und das Diner so früh?“

„Sie wollen um zwei Uhr in Gesellschaft einiger Hamburger Banquiers und deren Frauen nach dem Jägerhause von Glatzen.“

Es müssen sehr reiche Banquiers sein, denn Hahnenkamm spricht von ihnen wie ein loyaler Unterthan von regierenden Fürsten. Falkenau, der Kleine, aber meint, es sei an der Zeit, sich in anderen Gesellschaften zu bewegen, denn diese vier Frauen wären einfach unangenehm.

Ich wollte, Leona hätte diese Worte gehört. Sie würde ihnen übrigens auch das verzeihen. Ich bitte die Herren, sich nicht stören zu lassen, wenn sie fort müßten, und beginne schweigend zu speisen. Allein sie können noch ein Viertelstündchen bleiben, bis sie ihren Kaffee getrunken und ihre Cigarren geraucht.

Sie trinken und rauchen, und ich nehme meine Suppe, da entwickelt sich eine lebhafte Scene: Der Kellner, welcher den geleerten Teller an sich nimmt, stößt an das in Zeitungspapier gehüllte Büchlein, welches ich neben mich gelegt habe, so daß es zu Boden fällt. Die Hülle löst sich, und fünf oder sechs der Tausendmarknoten, welche auf dem Büchlein lagen, entfallen und werden sichtbar. Ich ordne sie wieder und berge das Büchlein in der Tasche. Unwillkürlich aufblickend, gewahre ich in den Gesichtern der drei Künstler den Ausdruck starren Staunens.

„Pflegen Sie denn Millionen bei sich zu tragen?“ frägt Hahnenkamm, der sich zuerst von seinem Staunen erholte.

„Millionen?“

Da fällt mir ein, daß sie das Packet blos aus Tausendmarkscheinen bestehend wähnen, da die Noten das Büchlein vollkommen bedecken, und nach den entfallenen fünf, sechs anscheinend noch ein ganzer Stoß derselben in der Zeitung liegen muß. Im ersten Augenblick weiß ich selbst nicht, weshalb ich es thue, genug, ich thue es, ich entschließe mich zu einer großartigen Lüge:

„Es sind Alles in Allem einhundertsechzigtausend Mark,“ bemerke ich mit der größten Unverfrorenheit und esse ruhig weiter.

In diesem Moment kann ich bemerken, daß ich in der Achtung der drei Herren sehr hoch steige und ihnen nie mehr werde vorgestellt werden müssen; sie werden meinen Namen von nun an im Gedächtnisse behalten. Nun zähle ich bereits zu den Menschen, welchen man Beachtung schenken darf.

„Sie wähnen doch nicht, daß dieses Heidengeld mir gehöre?“ frage ich.

„So? Wem denn?“

„Frau Richter.“

„Frau Richter??“

„Der großen blonden Dame, welche früher mit Frau Hartwig wohnte.“

„Der langen Cousine?“

„Derselben. Sie leidet an Migräne und bat mich, den Vierteljahresertrag ihrer Häuser, welchen sie von ihrem Verwalter hierher dirigirt erhielt, an ihren Banquier nach München zu senden.“

Peccini springt von seinem Stuhle auf. „Hundertsechzigtausend Mark nimmt sie vierteljährlich von ihren Häusern an Miethe ein?“ schreit er fast athemlos.“

„Wie Sie sehen?“ erwidere ich lächelnd.

„Wissen Sie, welche Summe das jährlich ergiebt?“

„Das habe ich mich nie gefragt.“

„Das sind jährlich sechsmalhundertvierzigtausend Mark,“ spricht er eifrig fort, „und da Großstadthäuser infolge der hohen Steuern und Abgaben kaum mehr als drei Procent abwerfen, so würde diese Frau ein Vermögen von über zwanzig Millionen besitzen?“

„Zwanzig Millionen?“

„Mehr!!“

„Ja, es heißt allgemein, sie hätte über zwanzig Millionen; man meint sogar, vielleicht dreißig.“

„Und ihr Gatte?“ fragt Hahnenkamm.

„Sie ist seit Jahren Wittwe,“ erwidre ich.

„Kinder??“

„Kein einziges. Sie steht überhaupt ziemlich einsam in der Welt. Ich glaube, sie besitzt blos eine einzige Verwandte, Frau Leona Hartwig, und wenn ich gut unterrichtet bin, so liebt sie auch diese nicht besonders.“

„Ich glaube sogar, sie haßt sie,“ sagt Peccini.

„Und das mit Recht,“ läßt sich Falkenau vernehmen.

Ich zucke die Schulter und kaue an einem Rebhuhn, wie ein Mensch, den das völlig gleichgiltig läßt. Nun ist die Geschichte prächtig eingeleitet, denn der Wunsch der Frau Richter geht in Erfüllung: der Bruch zwischen Peccini und Leona ist vollzogen. Von heute an kümmert er sich nicht mehr um sie, sondern widmet sich vollständig Frau Richter und ihren dreißig Millionen. Ich aber werde nun in Erfahrung bringen, ob es nicht ein für Peccini gehegtes Interesse ist, welches sie meine Liebe zurückweisen läßt. Ich denke meine Gedanken mit ruhiger Miene, doch hält das blos eine Weile an, und ich habe Mühe, das Hohnlächeln, welches sich auf meine Lippen drängt, zu unterdrücken. Die dreißig Millionen der Frau Richter, welche im Monde liegen, haben eine gründliche Wirkung: die Künstler vermögen sich noch immer nicht zu erholen. Ich wünschte, sie gingen und ließen mich allein, damit ich nach Herzenslust lachen könnte. Doch, sie bleiben; sie bleiben und schweigen. Keiner spricht ein Wort. Ich glaube, sie verkaufen die Häuser und legen für dreißig Millionen Renten an, denn diese werfen drei und ein halbes Procent ab. Wie sie zu den dreißig Millionen gelangen, darüber zerbrechen sie sich wohl nicht die Köpfe. Du lieber Gott, solche weltberühmte Künstler! Sie brauchen doch blos zuzulangen!

XVII.

Ich weilte zwei Tage bei meinem Oheim in Karlsbad und finde, nach Marienbad zurückgekehrt, einen starken Wechsel der Scenerie. Es sind zwei Lager vorhanden; das eine besteht aus Leona und ihren beiden Freundinnen, das zweite aus Frau Richter und den drei Tenoristen. Morgens, beim Brunnen, gewahre ich den Wechsel. Frau Richter erscheint in der Gesellschaft Hahnenkamms, und kaum ist sie angelangt, als Peccini und Falkenau auf sie zueilen und ihr unter zarten Verneigungen schöne Blumensträuße überreichen. Ich stehe in der Menge und beobachte die arme Frau, die in großer Verlegenheit tief erröthet. Weshalb sie seit einigen Tagen so aufmerksam bedacht wird? scheint sie zu fragen. Die Antwort kann ich

nicht vernehmen. Mir genügt es ja auch, das schöne Bild aus der Ferne zu betrachten. Zu ihrer Rechten und Linken schreiten sie neben ihr einher und schneiden so liebenswürdige Gesichter, wie ich sie nie an ihnen bemerkt, und reiben sich vor Vergnügen die Hände und verbeugen sich unaufhörlich, als ob sie vor einer toll applaudirenden Menge auf der Bühne stünden.

Hm, Einer weiß vom Anderen genau, daß er die Wittwe blos ihres ungeheuren Reichthumes wegen umschwirrt. Jeder will sie für sich gewinnen, und doch arbeiten sie in vollem Einklange. Das Erste wäre doch, daß Einer den Anderen unmöglich mache? Oder besitzt Jeder so viel Selbstvertrauen, um es für natürlich zu finden, daß nur er geliebt werden könne? daß die Anderen neben ihm blos Staffage sind und alsbald im Nebel verschwinden müssen?

Ich begegne Leona und ihren Freundinnen, doch sie bemerken meinen Gruß nicht, denn ihre Aufmerksamkeit ist auf Frau Richter und die Künstler gerichtet; sie haben blos für die lange Cousine und die Tenoristen Blicke. Ich menge mich unter die Promenirenden, so daß Frau Richter mit ihrer Garde an mir vorüber muß. Ich grüße höflich, doch kühl. Sie hält einen Augenblick in der Meinung, ich wolle mich ihr anschließen, allein ich schreite ruhig an ihr vorüber. Als ich mich umwende, hält die Gesellschaft dem Ferdinandsbrunnen zu, um an diesem vorbei nach Bellevue zum Frühmahl zu gehen.

Was wohl bei dieser Geschichte herauskommen wird? Entweder erfahren die Tenoristen, daß Frau Richter nicht reich ist, dann verhöhnen sie sie in der rücksichtslosesten Weise, und ich bin es, der sie in diese Situation brachte. Oder sie verliebt sich in Peccini oder Hahnenkamm, und ich habe das leere Nachsehen. Ich fühle es nicht allein in den Nerven, ich fühle es auch im Herzen, daß ich diese Frau liebe, und doch bereitet mir der Gedanke, sie könnte sich in Einen der Drei verlieben, nahezu Vergnügen. Bah, wenn sie nicht anders ist, als die Uebrigen, wenn auch sie den Künstlern anheimfällt, dann steht sie mir nicht höher als Leona und ihre Freundinnen, und meine Liebe flöge in einem schadenfrohen Lächeln davon. Nicht eine Spur bliebe übrig.

Mittags gehen Leona und ihre Freundinnen auf dem Wege zur Waldmühle vor mir einher. Im Restaurant angelangt, durchmustern sie die Dinirenden, kehren wieder um und schlagen den Weg nach der Stadt ein. Ich folge ihnen in einiger Entfernung. Vor dem Hotel Klinger halten sie Kriegsrath. Frau von Winterberg wird in das Restaurant entsendet, kehrt jedoch alsbald wieder. Nun steuern sie auf den Egerländer zu. Durch die Fenster spähend, müssen sie das Gesuchte gefunden haben, denn sie verschwinden im Eingange.

Ich folge ihnen nach einigen Minuten und finde die drei Damen an einem kleinen Tischchen in eifrigem Gespräch. Sie stutzen bei meinem Anblick, doch blos einen Moment, dann rücken sie zusammen, mich durch Blicke

einladend, bei ihnen Platz zu nehmen. Ich folge ihrer Einladung, und alsbald heißt mich eine Bewegung der Frau Melzer, nach jenen Tischreihen zu blicken, welche sich von der Thüre rechts befinden. Dort, an einem Tische, sitzen Frau Richter, Peccini, Falkenau und Hahnenkamm. Die Künstler hängen an den Lippen der blonden Frau, sie fangen ihre Worte mit ihren heißen Blicken auf und sind ganz roth vor Eifer, ihr zu dienen. Ich betrachte das Bild einen Moment und bestelle dann meine Suppe.

„Nun, wie gefällt Ihnen das?“ frägt Frau Melzer.

„Alte Geschichten,“ erwidere ich.

„Alte Geschichten?“

Die Frauen fragen sich diese zwei Worte, indem sie ihre Blicke ineinander bohren. Sollten sie blind, total blind gewesen sein? Die lange Cousine das Ideal Peccinis und auch der Anderen? Und sie ahnten Nichts? Ach, das ist ja nicht möglich! Sie beginnen Frau Richter zu untersuchen, von den Füßen bis zum blonden Haar unterwerfen sie sie einer strengen Prüfung: Nun ja, am Ende nicht uninteressant, aber ...... Leona solle doch erzählen, sie müsse ihre Cousine am genauesten kennen. Sie wirft einige Worte hin und weist dann mit einem Blick nach mir: Sie werde, was sie wissen wolle, aus mir herausholen, denn offenbar wäre ich unterrichtet.

Inzwischen hat die Gesellschaft drüben ihre Mahlzeit beendet und erhebt sich vom Tische. Die Künstler grüßen so fremd, als ob sie uns blos einmal im Leben gesehen hätten, doch Frau Richter tritt auf unseren Tisch zu. Sie ist befangen, roth bis an die Stirne. Sie fühlt, daß sie von diesen Frauen gehaßt wird, weil sie die Künstler an sich gezogen hat, und ist nun bestrebt, durch liebenswürdige Bescheidenheit den Groll zu verscheuchen. Sie fahre am nächsten Morgen, um eine Freundin zu besuchen, nach Franzensbad. Ob ich sie begleiten möchte?

„Ich?“

„Ja; Peccini und die anderen Herren fahren ebenfalls.“

Ich wähnte, sie wolle mit mir allein reisen, und hätte freudig zugestimmt. Als sie jedoch sagt, daß auch die Anderen von der Partie sind, lehne ich kurz ab.

Sie blickt mich enttäuscht an. „Weshalb wollen sie nicht?“ fragt sie.

„Ich bin beschäftigt, gnädige Frau, es mangelt mir an Zeit.“

„Aber, liebe Helene,“ meint Leona spitz, „willst Du auch den letzten Herrn aus unserer Gesellschaft entführen? Hast Du nicht genug an Peccini, Falkenau und Hahnenkamm?“

„O, ich habe die Herren nicht eingeladen,“ erwidert sie hastig. „Ich weiß nicht, weshalb sie mitfahren.“

„Du weißt es nicht? Ha, ha, ha!“

„Leona, ich verstehe Dich nicht!“

Leona zuckt die Schultern.

„Wie Du willst,“ sagt sie, „aber man sollte sich stets bedenken, bevor man das Amt des Sittenrichters übernimmt.“

Frau Richter erröthet abermals. Sie geräth so sehr in Verlegenheit, daß sie keine Antwort findet. Erst nach einer Weile rafft sie sich auf, und ich sehe eine Thräne in ihren Augen, als sie sagt: „Clara ist ja auch Deine Freundin, sie will ich besuchen. So fahre auch Du mit uns.“

Leona kämpft mit sich, doch blos einen Augenblick, dann meint sie: „Gut, ich fahre ebenfalls.“

„Mit uns? nach Franzensbad?“ fragt Falkenau, der sich im Laufe des Gespräches unserem Tische genähert hat.

„Jawohl, in Ihrer Gesellschaft,“ erwidert Leona.

„Bedaure, doch wir wollen en petit comité reisen,“ meint er.

Alles Blut schießt Leona in das Antlitz. Die Unterlippe vorgeschoben, sagt sie voll Verachtung: „Dann bleiben Sie hier, denn es wäre mir kein Vergnügen, in der Gesellschaft so ungezogener Menschen zu fahren.“

„Ungezogene Menschen? Das gilt vielleicht auch mir?“ sagt Peccini, mit hoheitsvoller Miene nähertretend. „Madame, ich gestatte nicht derlei Bemerkungen über mich.“

„O, Herr Peccini, Sie sind nicht gemeint,“ sagt Leona eifrig und erbleicht. „Nein, wahrlich, es ist mir nicht in den Sinn gekommen.“

„Immerhin ist es ein Künstler, über den Sie so gesprochen,“ setzt Peccini fort, „und das genügt!“

„O, Signor Peccini . . . . .“

Diese Auseinandersetzung macht auf mich sehr wenig Eindruck, doch Frau Richter ist äußerst peinlich berührt und weiß nicht, wie diese Scene enden. Plötzlich einen Entschluß fassend, wendet sie sich an die drei Künstler und sagt: „Ich fahre überhaupt nicht nach Franzensbad,“ dann läßt sie sich bei unserem Tische nieder.

Peccini und Falkenau sind consternirt. Offenbar sind sie mit Leona blos deshalb grob gewesen, weil sie dadurch Frau Richter zu gefallen vermeinten.

Es heißt doch, daß sie aufeinander schlecht zu sprechen wären? Und nun dieses Resultat!

Peccini nagt mißmuthig an der Unterlippe, doch er faßt sich. „Madame,“ sagt er zu Frau Richter gewendet, „ich habe, um morgen mit Ihnen reisen zu können, ein Diner beim Prinzen von Orleans abgesagt. Sie begreifen, daß ich nicht hier gesehen werden darf.“

„Ach, natürlich fahren Sie,“ rufen Frau Melzer und Frau Winterberg gleichzeitig, indem sie sich an Frau Richter wenden. Sie überreden sie in der allerzärtlichsten Weise, die Reise doch ja nicht zu unterlassen, lieber wollen sie selbst auch von der Partie sein. Offenbar wollen diese zwei Frauen Leona nun fallen lassen und sich an Frau Richter klammern, nachdem ein weiterer Verkehr mit den Künstlern blos durch sie möglich

wird. Die Tenoristen vereinen ihre Bitten mit denen der zwei Frauen, und da auch Leona inzwischen ruhig geworden scheint, ist der Friede wieder hergestellt. Frau Richter erhebt sich und macht noch einen Versuch, Leona zur Mitreise zu bewegen, allein diese lehnt entschieden ab. So entfernt sich denn die Gesellschaft, vermehrt durch Frau Melzer und Frau von Winterberg, und ich bleibe mit Leona allein zurück.

XVIII.

Als die Gesellschaft das Restaurant verlassen hat, legt Leona das Messer und den Apfel, welchen sie zu schälen begonnen, bei Seite, greift hastig nach dem Taschentuche und drückt es an die Augen. Ich habe das Nahen dieser Thränen bemerkt und vertiefe mich daher in den Inhalt meiner Cigarrentasche. Ich wähle sorgfältig, schneide die Spitze sehr umständlich ab und greife erst nach dem Feuerzeug, als ich mit dem innern Auge sehe, daß sie das Taschentuch geborgen und den Schleier über das Antlitz gezogen hat.

Sie erhebt sich rasch, und wir gehen mitsammen fort. Ich vermeide es, sie anzusehen, und erzähle Allerlei, unter Anderem eine Auseinandersetzung zwischen Dr. Heid und Peccini. In seiner urwüchsigen Weise hatte Heid Peccini gefragt, wieso es komme, daß jeder Tenorist ein Narr sei. Nicht etwa ärgerlich, nein, ganz ruhig hatte Peccini erwidert, das komme daher, weil jeder Tenorist sich einbilde, er sei der beste Sänger der Welt. Sehen Sie, ich bilde mir das nicht ein, hatte Peccini fortgesetzt, ich bin wirklich der beste Sänger der Welt.

Leona lächelt, doch es ist ein erzwungenes Lächeln. Ich sehe im voraus, sie wird sich daheim auf das Sopha werfen und bitterlich weinen. Umsomehr bin ich überrascht, als sie mich, vor ihrer Wohnung angelangt, einzutreten auffordert. Ich betrete mit ihr das Wohnzimmer. Sie legt Hut und Schleier nicht ab, setzt sich in eine Ecke des Sophas, und nun kommt es, wie ich es vorausgesehen. Sie blickt mir einen Moment wie geistesabwesend in's Antlitz, starrt einen Augenblick in's Leere, dann irrt ihr Blick flehend, hilfesuchend umher, und dann, dann sinkt ihr Haupt seitwärts auf die Lehne, und sie beginnt krampfhaft und laut zu schluchzen.

Es ist peinlich, eine Frau weinen zu sehen, doch mich lassen Leonas Thränen kalt. Sie bewegen mich nicht im Geringsten, sie stimmen mich sogar ein wenig höhnisch. Vielleicht weil ich diese Frau in der Wirklichkeit und in Gedanken stets anders vor mir sah. Trotzige, kühne, stolze Weiblichkeit sprach aus diesen schönen mächtigen Gliedern, aus dieser königlichen Gestalt; abweisende, ein wenig mit Hohn getränkte Ruhe aus dem edlen Profil, aus dem matten Roth ihrer Lippen, aus den großen, tiefen dunklen Augen. Und ihre Toiletten, ihre Bewegungen, ihre Worte und Thaten standen in vollem Einklang mit dem ruhigen Stolz, der sich

auf ihrem Antlitz, in ihrer Gestalt ausprägte. Und nun liegt sie vor mir hingelehnt: Königlich die von einem einfachen grauen Kleide umschlossene Gestalt, doch ihr Busen wogt, als ob er die Hülle sprengen möchte; unaufhaltsam bringt lautes Schluchzen, von abgerissenen Worten des Schmerzes durchmengt, von ihren Lippen. Sie hat noch immer den Hut auf dem Haupte, doch den Schleier zurückgeschlagen, und drückt das Taschentuch bald an die Augen, um die Thränen zu trocknen, bald an die Lippen, um die Schmerzensrufe zu unterdrücken.

„Was — um — Gotteswillen — soll ich denn nun beginnen?!“ bringt es krampfhaft, von Thränen erstickt, aus der Sophaecke zu mir.

Ich horche auf. Rief sie diese Worte unbewußt, im Schmerze oder sind sie an mich gerichtet, an mich, der ich friedlich in einem Fauteuil lehne und mit meiner Uhr spiele.

„Was — was — soll ich beginnen?!“ höre ich es wieder.

Ah, es gilt also mir?

„Ausweinen!“ rufe ich kurz.

Sie stockt, ihre Rufe verstummen, verdutzt blickt sie mir in's Gesicht.

„Ausweinen sollen Sie sich, gnädige Frau, das ist das Klügste“, wiederhole ich.

„Ausweinen?“

„Ja! Was wollen Sie sonst beginnen?“

Sie blickt mich durch Thränen, doch mit plötzlich ruhig gewordenem Antlitz an.

„Was könnte ich Ihnen auch Vernünftigeres empfehlen, als sich Ihr Weh vom Herzen zu weinen? Soll ich Philosophie mit Ihnen treiben? Das wäre in diesem Falle das Dümmste. Sie lieben Peccini, das ist eine Thatsache, und lieben ihn unglücklich, das ist ebenfalls eine Thatsache.“

„Herr Weidmann, nein . . . Sie . . .“

„Ich täusche mich, wollen Sie sagen? Ja, gnädige Frau, wenn Sie mich für so naiv halten, dann mache ich mich mit meinen Rathschlägen lächerlich, und es ist das Klügste, ich gehe . . .“

„Nein, bleiben Sie! Ich bin so verlassen,“ ruft sie schmerzlich.

„Gnädige Frau, ich habe nicht die Absicht, mich in Ihre Geheimnisse zu drängen, allein Ihre Herzensangelegenheit ist für mich längst kein Geheimniß mehr. Und dann: Sie fragten, was Sie beginnen sollen? Ich habe Ihnen ehrlich, nach meiner besten Ueberzeugung geantwortet. Solche Dinge müssen heruntergeweint werden. Es fällt mir nicht ein, Ihnen die Rathschläge zu ertheilen, welche in solchen Fällen üblich sein mögen. Soll ich Sie erinnern, daß Peccini blos noch einige Tage in Marienbad bleibt und dann nach Mailand, Paris oder Amerika geht, daß Sie ihn vielleicht im Leben nie mehr sehen und es sich demnach nicht lohnt, sich für wenige Tage solchen Aufregungen auszusetzen? Darüber, daß Peccini Sie nicht entführen und für alle Zeit an sich fesseln will, sind Sie sich

wohl klar? Abgesehen davon, daß Sie Ihren Gatten vielleicht überhaupt nicht verlassen möchten?"

„Meinen Gatten? Niemals!"

„Niemals?"

„Nein, denn ich liebe meinen Gatten."

„Das ist komisch. Sie lieben Ihren Gatten und . . .?"

„Ja, ich liebe ihn, ich verehre ihn."

„Das ist zwar eigenthümlich, kommt aber vor. Vielleicht enttäuscht es Sie einigermaßen, wenn Sie erfahren, daß dieser berühmte, von aller Welt angebetete Heldentenor Barbiergehilfe war?"

„Das ist nicht möglich!"

„Gnädige Frau, ich besitze Beweise für meine Behauptungen. Doch das ist nebensächlich. Dem General Derfflinger schadete es nicht, daß er vorher Schneider war, es schadet also auch Peccini nicht, daß er früher Gesichter einseifte. Unsinnig derlei zu erwähnen. Wenn er mehrere Jahre im Kerker zugebracht hätte, Sie würden ihn ja doch lieben?"

Sie schweigt.

„Ich belächle die Leute, welche Liebenden die Liebe abrathen. Da giebt es tausend kluge, feine Sentenzen, doch alle zusammen sind keinen Heller werth. Napoleon behauptete, in der Liebe bestehe der Sieg in der Flucht. Das ist die einzige Sentenz, welche ich gelten lasse. Flüchten Sie, gnädige Frau, fahren Sie heim zu Ihrem Gatten."

„Und Helene?"

„Ihre Cousine? In fünf, sechs Tagen ist es auch bei ihr zu Ende. Wollen Sie in Ihr Verhältniß zu ihr durch Eifersucht noch mehr Gift träufeln? Sie ist eine brave Frau . . ."

„Und ich, ich bin es nicht . . . Sie sind im Rechte, Herr Weidmann," sagt sie, und auf ihrem Antlitz prägt sich ein zorniger Zug aus. „Ich stand so hoch vor Ihnen, so hoch, und nun . . ." Ein Thränenstrom unterbricht ihre Worte. Sie weint so heftig, daß ihr Körper erschüttert wird.

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau. Eine Krankheit, so gut oder schlimm wie jede andere. Daß sie sich gerade vor mir abspielen mußte? Ich bin ja so unbedeutend!"

„Nein, ich könnte mich vernichten, und das gerade Ihretwegen."

„Meinetwegen?"

„Ja! Sie, der Sie wohl durch die Erfolge, welche Sie erringen, die Frauen so leicht nehmen und diesen Siegen in Ihren cynischen kleinen Novellen Ausdruck verleihen, Ihnen wollte ich starre, stolze, unnahbare Weiblichkeit zeigen, Ihnen wollte ich der Felsen sein, an dem Ihre morschen Anschauungen zersplittern müssen."

„Und es gelang Ihnen glänzend. Ich hatte heillosen Respect vor Ihnen, ich wagte mich kaum in Ihre Nähe."

„Und nun? O, ich werde es nie mehr wagen, Ihnen in die Augen zu sehen. Ich werde zittern, wenn ich Ihnen begegne; meine ganze Stellung ist vernichtet.“

„Gnädige Frau, Sie beleidigen mich, wenn Sie von mir auch blos eine Nüance von Indiscretion befürchten. Ich gehe von Ihnen als ein Mann, der Nichts gesehen und gehört hat, der Ihnen auch in Zukunft mit höflicher Zurückhaltung begegnen wird oder . . .“

„Oder . . .?“

Ich schweige. Sie blickt mir lange fragend in's Antlitz, bis ich mich plötzlich lebhaft erhebe. „Lassen wir das, gnädige Frau; gestatten Sie, daß ich mich empfehle.“

Sie wird roth bis an das Haar und tritt an mich heran. „Ich gefiel Ihnen?“ sagt sie stockend.

„Gefallen? Ich habe Sie angebetet!“

„Sie haben mich geliebt?“ fragt sie leise.

„Ich habe Sie geliebt,“ erwidere ich ebenso.

„Und nun bin ich so tief vor Ihnen gesunken, daß Sie mir Ihre Liebe nicht mehr gestehen möchten?“

„Leona?!“ rufe ich wie im Fieber und springe auf. Sie steht mit hochgeröthetem Antlitz vor mir, die Blicke tief in meine Augen gebohrt. Sie zerrt an dem von ihren Thränen feuchten Taschentuche mit beiden Händen, ihr Busen wogt, ihre mächtige Gestalt erschauert: die Marmorstatue hat Blut, Leben, Feuer bekommen. Die feuchten, rothen Lippen sind ein wenig geöffnet, daß die blanken Zähne hervorschimmern; ihr Athem geht heftig, wie gebannt ruhen ihre Blicke auf mir; ein leises, doch inhaltsvolles Lächeln liegt auf ihrem errötheten Antlitz, und ihre Finger suchen noch immer das thränenfeuchte Taschentuch auseinanderzuzerren.

„Leona!!“ Ich breite die Arme aus, und sie sinkt an meine Brust. Sie preßt meine Wangen zwischen ihre Handflächen und küßt meine Lippen, meine Augen, daß ich wie von einem Taumel befangen, keuchend, meiner Sinne nicht mächtig, in das Sopha sinke. Sie schmiegt sich an mich, sie erdrückt mich fast in ihren Armen, und ihr Mund scheint das Blut von meinen Lippen zu saugen.

Wie herrlich ist sie in diesem Augenblick! Ihre Sehnsucht nach Peccini, ihre Verzweiflung, ihre Thränen, Alles ist vergessen, ich halte blos das gewaltige Weib in meinen Armen, das mich mit ihrem Stolze gebannt hatte. Stolz und mächtig erscheint sie mir wieder, und doch liegt sie liebend, aufgelöst an meiner Brust. Fest wie Marmor umschließen mich ihre starken Arme, ihr Busen wogt, ihr Antlitz glüht, ihre Blicke zünden. Ich fühle meine Sinne kaum, ich schließe die Augen, vergrabe mein Haupt an ihrem Nacken, und der lodernde Brand, der aus den Poren dieses fesselnden Leibes aufsteigt, entflammt mein Blut zur Lohe.

Wir sitzen noch in den ersten Abendstunden Hand in Hand beisammen. Die Augen in feuchte Gluth getaucht, blickt sie mir zärtlich und glücklich in das Antlitz. Sanft und schmiegsam sitzt sie an mich gelehnt, mit jedem Blicke verrathend, daß blos die Erinnerung an irgend einen Tenoristen ihr Glück zu stören vermöchte.

„Bleibe hier zum Nachtessen, gehe nicht in's Restaurant," bittet sie, die Arme um meinen Nacken schlingend. „Ich bin so glücklich! Verlasse mich nicht in dieser Stunde."

„Doch, Leona, ich muß; schon Deinetwegen. Die Scharte von heute Mittag muß ausgewetzt werden, der Hohn muß aus dem Antlitz der Künstler, die Schadenfreude aus den Zügen der Frauen schwinden. Du besitzest nun einen Halt an mir, der Dich stark genug macht, der Gesellschaft so unbefangen entgegenzutreten, als ob Deine Thränen Mittags der Nervosität entsprungen wären. Ich will Dich nicht bemitleidet, ich will Dich ruhig, unbefangen unter den Leuten sehen."

„Ach, sie werden ja doch errathen, daß ich Dich liebe!"

„Das hängt allein von Dir ab. Du würdest in ihren Augen nicht gewinnen, daß Du bei mir Trost gesucht und gefunden. Diesem Volke läßt sich blos durch unbefangene Ruhe imponiren. Lebe wohl! Ich suche die Gesellschaft zuerst auf, und Du folgst später nach, ruhig, stolz, lächelnd, so wie Du einst warst."

Sie umarmt mich stumm und küßt mich stürmisch, dann gehe ich.

Am Abend sind sie gewöhnlich bei Egerländer, allein die Gesellschaft ist noch nicht anwesend, und so nehme ich an einem Tischchen allein Platz. Es vergeht eine volle Stunde, Leona trifft ein, doch von den Anderen läßt sich noch immer Niemand blicken. Wir leeren eine Flaschen Pommery und sitzen sehr lange beisammen, wir gehen auch noch in eine Conditorei, wir durchspähen die Promenirenden der Kaiserstraße: vergeblich. Offenbar sind sie Alle zusammen bereits Nachmittags nach Franzensbad gefahren.

XIX.

Ich bin kein Tugendbold, ich habe auf den Prix-Montijon nie Anspruch erhoben, und Ihr lügt, Alle, ohne Ausnahme, wenn Ihr mir mit Moralpredigten kommt und behauptet, Ihr hättet in ähnlicher Situation anders gehandelt als ich. Selbst Du nicht, theurer Freund Friedrich, der Du Dir erst jetzt Deine blonde Erna ersungen und errungen hast. Zum Kuckuck, muß es denn gelogen werden, wo ich doch weiß, daß kein Einziger von Euch vor Leonas Küssen zurückgeschreckt wäre, und wenn er auch das herrlichste Bild im Herzen trüge. Wenn ich einen schlimmen Streich begehe und den Muth finde, ihn zu gestehen, dürft Ihr mich verurtheilen und sagen, Ihr seid ganz anders, Ihr seid moralisch, wo ich doch weiß, daß Ihr um keinen Deut besser seid als ich, um keinen Deut, ob Ihr

nun Bücher macht oder Bilder, Leinwand verkauft oder Recht, singt oder predigt? Nun, bei den Letzteren, die predigen, will ich eine Ausnahme gestatten, doch mehr aus Höflichkeit, als aus Ueberzeugung. Bedenkt doch blos, eine so schöne, schöne, gluthvolle Frau mit glänzenden Augen und Gliedern wie ein Marmorgebilde. Und ich habe sie geliebt und gefürchtet, und nun allein mit ihr, allein, und sie sinkt in meine Arme .... Ihr lügt schändlich, wenn Ihr auch blos die Schulter über mich zuckt.

Ich bin besser als die Besten unter Euch, denn ich fühle Reue, mehr: ich empfinde Schmerz. Mir ist es, als hätte ich Frau Richter beleidigt, als hätte ich ihr einen Schlag versetzt, als hätte ich sie von mir gestoßen. Und nun schäme ich mich, daß mich die Augen schmerzen. Ein Mensch von guter Erziehung, der eine Frau schlägt — — Pfui!

Ich habe das Recht verwirkt, Frau Richter jemals wieder von Liebe zu sprechen, und ich werde ihr nie mehr davon sprechen, das sei die gerechte Strafe für die Beleidigung, welche sie von mir empfangen. Ich habe eine hohe Scheidewand zwischen uns errichtet, und ich werde es nicht wagen, sie zu übersteigen. Und um die Sehnsucht nach ihr zu betäuben, will ich mich nun vollkommen Leona widmen, ihr Bild soll das ihrer Cousine aus meinem Herzen drängen. Auf meiner Fahne steht nur noch der Name „Leona“ geschrieben, der Name „Helene“ zerflatterte leider durch meine eigene Schuld im Winde.

XX.

Frau Richter ist mit ihrer Gesellschaft erst am zweiten Tage aus Franzensbad zurückgekehrt.

Ich begegne ihr nach ihrer Rückkehr zum ersten Male Mittags in der Waldmühle. Bald nach mir erscheint auch Leona. Während des Mahles und der dabei gepflogenen Erzählungen über die Einzelheiten des Ausfluges wird sie von Allen beobachtet, allein sie benimmt sich großartig und führt die ganze Gesellschaft irre. Man hat sie bleich, die Augen von Thränen geröthet, wiederzusehen erwartet, demüthig einen Blick Peccinis erhaschend. Von Alledem keine Rede. Sie ist freundlich, ruhig und unbefangen. Sie hat einen leisen entschiedenen Klang in der Stimme, welcher sie über die Gesellschaft erhebt und eine etwaige Annäherung der Künstler im Voraus zurückzuweisen scheint. Es liegt ordentlich in der Luft, daß sie, abermals beleidigt, nicht in Thränen ausbrechen, sondern den Angriff in vernichtender Weise abweisen würde. Sie wird denn auch mit größerer Achtung behandelt, ja, der kleine Falkenau bestrebt sich sogar, artig zu sein, als ob er seine Ungezogenheiten ausgleichen möchte.

Frau Melzer und Frau von Winterberg schließen sich abermals Leona an. Diese zwei Damen begegnen den Künstlern ein wenig schroff, offenbar ereignete sich Etwas während der Reise, was sie unangenehm berührte.

Vielleicht sahen sie die Tenoristen derart im Banne der Frau Richter, daß sie jede Hoffnung aufgeben müssen, oder sie sind verletzt worden. Auch die blonde Cousine ist nichts weniger als freundlich zu den Herren. Sie ist bemüht, die etwas zudringlichen Liebenswürdigkeiten ziemlich kurz abzulehnen. In dieser Gesellschaft ist entschieden Leona die unbefangenste, und auf ihrem Antlitz strahlt das heiterste Lächeln.

Ich sehe den Blick der Frau Richter wiederholt einen Moment lang prüfend auf mir ruhen, allein ich spiele lächelnd den vollständig Gleichgiltigen, welchen weder die Zudringlichkeit der Künstler, noch die Ruhe Leonas, noch die Nervosität der übrigen Damen irgendwie berührt. Ich bin einfach ein ruhiger, zufriedener Mensch, der seine eigenen Wege wandelt und auf ihre Liebe verzichtet hat für immer.

Nachdem wir aufgebrochen sind, erwartet Frau Richter offenbar, daß ich sie heimgeleite. Ich lasse sie jedoch in Gesellschaft der Künstler und schließe mich den drei Frauen an. Unterwegs erfahre ich, es habe in Franzensbad einen Scandal gegeben, über welchen man sich nicht klar sei. Peccini und Hahnenkamm hätten sich Nachts im Corridor des Hotels, vor dem Zimmer der Frau Richter geprügelt. Es eilten Leute herbei, man wollte sie delogiren, doch am nächsten Morgen leugneten sie Alles und behaupteten, sie wären die besten Freunde. Ob der Eine oder der Andere von Frau Richter vor ihre Zimmerthüre beschieden wurde, oder ob sie selbst gekommen waren, lasse sich nicht feststellen.

Die Damen sind daheim angelangt, und ich verabschiede mich von ihnen, von Leona mit einem sehr warmen Händedruck, und schlendre allein nach Hause. Die von den Tenoristen aufgeführte Scene trübt mir das Bild der Frau Richter, und ich freue mich darob, denn nun werde ich sie leichter vergessen. Mir ist es, als ob sie den Saum ihres weißen Spitzenunterrockes ein wenig im Straßenschmutz schleifen würde, und nun geht sie vor mir einher, stolz, in berückender, tadelloser Toilette, und blos ich allein bemerke, daß an dem Spitzensaum ein wenig Straßenschmutz haftet.

Dieses Bild beeinträchtigt das Tadellose ihrer Erscheinung. Sie erschien mir kräftig, gesund und rein bis in die Nerven, und jetzt ist es mir, als schwebe ein leises Fieber heran; ich sehe bereits ihre große Gestalt erschauern. Das Schicksal kommt mir zu Hilfe, ich fühle es.

Mißmuthig ging ich zu Bette, und mißmuthig erhebe ich mich. Gewiß, sie ist an der Scene, welche die Tenoristen vor ihrer Thür aufgeführt, unschuldig, sie hat sie durch keinen Blick ermuntert, und dennoch steht sie in meinen Augen nicht völlig schuldlos da. Trübt Eifersucht meinen Blick? Ich selbst habe ihr die Tenoristen an den Hals gehetzt, und ich bin daher auch die Ursache, das ihr Piedestal in meinen Augen niedriger wurde. Doch zum Kuckuck, wozu all das? Ich habe doch verzichtet, endgiltig verzichtet? Da gelüstet es Einen nach Borstorfer Aepfeln, er findet inzwischen eine Ananas, doch anstatt dankbar zu sein, erweckt er wieder das Ge-

lüste nach dem Borstorfer Apfel. Das ist krankhaft; fort mit allem Krankhaften: Zurück nach Borstorf mit Frau Richter, es lebe Leona, die Ananas.

Sie umgiebt mich mit so zärtlicher Liebe, sie ist so sanft und hingebend wie eine kleine Braut, und was mir die Sehnsucht nach ihr, die schönen Stunden in ihren Armen noch köstlicher erscheinen läßt, das ist, daß sie sich völlig wiedergefunden hat. Jeder Zoll das stolze, unnahbare Weib, wenn sie auf der Straße, wenn sie in Gesellschaft ist. So wie sie mir einst daheim erschien, so erscheint sie mir wieder, und es ist unendlich beglückend, zu wissen, daß dieses schöne Weib, welches schier verächtlich auf Alles hinabsieht, sich glühend nach mir sehnt, bald in meinen Armen sanft und demuthsvoll ist, bald in meinen Küssen zur Mänade sich berauscht. Und der Reiz des Geheimnißvollen: auch nicht durch einen Blick, durch eine Bewegung verrathen wir unsere Liebe. Niemand ahnt unsere Beziehungen, denn wir sprechen uns kaum vor Zeugen. Doch wenn ich mich Abends von der Gesellschaft verabschiedete und anscheinend den Weg nach meinem Hotel einschlage, schleiche ich durch die Jägerstraße zur Böschung am Ende der Häuserreihe, und von dort, wo der kleine Falkenau in den Graben purzelte, husche ich zu ihr in den Garten. Selig-süße, berückende Stunden sind es, die ich mit ihr verbringe, und Mitternacht ist gewöhnlich vorbei, wenn ich auf Schleichwegen heimkehre.

XXI.

Fünf Tage sind verflossen, seit Leona und ich uns so gut verstehen, und ich glaube nicht, daß Jemand unsere Beziehungen ahnt. Blos Frau Richter traue ich nicht völlig. Sie ist mir gegenüber schweigsamer geworden, als sie es war, und sie beobachtet mich und beobachtet Leona. Zuweilen streift mich ein Blick, in dem es wie beleidigter Stolz glimmt, doch es ist blos ein Blick, die Nüance eines Blickes.

Um nicht den leisesten Verdacht aufkommen zu lassen, will ich mich ihr abermals freundlicher nähern und Leonas Einverständniß hiezu einholen, allein ich suche meine schöne Frau heute vergeblich beim Brunnen. Sollte sie unwohl sein? Als ich nach neun Uhr von Bellevue zurückkehre, kommt sie mir am Arme ihres Gatten entgegen. Ich bin verblüfft. Ich fühle bei seinem Anblick mein Herz heftiger pochen, und befangen ziehe ich den Hut, um vorbeizuschreiten. Mit heller, freundlicher Stimme ruft Leona meinen Namen, so daß ich herantreten und Beide begrüßen muß. Er reicht mir die Rechte, und ich empfinde, da ich seine Hand drücke, weder Hohn, noch Gewissensbisse. Herr Hartwig ist ein sehr braver und ernster Mann, und ich begrüße ihn sehr freundlich.

„Sie scheinen hier mit meiner Frau befreundeter zu sein, als Sie es daheim waren?“ fragt er lächelnd.

„Ich hatte die Ehre, öfter in jener Gesellschaft zu sein, in welcher die gnädige Frau verkehrt," erwidere ich. „Madame dürfte gefunden haben, daß ich zu Jenen zähle, welche besser sind als ihr Ruf."

„Gewiß, Siegfried," sagte Leona mit freundlichem Eifer, „Herr Weidmann ist ein sehr netter, angenehmer Mann."

„Hast Du je daran gezweifelt?"

„Aufrichtig gestanden, ja. Du weißt doch, daß ihn einige meiner Freundinnen geradezu fürchten?"

„Unbegründeter Weise, wie Sie sich zu überzeugen Gelegenheit hatten. Ich zähle zu den unschuldigsten Leuten, nur wollte ich niemals das Stigma des ‚guten Kerls' tragen."

„Und Sie sind es dennoch!"

„Gnädige Frau, das ist kein Compliment."

„Ach, Sie wollen Complimente? Nein, so weit reicht unsere Freundschaft noch nicht. Wir wollen sehen, was sich daheim im Winter für Sie thun läßt."

„Gnädige Frau sind zu gütig." Ich sehe ihr bei diesen Worten in's Antlitz. Sie blickt mich ruhig und freundlich an. Der Ausdruck ihres Gesichtes entspricht völlig dem leichten Ton, welchen sie mir gegenüber anwendet. Herrgott, ist diese Frau eine Komödiantin! Wer, der sie jetzt da vor mir sieht, würde glauben, daß sie noch gestern zitternd an meinem Halse hing? Doch, durch ein Zeichen, durch einen Blick muß sie mir zu erkennen geben, daß sie nach wie vor mein Eigen ist. Sie lädt mich ein, mit ihnen nach Bellevue zurückzukehren, und ich nehme die Einladung an.

Während sie frühstücken, sitze ich auf der Folter. Nein, diese Frau hat mir nie angehört. Es ist ein Traum, daß sie mich mit starken Armen umklammerte und mir das Blut von den Lippen sog. Der schärfste Beobachter könnte in ihrem Benehmen zu ihrem Gatten nicht die leiseste Künstelei entdecken. Das ist die treue, brave Ehefrau, welche in jedem Worte, in jeder Bewegung die Freude verräth, nach langer Abwesenheit wieder an seiner Seite zu weilen. Mich streift kein vertraulicher Blick, nicht eine Falte ihres Kleides.

Und Du, mein Junge, Du wähnst, die Frauen ausstudirt zu haben? Hättest Du das je für möglich gehalten? Wenn sie mit mir spricht, ruht ihr Blick offen auf mir, als hätte sie nicht den leisesten Gedanken an eine Sünde zu verbergen. Ihre Stimme klingt ruhig und glücklich, wie die eines Weibes, das in der Liebe zum Gatten völlig aufgegangen ist. Spielte sie mit mir, hat sie Nichts empfunden, als sie mich geküßt? Bin ich völlig und für immer abgethan, oder kehrt sie bei nächster Gelegenheit wieder zu mir zurück? Der Teufel wird aus dem Benehmen dieses Weibes klug! Mir wird es heiß, das Blut steigt mir zu Kopfe. Ich schäme mich vor mir selbst, wie ein Primaner, der von Mama dabei betreten wird, wie er das Stubenmädchen küßt.

„Du mußt Herrn Weidmann den Brief zeigen," sagt Leona zu ihrem Gatten, als er sich nun eine Cigarre anzündet.

„Ach, wozu denn, mein Schatz?"

„Bitte, zeige ihn," wiederholt sie.

Er öffnet seine Brieftasche und holt ein Papier hervor, welches er ihr reicht.

„Lesen Sie einmal etwas Hübsches," sagt Leona und übergiebt mir den Brief.

Ich blicke sie fragend an und nehme das Schreiben achselzuckend entgegen.

„Ein anonymer Brief?"

Sie nickt.

„Mein Herr!

Kommen Sie geschwind nach hierher, wenn Sie ein großes Unglück mit Ihrer Frau verhüten wollen. Sie ist rasend verliebt in die großen Künstler Peccini und Hahnenkamm. Sie wird Beide ermorden oder Beide sie. Aus Eifersucht. Es wird schrecklich sein. Eilen Sie, fliehen Sie, sonst ist Alles vorüber.

Ein sehr guter Freund von Ihnen."

Lächelnd falte ich den Brief zusammen und besehe den Umschlag. Er wurde in Franzensbad zur Post gegeben.

„Und dieser Brief hätte Sie hierhergeführt?"

„Um Gotteswillen, wo denken Sie hin? Ich konnte ganz unvermuthet auf drei Wochen abkommen, die will ich mit meiner Frau zu einem kurzen Aufenthalt in Ostende benützen."

„Meine Frage war scherzhaft. Dieser Brief ist von dem kleinen Falkenau."

„Ich vermuthe dasselbe," erwidert Leona.

„Und zwar schrieb er ihn, als die ganze Gesellschaft dieser Tage in Franzensbad weilte. Er will seine Rivalen in einen Scandal verwickeln, um sie bei Frau Richter unmöglich zu machen. Es wäre ihm dann leichter, sich um Ihre Cousine zu bewerben. Was diesem Liliputaner nur einfallen mag, daß er sich an diese große Frau heranwagt?"

„Schurke!" bemerkt Hartwig.

„Wollen Sie ihn zur Rechenschaft ziehen?"

„Fällt mir nicht im Traume ein! Es wäre das Rechte, mir meinen Urlaub durch den Schreiber anonymer Briefe vergällen zu lassen. Nachmittags wird gepackt, und Abends geht es mit dem Eilzuge nach Ostende. Wo speist Ihr denn gewöhnlich?" wendet er sich an seine Frau.

„In der Waldmühle."

„Und da ist auch dieser Falkenau dabei?"

Sie nickt.

„So wollen wir heute nicht dahin, sondern anderswo speisen, wo wir ihm nicht begegnen. Doch Helene muß ich verständigen, daß ich hier bin. Sie speist wohl Mittags mit uns."

„Ich will ihr in's Hotel schreiben," sagt Leona.

Darnach brechen wir auf und schlendern der Stadt zu. Und wie es bisher war, so bleibt es weiter. Leona ist die liebende, aufmerksame Gattin, welche blos für ihren Mann Blicke und Worte hat. Ich empfange nicht mehr von ihr, als ob sie mich im Leben fünf Mal gesehen und drei Mal Höflichkeitsphrasen mit mir gewechselt hätte. Mir wird es schwül und schwüler, und als ich mich vor dem Hotel von ihnen verabschiedet habe, bleibe ich eine Weile stehen, als ob ich vor den Kopf einen Schlag erhalten hätte.

Ich gehe nicht mit ihnen zum Diner, doch am Abend lungere ich in der Nähe ihres Hotels herum. Um sechs Uhr erscheinen sie auf der Straße. Frau Richter ist mit ihnen. Ich schließe mich an und begleite sie in verschiedene Läden, wo sie für ihre Reise kleine Einkäufe besorgen. Ich lauere darauf, daß mir Leona ein Liebeswort zuflüstere, vielleicht sogar ein Briefchen in die Hand drücke. Die Gelegenheit hiezu wird sich finden. Sie hat es blos einzurichten, daß Frau Richter mit Hartwig einen Schritt vorausgehe, dann kann sie sich mir anschließen. Doch sie thut es nicht. Wiederholt wendet sich ihr Gatte an Frau Richter; Leona könnte nun mit mir zurückbleiben, doch sie bleibt hartnäckig an der Seite ihres Mannes. Ist das Feigheit? Fürchtet sie sich vor ihm? Ich beobachte sie. Diese Frau ist völlig unbefangen, sie denkt nicht einmal an mich, ich existire nicht für sie, ich habe nie im Leben für sie existirt. Ich fühle einen Druck im Halse, dann ist es vorüber. Ich habe den Zorn hinuntergewürgt. Ich kümmere mich nicht mehr um sie, ich spreche von den gleichgiltigsten Dingen, so daß Frau Richter, selbst wenn sie mich beobachten würde, kein Arg haben könnte.

Ich verlasse die Gesellschaft, kaufe einige Rosen und fahre zwei Stunden später zum Bahnhof. Nach zehn Minuten treffen Herr und Frau Hartwig ein. Frau Richter ist nicht mit ihnen. Ich überreiche Leona die Blumen; sie quittirt sie mit einigen freundlichen Worten. Die Billette werden gekauft, die Koffer übergeben, und nachdem es sich mit zwei Händedrücken von mir verabschiedet hat, verschwindet das Ehepaar im Coupé.

Leona erscheint nicht am Fenster, um mir ein letztes Lebewohl zu sagen. Ich bin einfach nicht mehr vorhanden. Eine halbe Stunde später hat sie wahrscheinlich meine Blumen zum Fenster hinausgeworfen.

XXII.

Am nächsten Morgen gehe ich weder zum Brunnen, noch nach Bellevue. Ich nehme den Thee im Hotel und kehre dann auf mein Zimmer zurück. Ich hole den Koffer hervor, stoße ihn aber mit einem Fußtritt wieder von

mir. Ich darf heute nicht abreisen, wenn ich den Verdacht nicht auf mich laden will, der Aufenthalt sei mir ohne Leona unleidlich geworden. Ich muß noch einige Tage verweilen und unbefangen scheinen, wenngleich der Zorn in mir gährt. Wie mich dieses Weib abschüttelte! Ich bin überzeugt, sie weist mich verächtlich in die Schranken, wenn ich sie einmal allein finde und küssen will. Sie thut sicherlich, als ob sich selbst unsere Hände niemals berührt hätten.

Ich begebe mich auf die Colonnade, mitten in das Menschengewühl, und möchte allen Frauen, welche mir begegnen, Grobheiten in das Gesicht schleudern. Ich hasse sie gründlich, auch Frau Richter. Halbwesen, die jeder Berechnung spotten, und da gehe ein vernünftiger Mensch hin und pactire mit ihnen!

Ich verlasse das Gewühl und begegne Falkenau, der athemlos an mich herantritt und frägt, ob ich Frau Richter nicht gesehen hätte. Einige Secunden nachher folgt Peccini mit geröthetem Antlitz, die Stirne in Schweiß gebadet und späht angstvoll nach links und rechts. Auch er ist hinter Frau Richter her. Sie werden die Gesuchte bald finden, denn das gesammte Kurpublicum wird sie auf ihre Fährte weisen.

Ich weiß nicht, wie weit die Tenoristen bei der langen Cousine gediehen sind, ich weiß blos, daß man sie immer und immer in ihrer Gesellschaft sieht und daß alle Frauen Marienbads darüber wüthend sind. Sie können sich nicht erklären, warum diese berühmten Künstler wie Kletten an ihr hängen, in ihrer Nähe seufzen und stöhnen und von einer Dienstfertigkeit sind, als ob sie eine Königin wäre.

Während die Tenoristen Frau Richter auf der Colonnade suchen, begegne ich ihr, auf dem Heimwege begriffen, in der Kaiserstraße. Was diese Frau hat, daß sie erröthet, wenn sie mich sieht? Auch nun! Ich will mit kühlem Gruße an ihr vorüber, allein sie macht eine halbe Wendung auf mich zu, so daß ich an sie herantreten muß. Nachdem die Röthe ihres Antlitzes verflogen ist, bemerke ich, daß sie nicht mehr so blühend aussieht wie vor wenigen Tagen. Sie ist unruhig, nervös, ihr Blick unsicher. Sollte Peccini die Ursache sein?

Sie hat eine ausgezeichnete Art, sich zu kleiden. Sie trägt ein hellbraunes, vollständig glattes Tuchkleid, das sitzt, als ob der Leib modellirt und das Kleid straff darüber gezogen wäre. Kein Eckchen, keine Schärfe, kein Fältchen in der Taille oder an der Büste, blos die kühn niederfallenden Falten des Glockenrocks. Sie hält den Saum desselben in der tadellos behandschuhten Linken, und man bemerkt eine Handbreit blüthenweißer, köstlich feiner Spitzen und die Hälfte der gelben Stiefelchen, die biegsam und dennoch ohne Falten sind, schmiegsam und dennoch stark, wie geschnitzt, ohne die Contouren des Fußes auch blos ahnen zu lassen.

Weiß Gott, ich bin in den Anblick ihrer Toilette derart vertieft, daß ich zu sprechen vergesse. Schließlich meine verwunderte Frage, weshalb

sie nicht auf der Colonnade sei, da sie dort von den Tenoristen eifrigst gesucht werde.

Sie sieht mich prüfend an und preßt die Zähne leicht in die Unterlippe. „Womit habe ich es verdient, daß Sie so zu mir sprechen?“ fragt sie.

„Ich besitze seit einiger Zeit weder Gelegenheit so noch anders zu Ihnen zu sprechen, gnädige Frau. Wie hätte ich, der ich blos Schriftsteller und sonst Nichts bin, den eisernen Ring der Tenoristen sprengen sollen?“

„Sie sahen Sie auf der Colonnade?“ fragt sie plötzlich und blickt furchtsam um sich. „Kommen Sie mit mir in den Wald, rasch, bevor sie uns entdecken.“

Mit ziemlich großen Schritten gehen wir in der Richtung des Panoramas den Weg hinauf, wo er am steilsten. Der Athem wird uns kurz, und wir sprechen wenig. Auf einem Bänkchen unter leise rauschenden Tannen lassen wir uns nieder.

Wir sitzen schweigend, doch ich bemerke, daß sie mich zuweilen von der Seite beobachtet. Mit einem Ansatz, als ob sie gewaltsam Muth gefaßt hätte, sagt sie endlich: „Ich wollte gestern mit Leona und ihrem Gatten Marienbad verlassen.“

„Und weshalb blieben Sie?“

„Weil ich Hartwig im Zusammensein mit Leona nicht stören wollte. Er hat sie lange entbehrt ... Und dann ....“

„Und dann ...?“

„Weil ich Scandal befürchtete.“ Wie ein Schluchzen dringt es aus ihr! „Sie ahnen nicht, welche Qualen ich leide. Ich finde kaum mehr den Muth, mein Zimmer zu verlassen. Alle Drei haben mir mit dem Tode gedroht.“

„Alle Drei? Mit dem Tode gedroht?“

„Die drei Tenoristen!“

„Ach so! Sehr mordlustige Gesellschaft das.“

„Ich fürchte nicht, daß sie mir ein Leids zufügen,“ setzt sie fort, doch das Aufsehen möchte ich vermeiden. Sieht doch das ganze Kurpublicum längst mit Verwunderung, daß mich diese drei Künstler auf Schritt und Tritt begleiten. Wenn ich gestern den Versuch gewagt hätte, mit Leona und ihrem Manne abzureisen, wären sie auf dem Bahnhofe erschienen, und es hätte einen Eclat gegeben, oder sie wären mit uns gefahren.“

„Ja, so sagen Sie doch den Herren ganz einfach, sie mögen sich zum Kuckuck scheren? Oder wäre es Ihnen schließlich um Einen oder den Anderen leid?“

„Wie Sie nur so sprechen können? Ich hege für Keinen das geringste Interesse, allein ich fürchte mich. Ich bin zwar eine alleinstehende Frau, die nach Niemand zu fragen hat, doch compromittiren möchte ich

mich trotzdem nicht. Und es war bereits vor fünf Tagen in Franzensbad so arg."

„In Franzensbad?"

„Sie erröthet lebhaft. „Einer von ihnen machte sich Nachts vor meiner Thüre zu schaffen. Ich war zu Tode erschreckt, denn ich wähnte, es wären Diebe. Dann kam ein Zweiter, und vor meiner Thür geriethen sie aneinander. Das Hotel-Personal kam hinzu . . . Ich schämte mich zu Tode."

„Doch sie hätten Ihnen auch gedroht?"

„Ja. Denken Sie, alle Drei. Es ist zu komisch. Sie wissen ja, ehedem kümmerte sich Keiner um mich; plötzlich, vor sechs oder sieben Tagen, ließen sie Leona und die übrigen Damen und schlossen sich mir an. Das müssen Sie ja ebenfalls bemerkt haben? Und seither gestanden sie mir bereits Alle ihre Liebe, und zwar wiederholt. Und Jeder droht, mich zu tödten, mich und sich, wenn ich ihn nicht erhöre. Ich habe keine Ruhe, weder bei Tage, noch bei Nacht. Wenn ich meine Thüre einen Augenblick unversperrt lasse, stürmt Falkenau herein, stürzt zu meinen Füßen und schwört mir ewige Liebe. Im besten Geständnisse kommt Peccini, stößt Falkenau bei Seite, stürzt in die Kniee und schwört, daß ich blos ihm allein angehören dürfe. Der Zudringlichste jedoch ist Hahnenkamm. Der bedroht nicht blos mich, sondern auch seine Freunde; er spricht nicht von einem Einzelmord, sondern stets von einem Blutbade."

„Das ist ja außerordentlich hübsch!"

„Ich finde selbst, daß das einem Lustspiele gleicht, nur möchte nicht ich die Heldin darin sein. Und das Bewußtsein, daß all' das Komödie ist, ein Complott, das ich mir nicht zu deuten weiß! Ich schwöre, daß sie mich nicht lieben; es ist ja auch nicht daran zu denken. Ich zähle nicht zu jenen Frauen, welche gewöhnlich von Heldentenoren umschwärmt werden. Wer deutet mir nun diese Werbungen?"

„Ich, und zwar in völlig klarer Weise."

„Sie?"

„Ja, gnädige Frau, ganz genau. Doch wappnen Sie sich; Sie werden nichts Schmeichelhaftes hören."

„Sprechen Sie ohne Rücksicht."

„Sehen Sie, gnädige Frau, das kam so: Durch die Ungeschicklichkeit eines Kellners bekamen die drei Tenoristen einige jener Tausendmarkscheine zu Gesichte, welche Sie mich zur Post geben hießen. Ich hatte das Geld zu dem Büchlein gelegt, welches Sie mir geliehen, und Beides in eine Zeitung gehüllt. Der Kellner warf das Packet, welches neben mir auf dem Tische lag, zur Erde, die Hülle löste sich, das Geld kam zum Vorschein, und da meinten die Künstler, das ganze Packet, auch das Büchlein, bestünde aus eitel Tausendmarkscheinen. Nun hätten Sie einmal sehen sollen, wie ich den Leuten imponirte. Sie waren ganz bleich vor Hoch-

schätzung. Ich erklärte ihnen jedoch, daß das Geld nicht mein Eigenthum sei, sondern Ihnen gehöre, und daß es einhundertsechzigtausend Mark wären, welche Sie als das Vierteljahresertr*ägniß Ihrer Häuser von Ihrem Verwalter zugesendet erhielten."

„Aber wie konnten Sie derlei ersinnen?"

„In wenigen Augenblicken hatten sie ausgerechnet, daß hundertsechzigtausend Mark vierteljährlich, die Jahresinteressen von ungefähr zwanzig Millionen sind, und da ich zugab, daß Sie mindestens zwanzig Millionen besitzen dürften und ganz allein in der Welt stünden, war die Sache in Ordnung. Sie ließen Leona und die übrigen Frauen und hängten sich wie Kletten an Sie. Bedenken Sie, zwanzig Millionen sind keine Kleinigkeit."

„Aber Sie wissen doch, daß das nicht wahr ist, daß ich wohlhabend, doch nicht reich bin? Wie konnten Sie derlei Behauptungen aufstellen? Das war abscheulich!"

„Nun, ich kannte eben meine Leute; ich wußte, daß sie von diesem Augenblicke an Sie umschwärmen und Leona verlassen werden."

Frau Richter ist tief erröthet und erhebt sich rasch von ihrem Sitze. „Ich war Ihnen demnach nicht zu gut, um ein solches Spiel mit mir zu treiben?" fragt sie erregt und mit zürnenden Blicken. „Sie hatten den Muth, mich zum Mittelpunkte einer lächerlichen Komödie zu machen?"

„Gnädige Frau," erwidere ich, mich ebenfalls erhebend, „ich gebe zu, daß ich die Form verfehlte, daß ich es zarter hätte anstellen sollen, allein Sie vergessen, daß es Ihr sehnlichster Wunsch war, Peccini von Leona zu trennen, und daß Sie mich dringend baten, dieses Netz zu zerreißen, damit Herr Hartwig in seinen heiligsten Gefühlen nicht verletzt werde. Und ich habe Ihren Wunsch erfüllt. Wähnen Sie, daß sonst die gestrige Abreise Leonas und ihres Gatten so harmonisch und glücklich erfolgt wäre?"

Sie nagt an der Unterlippe, schweigt eine Weile, sagt aber dann in versöhnlicherem Tone: „Warum mußte ich Ihre Zielscheibe werden? Warum versuchten Sie es nicht mit Frau Melzer oder Frau Winterberg?"

„Aus verschiedenen Gründen: Frau Melzer und Frau Winterberg sind verheirathet, und ich mußte eine Frau haben, um welche die Künstler freien können, ferner nimmt man sich nicht die Mühe, eine Lüge von weitaus herzuholen, wenn eine, wie die mit Ihrem Gelde, so außerordentlich nahe liegt. Und schließlich . . ."

„??"

„Schließlich . . . Nun, wenn Sie es eben wissen wollen: ich wollte mich von meiner Liebe zu Ihnen heilen. Frau Melzer, Leona, Frau von Winterberg, sie erschienen mir geradezu widerwärtig durch ihre Schwärmerei für die Tenoristen. Nun brachte ich die Künstler Ihnen nahe, ganz nahe in der Hoffnung, Sie würden sich in einen derselben verlieben. Dann jedoch wären Sie in meinen Augen mit Leona und den Uebrigen auf

einer Stufe gestanden, und ich wäre geheilt gewesen. — Leider ist es mir nicht gelungen."

„Sie würden mich demnach lieber für Peccini schwärmen sehen?"

„Ja!"

„Kindischer Mensch. Ich liebe Musik und Gesang außerordentlich, doch gleiche ich einer Frau, welche Sängern nachläuft? Bin ich nicht zu ernst, zu hart, zu . . . zu eckig dazu? Sie beurtheilen mich falsch, sonst müßten Sie wissen, daß ich für eine leichte, flüchtige Tändelei nicht geschaffen bin, und mehr als eine Tändelei suchten ja auch Leona und ihre Freundinnen bei den Künstlern nicht. Mich könnte vielleicht eine tiefe Leidenschaft erfassen, welche mich vernichtet, doch nimmer bin ich für ein leichtfertiges Spiel geeignet."

Sie ist abermals erröthet, und ihre Augen glänzen. Nun wendet sie das Antlitz leicht zur Seite, als wollte sie mich in demselben nicht lesen lassen, und schweigt.

Mir dringt es wie eine schwere Welle durch die Brust. Ich trete an sie heran und erfasse ihre Rechte mit beiden Händen. Ich drücke sie kräftig und ringe nach Worten, doch sanft befreit sie ihre Hand, und ruhig sagt sie: „Es ist nicht mehr als billig, daß Sie mich von meinen Quälgeistern befreien. Nicht wahr, Sie stehen mir bei?"

„Ich erfülle lediglich meine Pflicht. Ich habe Ihnen das Joch auferlegt, ich muß Sie von demselben auch erlösen."

„Das wird nicht so leicht sein, wie Sie es sich vorstellen, denn ich möchte jeden Eclat vermieden haben."

„Verlassen Sie sich auf mich, gnädige Frau."

Sie sieht mir mit einem eigenthümlich räthselhaften Blick in die Augen, und ich fühle, daß nunmehr ich erröthe. Doch alsbald sieht sie wieder ruhig vor sich hin, und flüchtig meint sie, es freue sie, einmal eine Stunde ohne Tenoristen zu sein und sich frei bewegen zu können.

Sie hätte das nicht sagen sollen, denn kaum hat sie die Worte ausgesprochen, als ihre Freiheit ein Ende nimmt. Rufe erheben sich im Walde, hier ein Triller, dort ein scharfer Pfiff, und plötzlich stürzen Peccini und Falkenau auf uns zu. Sie sind noch nicht zu Worte gekommen, als auch Hahnenkamm erscheint. Offenbar haben sie die Richtung, welche wir eingeschlagen, ausgekundschaftet und sind, im Walde sich vertheilend, auf uns gestoßen.

„Ah, der Gurkenhändler und Dichter," sagt Peccini athemlos und streicht die vom Schweiß auf seine Stirne geklebten krausen Löckchen bei Seite. Sein Antlitz ist tiefroth, und seine Brust keucht noch, als er sich höhnisch zu Frau Richter wendet: „Sie müssen sich in der Gesellschaft dieses Herrn riesig amüsirt haben?"

„Ich konnte mich durchaus nicht beklagen," erwidert sie ruhig.

„Gewiß, man soll nicht stets Caviar essen," meint Falkenau, „aber Schuhwichse muß es denn doch nicht sein?"

Der Caviar, das ist er, und die Schuhwichse bin ich. Soll ich die auf mir sitzen lassen? „Mein lieber Kleiner, Stockfische geben keinen Caviar," bemerke ich lächelnd.

Er mißt mich mit einem verächtlichen Blick, dann zischt er ein „frecher Junge" hervor.

Schon will ich ihn an der Brust fassen, doch Frau Richter tritt zwischen uns, und ich selbst finde im letzten Augenblick so viel Vernunft, um die Hand sinken zu lassen. So darf es nicht gemacht werden, wenn ich sie von ihnen befreien soll.

Falkenau hat sich abgewendet, doch Peccini und Hahnenkamm nähern sich mir mit drohenden Blicken.

„Vor Allem haben Sie sich von hier zu entfernen," sagt Peccini zu mir.

„Es ist wahrlich traurig, daß Sie sich heute keine bessere Gesellschaft wußten, als diesen," meint Hahnenkamm, höhnisch auf mich weisend. „Er soll allein nach Marienbad zurück. Wir haben keine Lust, uns mit solchen Subjecten zu zeigen."

Da bleibt doch, bei Gott, nichts Anderes übrig, als dreinzuhauen, schwirrt es mir durch's Gehirn, doch noch bevor ich den Gedanken zu Ende gedacht, hat Frau Richter ihren Arm in meinen gelegt.

„Und ich, meine Herren, erkläre Ihnen, daß ich Arm in Arm mit Herrn Weidmann bis zur Stadt zurückkehre," sagt sie entschieden. „Thun Sie nun, was Ihnen beliebt."

Hiermit setzt sie sich auch bereits in Bewegung, und ich muß mit. Die drei Künstler schließen sich uns an, als ob Nichts geschehen wäre. Anfangs schweigend, beginnen sie schließlich vom Kaiser von Rußland und von der Königin von England allerlei intime Dinge zu erzählen. Einer übertönt den Andern, doch werden diese selbsterlebten vertraulichen Hofgeschichten blos für Frau Richter erzählt. In ihrem Antlitz zuckt keine Muskel: stolz schreitet sie an meinem Arme einher, als ob wir allein wären. Bei den ersten Häusern angelangt, zieht sie ihren Arm aus meinem, spricht jedoch kein Wort. Vor dem Hotel reicht sie mir die Hand zum Abschied, schenkt mir einen freundlichen Blick und ruft nur „Auf Wiedersehen" zu. Die Künstler jedoch bemerkt sie nicht. Ohne Gruß. ohne Wort schreitet sie durch das Thor und geht die Treppe hinauf.

XXIII.

Wie ich es erwartet, erscheint Frau Richter am Abend nicht im Restaurant; sie nimmt wohl das Souper in ihrem Zimmer ein. Ich gehe wie gewöhnlich zu Egerländer und zwar in der Absicht, mit den Künstlern

eine Versöhnung herbeizuführen. Vielleicht gelingt es mir, die Angelegenheit noch heute zu erledigen, sie zu überzeugen, daß Frau Richter nicht reich ist und ihr dadurch endlich Ruhe zu verschaffen.

Leider kann ich meinen Plan nicht zur Ausführung bringen. Die Künstler sind nicht allein. Frau Melzer und Frau Winterberg, eine unbekannte Dame und zwei Herren befinden sich in ihrer Gesellschaft. Und dann! Aus den Augen der Sänger schießen mir so zürnende Blicke entgegen, daß mir jeder Versöhnungsversuch lächerlich erscheinen muß.

Ich würge mißlaunig einige Bissen hinunter und entferne mich, ohne der Gesellschaft einen Blick zuzuwenden. Als ich auf der Straße stehen bleibe, um meine Cigarre anzuzünden, steigt mir ein Lächeln auf. Wie einfältig! Muß es denn Scandal geben? Kann sie nicht, wenn sie will, noch heute abreisen? Sie begiebt sich zur Bahn und fährt um elf Uhr mit dem Eilzuge, wohin es ihr beliebt, ohne daß die Künstler auch blos ahnen, daß sie Marienbad verlassen hat.

Wenn ich sofort zu ihr ginge? Jetzt ist es halb zehn; bis elf Uhr kann sie längst auf dem Bahnhofe sein. Ich eile in das Hotel und frage beim Portier an. Madame sei allerdings daheim, dürfte jedoch bereits zu Ruhe gegangen sein. Soll ich sie wecken lassen? Es würde den Verdacht des Portiers erregen, wenn sie jetzt aus dem Schlafe geweckt, alsbald zur Bahn fahren würde. Der Mensch sah mir ohnedies prüfend in's Gesicht. Vielleicht steht er im Solde der Tenoristen? Nun, morgen. Ich werde Alles mit ihr besprechen und die Reise derart vorbereiten, daß sie nicht einmal aus dem Hotel erfolgen muß.

Leichten Herzens gehe ich am nächsten Morgen zum Brunnen, allein ich warte vergeblich bis neun Uhr. Frau Richter erscheint nicht. Und auch die Künstler fehlen. Das ist besorgnißerregend. Ich eile rasch nach dem Hotel, an dem Portier vorbei, über die Treppe. Kein Laut dringt aus ihrer Wohnung. Ich poche und trete ein. Ich dachte, dieses Zimmer leer zu finden, sie in der Nebenstube mit der Toilette beschäftigt, und schrecke daher erstaunt zurück, als ich Frau Richter im Sopha und Peccini, Hahnenkamm und Falkenau in Fauteuils um den Tisch sitzen sehe, Alle mit gerötheten Gesichtern, doch Keiner spricht ein Wort. Offenbar ist nach einer erregten Debatte eine Denkpause entstanden.

„Ach, stören Sie doch nicht stets zur ungelegensten Zeit," wendet sich Hahnenkamm an mich.

„Das ist doch wirklich unerträglich!" secundirt Peccini, während Fakenau sich damit begnügt, mich mit feindlichen Blicken zu messen.

Frau Richter sieht hilflos drein, rafft sich jedoch nach einigen Augenblicken auf und weist die mir zugefügten Beleidigungen zurück: „Wollen Sie mir zur Beurtheilung überlassen, wer in meiner Wohnung stört und wer nicht," sagt sie. „Nehmen Sie Platz, Herr Weidmann." Und als hätte sie durch meine Anwesenheit überhaupt Muth bekommen, findet ihr

Antlitz sein natürliches Colorit wieder. „Und nun, meine Herren," hebt sie an, „ist es endgiltig Zeit, dieser Komödie ein Ende zu bereiten. Ich will nicht untersuchen, was Sie zu mir geführt, was Sie bewog, sich um mich zu bewerben, doch ich wiederhole, daß mir diese Bewerbungen lästig sind."

„Madame, Sie scheinen uns mißzuverstehen," sagt Hahnenkamm breitspurig. „Uebrigens," wendet er sich nun an Peccini und Falkenau, „sagte ich Euch sofort, es sei unüberlegt, gleichzeitig zu Dreien vor Madame zu erscheinen, um ihre endgiltige Antwort auf unsere Bewerbungen zu hören. Das berührt Madame peinlich, und um Keinen von uns zu verletzen, zeigt sie sich allen Dreien hartherzig. Doch verstehen Sie mich recht!" wendet er sich wieder zu Frau Richter. „Die Zurückgewiesenen sind nicht berechtigt, beleidigt zu sein. Wir haben nämlich eine schriftliche Vereinbarung getroffen, wonach blos der von Ihnen Erwählte hier bleibt, die zwei Zurückgewiesenen jedoch Marienbad binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen haben."

Frau Richter schließt die Hände in einander und zeigt mir ein Antlitz, in welchem stumpfer Zorn, Nichterfassen und ein Lächeln mit einander kämpfen.

„Ja, ja," sagt Peccini, „fürchten Sie nicht, Zwei von uns zu beleidigen, und bekämpfen Sie Ihre Schüchternheit. Und wenn Sie es durchaus nicht vermögen, so will ich Ihnen zu Hilfe kommen. Helere, ich weiß, daß ich es bin, den sich Ihr Herz erkoren, denn ich lese es in Ihren Augen. Hier bin ich, meine Arme sind Ihnen geöffnet."

„Mein Herr!" ruft Frau Richter zornroth.

„Das will ich mir verbeten haben," wendet sich Hahnenkamm an Peccini. „Unser Vertrag hat eingehalten zu werden, verstehen Sie: eingehalten zu werden bis auf den letzten Punkt!"

„Ach was, eingehalten zu werden! Vergessen Sie nicht, wer ich bin! Ich bin Peccini!"

„Und ich bin Hahnenkamm! Hahnenkamm, vom Sturm gerüttelt, doch mächtig, übermächtig; eine Felsmasse, welche Welten zerdrückt."

„Und ich bin Falkenau, auf einsamer Höhe; einsam, weil unerreichbar! Das genügt!"

„Ach was, ob das genügt!" ruft Peccini, „Kindereien!"

„Oho," meint Falkenau und pflanzt sich vor Peccini hin. Peccini schiebt ihn jedoch bei Seite, daß er Hahnenkamm auf den Fuß tritt, und Hahnenkamm stößt ihn von sich, so daß er beinahe auf Peccini fällt. Es ist ein Hin und Her, ein Stoßen, Schieben, Gesticuliren und Rufen wie in einem Wirthshause zwischen Betrunkenen.

Ich verhalte mich still und beobachte Frau Richter. Sie hat sich bei diesem Lärm erhoben und ringt fassungslos die Hände, und als das nicht hilft, kommt das Allheilmittel der Frauen zum Vorschein: sie weint. Sie

lehnt sich in das Sopha zurück, drückt das Taschentuch an die Augen und schluchzt, daß sich ihr Busen krampfhaft hebt und senkt.

Nun ist es an der Zeit. „Gönnen Sie mir eine einzige Minute, meine Herren, und das Mißverständniß wird sich lösen. Blos eine Minute!“ wende ich mich bittend an die Künstler und werfe ihnen so flehende Blicke zu, daß sie, ihren Zwist beendigend, sich neugierig zu mir wenden. „Wir haben heute den 27. Juli. Vor sechs Tagen, am 21. Juli war es, als ich mit Ihnen in der Waldmühle dinirte und zu diesem Diner mit einem Packet Banknoten kam, welche ich für Frau Richter zur Post geben sollte. Die Herren erinnern sich doch?“ Sie erinnern sich genau, thun jedoch, als ob sie Nichts wüßten. Nun hole ich den Aufgabeschein hervor. „Hier, meine Herren, ist der Schein über das damals zur Post gegebene Geld. Ich bitte, ihn zu prüfen: der Stempel weist den 21. Juli auf, doch waren es nicht einhundertundsechzigtausend Mark, welche ich damals zur Post gab, sondern blos elftausend. Es war ein schlechter Scherz, zu behaupten, es wären einhundertundsechzigtausend Mark, und Frau Richter eine vielfache Millionärin zu nennen. Es waren blos elftausend Mark, und Frau Richter ist nicht reich. Hier der Schein.“ Ich überreiche ihn Peccini, und alle Drei verschlingen ihn mit ihren Blicken.

„Elftausend, richtig,“ sagt Peccini. „Und das Andere?“ meint er zu mir gewendet, „haben Sie defraudirt?“

„Sie sind zu gütig, mein Herr!“

„Herr Weidmann gestand mir bereits gestern, daß er sich diesen Scherz mit Ihnen erlaubte,“ bemerkt Frau Richter ernsten Tones. „Ich bat ihn damals, den Vierteljahresertrag meines Hauses, elftausend Mark, zur Post zu geben. Ich besitze auch nicht mehr als dieses Haus. Das ist mein ganzes Vermögen.“

Ein langes Gesicht, zwei lange Gesichter; blos Hahnenkamm ist nicht enttäuscht. „Schwindel, ein ganz niederträchtiger Schwindel!“ ruft er.

„Man wird Ihnen beim Postamte bestätigen, daß blos elftausend Mark, nicht ein Heller mehr, an F. A. Schrötter nach München gesendet wurden,“ bemerke ich.

Darauf tritt Stille ein, tiefe Stille.

„Ich schwöre, daß ich keine Millionen besitze, daß die Behauptung Weidmanns ein Scherz war,“ ruft Frau Richter fast flehend.

Noch immer Stille.

Nach einer Weile erhebt sich Peccini. „Ich begreife nicht, wie diese Geldfrage hierherkommt?“ fragt er. „Was soll das bedeuten?“

„Ja, ja, was soll das heißen?“ ruft auch Falkenau.

„Das soll heißen,“ läßt sich Hahnenkamm ruhig vernehmen, „daß dieser feine Herr“ — hiebei weist er mit dem ausgestreckten Zeigefinger nach mir — „das Vermögen dieser Dame zu annectiren gedenkt, und sie ist naiv genug, ihn darin zu unterstützen.“

„Es hat diesen Anschein," sagt Falkenau.

„Schwindler, machen Sie, daß Sie von hier fortkommen!" ruft mir Peccini zu.

Da springe ich auf. „Nun ist es genug, keinen Laut mehr, oder ich fahre mit den Fäusten darein. Uebrigens, wir werden diese Beleidigungen anderswo austragen."

„Nein, wir werden sie hier austragen," erwidert Hahnenkamm und greift nach seinem Stock. Ich entreiße ihm denselben und versetze ihm selbst einen Stoß, daß er einen Fauteuil umwirft.

Das scheint ihm zu imponiren, denn er wagt keinen zweiten Versuch, sondern begnügt sich damit, mich mit haßerfüllten Blicken zu messen. Auch Peccini wird still, und Falkenau greift nach seinem Hute.

Ich eile zur Thüre. „Ich bitte Sie um Ihre Karten und um Angabe der Zeit, wann Sie zu Hause zu treffen sind."

Kein Einziger greift nach der Karte.

„Ich muß meine Bitte energisch wiederholen. So viel klare Vernunft dürften Sie doch besitzen, um einzusehen, daß Sie mir für diese Beleidigungen mit den Waffen Genugthuung zu geben haben?"

„Ohne Weiteres!" ruft der kleine Falkenau. „Säbel oder Pistolen, was Ihnen beliebt. Nur beantrage ich ein Ehrengericht, welches vorher entscheiden soll, ob sich weltberühmte Künstler mit einem . . . mit einem solchen Menschen zu duelliren haben."

„Mit einem solchen Menschen?"

„Mit einem Gurkenhändler," sagt Peccini.

„Dessen Charakter dunkel ist," wirft Hahnenkamm dazwischen.

„Entschieden dunkel," bemerkt auch Peccini.

„Nun, meine Herren, ich acceptire auch ein Ehrengericht, und zwar soll Rittmeister Baron Wrints einer meiner Richter sein. Derselbe Rittmeister, mein lieber Peccini, dem Sie in Petersburg, als er von Räubern überfallen wurde, so heldenhaft das Leben retteten. Er soll entscheiden, ob meine Ehre eine mindere ist, als die des Raseurgehilfen Pečak, vor dem man, wenn er rasiren kam, Alles verbergen mußte, weil er wie eine Elster stahl, und der auch seiner Schwester einen Rubin stehlen wollte."

„Welche Infamie!" brüllt Peccini und wird dabei todtenbleich.

„Ruhig, Herr Pečak. Der Rittmeister weilt noch in Marienbad, und er wird gewissenhaft entscheiden, ob Sie sich mit mir schlagen müssen oder nicht. Ich bitte Sie, mir zu sagen, wann er Sie zu Hause trifft. Und nun Sie, Herr Hahnenkamm, Sie sollen ebenfalls das gewünschte Ehrengericht haben, welches beurtheilen wird, ob ich zu schlecht bin, um einem Manne Satisfaction zu bieten, der ein Mädchen seines Geldes wegen ehelicht, seine Frau aber nach der Hochzeit verläßt, nicht ohne ihr ganzes Vermögen mit sich zu nehmen."

„Ich erwürge Sie!" schreit Hahnenkamm.

„Das werden Sie bleiben lassen, mein Herr," bemerke ich und greife nach meinem Stock. „Die Anklage, welche ich gegen Sie erhebe, ist von Ihrer Gemahlin bei Gericht zu Protokoll gegeben worden. Sie haben Ihre Frau um ihr Vermögen betrogen, Sie sind ein reicher Mann, die Arme jedoch, welche sich vertrauensselig Ihnen hingab, lebt nun von der Unterstützung ihrer Verwandten. Aus dem ergiebt sich, mein Herr, daß Sie ein ganz auserlesener Schurke sind, was mich jedoch nicht hindern soll, Ihnen eine ehrliche Kugel durch den Leib zu jagen!"

„Ich werde Sie massacriren!" schreit Hahnenkamm und glotzt mich mit blutunterlaufenen Augen an.

„Bitte, darüber sind wir im Klaren. Das Ehrengericht dürfte noch morgen entscheiden, und übermorgen kann unser Handel erledigt sein. Bis dahin rathe ich Ihnen, sich jeden Angriffes zu enthalten, denn es käme mir nicht darauf an, Sie auf der Straße niederzuschießen wie einen tollen Hund. — Und nun zu Ihnen, mein lieber, kleiner Falkenau. Uebrigens, Sie sind es ja, der das Ehrengericht beantragte. Leider verbrachen Sie nichts besonders Großes, Sie sind blos ein Lümpchen, welches anonyme Briefe schreibt und anständige Frauen und seine besten Freunde denuncirt."

„Welche infame Lüge? Wie können Sie derlei wagen?" schreit Falkenau.

„Ruhig Blut, Kleiner. Der anonyme Brief, welchen Sie aus Franzensbad an Herrn Hartwig schrieben und worin Sie seine Frau und Ihre Freunde Peccini und Hahnenkamm verleumdeten, wird nöthigenfalles dem Ehrengerichte vorliegen."

„Wie? Sie haben denuncirt? mich? uns?" rufen die zwei Tenore.

„Das corpus delicti ist vorhanden," erwidere ich.

„Ah, da soll doch gleich . . ." Und Hahnenkamm macht sich bereit, sich auf Falkenau zu stürzen, dieser aber flieht ängstlich an meine Seite.

„Ich bitte, hier keine weitere Scenen zu provociren, Herr Hahnenkamm. Vorerst haben Sie Ihre Angelegenheiten mit mir auszutragen, hernach mögen Sie mit Herrn Falkenau abrechnen. Nochmals: Wann beliebt es Ihnen, meine Cartellträger zu empfangen?"

„Uebermorgen," sagt Peccini.

„Pardon! Sie vergessen, daß derlei Dinge vor dem Ablauf von vierundzwanzig Stunden in Angriff genommen werden müssen."

„Nun gut, so werden wir Sie morgen verständigen," meint Hahnenkamm stolzerhobenen Hauptes.

„Das wäre demnach in Ordnung. Und nun, meine Herren . . ."

Sie werfen mir kühne Blicke zu, dann greifen sie Einer nach dem Andern nach ihren Hüten und gehen ohne Gruß von dannen.

Nun erst kann ich mich zu Frau Richter wenden.

Sie ist bleich; ich sehe, wie ihre Schläfen hämmern, und fröstelnd hüllt sie sich in ihren großen Plaid. Ich versuche sie zu beruhigen: „Ich

bitte flehentlich um Vergebung, daß ich in Ihrer Gegenwart so häßliche Scenen provociren mußte, allein, gnädige Frau, es gab kein anderes Mittel. Verzeihen Sie mir und beruhigen Sie sich; die Geschichte ist in bester Ordnung. Doch Sie fühlen sich nicht wohl, darf ich einen Arzt holen?"

„Nein, bitte, blos mein Mädchen. Ich muß einige Stunden der Ruhe pflegen. Diese Scenen waren zu häßlich. Plötzlich erfaßt sie erschreckt meine Hand: „Und Sie, Sie wollen sich duelliren? mit allen Dreien? Nein, nimmermehr!"

„Ich, duelliren? Ha, ha, ha! Sehen Sie nicht, daß diese drei Herren noch heute Reißaus nehmen werden? daß heute Nacht keiner von ihnen mehr in Marienbad weilt?

„Glauben Sie?" fragt sie verwundert.

„Das ist doch sonnenklar! Meinen Kopf gegen eine taube Nuß, daß sie morgen um die Zeit, da sie meine Cartellträger empfangen sollen, längst über alle Berge sind."

„Es wäre zu schön, als daß ich es glauben könnte."

„Sie werden sich davon überzeugen. Und nun, gnädige Frau, Ihr Mädchen ist im Nebenzimmer und wartet. Begeben Sie sich zur Ruhe."

Sie reicht mir die Rechte, die kühl ist und leise zittert. Ich drücke lächelnd einen Kuß darauf und entferne mich.

XXIV.

Ich bin zwar überzeugt, daß die wackern Künstler Fersengeld geben, allein ich muß mich jedenfalls salviren, und so mache ich mich auf die Suche nach zwei Cartellträgern, welche von den Tenoristen das Mandat übernehmen sollen, mich vor ein Ehrengericht zu stellen. Der Maler Reinwart findet sich bereit, die Mission zu übernehmen, und verbindet sich mit einem Berliner Bekannten, dem Doctor Klausner. Tollkühnheit ist zwar selten meine Sache, allein diesem Ehrenhandel sehe ich wie einer Posse entgegen. Und eine Posse ward auch daraus. Noch bevor ich Reinwart und Klausner am nächsten Morgen wiedersehe, lese ich bereits in der Marienbader Zeitung über den herben Verlust, welchen der schöne Badeort erlitten. Die weltberühmten drei Tenoristen mußten auf eine telegraphische Berufung noch in der verflossenen Nacht nach Rußland reisen, um in Zarskoje-Selo bei einem vom Zaren zu Ehren des Königs von Dänemark veranstalteten Feste mitzuwirken. Eine ganze Litanei stand noch zu lesen, welche in dem tiefgefühlten Bedauern ausklang, daß Marienbad solche Zierden so rasch verlieren mußte.

Ich kaufe ein Exemplar der Zeitung und gehe heim, um meinen Anzug zu wechseln und Frau Richter das Blatt zu überbringen. In meinem Zimmer finde ich drei Briefe, worin mir die Künstler ihre Reise nach Rußland anzeigen und mich gleichzeitig versichern, daß aufgeschoben

nicht aufgehoben sei; sie würden mich seinerzeit zu finden und zu züchtigen wissen, und wenn ich mich in ein Mäuseloch verkröche. Was in diesen Briefen sonst noch an Grobheiten und Beleidigungen zu lesen ist, will ich aus Selbstachtung nicht niederschreiben.

Mit dem Blatte und diesen Briefen verfüge ich mich in das Hotel Neptun zu Frau Richter. Mit einer gewissen Genugthuung lege ich ihr Alles vor, und sie liest mit großen Augen und angehaltenem Athem. Als sie jedoch zu Ende ist und ich einen Freudenausbruch erwarte, da sagt sie ruhig: „Sie haben Ihr Versprechen eingelöst; ich danke Ihnen."

Das wäre Alles? Verwundert blicke ich in ihr Antlitz; es ist ruhig und unbewegt. Da drücke ich die Zähne in die Unterlippe, dann aber finde ich meine Ruhe wieder. Die Nebengedanken, welche ich trotz aller meiner Vorsätze gehegt, waren lächerlich, nun sehe ich es ein. Nicht flüchtig, nein, zuversichtlich hatte sich mir der Gedanke aufgedrängt, der Lohn des Gelingens würde ihre Liebe sein, sie würde mir nach der Abreise der Tenore in die Arme sinken und ihr Mund würde meine Lippen suchen.

„Abgeblitzt", mein Junge, „abgeblitzt" nennt man das. Doch ich habe ja auch blos trockenen Dank erwartet, zum Mindesten steht das nun in meinem Antlitze zu lesen, nachdem ich meine Beherrschung wiedergefunden.

„Sie sehen, gnädige Frau, daß Ihrem friedlichen Aufenthalt oder Ihrer Abreise nun Nichts mehr im Wege steht," sage ich kühl, ohne jede Bewegung, „und hiermit ist auch mein Amt zu Ende."

„Ach, Sie wollen doch nicht sofort abreisen? oder doch?" fragt sie, ohne daß in ihrer Stimme irgend welche Wärme läge.

Nun geschieht es ihr zum Trotz nicht. „Nein, gnädige Frau, ich reise heute noch nicht und vielleicht auch morgen nicht. Ich finde den Aufenthalt erst jetzt interessant."

„Ein neuer Star?"

„Eine Laune, ein Star, was weiß ich! Wo die Verderbtheit bereits so tief eingerissen ist wie bei mir, da ist kluge Erwägung ein seltener Gast. Gnädige Frau . . ."

„Auf Wiedersehen, Herr Weidmann. Sie sind doch Mittags in der Waldmühle?"

„Ich weiß wirklich nicht . . ."

Sie reicht mir die Hand, und ich gehe. Ich gehe, doch auf der Treppe muß ich einen Augenblick innehalten, denn ein Schwindel erfaßt mich, daß ich niederzustürzen fürchte. Aaah, bin ich wie ein alter Handschuh, den man fortwirft? Was ist das? Was soll das heißen? Nichts besitzt sie für mich, als kühle Gleichgültigkeit, ja, wenn man näher zuhört, sogar leisen Hohn? Oder habe ich mich bereits vorher getäuscht, brachte sie mir auch bisher Nichts entgegen, Nichts, absolut Nichts? Ich könnte sie schlagen, schlagen, ich könnte sie bei den Schultern fassen und schütteln . . . ich . . . Narr, Du Gottesnarr! Du liebst Sie vielleicht nicht einmal,

es ist blos Deine schwer verletzte Eitelkeit, welche Dir die Zornesadern schwellen macht. Nein, ich liebe sie wirklich, ich liebe sie, ich liebe sie und bin ihr Nichts als der Schriftsteller mit den cynischen Novellen und dem schlechten Ruf.

Meine Stirne glüht wie Feuer, und vor meinen Augen flimmert es, daß ich kaum den Weg nach meiner Behausung finde. Ich werfe mich auf das Sopha und starre in die Luft und puste und schnaube und denke an Nichts, Nichts, Nichts und fühle blos den schmerzlichen Druck in der Brust. O, ich kenne diesen Druck, er ist ein alter Bekannter, und wenn er mich nicht zum Selbstmord treibt, so ist es, weil ich mich schäme, weil ich nicht will, daß jene Horde von Banausen über meinen Tod hohnlächle, welcher selbst Goethe „im Grunde genommen eigentlich doch blos" ein Schmock war.

Ach was, Narretheien, Blödsinn! Ich leere mir eine Kanne frischen Wassers über den Kopf und mache Toilette, mit einer Sorgfalt, als ob mein Wohl und Wehe von der Correctheit des Knotens meiner Cravatte abhinge. Ich lege Kleider an, welche ich in Marienbad noch nicht getragen. Ein weißes Flanellbeinkleid mit ganz dünnen blauen Streifen, einen kurzen blauen, doppelreihigen Rock, braune Schuhe, weiße Seidencravatte, weißen, weichen Filzhut: ein vollendeter Geck. Bah, mag es sein. Und die kleine Marschner vom Wiener Carltheater, welche mir längst Avancen macht, mit ihr erscheine ich heute Mittags Arm in Arm in der Waldmühle. Sind wir einmal geschieden, so sei die Kluft unüberbrückbar.

Beim Mittagsconcert vor der Waldmühle finde ich die kleine Marschner. O, wie wunderbar sind meine Vorsätze! Ich habe sie kaum erblickt, als ich ihr ängstlich ausweiche, damit sie sich nicht etwa an mich dränge, und anstatt Arm in Arm mit ihr an dem Tische der Frau Richter vorbeizuschreiten und die blonde Wittwe keines Blickes zu würdigen, occupire ich bereits eine halbe Stunde vor der Essenszeit ein kleines Tischchen, in der Hoffnung, Frau Richter würde mit mir allein speisen.

Ich sitze und warte. Ich versuche, in einer Zeitung zu lesen, allein die Worte verschwimmen vor meinen Augen zu einer Wolke. Mich fröstelt. Die Leute kommen allmählich, bald ist der Raum überfüllt, Rufe nach den Kellnern, nach den Speisen, Gläserklirren, das Klimpern der Löffel, die Kellner stürzen mit den Tellerpyramiden durch die Reihen der Gäste: da kommt sie endlich, und zwar an der Spitze einer Schaar. Frau Melzer, Frau Winterberg, zwei andere Damen, ein Herr, ein ganzer Schwarm. Ob sie mich erblickt? Ist es Zufall, daß sie an mir vorbeisieht? Sie ist in brillanter Stimmung. Ihr Antlitz ist rosig angehaucht, ihre Augen glänzen, und ihre Lippen umspielt ein glückliches Lächeln. Und abermals ist sie gekleidet wie vorgestern, da mich ihr Anblick völlig gebannt hatte. Das hellbraune Tuchkleid, welches ihren hohen Leib wie gemeißelt erscheinen läßt, die schmiegsamen Falten des Rockes in der

linken Hand gerafft, daß eine Handbreit der blüthenweißen feinen Spitzen sichtbar wird, die tadellosen Stiefelchen aus gelbem Leder, an den Händen neue citronengelbe Glacés, und auf den schweren, um das Haupt gewundenen blonden Flechten einen aus Veilchen zusammengesetzten kleinen Hut.

Die Gesellschaft nimmt weit von mir entfernt Platz, und ich bleibe allein, allein mit meinem pochenden Herzen, mit meinem Wahnsinn. Ich werde sie heute im Hotel aufsuchen und ihr meine Liebe gestehen. Ich will ihr sagen, was mir auf dem Herzen lastet und mich unglücklich macht. Nein, niemals, ich krieche nicht, ich flehe nicht. Fort, fort, fliehen. Flucht ist der einzige Sieg in der Liebe. Mich bannt meine Liebe, doch mich jagt der Zorn, die Furcht, lächerlich zu werden. Man erbettelt keine Liebe. Hast du das noch nicht genugsam erfahren? Ihr ungeliebten Männer, die Ihr durch Bettel Liebe zu erringen hofft, und wenn ein Atom dieses Gefühles für Euch vorhanden war, durch Euer Flehen verscheucht Ihr auch das. Sich mit Ehren aus der Affaire ziehen, das ist Alles.

Ich aß kaum einen Bissen, rauche nun eine Cigarette an und schreite den Hügel hinunter. Vor einer Conditorei in der Kaiserstraße lasse ich mich an einem Tische nieder und nehme eine Tasse Kaffee und ein Gläschen Cognac. Ich sitze etwa eine halbe Stunde, als ich die Stimme der Frau Richter und ihrer Gesellschaft vernehme. Ich fühle, wie mir das Blut in die Wangen schießt, doch gewaltsam beherrsche ich mich, und als sie in meine Nähe gelangen, bin ich wieder ruhig. Unter heiterem Lachen lassen sie sich an einem großen Tische vor der Conditorei nieder.

Bereits als ich die Stimmen der Gesellschaft vernahm, hatte ich einen Brief hervorgezogen, und nun vertiefe ich mich in seinen Inhalt. Als ich scheinbar zu Ende bin, blicke ich auf und thue überrascht, Frau Richter in meiner Nähe zu sehen.

„Wollen Sie nicht bei uns Platz nehmen?“ ruft sie zu mir herüber.

Ich erhebe mich und nähere mich ihrem Tische. „Es ist die höchste Zeit, gnädige Frau, daß ich nach Hause gehe. Ich muß packen.“

Sie sieht mich mit großen Augen an, allein sie erwidert Nichts. Blos Frau Melzer fragt: „Ah, Sie wollen abreisen?“

„Ich muß wohl. Noch heute Morgen hatte ich die Absicht, weitere vier bis fünf Tage hier zu verweilen, da erhielt ich die dringende Einladung eines lieben, alten Freundes, den ich seit Jahren nicht gesehen. Er war in England und hält nun in Frohnleiten, in der Steiermark, die Kaltwasserkur.“

„Und darum verlassen Sie uns sofort?“ fragt Frau Melzer wieder. „Erst die Sänger, dann Sie. Unsere ganze Gesellschaft löst sich auf. Wann reisen Sie?“

„Heute Abend mit dem Eilzug.“

Frau Richter blickt auf und sieht mir einen Moment prüfend in's Antlitz. Sie spricht jedoch nicht und schlägt die Augen abermals nieder. Sind nicht ihre Lippen bleich geworden?

„Ich hoffe jedenfalls, die Gesellschaft im nächsten Jahre wieder in Marienbad zu begrüßen, und wenn Sie mir bis dahin ein freundliches Andenken bewahren wollen, werden Sie mich sehr erfreuen."

„O, gewiß, gewiß," hallt es von mehreren Seiten.

Man reicht mir die Hände zum Abschied und wünscht mir glückliche Reise. Frau Richter ist die Letzte, welche mir ihre Hand entgegenstreckt. Diese Hand ist kalt, zu starr, um einen Druck zu vermögen.

Nun wohl, ich habe die Brücke hinter mir abgebrochen.

XXV.

Wie dieser Nachmittag dahinfließt, wie der Abend erscheint, ich weiß es nicht. Ich bin in einem schmerzlichen Traum befangen, und dazu fröstelt es mich, als ob mir eine Krankheit bevorstünde. So alt und so oft erprobt, und doch liegt es wie das traurige Fieber der ersten Liebe auf mir.

Ich habe meinen Koffer gepackt, Kleider und Wäsche durcheinandergeworfen, als ob es Kraut und Rüben wären. Ich begleiche die Hotelrechnung und gehe auf die Straße hinunter. Hinter den Bäumen der Promenade, welche dem Hotel Neptun gegenüberliegt, kann ich mich halbwegs verbergen, und von da spähe ich zu ihren Fenstern hinauf. Die Vorhänge sind aufgezogen, allein Frau Richter erscheint nicht. Stundenlang spähe ich hinauf, sie bleibt unsichtbar. Der Eilzug verläßt Marienbad um elf Uhr Nachts; bis dahin muß ich sie noch einmal sehen. Sie wird doch das Hotel zur Souperzeit verlassen?

Acht Uhr. Die Dämmerung ist hereingebrochen, und aus ihren Fenstern blinkt Licht. Sie ist noch immer daheim. Halb neun, neun! Lebe wohl, blonde Cousine, Du giebst mir eine harte Nuß zum Knacken mit. Ich werde lange Zahnschmerzen davon haben.

Es ist zehn Uhr, und ich kehre in das Hotel zurück, ohne sie gesehen zu haben. Der Wagen fährt vor, mein Koffer wird herunter gebracht, wir fahren. Der Kutscher will, bei der Kaiserstraße angelangt, rechts abbiegen, um zum Bahnhofe zu gelangen. Halt, halt! Links fahren, in den Tabakladen, ich vergaß, Cigarren zu kaufen. Lüge! Noch einmal will ich an ihren Fenstern vorüber. Mein Herz pocht in dumpfen Schlägen, als ich zu ihren Fenstern aufblicke und diese noch immer beleuchtet sehe. Und auf dem Rückwege noch immer beleuchtet.

In stumpfer Resignation, welche mir Alles gleichgültig erscheinen läßt, mein Leben, Frau Richter, die Zukunft, treffe ich im Bahnhofe ein. Ich

sitze in einer Ecke des Perrons auf einer Bank, und als der Train eingelaufen ist, suche ich mechanisch eine leere Abtheilung und spinne mich in einem Winkel ein. Erstes, zweites Läuten . . . fort, fort, wohin es auch sei.

Ein Ruck, der mir das Blut erstarren und nach einem Augenblick erglühen macht. Die Thüre wird geöffnet, und athemlos tritt Frau Richter in das Coupé. Ich zittere wie Espenlaub und wage nicht zu sprechen, oder kann es nicht. Sie ist in Reisetoilette, läßt sich mir gegenüber in die Kissen fallen und lehnt das Haupt zurück, weit zurück. Das dritte Läuten; ein schriller Pfiff, der Train setzt sich in Bewegung.

Erst nun kehrt mir das Bewußtsein wieder. Mit zitternder Gluth ergreife ich ihre beiden Hände, sie aber drückt meine Hände krampfhaft an sich, sie erhebt sich und wirft sich laut aufschluchzend an meine Brust.

Weit, weit dehnt sich mein Herz. „Helene, Du kommst mit mir?"

„Mit Dir, Geliebter, wohin Du willst, bis an's Ende der Welt!"

Aus meiner Knabenzeit.

Erinnerungen.

Von

Rudolf von Gottschall.

— Leipzig. —

(Schluß.)

II.

Mit dem goldenen Mainz, der Stadt des Gutenberg, der Perle der Rheinlande, sind meine schönsten Jugenderinnerungen verknüpft. Hier zeigte ich mich in der Entwickelung meiner poetischen Anlagen als eine Art von Wunderkind. Es ist damit aber nicht viel Rühmens zu machen, denn es ist ja bekannt, daß die Wunderkinder nachher in der Regel nichts Gescheites geleistet haben.

Wir wohnten an dem beschatteten Platz, von welchem aus die Treppen zur Stephanskirche emporführen, welche ja den Haupttheil der Stadt zu ihren Füßen und mit ihrem Thurm die ganze Gegend beherrscht. Auch zu unserem Hause mußte man schon eine schmale Straße hinansteigen. Es war eine sehr freundliche Wohnung, denn der große Park des Eckhauses am Ballplatze zog sich bis dicht an unsere Fenster hinan, und von allen Seiten sah man hinaus in's Grüne. Die Kaserne, in welcher die Compagnie meines Vaters lag, befand sich am Thiergarten, dem heutigen Schillerplatz, schräg gegenüber dem Gouvernementsgebäude, und die Exercitien und sonstigen leichten Truppenübungen fanden auf der Eisgrube statt.

Ich wurde alsbald beim Gymnasium angemeldet, wo mein Ehrgeiz sogleich eine kleine, schmerzliche Enttäuschung erfuhr. Bei der abweichenden Einrichtung der hessischen Gymnasien mußte ich mich bequemen, in der Octava Platz zu nehmen, welche der Coblenzer Sexta entsprach; dafür hatten die

oberen Klassen hier nur einjährigen Cursus. Gleichwohl empfand ich es als eine Herabsetzung, einer achten Klasse anzugehören, nachdem ich bereits in einer sechsten gesessen hatte. Ich hielt mich übrigens tapfer an der Spitze; nur mit den freien Künsten, Gesang und Zeichnen wollte es nicht recht vorwärts gehen, und in der That habe ich in beiden auch niemals etwas Erwähnenswerthes geleistet. Ich hatte Jahre lang Violinstunden und noch längere Zeit Clavierstunden; äußerliche Fertigkeit hatte ich mir auf beiden Instrumenten bis zu einem gewissen Grade angeeignet, aber die höheren musikalischen Weihen habe ich nie erhalten, und niemals wäre ich talentvoller Jünger eines Conservatoriums geworden. Hier in Mainz war der Stabshornist Stab mein Lehrer, und er pries mich bei anderen Schülern und Schülerinnen als einen Musterknaben. Dies Lob drang zu mir, aber „in meines Nichts durchbohrendem Gefühle" verwunderte ich mich darüber; ich wußte nicht, daß das Lob des Schülers zugleich ein Lob des Lehrers sei. Uebrigens war ich dem braven Herrn dankbar für seine musikalischen Unterweisungen, denn ich spielte zeitlebens einige seiner Compositionen auf dem Clavier, besonders einen Trauermarsch und einen Walzer, und nachdem ich schon seit Jahrzehnten die Pflege der Musik gänzlich aufgegeben, blieben sie doch die beaux restes meiner musikalischen Kunst, mit denen ich gelegentlich aufwartete, zum größten Erstaunen derjenigen, die mich für einen Barbaren hielten, dem die heilige Cäcilie niemals einen Kuß auf die Stirn gedrückt. So fest in den Fingern saßen mir die Melodien des Herrn Stab.

Mit meiner Zeichenkunst war es auch nicht weit her, obschon ich eine sehr schöne, große Mappe besaß, in der sich meine schüchternen Versuche mit den zur Unzeit umfallenden Häusern und dem sinnlos verwirrten Baumschlag befanden. In einem hellen, großen Zeichensaal machten wir unsere Studien, und unser Lehrer, Herr Nicolaus Mueller, wanderte von einer Mappe zur anderen, um das Schiefe gerade zu rücken und das Verworrene zu lichten. Herr Nicolaus Mueller war auch Dichter — und das brachte mich bald in nähere Beziehung zu ihm, denn meine Muse regte jetzt lebendig ihre Schwingen, und ich brachte ihm dann meine Gedichte zu gefälliger Correctur und gelegentlicher Bewunderung. Schon in der Octava sattelte ich nicht nur meinen Pegasus, sondern ich durfte ihn auch schon vorreiten. Wir lasen die Fabeln des Phädrus, und ich brachte dieselben in zierliche deutsche Verse. Bei den öffentlichen Prüfungen trug ich dieselben vor und erregte damit ein gewisses Aufsehen; ich fühlte wohl, daß man hierin eine ganz erstaunliche Leistung sah. Das Mienenspiel der Zuhörer ließ darüber keinen Zweifel übrig, ebensowenig das Lob der Lehrer. Noch besinne ich mich, wie unser Lateiner in der Neuen Anlage meinem Vater darüber Complimente machte; ich war zugegen, es war die erste Genugthuung, die meine schriftstellerische Eitelkeit empfand, wie ich dieselbe später noch so oft empfunden. Die Welt um mich sah auf einmal recht

schön aus, und ich war glücklich, in derselben zu leben, da sie dem Sterblichen so viele Freuden bot.

Doch als Uebersetzer des Phädrus hatte ich noch lange nicht mein poetisches Pulver verschossen, mich trieb's zu eigenen bedeutenderen Leistungen. Ich dichtete ein dreiactiges Trauerspiel: „Caius Gracchus", das vor Allem den wohl nicht ganz unparteiischen Beifall meiner Mutter fand, die es sauber copirte. Ich besaß dies Manuscript lange, leider ist es mir wie alle dichterischen Erzeugnisse meiner Gymnasialzeit verloren gegangen. Das Drama war in fünffüßigen Jamben geschrieben; daß dieselben correct waren, mögen die vier Verse beweisen, die mir noch in der Erinnerung haften geblieben sind:

„Stolz blickt jetzt der Patricier herab
Und denkt nicht an des Glückes Wandelmuth,
Das bald den Herrn zum Knecht, den Knecht zum Herrn,
Den stolzen Sieger zum Besiegten macht."

Natürlich spielten die Patricier darin keine glänzende Rolle, besonders der Consul Opimius wurde in die dunkelste Beleuchtung gerückt. Daß meine Stoffwahl keine unglückliche war, bewiesen wohl die Caius-Gracchus-Dramen berühmter Dichter, dasjenige von Chenier, das ich nicht kannte, und später das erfolgreiche von Adolf Wilbrandt.

Mein Caius Gracchus hatte aber auch einem Offizier sehr wohl gefallen, der in meiner ganzen Jugendzeit in Mainz für mich eine sehr wichtige Persönlichkeit war. Es war dies Premierlieutenant von Greiffenberg, der in der Compagnie meines Vaters stand. Unansehnlich in seinem Aeußeren, sehr schmächtig, meistens mit etwas gerötheten Augen, war er nicht nur stets auf dem Platze als ein tüchtiger Soldat, sondern er war auch ein Dichter und ein so sprachkundiger Herr, daß hierin wohl Niemand im alten Mainz mit ihm wetteifern konnte. Er studirte und beherrschte zum Theil neun neuere Sprachen: Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Russisch, Dänisch, Schwedisch, Türkisch und Ungarisch, und hatte seine Zeit so eingetheilt, daß er jeder dieser Sprache je eine Woche widmete. Eine löste immer die andere ab. In dieser Woche trieb er nicht nur bei Tag und Nacht das Studium der Sprache, die gerade an der Reihe war; auch seine ganze häusliche Einrichtung mußte ihr Gepräge tragen, er hatte für jede Woche Pfeifen mit bestimmten Farbenquasten, er besaß seine russischen, italienischen, türkischen Beinkleider; sein Bursche, der Littauer Skarnikatis, war darauf dressirt, diese Lebensgewohnheiten auf's Sorgfältigste zu beachten. In meiner Erzählung „Die zehnte Sprache" habe ich den Helden derselben, den pensionirten Hauptmann, mit allen diesen Eigenheiten ausgestattet, obschon sich sonst seine Persönlichkeit mit derjenigen Greiffenbergs weder deckt, noch irgend eine Episode aus seinem Leben benutzt ist. Er war auch ein Dichter, aber einer der verschwiegensten, von dem Niemand Etwas wußte. Eine ganze Reihe in blaues Papier eingebundener Quartbände stand

auf seinem Repositorium; das waren zum Theil Operntexte, zum Theil phantastische Dramen. Lange Zeit vor Richard Wagner hatte er einen „Sängerkrieg auf der Wartburg" gedichtet, als Text für einen Operncomponisten; ein phantastisches Drama spielte auf dem Monde, ehe noch Jules Verne seine Helden dort hinauf spedirte. Das originellste seiner Stücke war aber ein umfangreiches Capriccio, in welchem er alle die bekanntesten komischen Helden der Weltlitteratur zusammenbrachte. Da begegneten sich Falstaff und Don Quixote und Sancho Pansa, und selbst der Pachter Feldkümmel und Rochus Pumpernickel fehlten nicht. Jede dieser komischen Figuren war den Originalen von Shakespeare, Cervantes und Kotzebue getreulich nachgearbeitet, dabei aber nicht mit entlehnten Einfällen ausgestattet, sondern bei Wahrung ihres eigenartigen Humors doch mit neuen Gedankenblitzen und Witzen gerüstet. Auch war eine Handlung erfunden, die sie zusammenführte. Ohne Zweifel ein origineller Gedanke, ich wüßte nicht, daß irgend ein Anderer einen ähnlichen Einfall gehabt oder ausgeführt hätte.

Mich selbst unterrichtete Greiffenberg im Englischen, und ich machte hierin bald erfreuliche Fortschritte. Wir lasen den ersten Band von Gibbon's history of the decline and fall of the Roman empire, und ich beschrieb in englischer Sprache die Ferienausflüge, die ich mit meinem Vater machte. Von Jahr zu Jahr wurde ich der englischen Sprache immer mächtiger, und die englische Litteratur gehörte zu meinen Lieblingsstudien; ich fand Muße, während der Gymnasialzeit mehrere englische Dramen zu übersetzen. Mein Lehrer hatte mir außer einem durchschossenen Duodez-Hamlet mit eigenhändigen Anmerkungen, den ich noch besitze, auch den ebenfalls noch in meinem Besitz befindlichen Band: The british Theatre geschenkt, in welchem sich eine Sammlung hervorragender Dramen der Shakespeare'schen Zeit bis zur Gegenwart befand.

Von diesen Dramen übersetzte ich: „The mourning bride" von Congreve, „Douglas" von Home, „The siege of Damascus" von Hughes, von denen das erste Stück, das einzige Trauerspiel des bekannten Lustspieldichters, den meisten Schwung hat, mit dem ich auch meine Jamben zu erfüllen suchte. Daneben übersetzte ich in Prosa mehrere Lustspiele: „A bold stroke for a wife" von Suzanna Centlivre, „The recruiting officer" von Farquhar, ein modernes Stück: „A school for grown childrein". Alles waren Stücke mittlerer Talente, sie blieben indeß nicht ohne Einfluß auf meine Dichtweise. Dem „Caius Gracchus" ließ ich nun „Catilina" folgen; auch hier war meine Stoffwahl keine unglückliche — haben doch später Dichter wie Hermann Lingg und Kürnberger denselben Stoff geeignet gefunden zu tragischer Behandlung. Im Gymnasium rückte ich inzwischen regelmäßig von Klasse zu Klasse fort und erhielt auch bisweilen einen Preis. Es fanden nämlich alljährlich öffentliche Preisvertheilungen statt. Die Besten in jedem Fach wurden proclamirt; unter

einem Tusch von Trompeten näherte sich der Gefeierte dem Katheder und erhielt als Preis ein schönes, gelb eingebundenes Buch. Das war natürlich ein gewaltiger Sporn für den jugendlichen Ehrgeiz; mehrmals trug ich die schönen gelben Bücher nach Hause und schritt wie ein Triumphator durch das bewundernde Publicum. Mit welcher Spannung lauschte ich, ob mein Name vom Katheder her erklang; blieb es aber bei einer ehrenden Erwähnung, oder ging ich ganz leer aus, so waren die Folgen der Enttäuschung nicht leicht zu verwinden. Ich ging nach Hause, mußte mich in's Bett legen oder die Niederlage wirkte auf mich wie eine starke Dosis Rhabarber. Mein Vater mußte mich oft trösten und sprach sich ungünstig über diese Anstachelungen des Ehrgeizes bei den Knaben aus.

Später war ich weniger empfänglich für solche Reizungen; ich konnte ruhig mit ansehen, wenn die verschiedensten Dichterpreise vom Katheder herab — es handelte sich meistens um Entscheidungen der Professorenweisheit — an Andere vertheilt wurden; jene deprimirenden Wirkungen, welche einst den Organismus des Knaben in Unordnung gebracht, blieben gänzlich aus.

Wenn auch nicht in den untersten Klassen des Gymnasiums, so doch zeitig genug für jahrelange Dauer, schloß ich ein Freundschaftsbündniß, welches auf mein ganzes Mainzer Leben von größtem Einfluß war.

Dieser Jugendfreund war ein Mitschüler Robert Schmidt. Wenn man indeß in der Regel glaubt, daß Knaben und Jünglinge bei der Auswahl ihrer Freunde sich meistens durch körperliche Schönheit bestimmen lassen, so war dies hier keineswegs der Fall. Herr Robert Schmidt, den ich später einmal nach langen Jahrzehnten in Darmstadt wieder aufsuchte, wo er als Rechtsanwalt lebte, als Vater zweier schöner Töchter, von denen die eine zur Bühne ging und sehr jung als erste Liebhaberin des Hoftheaters von Coburg-Gotha starb, wird mir verzeihen, wenn ich jene etwaigen Ansprüche auf solche Schönheit in der Knabenzeit zurückweisen muß; er war damals eher häßlich als schön, hatte pechschwarzes Haar, ein scharfgeschnittenes Gesicht, aber gerade diese pikante Häßlichkeit übte auf mich einen eigenartigen Reiz aus. Er wohnte bald im „Herzen meines Herzens“, wie Hamlet von seinem Horatio sagt, und diese Freundschaft beruhte nicht auf der Gemeinsamkeit irgend welchen Knabensports; sie war ein edler Seelenbund und fand ihre Vorbilder in der Freundschaft der Jean Paul'schen Helden, eines Victor und Flamin, eines Albano und Roquairol. Und in der That, die Werke Jean Pauls waren unser Evangelium; Knaben, die den Jean Paul lesen und für ihn schwärmen, giebt es in der heutigen Zeit nicht mehr, wo auch die Männer und Frauen es längst aufgegeben haben, diesem ungenießbaren Humoristen Geschmack abzugewinnen; wir aber waren solche nach dem heutigen Geschmack sehr unwahrscheinliche Knaben. Merkwürdigerweise gab mir die erste Anregung zur Lectüre Jean Pauls mein Vater, der ganze Hefte mit Aus-

zügen von Jean Paul, mit einer Sammlung seiner aphoristischen Aussprüche gefüllt hatte; darnach würde man auch bei unseren heutigen Offizieren vergebens suchen; daß mein Vater keine schwärmerische Natur war, ging wohl aus seinem ganzen Lebensgange hervor. Ein tapferer Soldat, der die Freiheitskriege mitgemacht und von Morgens bis Abends als Compagniechef mit den tausend Plackereien des Garnisondienstes zu thun hatte, konnte den hohen Menschen Jean Pauls und seinen blinden Lianen wenig Sympathie entgegenbringen. Gleichwohl hatte er auch die größte Achtung für diese oft überschwängliche Gefühlsseite seines dichterischen Schaffens, während er dem anderen Gesicht des Jean Paul'schen Januskopfes, seiner Satire, seinem Witz, seinem glänzenden Humor begeisterte Huldigung darbrachte. Er selbst versuchte sich mehrfach in satirischen Skizzen, welche das Gepräge des Jean Paul'schen Stils trugen. Wir Insassen der Quinta und Quarta des Gymnasiums hielten uns mehr an die herrlichen Naturschilderungen; der Spaziergang Victors im ersten Bande des Hesperus, die Lyrik des Waldlebens, des Sonnenaufgangs erfüllte uns mit Entzücken, und dies gleiche Verständniß, diese Gemeinsamkeit der Gefühle war der Kitt unseres Freundschaftsbundes.

Mein Vater war zuletzt in das große Eckgebäude des Ballplatzes umgezogen, das jetzt den englischen Schwestern gehört; wir wohnten in dem auf Hof und Garten hinausgehenden Seitenflügel. Der ganze schöne parkartige Garten stand uns zur Verfügung. In einer Laube dieses Gartens feierten wir den Geheimcultus des Jean Paul'schen Genius, und nur selten störten uns die jungen Damen eines im anderen Seitenflügel hausenden Pensionats, welche mit Jean Paul'schen Heldinnen wenig Aehnlichkeit hatten, sondern mehr dem Geschlecht der zierlichen, aber naseweisen Gurlis angehörten. Wir nahmen indeß das Naturgefühl, dessen begeisterter Apostel Jean Paul war, aus der Laube des Gartens mit hinaus auf unsere Spaziergänge in den reizenden Umgebungen von Mainz, und da steigerte es sich oft zu so überschwenglichen Verzückungen, daß die Jünglinge der Wertherperiode nicht in größerem Gefühlsrausch schwärmen konnten. Wenn ich dies an meinem Lebensabend beschreiben w o l l t e, so würden mir selbst die Farben dafür fehlen; wenn ich es aber auch beschreiben k ö n n t e — es würde heutzutage nirgends Verständniß finden. Solche gehobenen Stimmungen vertragen keine Zergliederung. Die Rheinlandschaft mit ihren wechselnden Beleuchtungen, die blauen Taunusberge im Hintergrunde, bot uns stets neuen Anlaß zu Schwärmereien. Die untergehende Sonne erinnerte uns nicht etwa an Kosegartens Gedicht; über solche hölzerne Apotheosen waren wir weit hinaus im Odenschwung unserer Gefühle. Wenn wir über die Rheinbrücke gingen, in abendlicher Beleuchtung, welche die Wogen vergoldete, da konnten wir nicht scharf genug die blöden Alltagsmenschen verurtheilen, welche ihren Geschäften nachgingen, über den prächtigen Strom dahineilten, als gälte es, möglichst rasch über einen

Graben hinwegzusetzen, welche blind für den Farbenzauber des Naturschauspiels keinen Sinn hatten, das sich hier vor ihren Augen entrollte. Wie oft drückten wir uns die Hände in seligem Einverständniß, wenn wir von gleicher Begeisterung für die Schönheiten der Schöpfung entflammt waren.

Doch auch wenn ich allein ohne den Freund meiner Wege ging, da hatte ich bisweilen in der Einsamkeit der Felder und Wälder ein unbeschreibliches Gefühl, ich möchte es ein pantheistisches nennen; ich fühlte mich Eins mit der Weltseele; es waren ähnliche Erleuchtungen, wie sie den Mystikern, einem Jung-Stilling und anderen Gottesgläubigen zu Theil wurden, doch ohne jeden Mysticismus. Ich besinne mich eines Tages, wo ich zwischen den römischen Wasserleitungen von Zahlbach und der Chaussee, die nach Alzei führt, am Fuße eines vorspringenden Hügels saß. Es war an einem hellen Vormittag; Blumen blühten ringsum am Hang, Schmetterlinge umflatterten sie, Käfer und Käferchen krochen an den Grashalmen in die Höhe, die Hügel hinauf wogte das Korn; es war eine alltägliche Landschaft ohne den Duft der Ferne. Da ergriff mich ein unsagbares Gefühl, es war eine Art Offenbarung; ich war ein Stück von der Weltseele, wie alle diese Geschöpfe ringsum, wie Alles, was da kreucht und fleucht, duftet und blüht, und ein heiliger Schauer durchzuckte mich. Als ich später Werthers Leiden las, da stieß ich auf eine Stelle, welche ähnliche Saiten anschlug; nur hatte ich nicht wie dieser empfunden, daß das All ein Alles verzehrendes Ungeheuer sei. Und so ergriff mich auch bisweilen eine unnennbare Rührung. Als ich mit meinen Eltern einmal über den Hardenberg ging, von wo aus der Blick auf dem Bergzug des Taunus ruhte, da war mein Empfinden der Naturschönheit so lebhaft, daß ich in Thränen ausbrach. Auf die Fragen meiner Eltern konnte ich nicht Rede stehen, es war eben unsagbar, was mich bewegte. Alljährlich wanderte ich einmal mit meinem Vater in den Taunus; bald ging's über die Platte hinüber nach Schwalbach und nach Schlangenbad, bald nach Königstein und den höchsten Gipfeln des im Ganzen bescheidenen Gebirgszuges. Doch wie erquickend waren seine Wälder, wie anmuthig seine von Bächen durchrauschten Waldthäler. Wir logirten in der Regel bei den Förstern und Oberförstern, die nebenbei auf Nachtquartier für Durchreisende eingerichtet waren oder sie für uns zurecht machten. Da saß mein Vater, der seine Uniform ausgezogen und den ich nie so heiter gesehen wie bei diesen Ferienausflügen, in traulichem Gespräch mit den wackeren Hütern der herzoglichen Wälder, wie diese aus behaglicher Pfeife rauchend, und ich hörte dem Gespräch über die durchpassirenden Fremden, über Jagdabenteuer und Forstverwaltung aufmerksam zu. Am anderen Morgen aber, wenn ich am fröhlichen Schein der Frühsonne durch die Wälder und Thäler an der Hand meines Vaters dahinschritt, da ergriff mich wieder jene beglückende Naturandacht, und mein Herz strömte über auch vor Liebe zu dem herrlichen Manne, wie ich später einmal sang:

„Mir war's, als ließ' er diese Wipfel
Von Liedern rauschen sommerhellt,
Als hätt' er diese Bergesgipfel
Zu meiner Wonne hingestellt.
Der Bach im Thal, die grünen Matten,
Die Mühle mit dem muntern Rad,
Und dort im tiefen Tannenschatten
Das helle, weltberühmte Bad.
Die ganze, reiche Frühlingsblüthe,
Im Silberduft der ferne Rhein;
Das Alles schien von seiner Güte
Ein zauberisch Geschenk zu sein.
Da küßt' ich seine Hand mit Zähren
Und hing gerührt an seinem Blick,
Und jeden Wunsch ihm zu gewähren,
Fleht' ich ein freundliches Geschick."

Mit Robert Schmidt las ich indeß nicht blos Jean Paul, sondern auch die Werke neuer Dramatiker. Auch allein war ich ein eifriger Leser; alle Bände der Raupach'schen Dramen, diejenigen von Auffenberg, Immermann, Grabbe hab' ich durchgelesen; es gab eine Zeit, wo ich an jedem Tage ein Drama bewältigte, und in den letzten Jahren kam auch Heine, Boerne und Gutzkow an die Reihe.

Ich muß etwas zurückgreifen in der Zeit, um der Entwickelung des jungen Dramatikers von Klasse zu Klasse zu folgen. Er hatte einen Wunsch mit den Aeltesten gemein; er wollte gern aufgeführt werden. Ich besuchte oft genug das Theater, die preußischen Offiziere hatten ein sehr wohlfeiles Abonnement, und das kam auch mir zu statten, da meine Mutter bei ihrer Kränklichkeit von den Billets keinen Gebrauch machte. Es war dasselbe Theater auf dem Gutenbergplatz, dessen Rundbau einen so stattlichen Eindruck machte. Da hörte ich die Opern von Rossini und Auber, die damals neben dem Freischütz und Oberon das Repertoire beherrschten. „Die Stumme von Portici" machte auf mich den größten Eindruck; sehr gefielen mir aber die jetzt nur selten gegebenen Spielopern von Auber „Der Schnee", Das eherne Pferd" u. a. Im Schauspiel sah ich Kotzebue'sche Dramen: „Die Kreuzfahrer", „Johanna von Montfaucon", und wenn ich mich für die Effectscenen derselben interessiren wollte, da rief mich mein englischer Lehrer, Lieutenant von Greiffenberg, der mein Parquetnachbar war, alsbald zur Ordnung und bekreuzte sich vor meinem schlechten Geschmack, der an solchem Schund Gefallen finden konnte. Auch Hohenstaufendramen von Raupach wurden gegeben, ebenso die Dramen von Schenk „Belisar" und die „Krone von Cypern"; darauf folgte später Halms „Griseldis", ein Drama, welches das größte Aufsehen erregte.

Kaum hatte ich in die Welt der Prosceniumslampen einen Einblick gethan, als ich den lebhaften Wunsch hatte, meinen Caius Gracchus auf den weltbedeutenden Brettern zu sehen; ich hatte als noch kleiner Knirps bereits

den Muth, die Bekanntschaft von Schauspielern aufzusuchen, die mir dazu verhelfen sollten.

Ein Liebling des Publicums war Herr Ditt, und ihm vertraut' ich meinen Wunsch und mein Stück an — auch Madame Ditt war eine beliebte Darstellerin, und sie mußte sich doch für die heldenmüthige Römerin in meinem „Caius Gracchus" interessiren. Doch es verging Woche auf Woche, und ich erhielt nicht den mir zugesagten Bescheid. Das ist mir nun später allerdings oft genug passirt, und ich bin so häufig ohne Antwort von Intendanten, Directoren und Schauspielern geblieben, daß ich an das höfliche Schweigen längst gewöhnt bin. Damals in meiner kindlichen Harmlosigkeit konnte ich es mir nicht anders erklären, als daß man mich mit einer Aufführung überraschen wollte und eine solche in aller Stille vorbereitete. So sah ich denn an den Straßenecken immer nach einem Zettel, auf welchem in fetten Lettern „Caius Gracchus" stand — natürlich immer vergebens. Dies gab einem guten, jungen Freunde den Anlaß zu einer kleinen Mystification.

Wir wohnten eine Zeit lang beim Maurermeister Britz im Innern der Stadt, in dessen Familie ich ganz zu Hause war; auf den Balken des Bauhofs schaukelte ich mich oft mit einer seiner anmuthigen Töchter und wußte bei ihm in Küche und Keller wohl Bescheid. In der Nähe war das Haus des jungen van Recum, dessen Vater, ein Großhändler, stattliche Waarenräume in seinen Speichern hatte. Dort trieben wir Knaben uns oft herum, und der junge Recum, kein so edler Freund wie später Robert Schmidt, hatte mir bald meines Herzens Geheimnisse abgelauscht; auch mocht' ich dort bei den Waarenballen ihm manchen Vers aus „Caius Gracchus" versetzt haben. Er suchte sich schadenfroh zu rächen, indem er mir die Mittheilung machte, mein Drama sei in Wiesbaden gegeben worden. Und zum Beleg dafür bracht' er mir gedruckte Kritiken über die Aufführung, die voll glänzenden Lobes waren. Er hatte sie selbst drucken lassen, er war ja reich genug, um die Druckkosten zu erschwingen. Mein Sinn war zwiefach getheilt: ich empfand ungeheuchelte Freude über diese Thatsache und über das Zeitungslob, aber ich konnte doch nicht recht daran glauben, und die Meinigen zerstörten bald die schöne Illusion; ich aber gab den näheren Umgang mit dem jungen Schwindler auf.

Keineswegs entmuthigten mich diese schlimmen Erfahrungen; dem eigenen Trieb gehorchend, dichtete ich stets neue Dramen. Auf „Catilina" folgte „Hippodamia", welche, wie ich hoffte, von der freundlichen Nachwelt der Goethe'schen Iphigenia an die Seite gestellt werden würde, denn ich befleißigte mich eines ebenso klassischen Stils. Was Sophokles und Euripides betrifft, so konnten sie nicht mit mir concurriren, da ihre Dramen Hippodamia verloren gegangen waren; daß sie aber denselben Stoff gewählt hatten wie ich, das sprach für ihre dramaturgische Einsicht. Bekanntlich war die schöne Hippodamia die Tochter des Oinomaos, des

Königs von Pisa in Elis, der ein sehr schlimmer Herr war. Ihm war geweissagt worden, sein Eidam werde ihn tödten. Deshalb hielt er es für's Beste, diejenigen aus dem Wege zu räumen, die sich um die Hand seiner Tochter bewarben; er machte es ihnen zur Bedingung, sie müßten ihn zuerst im Wettrennen besiegen, und wenn er Sieger bliebe, sollte er das Recht haben, sie zu tödten. Von diesem Rechte machte er mehrfach Gebrauch, bis Pelops ihn besiegte. Dieser vermählte sich mit Hippodamia, und sie gebar ihm zwei Söhne, Atreus und Thyestes, welche ihren Stiefsohn Chrysippos tödteten. Pelops klagte die Mutter an, sie zu dieser Mordthat angestiftet zu haben, und Hippodamia nahm sich selbst das Leben. Iphigenie erzählt ja in dem Goethe'schen Drama dem Thoas diese alte Geschichte; jedenfalls war Hippodamia die Ahnfrau dieser Iphigenie und auch ihrer Mutter Klytämnestra — ohne sie existirte weder die Eine, noch die Andere und ebenso wenig die Dramen, welche sie zu Heldinnen hatten. Mochte daher mein Stück vielleicht auch hinter diesen klassischen Werken zurückstehen — ich schöpfte doch an der Quelle, aus der sich diese Fluth von Tragödien ergossen hatte, und bei jeder chronologischen Anordnung der Stoffe mußte meine Hippodamia den ersten Platz einnehmen. So weit ich mich besinne, war sie durchaus stilvoll gehalten und behandelte wie die neuesten Werke der griechischen Tragiker nur die Katastrophe; die Vorgeschichte, das lebensgefährliche Wettrennen war der epischen Erzählung vorbehalten.

Der Stil war ganz Goethe, und es fehlte auch nicht an freirhythmischen Einlagen, welche, wie der Parzenmonolog, die fünffüßigen Jamben unterbrachen.

Aus dem grauen Alterthum wandte ich mich in einem späteren Drama dem Mittelalter, und zwar der ungarischen Geschichte zu. Mein Held war Ladislaus Hunyades, der Sohn des gefeierten Generals und Reichsstatthalters Johann Hunyades und Bruder des späteren, nicht minder berühmten Königs Matthias Corvinus. Ladislaus tödtete den erbitterten Gegner seines Vaters, den Grafen Cilly, und wurde den 16. März 1451 zu Ofen hingerichtet. Gewiß ein tragischer Stoff, der wahrscheinlich von manchem ungarischen Dramatiker behandelt worden ist. Ich kannte und kenne kein solches Drama. Was meinen „Ladislaus Hunyades" betrifft, so gehörte dieses Drama wohl nicht zu meinen besten Gymnasialstücken — gleichwohl hatte ich den Muth, es an den Altmeister Ludwig Tieck in Dresden einzusenden. Er war ja der Protector des jungen, genialen Grabbe — warum sollte er nicht auch andere jüngere Talente protegiren? Zu spät erfuhr ich, daß Ludwig Tieck an seinem Schreibtisch eine Versenkung angebracht haben soll, in welcher alle ihm eingeschickten Bühnenmanuscripte verschwinden. So erging es auch meinem Hunyades — „Roß und Reiter sah ich niemals wieder"!

Doch wenn mich die Lorbeern Shakespeares beunruhigten, so ließen

mich auch diejenigen Tassos und Ariostos nicht schlafen. Ich wollte nicht blos Dramatiker sein, sondern auch Epiker. Das ist aber nicht mit fünf Acten zu erreichen: dazu sind 24 Gesänge in Ottave rime erforderlich, wären es auch nur die freien Wieland'schen Oberonstanzen. Und so sattelte ich meinen Hippogryphen zum Ritt in ein fremdes, romantisches Land. Dies Land war Mexico, und mein Held war Ferdinand Cortez. In der That, ich hatte 24 Gesänge zu Stande gebracht, ein jeder mit den üblichen 80—90 Strophen, sodaß er im Vergleich mit Gottfried von Bouillon und Rinaldo und den anderen Helden des befreiten Jerusalems, was die dichterische Aufstellung und Rüstung betrifft, nicht zu kurz kam. Auch der Forderung der Göttermaschinerie wurde ich gerecht, und das war mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft, denn die mexicanischen Götter hatten neben ihren sonstigen Vorzügen auch ziemlich unaussprechliche Namen, gegen welche sich das jambische Versmaß eigensinnig sträubte: der Guetzecoatl, der Mixcoatl und andere, die wegen ihrer sonstigen mythologischen Bedeutung in einer schwunghaften Dichtung nicht fehlen durften, machten auch den gefügigsten Jambus so scheu, daß er einige Seitensprünge machen mußte, und auch die sonst hochpoetischen Feuerberge, der Itzichuatl und Popokatepetl boten einem correcten Versmaß Trotz. Die christlichen Engel und Erzengel waren viel bequemer; sie waren gewohnt, in regelrechten Stanzen einquartiert zu werden. Trotz aller Schwierigkeiten ermüdete meine Muse nicht; sie sang die Eroberung Tenochtitlans, die Hinrichtung Montezumas, die Empörung des über die Dämme der Seen nach der Hauptstadt bringenden Volkes — und der große Eroberer, obschon er kein großer Menschenfreund war, wurde doch von der Muse mit einem, wie ich hoffen durfte, unverwelklichen Lorbeer gekränzt.

* * *

Das Alles begab sich in der Tertia, deren Klassenlehrer, Dr. Kehrein, kein Verächter der Poesie war und ein genauer Kenner der deutschen Litteratur; gab er doch später ein Werk heraus, in welchem er die dramatische Poesie besprach, die sich mit Stoffen aus deutscher Geschichte beschäftigt hatte, und das waren viele hundert Dramen, und hundert Dichter mußten aus dem Schutte der Bibliotheken herausgegraben werden. Ich hatte einen Stein bei ihm im Brett, denn ich hatte die ersten Metamorphosen des Ovid, die wir in der Schule lasen, besonders die Geschichte von der Schöpfung der Welt, in deutsche Verse gebracht, die mir leidlich gelungen waren und die in der Klasse vorgelesen wurden. Als Zeichen meines ehrenvollen Vertrauens sandte ich ihm den ganzen Cortez zur Beurtheilung; er entsprach demselben zwar nicht in dem ausgedehnten Maße, wie es ein solches Riesenepos verlangte — immerhin aber unterzog er einige Gesänge der Correctur. Doch wie kleinlich, wie pedantisch erschienen mir damals seine Glossen, die sich kleingeschrieben an den Rändern des

Manuscriptes in dichten Massen versammelten. — Dieser Raupenfraß verwüstete mir meine schöne blüthenreiche Dichtung! Die nörgelnde Kritik verleidete mir den ganzen Ferdinand Cortez; ich weiß nicht, wo das Manuscript, das aus vielen, sehr stattlichen Heften bestand, zuletzt ein Ende gefunden!

Wieder wandte ich mich dem Drama zu, doch ich wählte keine geschichtlichen Stoffe mehr; meine beiden Dramen „Cerigo" und „Die Doppelgänger" gehörten der freien Erfindung an, sie spielten im sagenhaften Nordland, wozu mich wohl Grabbes „Herzog Theodor von Gothland" angeregt hatte. „Die Doppelgänger" behandelten ein Thema, von welchem Jean Paul einmal meinte, es eigne sich besser zur tragischen Behandlung als zur komischen, obschon es bisher im Alterthum, von Shakespeare und Anderen nur als Lustspielstoff verwerthet worden war. Meine Tragödie war im Stil Grabbes geschrieben, voll kühner Bildlichkeit und gewagter Hyperbeln; vom Gang der Handlung, in welcher es nicht an mörderischen Conflicten fehlte, hab' ich nur noch sehr dunkle Vorstellungen. Vor meinem Abgang von Mainz schenkte ich das Manuscript Herrn Dr. Carl Andrée, dem Redacteur der Mainzer Zeitung, und ich habe es nie wiedergesehen. „Cerigo" ist der Treffer in meiner Mainzer Gymnasialdramatik, jedenfalls das beste aller dieser Stücke, und ich hatte es lang genug aufbewahrt, um mir selbst in späteren Jahren ein Urtheil darüber zu bilden. Erst in Breslau borgte ich es aus an einen Freund und erhielt es nicht zurück. In Mainz erregte das Stück großes Aufsehen. Der Schauspieler Cornelius, der Vater des vielgenannten Componisten, erklärte mir, nachdem er es gelesen, es sei in der That bewundernswerth, daß ich in meinem Alter ein solches Werk schaffen konnte, aber wenn ich sein Sohn wäre, würde er sich nicht darüber freuen, denn das Stück enthalte so viel Gottloses und Blasphemistisches.

Alle die zum Theil umfangreichen dichterischen Manuscripte meiner Gymnasialzeit sind, wie bereits erwähnt, verloren gegangen — nur von Cerigo sind einige Scenen vorhanden, und weil dies die einzigen Proben meiner damaligen Dichtweise, die einzigen Ueberreste aus sieben fünfactigen Dramen sind, so verdienen sie wohl hier zum Theil eine Stelle zu finden. Sie sind damals 1839 in den Mainzer Unterhaltungsblättern (Nr. 166 und 167), dem Beiblatt der Mainzer Zeitung, abgedruckt worden. Der Redacteur dieser Zeitung, Dr. Karl Andrée, wohnte in unserem früheren Quartier an der Stephanskirche; es war der Vater von Richard Andrée, der den jetzt verbreitetsten Atlas herausgegeben. Auch der Vater war Geograph, Politiker, aber außerdem ein großer Freund der Poesie. Für meine Poesie und für mich selbst faßte er ein lebhaftes Interesse, ebenso Karl Bölsche, ein junger Mann, damals Redacteur der Unterhaltungsblätter, später Redacteur der Kölnischen Zeitung und Vater des jetzt oft genannten talentvollen Schriftstellers Wilhelm Bölsche. In der Wohnung Bölsches

auf der „goldenen Luft" fand ich stets alle litterarischen Neuheiten; sein mit Büchern belasteter Tisch war für mich wie eine reichbesetzte Tafel, und ich durfte alle möglichen Leckereien mit nach Hause nehmen. Als junger Secundaner wurde ich Mitarbeiter der Unterhaltungsblätter, und so begab es sich, daß auch die Scenen aus Cerigo dorthin ihren Weg fanden. In der kurzen Einleitung sagte die Redaction: „Wir geben heute eine Scene aus dem Erstlingsproducte eines jungen, begabten Dichters, aus dem fünfactigen Trauerspiele Cerigo. Es ist die erste Scene des dritten Actes, ein Fragment aus einer Studie, aber einer Studie, die Großes verspricht. Zum Verständniß dieses Bruchstücks kann Folgendes dienen. Cerigo, ein junger Normann, reist von Sicilien nach Polen, um dort seine Pflegeeltern, die Räuber seines Vermögens, anzuklagen, mit ihm der Sänger, sein Jugendfreund und beständiger Gefährte. Ein Sturm schleudert das Schiff an die Felsküsten Irlands, wo die Iren, der Normannen Feinde, dasselbe auffangen. Ueber Irland herrschte Sigurd, ein tyrannischer Fürst, gegen welchen sich die Edelsten des Landes verschworen hatten. Unter ihnen befand sich Ingolfar, früher des Landes Oberfeldherr. Auf einem einsamen Spaziergang, wo er Irlands Schmach und Rettung überlegt, gelangt er an den Ort der Seeküste, wo das Normannenschiff gestrandet ist. Unter den Gefangenen gefällt ihm Cerigo durch sein Heldenfeuer, er findet in ihm ein zukünftiges Werkzeug für seine Pläne, befreit ihn und den Sänger und führt Beide in seine Wohnung. Cerigo entbrennt in Liebe zu Gida, der Tochter Ingolfars, findet Gegenliebe und erhält des Vaters Zustimmung. Da bricht die Verschwörung durch einen unerwarteten Zufall in Flammen aus. König Sigurd, die Schönheit Gidas kennend, sucht sie, von seinem Minister geführt, in Ingolfars Wohnung auf: Cerigo errettet die Ehre seiner Braut durch die Ermordung des Tyrannen. Ingolfar benützt den günstigen Augenblick; die Hauptstadt ist in Aufruhr; des Königs Wachen werden überwältigt, das Volk will theils Freiheit, theils einen neuen Fürsten. Cerigo hatte sich durch Heldenthaten beliebt und berühmt gemacht; Ingolfar giebt ihm seine Stimme, unter allgemeinem, jauchzendem Beifall der Iren wird Cerigo ihr König, Gida ihre Königin. Der folgende Monolog zeigt uns die Empfindungen Cerigos am Tage nach seiner Krönung.

Dritter Aufzug.

Scene 1.

(Garten im Schlosse. Dämmerung. Aussicht auf die Stadt und das Meer.)

Cerigo: In Schlaf begraben liegt die Herrscherstadt,
Um ihre Zinnen schwebt ein dichter Dampf,
Und Morgennebel zieh'n um das Gebirge.
Ein Auge wachet über Tausende,
Des Herrschers Auge überwacht sein Volk.
Ein Priester steh' ich vor dem Heiligthume,
Das mir der Könige König anvertraut.

Dort unten ruh'n in doppelter Verhüllung
Ach tausend Geister, ruh'n mit ihren Thränen
Und ihren Freuden in des Schlummers Hand,
Und ihre Hoffnungen und ihre Wünsche,
Ihr Glück und Unglück, Alles ist entflohn
In's Zauberland der Träume. Glück und Unglück —
Wer lenkt das Schicksal? In dem Himmel Gott,
Doch auf der Erde lenkt's der König; ja!
In meiner Waage liegen tausend Leben,
An meinem Worte hängt ein Volk! Ein Wort —
Und auf dem Scheiterhaufen liegt die Stadt
Und überflammt erglüh'n des Himmels Höh'n.
Halt inne, Stolz! Das sind Verlockungen
Der Phantasie, der vielgestaltenden,
Die Himmel ist und Hölle, Gott und Teufel.
Wie vielmal größer ist des Herrschers Glück,
Wenn er dem Zephyr gleich den Thau der Thränen
Herniederweht, daß die gebeugte Blume
Ihr Haupt erhebt, mit frisch erwachtem Lächeln
Ihm danken kann, dem freundlichen Gebieter.
O, das ist Segen, dem kein andrer gleicht:
Heil Dir, Cerigo, wenn das Ziel erreicht.

(Sänger tritt auf.)

Sänger: Cerigo!

Cerigo: Freund, Dich grüßt mein ganzes Ich!
Du bist mir lieb, sehr lieb in dieser Stunde.
Der Fluthen Rauschen trägt Erinnerung,
Die holde Tochter der Vergangenheit,
In meinen Geist; ich seh' Catania, seh'
Den Aetna rauchen, den gewaltigen;
Doch minder schmerzlich wird mir der Verlust.
Wohl wechseln Ort und Zeit auf dieser Bühne;
Doch ewig gleich bleibt eines Freundes Herz.

Sänger: Mag Ort und Zeit und Freund zu Grunde gehn,
Im Wechsel nur kann fest das All bestehn.

Cerigo: Und dennoch ist so schmerzlich oft der Wechsel,
Und in Gewohnheit liegt so oft das Glück.

Sänger: Vertrau' nicht allzusehr im Arm der Wonne!
Wohl prangt der Baum, eh' ihn die Axt gefällt.
Geendet wird die Segensbahn der Sonne,
Nacht hüllt die Erde, doch nicht Nacht die Welt.
Hier geht sie unter, oben geht sie auf,
Und andern Erden glänzt ihr Herrscherlauf.
So soll der Mensch empor zum Himmel blicken.
Wenn ihn der Erden Leiden niederdrücken.

Cerigo: Warum so traurig stets und so erhaben?
Gilt Dir denn Nichts des Freundes reiches Glück,
Der Wechsel, der unglaubliche, der mich
Zum König machte eines fremden Landes?

Sänger: In wetterschwangren Wolken führt den Segen
Der Sturmwind auf die sonnverbrannte Flur.

Doch auch die Blitze zucken uns entgegen
Und zeichnen mit Verderben ihre Spur.
Erhört, erfüllt ist dann des Landmanns Bitte;
Er jammert — über der zerstörten Hütte.

Cerigo: Wie kann ein Unheil droh'n? Der Baum, der halb
Entwurzelt über einen Waldbach hängt,
Den wirft der Sturm hinab in's stein'ge Bette;
Doch der die Wurzeln schlägt in's tiefste Erdreich,
Der ist der Adler Schutz, ein Tod den Wettern.
Nie sinken wird ein König, dessen Thron
Gestützt ist von der Liebe seines Volkes.

Sänger: Was Menschen bilden, können sie zerstören,
Nur ewig ist das Werk der höchsten Kraft.
Die reichen Felder kann der Feind verheeren,
Doch nicht das Leben, das sie neu erschafft.
Das keimt im Lenz, will nur der Mensch vertrauen!
Stolz blüht die Saat auf den zerstampften Auen.

Cerigo: Ich kann Dich nicht versteh'n!

Sänger: Dort, wo die ewigen Segensflammen glühn,
Der Weltgeist, welcher dort allmächtig thront,
Der ist es, der auch Dir im Busen wohnt.
Er sei Dein Schirm, kein Volk und keine Ehre
Sind eines Fürsten, eines Menschen Wehre.
Im Zeitenstrudel geht das Glück zu Grunde,
Und viele Jahre tödtet eine Stunde:
Drum, wenn Dein Thron, Dein Reich zusammenbricht,
Dem Weltgeist traue und verzage nicht.

(Er geht ab.)

Cerigo (nachsinnend): Dem Weltgeist traue und verzage nicht!
Schon fort, mein Freund? So selten nur, so kurz
Der Meine: Thöricht Wort! Ist er nicht immer
Der Meine? Mit den Körpern spielt das Schicksal.
Doch keine Allmacht trennt der Geister Band.
Der Sänger stirbt, der Himmelssang gesungen,
Doch niemals, niemals ist sein Lied verklungen.

Hofnarr (tritt auf): Ew. Majestät.

Cerigo: Wer da?

Hofnarr: Nichts als ein Narr,
Doch mit Pardon, der ehrlichste der Narren,
Der sich bei seinem wahren Namen nennt.
Die anderen Narren nennen sich nicht so.

Cerigo: Was willst Du?

Hofnarr: Wenn der Blitz den Baum getroffen,
So steckt man sich an ihm die Pfeife an.
Das heißt verdolmetscht: ich will Hofnarr bleiben.

Cerigo: Dein Amt ist unnütz!

Hofnarr: Auch Dein Amt ist unnütz!

Cerigo: Wieso?

Hofnarr: Ein Gleichniß lehrt's. Das Volk ist ein Kameel,
Der König ist, doch unter uns,
Ein Knäbchen, das auf dem Kameele reitet
Und festgebunden ist und auf zwei Seiten
Gehalten wird, und auf dem Knäbchen sitzt
Oft noch ein Affe und ist sehr beschäftigt.
Verzeihen Ew. Majestät — das ist der Hofnarr.

Cerigo: Ich sehe Deinen Nutzen ein — bei Gott,
Du machst zu Menschen, die sich Götter dünken.

Hofnarr: Die wenigstens wie Götter leben, während
Das arme Volk ganz menschlich Hungers stirbt!

Cerigo: Glaubst Du, daß dies bei mir geschehen werde?

Hofnarr: Warum denn nicht? Die Krönung ist 'ne Hochzeit,
Wo sich der König mit dem Volk vermählt,
Dann kommen schöne Wochen voller Glück.
Da küßt man sich, beschenkt sich, lebt und liebt.
Die gehn vorüber wie ein Frühlingshauch,
Dann gilt's, wer den Pantoffel führen soll;
Dann zankt sich Mann und Frau und Volk und König,
Bis endlich einer die Pantoffelhoheit
Erlangt —

Cerigo: Und dann?

Hofnarr: Dann duckt der Andere sich
Wie'n Reh, doch ärgerlich; der Sieger —

Cerigo: Nun?

Hofnarr: Nun, der kann ruhig dann zu Bette gehn.

Cerigo: Du schändest alle großen Könige!

Hofnarr: Von meiner Regel giebt es keine Ausnahm';
Dies nur ist meine Ausnahm' von der Regel.

An diese Scene schließt sich in dem mitgetheilten Fragment der Bericht eines humoristisch angelegten Hauptmanns von einem Aufstande gegen den neuen König an: Cerigo will dem Ingolfar seine Krone zurückgeben, dieser beschwört ihn, auszuharren. Das Heer ist auf seiner Seite, ist ihm treu, Cerigo vertraut Ingolfar den Oberbefehl an, und in einer Liebesscene mit seiner Gida schenkt er ihrer Mahnung Gehör, die Opfer der Tyrannei, besonders Sigurds verstoßene Gemahlin aus dem Kerker zu befreien. Daran knüpft sich der Faden, der die Handlung zu ihrer tragischen Höhe führt. Die mitgetheilten Scenen, in denen der Sänger als der lyrische Chor und der Hofnarr als der humoristische zur Sprache kommen, fallen in einen Ruhepunkt der sonst stürmisch bewegten Handlung und geben deshalb nicht das rechte Bild von der Physiognomie des Ganzen. Dies gestaltet sich zu einer großen Oedipustragödie:

Cerigo erfährt durch Enthüllungen der gefangenen Fürstin, daß der ermordete König sein Vater ist, er selbst also ein Vatermörder wider Willen! Der große Monolog, der auf diese Enthüllung folgt, war, wie ich auch wohl weiß, von allen Seiten anerkannt als das Prachtstück der Tragödie,

als ihr glänzender Mittelpunkt — und selbst der Schauspieler Cornelius sprach davon mit einer gewissen Bewunderung, die mich mit großer Hochachtung für mein fünfzehnjähriges Selbst erfüllte. Wenn die Mainzer Unterhaltungsblätter gerade diesen Monolog nicht als Probe abdruckten, so lag das wohl daran, daß er einige ganz ungeheuerliche blasphemistische Stellen enthielt, die den Grabbe'schen Herzog von Gothland noch übertrumpften und welche zu großen Anstoß erregt haben würden.

Ob ich später viel bessere Verse gemacht habe, als diejenigen des Cerigo, weiß ich nicht ganz genau. Ich war übrigens schon dazumal kein Anhänger des sogenannten Jambentrabs und habe mich darüber als junger Kritiker geäußert, denn ich war nicht blos Dichter, sondern auch Kritiker. Diese beiden Seiten meiner späteren litterarischen Thätigkeit waren schon damals vertreten, und der Unglückliche, der auf den Gedanken kommen sollte, die zwei- bis dreitausend Buch- und Theaterkritiken, die ich in meinem Leben geschrieben, zu sammeln, würde mit jenen, die im Jahrgang 1839 der Mainzer Unterhaltungsblätter abgedruckt waren, den Anfang machen müssen. Damals schrieb ich über den „Julius von Tarent" von Leisewitz, der wieder eine neue Bedeutung erlangte: „Ueberall zeigt sich jetzt das Bestreben, ein modernes bürgerliches Trauerspiel zu bilden, bei welchem die Prosa ein nothwendiges Hauptingredienz sein wird. Das Jamben- und Reimgeklingel war schon so lange und so oft das Grabgeläute des reichen, innigen, poetischen Geistes, daß man mit vollem Recht zu einer gediegenen, geistreichen, bisher vernachlässigten Prosa zurückkehrt. Diese wird dann den Uebergang zu dem wirklich dramatischen Verse bilden, wie er theilweise in Shakespeare herrscht, wo ein lebensvoller, der Handlung angemessener, nicht ängstlich beschränkter Gang und Klang in melodischer Wiederspiegelung die dramatische Schönheit trägt." Man sieht, für einen Epigonen der Jambendramatik, zu dem mich meine Gegner stempeln wollen, war ich schon mit 15 Jahren verloren. Ueber Gutzkows „Blasedow" schrieb ich damals eine Kritik, in welcher ich ihn den begabtesten und fleißigsten von allen Jüngern nannte:

„Alle philisterhaften Lästerungen werden verstummen müssen, wenn Gutzkow und Gleichgesinnte fortfahren, so großartig für die Nationallitteratur und den Ruhm des deutschen Vaterlandes zu wirken."

Bald sollte ich den jungen Schriftsteller, der damals in den deutschen Blättern so viel besprochen wurde, persönlich kennen lernen. Dies war ein roth angestrichener Tag in meinem Kalender. Ich hatte bisher nur mit unberühmten Menschen verkehrt; damals trat die erste Berühmtheit in mein Leben. Es war ein feierlicher Augenblick, als ich in das Zimmer Carl Andrees trat und dem Autor der „Wally" und des „Blasedow" vorgestellt wurde. Gutzkow war damals achtundzwanzig Jahre alt und hatte auch sonst Nichts, was besondere Ehrfurcht herausforderte. Sein Haar war struppig und stand zu Berge, und in seinem Wesen hatte er etwas Unstetes.

Er kam von der Aufführung seines Dramas „Richard Savage" aus Frankfurt, des ersten Dramas, mit dem er die Bühne eroberte; denn sein „Nero" war ein Buchdrama der Grabbe'schen Schule. Er nahm von mir, trotz des warmen Lobes, das mir mein Gönner Andree spendete, wenig Notiz, und erst als er hörte, daß ich auch Kritiken schrieb, begann er sich für mich zu interessiren. Er hatte dies natürlich einem halbreifen Jüngling nicht zugetraut; sobald aber einmal die Thatsache feststand, so kam es auf das Alter nicht mehr an. Den Kritiken lag ja kein Taufschein bei, und ein begeisterter Dichterknabe, der wie Euphorion die goldene Leyer rührt, ist natürlich willkommener als ein nergliger kritischer Wagner. Von dem Jüngsten kritisirt zu werden ist nicht herabsetzend, wenn die Kritik volltönendes Lob enthält. Ich dachte damals freilich weniger an Kritik, als an Seelengemeinschaft und Geisterbund, und hatte keinen heißeren Wunsch, als auch ein Gutzkow zu werden. Darüber gerieth ich denn öfters mit meinem Vater in Streit; er wünschte, daß ich einmal Professor an einer Universität würde; davon hielt er mehr als von dem Schriftstellerruhm.

Man wird sich vielleicht wundern, daß mein militärisches Genie, das sich in Coblenz so glänzend entfaltet hatte, in Mainz auf einmal auf den Aussterbeetat gesetzt wurde. Doch wenn ich auch keine theoretischen Studien mehr trieb — meine Vorliebe für alles Militärische war keineswegs eingeschlafen. Bisweilen besuchte ich meinen Vater, wenn er in der Kaserne Dienst hatte.

Dort pflegte ich auch seinen sehr gebildeten Feldwebel Pernin zu besuchen, der mir Unterricht im Fechten gab, mit dem ich aber über Theaterdinge, über den damals auftauchenden genialen Schauspieler Döring in den Zwischenpausen mich auf das Lebhafteste unterhielt. Dabei lernte ich Stoßfechten und Hiebfechten, besonders aber das erstere, das mir auf der Universität von keinem Nutzen sein konnte, recht gründlich. Mein Fechtlehrer aber überraschte mich nach mehr als fünfzig Jahren durch eine Gratulation zu meinem siebenzigsten Geburtstag — er lebte als pensionirter Offizier in Westpreußen. Auch auf der Eisgrube fand ich mich öfters ein, um den Exercitien der Compagnie beizuwohnen. Mir hatte diese Eisgrube etwas Unheimliches, seitdem ich gesehen, wie dort eine Kindesmörderin guillotinirt wurde. Das bleiche junge Mädchen, das auf dem Henkerkarren zur Richtstatt gefahren wurde, hatte auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. In den Ferien, wenn weiter draußen große Truppenübungen stattfanden, lief ich neben den marschirenden Compagnien her, nicht blos neben denjenigen meines Vaters, sondern auch neben den österreichischen Bataillonen. Ich hatte eine besondere Vorliebe für die weißen Uniformen, und bald war ich bekannt wie ein buntes Hündchen. Der immer mit zum Manöver laufende Knabe belustigte sie, und mancher der bärtigen Krieger des Kaiserreichs hat mich angeredet und mit mir Freundschaft gemacht. Dort bei den Uebungen selbst gerieth ich oft in's Feuer und zwischen die

kämpfenden Heeresabtheilungen und saß bisweilen an Graben gekauert zwischen den Tirailleurs. Wenn aber einmal die Batterie meines Vaters abprotzte, so trat ich so nahe wie möglich an die Geschütze heran und suchte mich an den Kanonendonner zu gewöhnen, welcher die Kraft meines Trommelfelles oft auf eine harte Probe stellte. Bisweilen suchte ich vorher das Manöverterrain ab, um die Bewegungen der Truppen besser beurtheilen zu können. Einmal, als ich so durch ein Gehölz kroch, fand ich dort an einem Baum einen bärtigen, österreichischen Sergeanten hängen, es war tief im Dickicht, und man hatte den Mann offenbar vergessen. Mir war nicht wohl zu Muthe, ganz allein im Wald mit einer Leiche, die wie eine schwere Frucht am Baume hing. Das war ein vorschriftswidriger Tod, den der tapfere Soldat gesucht hatte, und ich konnte bald darauf durch die Anzeige dieses seltenen Fundes mir um die Verlustlisten der österreichischen Armee ein Verdienst erwerben.

Den Glanzpunkt meiner militärischen Jugenderinnerungen bildete indeß ein Ausflug zu den Schießübungen bei Coblenz, wohin mich mein Vater einmal schon in den ersten Jahren unseres Mainzer Aufenthalts mitgenommen hatte. Theils auf dem Gepäckwagen, theils auf dem Pferde meines Vaters, das der Bursche führte, machte ich den ganzen Marsch durch das schöne Rheinthal mit. Da ging's vorüber an den Bergen, und wenn in einer kleinen Rheinstadt wie Bacharach genächtigt wurde, da blieb auch immer Zeit, auf die nächsten Berge hinaufzuklettern und sich an dieser oder jener schönen Aussicht zu erfreuen. Die Truppen waren guten Muthes, sangen und scherzten. Die Compagnie meines Vaters hatte einen Spaßmacher, den Stangenreiter Baber, der oft die merkwürdigsten Capriolen machte, allerlei Witze riß und bisweilen den Soldaten über das Gefühl der Ermüdung nach langem Marsche hinweghalf. Diesen Stangenreiter hatt' ich ganz in's Herz geschlossen; bei unseren Cantonnement in Moselweiß besuchte ich ihn oft in seinem Stall, wo er die Pferde striegelte und mir allerlei Schnurren erzählte. Mit meinem Vater ging's oft zum Nachtschießen beim Mondschein über die Mosel, es waren traumhafte Sommerabende. Die Schießübungen fanden oben auf der Karthause statt, überall war ich mit dabei, mochten die Mörser in hohen Curven ihre Bomben werfen, oder die Brand- und Leuchtkugeln durch die Lüfte flammen.

* * *

Im Jahre 1839 nahm mein Vater seinen Abschied; er war leberleidend und hatte bei einer Kur in Kissingen keine Heilung gefunden. Aergernisse im Dienst verleideten ihm seine Stellung. Ein früherer Kriegskamerad war sein unmittelbarer Vorgesetzter geworden, und zwar ein nergliger Vorgesetzter, mit dessen Anschauungen mein Vater nicht harmonirte. Dieser war milder gesinnt und gestattete einzelnen gebildeten Leuten, die sich bei seiner Compagnie befanden, in der Kaserne, außerhalb der Dienst-

zeit musikalischen Neigungen nachzugehen und Guitarre zu spielen. Davon wollte der Major Nichts wissen. So und in ähnlicher Art kam es zu mancherlei Reibungen, die meinem Vater sogar einen heftigen Anfall von Gelbsucht zuzogen. Er erhielt seinen Abschied mit der Erlaubniß, die Regimentsuniform tragen zu dürfen, und nun trieb ihn die Sehnsucht nach seinem Geburtslande, nach Ostpreußen zurück.

Wiederum galt es einer Reise durch alle deutschen Lande vom Rhein bis zum Pregel, und wiederum war unsere Reisebegleiterin eine Amme mit einem Kinde, denn ich hatte in allerletzter Zeit in Mainz ein Schwesterlein erhalten. Die Miethskutsche brauchte wieder Wochen, um uns an's Ziel zu bringen. Nur in Leipzig ging uns die Ahnung einer schöneren Zukunft des deutschen Reiseverkehrs auf. Die Bahn zwischen Leipzig und Dresden war eben eröffnet worden, und wir sahen die dampfende Locomotive und den sausenden Zug, der leider! uns nicht zu Statten kam, da er sich nach einer anderen Richtung hinbewegte. Ich tröstete mich, indem ich mir die Verse von Karl Beck im Stillen vordeclamirte:

„Rasend rauschen rings die Räder,
Rollend, grollend, stürmisch sausend.
Tief im innersten Geäder
Kämpft der Zeitgeist freiheitsbrausend.
Stemmen Steine sich entgegen,
Reibt er sie zu Sand zusammen;
Seinen Fluch und seinen Segen
Speit er aus in Rauch und Flammen.“

Karl Beck, ein junger ungarischer Student, lebte damals in Leipzig. Ich erfuhr von ihm zuerst Etwas durch Karl Andree. Ein Zeitungsredacteur, der mit Begeisterung die Verse eines Dichters declamirt, würde heut zu Tage in ein Raritätencabinet gehören. Damals war es anders. Wenn ich Karl Andree Abends besuchte, so liebte er es, die Tabakspfeife aus dem Munde nehmend, die schwunghaften Verse Karl Becks vorzutragen. Ich lauschte andächtig, den Blick auf die mondhellen Gärten am Fuße des Hügels gerichtet, auf dem die Stephanskirche emporragt. In Leipzig sollte ich nun Karl Beck persönlich kennen lernen. Ich hatte einen Empfehlungsbrief an den jungen Dichter, den ich alsbald aufsuchte, und der mir, dem schüchternen Scholaren, durch seine studentischen Allüren, seine Sporenstiefel, seinen magyarischen Schnürrock und seine Pfeife sehr imponirte. Wir machten zusammen einen Spaziergang über die Leipziger Promenade, keineswegs verminderte die Persönlichkeit des Dichters den Eindruck seiner Verse, besonders kündigten seine oft gerühmten, mildgroßen, blauen Augen den Poeten an. Ein Litterat auf den Schulbänken, der schon eine große Zahl von fünfactigen Tragödien und eine Reihe gedruckter Zeitungsartikel hinter sich hat, führte ich mich auch durch Karl Andrees Empfehlungsbriefe

bei Gustav Kühne und Hermann Marggraff ein, den tonangebenden Leipziger Journalisten. Der Erstere redigirte damals die „Zeitung für die elegante Welt" und hatte sich durch Novellen und Essays, besonders aber durch einen sich in jungdeutschem Fahrwasser bewegenden Roman: „Eine Quarantaine im Irrenhause" einen Namen gemacht. Der Letztere, später mein Vorgänger bei der Redaction der „Blätter für litterarische Unterhaltung", hatte gerade damals eine Schrift über Deutschlands jüngste Litteratur- und Culturperiode veröffentlicht und ein Drama: „Das Täubchen von Amsterdam" erscheinen lassen. Beide empfingen nicht ohne einiges Befremden den so blutjungen Litteraten. Marggraff trug das Gepräge seiner sehr bescheidenen Litteratenexistenz, über die er es später nie hinausgebracht hat, während Kühne sich schon vornehmer gab, wie er denn auch nachher durch günstige Vermögensverhältnisse über den Zwang litterarischer Lohnarbeit hinweggehoben wurde. In Berlin hielten wir uns einige Tage auf; mein Vater hatte ein Lehrbuch der Mathematik verfaßt und dasselbe von Mainz aus an Berliner Freunde gesandt, die ihm einen Verleger dafür in sichere Aussicht gestellt. Doch er sollte die schmerzliche Enttäuschung erleben, daß sich die Sache wieder zerschlagen hatte. So fuhren wir, nicht in bester Stimmung, den endlosen Weg nach Königsberg durch die öden westpreußischen Landschaften, dicht an der Tuchel'schen Haide vorbei, welche die ganze Nachbarschaft mit ihrer Trostlosigkeit anzustecken schien, durch Städte wie Konitz, Schlochau, Deutsch Krone und andere melancholische Nester, wo wir zum Theil ein Nachtquartier nehmen mußten, bis wir die Siebenhügelstadt am Pregel begrüßten. Lange war auch hier unseres Bleibens nicht. Anfangs schien es, als würden wir hier unsere Zelte aufschlagen; ich mußte schon an den Besuch des dortigen Gymnasiums denken, und der tüchtige Philologe Karl Lehrs prüfte mich für das Friedrichscollegium im Griechischen; ich übersetzte einige Seiten aus der Odyssee und bestand die Prüfung ganz gut. Inzwischen hatte mein Vater, der sich auf das Land hinaussehnte, als echter Abkömmling der Salzburger Culturträger und Kulmischen Gutsbesitzer, sich ein kleines Gut in der Nähe von Rastenburg gekauft, und so siedelten wir alsbald in die ostpreußische Kreisstadt über, die ja auch ein Gymnasium besaß.

* * *

Welch' ein Gegensatz gegen das glänzende Panorama von Mainz mit dem breiten, prächtigen Rheinstrom, über den die Dampfer zogen an der langen Reihe der Schiffsmühlen vorbei, mit den duftigen Bergen des Taunus und der lockenden Perspective des Rheingaus — dies bescheidene, stille Landstädtchen zwischen seinen einfachen Getreidehügeln, ohne den krystallenen Reiz von Strom oder Fluß, mit keiner anderen Perspective als derjenigen, welche die schläfrige Pappelallee nach Bartenstein gewährt.

Bekanntlich sind es die besten Frauen, von denen man am wenigsten spricht — und so sind wohl auch die Städte am glücklichsten, die auf keinen Weltruhm Anspruch machen. Unberühmter als Rastenburg kann beim besten Willen kein Städtchen sein. Nicht einmal eine heilige Linde und einen großen Jahrmarkt hat es aufzuweisen, wie das benachbarte kleine Rössel, das im südlichen, katholischen Ermland gelegen ist; keine weltgeschichtliche Schlacht ist hier geschlagen worden, wie bei den kleinen ostpreußischen Städten Pr. Eylau und Friedland, auf deren Feldern der Geist des Schlachtenkaisers seine nächtliche Heerschau hält und wo man im Schneesturm noch die Gespenster der Russen und Franzosen in flockigen Wirbeln kreisen sieht; nicht einmal ein kleines Vorposten- oder Arrièregardengefecht knüpft sich an den Namen Rastenburg. Eine Stadt, die keine Bluttaufe erhalten hat, ist für die Unsterblichkeit verloren. Vielleicht würden die alten Ordensritter, die hier eine Burg gegründet hatten zur Unterwerfung der Preußen und zum Schutz gegen die feindlichen Polen, bessere Auskunft geben und von diesem Fleckchen Erde die Schmach abwenden können, daß hier gar kein rühmliches Blut in der männermordenden Feldschlacht vergossen worden ist. Doch die alten Ordensritter schlafen mit ihren Chroniken, und wer blättert nach Scharmützeln und Gefechten in einer Zeit, in welcher man über Schlachten mit einigen tausend Todten gleichgiltig vorüber geht? Auch keine Fabrikschornsteine ragten über das hügelansteigende Städtchen. Ostpreußen ist keine industrielle Provinz und wird niemals einen Bebel oder Liebknecht in den Reichstag wählen. Nichts als Felder um Rastenburg — man baut Weizen, wo es geht, Roggen, Gerste Kartoffeln, durchaus aber keine merkwürdigen Futterkräuter oder sonstige Producte landwirthschaftlicher Versuchsstationen, alles Ueberraschende wird grundsätzlich vermieden. Wohl aber sieht es auf den Wochenmärkten ganz masurisch aus. Masuren ist für Ostpreußen, was die sogenannte Wasserpolakei für Schlesien ist, ein Land mit etwas verdünntem Polenthum, dessen Eigenschaften aber gerade wie bei den homöopathischen Arzeneien durch die Verdünnung um so wirksamer hervortreten. Man braucht in Rastenburg nicht weit südwärts zu pilgern, um in das steinige Arabien zu gelangen, wo es Nichts giebt als Wasser, Steine und Wälder, Alles so unmalerisch wie möglich gruppirt. Der polnische Faust Twardowski, der bekanntlich zwischen Himmel und Erde in der Luft schwebt, weil er gerade auf dem Wege zur Hölle durch ein geistliches Lied die Macht des Teufels brach, würde aus Langeweile und Verzweiflung das Gleichgewicht verlieren und in einen der riesigen Wassertümpel Masurens herabfallen, wenn er verurtheilt würde, fortwährend auf diese reizlose Naturwildniß herabzublicken.

Eine geistige Leuchte in diesem Masuren ist das Rastenburger Gymnasium, in der That eine tüchtige Bildungsanstalt, die im Juni 1896 das Jubiläum ihres 350jährigen Bestehens feierte und dabei das Recht erhielt, sich Herzog-Albert-Gymnasium zu nennen. Mein damaliger Director

Heinicke war ein sehr milder, wohlwollender Herr. Ich konnte dort allerdings nur in die Secunda aufgenommen werden, denn ich war ja in Mainz auch nur in der Secunda gewesen. Nur war dort ein einjähriger Cursus für die Prima festgesetzt, hier aber mußte man zwei Jahre in der obersten Klasse sitzen; ich wurde indeß ganz ausnahmsweise später mit anderthalb Jahren aus der Prima entlassen. Heinicke lehrte Kant'sche Philosophie, so daß wir wenigstens mit einiger Kenntniß der Kategorien und des kategorischen Imperativs auf die Hochschule kamen. Außerdem weihte er uns als Lehrer des Griechischen in die Schönheiten des Sophokles ein. Wir lasen die Antigone, und ich übersetzte dieselbe, wie es Schiller mit der Iphigenie in Aulis des Euripides gethan, in deutsche Verse und zwar die Chöre in gereimte Verse. Das Manuscript überreichte ich dem Director, der sich anerkennend darüber aussprach, doch habe ich es nicht wiedergesehen; es war bei meinem Abgang nach Königsberg nicht gleich aufzufinden. In die deutsche Litteraturgeschichte weihte uns Herr Klausen ein, der den Gervinus dabei zu Grunde legte und durch lebendigen Vortrag uns für die Dichter der Vergangenheit interessirte. Obschon ein Poet, war ich doch auch kein schlechter Mathematiker und trat sogar in die mathematische Selecta ein, wo uns Herr Klopsch mit Feuereifer die Integral- und Differentialrechnung beibrachte, die mir größere Theilnahme einflößte, als die andere Schulmathematik. Mit meinen Mitschülern, von denen kein einziger mir näher trat, stand ich auf bestem Fuße, mit einigen machte ich die griechischen Exercitien zusammen, die Uebersetzungen aus dem Deutschen in's Griechische, die für mich eine sehr harte Nuß waren, da das richtige Anbringen der Accente große Schwierigkeiten bot; Einigen gab ich Unterricht im Englischen gegen ein mäßiges Honorar, das meinem schmächtigen Taschengeld sehr zu statten kam. Mit Anderen las ich die „stillen Lieder" von Karl Beck und die Lenau'schen Gedichte, für welche auch einige junge Schönen der Kreisstadt schwärmten. Dann suchte ich einen Genossen für weite Tagesmärsche. So ging ich an einem Tage über Rössel nach Heilsberg, an einem anderen nach Rhein: da waren in den Familien, die wir besuchten, auch junge Damen, und allerlei Gesellschaftsspiele in Gärten und Waldparcellen belohnten die tapferen Fußgänger. Bei einem Schulfreunde Schlick, dessen Eltern ein schönes Gut bei Rastenburg hatten, war ich auch bisweilen zum Besuch, und noch sind mir erinnerlich die Lachkrämpfe bei der Lectüre von Heines Harzreise im Park des Schlosses, und die Verzückungen, in die uns die Heine'sche Poesie versetzte. Meine Schularbeiten ließen mir noch Zeit zur Lectüre; ich vertiefte mich in Voigts „Geschichte Preußens", ein bändereiches Werk, das ich bis in die Nacht hinein studirte. Wie oft mußte ich mit der Lichtscheere die melancholischen Talglichter putzen, welche damals noch üblich waren. Und diese Geschichtsblätter begeisterten mich zu einem Trauerspiel: „Heinrich Monte, der Preußen Heerfürst", ja, ich ließ es sogar drucken, denn ich

hatte eine unbezwingliche Sehnsucht, berühmt zu werden. Erst viel später sollte ich einsehen, daß der Ruhm sich nicht so leicht erringen läßt, daß er oft der Arbeit eines ganzen Lebens spottet, daß es wohl Glückskinder giebt, deren Ruhm über Nacht aufschießt, wie ein Pilz nach dem Regen, daß aber solch ein Ruhm auch plötzlich wie ein Bovist wieder zerplatzt und zerstiebt. Noch weniger wußte ich damals in meiner Unschuld, daß der Ruhm sich künstlich erzeugen läßt und daß viele seiner Kränze, wie Schiller singt, auf der gemeinen Stirn entweiht werden. Vergebens bemühte sich der Director, mir die Schattenseiten einer so frühen Autorschaft wahrheitsgemäß auseinanderzusetzen; er suchte mir Furcht einzujagen vor der zerfleischenden Kritik. Trotzdem wurden Subscribenten gesammelt, zu denen die Offiziere in Mainz ein bedeutendes Contingent stellten. Herr Haberland, Inhaber einer Druckerei, einer Leihbibliothek und Verleger des Rastenburger Kreisblattes, half mich von meinem dramatischen Kindlein entbinden. Da lag es denn vor mir, auf echtem Kreisblattpapier in unmöglichem Format, das jeder buchhändlerischen Bezeichnung spottete. Wenn ich in dem kleinen Zimmer des Buchhändlers saß, neben den aufgehäuften Exemplaren, die eine in's Gewicht fallende Masse bildeten, kam ich mir wie ein Gnom vor, welcher seine Schätze zu hüten hatte, und wenn die frische, freundliche Gattin des Kreisblattverlegers sich durch diese Barricaden von Trauerspielen siegreich hindurchschlug, mochten auch immer einige „Heinrich Monte“ bei der Berührung mit ihrer Kleiderschleppe das Gleichgewicht verlieren, wenn sie mich mit gewohnter Liebenswürdigkeit anlächelte, so glaubte ich, irgend eine Muse des schönen Hellas schenke mir ihre Gunst, und der Strickstrumpf in ihrer Hand würde mir zum Lorbeerkranz. Das Drama selbst hatte nicht den großartigen Zug des „Cerigo“; es war im Ganzen correct entworfen, hatte einige schwunghafte Stellen, aber in den letzten Acten spielte die Heidenbekehrung eine zu große Rolle, und es verfiel bisweilen in den Stil der Missionspredigten. Das war die Schuld des Stoffes, der Dichter aber trug die Schuld einer gewissen Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks. Das Streben nach Erhabenheit artete bisweilen in Schwulst aus. Die Handlung des Stückes spielt im Jahre 1273. Die Preußen begannen wieder den Krieg gegen den deutschen Orden, dessen Marschall Konrad von Siegburg, ein milder Herr, ist. Die Führer der Preußen sind Heinrich Monte, der Natanger Heerfürst, und Glappo, der Heerführer der Warmier. Monte war eine Zeit lang als Gefangener in Deutschland und machte dort die Bekanntschaft des Grafen Günther von Regenstein und seiner Schwester Natalie, mit der ihn gegenseitige innige Neigung verbindet. Doch ist er seinen Heidengöttern treu geblieben. Glappo ist ein Wüstling, welcher die Geliebte eines jungen Preußen, Stenowe, in seine Gewalt zu bringen weiß, er hat diesem Stenowe früher einmal das Leben gerettet. Glappo, ein Tyrann, unchristlich in seiner Gesinnung und seinem ganzen Gebahren, ist aber mehr

Diplomat als Monte und geneigt, das Christenthum anzunehmen, weil er damit glaubt, dem Orden die Waffen für seine Eroberungsgelüste aus der Hand zu winden. Das sind die Voraussetzungen der Handlung. Im Verlauf derselben, nachdem der Krieg entbrannt ist, wird Monte genöthigt, es zuzulassen, daß sein gefangener Freund Graf Regenstein und auch seine Geliebte Natalie den Göttern geopfert werden; der feurige Comthur Hermann von Schöneberg liebte Natalie, ist Montes Nebenbuhler und hat schon im ersten Act auf den Zinnen des Klosters von Brandenburg mit ihr eine Scene, welche an den „Templer und die Jüdin" allzulebhaft erinnert. Von Hermanns Hand fällt Heinrich Monte am Schluß, nachdem er von der Priesterin Nomeda zum Christenthum bekehrt worden. Dies ist der am meisten romantische Einschlag im Gewebe der Handlung, bei welcher mir wohl die Zacharias Werner'schen Dichtungen „Das Kreuz an der Ostsee" und die „Söhne des Thales" vorschwebten. Nomeda hat eine geheimnißvolle Vergangenheit; sie war einmal das Opfer von Glappos Gelüsten, gegen den sie den jungen Stenowe zur Rache aufreizt; er überliefert Glappo den Feinden. Nomeda ist Heidenpriesterin, aber im Herzen Christin, denn auch sie ist in christlichen Ländern gewesen und dort getauft worden, doch sie stieß das Christenthum von sich,

„Weil es die Kraft des wilden Busens bändigt,
Der freien Rache in die Zügel fällt.
Und dennoch lispelt es durch meine Haine
Im abendrothen Schimmer, wenn der Geist
Lind träumend an den bunten Wolken hängt,
Wenn die Natur mit den zusammengefalteten
Sturmfitt'chen an der Brust der Ruhe schläft.
Doch wenn die Nacht mit jähem Blitzgewölk
Des Himmels Stirn umringelt,
Dann steh' ich auf umschäumten Uferfelsen,
Die freie Herrscherin des Vaterlands,
Als Rachefürstin, Heidenpriesterin."

Nomeda ist eine Gestalt, wie sie die Romantiker lieben, mystisch, unklar, voll innern Zwiespalts, doch in ihrer Empfindung schwankend und ohne dramatische Logik in ihrer Handlungsweise. Vorzugsweise in ihren Reden stört oft Bombast und falsche Getragenheit, während in den patriotischen Ergüssen Montes oft der edle, klare Schwung der Schiller'schen Schule herrscht:

„Unsre Eichen stehen
Noch unverwittert, stehn noch ungefällt,
Des Landes Zierden und des Himmels Stützen.
Noch singt der Sturm den wohlbekannten Sang,
Noch rauscht das Meer die heimatlichen Klänge,
Und wie es weit um uns're Küsten wogt
Und sie umfängt mit treuen Mutterarmen,
So wächst die Freiheit aus dem Bund empor
Und sinkt nur mit der Erde."

Neben den Idealgestalten Monte und Romeda sind indeß andere dramatische Charaktere nicht ohne Mark und Humor gezeichnet, so der wüste Glappo, die einzelnen Ordensritter und vor Allem der Humorist des Schauspiels, der wohlbeleibte Ritter Günther von Regenstein, der sich meist in shakespearesirender Prosa ausspricht. Gefangen, denkt er seiner armen Schwester und beklagt sein Loos:

„Wetter, wann hätte der dicke Günther jemals geglaubt, daß er seine Flüche in solche Jeremiaslieder würde übersetzen müssen! — Blitz! — Wenn ich sonst einen hageren Mönch Fürsprache mit dem Tode halten sah, oder wenn Einer mich selbst daran mahnte, dann lachte ich ihm in's Gesicht und pustete meine kugelrunden Backen auf! Und jetzt steh' ich an der Schwelle des Todes, und der Tod sagt zu mir: Mein lieber Günther, Dein Leben war eine beständige Prügelei!

Ein Heide: Laßt Euer Geschwätze!

Regenstein: Wetter, noch 'mal, Heide, halt' Dein Maul! Jetzt bin ich wieder Günther Regenstein! Sobald Etwas meinen Willen kreuzt, da hebe ich mich noch vom Sarg empor und werde Lazarus. Dieser heidnische Stockknecht erfrecht sich, einem christlichen Ritter in's Wort zu fallen, wie man einem steifen Miethsgaul, der ausreißt, in die Zügel fällt! — Wie, was? Hüte Dich vor meinem Zorne! Jener Ulrich von Magdeburg schlug mit einem Mastbaume fünfzig Preußen nieder. Das kann ich auch und will dabei lächeln, wie ein Wiegenkindlein."

Die zerfleischende Kritik blieb nicht aus. Director Heinicke hatte richtig prophezeit. Der Königsberger „Freimüthige", von einem ehemaligen Danziger Oberlehrer Pflug redigirt, ein antiliberales Blatt, welches mit großer Hartnäckigkeit Jahre lang die Bestrebungen der ostpreußischen Opposition verhöhnte, beschäftigte sich mit dem Heinrich Monte, warf allerlei satirische Streiflichter auf das Werk, besonders auf die erfolgreiche und rasche Heidenbekehrung — worin der Kritiker offenbar Recht hatte. Nur die eine Stelle hatte etwas Tröstreiches, „ganz ohne Talent ist der Verfasser nicht!" Die Kritik ging von Hand zu Hand, von Bank zu Bank in der Prima; immerhin war es ein Ereigniß, daß ein Primaner nicht blos von seinen Lehrern kritisirt wurde, sondern eine Kritik in Zeitungsblättern erfuhr. Ich selbst sollte in meiner späteren litterarischen Thätigkeit noch viele hundert zerfleischende Kritiken erleben; keine aber habe ich indeß auswendig gelernt wie jene erste; die anderen wurden bald wieder vergessen, nachdem ich sie durchgelesen hatte, und so oft ich auch todtgeschlagen worden, ich freute mich immer wieder meines Lebens. Aus dem „Freimüthigen" erfuhren wir auch von dem Umschwung der Dinge, der sich draußen in der Welt vollzogen hatte, von der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms IV., von der Huldigung der Stände und dem Verlangen derselben nach Reichsständen. Die Persönlichkeit des geistreichen Monarchen machte viel von sich reden; er besaß nicht nur eine zündende Beredsamkeit, sondern auch einen schlagenden Witz — und das hatte ihm viele begeisterte Anhänger verschafft. Einer derselben war Schulrath Lucas, der im Herbst 1841 bei unserem Abiturientenexamen präsidirte, bei dem ich auch das Zeugniß der Reife erhielt. Schulrath Lucas hatte kurz vorher in der

Marienburg an der Nogat, dem alten Ordenssitz, dessen Restitution der König in künstlerischem Sinne leitete, ein Hoch auf den neuen Herrscher ausgebracht: wir sahen diesen Neuromantiker nun vor uns, ein Bändchen aus dem Befreiungskriege im Knopfloch, frisch und fromm zugleich, beweglich, vielseitig und aller Pedanterie fremd. Mit großer Liebenswürdigkeit half er uns über die Klippen des Examens hinweg und lud diejenigen, welche am besten bestanden hatten, darunter auch mich, in sein Haus in Königsberg ein*).

Ein Gefühl seliger Freiheit ergriff mich nach überstandenem Examen, vor mir lag eine Zukunft, mit der ich zunächst noch Nichts anzufangen wußte, die mir überhaupt nur in dämmernden Umrissen vor Augen stand.

---

*) Daß ich nicht zu den Genies gehörte, sondern zu den guten Schülern, von denen man im Allgemeinen für das spätere Leben geringe Erwartungen hegt, mag mein beifolgendes Zeugniß der Reife beweisen:

I. Sittliche Aufführung gegen Mitschüler, gegen Vorgesetzte und im Allgemeinen — musterhaft.

II. Anlagen und Fleiß: — Hat seine recht guten Anlagen durch einen wahrhaft wissenschaftlichen Eifer ausgebildet.

III. Kenntnisse und Fertigkeiten:

I. Sprachen: In der deutschen: G. hat eine vollständige Uebersicht über die älteren Perioden der deutschen Litteratur, ist mit den Schriftwerken seit Opitz durch Lectüre und Studium vertraut und besitzt die rühmlichsten Kenntnisse in der neuesten Litteratur. Er hat sich auch als Dichter versucht, und seine lyrischen Productionen verdienen Anerkennung, wie er als Verfasser eines dramatischen Gedichts dichterische Begabung dargelegt hat. Seine Aufsätze zeugen von einem seltenen Grade geistiger Durchbildung, und er versteht es, seinen Gedanken eine lichtvolle und sprechende Gestaltung zu geben. Im Lateinischen sind G.s Leistungen ausgezeichnet. Er besitzt nicht nur Redefertigkeit, sondern schreibt auch einen Aufsatz mit wohlverarbeitetem Stoffe und leicht hinfließender Latinität gleich in's Reine. Im Griechischen ist G. im Stande, mit Leichtigkeit den Homer, Xenophon, Herodot und die leichteren Dialoge Platos auch ohne Hilfe des Lexikons in's Deutsche zu übersetzen. Auch hat er sich hinreichende Kenntnisse in den Formen und der Syntax erworben. Im Französischen sind seine Kenntnisse befriedigend. Wissenschaften. In der Religionslehre hat er sich eine deutliche und wohlbegründete Kenntniß der christlichen Glaubens- und Sittenlehre und eine allgemeine Uebersicht der Geschichte der christlichen Religion erworben. In der Mathematik hat er sich durch regen Fleiß gründliche Kenntnisse angeeignet und in seinen Leistungen überall Reife des Urtheils gezeigt. In den Anfangsgründen der Differentialrechnung besitzt er hinreichende Kenntnisse. In der Physik sind sie ebenfalls befriedigend. Dem Studium der Geschichte hat er sich mit regem Eifer gewidmet und sich in allen Theilen derselben gründliche Kenntnisse erworben; auch in der Geographie sind dieselben genügend. In der Propädeutik zur Philosophie hat er den gegebenen logischen und psychologischen Stoff nicht blos gut aufgefaßt und zu einem deutlichen Bewußtsein gebracht, sondern ihn auch zu einem selbstständigen Denken benutzt. In der Naturgeschichte sind seine Kenntnisse befriedigend. Fertigkeiten: G. hat hier nicht Gelegenheit gehabt, sich im Zeichnen und Gesang weiter fortzubilden. Die unterzeichnete Prüfungscommission hat ihm demnach, da er jetzt das hiesige Gymnasium verläßt, um Rechtswissenschaft zu studiren, das Zeugniß der Reife ertheilt und entläßt ihn unter den besten Hoffnungen und Wünschen. Rastenburg, den 16. October 1841. Königliche Prüfungscommission.

Das gleiche Gefühl einer so tiefgreifenden Alles umwälzenden Aenderung hatte ich aber bei keiner späteren Wendung in meinem Leben.

Mein Vater hatte inzwischen sein Gut verkauft, das ihm nur Gelegenheit gegeben, seine stets rege Baulust zu befriedigen, indem er ein neues Wohnhaus und eine neue Scheune anbaute, während das Gütchen wohl in anderer Hinsicht nicht seinen Erwartungen entsprach. Wie oft bin ich durch die leichte Thalsenkung auf dem Feldpfad den Hügel hinausgewandert, wo die Besitzung lag, habe mich am Fortgang der Bauten erfreut und an der schlichten, aber anmuthigen Aussicht auf die Kreisstadt und die umgebenden Felder und Wälder. Mein Vater war mit der anderen Familie nach Königsberg vorausgereist, wo er jetzt seinen Wohnsitz aufschlug, um mich, den jungen Studenten, bei sich im Hause zu behalten. Ich folgte bald, nachdem ich mich noch vorher in aller Eile in die hübsche Tochter des Kreischirurgen verliebt hatte, der mir in seinem Hause ein Asyl geboten. Sie hat nie Etwas davon erfahren, so platonisch war diese Liebe, und doch war sie bei mir selbst zum ersten Male stark mit sinnlichen Regungen untermischt. In meinen Träumen lag sie in meinen Armen, — ein Glück, das bisher noch keine sterbliche, auf Erden wandelnde Schönheit genossen.

Bald trug mich über das rumpelnde Straßenpflaster und die endlose Chaussee die gelbe Postkutsche der Pregelstadt und einer Zukunft entgegen, die mit glänzenden Möglichkeiten meine Phantasie berauschte.

Bernhard von Bülow.

Von

Sigmund Münz.

— Wien. —

Eigentlich sollte man diese Zeilen, die dem Staatssecretär des auswärtigen Amtes im Deutschen Reiche gelten, der am 3. Mai in sein fünfzigstes Lebensjahr tritt, mit den Worten der Odyssee einleiten: „Nenne mir, Muse, den viel umhergetriebenen Mann."

Er hat mancher Herren Länder gesehen und hat, um von der Intensität seines Wirkens vorläufig zu schweigen, ein ungewöhnlich extensives Dasein hinter sich. Man muß einen guten Theil der Karte Europas absuchen, um den Stationen seines Lebens, den Spuren seines Bildungsganges, seiner staatsmännischen Laufbahn zu folgen. Fast möchte man fragen: Wo ist er nicht gewesen? Um einigermaßen richtig zu antworten: In England. Nicht als ob sein Fuß nie das dreieinige Königreich betreten hätte, nicht als ob seiner Zunge das englische Idiom unvertraut wäre — doch ist England jenes Gesellschafts-, Cultur- und Staats-Milieu, mit welchem er am wenigsten in continuirlicher Fühlung stand. Dagegen schöpfte er die vaterländische deutsche Bildung aus ihren mannigfachen Quellen, daneben die romanische aus zwei Hauptströmen, dem französischen und dem italienischen, und machte überdies in dem großmächtigen Staate der Gegenwart und der Zukunft, Rußland, reiche Erfahrungen.

Wie deutsch auch der Name Bülow ist, so hat er doch durch die verschiedenen Staaten und Länder, in denen sich die Träger desselben auszeichneten, kosmopolitischen Klang. Die Familie von Bülow, die zu den ältesten deutschen Adelsgeschlechtern gehört, hat Preußen, Sachsen, Hannover, Dänemark und Schweden, hat Oesterreich, Polen und Rußland Generale und Minister gegeben. — Die Bülows führen uns zunächst nach Mecklenburg. Sie sind ein weit verzweigtes Haus, das sich bis in das zwölfte Jahr-

hundert zurückverfolgen läßt. Sowohl in Mecklenburg-Strelitz wie in Mecklenburg-Schwerin hatten sie die höchsten Aemter inne. In früheren Decennien, auch im vorigen Jahrhundert, griffen sie namentlich in die Geschichte Dänemarks ein, so wie sie später über Frankfurt a. M. ihren Weg nach Berlin fanden und sich dem deutschen Reiche nützlich machten.

Kaum ein zweiter Name taucht im Laufe unseres Jahrhunderts im auswärtigen Amte in Berlin so oft auf wie der Name Bülow. Das Amt, das heute Bernhard von Bülow inne hat, war 1873—1879 in den Händen seines Vaters Bernhard Ernst, und früher war es Heinrich Freiherr von Bülow, ein Großonkel des gegenwärtigen Staatssecretärs und Schwiegersohn Wilhelm von Humboldts, der 1842—1845 die äußere Politik Preußens leitete.

Ein Wort über Bernhard von Bülows Vater und Großvater. Sein Vater Bernhard Ernst, dem Zweige Wedendorf-Camin-Düssiner des Geschlechts derer von Bülow angehörig, war 1815 zu Cismar in Holstein geboren. Dessen Vater Adolf von Bülow, geboren 1787 zu Schwerin, war früh nach Dänemark verschlagen worden. Er hatte sich hier des Schutzes des leitenden Staatsmannes Grafen Bernstorff zu erfreuen. Nachdem er eine vornehme Dame, die Gräfin Susanne von Baudissin, die einzige Tochter des Grafen Karl Baudissin auf Rantzau, dänischen Generallieutenants und Gouverneurs von Kopenhagen, zur Frau genommen, amtirte er in der dänischen Hauptstadt: zuerst in der deutschen Kanzlei, dann als Assessor im Finanzministerium, dessen Chef Graf Schimmelmann ihm besonderes Vertrauen entgegenbrachte. Da Bülow von schwacher Gesundheit war, wünschte er eine ruhigere Stellung, und so erhielt er 1813 das Amt Cismar im östlichen Holstein. Kaum 29 Jahre alt, starb er daselbst im December 1816 als dänischer Kammerherr und Ritter des Ordens Danebrog.

Dem Sohne Bernhard Ernst war ein ungleich längeres Leben, eine ungleich ehrenreichere Laufbahn beschieden. Nachdem er seinen Studien in Berlin, Göttingen und Kiel obgelegen, trat auch er 1839 in den dänischen Staatsdienst. Er amtirte zunächst in Kopenhagen in der schleswig-holstein-lauenburg'schen Kanzlei, dann im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. 1842 wurde er Legationsrath, 1847 Geschäftsträger bei den Hansestädten und Kammerherr. 1848 heirathete er in Hamburg Fräulein Louise Victorine Rücker, die älteste Tochter des verstorbenen Consuls Johann Wilhelm Rücker auf Perdoël und dessen Gemahlin, geborenen Jenisch. Bald ward er Vertreter Dänemarks in Sachen von Holstein und Lauenburg beim Frankfurter Bundestag und bei den Dresdner Conferenzen, und als diese 1851 beendigt waren, dänischer Bundestagsgesandter. In dieser Würde kam er zum ersten Mal in die Nähe Bismarcks, den Preußen zum Bundestage entsandt hatte. Bismarck gewann Bülow vom ersten Tage an lieb und blieb ihm treu bis zu dessen Tode.

Nur wenige Mitglieder des Bundestags, und wären es auch die Bevollmächtigten der größeren Staaten, imponirten dem durchdringenden Verstande des Mitgliedes aus Preußen so sehr, wie der Mann aus Dänemark. Man lese das vertrauliche Privatschreiben vom 30. Mai 1853, in welchem Bismarck dem Minister Manteuffel seine Frankfurter Collegen schildert. Da heißt es: „Herr von Bülow, der Vertreter Dänemarks, ist einer der gescheutesten Köpfe in der Versammlung, und ich bedauere, daß die Stellung des Staates, den er vertritt, ihm nicht gestattet, erheblicheren Antheil an den laufenden Geschäften zu nehmen. Die Haltung der österreichischen Politik entspricht natürlich den Wünschen des Cabinets von Kopenhagen mehr als die unsrige, indessen beobachtet Herr von Bülow in allen nicht dänischen Fragen eine parteilose Zurückhaltung, wie denn auch die meisten der zwischen Preußen und Oesterreich obwaltenden Streitfragen von einer Natur sind und aus einer Zeit stammen, daß Dänemark die Betheiligung daran principiell vermeidet, und die Abstimmungen des Herrn v. Bülow gewöhnlich nur neben einer stereotyp gewordenen Verwahrung der Rechte seines allergnädigsten Herrn die Erklärung enthalten, daß er noch ohne Instruction sei. Die Verhandlungen sowohl im Bunde, als in der Augustenburger Angelegenheit haben mir Gelegenheit gegeben, Herrn von Bülow als einen gewandten und einsichtsvollen Geschäftsmann kennen zu lernen, dem sowohl im officiellen, wie im Privatverkehr ein angemessenes und gefälliges Benehmen eigen ist."

Andere Collegen kommen in der Schilderung Bismarcks bei Weitem nicht so gut fort: etwa der Württemberger Reinhard, den er oberflächlich und verworren nennt, oder der Kurfürstliche, Herr von Trott, der lieber jage als arbeite, der Hesse Münch-Bellinghausen, dessen Antagonismus gegen Preußen durch seinen aufrichtigen Eifer für die katholische Kirche geschärft werde, oder der Sachse Herr von Nostitz, dem persönliche Interessen höher stehen als politische.

In den von Poschinger herausgegebenen „Documenten der königlich preußischen Bundestagsgesandtschaft" lesen wir von Gesprächen, die Herr von Bismarck im Juli 1857 mit dem Fürsten Gortschakoff und Herrn von Bülow über die dänische Frage hatte. Bismarck sah keine andere Möglichkeit für das Zusammenleben von Deutschen und Dänen innerhalb der dänischen Monarchie als darin, daß die Gesammtverfassung und mit ihr die Herrschaft der Demokratie fiele. Bismarck schreibt: „Herr von Bülow gab dies als mit seiner Privatansicht, vielleicht auch mit der einiger der dänischen Minister übereinstimmend im Allgemeinen zu, meinte aber, daß man der Regierung Zeit lassen müsse, um ein Programm der Art zur Reife und eine conservative Herrschaft zur Entwicklung zu bringen . . . Das Bemerkenswertheste in den Aeußerungen des Fürsten Gortschakoff war, daß der Schlüssel der Position in den Händen der Gräfin Danner liege, et si on s'assurait d'elle en lui assurant un avenir, so

bedürfe es gar keines Regierungswechsels, um mit dem jetzigen König alle wünschenswerthen Aenderungen durchzusetzen, ohne daß es zu Unruhen oder Einmischungen zu kommen brauche. Herr von Bülow begleitete diese Rede mit einem Kopfnicken, welches eine diplomatische Mitte zwischen Nachdenken und Beifall hielt."

Die freundschaftlichen Bande, die sich in Frankfurt a. M. zwischen Herrn von Bismarck und dem nur wenige Monate jüngeren Bülow geknüpft hatten, bewährten sich auch in der Folgezeit. Bismarck hat manches seiner Urtheile in späteren Jahren modificirt und nicht selten sogar desavouirt, hat Namen, die ihm einst lieb gewesen, aus dem Buche der Freundschaft gestrichen, Mitarbeiter und Gefährten über Bord geworfen, um die Staatsbarke flotter zu machen und ohne den Ballast sentimental-unpolitischer Pietät dahinzusegeln. Bernhard Ernst von Bülow jedoch war ihm immerdar ein willkommener Mitstreiter für die Größe Deutschlands, einer der willkommensten von Allen. Es fehlte ja nicht an Gelegenheit zu gemeinsamem Thun. Als Bülow 1862 als Staatsminister an die Spitze der Landesregierung von Mecklenburg-Strelitz trat, nahm er an den Verhandlungen zur Begründung des Norddeutschen Bundes nicht geringen Antheil, und diese Aufgabe führte ihn mit dem einstigen Frankfurter Collegen zusammen, dem nun die große Mission geworden, die deutschen Stämme zu einigen. Und vollends als Bülow 1868 als Gesandter der beiden Großherzogthümer Mecklenburg nach Berlin ging, durfte er im Bundesrathe dem von ihm bewunderten Staatsmanne in reicherem Maße jene Gefolgschaft angedeihen lassen, die er ihm in anderen Zeiten im Bundestage nicht nachhaltig genug hatte leisten können. Dem Reichstage jedoch, der zur Lösung der Verfassungsfrage in Mecklenburg drängte, mußte Bülow opponiren, und nicht ohne Erfolg.

Er war nicht nur ein pflichtgetreuer Beamter, sondern auch ein recht gewandter Redner, und in diesem Lichte zeigte er sich, als ihn Kaiser Wilhelm I. auf Empfehlung des Fürsten Bismarck 1873 zum Staatssecretär des auswärtigen Amtes im Deutschen Reiche mit dem Range eines preußischen Staatsministers ernannte. War er in dieser Stellung nicht gerade brillant, so doch tüchtig und auch von einiger diplomatischer Geschmeidigkeit. Er hatte sich dem Reichskanzler zu assimiliren gewußt. Mit diesem theilte er die Vorliebe für ein Zusammengehen mit Rußland. Im Ganzen machte er, da er gerade kein Mann brennenden Ehrgeizes war, nicht zu viel von sich sprechen. Nur einmal bemächtigte sich außer der Presse auch das Barreau seiner — um höheren Effect zu Gunsten eines vor den Schranken des Gerichtes Stehenden zu erzielen. Es war im Arnim-Proceß. Da schlug der Vertheidiger Munckel in seinem Plaidoyer für Arnim mit manchem Seitenhiebe auf Bülow, an dessen Amtsstil er sogar im Namen seines Clienten als an einem mehr dänischen als preußischen Kritik übte. Bülow hätte, hieß es in den Zeitungen, gegen Arnim

bei Bismarck gehetzt — eine Verdächtigung, die jedoch unbewiesen blieb. Sicherlich aber hatte Bülow als strenger Bureaukrat keinen Gefallen an den Methoden Arnims gefunden, die von der Heerstraße der deutschen Beamtendisciplin abwichen. — Es gab auch Leute, welche Bülow als eine conservativ kleinstaatliche Natur, als einen Mann älteren Schnittes hinstellten. Sein behäbiges Aeußere ließ auf Jovialität und Phlegma schließen. Oesterreicher, die ihn gesehen, versichern, daß er einige Aehnlichkeit mit dem Wiener Parlamentarier Mühlfeld hatte. Wenn nun zwei Größen, einer dritten gleich, unter einander gleich sind, so müßten, da Mühlfeld Napoleon I. in einem solchen Grade ähnelte, daß er vielfach für dessen natürlichen Sohn gehalten wurde, auch Bülows Züge an die des großen Corsen erinnert haben, der, wie männiglich bekannt, zwar zeitweilig jovial, doch nie phlegmatisch war.

Jedenfalls könnte man, wenn man mit Bülow dem Vater Bülow den Sohn, den gegenwärtigen Staatssecretär, vergliche, keineswegs sagen:

„Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben.“

Vielmehr hat sich der Spiritus des Vaters in dem Sohne zu höherer Vergeistigung destillirt, und von Phlegma ist Nichts bei dem Manne zu entdecken, dessen feine Empfindung auf Alles reagirt, was die Zeit bewegt, dessen Nerven mit Allem vibriren, was um ihn her vorgeht.

Als Bülow, der Vater, am 20. October 1879, auf einer Erholungsfahrt nach Italien begriffen, in Frankfurt a. M. infolge eines Schlaganfalls aus dem Leben schied, ließ er in seinem Aeltesten Bernhard, der damals dreißig Jahre zählte, einen Sohn zurück, von dem alle Welt ahnen konnte, daß er die eben dahingestorbene Species des Genus Bülow zu weiterer Vollendung bringen würde. Indem er die Pflichttreue, Beamtentüchtigkeit und gediegene Sicherheit seines Vaters erbte, pfropfte er auf diesen festen mecklenburgischen Stamm noch das Reis westeuropäischer Versatilität und europäischer Universalität.

Dem Zuge seiner Väter getreu, durchmaß Bernhard von Bülow frühzeitig die Welt mit dem Wanderstabe. Mehr allerdings im Sonnenscheine als im Sturm fuhr er in manchen fremden Hafen ein, ehe er das Auswärtige Amt in Berlin bezog, das ihm von seinem Vater her so wohl vertraut ist. Hier hat nun der Sohn trotz kurzen Weilens bereits staatsmännische Lorbeeren geerntet. Zu diesen gesellen sich die des Redners, die der Staatssecretär des Aeußern im Reichstage pflückte, in welchem er maßvoll, tactvoll, als feingebildeter, liebenswürdiger und humorvoller Weltmann auftritt.

Bernhard von Bülow, geboren am 3. Mai 1849 zu Klein-Flottbeck, einem Dorfe im Kreise Pinneberg in Holstein, fünf Kilometer von Altona, verlebte einen Theil seiner Jugend auf diesem an der Elbe gelegenen Landsitze, den heute die Linie Altona-Blankenese-Wedel der preußischen Staats-

bahn berührt und wohin der schönen Lage wegen die Hamburger und Altonaer gern ihre Ausflüge machen. Dann finden wir ihn in Frankfurt a. M., wohin er durch die Thätigkeit seines Vaters geführt ward, der dort 1851 bis 1862 lebte. Bülow besuchte zuerst das Frankfurter Gymnasium, dann, als sein Vater als Staatsminister nach Mecklenburg-Strelitz übersiedelte, das in Neu-Strelitz. Von da kam er an das königliche Pädagogium zu Halle a. d. Saale, und hier an diesem altpreußischen Gymnasium legte er 1867 das Abiturientenexamen ab.

Er hatte sich also in der Jugend in Nord- und Süddeutschland, an der Ostsee und am Main umgesehen. Seine ersten Eindrücke schon hatten ihn von der Scholle emancipirt, ihn weit über die particulären Grenzpfähle getragen. Die Universität absolvirte er in Leipzig und Berlin. Doch auch an der Lausanner Akademie studirte er.

Bald ging es aus der Studirstube in's Leben. Der Krieg mit Frankreich war ausgebrochen, und Bülow trat in das Königshusaren-Regiment, das in Bonn in Garnison stand. In diesem machte er den Feldzug von der Pike auf mit. Er wurde im Laufe der Campagne zum Offizier befördert.

Dem Wunsche seines Vaters folgend, vertauschte er 1872 den Waffenrock mit der Toga. In den Justizdienst aufgenommen, legte er in Greifswald die Referendarsprüfung ab, arbeitete dann beim Landgericht und dem Regierungspräsidium in Metz.

Im Jahre 1874 betrat er, als sein Vater Staatssecretär des Auswärtigen war, die diplomatische Laufbahn. Seine erste Station war Rom, wo er dem deutschen Botschafter am Quirinal, Robert von Keudell, als Attaché zugetheilt wurde. Bülows Chef war ein Vertrauter Bismarcks, und Gregorovius sagt in seinen römischen Tagebüchern von diesem seinem ostpreußischen Landsmanne: „Ein moralisch und physisch kerngesunder Mann, klar und von vorwiegender Verständigkeit; der weichere Kern des Gemüths, verschlossen fest, in einer harten Schale . . . Der Ostpreuße ist die reinste und beste Prosanatur Deutschlands.“ Damals wie heute — nach mehr als zwanzig Jahren — war Marchese Visconti-Venosta Minister des Aeußern, und Italien hatte, nachdem es von Frankreich abgeschwenkt, unter dem Cabinet Minghetti freundschaftliche Beziehungen zu Deutschland angeknüpft. War ja König Victor Emanuel mit seinen beiden Ministern Minghetti und Visconti-Venosta zum Besuche des deutschen Kaisers Wilhelm I. in Berlin gewesen, und dieser hatte, begleitet von dem Feldmarschall Grafen Moltke, den Besuch in Mailand erwidert. Es war also eine Deutschland sehr freundliche Stimmung, die der junge Attaché in Rom antraf. — Er lebte hier nicht als ein ausschließlich dem Handwerke oder dem Amüsement huldigender Diplomat, sondern es zog ihn auch zum Schönen und zur Kunst. Rom war ihm eine Nährmutter des Geistes, und er lebte in dieser Stadt auch in jenem höheren Sinne, in welchem andere deutsche Diplomaten,

15*

wie etwa der Vater seiner Großtante Gabriele von Bülow, Wilhelm von Humboldt, oder Niebuhr in den ersten Decennien des Jahrhunderts hier gelebt. Dieser Hang zum Geistigen ist in der Familie der Bülows atavistisch. Aus diesem Hause ist ja auch der Novellist Eduard von Bülow, der Nacheiferer Tiecks, dann der große Pianist Hans von Bülow hervorgegangen. In jüngster Zeit verschaffen sich die Romane der Freiin Frieda von Bülow Geltung, deren letzter „Anna Stern" noch unaufgeschnitten auf unserem Büchertisch liegt, und wir mögen wohl in der Verfasserin gleichfalls ein Mitglied des weitverzweigten mecklenburgischen Geschlechts vermuthen. — Bernhard v. Bülow hängt aber auch, wie bereits erwähnt, verwandtschaftlich mit dem Grafengeschlechte der Baudissins zusammen, in welchem die Litteratur gleichfalls von lange her ihre Heimstätte hat. Sein Großonkel war der als Shakespeare und Molière-Uebersetzer bekannte Diplomat Graf Wolf von Baudissin, der erst 1878 hochbetagt in Dresden starb.

So hatte Bernhard von Bülow, gleichsam durch die litterarischen und künstlerischen Traditionen seiner Familie für die Vergangenheit und Größe Roms vorbereitet, seine Diplomatenjahre am Tiber angetreten. Auch Herr von Keudell stand mit der Kunst auf vertrautestem Fuße, war ein ausgezeichneter Pianist, und in seiner Zeit hatte sozusagen die Muse Polyhymnia oder Frau Musica ihren Sitz im Palazzo Caffarelli am Capitol aufgeschlagen. Die Cordialität der Machthaber Roms mit denen Berlins, das herzliche Verhältniß, das der deutsche Botschafter zur Musik unterhielt — es war eine Atmosphäre, in welcher sich der junge Diplomat wohlfühlen mußte. Er war kein Lion of society, kein Stutzer, tiré à quatre épingles. Schon damals zeichnete ihn stiller Ernst aus. Das Vorbild, das ihm sein an der Seite des Fürsten Bismarck mitten in großen Arbeiten an dem staatlichen Ausbau des jungen Deutschen Reiches unmittelbar betheiligter Vater gab, mußte ihm selbst in der Richtung eines gediegenen Programms förderlich sein. Er konnte überdies in Rom die hervorragendsten Menschen der Welt treffen, die ihn anregten. Italien selbst stellte ein Contingent nicht gewöhnlicher Männer auf dem Gebiete der Politik. Allen voran Marco Minghetti, damals Ministerpräsident, ein fast englischer Typus unter den Staatsmännern Italiens, ein Redner von edlem Pathos, ein mit den Grundsätzen moderner Volkswirthschaft vertrauter Denker. Bülow sah Minghettis Haus, besuchte auch den in den Nachmittagsstunden des Sonntags reich belebten Salon der geistvollen Donna Laura Minghetti, mit deren Tochter er sich später vermählen sollte.

Er mußte jedoch Rom verlassen, um als dritter Botschaftssecretär nach St. Petersburg überzusiedeln. Hier trat er dem greisen Fürsten Gortschakoff näher. Dieser wird ihm schon in der Knabenzeit in Frankfurt a. M. zu Gesichte gekommen sein.

Nach St. Petersburg war es dann Wien, wo Bülow als zweiter Botschaftssecretär fungirte. Damals war Graf Julius Andrassy Minister

des Aeußeren in Oesterreich-Ungarn, und der kluge Magyare hatte im Interesse der Wohlfahrt der Monarchie längst die Allianz mit Deutschland abgeschlossen.

An der Newa und an der Donau hatte sich Bülow einen Einblick in die orientalische Frage oder vielmehr in den Complex der orientalischen Fragen verschafft. So wurde er 1877 an einen Hof entsendet, der naturgemäß in vorderster Reihe steht, so oft der Türkei eine Erschütterung droht. Wir sehen Bülow während des russisch-türkischen Krieges als Geschäftsträger in Athen. Auch hier lebte er, wie in Rom, nicht als gewöhnlicher, nur Geschäften und Vergnügungen nachgehender Diplomat, sondern mit ganzer Seele genoß er das Alterthum, die Welt Platos und Sophokles'. War es auch eine bewegte Zeit, in welcher man aus der Ferne die russischen Geschütze hörte und schon glaubte, das Bersten der Mauern des osmanischen Riesenreiches zu vernehmen, so wußte sich doch der junge deutsche Diplomat mit seinen träumerischen Neigungen zuweilen nach dem Kolonos-Hügel zu flüchten, wo unter dem Laubdach der Waldschlucht „flötend die Nachtigall klaget", der Geist des Oedipus und der Antigone webt und die Gebeine des deutschen Hellenen Otfried Müller „unter bläulich belaubtem Oelbaum" modern.

Als der Krieg beendigt war, sagte Bülow Pallas Athene Lebewohl; denn ein neuer Auftrag wartete seiner. Er ward dem Secretariat des Berliner Congresses zugetheilt. Es galt, aus dem türkischen Reiche Riemen für ländergierige Mächte zu schneiden. Eine glänzende Versammlung von Diplomaten tagte an der Spree. Einige von ihnen sind noch am Leben: der Herr und Meister Aller, Fürst Bismarck, dann der gegenwärtige Reichskanzler Fürst Hohenlohe, Lord Salisbury, der Botschafter Herr von Radowitz, Graf Herbert Bismarck. An jener Staatstafel saß auch Bülows Vater, der Leiter des Auswärtigen Ernst von Bülow, die rechte Hand des Reichskanzlers. Wir sehen ihn auf dem berühmten Congreßbilde Anton von Werners, eine wohlbeleibte Gestalt, sitzend zwischen Salisbury und Lord Odo Russell, welche stehen. Bülow, der Sohn, konnte damals die Stars der europäischen Diplomatie schauen, die ersten Geigen des europäischen Concerts hören. Da durfte er auch wieder die untergehende Sonne von der Newa, den Fürsten Gortschakoff, und mit ihr die Planeten Schuwaloff und Oubril, begrüßen, da den alten gichtbrüchigen Lord Beaconsfield auf seinen Stock gestützt sehen — es loderte in ihm noch die glimmende Asche von den einstigen poetischen Gluthen Disraelis. Hier trat auch in goldgeschnürter Honved-Uniform Graf Andrassy auf.

Der Congreß war vorüber, und Bülow ging noch im selben Jahre, 1878, nach Paris als zweiter Botschaftssecretär, avancirte zum ersten Botschaftssecretär und verblieb an der Seine bis 1884. Fürst Hohenlohe war sein Chef. Nirgends hat Bülow bisher so lange gewohnt wie in Paris. Für diese diplomatische Station war er mit ausgezeichneten Vor-

bedingungen ausgestattet. Französische Bildung gehörte im Hause der Bülows zum traditionellen Rüstzeuge der heranwachsenden Sprößlinge, und auch Bernhard besaß sie. Französisch spricht er so geläufig wie Deutsch, und auch in die Litteratur Frankreichs, in die ältere sowohl wie in die neuere, ist er eingedrungen. Wer ihm je näher gekommen, erkannte unschwer, daß diesem Manne mit dem echt deutschen Typus Etwas von französischem Esprit eigen ist. Ueber seiner Causerie liegt gallische Leichtigkeit; seine Laune quillt von seinen Lippen, daß man meinen könnte, er wäre unter den Reben Burgunds groß geworden. Er brauchte sich also gar nicht anzustrengen, um in der edel durchgeistigten Geselligkeit der Pariser Salons heimisch zu werden. Ohnehin hatte ihn ja der französische Roman, die französische Novelle, in denen er stets gern blätterte, in die leicht beschwingten Kreise von Paris getragen, in die ihn nun sein Beruf führte. Seinem ganzen Wesen nach muß er einer freundlichen Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Franzosen in allen großen Fragen der Cultur geneigt sein. Seinem Empfinden müßte es widersprechen, wenn Deutschland und Frankreich dauernd von einander getrennt blieben. Ihn könnte es nicht freuen, sollte Frankreich je aufhören, mitbestimmend auf dem Gebiete der Politik, des Geistes und Geschmacks zu sein; Nichts läge dem Staatsmanne Bülow ferner, als den Genius Frankreichs zu demüthigen, von dessen Schätzen er mit Vorliebe kostet. Die Jahre, die er in Paris zubrachte, leben in seinem Gedächtnisse als Jahre reichster Anregung fort. Denn nicht nur die Matadore des Staatslebens der dritten Republik, sondern auch die der Geistesarbeit dieser nicht kleinen Epoche zogen ihn an. War es doch die Zeit, in welcher nach all' dem politischen Deficit gerade das Pariser Theater und der Pariser Roman ihren Siegeslauf durch die Welt und auch durch Deutschland nahmen und sich Frankreich so in werthvollen künstlerischen Schöpfungen gleichsam an der verhängnißschweren kaiserlichen Politik und an der Schmach von Sedan rächte. In seinen Erinnerungen an die politischen Gestalten der dritten Republik ragt Herrn von Bülow die Figur Léon Gambettas vor Allen hervor. Er konnte den hochbegabten feurigen Staatsmann noch in seiner parlamentarischen Glorie schauen, die ein jäher Tod erbleichen machte.

Im Lichte der Gegenwart, die den Grafen Murawiew als Leiter der auswärtigen Politik Rußlands sieht, ist es von Bedeutung, daß der Russe gleichzeitig mit Bülow in Paris weilte, wo er als zweiter Secretär seiner Botschaft fungirte. Wenn wir heute Zeugen der Entente cordiale zwischen Deutschland und Rußland in vielen internationalen Problemen sind, wie etwa dem chinesischen, öfter auch der orientalischen Frage κατ' ἐξοχήν, so mögen wir Manches auf die freundschaftlichen Beziehungen zurückführen, die einst zwischen den Botschaftssecretären Bülow und Murawiew in Paris bestanden.

Von 1884 bis 1888 war Bülow Botschaftsrath in St. Petersburg

— in diplomatischer Hinsicht seine eigentliche hohe Schule. In diese Jahre fallen die Dreikaiserzusammenkunft von Skierniewice, die ostrumelische Revolution, der serbisch-bulgarische Krieg, der Sturz des Battenbergers, die Dulcigno-Blockade. So entrollte sich vor Bülows Auge die orientalische Frage in ihrer breiten Ausdehnung. Noch war Fürst Bismarck am Ruder, und da es die letzten Jahre des greisen Kaisers Wilhelm I. waren, mächtiger als je. Dem deutschen Reichskanzler war der Orient an sich nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers werth. Aber auch um Rußland gefällig zu sein, hielt sich Deutschland im Hintergrunde. Doch mußte es immerhin wachsam bleiben, und die deutsche Diplomatie an der Newa, nicht am wenigsten Bülow, spähte mit dem Blicke des Luchses. Alle Mühe war darauf gerichtet, daß der Rest von Hinneigung gerettet würde, der noch in der Brust des mißtrauischen, die Größe Deutschlands mit scheelen Augen betrachtenden Zaren Alexander III. vorhanden war. Damals zeigten sich die ersten Anfänge der Annäherung Frankreichs an Rußland, und der deutsche Botschaftsrath war wohl auf der Hut, daß ihm Nichts entginge. — Er war auch ein gern gesehener Gast in der Petersburger Gesellschaft mit ihren interessanten Frauen, von denen Viele in den Salons von Westeuropa und insbesondere von Paris hospitirt haben, ehe sie tonangebend zu Hause walten.

In der Petersburger Zeit hatte die Vermählung Bülows mit Donna Maria Beccadelli di Bologna statt, der Tochter eines alten sicilianischen Hauses, das unter den Hohenstaufen von Bologna nach Palermo übersiedelt war und im sechzehnten Jahrhundert unter den spanischen Königen den Fürstenhut von Camporeale empfing. Donna Marias Mutter hatte nach dem Tode ihres ersten Gatten, des Fürsten Domenico Camporeale, den italienischen Staatsmann Marco Minghetti geheirathet.

Nach vier Jahren verließ Bülow Petersburg. 1888 zum Gesandten in Bukarest ernannt, verblieb er daselbst bis 1893. Es ist wohl zu viel gesagt, wenn man Rumänien, wie dies von manchen Seiten behauptet ward, den Alliirten des Dreibundes sein läßt. Andererseits ist nicht zu bestreiten, daß sich das Cabinet Catargiu mit den Ministern Carp und Lahovari sichtlich an die Tripelallianz anlehnte, wodurch die Politik des Königreichs seither ein immer intimeres Einvernehmen mit der des Dreibundes fand. Diese Annäherung Rumäniens an den Dreibund vollzog sich, als Bülow und Graf Goluchowski die Gesandten Deutschlands und Oesterreich-Ungarns am rumänischen Hofe waren. Die Beiden, die heute als die leitenden Minister der zwei großen, alliirten Nachbarreiche Mitteleuropas dastehen, mußten sich bei mehrjährigem Nebeneinanderwirken in einer relativ kleinen Hauptstadt, wo es für sie nicht viele Ablenkungen und keine allzu complicirte Geselligkeit gab, viel sehen, und so entwickelte sich zwischen ihnen eine Vertrautheit, die noch heute in der Cooperation des deutschen und des österreichisch-ungarischen Cabinets fortwirkt. Bülow verkehrte

in Bukarest mit den Politikern sowohl der conservativen Partei, wie mit den Junimisten und Liberalen. Am nächsten stand ihm wohl der Junimisten-Führer Peter Carp, unter Catargiu Domänenminister, dessen feingebildeter Geist in Mittel- wie in Westeuropa Bescheid weiß, und der sich vornehmlich an deutsche Beispiele und deutsche Bildung lehnt. Doch auch den gegenwärtigen Ministerpräsidenten Demeter Sturdza, den Führer der Liberalen, den Jünger und Nachfolger Joan Bratianus, sah Bülow oft. Carp und Sturdza, mit einander verschwägert und doch die heftigsten politischen Gegner, der Eine ein graziöser Schöngeist und vertraut sogar mit der belletristischen Litteratur Deutschlands, der Andere ein rauher Realist und aus der wissenschaftlichen Schule der deutschen Geschichtsforschung — sie holten Beide gern, wie verschieden auch unter sich, aus dem Wissensborn des deutschen Gesandten. Auch König Karl, der sich der Welt in Decennien langer Herrschaft und auch durch seine in den Memoiren eines ihm nahestehenden Mannes (Aus dem Leben König Karls von Rumänien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen. Stuttgart 1894) niedergelegten Gesinnungen als ein nicht gewöhnlicher, ernster und vielseitiger Herrscher zeigt, wird einem Bülow nicht wenig gegeben und von ihm nicht wenig empfangen haben.

In Bukarest trat auch die Frau des deutschen Gesandten, Marie von Bülow, in ihre Rechte, auf die sie in reichstem Maße Anspruch hätte, wäre sie auch von weniger hoher Geburt oder in weniger hoher Stellung. Der Königin Elisabeth, oder wie die das Niveau höfischer Alltäglichkeit überragende Frau als Schriftstellerin heißt, Carmen Sylva, wird sich im Verkehr mit der künstlerisch veranlagten Gemahlin des deutschen Gesandten eine schönere Welt erschlossen haben. Eine schönere, als es im Allgemeinen jene walachisch-moldauische Welt mit ihren temperamentsvollen, aber oberflächlichen Frauen ist, die von Paris mehr Firniß als Inhalt mitbringen.

Das wahre Glück schien Herrn von Bülow aufzugehen, als Kaiser Wilhelm II. ihn im Herbst 1894 zum Botschafter am Quirinal ernannte. Ein langer Traum erfüllte sich ihm und seiner Frau. Nun war er dort in höchster Stellung, wo er zwei Jahrzehnte früher als junger Mann vielverheißend debutirt, und seine Gemahlin dort, wo ihre Mutter lebte, wo ihr Ende 1886 verstorbener Stiefvater in segensreicher Thäigkeit gewirkt und so treue Verehrer zurückgelassen hatte. Man darf annehmen, daß Bernhard von Bülow an dem Tage, an welchem er als Botschafter in den Palazzo Caffarelli einzog, keinen innigeren Wunsch hegte, als immerdar auf diesem Posten zu bleiben. Hier sollte sich Alles vereinigen, um ihm den Aufenthalt lieb zu machen. Hatte er schon als junger Attaché eine Deutschland freundliche Stimmung in Rom angetroffen, so war mittlerweile der Bund Italiens mit Deutschland abgeschlossen und erneuert und wieder erneuert worden. Ja, alle Parteien und Parteihäupter, und jetzt vielleicht diejenigen am meisten, die einst die Allianz mit Berlin und Wien am schärfsten bekämpft hatten, kamen nun darin überein, daß die territoriale

und staatliche Integrität des von dem Vatican so sehr angefeindeten und von Frankreich mit Mißgunst betrachteten Königreichs am besten durch den Bund mit den Centralmächten gewahrt würde. Und es hatte sich in Italien ein Anschluß an Deutschland vollzogen, der weit über den Gesichtskreis politischer Opportunität hinausging — es hatte sich eine Anhänglichkeit an die deutsche Wissenschaft und, soweit die Musik in Betracht kommt, sogar an die deutsche Kunst herausgebildet. Dieser Zusammenklang von Deutschthum und Italienerthum hatte ein anmuthendes Symbol in der Verbindung zwischen dem deutschen Staatsmanne und der Italienerin, die im Palazzo Caffarelli, einem großen Kreise weithin sichtbar, miteinander lebten. Der blonde, stämmige Sohn Mecklenburgs und die zarte, gluthäugige, fast den hellenischen Typus streifende Sicilianerin — zeigte nicht diese Ehe, daß eines Tages Wahrheit werden könnte, was Victor Hehn in seinem Buche „Italien" wünscht? „Könnte man zehntausend Jungfrauen von der Weser und Elbe auf Schiffe setzen, sie in Apulien oder Calabrien landen und dortigen Männern zu Frauen geben; könnte man gleichzeitig zehntausend calabrische Mädchen einschiffen, sie in Bremen, Hamburg und Rostock wieder ausschiffen und tüchtigen hannöverschen, holsteinischen und mecklenburgischen Landleuten als Gattinnen zur Seite stellen!"

Der Botschafter und die „Botschafterin" gaben ein schönes Vorbild der Eintracht für Deutsche und Italiener. Ihr Haus war ein Vereinigungspunkt der hervorragendsten Deutschen sowohl, die während des dreijährigen Aufenthalts der Bülows nach der ewigen Stadt kamen, wie der Crême der italienischen Gesellschaft. Und sagen wir Crême, so sollen damit nicht ausschließlich jene fashionablen Kreise gemeint sein, jene Cavaliere, Comtessen, Principessen und Hofleute, die in jedem Botschaftshotel anzutreffen sind, sondern neben den politischen Spitzen auch die künstlerischen, litterarischen und wissenschaftlichen Koryphäen Italiens. Die Familienbeziehungen der Frau von Bülow, der Stieftochter Marco Minghettis, brachten es mit sich, daß hauptsächlich die Affiliirten der alten Rechten, Männer wie Visconti-Venosta, Ruggero Bonghi, Di Rudinì, der Herzog Caetani von Sermoneta, oder frühere Gesinnungsverwandte dieser Partei wie etwa Sidney Sonnino, die Habitués des Salons Donna Laura Minghettis, im Palazzo Caffarelli vorsprachen. Doch war der Botschafter genug unabhängig von etwaigen persönlichen Neigungen oder Familienverbindungen, als daß er nicht den Umgang mit allen Parteien, mit Männern aller Farben und Richtungen gesucht und gepflegt hätte. Er war in einem Augenblicke nach Rom gekommen, als Francesco Crispi Ministerpräsident war, und so unterhielt er regen Gedankenaustausch mit dem energischen Sicilianer, dessen Element mehr die That als das Wort ist — manchmal mehr die unglückliche That als das glückliche Wort. Und so führten ihn auch die Geschäfte mit Baron Blanc zusammen, unter Crispi Minister des Aeußeren, einem krausen, bizarren Politiker von hitzigem Blut, dessen Mangel an Staatsklugheit

dem deutschen Diplomaten nicht selten ein Lächeln abgerungen haben dürfte. Auch Giuseppe Zanardelli, dem Manne der gefeilten Rede, dem Epigonen der Gironde, dem Juristen und Gesetzgeber, trat Bülow näher. — Die italienische Wissenschaft fand sich mit familiärer Vertraulichkeit und Regelmäßigkeit in Gestalt des Mathematikers Francesco Brioschi, Präsidenten der Accademia dei Lincei, und des Physikers Blaserna, Professors an der Universität Rom, des Fachgenossen und Freundes von Helmholtz, an dem Tische des Palazzo Caffarelli ein.

Die Symposien waren durch gedankenreiche Gespräche gewürzt. Hier rieb sich deutscher Geist an italienischem. Um Ostern, wenn Deutschland den Strom seiner für Italien schwärmenden Reisenden nach Rom warf, sah man die Besten von ihnen in der deutschen Botschaft. Der Geigerkönig Joachim fiedelte mit ungarischer Verve, der junge Siegfried Wagner ließ sich als hoffnungsvoller Sohn seines nibelungengewaltigen Vaters sehen; der alte Delbrück, der einst im Rathe der Krone mit dem Fürsten Bismarck und Bülow, dem Vater, saß, frischte Erinnerungen an das Heroenzeitalter der deutschen Staatskunst auf; Theodor Mommsen, der Monarch im Reiche des antiken Rom, ließ aus zartem Körper seinen großen Geist, aus dünner Stimme sein scharfes Urtheil vernehmen; Franz Xaver Kraus, der Freiburger Theologe, der feine Dante-Kenner, der die Litteratur soeben durch ein monumentales Werk über den großen Florentiner bereichert hat, plauderte über Litteratur und Vatican. Dazu kam der Stock der in Rom ansässigen Deutschen, Allen voran die ätherische, man möchte sagen „l'Angelica" Malwida von Meysenbug, die Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin", eine greise Dame von jugendlicher Lebhaftigkeit, von einem Schwung, der keine Schwierigkeiten kennt, von unendlichem Glauben an die Entwicklungsfähigkeit und Güte der menschlichen Natur. Wollend oder nicht wollend, muß die optimistische Philosophin des Palazzo Caffarelli, eine mütterliche Erzieherin auf das edlen Eindrücken zugängliche Gemüth des Hausherrn und der Hausfrau eingewirkt haben. Doch da sitzt neben der Optimistin mit der glockenhellen, sich in die Seele der Zuhörer schmeichelnden Stimme der Pessimist von Italien, (der mittlerweile verstorbene) Ruggero Bonghi. Er hat ein etwas stoßendes, schrilles Organ, eine beißende Zunge, eine die Tragödianten und Komödianten der Oeffentlichkeit geißelnde Art. Wie er in paradoxen Wendungen sein Volk, dessen Bestes er will, angreift, wie er es als den erschöpften Aeltesten der Cultur hinstellt, wie er von den Italienern und Lateinern überhaupt sagt: „Siamo vecchi"! (Wir sind alt). Signora Malwida, die schwärmerische Liebhaberin des italienischen Genius, will dies nicht recht gelten lassen.

Wenn die Gegensätze eine Gesellschaft reizend machen, so ist es auch der zwischen den beiden Frauen, die den Mittelpunkt des Hauses bilden: Frau von Bülow und ihre Mutter Donna Laura Minghetti — die Mutter ganz Politikerin, erfüllt von den Vorgängen des Tages, die sie mit ge-

radezu männlicher Besonnenheit und sicherer Kenntniß bespricht, so daß sie die Schule ihres Gatten, des italienischen Staatsmannes, verräth; die Tochter in ihrem Denken und Empfinden entrückt dem politischen Getriebe und mehr in dem Himmel der Kunst, insbesondere deutscher Musik lebend. Sie ist überhaupt zu einer Deutschen geworden. Marie von Bülow spricht unsere Sprache mit kaum geringerer Geläufigkeit als ihre Muttersprache, das Italienische. Ueber ihrem Deutsch ist ein Hauch wienerischer Anmuth. Sie hat eben lange in der schönen Stadt an der Donau gelebt, wohin sie auch ihre künstlerischen, ihre musikalischen Neigungen führten. Noch ist es in Wien in Erinnerung, wie sie hier einen Kreis der eminentesten Künstler, Musiker wie Lißt und Rubinstein und auch Maler wie Makart und den Münchner Lenbach um sich zu sehen pflegte. Die beiden letztgenannten Meister haben Frau von Bülows Erscheinung von dämonischem Reiz in Farben verewigt, und von diesen Portraits konnte man in Rom das eine im Palazzo Caffarelli, das andere im Palazzo Mattei, in Frau Minghettis Hause, bewundern.

Drei Jahre brachte Bülow am italienischen Hofe zu. Zwei Mal, 1894 und 1896, wohnte er der Begegnung des Kaisers Wilhelm mit König Humbert in Venedig bei. Im Juni 1897 zunächst in Vertretung des wegen Krankheit auf Urlaub befindlichen Staatssecretärs Freiherrn von Marschall mit der provisorischen Leitung des auswärtigen Amtes betraut, wurde Bülow einige Monate darauf, am 20. October 1897, dem Jahrestage des Todes seines Vaters, definitiv zum Staatssecretär und gleichzeitig zum preußischen Staatsminister ernannt. Wenige Tage nach dieser Ernennung fand sein hochbegabter Bruder Adolf Bülow, der an Jahren jüngste General der preußischen Armee, einen tragischen Tod durch Sturz mit dem Pferde. Dies geschah auf der Jagd in der Nähe von Darmstadt.

Bülow verließ nur ungern seinen ihm in jeder Hinsicht genehmen römischen Wirkungskreis. Nur „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb," übernahm er die schwierige und aufreibende Stellung in Berlin. Als er sich im November vorigen Jahres endgiltig von der deutschen Colonie in Rom verabschiedete, die sich im Palazzo Caffarelli eingefunden, um dem Botschafterpaare für die während dreier schöner Jahre empfangene Förderung zu danken, hielt Bülow eine vielbemerkte Ansprache. Er komme sich vor, sagte er, wie Odysseus. Indem er von Rom scheide, verlasse er, wie einst der homerische Seefahrer, friedliche und glückliche Gestade, um sich zu stürmischer Fahrt auf dem weiten Meere einzuschiffen. Wohl wisse er, daß die See ihre Untiefen und Klippen habe; er finde jedoch Muth in dem Entschlusse, was auch immer kommen möge, an zwei Vorsätzen festzuhalten: Zunächst seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit im Sinne des kategorischen Imperativs zu thun, auf dem der preußische Staat aufgebaut sei, und dies ohne viel Aufhebens davon zu machen, aber auch ohne jede Schonung seiner Person; zweitens wolle er stets die Gebote der Gerechtigkeit, Billig-

keit und wahren Menschlichkeit gegenüber Anderen befolgen. — Diese Worte machten auf alle Anwesenden tiefen Eindruck.

Schon die provisorische Amtsführung in der Wilhelmsstraße war für Bülow eine Zeit unermüdlicher Arbeit und dabei ermüdenden Nomadenthums. Seit Jahren gewöhnt, den Sommer auf dem Semmering zu verbringen, der die Grenzscheide zwischen Niederösterreich und Steiermark bildet, machte er von hier, wo er diesmal nicht Monate, sondern nur Wochen weilen durfte, im Juli dem Kaiser von Oesterreich seine Aufwartung. Dieser empfing ihn in einstündiger Audienz. Im August begleitete er Kaiser Wilhelm auf dessen Fahrt nach Peterhof zum Besuche des Zaren Nikolaus II. Es ist in der Erinnerung der Leser, daß diese Entrevue der beiden mächtigen Souveräne, die sich ein Jahr früher in Breslau gesehen hatten, einen so herzlichen Charakter trug, daß der bald darauf erfolgende Besuch des Präsidenten Faure beim Zaren und die feierliche Verkündigung der zwischen Frankreich und Rußland abgeschlossenen Allianz in Deutschland keine Beunruhigung mehr hervorzurufen vermochten. Dann begleitete Bülow den Kaiser zu den bayrischen Manövern nach Würzburg und Nürnberg, und hier konnte er den zweitmächtigsten deutschen Bundesfürsten, den Prinzregenten von Bayern, begrüßen. Auch bei der Homburger Entrevue des deutschen Kaiserpaares mit dem italienischen Königspaare fehlte nicht der Staatsmann, der als Botschafter in Rom mancherlei zur Befestigung des Bundes zwischen Deutschland und Italien beigetragen. Im September wieder weilte Bülow im Gefolge des Kaisers Wilhelm in Budapest.

Der mehrjährige Aufenthalt in Rom hatte dem Botschafter am Quirinal nicht die Möglichkeit eines Zusammentreffens mit dem Papste oder mit dessen Staatssecretär Cardinal Rampolla geboten. Die scharfe Trennung zwischen Papstthum und Königthum bedingt es, daß Diejenigen, die sich durch Gesinnung oder Beruf mit dem Quirinal berühren, schwer in die Lage kommen, sich dem Papst oder dessen Rathgebern zu nähern. Auch die hervorragendsten Ausländer, die jahrelang am Tiber wohnen, können gewöhnlich nur in der einen oder in der andern Welt, der italienischen oder der päpstlichen, der weißen oder der schwarzen, der profanen oder der heiligen, leben. Der Quirinal und die liberale Gesellschaft sind allerdings den Päpstlichgesinnten ungleich zugänglicher, als die Päpstlichen den Profanen. Bernhard von Bülow — man unterscheide ihn von Otto von Bülow, seinem römischen Collegen, dem gegenwärtigen preußischen Gesandten am Vatican — mußte, sich bei der Rigorosität der Curie, die da meint, daß Feuer und Wasser sich leichter mischen können als Vatican und Quirinal, die Gelegenheit, vor den Papst zu treten, bis zu dem Augenblicke versparen, da er nicht mehr Botschafter am Hofe des Königs von Italien wäre. Erst also, nachdem er König Humbert das Abberufungsschreiben überreicht hatte, durfte er als Staatssecretär des auswärtigen Amtes vor dem Papst erscheinen. Mit ihm war seine Gemahlin. Ueber

diesen Empfang ist viel gefabelt worden. Der Papst hätte, so hieß es, in der dreiviertelstündigen Unterredung, die er Bernhard von Bülow gewährte, die letzte Hetze gewisser vaticanischer Blätter gegen den Protestantismus, hätte sogar manche Stellen in seiner Canisius-Encyclica, insofern sie die protestantische Kirche verletzen konnten, zu beschönigen gesucht. All das ist eitel Combination. Wenn aber Papst Leo XIII. etwa die gewohnten Klagen gegen das Königreich Italien vorbrachte, so fand er für dieselben bei dem deutschen Staatsmanne wohl kaum ein Verständniß. Dieser wird den heiligen Stuhl mit aller diplomatischen Correctheit behandeln, in ihm die höchste geistliche Autorität für eine nach vielen Millionen zählende Minorität der deutschen Bevölkerung sehen, doch andererseits kein Atom seiner Sympathien für das einige Italien opfern, dessen unversehrter Bestand durch den Dreibund gewährleistet ist.

Wiewohl nur erst seit Monaten an der Spitze des Auswärtigen, hat Bülow durch klares und zielbewußtes Handeln bereits die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Im Reichstage führte er sich sehr glücklich durch die Erklärungen ein, die er am 6. December 1897 in der Debatte über die Marinevorlage abgab. Schon in Rom hatte er bei festlichen Gelegenheiten, ganz besonders im deutschen Künstlerverein, Anlaß genommen, zu den Deutschen zu sprechen, und schon damals lautete die Diagnose der Sachverständigen: „Ein liebenswürdiger und zugleich wirkungsvoller Redner!" — Die öffentliche Meinung in Deutschland schien sich schon bei dem ersten oratorischen Debut Bülows im Reichstage jenem römischen Gutachten anzuschließen. Der socialdemokratische Abgeordnete Schönlank hatte mit Rücksicht auf die kurz vorher erfolgte Entsendung eines deutschen Geschwaders nach Kiaotschau gegen die „romantische Abenteurerpolitik" gedonnert, von welcher diese Expedition nach China zeuge. Da erwiderte Herr von Bülow: „Der Reichskanzler und seine Mitarbeiter sind nicht die Leute, unnütze Händel zu suchen, wir werden unsere Finger nicht in jeden Topf stecken. Allerdings darf Deutschland nicht von vornherein in zukunftsreichen Ländern sich vom Mitbewerb ausschließen. Die Zeiten sind vorbei, wo der Deutsche dem einen seiner Nachbarn die Erde, dem anderen das Meer überließ und sich selber den Himmel reservirte, wo die reine Doctrin wohnt."

Noch eindrucksvoller sprach er am 8. Februar, als der Reichstag über den Etat des auswärtigen Amtes verhandelte. Da verbreitete sich der Minister über die Orientpolitik Deutschlands — Orient im allerweitesten Sinne genommen. Er sprach über Deutschlands Stellung zu China sowohl wie zur Türkei und hob hervor, daß Deutschland sich nicht nur in Ostasien, sondern auch im türkischen Orient im Einklange mit Rußland finde, dessen Interessen in Europa nirgends die deutschen durchkreuzen und in Asien mit den deutschen parallel laufen. Und so könne Deutschland als aufrichtiger Freund die naturgemäße Entwicklung Rußlands mit neidloser Sympathie verfolgen. Er fügte, um darzuthun, daß Deutschland keinen der europäischen

Staaten in dessen ostasiatischen Plänen schädigen wolle, hinzu: „Wir finden Frankreichs Aufsuchen neuer Verkehrswege in Tonking natürlich und begreiflich und sind weit davon entfernt, irgendwie oder irgendwo den berechtigten englischen Interessen entgegenzutreten. Die entgegengesetzte Auffassung der englischen Preßorgane steht im Widerspruche mit den thatsächlichen Verhältnissen. Glücklicher Weise herrscht an den Londoner maßgebenden Stellen kein Zweifel, daß es nur im Interesse des Culturfortschrittes und des Weltfriedens liegt, wenn wir auch mit Großbritannien ein harmonisches Zusammengehen pflegen. Unsere bescheidenen Forderungen veranlaßten auch keine berechtigte Ausstellung Chinas, noch gefährden sie den Fortbestand Chinas." Er hätte erst in diesen Tagen, scherzte er unter stürmischer Heiterkeit, einem wißbegierigen Diplomaten, der ihn nach der Zukunft des chinesischen Reiches fragte, erwidert: „China besteht schon 4377 Jahre, ich sehe keinen Grund, weshalb es nicht noch 3000 Jahre so weitergehen sollte." Die Deutschen seien nach Kiaotschau nicht als Conquistadoren, sondern als Kaufleute gegangen, die allerdings wie weiland die Makkabäer in der einen Hand die Waffe, in der andern die Kelle halten werden. Und dann beleuchtete der Redner die Stellung zur Türkei: „Im europäischen Concerte braucht nicht Jeder das gleiche Instrument zu spielen. Wir bliesen in Constantinopel die Flöte der diplomatischen Einwirkung und Ueberredung und bliesen sie nicht vergeblich." Deutschland stehe der Pforte objectiv gegenüber, Deutschland wolle nicht, daß Kreta der Erisapfel, die Brandfackel für Europa werde; Deutschland könne weder für die Christen, noch für die Mohammedaner die bekannten Knochen des pommerschen Grenadiers opfern oder die Fäuste seiner Matrosen in Bewegung setzen. „An einem positiven Druck auf die Pforte werden wir uns nicht betheiligen. Was aus Kreta wird, ruht im Schoße der seligen Götter, aber in Complicationen werden wir uns wegen Kretas nicht hineinziehen lassen . . . Wenn ein Streit entsteht, so treten wir bei Seite. Wir legen dann die Flöte still auf den Tisch und verlassen den Concertsaal . . . Im Uebrigen sind wir in orientalischen Dingen nur da zu haben, wo es gilt, den Frieden zu wahren und zu stärken. Wenn wir es auch durchaus nicht gern sehen, wenn hinten weit in der Türkei die Völker auf einander schlagen, so muß die Regierung doch in erster Linie dafür sorgen, daß der Deutsche, was auch aus Kreta entstehen möge, in seinem Lande in Ruhe sein Gläschen trinken kann, und wir segnen die Friedenszeiten."

Diese Rede wurde nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande viel belobt. Man begrüßte in dem Manne, der so sprach, den Schüler und Fortsetzer der Staatskunst des Fürsten Bismarck. Bülow ist ein, wenn auch nicht kritikloser, Bewunderer des ersten Reichskanzlers, dessen große Gestalt schon in seine früheste Jugend ragt. Bülow konnte ja als Knabe den preußischen Bundestagsgesandten in Frankfurt a. M.

sehen, wenn derselbe den dänischen Collegen besuchte. Und als Bülow ein junger Mann war, stand sein Vater als neidloser Mitarbeiter dem Fürsten zur Seite, den die Welt als den größten Staatsmann der Zeit feierte. Bülow gedachte dankbar des ersten Reichskanzlers auch in jenen Tagen, als dieser unfreiwillig aus dem Amte hatte scheiden müssen und ihn nun diejenigen am meisten schmähten, die ihn einst am meisten verherrlicht.

Als Kaiser Wilhelm II. seinen Botschafter am Quirinal in das auswärtige Amt berief, war es einer der ersten Acte desselben, daß er in Gesellschaft des Reichskanzlers Fürsten Hohenlohe einen Besuch in Friedrichsruh abstattete. Es war so gleichsam documentirt, daß an die auswärtige Politik des ersten Reichskanzlers, deren Continuität eine Zeitlang gestört schien, wieder angeknüpft werden sollte. Fürst Bismarcks Streben war es, daß im Interesse des Friedens der Draht, der nach Petersburg führt, nicht abgebrochen würde. In diesem Geiste arbeitet sichtlich auch Bülow. Es ist nicht zu kühn, wenn man annimmt, daß er auf dem Wege ist, die Intimiät, die einst zwischen Hohenzollern und Zaren bestanden, zu Gunsten des deutschen Friedens und der deutschen Weltpolitik wieder herzustellen. In seiner obencitirten Rede am 8. Februar sagte er ja, die Deutschen wollen sich in keinen Widerspruch mit Rußland setzen, „mit dem uns nicht nur alte ehrwürdige Traditionen, sondern auch viele wichtige politische Interessen verbinden, von dem uns kein Gegensatz trennt."

Auf dieser Bahn sehen wir Bernhard von Bülows noch junge Staatskunst. Die Zukunft wird entscheiden, ob sie ihn zu den hohen Zielen führt, die seinem rühmlichen Ehrgeiz vorschweben.

Ἐν θεῶν γούνασι κεῖται.

Zwei Jesus-Begriffe.*)

Von

Wolfgang Kirchbach.

— Steglitz bei Berlin. —

I.

Der Gottessohn.

Schon Spinoza hat in seinem „Theologisch-politischen Tractat" darauf aufmerksam gemacht, daß der Ausdruck „Gottes Sohn" und „Gottes Söhne" (Benej ha-Elohim) zum ersten Mal uns begegnet im ersten Buch Mose als eine Bezeichnung für „sehr große und starke Menschen", die nebenbei bemerkt (I. Moses Capitel 6, 2, 4) „Frauenschänder und Räuber" seien. Ein vortrefflicher Kenner der hebräischen Sprache, setzt er auseinander, wie diese uralte Metapher entstanden ist. Die hebräische Sprache ist sehr oft genöthigt, Steigerungsbegriffe durch die Hereinziehung des Ausdrucks „Gott" (Elohim) zu bilden. Ein sehr hoher Berg muß als „Gottes Berg", (Berg Els) ein sehr tiefer Schlaf als „Gottes Schlaf" bezeichnet werden. Die nähere Kenntniß des Hebräischen von Seiten der neueren Sprachforschung hat diese Mittheilungen des Spinoza nur bestätigt, und man ist vollständig einig darüber, daß auch das Wort „Gottes Sohn" nichts Anderes, als ein solcher Steigerungsbegriff ist. Denn

*) Obiger Essay enthält eine eingehende Ausführung mehrerer Hauptpunkte, welche der Verfasser in seinen Schriften „Was lehrte Jesus" und „Buch Jesus" (Fr. Dümmlers Verlag, Berlin 1898) seiner Darstellung der Gesammtlehre Jesu zu Grunde gelegt hat, und möchte in diesem Sinne, wo sich Wiederholungen finden sollten, als Ergänzungsschrift betrachtet werden.

der geistige Ton in dieser Wortbildung liegt nicht auf dem Wörtchen „Sohn“ dabei; das ist nur die Bezeichnung für ein lebendes, hervorgebrachtes Wesen, ja, eine Beziehung überhaupt (Ben und Bar); sondern die Metapher oder Hyperbel betont das Wort „Gott“ als einen Steigerungsausdruck ganz im Allgemeinen. Das von Goethe gebildete, bereits von Grabbe (in „Don Juan und Faust“) im Sinne der Herrenmoral zu Tode gehetzte Wort „Uebermensch“ entspricht fast vollständig dem, was von Haus aus ein hebräischer oder aramäischer Sprecher und Schriftsteller unter einem „Gottes Sohn“ verstand. Das Goethe'sche Wort ist ursprünglich Nichts als eine Verdeutschung des „Titanen“, der ungefähr dieselbe Rolle spielte im Bewußtsein einer jungen Sturm- und Drangwelt vor 130 Jahren wie heut zu Tage der Nietzsche'sche „Uebermensch“ unserer Salonphilosophen. Dieser „Titane“, der auch ja noch dem Jean Paul'schen Werke seinen Namen und die Nietzsche'schen „Uebermenschen“ Roquairol &c. als Absenker hinterließ, spielte im Dichten des jungen Goethe als Prometheus, Ahasver eine bedeutende Rolle, bis er das verbrauchte Wort durch Verdeutschung neu erfrischte. Er hätte es statt mit „Uebermensch“ ruhig auch mit „Gottes Sohn“ verdolmetschen können. Denn in der That, die älteste Bedeutung dieser hebräischen Metapher im ersten Buch Mose zielt auf solche „Titanen“ hin, aus deren Verkehr mit den „Töchtern der Menschen“ „Gewaltige“ und „berühmte Leute“ werden; „Giganten“ nennt sie die Septuaginta (Cap. 6, 4).

Das Hebräische und auch die verwandten aramäischen und chaldäischen Dialekte sind im Grunde nur eine kraftvolle Bauern- und Hirtensprache. Von Haus aus, als lebendig gesprochene Volkssprache, ist diese ungefähr auf dem Entwickelungsstandpunkte stehen geblieben, auf dem wir etwa dem heutigen oberbayerischen Dialekt begegnen. Wie das alte mosaische Gesetz in erster Linie ein Ackergesetz und ein Landwirthschaftsgesetz ist, weil das Volk, dem es zugedacht war, ein Hirtenvolk, ein Weinbauernvolk, ein Ackervolk war, so ist auch die Sprache desselben eine solche, die nur jene ganz einfachen Begriffsunterscheidungen und Anschauungsworte ausbildet, welche einem derartigen Culturstand entsprechen. Eine solche Sprache ist stets grammatisch arm; eine Menge von Begriffsunterscheidungen vermag sie gar nicht zu geben, und sie muß daher fortwährend zu metaphorischen Wortverbindungen greifen, wenn sie irgend etwas Abstractes oder eine feinere Gedankenschattirung ausdrücken will. Diese logische Armuth ließ die alte Kuhhirtensprache der Ebräer im Grunde nur als eine Bauernsprache, eine Dichtersprache und als eine Tempelsprache möglich erscheinen. Als solche hat sie Gewaltiges geleistet, weil in diesen Gebieten ja die einfachen, runden, anschaulichen Worte und Denkbeziehungen auch das Wesentliche sind. Im Uebrigen aber spielte sie bald nur noch die Rolle des heut'gen „Schwyzer“ Deutsch. Die Deutsch-Schweizer pflegen damit zu scherzen, daß sie zwar mit ganzer Seele an ihrem deutschen Dialekt hängen, wenn sie aber „hochdeutsch“ reden wollen, so sprächen sie französisch. Genau so ging es sehr bald den

Söhnen Israels, so wie sie mit höheren Culturzuständen benachbarter Reiche allmählich bekannt und in diese hineingezogen wurden. Ihre alte Bauernsprache reichte da gerade noch aus zum Gesange in der Synagoge und zur einfachen sittlichen Unterweisung, wenn sie aber hoch-jüdisch sprechen wollten, so redeten sie aus Versehen — griechisch.

Unter solchen Verhältnissen begegnen wir denn dem Ausdruck „Gottes Sohn" im Munde des Jesus von Nazareth an einigen Stellen, nachdem wir bemerkt haben, daß er schon vorher, wie jeder solche übertragene Ausdruck seine Sprachgeschichte hat. Denn nicht nur die alte symbolische Urkunde des ersten Buches Mose, die ja in Kunst-Mythen den Stand der damaligen Naturwissenschaft, Ethik und geschichtlichen Volksüberlieferung festlegte, enthält den Ausdruck „Gottes Sohn", sondern auch sonst hat er in den Schriften der Ebräer und Aramäer sich fortgeerbt und bald genug auch eine geistigere Bedeutung angenommen, indem die Steigerung nicht nur auf körperliche und äußere, sondern auf sittliche und geistige Eigenschaften angewendet wurde. So nennt der Prophet Hosea, der im achten Jahrhundert vor Christus lehrte, nach gewöhnlicher Annahme, und den Paulus citirt, auch die Nicht-Juden „Gottes Söhne", Daniel bezeichnet (Kap. 3, 25) einen der vier Männer im feurigen Ofen als einen „Gottes Sohn" (**Bar-Elahin**) wie denn überhaupt an sehr vielen Stellen der Schriften, wo unsere lutherischen Uebersetzungen und jüdische Religionsbücher der Rabbiner das Wort „Gottes Kinder" brauchen, in Wirklichkeit dasteht: „Gottessöhne".

Es muß aber schon hier betont werden, daß diese Kindschaft oder Sohnschaft nicht ohne Weiteres so verstanden war, daß etwa eine Abstammung von Gott, ein genealogisches Verhältniß dabei gedacht wäre. Diese Flachheit, die hundert Flachköpfe mit gleicher Flachheit bekämpft haben, verdankt die volksthümliche Kirchenauffassung lediglich ihrem heidnischen Entstehen. So war wohl Herakles ein Gottessohn im Sinne der Abstammung, so bevölkerte sich der ganze griechische und andere heidnische Olymp mit wirklichen Gotterzeugten, und noch der Adel bei Griechen ältester Zeit, auch egyptischer und römischer, leitete gern seinen Ursprung auf irgend ein kleines Ehebrüchelchen eines Gottes zurück, dem von Haus aus ein Naturmythus oder ein ethischer Mythus zu Grunde gelegen haben mochte.

Diese Gott-Erzeugung, diese genealogische Beziehung des Menschen zu Gott kennt indessen keineswegs diejenige frühe Ausbildung des jüdischen Denkens, die wir bei Moses finden, und ebensowenig hat der Schriftausleger Jesus von Nazareth von derselben einen Begriff. Viel zu früh scheinen indische, speciell buddhistische Religionseinflüsse in das alte Judenthum eingedrungen; sie haben im Buch Hiob und vielen anderen Werken die Oberhand gewonnen und kämpfen einen fortwährenden Kampf gegen die egyptischvolksthümlichen Anschauungen, z. B. Todten-Auferstehung u. A. Da hatte unter den tieferen ebräischen Denkern seit Moses schon Keiner mehr eine genealogische Vorstellung vom Verhältniß zum Gotte. Jesus, der alle Hände

voll zu thun hatte, um sowohl die banalen buddhistisch-sittlichen Begriffe wie auch die egyptischen Bilder fortzuschaffen — denn Jesus ist in Wahrheit der stärkste Gegner, den Sakjamuni-Buddha je gefunden hat gerade auf dem Gebiete der Ethik, — dieser nazarenische Denker hatte vollends am wenigsten jene Zeus- und Heraklesvorstellungen, welche nachmals das Römerthum und Griechenthum gerade in seiner Person als „Gottessohn" sich ausbildete.

Wie er in vielen Dingen so manche tiefere mosaische Anschauung beibehielt, war auch dem Jesus im Sinne der ältesten Urkunde der Mensch nur ein Ebenbild, ein „Bild" Gottes. Denn der Sinn der alten Urkunde und Naturphilosophie des ersten Buches Moses ist nicht der, daß etwa Gott persönlich, anthropomorphisch gedacht sei, wie ein Mensch, und somit der Mensch sein „Abbild" sei; sondern der Sinn ist, der Mensch sei das, was Luther mit „Ebenbild" übersetzte, und was vielmehr so viel bedeutet, wie unser heutiges „Symbol", Sinnbild.

Nur diese Auffassung kennt die alte Urkunde, daher sie z. B. (Cap. 5, V. 1) auch in ihrer Sprache sagt: „Da Gott den Menschen schuf, machte er ihn nach dem Gleichniß Gottes," also keineswegs nach seinem „Portrait". (κατ' εἰκόνα = בִּדְמוּת = instar).

Wir wissen aus dem Johannes-Evangelium ganz genau, daß auch Jesus diesen sinnbildlichen, gleichnißmäßigen Begriff vom Menschen im Verhältniß zur höchsten Idee beibehielt und so erläuterte, wie es noch heute die Rabbiner thun.

Der Hohn: „Du Ebenbild Gottes!", den unsere moderne Wissenschaft gegen eine dilettantisch gewordene Theologie in's Feld rief, ist nur der Hohn über ein sprachliches Mißverständniß. Zunächst „erzeugt" Gott den Menschen nicht in dieser alten Naturphilosophie, sondern er „schafft" ihn. Er „schafft" ihn aber keineswegs, etwa wie Prometheus „Menschen formt", sondern das Wort „schaffen" ist nur der Analogie-Ausdruck alles lebendigen Werdens und Wirkens*). In vollständig naturhistorisch-logischer Reihenfolge wird das schaffende Entstehen der Welt geschildert, und wir sind gewissermaßen gerade da angelangt mit unserer Wissenschaft, wo die Urkunde eines scharf beobachtenden Hirtenvolkes mit seinen egyptischen Weisen und assyrischen Sternbeobachtern, seinen wetterkundigen Schafhirten auch schon war. Es wird zuerst das Walten der großen physikalischen Allkräfte geschildert. Das Werden des Lichtes bringt zuerst Ordnung in das Chaos als die uns bekannte energischste Wirkung der einen Kraft. Dann theilen sich die „Wasser" „oben" und „unten"; der „Himmel" (das Stereoma) ist ein Unterschied zwischen den Wassern. Nämlich: zwischen dem verdichteten Wasser, das auf der Erde flüssig ist und dem in Dampfform befindlichen in der Atmosphäre. Die Himmelserscheinung ist ein „Unterschied". Das wissen unsere modernen Meteorologen

*) Barah (בָּרָא) = produxit, creavit, hervorbringen.

sehr gut; sie wissen aber nicht, wie die ältesten Ebräer diese meteorologische Beobachtung auch schon machten, daß das dampfförmige Wasser „oben“ als ein „Diachorizon“, das wir als Himmelsblau und Wölbung empfinden, den gasförmigen Zustand mit dem dichteren Wolkenzustand und dann der Wasserform vertauscht. Die alte Urkunde nimmt an, daß von Haus aus diese Vertheilung so gewesen sei, daß die Erde vollständig mit Wasser, dem „unteren“ Wasser bedeckt gewesen sei, worauf durch allmähliche Continentbildung „das Wasser sich an besondere Oerter“ sammelt, so daß man das Trockene sähe. Weiter folgt hierauf zunächst das Entstehen der paläontologischen vegetabilischen Natur, und es ist sehr logisch im Sinne einer solchen naiven Philosophie, daß dann erst Sonne, Mond und Sterne am dritten Tage erscheinen, augenscheinlich, weil man annahm, daß sie in der Dunstatmosphäre der Urwelt, wo bereits Vegetabilisches lebte, nicht direct sichtbar waren — vorausgesetzt, daß die Verse nicht verstellt sind. Das „Licht“ als solches ist, als physikalische Kraft, das Erste, was aus dem Chaos wird, weil man ja wußte, daß es auch andere Lichtträger (z. B. den Blitz) giebt, als Sonne, Mond und Sterne, und weil oft „Tag“ war, ohne daß man die Sonne sah. Dann erst später erscheint die Sonne selbst, und nach ihr die niederen, d. h. die geflügelten und die schwimmenden zoologischen Organismen. Hierauf in einer weiteren Periode die eigentlichen „Thiere“, d. h. die Säuger und zuletzt der Mensch. Schon diesen ältesten Beobachtern fiel auf, daß die geflügelten und schwimmenden Wesen, deren Bewegung auf's „specifische Gewicht“ gestellt ist, eine andere Organisationskategorie und Periode darstellen, als diejenige, die den Mechanismus der Bewegung absoluter Schwerkraft haben.

Unsere jüngste Naturwissenschaft hat nicht die geringste Ursache, die alte Urkunde zu belächeln, denn sie ist wissenschaftlich weit merkwürdiger, als etwa die Kosmogonien der Griechen. Es handelt sich übrigens für uns hierbei nicht um die beliebte Vereinigung von „Wissenschaft“ und „Glauben“, sondern um etwas ganz Anderes.

Und diese geistreiche Urkunde, welche sich die Geschlechtertheilung, indem das Weib aus der Rippe des anderen Geschlechts wird, ähnlich vorstellt, wie Aristophanes in Platos „Symposion“, nämlich als eine ursprüngliche Einheit — ähnlich wie die heutige Wissenschaft von der metamorphischen Umbildung der Geschlechtsarten spricht — diese Urkunde faßt den Menschen tiefsinnig als ein Gleichniß, ein Sinnbild der höchsten Idee, die diesem alten Natur-Philosophen eine schaffende ist im höchsten Sinne.

Darin ist keine Abstammungs-Aehnlichkeit gemeint, sondern lediglich jenes sittliche Sinnbild, wonach die höchste Idee sozusagen sich im Menschen projicirt. Mit Recht erklären sowohl die Rabbiner wie vorgeschrittene christliche Lehrer es so.

Das Wort Gottessohn aber wird im Munde Jesu, der ja die alten Urkunden weit besser kannte, als die meisten heutigen Theologen, ein ähn-

licher übertragener Ausdruck, im Sinne dieses Gleichnisses, als welches der Mensch in Bezug auf die letzten Begriffe gedacht wird.

Wir begegnen dem Ausdruck „Gottessohn" im Munde des Jesus von Nazareth überhaupt nur viermal im griechischen Urtext der sogenannten Evangelien. Das erste Mal in den sogenannten Seligpreisungen des Matthäus. Da sagt er: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden **Gottes** Söhne heißen." (υἱοι θεου). Auch hier hat Luther ja ungenau übersetzt mit Gottes Kinder. Der zweite Fall findet sich im Lukasevangelium (Luk. 20, 36), wo Jesus von den Ideen spricht, die er an die Stelle der egyptischen Vorstellung von der „Auferstehung der Todten" setzt und von den „Söhnen der Auferstehung", die solche seien, weil sie **Gottes** Söhne seien. Zum dritten Mal endlich begegnet uns der Ausdruck in seinem Munde bei dem sogenannten Evangelisten Johannes, wo in einer poetisch-metaphorischen Form davon gesprochen wird, die Stunde sei schon jetzt, wo die Todten in den Gräbern die Stimme des „Gottessohnes" vernehmen, was an der betreffenden Stelle einen ganz bestimmten, sehr tiefen Sinn hat.

Das vierte Mal aber, wo wir im Munde Jesu den Ausdruck treffen, giebt dieser Denker uns auch rückhaltlosen Aufschluß über den einfachen Sinn, den er mit diesem Wortgebrauch verbunden wissen will. Es wird berichtet (Joh. 10, 31—36), daß Jesus eines Tages mit Steinen geworfen wird. Er fragt: „Warum steinigt Ihr mich." Sie sagen: „Um der Gotteslästerung willen, daß Du, der Du nur ein Mensch bist, Dich zu einem Gotte machst." — Darauf antwortet Jesus klar und verständlich: „Steht denn in Eurem Gesetze nicht geschrieben: „Ich habe gesagt, Ihr seid Götter? Wenn es nun jene „Götter" heißt, zu denen das Wort Gottes geschah (und die Schrift kann man doch nicht vernichten), sagt Ihr denn zu Einem, den der Vater geheiligt und in die Welt gesandt hat: Du lästerst, weil ich sagte: „Ich bin ein Sohn Gottes?" —

Um die Meinung des Jesus zu verstehen, müssen wir uns erinnern, daß diese „Götter", von denen er hier spricht, Niemand Andres sind, als die altmosaischen Bauernschiedsrichter in zweifelhaften Rechtsfällen. Das zweite Buch Mose (Cap. 22, 9) enthält die Vorschrift: „Wo Einer den Andern bezichtigt irgend eines Unrechts, es sei um Ochsen, oder Esel, oder Schaf, oder Kleider, oder irgend Etwas, das verloren ging, so soll Beider Angelegenheit vor die Götter kommen. Welchen die Götter verdammen, der soll es zwiefältig wiedergeben." Diese Götter, Elohim, die noch einem „Obersten" Cap. 22, 28) unterstellt scheinen, sind also die bäurischen Schiedsrichter.

Jesus citirt nun den 82. Psalm Asaphs, der ein Klagegesang ist über den Rechtsverfall unter diesen „Göttern", diesen Schiedsrichtern. Wie lange wollt Ihr unrecht richten und die Person der Gottlosen vorziehen?" fragt der Psalm und sagt dann: „Ich habe wohl gesagt: Ihr seid Götter und allzumal Söhne des Höchsten, aber Ihr werdet sterben wie Menschen und wie ein Tyrann zu Grunde gehn."

Dieses alte Straflied geißelt also diese Schiedsrichter und den Rechtsverfall, der unter ihnen aufkam.

Es ist klar, was Jesus sagen wollte. Wenn man schon solche schlechte Schiedsrichter, die wie Tyrannen sterben und zu Grunde gehn, „Götter" und „Söhne des Höchsten" nannte, warum sollte ich mich dann nicht wenigstens auch einen „Gottessohn" nennen dürfen? — Wie bescheiden war dieser Mann! Da die Schriften an all diesen Stellen das Wort Elohim brauchen für Gott, so dürfte mit mathematischer Gewißheit feststehen, daß Jesus für Gottessohn den alten Ausdruck: Ben-Elohim gebraucht hat.

So nannte also Jesus die Friedfertigen im edlern Sinne „Gottes Söhne" unter den vielen anderen Bezeichnungen, die er für die höchste Form des ethischen Lebens im Uebrigen braucht. Er nannte so diejenigen, welche höchste Gerechtigkeit üben und deshalb auch bildlich „Söhne der Auferstehung" sind. „Gottes Söhne" war eine sittliche Hyperbel dafür. Und die „Todten in den Grabmälern" vernehmen die Stimme des „Gottessohnes" schon jetzt, weil diese bildlich Todten — es handelt sich nämlich an der betreffenden Stelle um ein in talmudischer Weise ausgeführtes Lehrgedicht — weil die bisher geistig noch Todten zum Leben in der neuen Lehre erweckt sind. Sie hören die Stimme des Gottessohnes, d. h. sie leben im Sinne dieser Metapher, wie die „Friedfertigen" etwa als „Gottessöhne" auch bezeichnet werden.

Dieses sind die einzigen Stellen, an denen Jesus selbst die alte Metapher braucht. Wir sehen, daß er etwas ganz Anderes dabei dachte, als was die Kirche aus einer viel späteren Epoche sich gewöhnt hat dabei zu denken.

Wir schalten, um Verwechslungen vorzubeugen, schnell ein, daß der „Menschensohn", von dem Jesus statt dessen fortwährend spricht, ein ganz anderer Begriff ist, als der sogenannte „Gottessohn". Und diese beiden Begriffe sind vollends etwas ganz Anderes, als der sogenannte „Christus", der derjenigen jüdischen Secte den Namen gegeben hat, die noch heute unter dem Namen „Christenthum" hauptsächlich diejenigen heidnisch-jüdischen Anschauungen vertritt, die gerade Jesus und seine ersten Schüler den Menschen austreiben wollten.

Uns interessirt an dieser Stelle zunächst nur der „Gottessohn". Wir sehen, es ist unter ausdrücklicher, bewußt ausgesprochener Anlehnung an den althebräischen Sprachgebrauch — lediglich eine von den vielfachen Bezeichnungen eines höchsten und schönsten Lebenszustandes. Niemals aber hat Jesus selbst behauptet, er sei ein besonderer „Gottessohn", oder gar der eingeborene (μονογενης υἱος) Gottessohn, den eine späte gnostische Philosophie und ihr Berichterstatter auf Grund von Mißverständnissen des Paulus aus ihm machte.*)

*) Denn nach dem Nicodemus-Gespräch spricht nicht Jesus, sondern der Erzähler des Evangeliums vom eingeborenen „Gottessohn", was möglicher Weise allerdings von Haus aus nur der „geliebte", der „ausgezeichnete", im ästhetischen Sinne „einzige", einzig-

Wie in fast allen „Glaubenssätzen" der verschiedenen christlichen Kirchen lediglich Uebersetzungsfehler aus dem Aramäischen in's Griechische, aus dem Griechischen in's Lateinische und aus dem Lateinischen wiederum in hundert neuere Sprachen die Ursache des complicirten Gebäudes von Dogmen sind, so ist es auch bei der Rolle, welche das Wort Gottessohn spielt.

Sehr geistvolle neue Theologen leben zum Theil noch immer der Anschauung, Jesus habe sich selbst als das Wesen bezeichnet, welches man nennt „Christus, den Sohn Gottes," oder des „lebendigen Gottes Sohn". — Wir sehen aber, daß Jesus vielmehr in einem viel zarteren Sinne nicht nur sich selbst, sondern alle Edlen auch „Gottessöhne" nennt, wobei er indessen, bei der großen Spärlichkeit, mit welcher er diese sittliche Hyperbel braucht, augenscheinlich wenig Gewicht auf diesen Titel der Guten legte.

Verwirrung ist nur entstanden durch die Berichte, welche alle Evangelisten geben über die Verhöre, welche Jesus vor dem Hohenpriester und Pilatus zu bestehen hatte. Auf die Frage, er solle antworten, ob er sei der „Judenkönig" oder „Christus, der Sohn des lebendigen Gottes", antwortet er nämlich stehend mit der Wendung „Du sagst es", „Ihr sagt es, „Du hast es gesagt."

Diese Wendung (Συ λεγεις) wurde sehr bald aus dem Griechischen wörtlich in's Lateinische übersetzt, und da diese Wendung im Lateinischen (Tu dicis, dixisti etc.) in der That die Form einer Bejahung ist, so mußten alle Priester, Bischöfe, Patriarchen und Pastoren, Theologen und sonstige Männer in dem ehrlichen Glauben leben, Jesus habe sich in der That für ein solches besonders höheres Wesen ausgegeben, so schwer auch Vielen es ankommen mochte, anzunehmen, ein guter und vernünftiger Mensch habe so Etwas über sich sagen können. —

Nun, sie sind vor der Nachwelt alle mit ihrem Latein entschuldigt. Im Griechischen aber heißt es beinahe das Gegentheil. „Du sagst es," heißt im Griechisch des neuen Testaments keineswegs „Ja", sondern das heißt wie in jedem andern Griechisch einfach „ναί", „nai"! (z. B. „λεγουσιν αυτῳ ναι." Matthäus 13, 51.) Oder aber ὀρθῶς λέγεις, „Du sprichst richtig" wie denn überhaupt im Griechischen eine Qualification des Wortes „sprechen" stattfindet, um Bejahung und Verneinung umschreibend auszudrücken. Die Wendung „Du sagst es" aber heißt: „Das sagst Du", nämlich in Deinem Sinne, und stets hat es dann den Sinn einer vexirenden Bejahung oder Verneinung. So vexirt Jesus den Judas Ischarioth, wie er ihn fragt bezüglich des Verraths: „Herr, bin ich's?" mit der Antwort: „Du sprichst", d. h. Du verräthst Dich ja selbst, dadurch, daß Du fragst.*)

artige" (jachîd) heißen konnte, da Jachîd oft mit μονογενης und ἀγαπητος) übersetzt wird. Damit fällt natürlich erst recht das Dogma. —

*) Diese Redeform aber entspricht genau einer hebräischen Redeform, die auch heißt: „Du sagst es" und im Midrasch und Talmud von den Rabbinern oft gebraucht wird,

Auf die Frage: „Bist Du der Judenkönig“ — der Jesus bekanntlich nicht sein wollte — antwortet er einfach: „Du schwatzest“, „Das *sagst* Du“, sozusagen in Deiner Einfalt. Und ganz ähnlich auf die Fragen, ob er sei „Christus, des lebendigen Gottes Sohn.“ Er sieht hier seine einfache sonstige Metapher von den „Gottessöhnen“ nicht verstanden und antwortet eben deshalb ausweichend: „Das sagst Du“, das sagt Ihr aus Eurer Auffassung heraus. Denn den Gebrauch der Metapher an sich wollte er ja nicht leugnen, und so wird selbst bei dem sehr leichtsinnig abschreibenden und umschreibenden späten Markus-Evangelisten das: „Ich bin's“ (Εγω ειμι) an einer einzigen Stelle lediglich ein solches bedingtes Eingehen auf die grobe Frage. Statt dessen giebt Jesus überall noch gewisse andere Zusätze, die vollends die Auffassung der Frager abweisen und einige ganz andere, großartige und prächtige Gedanken an die Stelle der dogmatischen Frage setzen. Es kann sie Jedermann nachschlagen und lesen, der zwei Augen zum Sehen hat. Es steht etwas vollständig Anderes da, als was diejenigen verstehen können, die den „Gottessohn“ für das Wesentliche in der Lehre des Jesus oder in ihrem Glauben halten.

Und führt Jesus hier wie in der Johannesstelle von den „Göttern“ seine Metapher selbst auf ihr richtiges Maß zurück, so überliefert uns die sogenannte Satanaslegende erst recht diese sichere und consequente Haltung des edlen und tiefsinnigen Rabbi. Dieses Gespräch ist jedenfalls der Nachklang einer im Ur-Matthäus berichteten Aussprache des Jesus über die falschen Auffassungen, welche der Gebrauch des Wortes „Gottes Sohn“ fand. Der Teufel ist an Stelle anderer Frager getreten. Frage selbst und Antwort aber sind unversehrt erhalten.

Man verlangt: „Wenn er Gottes Sohn wäre, so solle er aus Steinen Brote machen.“ Jesus citirt dagegen die Deutung, welche das fünfte Buch Mose von dem im zweiten Buche vorgetragenen Gleichniß-Wunder des Mannafalles giebt: „Der Mensch lebt nicht vom Brote allein, sondern von jeglichem Worte, das durch den Mund Gottes geht“, d. h. aus Steinen Brote zu machen und als überirdischer Wundermann sich zu beglaubigen, darauf kommt es nicht an, sondern das vom Himmel gefallene Manna, (das ist: die höchste Sittenlehre) zu predigen und zu halten, von „Man“ zu leben, das ist das Wesentliche.

„Bist Du Gottes Sohn, so wirf Dich von diesem Tempel hinab, und die Engel werden Dich erheben,“ sagt weiter der Satanas, den wir sonst

wenn sie sagen wollen: „Das sagst Du, *nicht ich*“, also eine vexirende Verneinung oder nur halbe Bejahung. Dies bestätigt u. A. auch Prof. Aug. Wünsche, einer unserer ersten Kenner des Hebräischen. Die Wendung ist nicht zu verwechseln mit jener anderen hebräischen Redensart, welche eine Bejahung nach lateinischer Analogie ausdrückt. In der ganzen Septuaginta kommt die Wendung συ λεγεις nicht ein einziges Mal als Bejahung vor, sondern immer nur in qualificirenden Verbindungen. Da im Uebrigen Jesus kaum eine Redensart braucht, die nicht als solche schon in der Septuaginta vorkommt, so bleibt deshalb Nichts übrig als die talmudische Analogie.

aber einfach in allen Jesusreden als die Lüge, den innern Widersacher kennen. Jesus antwortet auf diese Anmuthung: „Wieder um steht geschrieben, Du sollst Gott, Deinen Herrn, nicht versuchen.“

Man kann wohl nicht energischer und klarer jede übernatürliche Gottessohnschaft, jede wunder-mythische Auffassung des Ausdrucks „Gottes Söhne“ ablehnen, als es Jesus gerade hier thut. Der Ausdruck „Gottes Sohn“ ist also, wie wir sehen, von Jesus selbst auf sein richtiges Maaß gebracht.

Auch in die Schriften des Paulus (z. B. Röm. 8, 15 und 19) hat sich, außer dem Hoseacitat desselben, noch die Metapher von den „Gottessöhnen“ eingeschlichen, als welche die im Sinne der Gesammtlehre Lebenden bezeichnet werden. Diese wahrhaft Sittlichen werden selbst hier noch im Sinne der ursprünglichen Jesusmeinung „Gottessöhne“ genannt, während unterdessen der Dogmatiker und Eiferer Paulus, der die neue Lehre nur vom Hörensagen kannte, sich das sonderbare Gebilde eines fleischgewordenen Gottessohnes unter starkem Mißverständniß des Sohnesbildes schon im ersten Buch Mose und unter Verwechselung mit griechischen Göttergenealogieen zurechtschuf. Er verquickte es mit der populären Messias-Christus-Vorstellung einer späten Generation, welche schon gar keine unmittelbare Kenntniß der alten heiligen Schriften mehr hatte. Die Lehren des Jesus selbst waren ihm nur ganz unvollständig bekannt, wir kennen sie aus den sogenannten Evangelien weit besser, als dieser Synagogen-Philosoph, der eine ganze Masse von scheinbar tiefsinnigen Untersuchungen über Sünde und Erlösung, über Willensfreiheit und dergleichen sicher niemals geschrieben haben würde, wenn er auch nur die Jesaiasbücher oder den Hesekiel im Ganzen gelesen hätte. Noch weit weniger, als diese, kannte er vollends all diejenigen Lehren des Jesus im Zusammenhang, welche seine Christusvorstellung aufheben. Auch hier sind Uebersetzungsfehler verzeihlicher wie unverzeihlicher Art die Ursache einer Vorstellung, welche die wahre Erkenntniß der tiefen, großartigen und sehr zeitgemäßen Lehre des Jesus von Nazareth noch lange verhindern wird. Von diesen Uebersetzungsfehlern soll indessen hier noch nichts Weiteres verrathen werden. Wir wollten nur das Wörtchen „Gottessohn“ einen Augenblick näher betrachten.

II.

Der Menschensohn.

„Wer ist dieser Menschensohn?“ wird eines Tages nach dem Berichte des sogenannten Johannesevangeliums Jesus von Nazareth gefragt. Er ertheilt darauf eine Antwort, die sehr schön, sehr klar ist, wenn man sie wirklich als Antwort versteht, nämlich „Söhne des Lichtes“ sollten die Schüler, die Menschen werden.

„Wer ist dieser Menschensohn?!“ ist oft wieder gefragt worden, und es ist wundersam genug, zu sehen, wie verschieden die Antworten darauf aus-

gefallen sind. Von Allen am leichtesten haben es sich die verschiedenen Kirchen gemacht. Sie haben ohne Weiteres, seit Paulus, angenommen, daß der alte vermeintlich verheißene Messias, der Christus, der Gesalbte, sich als einen Menschensohn bezeichne, sofern er von seiner irdischen Erscheinung spreche, während er sich im Gegensatz dazu den „Gottessohn“ nenne, wenn er seine himmlische Herkunft, seine Göttlichkeit bezeichnen wolle. Eine große Vereinfachung, aber zugleich auch eine große Schwierigkeit, denn bei näherem Zusehen stellt sich heraus, daß die Angelegenheit doch nicht ganz so einfach liegt. —

Wir hatten die eigentliche Bedeutung des Wortes Gottessohn näher kennen gelernt auf Grund der alten hebräischen Schriften und des Zusammenhanges, in dem Jesus von Nazareth die Menschen „Gottessöhne“ nennt mit jenen unzweideutigen Erklärungen, die er über den Sinn dieses Ausdrucks giebt auch für sich selbst. —

Nur viermal hatten wir diesen Ausdruck überhaupt in seinem Munde angetroffen. Fortwährend, sicher mehr als fünfzig Mal, finden wir dagegen, daß er in den ihm zugeschriebenen Aeußerungen das Wort „Menschensohn“ braucht. Aus der Septuaginta, wo das griechische υίος ἀνθρωπου fortwährend vorkommt, ergiebt sich, daß Jesus entweder das Wort Ben-Adam oder den Ausdruck Bar-Aenasch (Daniel 7,13), bezüglich die syrische Wendung dafür gebraucht haben muß, welch letztere an sich schon nur „Mensch“ schlechthin bedeutet. Da Jesus aber griechisch sehr genau zwischen Mensch und Menschensohn unterscheidet, so dürfte er gewechselt haben in der Anwendung der in der Schrift gegebenen Formen. Die griechischen Uebertragungen seiner aramäisch gesprochenen Reden übersetzen das Wort mit dem Ausdruck „der Sohn des Menschen“. Auch in diesem Falle dürften alle ernsthaften Erforscher der hebräischen Sprache nicht mehr zweifeln, daß das Wort „Sohn“ weit weniger einen Abstammungsgedanken ausdrücken soll, sondern metaphorisch eine starke Hervorhebung des Hauptbegriffs bedeutet. „Belialsohn“ heißt als „Sohn der Verderbniß“ ein besonders Verderbter.

Eine genaue Beobachtung des Wortes im Munde des Rabbi Jesus ergiebt sowohl im Matthäus-Buche wie in dem unter dem Namen Johannes überlieferten Evangelium, daß die sprachliche Wendung „Menschensohn“ von dem großen Lehrer in verschiedenen Bedeutungen gebraucht wird. Sie ist auch im Aramäischen so ausgedrückt gewesen, daß das Wort „Mensch“ hierbei gleichzeitig eine Mehrzahl wie eine Einzahl bedeuten konnte, wie im Griechischen. Der griechische Sohn des „Menschen“ bedeutet so viel wie Sohn der Menschheit, denn der „Anthropos“ ist nicht nur ein einzelner Mensch, sonder auch der Mensch als Begriff, als Menschheit. Genau dasselbe Wortbild und Bedeutungsspiel ergiebt sich aber auch aus dem Hebräischen, dem Chaldäischen und Aramäischen, wo die Einzahl „Mensch“ auch collectivistisch für „Menschen“ stehen kann und damit im „Menschensohn“ den Sohn vieler Menschen, den Menschheits-Abkömmling bedeutet.

Bei den alten Denkern und Weisen Judas finden wir den Sinn für den Stammbaum des Menschen sehr stark entwickelt. Jeder kennt die unendlichen Stammbäume und Ahnen-Aufzählungen der alten Schriften. Unter solchen Umständen war das Bewußtsein ganz allgemein, daß jeder Mensch der Nachkömmling nicht nur von zwei Menschen, sondern in Verfolgung seiner Ahnenreihe der Sohn, der Gewordene einer unendlichen Summe von Menschen ist, ein Sohn der Menschheit überhaupt. Und somit wurde auch das Wort „Menschensohn" zu nichts Anderem als dem Sinne nach der verstärkte Ausdruck für das Wort „Mensch" selbst. Es konnte heißen die „Menschheit" in all ihren Begriffsbeziehungen, es konnte auch heißen der einzelne Mensch in seinem Verhältniß zur Menschheit und zum Menschlichen, kurz, all das, was wir durch das begrifflicher gefaßte Wort „der Mensch" (auch als „Menschheit") bezeichnen, das sehen wir Jesus von Nazareth auf Grund eines Sprachgebrauchs durch die Wendung „Menschensohn" ausdrücken. Wir können es rein grammatisch so ausdrücken, daß das, was wir durch das Anhängsel „heit" oder „keit" (Teuflischkeit) ausdrücken in einer mehr persönlichen Form durch „Sohn" gegeben wird im griechisch-hebräischen Munde. —

Der Menschensohn ist also, rein sprachlich betrachtet, nichts Anderes als der Mensch und die Menschheit. An allen Stellen, wo der Rabbi Jesus das Wort braucht, ergiebt sich ein vollständig klarer und ethischtiefer Sinn aus diesem Wortbrauche. Und zwar verdrängt dieser Ausdruck derart den „Gottsohn", d. h. die idealisirende Bezeichnung des Menschen im Munde des Jesus selbst, daß überhaupt nur jene jüngst erörterten vier Stellen vorhanden sind, wo Jesus das Wort „Gottsohn" braucht, während er sonst nur immer vom Menschensohn redet, augenscheinlich also der wichtigste, vorwiegende Begriff seiner Lehre. —

Er war nicht der Erste, der diese Wendung in einem solchen Sinne gebraucht hatte. Bekanntlich hat auch schon der Prophet Daniel dieselbe, wenn er in seiner Traum-Allegorie davon spricht, daß da Einer gekommen wäre, der ausgesehen hätte wie „eines Menschen Sohn*)".

Die naive Phantasie der Ausleger hat hieraus sogleich irgend ein besonderes Wesen gemacht, das man wohl auch mit dem „Christus", mit dem Gesalbten, dem Messias verwechselte.

Man braucht aber nur das sehr interessante Danielcapitel im Zusammenhange zu lesen, so ergiebt sich, daß dieser Menschensohn nichts Anderes ist, als ein Mensch überhaupt zum Unterschiede von Thieren und sonstigen Ungeheuern. Wie Daniel, bezüglich der späte Verfasser der dem Daniel zugeschriebenen Allegorieen, auch sonst eine Art von phantastischer Geschichtsphilosophie pflegt, so wird im siebenten Capitel das Traumbild einer Anzahl von Ungeheuern mit Hörnern, auch Pardern mit vier Flügeln

*) Das Bar-Aenasch, welches hier steht, deckt sich völlig mit Ben-Adam.

entworfen, geflügelte Wesen, wie wir sie ähnlich ja auch im britischen Museum zu London auf assyrischen Denkmalen sehen neben anderen Wesen wie geflügelte Cherubim und Seraphim, die in den alten Ebräer- und Chaldäerschriften eine Rolle spielen. Das chaldäisch geschriebene Danielbuch giebt selbst die Deutung, daß diese verschiedenen Thiere verschiedene Reiche und Zeitalter der Geschichtsentwickelung sind. Dann aber soll eines kommen, das aussieht wie eines „Menschen Sohn“, es kommt in den „Wolken des Himmels“. Zum Unterschied von den barbarischen und gräulichen Reichen und Zeitaltern, die Alles um sich fressen, „zermalmen“, mit Füßen zertreten, wie es heißt, wird dieses letzte Reich ein menschliches Antlitz tragen, überhaupt menschlich, wie eines „Menschen Sohn“ aussehen; es ist das Reich der Menschlichkeit. Es wird (V. 27) als das Reich des „heiligen Volkes des Höchsten“, also als das ideale Judenreich bezeichnet, das diesen alten Denkern mit dem Reiche der Menschlichkeit und Humanität zusammenfiel, da sie von den Juden die Begründung solcher Humanität erwarteten.

Der Talmud berichtet, daß auch Rabbi Ben Asai den Ausdruck „Buch von der Abstammung des Menschen“ im Sinne der allgemeinen Brüderschaft der Menschheit verstand.

Jeder Leser des Daniel-Capitels sieht sofort, daß hier übrigens nicht etwa ein Heiland, ein Messias oder sonst etwas derart gemeint ist, sondern nur eine Allegorie der Menschen, eine Personification für ein Judenreich, das wie eines „Menschen Sohn“ aussieht, während alle anderen Reiche wie gräuliche phantastische Thiere aussehen.

Jesus hat diese Allegorie sehr gut gekannt und sie benutzt zur Ausbildung von weiteren großen Allegorieen, in denen diese Menschlichkeit erweitert ist aus dem beschränkten Rassenbewußtsein zur Menschheit und Menschheitsidee überhaupt, die er dann in solchen Nachbildungen nach Daniel stets auch den Sohn des Menschen nennt.

Aber nicht nur das Danielbuch kennt diese Metapher, diese Begriffsbildung vom Menschen durch die Bezeichnung als Sohn. Auch im achten Psalm finden wir das berühmte und schöne, oft citirte Wort: „Was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkest und des Menschen Sohn, daß Du Dich seiner annimmst?“

Auch hier kann man dem großen Ueberseтzer Martin Luther den Vorwurf nicht ersparen, daß er, indem er übersetzt: „Des Menschen Kind“, eigentlich eine Art von Unterdrückung begeht, wie er es ähnlich oft mit „Gottes Kind“ für „Gottessöhne“ thut. Er hat hier augenscheinlich gewisse dogmatische Vorstellungen nicht mit dem Wortlaut zu vereinigen gewußt. Der naivere Ebräerbrief, der diese Stelle aus dem Psalm citirt, übersetzt mit der Septuaginta dagegen ganz richtig in's Griechische: was ist ein Mensch und ein Menschensohn? (υἱος ἀνθρωπου für בֶּן־אָדָם = Menschensohn). In diesem Psalm sehen wir den Ausdruck nicht als Bild und als

Personification gebraucht wie bei Daniel, sondern die einfache Begriffsstärkung. „Was ist ein Mensch und Menschensohn, daß Du Dich seiner annimmst?“ Man sieht, der letztere Ausdruck bezeichnet nur den Menschen, sofern er als die Menschheit, das Menschliche mit all seinen Schwächen, Leiden, kurz, mit all dem, was „menschlich“ ist, gedacht wird.

Und eben dieser Bedeutung des Wortes begegnen wir neben dem Daniel'schen Bilde sehr oft im Munde des Rabbi Jesus, da ja das griechische Wortbild vom Hyios tu Anthropu die getreue Abformung der hebräischen Wortbildung mit all ihren Sinnmöglichkeiten ist.

Die Kirchen haben kein eiligeres Geschäft gehabt, als dieses Wort so zu sagen in Spiritus zu legen, es zu tödten und als einen feststehenden anderen Namen für Jesus oder den Gesalbten (Christus) einzubalsamiren. Daß damit allen Reden des Jesus zugleich der lebendige, tiefe Sinn genommen ist, darauf achtete man nicht.

Aber schon jedem Leser der lutherischen Uebersetzung wird es auffallen, daß Jesus von diesem Menschensohn stets nur in der dritten Person spricht. Wer Griechisch versteht, den befrembet es vollends, wenn er, bei dogmatischer Auffassung, Jesus in der dritten Person von sich reden sieht, etwa wie Julius Cäsar in seinem Werke de bello gallico stets von sich als vom „Cäsar“ spricht, eine künstliche Selbstobjectivirung, die sich dann sogar bis in Shakespeares Julius Cäsar fortgeerbt hat. Es ist natürlich Cäsar im bürgerlichen Leben nie eingefallen, so von sich wie von einem Dritten zu reden. Es ist nur eine litterarische Redeform des Historikers.

Wie unnatürlich würde nun vollends im Munde des Jesus eine solche gespreizte Rede sein! Sie ist weder griechisch noch hebräisch. Wohl kennt die hebräische Poesie die Form der Personification von Begriffen, die dann in ihrem Namen Mancherlei über sich aussagen. Aber niemals kennen die alten Redner und die Propheten die Form, daß sie etwa von sich selbst in der dritten Person reden in jener lateinischen Art. Im Gegentheil: mit ungeheurer Lebhaftigkeit reden sie immer als ein Ich. „Ich sahe in diesem Gesicht“, „Zu mir sprach der Herr“; und die ganze Rhetorik der Objectivirung, die sie befolgen, besteht immer darin, gerade vom Standpunkt dieses naiven „Ichs“ die Rede zu ordnen. Auch Hesekiel, der als stehende poetische Einleitung den Menschensohn hat und sich fortwährend selbst als einen Menschensohn im Sinne der Sterblichkeit und Menschlichkeit bezeichnet, beginnt stets:

Und des Herrn Wort geschah zu mir und sprach: „Du, Menschensohn . . .“ Das naive Ich ist der Träger des Citats, des Selbst-Objects, zu dem gesprochen wird.

Man erkennt das ganze siebenzehnte Capitel des Johannes-Evangeliums eben daran als unecht, daß Jesus hier in cäsaristischer Weise sogar von sich, im eigenen Namen, nicht citirend, als von Jesus spricht. Neben anderen Gründen natürlich. Der Aramäer Jesus hätte in jeder anderen Redeform

sich bewegen können, nur nicht gerade in dieser spätlateinischen, wo schon das Griechische genöthigt wird zu latinisiren und sich in eine Form zu zwängen, die ihm von Haus aus ebenso wenig natürlich ist wie dem Deutschen und Hebräischen.

Und eben diese rednerischen Umstände ergeben, daß Jesus, wenn er vom Menschensohn immer in der dritten Person, ohne Ich-Vermittelung spricht, eben auch nur in den seltensten Fällen sich selbst im Auge hat und haben kann. Das Dritte, wovon er spricht, das Object seiner Rede ist der Menschensohn, d. h., getreu den alten Schriften der Mensch, die Menschheit an sich, das Schicksal und der sittliche Körper der Menschheit, die Gegenwärtigkeit der Menschheits-Idee, Alles — nur nicht etwa gerade Jesus von Nazareth selbst.

Die Schreiber der Evangelien haben ja freilich dies schon gar nicht mehr verstanden. Sie schreiben die Gedanken, Aussprüche, Gleichnisse, die „Maschale" des Jesus von Nazareth ab unter einer vorausgesetzten Meinung, die unterdessen Paulus aufgebracht hatte. Sie deuten daher auch eine Reihe von Aeußerungen des Jesus über den Menschen ganz in ihrem Sinne. Auch tragen nur die in Matthäus und Johannes mitgetheilten Reden sowie die Gleichnisse im Lukas das Gepräge, daß dem griechischen Uebersetzer ein aramäisches Original vorlag. Alles Andere, Epische trägt sprachlich das Gepräge, daß man nach einer griechischen Uebersetzung arbeitete und nun sehr oft die Begriffe vertauschte und mehr in griechisch freier Uebertragung die Reden des Jesus fortpflanzte.

Immerhin ist uns aber so viel von den Lehren Jesu erhalten geblieben, mit den unmittelbaren Spuren der aramäischen Originalsprache, daß wir vollständig in der Lage sind, die Meinungen dieses Mannes zu verstehen, da die Septuaginta ein Kontrol-Lexikon fast aller Worte Jesu ist.

Und da ergiebt sich denn, daß der Menschensohn, d. h. die Menschheit und der Mensch, indem Jesus von ihm immer als vom Gegenstande seiner Gedanken spricht, der wichtigste und mächtigste Begriff seiner Lehre ist.

Jesus, gefragt, ob er sei Christus, der Gottessohn, antwortete unter Anspielung auf die Daniel-Allegorie von dem Reiche, das aussehen soll wie eines Menschen-Sohn:

„Du sprachest. Darüber hinaus sage ich Euch: von jetzt ab werdet ihr die Menschheit sitzen sehen zur Rechten der Kraft und kommen in den Wolken des Himmels."

Jesus benutzt also die Idee des Daniel, ja, er benutzt sogar die besondere Ausmalung, daß dieser „Menschensohn" in den „Wolken des Himmels" daherkommt. Daß hierbei nicht etwa an ein Jenseits gedacht ist, daß diese Himmelswolken ganz richtige, malerische Wolken sind zur rhetorischen Hebung der vorgetragenen Idee, ergiebt sich aber eben aus Daniel selbst, wo eine unzweideutige, durch kein theologisches Sophisma umzustoßende Deutung der ganzen Anspielung steht.

Wer in Bildern denken kann, sieht sofort, was Jesus meinte. Von jetzt ab — man beachte diesen Umstand — solle die Menschheit ihre höchste Kraft entwickeln. Der Gedanke der Menschheit kommt in den „Wolken des Himmels", wie es bei Daniel das humane Reich des Judenthums war. Für Jesus ist es das Reich der höchsten Menschenkraft überhaupt. Die höchste sittliche wie geistige Kraft der Menschheit soll von jetzt ab kommen und in der Welt wirken.

In diesem Sinne enthalten die Capitel 24 und 25 des Buches, das unter dem Namen des Matthäus geht, größere, zusammenhängende Ausführungen über diesen Menschheitsbegriff des Jesus. Sie sind in den Formen der Daniel'schen Allegorien, der phantastischen Gleichnisse gehalten, die man mißverständlicher Weise wohl auch Prophetieen nennt.

Das im 24. Capitel berichtete Phantasiegleichniß schildert das Kommen des Menschensohns, d. h. die Verwirklichung der Menschheit als sittlicher Begriff und als Welt-Anschauungs-Grundlage.

„Wie der Blitz ausgeht vom Aufgang und scheint bis zum Niedergang, so wird die Gegenwart der Menschheit sein," sagt Jesus in dieser ganzen großen Ausmalung. Luther übersetzt fälschlich: Die Zukunft des Menschensohns." Es steht da die Gegenwart.*) Wie der Blitz überall gleichzeitig über das ganze Firmament hin aufstrahlt, so wird sich die Gegenwart des Menschlichen, der Menschheit allüberall verwirklichen.

Man stelle sich einen Augenblick vor, Jesus habe mit diesem Gleichniß nicht die Erscheinung des Menschlichen und mit seiner Nutzanwendung den Christus gemeint, den Messias.

Hielt er sich selbst für Christus, so brauchte dieser doch gar nicht erst zu kommen, sondern er war schon da. Welch' ein Widersinn, wenn er zum Hohenpriester sagt: „Von jetzt ab werdet ihr diesen Christus kommen sehen in den Wolken des Himmels," wo sie ihn doch schon Jahre lang gesehen hatten. Wie sonderbar, wie unhebräisch, daß er, der Christus, von sich in einer dritten Person spricht und sich auf einmal „Menschensohn" nennt, da man ihn doch frug, ob er „Gottes-Sohn" und „Christus" sei. Wie sonderbar dann auch die ganze vermeintliche Prophetie vom Erscheinen des Messias in Zukunft, von dessen Zeitpunkt Niemand Näheres weiß, nicht einmal die Engel, sondern allein der Vater.

Man hat ja, unter diesen Schwierigkeiten, es auf eine Wiederkunft des Messias gedeutet, aber wie unverständlich, wenn dann eben dieser Messias sagt (V. 23): „Wenn dann (bei dieser zukünftigen Erscheinung des Messias) Einer zu Euch sagt: „Siehe, hier oder dort ist der Messias," so glaubet nicht," weil Pseudo-Gesalbte und Pseudo-Propheten die Menschen

---

*) „Ankunft" kann man nicht übersetzen, weil die vorhergehenden Sätze mit dem „siehe, hier ist Christus" die gesuchte Gegenwart bereits voraussetzten.

mit solchen Behauptungen täuschen würden. Nicht in der Kammer, nicht in der Wüste würde in Wahrheit dieser Christus sein, sondern dem überall leuchtenden Blitze gleich.

Nun, all' diese Räthsel sind gelöst, sowie man den Menschensohn nicht als den Messias, sondern als einen Gegensatz zum Messias und Messiasglauben auffaßt. Und man muß es, weil grammatisch von einer Wiederkunft überhaupt keine Rede ist, sondern von einem bloßen Erscheinen geredet wird, dessen Zeitpunkt Niemand wisse, weshalb man immer und zu jeder Zeit in sittlicher Bereitschaft sein solle. Schon vorher hat Jesus gesagt (V. 5), daß Viele auf seinen Namen hin kommen und sagen würden, er sei der Christus, womit sie Viele täuschen würden. Denn an der betreffenden Stelle ergiebt sich rein grammatisch, daß die Wendung: „Sie sagen, ich bin der Christus," von Jesus auf sich bezogen wird. Wäre die ursprüngliche Meinung, die Betreffenden gäben sich im Namen Jesu selbst für Christus, aus, so würde nach dem sagen λεγοντες wahrscheinlich ein „daß" stehen (λεγοντες ὁτι). Auf den Namen Christus hin aber zu behaupten, man wäre Christus, ist ein Unsinn, weil Christus schon gar kein Name ist. Es wäre dann zu denken, sie behaupteten auf den Namen Jesus hin (ἐπὶ) sie wären der Christus, denn Jesus ist wirklich ein Name. Aber auch dies wäre absurd, denn Leute, die so kühn sind, sich selbst als Messias zu bezeichnen, die hätten doch weit eher ein Interesse, ganz und gar nicht auf den Namen Jesus sich zu berufen. Nun bedeutet aber die Wendung „auf meinen Namen hin" im Hebräischen so viel wie „auf mein Ansehen, meine Autorität שֵׁם) hin", und es ist ganz absurd zu denken, irgend Jemand könne sich auf Jesu (oder Christi als des Sprechers) Autorität hin selber Christus nennen!

Grammatik und Logik ergiebt an der betreffenden Stelle vielmehr den Umstand, daß Jesus meint — was er auch schon selbst erlebte — daß Viele auf sein Ansehen hin behaupten würden, er wäre **der** Christus. Und gerade das erklärt er für Täuschung. Er will sagen, Pseudo-Messiasse und Pseudo-Propheten sind Alle die, die sagen: hier oder dort ist Christus. Wenn sie behaupten, in der Wüste sei er, so ist das ebenso wenig glaubwürdig, als etwa im Zimmer; sondern an seiner Stelle wird vielmehr der Menschheitsgedanke, der Mensch überall sein, wie der Blitz überall gleichzeitig ist.

In der dritten Person spricht Jesus auch von diesem Menschheitsbegriff in dem berühmten Phantasiegleichniß, welches zugleich die praktische Begründung seiner Lehre von der Liebe enthält. Hier wird geschildert, wie der Menschensohn, d. h. die personificirte Menschheit, die Böcke von den Schafen sondert, wie eine Statistik aller bösen und guten Thaten aufgestellt wird, und die denkwürdige Schlußfolgerung lautet: Wahrlich, ich sage Euch, so weit Ihr auch nur **Einem** das Geringste von **Diesem** thut, habt Ihr es mir gethan.

Man sieht ohne Weiteres, daß hier Menschensohn das alte Wort für die personificirte Menschheit ist. Man thut der Menschheit an, was man im Guten oder Schlimmen auch nur Einem anthut. Jede gute oder üble That wird auf die Begriffseinheit, auf die sittliche Idee der Menschheit bezogen. Denn in jedem einzelnen Menschen lebt ja die ganze vorvergangene Menschheit physisch wie geistig mit und der Menschheitsbegriff dazu. — Wäre dieser Menschensohn der Messias, der Gesalbte, der Christus, welch eine sonderbare mystische Person müßte das sein! Im besten Falle macht man dann eben das Wort Christus, wie es von vielen vorgeschritteneren Theologen geschieht, zum Namen für einen sittlichen Gesammtbegriff. Aber es ist dann sicher das einzig Richtige, auch gleich das Wort zu brauchen, welches Jesus selbst braucht, nämlich: Der Mensch als Name für die im Einzelmenschen verkörperte Gesammtmenschheit.

Im selben doppelten Sinne, der sich schon aus der hebräischen wie der griechischen Wortbildung ergiebt, sehen wir das Wort Menschensohn in dem von den Evangelisten gänzlich mißverstandenen Worte, das Jesus gebraucht:

„Der Mensch muß emporgehoben werden!“ (Δει ὑφωθηναι τον υἱον του ἀνθρωπου). Dieses Wort wird fortwährend citirt, es ist eines der populärsten Worte des Jesus gewesen. Die späteren Evangelienschreiber sind auf den wundersamen Einfall gekommen, den Satz: „Der Menschensohn muß erhöht werden,“ auf die nachmalige Kreuzigung Jesu zu beziehen. Die Erhöhung, die Emporhebung wird wörtlich genommen, Jesus wird zum Menschensohn gemacht, trotzdem er von ihm als von einem Redeobject in der dritten Person spricht. Und dann wird das „Erhöhen“ auf die Annagelung an's Kreuz gemünzt. Das Wörtchen „er muß erhöht werden“ wird in ein „er wird erhöht werden“ prophetisch vernachlässigt.

Welch' eine Anstauung von grammatischen Verkünstelungen! Wie ungenießbar, die „Erhöhung“ als eine wörtliche, eine Hochnagelung an ein Kreuz aufzufassen, wo das Hebräische das Wort „erhöhen“ hundertfach sittlich versteht!

Und in Wirklichkeit, welch' schönes grammatisch richtig und einfach übersetztes Wort: „Der Mensch muß erhöht werden!“ „Der Mensch muß emporgehoben werden!“

Ja, es war der große leitende Grundgedanke aller ethischen Lehren des Jesus, daß der Mensch und die Menschheit auf einen höheren Standpunkt emporgehoben werden müsse. Emporzüchten, sittlich emporbilden wollte Jesus die Menschheit. Ja, an einigen Stellen im Johannes-Evangelium bezeichnet er die Hochhaltung des Menschheitsbegriffs und der Menschheitsidee geradezu als den Weg der sittlichen Befreiung des Menschengeschlechts.

Ein bekannter neuester Philosoph ist ja zu ähnlichen Anschauungen gekommen. Aber freilich führt er seinen Gedanken nicht entfernt mit der ethischen Tiefe aus, die statt dessen bei Jesus herrscht. Dieser Philosoph

war sich indessen augenscheinlich sehr gut bewußt, daß er seine Aperçus eben bei Jesus entlehnte, wie er sie auch sonst bei Aristoteles, Aristophanes, Sophokles ja, bei Zarathustra und so manchem alten Weisen entnahm und rhetorisch ausbeutete.

Wer die wahren Gedanken und die ethische Lehre, die Jesus von Nazareth brachte, wirklich verstehen will, der wird gut thun, alle Sätze mit der hier gegebenen Uebersetzung eines Hauptbegriffes zu lesen und zu verstehen. Er wird eine Lehre entdecken von größter Schönheit und Tiefe, die unversehrt fast neunzehnhundert Jahre hindurch erhalten ist. Wie die Weizenkörner, die man in egyptischen Gräbern findet, nach jahrtausendlangem Begräbniß wieder zum Blühen gebracht worden sind und Halme getrieben haben — der Entdecker des Codex Sinaiticus besaß z. B. solche Halme — wird man auch die Lehre des Jesus aus ihrem dogmatischen Begräbniß, aus ihrer paulinischen Mumificirung unter Anwendung der hier gegebenen Uebersetzungswinke sich zu einem Gebilde gestalten sehen, zu dessen vollem Verständniß erst unsere Zeit herangereift ist. Und wir haben dieses Gebilde, unter treuer Uebersetzung, in zwei ausführlichen Werken bereits dargestellt.

Gedichte.

Von

Sigmar Mehring

— Berlin. —

Das Mädchen von Arles*).

Nach dem Provençalischen des Frédéric Mistral.

Was ich euch sag' — ich schwör' darauf,
Das Mädel mit den weichen Haaren
War 'ne Prinzessin. — Merkt nur auf:
Sie kam aus Arles mit zwanzig Jahren.
Ich habe sie zuerst geseh'n
Im Tümpel steh'n —
Bis an die Hüften,
Wo sie im heißen Sonnenbrand
Sich Binsen schnitt mit flinker Hand
Zum Käse lüften.

„Mein liebes Kind! Soll denn durchaus
Die Sonne deine Wänglein bräunen?
O ruh' mit mir am Waldquell aus,
Den grüne Sträucher hoch umzäunen."
„— Ei, guter Freund, im Sonnenschein
Reift Korn und Wein.
Ich bleib' im Tümpel.
Mein Kopftuch schützt mich vor der Gluth.
Geh' nur. Für dich ist Schatten gut
Und für die Gimpel."

---

*) Arles an der Rhone, größere Stadt an der Westgrenze der Provence.

„Mein liebes Kind, wenn dein Gemüth
Auch zart ist, — rauh sind deine Worte!
Bist du von fürstlichem Geblüt?
Stammst du von einem hohen Orte?"
„ — Ei, guter Freund, beinah'! Ich bin
Arlesierin.
Du stammst aus ödern
Gebieten wohl? Man sieht dir's an!
Du mußt gewiß als Angelmann
Stockfische ködern."

„Mein liebes Kind, wo wohnest du?
O laß um deine Gunst mich werben!
Ich fühl' es, dir gehör' ich zu,
Bis Einer von uns Zwei'n muß sterben."
„ — Ei, guter Freund, beim Milchverkauf
Halt' ich mich auf
In allen Gassen.
Mein Bräutigam versieht das Vieh.
Er spürt mir nach, wie Jäger, die
Auf Schmuggler passen."

„Mein liebes Kind, das hör' ich gern.
Laß an dem Bräut'gam dir genügen.
Du bist zu brav. Und mir liegt's fern,
Dir etwas Schlimmes zuzufügen."
— „Recht so! Denn letzt schwor wilden Blicks
Beim Crucifix
— 's ist nicht gefabelt! —
Mein Bräutigam: Wer je nach dir
Nur schielt, wird mit der Forke hier
Gleich aufgegabelt."

Trost.

Aus dem Französischen des Jean Richepin.

Unsel'ge Armuth! Nur das Gold macht glücklich.
Ruhm, Frohsinn, Macht steh'n in des Reichthums Solde.
Hochmüth'ge Nasen röthen sich vom Golde.
Und Gold verdeckt den schlimmsten Aussatz schicklich.

Der Reiche wünscht, — da hat er's augenblicklich.
Der ältste Wein gehört dem Tugendbolde,
Der feinste Bissen und die schönste Holde,
Prunk, Pferde, — was nur irgend scheint erquicklich.

— Sei's drum. Die Armen, wie sie Noth umschäume,
Sie haben auch ihr Glück: Gesang und Träume,
Die sie mit wonnigem Behagen hüten.

Wie Manche jubeln, schau'n sie nur von ferne
Des Frühlings Scheidemünze: kleine Blüthen,
Des Himmels Silberstücke: Mond und Sterne.

Verlangen.

Aus dem Polnischen des Kazimierz Tetmajer.

Könnt' ich doch endlich einmal weltverlassen
Traulicher Rede, Freundin, mit dir pflegen!
Könnt' ich doch endlich deine Hand umfassen,
An meine Schulter zart dein Köpfchen legen!

Könnt' ich doch endlich still mit dir genießen,
Jeglich Stück Brot und Wonnerausch und Thränen,
Jeglichen Pulsschlag, der das Blut macht fließen ....
Aber mein Loos ist's, ewig mich zu sehnen!

Der Schmerz.

Von

L. Fürst.

— Berlin. —

Einen hartnäckigen, unzertrennlichen und unliebsamen Begleiter hat der Mensch von seinem ersten Lebenstage an, bis er im Alter, müde von der Erdenwanderung, sich zur ewigen Ruhe hinlegt. Es ist ein unheimlicher, geisterhafter Gesell, der ihm lautlos folgt, ungesehen, ungehört. Nicht wie der Schatten, der ihn nie belästigt und der gerade im hellen Sonnenschein auftaucht, als wolle er daran erinnern, daß auch das sonnenhelle Glück seine Wandlungen erfahren kann. Nein, gerade wenn sich die Sonne verhüllt, wenn es trübe und düsterer um den Menschen wird, dann nimmt er diesen Begleiter wahr — es ist der Schmerz. „Ich bin da! Ich folge Dir! Ich lasse Dich nicht bis an Dein Ende! Und auch wenn Du mich nicht siehst, nicht hörst oder fühlst — es kommt ein Augenblick, wo ich Dir doch die Hand auf die Schulter lege — ich, der Schmerz!" So flüstert ihm dieser, selbst wenn der Mensch von ihm frei zu sein glaubt, leise zu.

Der Schmerz gehört zu den nothwendigen und unerwünschtesten Attributen jedes Menschen. Niemand kann sich rühmen, den Schmerz nicht kennen gelernt zu haben, stets schmerzfrei gewesen zu sein. Weder Rang, noch Macht, noch Reichthum schützen vor ihm: der Höchste wie der Niederste müssen ihn zeitweilig erdulden, und wenn sich auch der Begüterte ihn oft erleichtern kann und der Arme ihn um so schwerer empfindet, weil ihn noch andere Schmerzen bedrücken — erspart bleibt er Keinem, und nur wenige edle, vornehme Naturen können behaupten, daß sie Anderen mit Bewußtsein nie Schmerz verursacht haben, wenn auch lediglich seelischen Schmerz.

In physischem Sinne ist das Schmerzgefühl Nichts als eine ungewöhnlich gesteigerte Empfindung, also keineswegs etwas Apartes. Wir empfinden fortwährend äußere oder innere Veränderungen unserer Körperfunctionen, die ja in unaufhörlicher Thätigkeit, in unausgesetzter Berührung mit der Außenwelt sind. Wir werden auch vieler Empfindungen bewußt; aber diese erscheinen uns nicht unangenehm, nicht störend oder gar schmerzhaft. Im Gegentheil erwecken sehr viele auf uns wirkende Reize, mögen sie nun ausschließlich durch die sensibeln Nerven zum Rückenmark fortgeleitet werden oder durch dessen Bahnen bis zur Hirnrinde dringen, mögen sie einfache Reflexe auslösen oder, von unserem Bewußtsein wahrgenommen, der Ausgangspunkt von Vorstellungen werden, nur angenehme Empfindungen, das, was die Physiologie „Lustgefühle“ nennt. Eine leichte Berührung unserer Haut, ein Darüberstreichen mit einer Flaumfeder oder einer Kornähre berührt uns in der Regel nicht unangenehm; das Sonnenlicht, ein Orchesterstück, ein Parfüm können Lustgefühle in uns erwecken. Wenn unsere Haut aber gekratzt oder gedrückt, wenn wir über ein grell belichtet Schneefeld wandern, dicht vor einem vollen Militair-Orchester sitzen, das seine Fanfaren hinausschmettert, oder concentrirte ätherische Oele riechen, so werden diese Eindrücke graduell gesteigert. Sie überschreiten die für unser Wohlbehagen noch zuläßige Reizschwelle, das für ein Lustgefühl noch maßgebende Maximum. Dies wandelt sich in ein Unlustgefühl um, ja bei quantitativer oder qualitativer Zunahme der Reize in ein Schmerzgefühl.

Ob Jemand eine gewisse Summe von Reizen als Schmerz empfindet, hängt ganz von seiner Individualität ab. Mancher ist so dickfellig, so wenig empfindlich, mit einer so langsamen Nervenleitung begabt und von so träger Perception, daß die Grenze, an welcher ihm Empfindung zum Schmerz wird, weit hinaus gestreckt ist. Es dauert bei ihm lange und muß ihm schon stark kommen, wenn ihm Reize Unlustgefühle erregen sollen. Ein Anderer wieder, der feiner organisirt ist, empfindet zwar mäßige Reize schon so, daß die Grenze des Schmerzes erreicht wird. Aber sein Wohlbefinden wird dadurch nicht alterirt. Der „süße, holde Schmerz“ der Dichter, welchen die Seele bei manchen Situationen empfindet, ist kein Widerspruch in sich; es deutet ein Schwanken zwischen Freud und Leid, ein Ueberwiegen des Angenehmen über das Unangenehme an. Es ist ein Weh, in welches sich auch wohlthuende Empfindungen oder Erinnerungen mischen. Auch der physische Schmerz kennt solche Mischformen, in denen das Unlustgefühl zwar vorhanden, aber durch Lustgefühl gemildert ist. Für einen Dritten wieder sind die Grenzen, wo bereits das Maximum der Reize Schmerz erregt, enger gezogen, als beim normalen Menschen; schon geringe Reize können eine zu ihnen in keinem Verhältniß stehende starke Empfindung, ja selbst Schmerz bewirken, ein Zustand, den wir als Empfindlichkeit, als Hyperästhesie bezeichnen.

Da der Schmerz das Ergebniß eines Reizes ist, der auf sensible Nerven einwirkt, so können alle Theile des Körpers, welche solche Fasern enthalten, zum Ausgangspunkt eines Schmerzgefühls werden. Mit Ausnahme der gänzlich hornartigen Gebilde, der Haare und Nägel, giebt es kein Organ, welches nervenlos ist, und so kommt es, daß thatsächlich jeder Theil unseres Körpers „schmerzen" kann. Wenn Jemand angiebt, er empfinde Schmerz bis in die Haarspitzen oder beim Druck des Stiefels auf einen Nagel, so ist dies insofern eine Täuschung, als ihn die Nerven der Kopfhaut bei Neuralgien, die Nerven einer entzündeten Nagelwurzel schmerzen, sobald dieselben auch nur indirect gereizt werden. Aber im Uebrigen kann die Haut, können die Sinnesorgane, die Muskeln, Sehnen, Knochen und Gelenke, die Zähne, die Verdauungsorgane, die Leber u. s. w. Ursprungsstelle des Schmerzes sein, wie wohl schon Jeder an sich erfahren hat. Das eine Organ wird häufiger und stärker, das andere seltener und schwächer zu schmerzhaften Empfindungen gereizt sein, je nachdem es reicher oder ärmer an Nerven und an hochgradigempfindlichen Nerven-Elementen ist. Aber keines ist davon ausgenommen, bei entsprechenden Reizen auch Schmerz zu erregen. Bei der Haut-Oberfläche, die ja durch ihre weit verzweigten Endigungen der sensiblen Nerven, durch deren oberflächlichen Verlauf, durch ihre eigenartigen Endorgane (die Pacinischen und Tast-Körperchen) das Empfindungs-Organ par excellence ist, zeigt sich das Tast- und Empfindungsvermögen an verschiedenen Gebieten sehr verschieden. Dasselbe gilt von den ihr zunächst liegenden Schleimhautgebieten, wie der Bindehaut des Auges, der Nasenhöhlenschleimhaut, den Lippen, der Mundhöhle ꝛc., in deren Gewebe sich ebenfalls feinempfindliche Nerven-Endkolben befinden. Von den Hauptpartieen sind bekanntlich die der Hände, der Finger, der Fingerspitzen, der Fußsohlen ganz besonders für feine Empfindung eingerichtet, im wahrsten Sinne des Wortes Tastorgane, ebenso wie die Lippen des Säuglings als Tastorgane benutzt werden. Diese Organisation, welche das Empfinden feinster Eindrücke ermöglicht, ist natürlicher Weise auch die Ursache erhöhter Schmerzempfindlichkeit. Wenn wir noch daran erinnern, daß nach den neueren Forschungen die Oberhaut unseres Körpers wahrscheinlich für Druck, Kälte und Wärme gesonderte Empfindungs-Punkte und Nervenfasern besitzt, so leuchtet ein, daß wir eine feinempfindliche, mit überall vertheilten Endorganen und specifischen Leitungen ausgestattete Hülle besitzen, und es ist deshalb kein Wunder, wenn die Haut die Quelle unserer meisten Schmerzen ist. Dadurch ist sie aber auch unser Schutz, und wie die Tasthaare und Fühler mancher Thiere diese vor schädlichen Einflüssen bewahren, vor Gefahren warnen, so übernimmt für uns die Haut diese Rolle, und der getreue Wächter ist der „Schmerz".

Der Schläfer, dem eine Fliege über die Nase läuft, übertäubt dies ihn reizende Jucken oft durch einen stärkeren Hautreiz, der fast an das Schmerzhafte heranreicht. Er kratzt sich an derselben Stelle. Halten wir

längere Zeit ein Stück Eis in der Hand oder ergreifen wir einen heißen Teller, so empfinden unsere Finger einen Temperaturschmerz. Ein Funke, der uns auf die Hand fliegt, erregt schon Schmerz, und um so mehr eine größere Brandwunde. Schon der feine Nadelstich wirkt schmerzlich — ganz wie die Nadelstiche im socialen Leben oft schmerzlicher sind, als derbe Hiebe mit dem Stock. Eine Schnittwunde, eine Contusion, ein Mosquito- oder Bienenstich, ein Biß oder Stoß, ein Druck oder Reiben der Haut schmerzt — kurz in allen solchen Fällen ist im Gebiete von Hautnerven ein mechanischer, thermischer oder chemischer Reiz die Ursache des Schmerzes, sein Ausgangspunkt. Hier setzen auch dann in der Regel diejenigen Maßregeln ein, die wir zur Linderung des Schmerzes ergreifen. Unwillkürlich und mit sicherem Instinct streichen oder drücken, kühlen oder benetzen wir die Stelle. Wer sich an die Stirn gestoßen hat, reibt diese Hautpartie, und schon mancher Bluterguß ist durch solche Selbstmassage rasch wieder beseitigt worden. Wer sich durch einen Fall das Knie wund geschlagen, legt kalte Compressen auf oder wickelt eine nasse Binde fest darum; er fühlt, daß er den Schmerz an seiner Ursprungsstelle angreifen muß. Das Bestreichen der Schläfen mit dem Migränestift kühlt die congestionirte Hautpartie und beruhigt dadurch deren Nerven; selbst wenn die fleißige Nadelkünstlerin nach einem Stich in die Fingerkuppe diese in den Mund führt und befeuchtet, thut sie dies, weil sie weiß, daß sobald die örtliche Verletzung eines Nervenästchens dadurch beruhigt wird, auch die centrale Schmerzempfindung schneller weicht.

Von den Sinnesorganen wissen wir, daß zu heftige Sinneseindrücke neben der specifischen Erregung der Nervenendigungen auch sensible Fasern erregen. Die blendenden Reflexe einer von der Sonne beleuchteten Fensterscheibe, die durchdringenden Geräusche eines über die Schiefertafel geführten Stiftes, der ätzende Dampf einer rauchenden Salpetersäure, mit der wir eine Warze entfernen, ein Schluck alten Whiskys und ähnliche Dinge können dem einigermaßen sensiblen Menschen örtlichen Schmerz erzeugen. Auch die ärztlichen Eingriffe bewirken dies, z. B. das Legen eines Senfpapiers, das Einführen eines Instruments in die Nasenhöle oder in die tieferen Gebiete des Gehörorgans. Ein winziges glühendes Kohlenpartikelchen, das aus dem Schlot der Locomotive auf die mit feinen Nerven-Endknöpfchen versehene Hornhaut des Auges gelangt, verursacht heftige Schmerzen.

Merkwürdiger Weise sind Gehirn und Rückenmark an und für sich gegen chirurgische Eingriffe wenig empfindlich, sobald keine sensiblen Nervenfasern mit betroffen werden. Ueberangestrengte oder gequetschte Muskeln, die sonst nur das dem Raumsinn dienende „Muskelgefühl" besitzen, beginnen zu schmerzen; Gelenke, für gewöhnlich nicht empfindlich, schmerzen bei Entzündung oder bei einem Stoß; in beiden Organen kommen durch die zum Theil mit Pacini'schen Tastkörperchen versehenen Nervenenden wahre Schmerzempfindungen zu Stande. Die Sehnen des Fußes schmerzen nach

einem anstrengenden Marsch, die Knochen nach dem Tragen einer Last, die cariösen Zähne durch zu kaltes Getränk. Ein plötzlicher harter Stoß auf einen Nerven erregt am Ellenbogen, wie bekannt, kurz dauernde, aber heftige Empfindung. Der gesunde Mensch hat selten von seinen Verdauungsorganen Schmerzen zu erdulden. Sie melden ihm Hunger oder Durst an, aber sie functioniren unmerklich, für ihn unbewußt. Tritt aber eine Störung ein, eine Reizung durch schwer verdauliche Speisen, durch einen Gallenstein, ein Magengeschwür, eine Entzündung des Bauchfells in der Umgebung des Blinddarms und dergleichen, so ist das erste Signal „der Schmerz".

Es ist nicht zu leugnen, daß die Schmerzen einen verschiedenartigen Charakter haben. In einem Falle werden sie als brennend, im anderen als bohrend und stechend bezeichnet, in einem dritten als reißend oder bohrend, bald sind sie andauernd bald unterbrochen durch freie Intervalle, an- oder abschwellend. Diese ganzen Bezeichnungen sind der Hauptsache nach rein subjectiv; es giebt keine specifischen Unterarten des Schmerzes. Wohl aber ist die Schmerzempfindung nicht nur der Reizstärke proportional, sondern sicher auch durch die Art des Reizes und den Bau des schmerzenden Organs qualitativ beeinflußt. Der pulsirende Schmerz in einer entzündlich geschwollenen Fingerspitze ist Nichts als die gesteigerte Empfindlichkeit der von entzündetem Gewebe umgebenen Nerven, die den normalen, sonst unfühlbaren Puls jetzt fühlen. Der Kopfschmerz, der Hühneraugenschmerz, Kolik und Gicht, Zahnschmerz und eine durch zu heiße Bouillon verursachte Verbrühung der Lippe sind in ihrer Varietät nur durch die Verschiedenheit des Nervenreizes und der örtlichen Verhältnisse bedingt.

Nicht unerwähnt darf man lassen, daß auch gerade der Einfluß abnorm hoher oder niederer Temperatur bei verschiedenen Menschen sich nicht gleichmäßig äußert. Nimmt man auch an, daß alle Temperaturen von Speisen oder Getränken schmerzen, sobald sie kälter als — 10° C. oder wärmer als + 47° C. zeigen, so ist doch der Temperatursinn etwas sehr relatives. Gewohnheit übt hier einen großen Einfluß. Der Russe, der seinen heißen Thee, der Matrose, der seinen steifen Grog trinkt, hat davon keine Schmerzempfindung, während der solcher heißen Getränke Ungewohnte außer Stande ist, sie zu ertragen.

Wenn ein Nerv gereizt wird, sei es in seiner Peripherie oder in seinem Verlauf, so wird dieser Reiz stets nach den Centren des Nervensystems fortgeleitet. Er gelangt entweder, auf dem directesten, bisweilen durch Ueberstrahlen auf benachbarte Nervenenden etwas complicirtem Wege der vorderen (sensiblen) Nervenwurzeln in's Rückenmark und löst hier, ohne weiter zum Gehirn aufzusteigen, direct Reflexe aus, oder er pflanzt sich zur grauen Rindensubstanz des Gehirns fort und erregt hier bewußte Empfindungen oder Vorstellungen. Geringe Reize, welche das zum bewußten

Schmerz nöthige Maximum nicht erreichen, bleiben in der Regel, falls wir ihnen nicht besondere Beachtung schenken, für unsere Gehirn-Perception unbemerkt. Ueber einen Mückenstich fahren wir instinctiv mit dem Finger und reiben unbewußt die afficirte Stelle ein wenig; ein heftiger Bienenstich aber, der eine größere Menge eines organischen Giftes in die betreffende Hautstelle gebracht hat und eine heftig entzündliche Schwellung verursacht, bringt uns den localen Schmerz sofort zum Bewußtsein. Wir wissen, daß wir von einer Biene gestochen sind. Ein leichter Reiz bloßliegender Zahn-Pulpa wird uns oft entgehen; ein richtiger Zahnschmerz, bei dem man „an den Wänden hinaufklettern möchte", macht uns nicht nur unruhige reflectorische Bewegungen, sondern läßt uns auch den Uebelthäter aufsuchen, Etwas gegen ihn unternehmen; wir werden uns dieses Schmerzes bewußt. Oft kann man im Zweifel sein, ob unsere Schmerzäußerungen Ausdruck von Reflex oder bewußter Empfindung sind. Von sonderbaren Bewegungen bei heftigem Schmerz, wie Hüpfen, Umhertanzen, Zucken, Verzerren der Gesichtsmuskeln, bis zu Lauten, Worten und dem charakteristischen „Schmerzensschrei" giebt es eine ganze Reihe solcher Bekundungen, die fast unmerklich die Grenze des bloßen Rückenmark-Reflexes überschreiten und zum Theil sicher schon cerebraler Natur sind, ganz wie die Tastempfindungen uns über die Tastfelder und Empfindungskreise der Haut bald unbewußt orientiren, bald bewußt aufklären. Wir empfinden, wo uns „der Schuh drückt", gehen aber achtlos weiter; nimmt jedoch dieser Druck überhand, so suchen wir die Stelle auf, suchen die Ursache zu ermitteln, unsern Schmerz zu lindern. Die Grenze zwischen Rückenmarksschmerz und Gehirnschmerz ist also vielfach verwischt.

Erreicht der Schmerz eine gewisse Stärke, so wird er zu einer Krankheits-Erscheinung. Wir sprechen dann von Hyperästhesie oder von Neuralgie. Derjenige Mensch, welcher abgesehen von leichten, vorübergehenden Schmerz-Empfindungen aus äußeren Anlässen, nicht solche aus inneren Ursachen spürt, die idiopathisch, also scheinbar ganz von selbst entstanden sind und sein Wohlbefinden trüben, fühlt sich gesund und wohl. Sobald ihn aber ein bestimmter Schmerz befällt, der ihn beschleicht, wie der Dieb in der Nacht, sobald er seine Organe empfindet, ihre Existenz wahrnimmt, dann ist schon seine Stimmung, sein Wohlbehagen beeinträchtigt. Wir fühlen in gesunden Tagen nicht in nennenswerthem Grade unsere Muskeln und Gelenke, unser Herz, unsern Magen, unsere Leber. Wie empfinden weder unsere Zähne noch unser Gehirn. Sobald solche Empfindungen uns bewußt werden, haben wir schon den Eindruck, daß „Etwas nicht in Ordnung ist", und da der Schmerz meist das erste vernehmbare Symptom von Erkrankung ist — fühlen wir uns leidend. Hyperästhesie, die gesteigerte Empfindlichkeit, kann sich auf das gesammte Nervensystem erstrecken, beschränkt sich aber meist auf einen begrenzten Nervenbezirk, innerhalb dessen schon schwache Reize genügen, um heftige Empfindungen auszulösen. Das helle

Tageslicht, der Schein der nicht vom Schirm verdeckten Lampe wirken solchen Personen peinlich auf ihre Netzhaut, ja, sie machen ihnen Schmerz; sie können den Gesang eines Canarienvogels, den Ton einer Violine, das laute Sprechen nicht ertragen. Sie schreien schon bei der leisen Berührung einer überempfindlichen Hautstelle auf. Ein durchaus nicht übermäßig starker Geruch von Blumen oder von Desinfectionsmitteln verursacht ihnen Kopfschmerzen oder Uebelkeit. Kurz, ihre Toleranz gegen gewisse Reize ist verringert. Ganz anders ist es bei der Neuralgie, wo wir es mit heftigem Schmerz im Verlaufe eines bestimmten sensiblen Nerven und innerhalb seines Verzweigungs-Bezirks zu thun haben. Continuirlich oder intermittirend schmerzt dieser eine Nerv; auf freie Intervalle folgen Schmerz-Anfälle, die dann wieder in Remissionen abklingen. Ja, der intermittirende Typus kann so ausgeprägt sein, wie bei Malaria, wie hier die Fieber-Steigerung, so tritt dort der Nervenschmerz zu bestimmten Stunden des Tages regelmäßig auf; wie beim Wechselfieber liegen bisweilen 1—2 freie Tage zwischen einem Krankheitstag, und das Chinin zeigt sich dann auch hier wirksam — kurz, wir haben wahrscheinlich hier eine verkappte Malaria-Form vor uns. Die nicht in regelmäßigem Typus eintretenden Neuralgien, wie wir sie, besonders im mitteren Lebensalter und bei Damen beobachten, haben mit solcher Infection Nichts zu thun. Hier liegt entweder eine vererbte neuropathische Anlage, oder eine durch heftige Gemüthsaufregungen, Ueberanstrengungen, Erkältungen oder dergleichen erworbene Disposition vor. Bisweilen sind auch die toxischen Wirkungen des Alkohol oder des Nikotin Schuld einer chronischen Neuralgie. Oder sie erfolgt ganz acut wie z. B. beim „Wadenkrampf" oder beim „Hexenschuß", wenn Muskeln bei gewissen Bewegungen einen Druck auf einen Nerven ausüben oder wenn z. B. einzelne Muskelsehnen durch ein ungeschicktes Bücken beim Stiefelabziehen zerreißen. Wir kennen leider die Veränderungen noch nicht, welche in den Nerven vorgehen, wenn Jemand an Migraine leidet, wenn Anfälle von Tic douloureux (Trigeminus-Neuralgie) ihm das Leben verbittern oder eine Ischias ihm das Gehen erschwert, haben aber Grund, anzunehmen, daß es sich in solchen Fällen um einen entzündlichen Vorgang im Verlaufe des Nerven oder seiner Hülle handelt.

Es hat wohl noch keinen normal construirten Menschen gegeben, der sich über den Schmerz gefreut hätte. Und doch ist er oft ein werthvoller Warner und ein Freund, der zwar manchmal ernste, bittere Wahrheiten sagt, aber es aufrichtig meint. Vielen ist auch ein solcher Freund unwillkommen, ganz wie der Unglücksbote. Im Allgemeinen also steht der Schmerz im schlechtesten Rufe, und man wünscht ihn Keinem, den man lieb hat.

Gerade darum hat es die Menschheit, in der ja leider stets auch ein gutes Theil „Bestie" steckt, wohl verstanden, die Erregung von Schmerz als Strafmittel zu benutzen. Von der relativ harmlosen Ruthe der Kinderstube bis zum Knieen auf Erbsen und dem Haselstöckchen der Schule,

von dem Lattengefängniß bis zum Spießruthenlaufen, von der Knute bis zur neunschwänzigen Katze und Nilpferdpeitsche, von der Bastonnade bis zur Arbeit des Profoß hat die Prügelstrafe die culturgeschichtlich interessantesten Wandlungen durchgemacht. Und zahllos waren die Formen der Foltern, die eine raffinirte, grausame Erfindungskraft ersann, um den Angeschuldigten jedes beliebige Geständniß zu erpressen. Hierzu kamen jene wundersamen Verirrungen des Selbstpeinigens, welcher die Heiligen und Bücher des Morgenlandes, die Geißler und Flagellanten des Abendlandes zur Erhöhung ihrer religiösen Begeisterung und ihrer Selbstzucht huldigten.

Im Gegensatz zu allen solchen Bestrebungen stehen diejenigen, welche auf die Erzeugung von Schmerzlosigkeit gerichtet sind. Die Bekämpfung und Linderung des Schmerzes ist von Alters her eine sehr erwünschte Aufgabe gewesen. Psychische Waffen waren es, die man zunächst anwandte, um die Schmerz-Empfindung zu unterdrücken, und ein religiöses Motiv, die Ekstase der Fanatiker, der Mönche, der Derwische war es, was diese in den Zustand einer gewissen Unempfindlichkeit versetzte. Aehnlich wie der Hypnotisirte hielten diese Schmerzen aus, die für jeden Anderen unerträglich gewesen wären. Sie konnten sich Schwerter, Pfeile und Lanzen durch die Muskeln, Nadeln durch die Wangen stoßen, konnten über Glasscherben gehen oder in geschmolzenes Metall greifen, ohne zu zucken. Mancher dem angeklagten Märtyrer günstige Ausgang eines „Gottes-Urtheils" mag so zu Stande gekommen sein. Solche Beispiele einer pathologisch im höchsten Grade gesteigerten Abstumpfung gegen schmerzerregende Reize kommen noch heutigen Tags im Orient vor. In unseren Cultur-Verhältnissen haben mit seltenen Ausnahmen verzückter oder hysterischer Personen die Grenzen der Schmerz-Toleranz bei Weitem nicht mehr einen so erstaunlichen Umfang. Um so höher ist die Willenskraft bei manchen Menschen entwickelt, welche nach den Worten des Aeschylos: „Fasse Muth! Der größte Schmerz ist nicht von langer Dauer!" groß im Ueberwinden sind. Sie verstehen, dem Schmerz, der ihnen bevorsteht, fest in's Auge zu sehen und zeigen sich in der Art, wie sie ihn ertragen, als große Charaktere. Leider sind solche Naturen selten. Die meisten Menschen, besonders die wahrhafter Bildung Entbehrenden, werden, sobald sie Schmerzen zu erdulden haben, unliebenswürdig, ja geradezu ungezogen gegen ihre Umgebung, während die feinere Natur von ihnen Beiden ihre Umgebung möglichst wenig mitfühlen läßt und sich einen ruhigen, heroischen Gleichmuth, manchmal sogar eine heitere Selbstbeherrschung bewahrt. Andere wieder, besonders die verwöhnten, reichen Weichlinge, sind feige Naturen, welche keinen Schmerz erdulden können, ohne in kindischer Weise zu jammern, und welche, wenn ihnen ein solcher zustößt, ihn fast als eine ihnen von Gott zugefügte persönliche Beleidigung aufnehmen, mit einem Benehmen, das etwa sagt: „Unerhört! Mir so Etwas! Mir, der ich unbeschränkte Mittel habe, mir alles Gute zu schaffen, alles Böse fern zu halten." Es ist für den Armen eine Art Trost, in solchen

Fällen zu sehen, daß das Schicksal seine Gaben und seine Prüfungen sehr gerecht vertheilt und letztere Niemandem erspart.

Ist es hier die Seelenstärke, welche den Schmerz zu überwinden weiß, so haben es die Wissenschaft und Humanität verstanden, schmerzstillende Mittel zu erfinden und dadurch so manches Leid zu heben, manche nothwendige Operation erst möglich zu machen. Wir wissen jetzt, daß wir an derjenigen Körperstelle, an welcher ein entzündlicher Proceß besteht oder ein chirurgischer Eingriff vorgenommen werden soll, durch Kälte (Eis, Aetheraufsprühen, Aethylenchlorid) oder Injectionen von Cocain- und Morphium-Lösungen örtliche Anästhesie hervorrufen können, so daß durch Verminderung der Reiz-Empfänglichkeit jede Schmerzempfindung für einige Zeit unterbleibt. Wir wissen aber auch, daß wir Schmerzlosigkeit durch das Einnehmen von Chorofom und Aether, durch das Einnehmen von Morphium, Coodlin, Trional ꝛc. bewirken können, also auf den verschiedensten Wegen die Nerven der Peripherie und die vorderen Rückenmarks-Nerven für einige Zeit empfindungslos machen, in den Ganglien der Grauen Hirnrinde durch Herabsetzung der Reiz-Perception vorübergehend jedes Bewußtwerden einer Schmerzempfindung aufheben können. Diese Errungenschaften der Heilkunde sind zu einem unschätzbaren Segen für die leidende Menschheit geworden.

Denn der Schmerz — das ist nicht zu leugnen — ist eine Qual, und ihn dem Menschen zu erleichtern, wird für diesen zur Wohlthat. Wie unglücklich ist dagegen Derjenige, dem man Schmerzen nicht ersparen kann, weil unsere Mittel doch nicht immer und bei Jedem anwendbar sind. Nicht Alles kann der Geist ungestraft ertragen; und so sehen wir denn bisweilen nach langdauernden, heftigen Schmerzen Gemüths-Depression und Melancholie oder in anderen Fällen eine bis zur Manie sich steigernde Erregung über Denjenigen hereinbrechen, der unabläſſig von Schmerzen gefoltert ist.

Nicht nur der Körper hat seine Schmerzen, auch die Seele. Der „Seelenschmerz“ ist allerdings ein rein psychischer, central durch Vorstellungen und subjective Empfindungen entstehender, nicht von peripheren Reizen fortgeleiteter Schmerz, aber, trotzdem er in seinen Ursachen weniger zu Tage liegt, doch nicht minder eine Thatsache. Er ist ein der Menschennatur so recht eigenes, weit verbreitetes Leiden. Von dem ersten Schmerz, den vielleicht nur das Versagen eines Spielzeugs, das Wegnehmen einer Puppe veranlaßt, bis zum letzten Schmerz Angesichts des nahenden Todes, des Abscheidens von dieser Welt liegt für den Menschen eine Kette schmerzlicher Gefühle, und manche seiner Lieblingsideen ist ihm in dieser Zeit zum „Schmerzenskind“ geworden. Die Sehnsucht, die im Heimweh eine besondere Form annimmt, der Schmerz Liebender, der in dem „er liebt mich mit Schmerzen“ einen populären, in den Liedern und Dichtungen einen schwärmerisch-elegischen Ausdruck findet, die Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit, die Kränkung und Zurücksetzung, nicht zum Mindesten auch Selbst-

vorwürfe — alles Dies macht den Menschen zu einer Art von „Schmerzensreich“, dem „des Lebens ungemischte Freude“ nie ganz zu Theil wird. Darum ist auch das Mitempfinden von Schmerz etwas Hohes, von dem Rückert singt:

Wenn Du willst im Menschenherzen
Alle Saiten rühren an,
Stimme Du den Ton der Schmerzen,
Nicht den Klang der Freuden an.

Leider ist es von dieser Anschauung bis zum „Weltschmerz“ und dem Pessimismus nicht mehr weit, Reflexionen, denen sich Niemand hingeben sollte, der noch irgend welche Freude vom Dasein, von denen, die ihm lieb und theuer sind, zu erwarten hat. Wem daher das „Lasciate ogni speranza“ noch nicht zum bitteren Ernst geworden, der suche in sich die Kraft, die psychischen Schmerzen zu überwinden, sich von ihnen aufzurichten, die Welt nicht blos durch ein trübes Glas zu betrachten. Es sind nicht immer die Edelsten und Besten, die ihre Freuden in vollen Zügen genießen dürfen; gar mancher Gute muß das Entbehren und Entsagen lernen; aber auch ihm leuchten helle Tage, und oft bewährt sich ihm, daß „der Schmerz kurz und ewig die Freude“. Auch die schmerzvollsten Eindrücke mildert die Freude an der Natur. Man denke an Geibels Worte:

Und ist der Schmerz, um den es weint,
Dem Herzen noch so heilig,
Der Vogel singt, die Sonne scheint,
Vergessen ist er eilig.

Die Kunst hat dem Schmerz einen oft rührenden, oft erhebenden Ausdruck gegeben. Wer gedächte nicht des Spieles, der Worte, des Gesanges, der Mimik und Bewegung hervorragender Bühnenkünstler, welche in ihrer Darstellung des Schmerzes unsere Seele auf's Tiefste zu ergreifen, zu erschüttern wußten? Wer wäre nicht von einer warm empfundenen Grabrede wahrhaft gerührt worden? Und wem hätte nicht eine Elegie, ein klassischer Trauermarsch die Gefühle des Schmerzes, die auf dem Grunde seiner Seele schlummern, aufgewühlt, um sie dann desto sicherer zu beruhigen? Wir stehen vor dem Laokoon, vor der Niobe, vor einer schwertdurchbohrten Madonna oder büßenden Magdalena, und unser Herz vibrirt. Ja die Kunst hat es stets verstanden, den Schmerz zu adeln oder ihm doch einen würdigen Ausdruck zu geben, ihn für uns zum Trost, zur Erholung zu gestalten.

Der tiefste Schmerz ist stumm. Er findet keine Worte. Ja er kann, wenn er plötzlich eintritt, den Menschen fast erstarren machen. Aber wenn auch „große Seelen still dulden“, wenn auch das einem edlen Fürsten zugeschriebene Wort lautet: „Lerne leiden, ohne zu klagen“, so ist für Manchen die Wehmuth, die Klage eine Erleichterung, Wo der Eine charakterfest die Lippen schließt, die Zähne zusammenbeißt, sich in sich selbst zurückzieht,

erleichtert es dem Andern die Situation, sich auszuweinen. „Gieb Worte Deinem Schmerz, so ist er Dir benommen. Und „Grief doth much lament" heißt es im Hamlet. Mag manche Natur der Schmerz verhärten, verbittern, bei den Meisten bricht gerade im Schmerz das Bessere der Menschennatur durch. „Tu fais l'homme, o douleur!" Er macht die Menschen edler, er erhebt und verklärt sie. „Leiden sollen läutern" — und so sehen wir denn, daß auch der Atheist, dem das Wort „Gott" nie über die Lippen wollte, im Stöhnen des Schmerzes oder in der Todesangst die Hände faltet und wie sich seinen Lippen das Wort „O Gott" entringt.

Große Menschen sind noch im Schmerz groß; ihnen ziehen, wie Jean Paul es schön ausgedrückt hat, „die Schmerzen nach, wie den Gebirgen die Gewitter; aber an ihnen brechen sich auch die Wetter." Doch auch der schlichte, bescheidene Mensch, der sich nicht zu den Großen der Erde zählen kann, vergesse der Worte des Dichters nie:

„Daß sie die Perle trägt, das macht die Muschel krank,
Dem Himmel sag' für Schmerz, der Dich veredelt, Dank."

Crocus.

Eine Frühlingsskizze aus den Bergen.

Von

Marga von Rentz.

— Breslau. —

Frischgrün sind Felder und Wiesen.

Gänseblümchen, Veilchen, Anemonen blühen, und die Bäume und Sträucher haben dicke Knospen angesetzt.

Durch die Wiesen rinnen springende Wässerchen. Sie kommen von den Bergen, die noch im Winterschmucke prangen.

Es ist ein feines Singen und Klingen in der Luft — man weiß nicht was es ist und woher es kommt — aber es nimmt die Sinne gefangen. Der Wind fährt über Baum und Blatt — aber kosend, wie mit weichen Händen.

Die Vögel jubiliren in die klarblaue Weite hinein. —

Die Frühlingsstimmung hat Alle ergriffen.

Die Kinder, die jetzt noch auf der harten Schulbank sitzen und botanischen Unterricht haben, und auch den Lehrer.

Knaben und Mädchen sind in der Klasse zusammen, aber sie ärgern und necken sich heut nicht wie sonst gegenseitig; anscheinend aufmerksam sitzen sie auf ihren Plätzen, aber ihre Gedanken sind weit weg.

Die Stunden schleichen so — und draußen lockt die Sonne, in deren breiter Strahlenfluth der Schulstaub auf und nieder tanzt.

Vor jedem Kinde liegt ein halbwelkes Sträußchen der zarten Crocusblüthen, und sie erwecken noch sehnlicher den Wunsch nach Freiheit in der ungeduldigen Jugend.

Der Lehrer steht, mit dem Rücken an das Katheder gelehnt, vor der Klasse.

Er hält eine der Blüthen in der Hand, aber er schaut nicht darauf nieder, sondern zum Fenster hinaus.

Zum zweiten Male beginnt er in trockenem Tone:

„Der Crocus ist ein Knollengewächs. Die langröhrigen, trichterförmigen Blüthen kommen unmittelbar aus der Zwiebelknolle hervor. Die Blätter des Crocus haben lineale Form und entwickeln sich gleichzeitig oder nach den Blüthen. Es giebt etwa 50 Arten dieser Pflanzen. Die verbreitetsten sind die auch bei uns vorkommenden Frühlingscrocusse mit violettblauen, weißen oder gelben Blüthen. Sie gedeihen auf feuchten, schattigen Wiesen und blühen im März und April. Aus dem gelben Crocus wird ein kostbarer Farbstoff gewonnen, der Safran, den Eure Mutter auch beim Kuchenbacken braucht."

Einen Augenblick wenden sich die Köpfe der Kinder dem Lehrer zu.

„Lenchen Krause," fährt dieser fort, „zu welcher Art der Pflanzen gehört der Crocus?"

Lenchen erhebt sich langsam.

Ihr Gesicht trägt einen hilflosen Ausdruck, sie weiß absolut nicht, was der Lehrer meint; erst seine letzten Worte hatten sie aus ihren kindlichen Träumen gerissen.

Der Lehrer wartet — und die Kleine schweigt. Sie dreht sich nach links zur ihrer Nachbarin und sieht diese bittend an.

„Vorgesagt wird nicht!" mahnt der Lehrer.

Es ist ganz still in der Klasse.

Auf der Landkarte, die von der vorigen Stunde noch an der Wand hängt, kriecht eine Fliege umher.

Lenchen Krause beobachtet das Thier, wie es in größter Eile von Breslau nach Berlin spaziert und plötzlich, als ob es einen falschen Weg genommen hätte, umdreht und immer auf München losgeht.

Dann fliegt es auf und gegen die Fensterscheibe.

„Setz' Dich, Helene," sagt endlich der Lehrer und wirft dem Kinde einen strafenden Blick zu, „schreibe zu morgen als Strafarbeit zehnmal den Satz: ‚Der Crocus ist ein Knollengewächs' in Dein Heft, aber in Schönschrift, ohne Klecks oder Fingerspuren."

„Fritz König, sage mir, welche Form die Blätter haben?"

Fritz König guckt rasch auf die Bank, wo die Blüthen liegen.

„Eine lange Form."

„Lange Form giebt's nicht, mein Junge. Ich habe vorhin die Form der Blätter anders bezeichnet. Sieh' Dir doch das Blatt noch einmal genau an — nun? — der Nächste — auch nichts? — weiter — setz' Dich. Linke, von Dir habe ich auch keine Antwort erwartet, Du bist ja zu dumm, aber Erdmann, Du könntest es wissen. — Was ist denn das heute hier?

Ich begreife nicht, was für eine Unaufmerksamkeit in der Klasse herrscht. Ihr werdet wohl noch früh genug nach Hause kommen, wenn's aber jetzt nicht besser wird, bleibt die ganze Klasse noch eine Stunde da. Verstanden? Ich bitte mir die nöthige Aufmerksamkeit aus — sonst —"

Das Weitere besagt das geschwungene Rohrstöckchen. Die Kinder rücken unruhig auf den Bänken hin und her, dann betrachten sie die Crocusblüthen. Und wieder beginnt der Lehrer:

„Der Crocus gehört — — —"

Langsam und träge schleicht die Stunde weiter. Noch einmal wird der Lehrer ernstlich böse.

Lenchen Krause weiß nicht, was für ein Farbstoff aus dem gelben Crocus gewonnen wird.

Sie stottert:

„Der gelbe Crocus wird zum Kuchenbacken gebraucht."

Die Klasse lacht, und der Lehrer schlägt mit dem Rohrstöckchen auf die vorderste Bank.

„So? Zum Kuchenbacken? J das ist mir ja das Neueste. Der ganze Crocus mit Blättern und Blüthen, Wurzel und Allem?"

Lenchens Augen füllen sich mit Thränen, und der Lehrer wendet sich an die ganze Klasse:

„Man sollte es nicht für möglich halten. Ihr seid nun auf dem Lande geboren und erzogen. Um Euch herum duftet und blüht es, Ihr aber geht durch's Leben blind und taub. Wenn Ihr nur Eure Schnitte — Josef, war die Freiviertelstunde noch zu kurz, wurdest Du nicht fertig mit Essen, daß Du schon wieder auf beiden Backen kaust? — Eure Schnitte habt und dann hübsch faullenzen könnt, dann ist Euch wohl. Mehr braucht Ihr nicht. Schade um jedes Wort, das man zu Euch Dummköpfen spricht. Alles geht zu einem Ohr hinein, zum anderen wieder heraus. Ist das eine Wirthschaft!"

Endlich ist die Schule aus.

Bücher und Hefte sind in größter Hast in den Schulranzen hineingestopft; es darf keine Minute versäumt werden, um hinaus zu kommen in die Freiheit.

Ist das dieselbe Klasse, die noch vor wenig Augenblicken nur gelangweilte und schlafmützige Gesichter zeigte? Sind das dieselben Kinder, die nichts zu sagen wußten und nichts begriffen hatten?

Ein lustiges, übermüthiges Völkchen stürmt hinaus, jeder will der Erste, keiner der Letzte sein.

Schwatzend und lachend betreten sie die Straße, und schwatzend und lachend geht's nach Hause.

Der Lehrer vertauschte schnell sein Schulröckchen mit einem anderen, holte sich Stock, Hut und Plaid und wanderte den Bergen zu.

Auch auf seinem Gesichte lag ein zufriedenes Lächeln.

Er wollte doch mal sehen, ob auf den Bergen das Grün der Auferstehung noch nicht bald die todte Schneehülle durchbrechen würde.

Die Schaar der Kinder hat sich immer mehr zerstreut.

Auch Lenchen Krause mit ihren zwei Brüdern biegt jetzt von den Anderen ab und geht einen schmalen Wiesenpfad entlang. Ein Wässerchen springt neben ihnen von Stein zu Stein, und an seinen Rändern wachsen Brunnenkresse und Rapunze, und die Kinder pflücken jedes eine Hand voll für den Vater zum Salat.

„Das ist gesund," sagt die alte Großmutter.

Die alte Frau guckt schon durch die Scheiben des kleinen Häuschens und schaut nach den Kindern aus.

Die Eltern sind auf Arbeit, jetzt giebt's viel zu thun.

„Erst beten!" sagt die Großmutter, als die Kinder hungrig nach der Suppe langen.

Heute sind die Kinder schnell satt.

„Komm, Großmutter, geh' mit in die Siebenhäuser, die Crocuswiese blüht jetzt — Alles über und über blau."

Die Kinder drängen und bitten, sie ziehen die Alte am Rocke und fassen ihre Hände. „Laßt mich doch aus, Ihr wildes Volk," sagt die Alte etwas ärgerlich, aber sie geht doch zu der alten Truhe und holt sich eine warme Jacke und eine andere Haube heraus. Auf der Truhe, die roth angestrichen ist, ist ein Vergißmeinnichtkranz gemalt, den die Kinder immer sehr bewundern.

Heut aber werfen sie keinen Blick darauf, sie fassen sich an den Händen und tanzen einen Ringelreihen.

„Ringel, Ringel, Rosenkranz,
Der Töpper macht 'n Ofen ganz.
Er thut a Tröppel Wasser 'nein,
Da fällt der ganze Ofen ein."

Dann wird das Häuschen fest verschlossen. Die linde Lenzluft schmeichelt auch um der Alten gefurchte Stirn und thut ihr wohl. Die Großmutter hat den ganzen, langen Winter im dumpfen Stübchen gesteckt, sie freut sich nun, daß es wieder Frühling geworden ist.

Es geht nur langsam vorwärts mit der alten Frau; ihre Enkel springen immer einige Schritte voraus und dann wieder zurück zu ihr.

Jetzt sind sie auf der Höhe.

Vor ihnen liegt ein kleines Thälchen, lieblich und frühlingfrisch, und dort leuchtet auch die Crocuswiese.

Blüthe an Blüthe reiht sich da aneinander, einen dichten, wunderbaren Teppich bildend. — Märchenhaft sieht es aus, so im Grün der zartlila Fleck.

Lenchen Krause guckt in stummer Andacht hinunter, auch die Brüder sind ein Weilchen still geworden.

Dann stürmen die Kinder den Weg hinab zur Wiese hin.

Die Alte hat sich auf eine morsche Holzbank am Wege gesetzt und schaut den Kindern zu. Lenchen ist ganz außer Rand und Band. Sie jubelt und lacht und weiß selbst nicht warum.

Ihre Bäckchen glühen, und die Augen leuchten. Sie bringt der Großmutter jede einzelne Blüthe, so hat diese bald eine ganze Menge im Schooße liegen.

„Jetzt ist's genug," mahnt sie, „wir müssen heim. Kommt's aber her, helft's zusammenbinden zu Sträußeln."

Und wie sie nun alle Vier fleißig binden, erzählt die alte Frau in ihrer schlichten Weise den Kindern von Blumen- und Erdgeistern, und dann sagt sie, indem sie eine Blüthe sinnend betrachtet:

„Es ist doch net zu fassen und net zu begreifen, wie der liebe Gott a einzig's solch's Blümel schaffen kann. Schaut's nur amal her — was das für a zart's, fein's Blättel hat und was für a wunderschöne Farb'. Gar net zum Sagen ist's, was das für a Pracht ist. Un da schlaft's nu den ganzen Winter durch, un der Schnee deckt's fein säuberlich zu, un wenn dann 's Frühjahr kummt, kummt's raus aus der Erden, erst mit am ganzen klanen Spitzel un dann immer mehr und mehr, bis 's mit eins dasteht in sein wunderscheenen Kleidel und sagt: ‚Schaut's her, da bin ich.' Wie a Gruß vom lieben Gott ist mir so a Frühlingsblüthel immer vorkommen."

Die Kinder blicken mit weitgeöffneten, erstaunten Augen auf den Crocus in der Alten Hand, und ganz leise, fast scheu streift Lenchen mit dem Zeigefinger über ein Blumenblatt. Und was die trockene Auseinandersetzung des Lehrers nicht vermocht hatte, das bewirkten die schlichten Worte der Großmutter. Eine Ahnung von der Erhabenheit der bis ins Kleinste wunderbaren Schöpfung erfüllt ihr kindliches Gemüth.

Zu Hause erinnert die Großmutter an die Schularbeiten.

Lenchen zieht ein Mäulchen und kann sich nicht gleich entschließen.

Seufzend holt sie die Büchertasche und wirft sie auf den Tisch, daß es kracht. Ihre Feder kritzelt, und das Kind stöhnt beim Schreiben.

Die Buchstaben werden etwas steif, aber endlich steht es doch zehnmal da:

„Der Crocus ist ein Knollengewächs."

Die Kinder gähnen, die Frühlingsluft hat müde gemacht.

Auch die Eltern sind müde nach dem arbeitsreichen Tage.

Bald liegt Alles im tiefen Schlafe.

Aber auf dem Fensterbrett, der Commode, überall leuchtet es von zarten Blüthen. Lenchen Krause lächelt im Traum, denn ein Englein ist bei ihr und erzählt ihr von Gott und seinen Blumenkindern, und Lenchen sagt im Schlafe ganz laut: „Der Crocus is a Gruß vum lieben Gott."

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Anno dazumal.
Aus: Theodor Wundt, Die Jungfrau und das Berner Oberland. Berlin Raimund Mitscher.

Die Jungfrau und das Berner Oberland. Von Theodor Wundt. Herausgegeben von der Section Berlin des deutschen und österreichischen Alpenvereins. Berlin, Raimund Mitscher.

Die Empfänglichkeit für den Zauber, die majestätische Größe des Hochgebirges ist im Wesentlichen eine Errungenschaft dieses Jahrhunderts. Dem Menschen der Antike waren Gebirge und Wälder Orte des Schreckens, und auch das Mittelalter und die Renaissance standen ihnen fremd und gleichgiltig gegenüber. Selbst Rousseau, auf den man doch die Erweckung des modernen Naturgefühls zurückzuführen pflegt, hatte für den Zauber des Hochgebirges keine Empfindung. „Rousseaus Naturschilderungen bewegen sich fast ausschließlich im Vor- und Mittelgebirge; in die Gletscherwelt der eigentlichen Hochalpen scheint er sich niemals eingelebt zu haben, obwohl er jahrelang den Montblanc täglich vor Augen hatte; die flüchtigen Skizzen aus dem Oberwallis (in der Schilderung von St. Preux) entbehren der plastischen Anschaulichkeit und der leuchtenden Farbenpracht, mit deren Hilfe er den See und seine Ufer, seine Hainen und Felsschluchten in eine Glorie unvergänglicher Poesie zu tauchen weiß.“ (Vgl. F. Cohn:

J. J. Rousseau als Botaniker. Die Pflanze. I 166.) Während Rousseau sich nie in das Hochgebirge gewagt, drang Goethe im November 1779 in das damals fast ganz unbesuchte

Jungfrau, Mönch und Eiger oberhalb von Mürren.
Aus: Theodor Wundt, Die Jungfrau und das Berner Oberland. Berlin, Raimund Mitscher.

Thal von Chamonix, überstieg den Montanvert, den Col de Balme, die Furca und den Gotthard. Die Beschreibung seiner Schweizer Reise hat vornehmlich den Keim gepflanzt, aus dem

das Verständniß und der Sinn für die großart'gen Reize der Alpenwelt emporgeblüht ist: gleichwie er die Sehnsucht nach dem Lande, „wo die Citronen blühen", dem deutschen Gemüthe unauslöschlich eingeflößt hat. Wie ist uns seitdem diese neue Welt, deren Erschließung wir neben Anderem auch im Wesentlichen unserem größten Dichter verdanken, vertraut geworden! Wie haben wir es seitdem so herrlich weit gebracht! Was würden Rousseau und Goethe sagen, wenn sie die Schaaren von Touristen, Vergnügungsreisenden, Alpinisten und Bergfexen sähen, die alljährlich in die Schweiz pilgern, wenn sie gar

Der Höhenweg in Interlaken.

Aus: Theodor Wundt, Die Jungfrau und das Berner Oberland. Berlin, Raimund Mitscher.

hörten, daß die eisgepanzerten Berggiganten auch als Ziel für Hochzeitsreisende dienen müssen. Wer Wundts Buch über das Matterhorn gelesen hat, wird sich mit Vergnügen eines solchen Paares erinnern; in dem neuesten Werke des bekannten Alpinisten und Schriftstellers erneuern wir die angenehme Bekanntschaft des unternehmenden Ehepaares Max und Dolly, das seine Flitterwochen auf dem Matterhorn zugebracht, und das wir nun auf der Wanderung durch das Berner Oberland, „die Perle unter den Nordalpen, wenn nicht unter den Alpen überhaupt," bei der Besteigung des Schneehorns,

des Schreckhorns, des Mönches, der Ueberschreitung der Jungfrau u. s. w. begleiten dürfen. — Der Verfasser ist keiner jener fanatischen Bergfexe, denen das Bergklettern nur eine Befriedigung der Eitelkeit oder eine Modesache ist; ihm ist neben dem berechtigten Gefallen an der Erprobung der Kräfte, der Bewährung des Muthes im Besiegen der Schwierigkeiten, ein tiefes, warmes Naturgefühl eigen. Und der lebendige Ausdruck desselben ist es, der seine alpinen Schilderungen, denen auch eine Dosis erfreulicher Humor beigemischt ist, so anziehend und genußreich macht. Natürlich läßt er auch die

Ein Blatt aus dem Fremdenbuche der Berglihütte.
Aus: Theodor Wundt, Die Jungfrau und das Berner Oberland. Berlin, Raimund Mitscher.

historische Seite seines Themas nicht unberücksichtigt, so werden uns die berühmtesten Besteigungen erzählt und dabei auch aus dem dunklen Capitel der Geschichte des Alpinismus, welches die Unglücksfälle bilden, das Wichtigste mitgetheilt. Einen interessanten Blick in die Vergangenheit läßt uns das eingeschobene Capitel „Anno Dazumal" thun und in die Zukunft der Abschnitt, der die Projecte einer Jungfraubahn erörtert, ein Unternehmen, welchem der Verfasser natürlich als Alpinist wie als Naturfreund keine Sympathien entgegenzubringen vermag.

Wie die früheren Werke Wundts ist auch dieses von der Verlagshandlung auf's Glänzendste ausgestattet worden. Die zahlreichen Illustrationen in Lichtdruck und Autotypie sind vortrefflich. Mögen sich Viele an Wort und Bild dieses schönen Prachtwerkes ergötzen, Belehrung und Unterhaltung daraus schöpfend und Anregung zu reinem Naturgenuß. -l-.

Eggischhorn-Kapelle.
Aus: Theodor Wundt, Die Jungfrau und das Berner Oberland. Berlin, Raimund Mitscher.

Bibliographische Notizen.

Eine Lebensgeschichte. Von Ernst Thoma. Zürich und Leipzig, Carl Henckel & Co.

Aus dem bisher erschienenen ersten Bande ein abschließendes Urtheil über die Erzählung zu fällen, wäre verfrüht. Was der Autor bietet, ist ein fesselndes Lebensbild, in realistisch derber Weise, aber mit großer Kenntniß des menschlichen Seelenlebens und in sprachlich gewandter Form gegeben. An einzelnen Stellen macht der Naturalismus des Verfassers einer schwärmerischen Romantik Platz, welche das reiche Talent des Erzählers auch nach dieser Richtung hin erkennen läßt. vt.

Ernstes und Heiteres. Erzählungen für das deutsche Volk von Emil Frommel. Leipzig, H. Ebbecke.

Das liebenswürdige Erzählertalent des bekannten und berühmten Kanzelredners ist längst anerkannt; diese kleine Auswahl seiner Erzählungen erscheint nun in zweiter Auflage. Frommel erinnert in seinen Arbeiten an die echt volksthümliche, humorvolle, tief gemüthliche Art Hebels; die glückliche Wahl der Stoffe, die feine durchgeistigte Darstellung zeigen den künstlerischen Blick des allgemein beliebten Menschenfreundes. vt.

Männer der Zeit. Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. Herausgegeben von Dr. Gustav Diercks. Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

Dieses von dem bekannten Culturhistoriker Gustav Diercks, dem auch diese Zeitschrift manchen vortrefflichen Beitrag verdankt, geleitete Unternehmen soll eine Reihe von Lebensbildern bringen, für deren Auswahl allein die Bedeutung der Persönlichkeit und für deren Darstellung die Voranstellung des Reinmenschlichen maßgebend sein soll. Die Berufsthätigkeit

kommt hier nur soweit in Betracht, als sie für die Erkenntniß des Entwickelungsganges und der Bedeutung der Persönlichkeit maßgebend ist. Wir begnügen uns vorläufig mit dieser allgemeinen Anzeige des Unternehmens und behalten uns eine besondere Würdigung der einzelnen Bände vor. Bisher sind erschienen die Lebensbilder von Heinrich von Stephan von E. Krickeberg; Alfred Krupp von Hermann Frobenius; Fridtjof Nansen von Eugen von Enzberg; Friedrich Nietzsche von Hans Gallwitz und Franz Liszt von Eduard Reuß. — Die Bände sind 10 bis 20 Bogen stark und mit den Portraits der betreffenden Persönlichkeiten geschmückt. Jeder Band ist einzeln käuflich. -a.

Norwegische Reisebilder. Erlebtes und Erlauschtes. Von Therese Kracht. Mit vielen Illustrationen. Berlin, Ulrich Kracht.

Das Büchlein, aus freudiger und dankbarer Begeisterung für die Naturschönheiten und auch die guten materiellen Gaben Norwegens heraus geschrieben, lehrt zwar, wie die Verfasserin selbst sagt, uns nur einen kleinen Theil des Landes, dessen Besuch mehr und mehr Mode wird, kennen, aber es ist das besuchteste Gebiet und die schönsten Punkte, die wir in ihm kennen lernen. Das Büchlein giebt manchen werthvollen praktischen Wink, den Nordlandsreisende sich nutzbar machen können, und macht durch manche ansprechende Naturschilderung die Reiselust rege. Einzelne kleine frauenhafte Ueberschwänglichkeiten muß und kann man dabei in Kauf nehmen. -l-.

Eine Bibliothek der Länderkunde erscheint im Verlage von Schall & Grund in Berlin.

Das Unternehmen, dessen Herausgeber Professor Dr. A. Kirchhoff und Rudolf Fitzner sind, wird nach einem wohldurchdachten Plane in einer Reihe von Bänden sämmtliche Ländergebiete der Erde zur Darstellung bringen. Zu Mitarbeitern sollen die hervorragendsten Gelehrten des In- und Auslandes gewonnen sein. Der das Unternehmen eröffnende Band „Antarktis" von Dr. Karl Fricker wird von uns demnächst einer eingehenden Besprechung unterzogen werden. -l-

Da neuerdings von unberufener Seite litterarische und bildliche Erzeugnisse Fritz Reuters in einer Weise veröffentlicht sind, die, nicht im Sinne des Dichters, auch keineswegs den Intentionen der Erben entspricht, so ersucht der Generalbevollmächtigte der Erben Fritz Reuters, Herr Curt Walther in Eisenach, im Interesse einer würdigen, pietätvollen Bearbeitung, alle diejenigen, welche bisher ungedruckte Briefe, Gedichte oder sonst Handschriftliches von Fritz Reuter und seinem Freundeskreis besitzen, desgleichen Bilder und Zeichnungen von ihm oder persönliche Erinnerungen an ihn bewahren, hierdurch Namens der Reuter'schen Erben, solche Reliquien nur ihrem litterarischen Vertrauensmann Herrn Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz, Königlichem Bibliothekar in Berlin (W., am Karlsbad 5 pt.), für den dritten Band seines biographischen Sammelwerkes „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen" leihweise anvertrauen zu wollen.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Antiquariats-Katalog No. 36, Deutsche Litteratur und Sprache. Leipzig, Adolf Weigel.

Anzengrubers, Ludwig, gesammelte Werke. Liefg. 33 bis incl. 37. Stuttgart, J. G. Cotta-sche Buchhandlung, Nachfolger.

Bibliothek der Länderkunde. Herausgegeb. von Alfred Kirchhoff u. Rudolf Fitzner. Band I. Antarktis von Dr. Karl Fricker. Berlin, Schall & Grund.

Bilderbogen für Schule u. Haus. No. 1 bis 25. Wien. Verlag der Gesellschaft f. vervielfältigende Kunst.

Claparède, René, Toynbee-Hall, une colonie universitaire en Angleterre. Paris, Librairie de la société du recueil general des lois et des arrêts etc.

Diest, Gustav v., Meine Erlebnisse im Jahre 1848 und die Stellung des Staatsministers von Bodelschwingh vor u. an dem 18. März 1848. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Eleutheropulos, Dr. Abr., Die Philosophie als die Lebensauffassung des Griechenthums auf Grund der jedesmaligen gesellschaftlichen Verhältnisse. Erste Folge. Zürich, Sterns litterarisches Bulletin der Schweiz.

Engel, Eduard, Geschichte der englischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Mit einem Anhang: Geschichte der Litteratur Nordamerikas. Vierte, völlig neu bearbeit. Auflg. Heft 3, 4, 5. Leipzig, J. Baedeker.

Evers, Franz, Paradiese. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr).

Freytag, Gustav, Gesammelte Werke. 2. Aufl. in 22 Bänden. Bd. 19. Leipzig, J. Hirzel.

Goldbeck, Eduard, Zolas Beichte. Berlin, Fussingers Buchhandlung.

Hamsun, Knut, Hunger. Roman. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Maria von Borch. 2. Auflage. München, Albert Langen.
— Redacteur Lynge. Roman. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Maria von Borch. München, Albert Langen.
Handels-Correspondenz, Russisch-Deutsche. Zum praktischen Gebrauch für Deutsche u. Russen von L. A. Hauff. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Hartlebens, A., Kleines statistisches Taschenbuch über alle Länder der Erde. Fünfter Jahrg. 1898. Nach den neuesten Angaben bearbeitet von Professor Dr. Friedrich Umlauft. Wien, A. Hartlebens Verlag.
— Statistische Tabelle über alle Staaten d. Erde. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1897. IV. Jahrg. Herausgeg v. Emil Vogel. Leipzig, C. F. Peters.
Jahrhundert, Das neunzehnte, in Bildnissen etc. Lieferung 3 u. 4. Berlin, Photographische Gesellschaft.
Janitschek, Maria, Kreuzfahrer. Leipzig Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr).
Das Idyll von Capri. Aus der Bildermappe des Beatus Rhenanus, herausgegeben von Theodor Birt. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
Kaiser, Emil, Nicht schlecht. Eine Charakterstudie. Dresden, Carl Reissner.
Kalender für die Mitglieder des Deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen. Bearbeitet von Töchterschuldirector Schröter in Speyer. Herausgegeb. von dem Deutschen Verein für das höhere Mädchenschulwesen. I. Jahrg. Schuljahr 1898/99. Braunschweig, Albert Limbach.
Kerr, Alfred, Godwi. Ein Capitel deutscher Romantik. Berlin, G. Bondi.
Kobell, Louise v., König Ludwig II. und die Kunst. Mit zahlreichen, zum Theil bisher noch unveröffentlichten Illustrationen und Kunstbeilagen. Lieferung 2, 3, 4. München, Jos. Albert.
Kritik, Die, Monatsschrift für öffentliches Leben. Herausgeber Richard Wrede. No. 162. Berlin, Dr. R. Wrede.
Lacroix, Paul, Directorium, Consultat und Kaiserreich 1795—1815. Uebertragen von Oskar Marschall von Bieberstein. Nebst Anhang: „Napoleon I. in der Caricatur" Liefg. 1. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.
Lanzky, Paul, Aphorismen eines Einsiedlers. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr).
Litteraturgeschichte, Deutsch - Oesterreichische Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen herausg. von Dr. J. W. Nagl und Jacob Zeidler. Lieferung 9. Wien, Carl Fromme.
Löwe, K. R., Wie erziehe und belehre ich mein Kind bis zum sechsten Lebensjahre? Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).
Mackay, John Henry, Max Stirner. Sein Leben und sein Werk. Mit drei Abbildungen, mehreren Facsimiles und einem Anhang. Berlin, Schuster & Loeffler.
Moeller, Marx, Todtentanz. Eine Aschermittwochsdichtung. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr).
Mändlen, K., Seine Schuld. Novelle. Strassburg, i. E. Schlesier & Schweikhardt.
Mannes, Wilhelm, Neues in Sachen Ziethen! Ist Ziethen noch zu retten? Neues Thatsachen-Material und neue Ermittelungen als Unterlagen für ein erfolgreiches Wiederaufnahme-Verfahren zu Gunsten Albert Ziethens! Zum 15. Jahrestage der Verurtheilung Albert Ziethens zum Tode (2. Februar 1848). 1 bis 5. Tausend. Berlin, E. Klingebeils Verlag.
Monographien zur Weltgeschichte. In Verbindung mit Anderen, herausgegeben von Ed. Heyck. IV. Bismarck von Ed. Heyck. Mit 14 Kunstbeilagen und 228 authentischen Abbildungen. Bielfeld, Velhagen & Klasing.
Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache etc. II. Theil, Lieferung 5. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.
Oehlers Musikalisch-litterarische Rundschau. No. 2. December 1897. No. 3. Januar 1898. Frankfurt a. M. Verlag von Gustav Oehler jun.
Offermann, Alfred, Freih. von, Die Entscheidung der Krone im öster.-ungarischen Quotenstreik. Wien, Wilhelm Braumüller.
Ost-Asien. Monatsschrift für Handel, Industrie, Politik, Wissenschaft, Kunst etc. I. Jahrgang. No. 1. April 1898. Berlin, S. Calvary & Co.
Stern, Dr. Paul, Einführung und Association in der neuen Aesthetik. Ein Beitrag zur phychologischen Analyse der ästhetischen Anschauung. Hamburg, Leopold Voss.
Scheerbart, Paul, Der Tod der Barmekiden. Arabischer Haremsroman. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr).
Schlaf, Johannes, Walt Whitman — Lyrik de chat Noir — Paul Verlaine. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr).
Schmidt, Lothar, Die Unparteiischen. Komödie in vier Acten. Oppeln, G. Maske.
Stirners, Max, kleinere Schriften und seine Entgegnungen auf die Kritik seines Werkes: „Der Einzige und sein Eigenthum." Aus den Jahren 1842—1847. Herausgegeb. von John Henry Mackay. Berlin, Schuster & Loeffler.
Vollmöller, Dora, Himmelwärts! Ein Erinnerungsblatt. Dresden, Justus Naumanns Buchhandlung.
Warum verdient die Stolze'sche Stenographie vor anderen Systemen den Vorzug? Dem Andenken an Wilhelm Stolze zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages am 20. Mai 1898 gewidmet von Dr. Jul. Knocoenagel. Hannover, Carl Mayer (Gustav Prior).
Weigand, Dr. Gustav, Die nationalen Bestrebungen der Balkanvölker. Vortrag. Leipzig, Dr. Seele & Comp.
Weisheit, Altgriechische, Blumenlese von Sinnsprüchen aus griechischen Dichtern in deutscher Uebersetzung von Dr. Josef Murr. I. Bändchen: Die ältesten Epiker und Elegiker Aischylos und Sophokles. Innsbruck, Wagnersche Universitäts-Buchhandlung.
— II. Bändchen. Euripides.
— III. Bändchen. Liebe und Ehe.
Wette, Hermann, Der Bärenhäuter. Teufelsmärchen. Köln, Albert Ahn.
Woerl, Leo, Führer durch die Haupt- und Residenzstadt Dresden. Mit Plan d. Stadt. Würzburg, Woerls Reisebücherverlag.
Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Herausgeg. v. Fedor v. Zobeltitz. I. Jahrg. 1897/98. Heft 12. (März 98.) Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Band 85. — Heft 255.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Juni 1898.

22. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Preis pro Heft 2 M., pro Quartal (3 Hefte) 6 M.,
pro Jahr (12 Hefte) 24 M.

Juni 1898.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Max Dreyer.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Max Dreyer

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXV. Band. — Juni [illegible] — [illegible]

[illegible]

Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt [illegible]

v. S. Schottlaender.

Max Dreyer

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXV. Band. — Juni 1898. — Heft 255.

(Mit einem Portrait in Radirung: Max Dreyer.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Liebesträume.

Komödie in 1 Act.*)

von

Max Dreyer.

Den Bühnen und Vereinen gegenüber als Manuscript gedruckt.

Personen:

Friederike Pezold, Gutsbesitzerin.
Else Rehberg.
Alex Oppermann.
Uplegger, Wirthschafter auf dem Gut des Frl. Pezold.
Anna, Stubenmädchen.
Ein Knecht.

Spielt auf dem Gut des Fräulein Pezold in Mecklenburg.
Gartenzimmer im Gutshause, die Ausstattung altmodisch und gediegen. Rechts führt eine Thür zur Terrasse, im Hintergrunde geht eine Thür zum Nebenzimmer, links der Ausgang auf den Corridor.
Es ist Abenddämmerung im Spätsommer. Anna, in hellem Waschkleid mit kurzen Aermeln, auf dem Kopf eine weiße Rüschenhaube nach Hamburger Mode, stellt, leise vor sich hinträllernd, Gläser in's Buffet. Dann tritt Oppermann auf, eine Doppelflinte im Arm.

Alex (sieht sich um, stellt die Flinte hin): Na — ganz allein, Sie kleine Hexe Sie?

Anna (geziert): Ja.

Alex: Wo ist Fräulein Pezold?

---

*) Sowohl Aufführungs- als Nachdrucks- und Uebersetzungsrecht vorbehalten. — Für sämmtliche Bühnen im ausschließlichen Debit der Verlagsfirma A. Entsch in Berlin erschienen, von welcher allein das Recht der Aufführung zu erwerben ist.

Anna: Fräulein Pezold is noch auf's Feld geritten.

Alex: Wird immer noch eingefahren?

Anna: Ja, das wird es woll.

Alex: Und Fräulein Rehberg?

Anna: Die is in 'n Garten gegangen.

Alex (die Hände reibend): So wären wir denn also ganz unter uns! (tritt ihr näher) Haa — was das Mädel für Augen im Kopf hat! Sagen Sie mal, Sie kleine Satanella — haben Sie auch 'n Schatz?

Anna: Ich — hier? Pah!

Alex: Wirklich nicht?

Anna: Mit sone Bauernlümmels geb' ich mir doch nich ab.

Alex: Recht so! Sind Sie auch zu schade für.

Anna: Ich bin überhaupt die längste Zeit auf 'm Lande gewesen.

Alex: Ah — wollen Sie fort?

Anna: Gewiß doch! Uebermorgen is ja der Letzte — un da zieh' ich.

Alex: Was Sie sagen! Wohin woll'n Sie denn?

Anna (stolz): Ich geh' nach Berlin.

Alex: Donnerwetter! Und übermorgen schon?

Anna: Morgen Abend kann ich schon gehn.

Alex: Mädel — das ist ja aber schade! Jammerschade ist das! Ah! — da müssen wir uns heut' Abend noch hübsch Adieu sagen.

Anna (kokett): Wir — uns?

Alex: Na natürlich! So zwei wie wir zwei! Was? (er streichelt ihren Arm mit dem Fingerrücken) Ha — ein Fell hat das Mädel —!

Anna: Fell!? —

Alex: Wie Sammt! Einfach verdreht macht sie Einen! Die Augen und der Mund — der Mund! — und so was von Figürchen —! Unglaublich, daß so was auf dem Lande wächst!

Anna: O — ich bin ja auch nich vom Lande.

Alex: Nicht?

Anna (mit Würde): Ich bin aus Sternberg!

Alex (der ihr ganz nahe getreten ist): Aah — aus Sternberg — der Stern von Sternberg! (sie hebt den Kopf gegen ihn) Kleine süße Hexe — hältst mir ja den Mund so hin — (er will sie an sich ziehen, sie wendet sich kokett zur Seite).

Anna: Ich hab' man blos gerochen.

Alex: Was haben Sie?

Anna (schnüffelnd): Gerochen hab' ich nach Ihnen — Sie riechen so fein.

Alex (drückt sie an sich): Das können Sie näher haben.

Anna: Ah —! —

Alex: Schön — was? Oben hab' ich noch 'ne ganze Flasche unangebrochen. Die schenk' ich Ihnen, wenn Ihnen das Zeug so gefällt. Opoponax! Doller Name — nicht? Und nun sagen Sie mal, mein kleiner Schatz —

wann und wo nehmen wir denn Abschied von einander? (Er zieht einen Stuhl herbei, setzt sich und nimmt sie auf den Schoß).

Anna: Nich doch (bleibt aber sitzen).

Alex: Du kommst nachher in den Garten.

Anna: In 'n Garten? Was soll ich da woll?

Alex: Kennst Du die Jasminlaube?

Anna: Was wollt' ich die nich kenn'n.

Alex: Da treffen wir uns.

Anna: Nein — das thu' ich nich.

Alex: Du kommst — Du kommst — Du mußt einfach kommen!

Anna (geziert): Sagen Sie doch nich immer Du zu mir!

Alex: Das sag' ich, weil ich Dich so gern hab'! — und Du hast mich ja auch gern — Du bist ja doch mein kleiner Schatz — nicht? Und Du kommst?

Anna: Das weiß ich noch lange nich!

Alex: Also — Du kommst! Und nun gieb mir 'n Kuß!

Anna: Nein!

Alex: Doch! (draußen werden Stimmen laut).

Anna (springt auf): Huch! Fräulein Pezold! (Sie fliegt an's Buffet).

Friederike, gleich hinter ihr ein Knecht, der beim Einfahren umgeschmissen und sich die rechte Hand verletzt hat, die er mit der linken aufstützt; dahinter der alte Uplegger.

Friederike (zu dem Knecht): Dat Du Dien verdammte Bödelie nich laaten kannst! Bet Du Di noch eens dat Gnick bräkst! (Wirft die Reitpeitsche auf den Tisch) Nu wies noch mal her! (Untersucht seinen Arm, dann die einzelnen Finger; als sie an den Mittelfinger kommt, zuckt er zusammen und stöhnt auf). Na heww Di man nich so! Ja — de is braaken. Den moet ick Di inschienen! (Zu Anna, auf die unterste Schublade des Schrankes deutend) Hal mal von dat oll Linnen! (Sie sieht sich um, dann geht sie eilig an's Buffet und reißt schnell entschlossen von der Cigarrenkiste, die dort steht, den Deckel ab. Anna bringt Leinewand, sie reißt sie in Streifen und bindet die Hand des Knechts auf dem Brett fest.) So! Nu hölst den Arm ganz still! Un morgen gehst nah de Stadt ton Docter. (Aergerlich-ironisch) Wi hebben ook grad jetzt nix to dohn! — Is ook würklich nix mit de Pier?

Knecht: Nee — blot —

Friederike: Na — wat?

Knecht: De Sadelstut' —

Friederike: Wat is mit de?

Knecht: Se hätt sich dat linke Hinnerbeen 'n beten blödig stött —

Friederike (unmuthig): Ick segg man!

Knecht: Dat hätt öwer nix up sich.

Friederike: Ick warr mi sülwst dornah ümsehn! (Knecht wendet sich zum Gehen) Un dat Du mi den Arm still höltst!

Knecht (nickt): Schön 'gun Abend ook!

Friederike: 'n Abend! (Knecht ab.) (Zu Uplegger) Blieben S' so lang hier, Uplegger. Drinken' S'n Glas Bier. (Zu Anna) Hal 'n poor Buddel rupper!

(Anna ab.) (Begrüßt jetzt Oppermann) 'N Abend, Vetter! Der Kerl hat umgeschmissen. Ich muß mich erst mal nach den Gäulen umsehn. Laß Dir die Zeit nicht lang werden. (Ab.)

Alex (zu Uplegger, der in kühlster Unzugänglichkeit verharrt): Das ist 'ne Gutsherrin! Was? Alles kann sie, und für Alles sorgt sie! Die ist auf 'm Posten! Die hat die Sache im Gang! Wie? — Na, Sie sagen ja gar nichts dazu?

Uplegger: Ook noch.

Alex: Und 'n Staatsgut ist das hier überhaupt. Hab' mir die Sache so 'mal genauer angesehen, ehe ich auf den Anstand ging. Uebrigens mit Ihrer Entenjagd ist nicht viel los.

Uplegger: Dat 's ook nich nörig.

Alex: Nein — nein! — natürlich ist das Nebensache. Das wollt' ich also sagen: Die Felder — die machen doch geradezu einen großartigen Eindruck. Lauter guten Boden haben Sie hier?

Uplegger: Goden un slichten.

Alex: So — hm — (forschend) aber das ganze Gut ist doch — famos im Stande — und — ja — meine Cousine kann doch nicht klagen, wie? Die kann doch nicht mitreden als „nothleidender Agrarier", was?

Uplegger: Fragen S' ehr doch sülwst.

Alex: Na — ich mein' ja nur. — Ja überhaupt Landwirthschaft! Das ist so Etwas, wofür ich auch ganz was Besonderes übrig habe. Sagen Sie 'mal — glauben Sie nicht, daß ich auch 'n ganz guten Landmann abgeben könnte?

Uplegger (mit ruhiger Entschiedenheit): Nee.

Alex: Nicht? Warum nicht? Ist das wirklich Ihr Ernst? Wie müßt ich denn sein?

Uplegger: Anners!

Alex: So — hm — ja — damit bin ich — auch nicht klüger.

Uplegger (bissig): Dat 's nich mien Schuld. (Friederike kommt zurück.)

Friederike (zu Uplegger): Is jo noch good afgahn. (Anna kommt mit dem Bier). Nu kümmt de Diern ierst mit dat Bier? Olle Nöhllies'! Hal' mi mal 'n frisch Glas Water! Oewer 'n beten fix!

Anna: Von draußen — aus die Pumpe?

Friederike: Ja, „aus die Pumpe"! (Uplegger schüttelt den Kopf. Anna ab.) De Diern is rein dwalsch mit ehr Ziererie un Gälsnackerie! Bün froh, dat se wegkümmt. (Zu Alex) Die haben Deine Landsleute auf 'm Gewissen. (Zu Uplegger) Schenken S' sich doch in!

Alex: Meine Landsleute?

Friederike: Ja. Wir haben hier Rathenower Husaren im Quartier gehabt. Trinkst Du auch Bier?

Alex: Danke schön! Wenn Du erlaubst, schenk' ich mir noch 'n Cognac ein.

Friederike: Bitte! (Alex geht an's Buffet.) (Zu Uplegger, der inzwischen ausgetrunken hat) Jä, Uplegger — denn will' wi morgen ganz tiedig anfangen. Wi moeten vör de Kirchtied farig warrn. Wenn sick blot dat Weder hölt!

Uplegger: Dat glöw ick!

Friederike: Un naheer kamen Se denn mit de Böker röwer.

Uplegger: Ja woll. (ab).

Friederike (wirft sich in's Sopha): Ach — ja!

Alex: Müde?

Friederike: Na — des Abends sind Einem immer die Knochen 'n bischen lahm. Mit dem Entenstrich war es woll wieder nix?

Alex (setzt sich auf einen Stuhl neben sie). Nein — rein gar Nichts.

Friederike: Jä — wie sagt doch mein alter Freund, der Oberförster in Rummelshagen? „Viecher wollen auch geschossen werden!" Und wir haben ja nu die Jagd hier ganz einschlafen lassen.

Alex: Und da kommen die Viecher überhaupt nicht, weil ihr Ehrgeiz hier nicht befriedigt wird?

Friederike: So wird's denn woll sein.

Alex: Ich hab's aber nicht bereut, so lange auf dem Anstand gesessen zu haben.

Friederike: Na, denn is's ja man gut.

Alex: In der Abendstille — in dem sanften Dämmerlicht — da kommen Einem so allerhand beschauliche Gedanken. Da kann man so hübsch in sich gehn.

Friederike: Das kann man.

Alex: Und wie ich so dasaß in der Weizenhocke, den goldenen Segen über mir — und wie — wie so aus der Ferne die Heerdenglocken herübertönten —

Friederike: Giebt's ja gar nich bei uns.

Alex: Nun ja — ja —! — das ist auch nur bildlich gemeint — um die Stimmung zu bezeichnen — — na, in dieser Stimmung also, da wurd' es mir zur Gewißheit, daß es jetzt mit meinem Zigeunerthum für immer ein Ende haben wird.

Friederike: Na denn man zu!

Alex: Ja — ich muß jetzt festen Fuß fassen! Wurzelhaftigkeit — das ist, was mir Noth thut. Und weißt Du, was ich jetzt will? Ich hab' ja früher schon manchmal daran gedacht — aber jetzt ist das bei mir zum festen Entschluß geworden. Weißt Du, was ich werden möchte?

Friederike: Na?

Alex: Landmann!

Friederike: Du?

Alex: Ja! So was Unerhörtes ist das doch nicht! Und deshalb bin ich ja auch hergekommen — um das mit Dir zu besprechen und Dich um Deinen Rath zu bitten.

Friederike: So.

Alex: Eigentlich hatt' es ja freilich 'n tieferen Grund —

Friederike: Na nu?

Alex (mit berechnender Offenheit): Ich hatte einfach Sehnsucht nach Dir.

Friederike: Was? (Anna bringt das Glas Wasser auf einem Tablett und reicht es Friederike. Dabei, während er das Folgende spricht, streicht Alex ungesehen Anna's Arm mit dem Finger.)

Alex: Wirklich! Kannst es mir glauben! Seit ich wieder in der Heimat bin, ließ mich das nicht los. Ich mußte immer an die Kindheit zurückdenken — (Anna ab) an unsere Kindheit — an unsere Jugendzeit. Und da mußte ich eben her.

Friederike (gelassen): Was Du sagst!

Alex: Kann Dich doch nicht wundern! So viel Herzerfreuendes als ich von Dir in der Erinnerung habe! Wenn ich blos so unsere gemeinsamen Kinderstreiche Revue passiren lasse. Weißt Du noch von Tante Ludovicas Hochzeit?

Friederike: Was denn?

Alex: Wie wir zwei Beide als kleine Bälge all' die Reste aus den Weinflaschen tranken?

Friederike: Ja, ja.

Alex: Du konntest mehr vertragen als ich —

Friederike: War ja auch so viel älter!

Alex: Das halbe Jahr! Und wie Du Dich dann so fürsorglich und zärtlich meiner annahmst, als ich sternhagelbetrunken war — — — das hab' ich Dir nie vergessen können!

Friederike: Hast es mir ja auch vergolten.

Alex (unsicher): Ich — Dir —?

Friederike: Na ja. Du bist doch niemals so rücksichtslos gegen mich gewesen wie die Andern. Sogar aufmerksam, was ich sonst wirklich nich gewohnt war.

Alex: Ach so — nun gewiß! Weil ich Dich gern hatte!

Friederike: Na — na.

Alex: Wirklich, Friederike!

Friederike: Wenigstens hast Du es mich niemals fühlen lassen, was für ein gräßliches ungeschlachtes Elephantenküken ich war. Und das kann ich Dir nu wieder nicht vergessen, wenn ich es Dir auch nie gezeigt habe.

Alex: Ja — etwas verschlossen und — herbe und ablehnend bist Du ja immer gewesen —

Friederike: Wieg' Du mal hundertundfünfzig Pfund als zwölfjähriges Mädchen und denn sei liebenswürdig! Ich traute mich ja gar nicht, jung zu sein. Ich hatte ja immer Angst, es würde 'n Erdbeben geben, wenn ich mit Euch so herumhüpfen wollte —

Alex: Aber ich bitt' Dich — wir Beide haben doch manches Mal zusammen getanzt!

Friederike: Ja — mit Dir ging das ja zur Noth. Weil Du so leicht und biegsam und geschmeidig warst. Wer es aber sonst wagte, der ging immer gleich an Entkräftung ein.

Alex: Na — na — — aber dafür hast Du ja auch nicht mehr zu wachsen brauchen.

Friederike: Das wär' auch noch besser gewesen!

Alex: Und jetzt bist Du doch — einfach eine famose Erscheinung! So — so etwas Walkürenhaftes hast Du —

Friederike (kurz abbrechend): Dröhnschnack! — Also Du willst jetzt Landmann werden. (Sie steht auf und zündet die Lampe an.)

Alex: Ja.

Friederike: 'n bischen spät.

Alex: O — ich fühl' mich aber noch wie 'n Jüngling.

Friederike: Sag mal, bist Du eigentlich was?

Alex: O ja! Ich bin doch Referendar a. D.

Friederike: Dunnerlüchting! ja! Daß ich das auch vergessen konnte!

Alex: Und bedenke 'mal, was ich sonst noch Alles gewesen bin! Weltreisender, Menageriebesitzer, Zahnpulverfabrikant, Dramaturg, Theateragent, Rentier, wieder Theateragent, Elfenbeinhändler ꝛc.

Friederike: Bist doch der alte Windhund!

Alex: Auch gewesen, Cousinchen. Außerdem noch. Aber gewesen. Jetzt bin ich wirklich ein ganz ernsthaft denkender und strebender Mensch. Und wenn Du mir — ein wenig behilflich sein möchtest, dann würde aus mir sicherlich noch ein ganz braver gesetzter Mitteleuropäer.

Friederike: Wie denkst Du Dir meine Hilfe?

Alex: Laß mich bei Dir die Landwirthschaft lernen.

Friederike (schüttelt den Kopf): Dazu taug' ich nicht. Ich habe gar kein Lehrtalent.

Alex: Für mich doch — für mich gerade! Ich wüßte nicht, wer mehr Einfluß auf mich hätte als Du!

Friederike: Seit wann?

Alex: Immer schon! Aber die drei Tage, die ich nun hier bin, ist mir das ganz besonders zu Bewußtsein gekommen. Ich kann mir nicht helfen — Alles an Dir imponirt mir nun einmal — Alles an Dir gefällt mir so sehr — —

Friederike: Wir wollen doch bei der Stange bleiben. Ist es also Deine wirkliche, ernstliche Absicht, Landmann zu werden?

Alex: Gewiß — ganz gewiß. Du glaubst doch nicht, daß ich von vornherein unfähig dazu bin?

Friederike: Versuchen kannst Du's ja auf alle Fälle. Wie steht es mit Deinen Verhältnissen?

Alex (mit beabsichtigter munterer Offenheit): Widerwärtig! Aber zum Lehrgeld langt es noch.

Friederike: Dann will ich doch 'mal mit dem Diederichs auf Rothenmoor sprechen. Wenn an Dir noch Hilfe ist —

Alex: Oh —

Friederike: Bei dem kannst Du noch am ersten werden.

Alex: Hm — Rothenmoor — ist das weit von hier?

Friederike: Warum?

Alex: Weil — ich nicht so weit von hier fort möchte! Weil ich Dich öfters sehen und sprechen muß.

Friederike (barsch): Ist nich' so weit!

Alex (entschlossen): Friederike —

Friederike: Was?

Alex: Hast Du eigentlich niemals daran gedacht, daß wir Beide ein Paar werden könnten?

Friederike: Nein.

Alex: Ich aber! So oft! Der Gedanke an Dich hat mich überhaupt begleitet auf allen meinen Fahrten. In dem Lärmgetriebe New-Yorks, in den Pampas, auf den Goldfeldern Transvaals — überall hab' ich Deiner gedacht.

Friederike: Das lügst Du.

Alex (mit sanftem Vorwurf): Friederike! — Immer wenn das Heimweh über mich kam, wenn ich mich nach Ruhe, nach — häuslichem Frieden sehnte, immer tauchte dann Dein Bild vor mir auf. Und ich bildete mir ein, Du würdest mich auch nicht — ganz vergessen haben. Hast Du nicht auch manchmal an mich gedacht?

Friederike: Selten. Dazu hat Unsereiner auch keine Zeit.

Alex: Aber Du bist doch auch ein Weib — und brauchst Träume.

Friederike: Blech! Arbeit brauch' ich! (Ablenkend) Und die hab' ich ja auch immer zur Genüge gehabt. Die erste Zeit sogar mehr als zuviel. Nach Vaters Tod hab' ich schön 'ran müssen, um mich einigermaßen im Sattel zu halten. Und dann kamen immer neue Aufgaben. Heute bin ich der erste Schweinezüchter Mecklenburgs.

Alex: Um Gotteswillen!

Friederike: Das ist ein Standpunkt, sag' ich Dir! Lincolnshire-Kreuzung. Meine letzte große zweijährige Fettsau war fünfhundertsiebenundvierzig Pfund schwer.

Alex: Für solche fleischlichen Freuden hab' ich kein Verständniß.

Friederike: Und dann willst Du Landmann werden?

Alex: Ja, gewiß — ich würde aber auf anderem Gebiet zu wirken suchen. Aber — was ich sagen wollte: trotz alledem brauchst Du doch — keine Männerfeindin zu sein! Kann man denn nicht Schweine mästen und doch einen Mann lieb haben?

Friederike: Männerfeindin — wer red't davon!?

Alex: Nun, wenn Du keine Männerfeindin bist, dann hast Du mich doch ohne Frage direct gern.

Friederike: Immer noch der alte Schlingel.

Alex: Ja — ich weiß es, Du hast mich gern! Sonst würde ich ja auch nicht so zu Dir reden. Sonst würden wir Beide überhaupt nicht so mit einander sein. Nicht wahr? So ist es doch?

Friederike: Ich weiß nich'.

Alex: Bin ich Dir denn gleichgiltig, Friederike!?

Friederike (nach kurzer Pause): Ich weiß blos, daß ich Dich immer beneidet habe — um das, was Du hattest und was mir fehlte. Um Deine Gewandtheit, Deinen Chic und Deine Keckheit. Um Deine Munterkeit und um Deine kleinen geraden Zähne. Und um Dein Lachen.

Alex: Und um was Alles hatte ich Dich zu beneiden! Wie muß ich das noch heute! Friede — sieh' 'mal — Alles im Allem ergänzen wir uns doch — und darum gehören wir einfach zusammen! Jeder Mensch braucht nun doch einmal sein Theil Liebe — (faßt ihre Hand, sie entzieht sie ihm wieder) — Du auch — Du auch — ganz gewiß! Weißt Du, weshalb ich hier bin? Um Deine Hand will ich Dich bitten, Friede! Willst Du mich nehmen? (Friederike bleibt unbeweglich.) Sieh 'mal, ich bin ja Nichts — nichts Rechtes. Aber es steckt 'was in mir. Und jetzt wird auch aus mir Etwas. Das kannst Du mir glauben. (Sie sagt kein Wort.) Nun — hast Du mir Nichts darauf zu sagen!?

Friederike (sieht ihn forschend eine Weile an, in ihre strengen Züge kommt ein weich-frauenhafter Ausdruck, dann werden sie wieder herbe, und sie springt auf.) Ich wollte, Du wärst nich' hergekommen!

Alex: Warum?

Friederike: Weil Du Unruhe über mich bringst. Und das kann ich nich' haben.

Alex: Damit hab' ich gesiegt! Sag' „ja"!

Friederike (sieht ihn wieder eine Weile an, dann herb): So fix geht das nich'. Das will ich doch erst 'mal beschlafen.

Alex: Träum' von mir, Friedel! (Er ergreift nochmals ihre Hand, sie entzieht sie ihm wieder).

Friederike: Ich muß jetzt draußen noch 'mal nach dem Rechten seh'n. (Ab.)

Alex (geht gehoben auf und ab und streicht seinen Schnurrbart): Nu also! (tritt dann an's Buffet und schenkt sich einen Cognac ein. Vom Garten her kommt Else. Sie fährt leicht zusammen, als sie Alex sieht). Ah — sieh da — guten Abend, Fräulein Else! (Er hält ihr die Hand hin, sie kommt langsam näher und ergreift sie zagend)

Else: Guten Abend, Herr Oppermann!

Alex: Wo haben Sie denn so lange gesteckt?

Else: Im Garten hab' ich gesessen.

Alex: Mondschein gekneipt?

Else: Ja.

Alex: Auf unserer Bank am See?

Else: Ja.

Alex: War's schön?

Else: Es war so einsam.

Alex: Ja — ja — Einsamkeit und Mondschein, das verträgt sich nicht gut. Zu Zweien muß man sich so einschließen lassen von dem weichen Licht!

Else: Ich weiß nicht, wie das ist.

Alex: Warum haben Sie mich nicht mitgenommen!?

Else: Sie waren ja nicht hier.

Alex: Ja so. Und nun war es also Nichts?

Else: Das liegt wohl an meiner Stimmung. Ich bin überhaupt traurig.

Alex: Aah! Warum denn?

Else: Daß ich morgen schon wieder nach Hause muß.

Alex: Morgen schon? Alles geht morgen fort.

Else: Alles?

Alex (schnell gefaßt): Alles — das sind Sie, Fräulein Else!

Else: Sie sollen mich nicht immer zum Besten haben!

Alex: Aber wie können Sie so was sagen! Sagen Sie mir lieber, was Sie eigentlich gedacht haben, als Sie so einsam im Mondenlicht badeten.

Else: Das sag' ich Ihnen nicht.

Alex: Das sagen Sie mir nicht? Dann soll es der Mond mir sagen.

Else: Der Mond? Ach Sie!

Alex: Ja, ja! Der Mond ist mein Freund. Was haben wir uns Alles schon erzählt. Auf den Savannen haben wir den Freundschaftsbund geschlossen. Kennen Sie das Geheimniß des Mondes?

Else: Meinen Sie den Mann im Monde?

Alex (ironisch): Den Mann! Natürlich!

Else: Ach, Sie sind schrecklich!

Alex: Sie wissen also Nichts vom Monde?

Else (mit aufflackernder Munterkeit): Oh — da muß ich doch bitten. Der Mond ist — 52 000 Meilen, nicht? — von der Erde entfernt und umkreist sie in ekliptischer — ekliptischer? — nein, elliptischer, elliptischer Bahn. Seine Bahn ist gegen die Ekliptik — unter einem Winkel von so und soviel Grad geneigt — Na, ja! Und Nachts bellen ihn ja die Möpse an.

Alex (mit bewußter geheimnißvoller Rattenfängermanier): So spricht man nicht von meinem besten Freund. Und so ist ihm wahrlich nicht beizukommen, mit der höheren Töchterschulweisheit und dem schnippischen Hohn. Sie sollen ihn jetzt verstehen lernen! Und er soll mir sagen, was Sie gedacht haben, als sie vorhin in seinem Schein so dasaßen. (Er geht an die Lampe.)

Else: Nein — nein! — Was machen Sie?

Alex: Ich mach' das Licht aus.

Else: Das sollen Sie nicht! Das sollen Sie nicht! Dann hab ich Angst. (Er schraubt die Lampe aus.)

Alex: Das ist gut. Die Angst — das ist die Thür, durch die man am ersten zu den Geheimnissen der Natur gelangt. (Er faßt ihre Hand.)

Else (ängstlich): Herr Oppermann —

Alex: Kommen Sie, Fräulein Else. Jetzt werden wir ihn gleich haben. (Er führt sie nahe der Terrassenthür, über welcher der Mond steht, so daß sein Licht noch ziemlich steil, ohne die Beiden zu erreichen, in's Zimmer fällt. Allmählich steigt er tiefer, und dann trifft sie der Schein. Alex hat seine Freude an ihrer kindlichen Scheu, die er durch geheimnißvollen Ernst zu steigern sucht, es reizt ihn, eine Art mystische Gewalt über sie auszuüben, bis ihre Jugend zuletzt seine Sinne gefangen nimmt.)

Else: Was — soll das blos —

Alex (leise): Jetzt streift uns gleich der sachte Schein — Sie werden fühlen, wie er uns streichelt und uns umrieselt — so flaumig und lind —

Else: Ach — lassen Sie mich doch —

Alex (hält ihre Hand fest): Bleiben Sie — bleiben Sie! Wenn Sie sich so sträuben und so unruhig sind, können Sie den Zauber nicht fühlen — (Das Licht trifft sie jetzt) — jetzt — jetzt — — wie es so über uns niederfließt — wie es uns umkost — (Else will sich auf's Neue von ihm wenden) — still doch, Fräulein Else — still — ist es nicht, als wenn lauter Traulichkeit und verschwiegene Zärtlichkeit über uns ausgegossen wird? Fühlen Sie das nicht? —

Else (bebend): Nein — nein —

Alex: Sie werden es fühlen — gleich — Niemand kann dem Zauber widerstehn — das Mondlicht ist zu mächtig dafür. Bis in die Seele leuchtet es uns, weil wir unsere Seele ihm enthüllen. Die Sonne sieht uns hasten und uns mühen — der Mond sieht uns träumen. Er sieht unsere Sehnsucht — und ihre stille, selige Erfüllung. Von all' unsern Heimlichkeiten weiß er. Und all' das, was er so in sich aufgenommen hat, das leuchtet er immer wieder auf die Menschen zurück — dieses Licht mit all' den Traumempfindungen und all' der stillen Zuversicht — und den zitternden Seligkeiten und den lauschigen Wonnen. Und darum durchschauert uns so dieser Schein. (Er hält eine Weile inne, sie trachtet nicht mehr von ihm fort; wie benommen steht sie an seiner Seite, Beide vom Mondlicht voll überfluthet. Dann fährt er fort:) Frei und offen sieht man dem Mond in's Gesicht. Vor der Sonne blinzelt man und versteckt sich und lügt. Zum Mond sind wir aufrichtig und wahr. In seinem Licht besteht keine Lüge. Und nun, Fräulein Else, nun frag' ich Sie noch einmal: woran haben Sie gedacht, als Sie erst in diesem selben Licht unten am See auf unserer Bank saßen?

Else (sich windend): Das kann ich — Ihnen — nicht sagen —

Alex: Damit sagen Sie's mir ja! An mich haben Sie gedacht, Sie kleine süße Else! (Er streichelt ihre Hände) So lieb — und so jung — so jung

— ah! (Er zieht sie jäh an sich und küßt sie. Sie senkt den Kopf, dann blickt sie zu ihm auf, schmiegt sich an ihn und küßt ihn wieder.) Morgen mußt Du schon fort?

Else: Ja — ach ja —

Alex: Ich komme nach Hamburg — bald, ganz bald!

Else: Thun Sie das?

Alex: Gewiß! Noch einen Kuß! Es kann gleich Einer kommen — und es soll doch unser süßes Geheimniß bleiben, nicht? Niemand darf vorläufig davon wissen, nicht wahr? Auf Wiedersehen, meine liebe kleine Else — auf Wiedersehn! (Else ab. Er zündet die Lampe wieder an. Es ist ihm heiß geworden, er weitet seinen Kragen und pustet vor sich hin. Anna tritt durch die Thür links ein, sieht sich um, richtet einen langen Blick auf ihn und geht dann durch's Zimmer nach der Terrassenthür.) Wohin?

Anna: Ich habe jetzt 'n Augenblick Zeit — ich geh' in'n Garten! (ab.)

Alex (stutzt eine Weile, dann lacht er hell auf): Weiber — Weiber! (Er geht ihr nach. Bald darauf tritt Fräulein Pezold von links ein, hinter ihr Uplegger mit Rechnungsbüchern.)

Friederike: Will'n uns hier an dissen Disch setten. (Sie setzen sich.) Nee, is de Möglichkeit! Heww ick in de Meierie dat Book liggen laten! Wat kieken Se mi so an?

Uplegger: Dat Se wat vergeten!?

Friederike (munter): Jä. Uplegger — laten S' mi doch ook 'mal 'n lütten Swupper maken! De Diern soll't halen. (Steht auf, geht an die Thür links, öffnet sie und ruft hinaus) Anna! Anna! — Dat de Diern nie dor is, wenn se bruukt wadd!

Uplegger (steht auf): Denn will ick't halen.

Friederike: Will'n Se so good sien? (Uplegger ab. Gleich darauf steckt Else den Kopf durch die Thür.)

Else: Stör' ich, Tantchen?

Friederike: Nein, komm man ruhig rein! (Else eilt auf sie zu und schmiegt sich zärtlich an sie.)

Else: Sonnabend Abend — da sitzt Du ja immer bis über die Ohren in der Arbeit!

Friederike: Is heute nich so schlimm, mein Kind. Hast Du Dich auch sehr gelangweilt?

Else: Ach nein! Gar nicht!

Friederike: Bist Du die ganze Zeit allein gewesen?

Else: Erst ja — im Garten. Aber — — ach, Tantchen! (Sie schmiegt sich auf's Neue innig an Friederike.)

Friederike (streichelt ihren Kopf): Was hast Du denn, meine kleine Dirn?

Else: Ich bin ja so glücklich, Tantchen.

Friederike: So? Warst doch erst so traurig, daß Du nu morgen nach Hause mußt.

Else: Ja — ach, ich blieb ja noch so gern hier — so furchtbar gern — gerade jetzt! — Bei Dir war's ja auch schon so schön — aber — nun —

Friederike: Wie soll ich denn das verstehen?

Else: Ach, liebe Tante — ich kann es ja auch gar nicht für mich behalten. — Hast Du 'n Augenblick Zeit für mich?

Friederike: Ja gewiß.

Else: Ich möchte Dir 'was sagen.

Friederike: Na denn man zu!

Else: Tantchen, ich bin so glücklich!

Friederike: Das hast Du schon 'mal gesagt.

Else: Und nun fahr' ich nicht so traurig von hier fort — er kommt ja nach Hamburg.

Friederike: Er — wer?

Else (nach einigem Zögern): Herr Oppermann.

Friederike (aufstutzend): Herr Oppermann?

Else (das Gesicht an ihre Schulter gepreßt): Ja — das hat er gesagt — — und was hat er mir sonst noch Alles gesagt — erst, als wir im Mondschein standen — und im Mondschein, da kommt alles Wahre an den Tag — weißt Du, wie er mich genannt hat? „Meine liebe süße Else". Und „Du" hat er zu mir gesagt — — und — wenn man ein junges Mädchen küßt, das ist doch so gut wie verlobt.

Friederike (starr und tonlos): Wann — war das?

Else: Jetzt eben, Tantchen.

Friederike: Jetzt eben — so —

Else: Ich hab' ja schon immer für ihn geschwärmt — er ist doch auch reizend, nicht, Tantchen? — und so bedeutend! Was er Alles weiß und denkt — und wie er es sagt! So etwas Geheimnißvolles hat er — geradezu etwas Zauberhaftes — wie wir so beieinander im Mondschein standen — ich kann Dir gar nicht sagen, wie mir da wurde — nicht wahr, Tantchen, er ist doch ein seltener Mensch! (Friederike blickt noch immer starr vor sich hin.) Aber Du hörst ja gar nicht zu! Woran denkst Du eigentlich? Gewiß wieder an Deine abscheulichen Schweine.

Friederike: An 'was Aehnliches. Aber nu laß es gut sein.

Else: Du freust Dich ja gar nicht mit mir.

Friederike: Ich hab' gerade den Kopf so voll. (Streichelt wieder ihren Scheitel.) Du bist meine liebe kleine Dirn! Ich werd' dafür sorgen, daß Alles zu Deinem Besten ausfällt. Und nu geh schlafen.

Else: Schlafen werd ich ja gar nicht können.

Friederike: Du mußt morgen früh 'raus! Gut' Nacht, mein Kind!

Else: Gut' Nacht, liebe Tante! (Küssen sich. Else ab. Friederike blättert mechanisch in den Büchern. ihre Augen blicken finster darüber hinweg in's Leere. Dann tritt Uplegger ein mit dem von ihr vergessenen Buch.)

Uplegger: So, hier is ook dat Melkenbook. (Er setzt sich zu ihr an den Tisch.) Melk is't weniger wordn. (Sie hört nicht darauf.) Twintig Pott weniger sünd't in dis Woch.

Friederike (abwesend): Dat 's good.

Uplegger (überrascht): Good!?

Friederike (springt auf) Ah — 't is so heet hier! (Geht an's Fenster, um es zu öffnen — fährt zurück, faßt mit der Hand nach den Augen, wie um eine Vision zu verscheuchen) Wa — Uplegger! — is dat — wer kümmt dor hinnen mit Anna ut'n Goren?

Uplegger (der zu ihr getreten ist): Dat 's jo Herr Oppermann.

Friederike (steht eine Weile starr und bewegungslos wie ein Standbild. Dann sagt sie ruhig, doch heiser-trockenen Tones): Gahn S' doch 'mal rut — seggen S' em, he möcht' glief 'mal rinner kamen. (Uplegger geht durch die Terrassenthür hinaus. Friederike ist zurückgetreten, sie steht hochaufgerichtet in derselben starren Haltung, eine tiefe Falte zwischen den Brauen, mitten im Zimmer, die Augen auf die Terrassenthür gewandt. Bald darauf kommt Uplegger wieder herein.)

Uplegger: He kümmt.

Friederike (weist auf die Thür im Hintergrunde): Blieben S' doch so lang hier nebenan. (Uplegger ab in's Nebenzimmer. Alex tritt in unbefangener Haltung durch die Terrassenthür ein und geht vertraulich auf Friederike zu.)

Alex: Na, Friedel?

Friederike (greift nach der Reitpeitsche und schlägt sie ihm rechts und links um die Ohren): Da —

Alex (taumelnd): Wa — was — was ist — —?

Friederike (den Arm ausstreckend): Raus! (Alex schwankt hinaus. Friederike athmet tief auf und streckt die Arme wie befreit. Dann geht sie nach der Thür zum Nebenzimmer, öffnet sie und sagt ruhig): So, Uplegger — nu könen Se werrer 'rinkamen.

(Vorhang.)

Yildiz.

Von

Bernhard Stern.

— Constantinopel. —

Yildiz-Kjöschk. — Umfang. — Einwohnerzahl. — Die drei Thore. — Die drei Mauern.

Aus grünen Bäumen winkt es hervor mit weißer Hand — Yildiz Sserai, das Sternenschloß, die Residenz des Sultans Abdul Hamid des Zweiten.

Yildiz! . . .

Das klingt wie ein Zauberwort aus den Märchen des Orients, das weckt Phantasieen von großherrlicher Allmacht in mysteriöser Abgeschiedenheit.

Und wahrlich, demjenigen, dem es jemals vergönnt gewesen, diesen weißen, von den Höhen von Beschiktasch durch schier endlos scheinende Gärten bis zu den Abhängen von Ortakö sich hinstreckenden Yildizkjöschk oder Sternenkiosk zu durchforschen, dem werden die Bilder seiner Wunderwelt nachschweben wie ein unvergeßliches traumhaft süßes Erlebniß . . .

Yildiz Kjöschk, der Sternenkiosk, ist nicht, wie sein Name sagen möchte, ein villenartiges Lustschloß, ist nicht ein einziges unermeßliches Gebäude wie Dolmabagtsche, oder eine kleine Gebäudegruppe wie das alte Sserai in Stambul, die früheren Sultansresidenzen. Yildiz besteht aus fünf oder sechs größeren Schlössern, vielen kleineren Kiosken und einer Menge anderer Wohngebäude, Ateliers, Fabriken. Yildiz ist eine Stadt von wenigstens zwölftausend Einwohnern, eine Stadt für sich im Herzen von Constantinopel, wie der Kreml der Zaren eine Stadt im Herzen von Moskau. Und wie der Kreml ist Yildiz von einer dreifachen Mauer beschützt.

Drei große Thore führen in diese Stadt.

Das erste Thor, Kütschük Kapu, die kleine Pforte genannt, ist bis spät Abends, oft bis Mitternacht offen. Die meisten Personen, die nach Yildiz

wollen, die Paschas, Minister, die fremden Besucher, die Beamten und Diener des Palastes passiren hier durch. Am Eingang stehen vier Soldaten als militärische Wache, während in einer an das Thor angebauten Stube Tag und Nacht eine Anzahl der albanesischen Palastdiener weilt. Jeder fremde Besucher muß hier seine Visitkarte abgeben. Nur diejenigen, welche ständige Erlaubniß hierfür haben, dürfen ungehindert weitergehen. Alle Anderen müssen in der niedrigen, schlichten Stube abwarten, bis die Erlaubniß zum Passiren ertheilt wird. Sämmtliche im Laufe des Tages eingelaufenen Visitkarten und eine Liste aller Personen, die sonst die Pforte passirt haben, werden durch Vermittelung des ersten Secretärs Abends dem Sultan vorgelegt.

Die zweite, höher gelegene, etwas größere Pforte heißt das Thor der Walide oder Sultanin-Mutter. Sie dient als Einfahrt und Ausfahrt für das kaiserliche Harem, für die Prinzen, aber auch für fremde Fürstlichkeiten und Gäste des Sultans, die zu Audienzen oder Diners geladen sind.

Die dritte, größte, mit Arabesken aus Marmorfiligran verzierte, mit Gold und lebhaften Farben geschmückte Pforte ist die Sultanat Kapu, die Pforte, welche blos der Sultan benützen darf. Diese zweite und dritte Pforte sind in gleicher Weise wie die erste von je vier Soldaten außen und von einer Anzahl albanesischer Palastdiener, den sogenannten Tüfenkdschi, innen bewacht. Zum Schutze von Yildiz liegen außerdem von allen Seiten Kasernen mit insgesammt 15000 Mann. Alle die drei erwähnten Pforten führen blos in den ersten Hof, welcher rundum von einer Mauer, der ersten, umgeben ist. Im ersten Hof liegen rechts: die Empfangsräume für die hohen Gäste beim Selamlik, Audienzsäle, Wohnungen der Kammerherren, der Aerzte; links liegen: Küchenräume, ein Kiosk für die Archive, das Uebersetzungsbureau, die Empfangsräume und Amtszimmer des Basch Kiatib oder ersten Secretärs, das Oberceremonienmeisteramt, die Zimmer der diensthabenden Adjutanten. Weiter oben im Hof liegt links die Dayra oder das Haus der Eunuchen, rechts die Dayra Tahir Paschas, des Commandanten der Palastwache. Von der letzteren Dayra führt eine besondere Thür in den zweiten Hof; diese Thür darf jedoch von keinem Fremden benützt werden.

Außer durch diese Thür führen noch mehrere kleine und eine große, breite Pforte in den zweiten Hof, welcher hinter der zweiten, bedeutend mächtigeren, zehn Meter hohen und vier Meter dicken Mauer liegt. Darin befindet sich eine Fülle von Gärten, Alleen, Fabriken, Kiosken.

Danach erhebt sich endlich die dritte, gewaltigste, einfach festungsartige Mauer, welche die eigentliche Wohnung des Sultans, das Sserai humajun oder kaiserliche Haus nebst dem Harem — oder wie man in Europa häufiger zu sagen liebt: Haremlik — umschließt. Auch hier breiten sich wunderbare Gärten, ein englischer Park von 120 Hectaren Umfang, Wintergärten, Schloßanlagen, reizende Lusthäuser aus.

Ein Tag aus dem Leben Abdul Hamids.

Des Sultans Arbeitszimmer. — Desinficirung der Documente. — Schnelle Entscheidungen des Monarchen. — Eintheilung des Tages. — Morgenspaziergang. — Auf dem künstlichen See. — Die Menagerie auf der künstlichen Insel. — Frühstück. — Menu. — Bibliotheken. — Besuch der Fabriken. — Mittagsschläfchen. — Staatsarbeit. — Theater. Nachtruhe.

Das Gebäude, in welchem des Sultans Arbeitsräume sich befinden, liegt mit der Front dem zweiten Hof zugekehrt, während der Fond sich im dritten Hof befindet. Es ist nur niedlich, sonst Nichts. Es ist äußerlich ganz unansehnlich. Von der luxuriösen Ausstattung der anderen Schlösser ist hier keine Spur. Es ist die Wohnung eines Privatmannes, das Arbeitszimmer, das Bureau eines Geschäftsmannes, eines peinlichst ordnungsliebenden. Auf dem großen Schreibtisch liegen nur wenige Papiere; der Sultan ordnet fast Alles, was ihm durch den ersten Secretär übermittelt wird, binnen 24 Stunden. Nur selten macht er darin eine Ausnahme. Auch die anderen Papiere, welche die verschiedenen Beamten, nicht auf dem officiellen Weg durch den Secretär, sondern direct übermitteln, erledigt er gewöhnlich schnell. Alle Papiere, die an den Sultan kommen, müssen vor seinen Augen erst in eine Büchse gelegt werden, welche Desinfectionsstoffe enthält. Dann nimmt sie der Sultan in die Hand und liest sie sofort. Manchmal, wenn ihm die Sache vollkommen klar und recht ist, fällt er gleich die Entscheidung; zuweilen verlangt er Aufklärungen oder gar die Originalpapiere und alle Nebendinge. Selten kommt es vor, daß er gar keine Antwort giebt. Auf Vieles, was er scheinbar vergessen hat, kommt er eines Tages, da Niemand mehr daran denkt, zurück.

Er arbeitet außerordentlich viel, aber mit weiser Eintheilung der Zeit, und klug darauf bedacht, durch regelmäßiges Leben seine Gesundheit zu schonen. Frühmorgens, des Winters um 6, des Sommers um 5 Uhr nach unserer Zeitrechnung, steht er auf und macht bei schönem Wetter vor Allem einen langen Spaziergang in den großen, mit künstlichen Seen und künstlichen Flüssen durchzogenen Gärten. Ein See ist von kolossalem Umfang, er wird von den Wassern von Derkos gespeist. Mitunter ergötzt sich der Sultan an einer Spazierfahrt auf diesen künstlichen Wellen, in Barke oder Kaïk, wobei er selbst rudert, in einer „Mouche“, wie man hier die Dampfbarkassen nennt, oder in einem kunstvollen elektrischen Boot. Die Fahrt geht zu einer im künstlichen See liegenden künstlichen Insel.

Auf dieser Insel besucht der Herrscher seine Lieblingsthiere, welche in reizend eingerichteten Käfigen eine vorzügliche Verpflegung genießen. Hauptsächlich sind es Rehe, Hirsche, seltene Schafe, allerlei Vögel. Eines Tages entstand in Yildiz eine kolossale Panik. Die großen Thore des Palastes wurden jäh geschlossen, die Diener rannten wild hin und her. Die Wachen stellten sich, an eine Palastrevolution glaubend, schußbereit auf. Was war der Grund dieser ungeheuerlichen Aufregung, was war geschehen? Eine Lieblingsziege des Sultans war durchgebrannt! . . .

Die Thiere kennen ihren Herrn gut. Kaum erscheint der Sultan zu diesem intimen Selamlik der Thiere, so erhebt sich unter denselben ein fröhliches Gebrumme und Gesinge, und Jedwedes beeilt sich, den Kopf früher vorzustrecken, um die kaiserliche Liebkosung zu empfangen.

Ein besonderer Kiosk ist den Hunden gewidmet. Mancher Hundelieferant in Deutschland oder Oesterreich wird sich erinnern, dieses oder jenes seltene Exemplar für die Menagerie von Yildiz geliefert zu haben. Auch die Katzen haben eine besonders eingerichtete Abtheilung für sich in Anspruch genommen.

Aber das Herrlichste von Allem ist das Vogelhaus. Da sind wunderbare Thiere vereinigt. Es singt und klingt in allen Tönen, es schillert in allen Farben. Mehr als 20 Personen, unter dem Befehl eines besonderen Chefs, des Kuschtschi Baschi, müssen für die Pflege der Vögel sorgen, während für alle anderen Thiere ein Director und dreißig Beamte angestellt sind.

Die Anzahl der Raubthiere ist gering. Es giebt ein paar Löwen, Tiger, Panther, Alles Geschenke des Negus.

Um 10 Uhr kehrt der Sultan in seine Appartements zurück und nimmt sein einfaches, aber gut und kräftig bereitetes Frühstück zu sich.

Dieses Mahl besteht fast täglich aus derselben Zusammenstellung — aus Suppe, einer Fleischspeise, einer süßen Speise und Früchten. Der erste Mundschenk, Osman Bey, theilt dem Sultan vor, nachdem er aus jeder Schüssel gekostet hat. Sonst ist Niemand beim Essen zugegen.

Nach dem Dejeuner besucht der Sultan seine Bibliotheken. Die erste kaiserliche Hof-Bibliothek wurde vom Sultan Ahmed dem Dritten gestiftet. Abdul Hamid der Zweite hat vier Bibliotheken, von denen eine außerordentlich reichhaltig ist an Werken über die Türkei in allen Sprachen. Darunter sind viele Manuscripte von Büchern, die blos in den Bibliotheken von Yildiz existiren, da ihr Erscheinen im Druck durch Ankauf verhindert wurde. Die in türkischer und arabischer Sprache geschriebenen Werke sind ziemlich geordnet, in nummerirte Kästchen eingereiht liegend. Eine genaue Uebersicht der in fremden Sprachen erschienenen Werke fehlt leider, da die Bibliothekare fast nur Türkisch und Arabisch verstehen. Die größte der Bibliotheken ist zum Theil in Stein, zum Theil in Holz erbaut. Die Zahl der hier befindlichen Werke beträgt 10000. Ein großer Theil derselben ist illustrirt und in Prachtbänden. Für die Bibliotheken sind 2 Bibliothekare und 30 Beamte und Diener angestellt.

Der Sultan hält sich hier 2 bis 3 Stunden auf. Er liebt diese Stätten so sehr, daß er manchmal sogar seine Minister und Beamten hierher zum Vortrag befiehlt.

Bei schlechter Witterung besucht der Sultan, aber nicht häufig, seine Fabriken. Er hat in Yildiz-Kjöschk Schmiede, Tischlerei, Porzellanfabrik, Sägerei. Die Fabriken werden von vorzüglichen Werkmeistern geleitet und

unterstehen einem besonderen Fabrikdirector, einem Belgier, Namens de Lobel, der zum Islam übergetreten ist und den Namen Hassan Dschemil Pascha führt. Auf den Fremden machen diese vielen Fabriken mit ihren demokratischen Arbeitshäusern, ihren rauhen Gestalten, ihren rauchenden Schloten und dem Brummen ihrer Maschinen inmitten der vornehmen Ruhe der übrigen kaiserlichen Paläste einen Eindruck des seltsamsten Contrasts.

Punkt 1 Uhr begiebt sich der Sultan in sein Ruhezimmer, das sich im dritten Hof befindet, und schläft anderthalb Stunden; einer der getreuesten Eunuchen oder Albanesen, unter Letzteren zumeist der riesenhafte Abdul Gani Bey, hält währenddem die Wache vor der Thür des kaiserlichen Zimmers. Dies ist fast die einzige Zeit, die der Sultan ruhig schläft, da er des Nachts bis spät arbeitet und dann noch selten Schlaflust findet.

Nach dieser kurzen Spanne ungestörten und sicheren Schlafes beginnt die ununterbrochene Staatsarbeit. Sie währt von $^1/_2 3$ Nachmittags bis 1 oder 2 Uhr Nachts. Bald sind es Arbeiten, die der Sultan selbst besorgt, bald Berathungen mit den Ministern, die nicht selten so lange dauern, daß die Würdenträger in Yildiz übernachten müssen. Diese lange Arbeitszeit des Sultans wird gewöhnlich blos durch die paar Minuten verkürzt, welche das Abendessen in Anspruch nimmt.

Nur der Mittwoch Abend und der Freitag machen Ausnahmen von der Regel. Da besucht der Sultan das kleine Theater, das er sich in seinem Palast errichtet hat und in welchem mit Unterstützung eines Orchesters sogar Opern aufgeführt werden.

Am Freitag werden nach dem Selamlik gewöhnlich Privataudienzen ertheilt. Darauf besucht dann der Sultan das eine oder andere der kleinen Lustschlösser, die in den mächtigen Gärten verstreut liegen.

Man weiß es niemals vorher, in welchem Kiosk der Sultan die Nacht zubringen wird; er selbst weiß es häufig auch nicht, sondern entschließt sich erst im letzten Augenblick, da oder dort wenige Stunden seiner Nachtruhe zu widmen. Er schläft dann stets in einem Parterrezimmer. Vor seiner Thür wacht wie am Nachmittag ein vertrauter Eunuche oder Tüfenkdschi.

Privatpaläste des Sultans.

Der Porzellan-Kiosk. — Die Inquisitionsstube. — Das Schalet, die Wohnung Kaiser Wilhelms. — Das Tschadir, die Wohnung des Prinzen Heinrich. — Das Merassim, die Wohnung des Kronprinzen Rudolf. — Das Kaßket. — Der Sultan als Componist und Maler. — Neue Bauten. — Der Sultan als Architekt.

Die eigentlichen Schlösser des Sultans, die von ihm ständig bewohnten, die er seit vielen Jahren niemals verläßt — abgesehen von der kurzen Freitagsfahrt zu der ebenfalls in Yildiz selbst, gegenüber dem Mabeyn liegenden Hamidie-Moschee, und abgesehen von der Fahrt je einmal im Jahre nach Stambul und Dolmabagtsche —, diese Schlösser liegen tiefer

im Gebiet von Yildiz, im zweiten und dritten Hof, hinter den geheimnißvollen höchsten Mauern. Die große Pforte der zweiten Mauer ist vom Mabeyn durch einen zwanzig Meter breiten Weg getrennt. An diese Pforte lehnt sich links ein längliches, einstöckiges Gebäude, dessen Front noch nach dem ersten Hof schaut, während das Innere schon dem zweiten Hof angehört. Das Schlößlein macht den Eindruck eines Porzellanhauses, so fein und zierlich ist es mit seinen Fenstern und Thüren aus buntem Glas und seinen weißen zarten Mauern; es heißt auch Tschini-Kiosk, Porzellan-Kiosk: in Wahrheit ist der scheinbare Porzellan schneeweißer Marmor. Dieser Kiosk enthält nur vier oder fünf große, zumeist europäisch eingerichtete Zimmer.

In dem letzten derselben trat eine Zeitlang die geheime Commission zusammen, welche die wegen revolutionärer Umtriebe verdächtigten und nach Yildiz gebrachten Personen verhörte. Wie viele schuldlos Verhaftete haben hier die düstersten Stunden ihres Lebens zugebracht. Ich habe hier selbst an der Seite des Marschalls Fuad Pascha eine denkwürdige Nacht verlebt, als dieser liberale Mann in Folge seiner von mir veröffentlichten freien Aussprache gegen die Camarilla in Yildiz gefangen war.

Aus diesem Kiosk tritt man in einen Garten. An theils sichtbaren, theils unsichtbaren Wachen vorüberschreitend, sieht man rechts und links zwei niedliche Schlösser. Das zur rechten Hand, dessen Inneres theils im zweiten, theils im dritten Hof liegt, enthält die eigentlichen uns bereits bekannten Wohnräume des Sultans.

Die reizendsten der Lustschlösser sind das Kaßket, das Tschadir, das Merassim, das Schalet.

Das Letztere, einstöckig, im Schweizer Stil, diente dem deutschen Kaiser und dem König von Serbien als Absteigequartier. Das Tschadir liegt auf einer kleinen, künstlichen Insel, welche von künstlichen Wasserfällen umgeben ist; hier wohnte Prinz Heinrich. Im Kiosk Merassim haben Kronprinz Rudolf und Fürst Ferdinand von Bulgarien gewohnt; jetzt finden hier besonders feierliche Empfänge statt. Das vierte Schloß, das Kaßket, liegt an dem großen künstlichen See; dies ist dem Sultan das liebste, da sitzt er stundenlang, oft bis zum dunklen Abend, träumerisch in die Fluthen schauend. Im Schlosse Kaßket hat der Sultan seiner Vorliebe für die schönen Künste verschiedene Zimmer gewidmet. Da ist ein Malzimmer, ein photographisches Atelier, ein Musiksalon. Der Sultan ist selbst ein guter Maler und Componist. In all diesen Dingen ist der Sultan dem Kaiser Wilhelm ähnlich, mit dem ihn soviel Sympathie verbindet. Dem ehemaligen Botschafter Deutschlands am Bosporus, dem Grafen Hatzfeldt, hat der Padischah seinerzeit ein von ihm selbstgemaltes Bild zum Geschenk gemacht.

Außer den bisher erwähnten Schlössern befinden sich im Gebiete von Yildiz noch eine Menge kleinerer. Und es werden noch immer neue errichtet. Der Raum ist vorhanden. Die Führung der kaiserlichen Bauten beansprucht

eine eigene Direction und einen festen Bestand von 800 Angestellten. Diese haben sich selbst zu ernähren. Sie kommen des Morgens und gehen eine Stunde vor Sonnenuntergang fort. Die meisten Schlösser sind nach Angaben des Sultans und nach einem von ihm erfundenen System gebaut. Ein Theil der Häuser ist aus Holz, einstöckig; andere aus Stein oder Marmor, einstöckig oder zweistöckig. Das System des Sultans für die leichteren Bauten ist außerordentlich praktisch und erfordert geringe Arbeit. Es wird zunächst das Skelett des Hauses aufgestellt, dann mit dünnem Draht umspannt und mit Cement überdeckt. Auf diese Weise wurde auch der Kiosk hergestellt, in welchem der deutsche Kaiser die Truppenrevue abnahm und der heute den Botschaftern und fürstlichen Fremden als Zuschauerraum während der Selamlik-Ceremonie am Freitag eingeräumt wird. Die Herstellung dieses einstöckigen Hauses dauerte blos drei Tage. Ein anderer nach dem System des Sultans erbauter größerer und reich verzierter Kiosk brauchte nur 14 Tage. Die Einrichtung ist fast überall europäisch, blos die kostbaren Teppiche erinnern an den Orient.

Eine orientalische Tradition sagt, daß der Padischah niemals unter einem Ziegeldach, sondern unter einem Bleidach schlafen soll. Deshalb sind auch alle Privatkioske des Sultans mit Blei gedeckt. Nur einige wenige Gebäude haben Ziegeldächer: in diesen Häusern schläft jedoch der Sultan nicht.

Die Erhaltungskosten der Schlösser sind ziemlich bedeutend. Aber man darf sagen, daß der Padischah sich diesen Luxus erlauben kann, weil seine Ausgaben im Verhältniß zu seinem kolossalen Vermögen und selbst im Verhältniß zu den Ausgaben anderer Herrscher nicht allzugroße sind. Welche Spesen bereiten dem Haushalt der europäischen Fürsten die vielen im ganzen Lande zerstreut liegenden Paläste und gar die kostspieligen Reisen! Das Alles fehlt im Ausgabenetat des Sultans.

Fabriken in Yildiz.

Sägerei. — Schmiede. — Porzellanfabrik. — Tischlerei. — Deutsche Angestellte. — Der Sultan als Tischler. —

Fast ebenso zahlreich wie die Schlösser sind die Fabriken in Yildiz. Ihre Begründung reicht in das Jahr 1887 zurück. Als General-Director fungirt der Belgier Hassan Dschemil Pascha, welcher, nachdem er zum Islam übergetreten war, als einfacher Adjutant des Sultans fungirte und plötzlich von dieser Stelle zum General-Director der Fabriken befördert wurde.

Die Fabriken verfügen über eine mächtige Dampfmaschine, welche auch zwei Accumulatoren für die elektrische Beleuchtung der Gärten und der inneren Paläste treibt. Dies ist übrigens das einzige elektrische Licht, das in der ganzen Hauptstadt eingeführt ist, da der Sultan bisher weder für elektrische Beleuchtung noch für Telephon eine Concession ertheilt hat. Die

Direction der Elektricität von Yildiz ist einem berühmten türkischen Ingenieur, Raïf Bey, anvertraut.

Die älteste aller Fabriken von Yildiz, die Doyenne, welche unter allen derartigen Institutionen der Residenz des Padischas noch heute die führende Rolle hat, ist die Sägerei. Als Arbeiter sind in der Sägerei die aus der Stambuler Gewerbeschule mit den besten Zeugnissen entlassenen Schüler angestellt. In einem großen Saal neben der Fabrik werden die vorzüglichsten Arbeiten ausgestellt. Die Fabrik wurde hauptsächlich für die Prinzen gegründet, um ihnen theils einen Zeitvertreib, theils eine Beschäftigung zu gewähren. Sie liefert ihre Arbeiten für die Bedürfnisse des Palastes. Die kostspieligsten Maschinen sind für sie angeschafft worden, alle neuen Erfindungen haben hier Anwendung gefunden; eine großartige mechanische, von Dampf getriebene Hobelmaschine mit mächtigen Rädern ist ihr Stolz.

In den Fabriken arbeiten außer den Professionisten dreihundert Soldaten aus der Artilleriekaserne von Tophane.

In der Schmiede ist eine vorzüglich eingerichtete Abtheilung für Galvanoplastik vorhanden, die selbst außerordentlichen Anforderungen genügen kann. Der Leiter der Schmiede ist ein Italiener, Alcide Molinari; er bezieht 40 Pfund monatlich.

Die Tischlerei beschäftigt 60 Arbeiter, darunter mehrere fremdländische. Unter den höheren Angestellten sind zwei Deutsche, so der Vorzeichner Meintz und der Director Hermann Jung; neben Letzterem wirkt auch ein türkischer Director, Mustafa Efendi. Diese Fabrik erzeugt prächtige Holzsculpturen, welche zumeist in Yildiz selbst angebracht werden. Besonders gelungene Stücke liebt der Sultan zu verschenken. Abdul Hamid ist selbst ein vollendeter Meister in der Tischlerei. Nach Abschluß des Friedensvertrages mit Griechenland übersandte er seinem Minister des Aeußeren, Tewfik Pascha, einen von ihm selbst verfertigten Ebenholzschreibtisch nebst allem Zubehör. Dieser Schreibtisch ist — auch ohne die darauf verwendeten Edelsteine und Edelmetalle — ein Meisterwerk, das jedem Professionisten Ehre und Bewunderung eintragen würde. Der Sultan hat ein Zimmer, in dem die ganze Einrichtung, Tische, Sessel, Schränke, Fenster von ihm selbst fabricirt ist. Der Vorliebe des Sultans für die Tischlerei entsprechend, hat die letztere daher auch in Yildiz eine Zeitlang einen besonderen Aufschwung genommen gehabt. Kolossale Summen sind für sie verbraucht worden. Allein seit Kurzem ist ihre Thätigkeit eine geringere geworden. Zahllose Arbeiten werden begonnen, aber nicht beendet. Das Atelier ist ein Museum unfertiger Sachen.

Die Töpferkunst ist ebenfalls in Yildiz in einem speciellen Gebäude vertreten. Dieses Gebäude wurde vom Privatarchitekten des Sultans d'Aronko im Osten des Parkes von Yildiz in einer ganz merkwürdigen hohen Form errichtet. Die Porzellanfabrik verdankt ihre Existenz der Bitte eines Botschafters, welcher ein Protektionskind placiren wollte und in einer Audienz

beim Sultan die Installirung einer Töpferei in Yildiz empfahl. Diese Fabrik, welche aus dem erwähnten Anlaß vor sieben Jahren gegründet und seither vielfach modificirt wurde, namentlich nach dem großen Erdbeben im Jahre 1894, befindet sich augenblicklich in vollster Blüthe. Sie wird aber wahrscheinlich bald feiern, wie viele andere Installationen in Yildiz. Hauptsächlich, weil der Versuch, heimische Porzellanerde, die man bei Arnautkö am Bosporus entdeckt hatte, anzuwenden, mißlungen ist. Man muß die Porzellanerde aus Frankreich bringen. Als Director fungirt der Franzose Dathe, er bezieht einen Monatsgehalt von 40 Pfund. Auf Empfehlung des französischen Botschafters hat der Sultan Arbeiter aus dem berühmten Sèvres kommen lassen. Durch all das ist diese Fabrik die kostspieligste von Yildiz geworden.

Bemerkenswerth ist, daß die feiernden Fabriken oder diejenigen, die jetzt weniger leisten als früher, noch immer dieselben Kosten beanspruchen. Der Sultan ist darüber nicht immer genau unterrichtet. Er liebt die Künste und Gewerbe und kennt keine Grenzen in ihrer pecuniären Unterstützung. Aber seine Umgebung benützt dies blos, um sich selbst zu bereichern. Oft werden Befehle des Sultans, diese oder jene Arbeit in den Fabriken machen zu lassen, ertheilt. Allein die Befehle werden garnicht weitergeleitet, die Beauftragten stecken die Spesen einfach ein. Niemals erfährt der Sultan, daß und was einer seiner Fabriken mangelt. Die Directoren der Fabriken können ja ihre Wünsche und Bitten nicht direct anbringen, sondern müssen sich der Vermittlung eines Kammerherrn oder sonst einer Person bedienen, welcher der Zutritt zum Padischah gestattet ist. Diese Personen aber geben in den seltensten Fällen die Bittschriften wirklich dem Sultan. Eine Controle findet niemals statt. Nur zuweilen gelingt es dem einen oder anderen Director, durch einen besonderen Zufall von einem dieser Herren wenigstens einen Theil des vom Sultan für die Fabriken angewiesenen Geldes wirklich zu erhalten. Wenn der Sultan in diesen Ateliers erscheint — früher geschah es oft, in letzterer Zeit kommt dies seltener vor — dann wagt es Niemand, ihm die Wahrheit zu sagen.

Gärten.

Die vier Gärten. — Der englische Park. — Der Lustgarten. — Künstliche Seen. — Künstliche Inseln und Grotten. — Blumenreichthum. — Wintergärten mit Gemälden und Vögeln. — Der Gemüsegarten. — Der Obstgarten. — Gärtner. — Deutsche Angestellte. — Kosten der Gärten.

Im Gegensatz zu den Fabriken erfreut sich die Horticultur bei allen Hofbeamten steter Gnade. An deren Spesen wird Nichts abgeknabbert. Sie hat Alles im Ueberfluß, für sie neue Spesen zu verlangen und diese Spesen auch auszufolgen, ist Jedem ein Vergnügen. Denn die Gärten liefern den Bewohnern von Yildiz das Obst und Gemüse, und die Yildizer sind große

Gourmands. Würden die Fabriken der Sägerei, der Tischlerei, der Schmiede eßbar sein, so hätten diese Fabrikate sicherlich nicht unter der Ungunst der Umgebung des Sultans zu leiden. Uebrigens ist die Horticultur auch nicht so sehr auf die Vermittlung beim Sultan angewiesen. Der Herrscher ergeht sich täglich stundenlang in den Gärten, und die Gartendirectoren haben immer Gelegenheit, sich ihm zu nahen und ihre Wünsche unmittelbar anzubringen.

Der kaiserliche Park von Yildiz ist gegenwärtig in vier Partieen getheilt, die jede ein Ganzes und Abgeschlossenes für sich bilden.

Diese vier Partieen sind:

Der englische Park.
Der Lustgarten.
Der Gemüsegarten.
Der Obstgarten.

Der englische Park bildet zwei Drittel des gesammten Garten-Flächenraumes.

Er befindet sich westlich vom Quartier Gerendsche-Jukuschu, südlich vom Quartier Tscheragan — hier liegt der Palast, richtiger das Gefängniß, in welchem der abgesetzte irrsinnige Sultan Murad der Fünfte lebendig begraben ist — und östlich vom Quartier Ortakö.

Die nördliche Seite des englischen Parks ist seit 1889 jenem Theil des Palastes einverleibt, in welchem die Privatgemächer des Sultans und seine Privatpaläste, das Harem und der Kiosk Merassim — jetzt der Palast für feierliche Empfänge — sich befinden. Von dem letzteren Palast ist der Garten jedoch durch eine von zwei Pforten unterbrochene Mauer getrennt.

Dieses abgetrennte nördliche Stück des englischen Parkes bildet den Lustgarten, ein wahres kleines Paradies.

Hier liegt das Hauptbassin, ein künstlicher See von einer Länge, die mindestens dreihundert Meter, und von einer Breite, die fünfundzwanzig bis dreißig Meter beträgt. Die Form des Sees ist eine ganz eigenthümlich gezackte.

An den Ufern des Sees sind künstliche Grotten aus grauen, scheinbar regellos übereinandergeworfenen Steinen, durchschnitten von Fußpfaden und Felsentreppen, über die man zu den kleinen Pavillons des Schlosses Kaßket hinaufgelangt. Einer derselben ist als ein üppiges Ruhezimmer ausgestattet, ein anderer hat eine Bibliothek, ein dritter dient als naturgeschichtliches Cabinet, in dem ausgestopfte seltene Vögel und Käfer und Schmetterlinge sich befinden. Um das Wasser herum wiegen sich zahlreiche Bäume verschiedenster Art, deren bunte Früchte und Formen einen lebhaften Contrast zu der meist eintönigen Fläche des künstlichen Sees bilden.

Da neigt eine Trauerweide ihre Zweige melancholisch hernieder und mischt ihre Thauthränen mit dem flüssigen Silber der Fluth.

Da schieben, wie um die Kummervolle zu stützen, zu ihren beiden Seiten das schwarze und weiße Bambusrohr, zierliche Kinder des Lago Maggiore, ihre Schäfte bis in eine Höhe von zehn, ja fünfzehn Metern hinauf.

Und wieder andere Kinder des Lago Maggiore: viele Dutzende, vom italienischen Palastgärtner des Sultans Signor Romeo Scanziani hierherverpflanzte Camelien wiegen ihre bunten Köpfchen hin und her, um dem Bild der Trauerweide das Düster, die Einsamkeit zu rauben.

Und dann weiterhin hunderte, tausende andere Bäume und Blumen in buntem, lieblichem Gemisch. Aus dem tieferen Süden, vom märchenreichen Damascus, kamen die schlanken Palmen und Pinien, und zwischen ihren hohen Stämmen leuchten goldgelbe Citronen und rothglühende Orangen. An die Akazie lehnt sich die Chrysantheme, die Nelke wetteifert mit der Rose, und die Zapfentragenden strömen ihren würzigen Nadelholzduft über die Gesammtscenerie . . .

Man schreitet traumbefangen durch diese Blumenmärchen unmerkbar bergan und befindet sich dann in der Mitte des Ganzen im Angesicht zweier Hügel. Die zwischen ihnen befindliche, 150 Meter lange und 10 bis 30 Meter breite Schlucht ist ebenfalls zu einem See umgewandelt. Die Gegend heißt Dere-Havus, das Bassinthor. Rundum sind Blumenbeete und stürzende Cascaden, die letzteren hauptsächlich im Norden des Sees.

Ein dritter künstlicher See befindet sich auf dem Hügel westlich vom Tschadir-Kiosk. Er bildet beinahe einen Kreis, nur nach Norden hin windet er sich länglich spitz, als wollte er auf eine Cascade zeigen, die ihre schäumenden Fluthen im Serpentinentanz über die künstlichen Felsen herniederjagt.

Stellt man sich am Fuße dieses Wasserfalls auf und blickt hinab, so scheint es, als ob der hier befindliche künstliche See mit dem Bosporus zusammenfließe. Doch ist das eine Terrain-Täuschung.

Dieser See hat einen Flächenraum von 5000 Quadratmetern. Während er im Norden die ewig zitternde Cascade vor sich hat, ruht an seinem südlichen Uferrand ein stiller Pavillon von schimmernder Weiße, ein Schmuckkästchen anmuthiger Luft-Architektonik. Auch hier ist um die ruhige Fluth des Sees ein wogendes Meer von seltenen Blumen geschüttet.

Auf den Spiegeln aller drei Seen ziehen Schaaren von Enten und Schwänen umher. An den Ufern ruhen Kaiks und Barken und selbst von Elektricität getriebene kleine Dampfer, die alle nur dem Sultan und seiner Familie zugänglich sind. In der Mitte der Seen sind kleine künstliche Inseln mit Pavillons und Gärtchen.

In diesem ausschließlich dem Sultan und dem Harem reservirten Lustgarten liegen verstreut zahlreiche Treibhäuser und Wintergärten.

Einer derselben ist ein Wunderwerk, wie man es selbst in Europa nur selten findet; da giebt es besonders prachtvolle Vanillen, die einen bedeutenden Werth repräsentiren. Zu den Lieblingen des Sultans gehören Bäume von riesigem Umfang; solcher sind eine Menge vorhanden, jeder wird

besonders gehegt und gepflegt. Diesem Wintergarten ist eine lebendige Seele eingehaucht durch seltene Singvögel, welche in zierlichen Käfigen zwischen den Aesten wohnen. Kunstvolle Möbelstücke, die nach Angaben und Zeichnungen des Sultans in der kaiserlichen Tischlerei hergestellt worden sind, laden zum Ausruhen ein. In lauschigen Hainen sind auf phantastischen Staffeleien Oelgemälde aufgestellt, welche von den Prinzen oder fremden türkischen und ausländischen Malern verfertigt sind; darunter viele Bilder des berühmten türkischen Malers Achmed Ali Pascha, eines Generaladjutanten des Sultans, und des Künstlers Hamdi Bey, welcher als Archäolog und Director des Museums von Stambul auch in Europa weitbekannt ist.

In einem anderen Wintergarten ist es den Vögeln gestattet, frei umherzufliegen — zum großen Mißvergnügen der Gärtner, welche verzweifelt zusehen müssen, wie diese munteren lustigen Gesellen, von Ast zu Ast springend, in die kostbarsten Bäume ruhelos mit ihren kecken Schnäbeln hineinhacken, so daß man in verhältnißmäßig kurzen Zwischenräumen die Bäume durch andere ersetzen muß. Die ausgehobenen verdorbenen Vegetabilien werden in ein besonderes Treibhaus gebracht, in welchem man sie durch allerlei Kuren wieder zum Leben und zur Blüthe zurückzubringen versucht. Dieses Treibhaus wird von den Gärtnern des Palastes das Hospital der Pflanzen genannt; es sind dort mehrere Pflanzenärzte, Specialisten für verschiedene Krankheiten, und eine Reihe von Pflanzenkrankenwärtern angestellt.

Leider sind diese Wintergärten und Treibhäuser fast alle nicht nach dem Thermosiphon-System, sondern durch Trocken-Canalisation geheizt, was das Gedeihen namentlich der tropischen Pflanzen beeinträchtigt. Um aber trotzdem an letzteren keinen Mangel zu leiden, läßt der Sultan von Zeit zu Zeit aus Italien, Frankreich und selbst Deutschland ganze Gartenbau-Etablissements mit frischen Pflanzen kommen. Diese müssen deshalb stets vorhanden sein, weil bei den Diners und Empfängen, welche der Sultan veranstaltet, ein kolossaler Aufwand mit Blumenschmuck und Pflanzenzier getrieben wird. Der Sultan liebt es, die Säle, in welchen er empfängt oder ein Diner giebt, in einen Garten voll der seltensten Pflanzen und Blumen verwandelt zu sehen, und er freut sich, wenn seine Gäste den lebendigen Schmuck der Säle mehr bewundern, als den todten Luxus des Marmors und den Farbenglanz der Teppiche.

Der Gemüsegarten liegt auf einem nach Osten schauenden Hügel, der sich in der genauen Mitte des ganzen Parkes befindet. Er enthält alle Gemüsegattungen des Landes und die hervorragendsten des Auslandes. Hauptsächlich, um für die kaiserliche Küche Erstlinge zu gewinnen, ist dieser Garten in neuerer Zeit angelegt worden. Das Gemüse wird nach orientalischem System künstlich entwickelt. Auf einer im Süden liegenden Partie des Hügels leuchten einheimische und englische Erdbeeren, ranken sich die Reben des Weines, deren Trauben monatelang das ständige Dessert der kaiserlichen Tafeln bilden.

Der Obstgarten endlich liegt im Norden des Parkes. Alle Früchte der gemäßigten Klimata sind hier in reichster Fülle vorhanden, und zwar werden sie meist nach der in diesem Genre perfecten französischen Obstkunde gepflanzt, cultivirt und gepflegt. Fast alle Obstbäume, die sich in diesem Garten befinden — Apfelbäume, Birnbäume, Himbeerstauden, Johannisbeerstauden, Kirschbäume und Weichselkirschbäume — sind von französischer Herkunft und gedeihen vortrefflich. Um während des Winters eine Fülle frischen Obstes aller Art hervorzubringen, sind an dem Eingang, welcher sich im Norden dieses Gartens befindet, zwei Treibhäuser luxuriös eingerichtet worden.

Die General-Direction der Gärten verwaltet ein Bruder des Kammerherrn Raghib Bey, Rauf Bey; ihm ist der Garteninspector Reschid Pascha attachirt. Rauf Bey untersteht dem Minister der Civilliste, welche die oberste Garten-Administration darstellt. Die Functionen des Generaldirectors bestehen in der Besorgung der von den Gärtnern benöthigten Instrumente und Materialien.

Neben dem Generaldirector und Inspector giebt es vier europäische Directoren oder Ober-Gärtner, die Alle bereits mehrere Jahrzehnte in Diensten Abdul Hamids sind, also ihm schon, als er noch Prinz war, gedient haben.

Der Erste und Aelteste ist der Deutsche Adam Schlerff; er ist mit der allgemeinen Aufsicht betraut.

Der Zweite ist ebenfalls ein Deutscher, August Winholdt; ihm ist der Lustgarten anvertraut, der blos für den Sultan und das Harem bestimmt ist.

Der Dritte ist ein Italiener, Romeo Scanziani, dem speciell die Direction der Treibhäuser und Wintergärten übertragen ist. Ein Sohn desselben ist im Uebersetzungsbureau von Yildiz als Dragoman-Secretär für die italienische Sprache angestellt.

Der Vierte von den europäischen Gärtnern endlich ist ein Franzose, Gustav Deroix, welcher die Pläne und Zeichnungen für Aenderungen in den kaiserlichen Gärten zu entwerfen und auszuführen und der auch die Ornamente und Decorationen zu arrangiren hat.

Die Zahl der einfachen Gärtner, Nefer Baghtschewani genannt, beträgt 300. Dieselben sind nach militärischem Muster in Gruppen zu zehn eingereiht, welche je einen Onbaschi, einen Zehner-Chef oder Zugführer, haben; diese unterstehen wiederum direct den vier europäischen Directoren.

Die Gehälter aller dieser Gärtner und ihrer Chefs sind: für die Letzteren, die Baghtschewani Baschi, 2000 bis 5000 Piaster monatlich, für die Onbaschi oder Zugführer 250 bis 500 Piaster, für die einfachen Gärtner je nach deren Anciennetät und Fähigkeiten 150 bis 200 Piaster. Außer dem festen Gehalt bekommen die Leute zumeist nicht unbeträchtliche Geschenke, da der Sultan bei seinen Spaziergängen im Park stets eine Geldrolle, die 50 Goldstücke enthält, mitnimmt und den ihm begegnenden Gärtnern ein oder mehrere Pfund zuwirft.

Die Gesammtausgabe für die kaiserlichen Gärten beträgt monatlich 60000 Piaster für die Gehälter und 5000 Piaster für Extraspesen. Instrumente für die Gärten und Pflanzeneinkäufe sind dabei nicht inbegriffen. Die Gehälter werden den Gärtnern direct von der Civilliste bezahlt.

Theater und Musik am Sultanshof.

Ibrahim der Erste und die heiteren Künste. — Murads des Dritten Bekehrung zur Musik. — Theater und Stallung. — Das Theater Abdul Hamids. — Lieblingsstück des Sultans. — Italienische Sänger und Sängerinnen. — Türkisches Lustspieltheater. — Männer in Frauenrollen. — Kaiser Wilhelms Sang an Aegir in Yildiz. — Des Sultans Munificenz. — Liebe der Prinzen und Prinzessinnen für Theater und Musik. — Die kaiserliche Leibmusikcapelle. — Ihre enormen Kosten. — Guatelli Pascha. — Daranda Pascha. — Musik in der Hauptstadt. — Der deutsche Musikdirector Lange. —

Theater und Musik hat es von jeher am Sultanshof gegeben, die Schauspieler und Künstler genossen abwechselnd Glück und Leid. Der Sultan-Wüstling Ibrahim der Erste vertrieb seine halbe Regierungszeit mit Possenreißern, Sängern, Trommelschlägern und Flötenspielern; einen von ihnen, den Zigeuner Ahmed, ernannte er sogar zum Aga der Janitscharen, einen Anderen, den Schattenspieler Kör Musselioghli, machte er zum Kapudanpascha oder Marine-Minister. Murad der Vierte dagegen ließ seinem Kapellmeister den Kopf abschlagen, weil er es wagte, zu einer Zeit, als der Sultan gegen Persien aufgebracht war, ein persisches Heldenlied spielen und singen zu lassen. Als aber bei dem allgemeinen Persergemetzel in Bagdad der persische berühmte Saitenspieler Schahkuli demselben Sultan Murad entgegentrat und mit den Worten: „Nicht um mein Loos ist mir leid, sondern um den Verlust der hohen Tonkunst, die mit mir zu Grunde geht," vom osmanischen Sultan die Erlaubniß erbat, vor seiner Ermordung noch einmal spielen zu dürfen, da gewährte Murad die Bitte. Und er wurde von der Musik so gerührt, daß er den persischen Musiker am Leben ließ und nach Constantinopel brachte. Als großer Freund der Musiker und Sänger ist Sultan Mahmud der Erste berühmt gewesen; dessen Bruder Osman der Dritte wiederum verbannte alle Künstler vom Hofe.

Zur Zeit des Sultans Abdul Medschid, des Vaters des gegenwärtigen Herrschers der Osmanen, befand sich ein kaiserliches Theater gegenüber dem heutigen Palast von Dolmabaghtsche. In dem ehemaligen Theatergebäude sind jetzt Stallungen.

Sultan Abdul Hamid der Zweite, der die Mauern von Yildiz nicht verläßt, hat sein Hoftheater in das Gebiet dieser Mauern verlegt.

Das Theater von Yildiz ist ein längliches Viereck, angebaut an das Sserai humajun oder eigentliche kaiserliche Wohnhaus. Es ist einstöckig. Vom Theater führt eine directe Thür zu den Privatgemächern des Sultans. Der Saal, welcher anderwärts das Parkett bildet, ist hier leer und mit einem riesigen Teppich bedeckt. Die Loge des Sultans ist so gebaut, daß

er Alles überblicken kann, selbst aber nicht gesehen zu werden braucht; die Bühne wiederum steht zur Sultansloge in einem Verhältniß, daß die Schauspieler beim Betreten nicht mit dem Rücken zum Sultan zu stehen kommen. Damit auch die Musiker Letzteres vermeiden, befinden sich die Sitze der Orchestermitglieder unterhalb der kaiserlichen Loge. Rechts und links von dieser sind zwei Logen für Gäste des Sultans und für das Harem; die letztere Loge ist mit einem feinen Gitterfenster versehen. Die Ausschmückung des Saales ist außerordentlich elegant. Die Grundfarbe der Wände ist roth, die Verzierungen sind goldig. Die Bühne ist genügend groß, besitzt prächtige Coulisseneinrichtung und die vorzüglichste Maschinerie. Ein großer Theil der Einrichtungsgegenstände stammt aus der Tischlerei von Yildiz; auch die reizenden Skulpturen der Sultansloge sind häusliche Arbeiten, meist nach Angaben des Sultans hergestellt. Die Schauspieler müssen, wenn sie die Bühne betreten, vor dem Beginn ihrer Vorträge auf türkische Art nach der Sultansloge hin grüßen. Zuweilen giebt es Abend um Abend eine Vorstellung; aber Mittwoch und Freitag sind feststehende Theaterabende. Die Vorstellungen des Theaters dauern gewöhnlich bis 11 Uhr. Manchmal wird jedoch darauf noch stundenlang musicirt.

Der Theaterdirector ist Ilias Bey, ein Tscherkesse, gleichzeitig Unterdirector der kaiserlichen Garderobe. Wenn der Sultan keinen besonderen Wunsch äußert, so ist es ihm überlassen, die Stücke auszuwählen, die gespielt werden sollen. Ein Lieblingsstück des Sultans ist „Norma“.

Für das Lustspieltheater sind nur Türken engagirt, welche auch die Frauenrollen spielen. Für Opern und Operetten sind meist italienische Sänger und Sängerinnen, die aus den durchreisenden Truppen ausgewählt zu werden das Glück hatten, fest angestellt. Von Zeit zu Zeit werden andere Künstler, die zufällig in der Hauptstadt sich befinden, eingeladen, vor dem Sultan zu concertiren. Sie werden dann reich mit Geld und Orden beschenkt. Eine einigermaßen berühmte Sängerin erhält wenigstens hundert Pfund für ein Concert, oft aber auch zweihundert und mehr. Eines Tages ließ sich der Sultan von den Kindern der deutschen Schule Kaiser Wilhelms „Sang an Aegir“ vorsingen; die Lehrer wurden reich beschenkt, und jedes Kind erhielt ein rothseidenes Beutelchen mit je 8 Viertelpfundstücken.

Die Liebe des Sultans für Theater und Musik ist fast auf alle Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses übergegangen. Sie versäumen keine Gelegenheit, das kaiserliche Theater zu besuchen. Aber außerdem haben sie in ihren speciellen Wohnungen noch kleine Extratheater, in welchen abwechselnd gespielt wird und wo es weniger beengt zugeht, als im großen Theater des Sultans. Die Prinzen selbst pflegen dann an den Concerten theilzunehmen. Von des Sultans Söhnen haben Einige, besonders der junge Burhaneddin Efendi, große Begabung für Compositionen;

Alle spielen sie verschiedene Instrumente, der Eine Piano, der Andere Violine, der Dritte Mandoline.

Der Sultan, als leidenschaftlicher Musikliebhaber, hat sich eine eigene Leibmusikcapelle aus Hornisten geschaffen, die in ihrer Art vielleicht einzig ist. Die Mitglieder der Musikcapelle haben eine ganz besondere Uniform, wie Gardesoldaten, und wohnen in einer eigenen großen Kaserne. Ihr sind auch die Musiker der kaiserlichen Privatstreichcapellen, etwa 20 bis 25 Mann, ferner die Sänger und Schauspieler und die sonstigen Artisten zugetheilt. Diese Capelle, die jährlich 100000 Pfund, also 2 1/4 Millionen Franken kostet — viel mehr als das beste europäische Hoftheater verschlingt — besteht aus 300 Musikern, Söhnen der höheren und höchsten Beamtenklassen, bei deren Auswahl oft mehr die Protection in's Gewicht fällt, als eine besonders musikalische Bildung. Denn in dieser Capelle ein Plätzchen zu finden, das ist ein großes Glück für's Leben. Die Mitglieder dieser Elitecapelle sind lebenslänglich engagirt. Daher sieht man neben jungen Burschen ehrwürdige alte Herren stehen. Alle fast haben Offiziersrang bis zum Obersten hinauf.

Gewöhnlich treten bei einem Concert nur 70 bis 80 Mann auf, da die älteren Mitglieder blos bei besonderen Gelegenheiten vollzählig erscheinen müssen.

Die große Kaserne soll zugleich eine große Militär-Musikschule sein, entspricht aber nicht ihrem Zweck. Es fehlt eine strenge Organisation, ein regelrechtes Programm, eine rationelle Erziehung der jüngeren Kräfte. Vor Allem ist der Mangel einer einheitlichen Leitung zu beklagen. Man weiß nicht, wer der eigentliche musikalische Chef ist. Neben dem wirklichen militärischen Commandanten Suleiman Pascha, der als Director der Capelle beigegeben ist, aber Nichts von der Musik versteht, giebt es mehrere musikalische Paschas, die sich feindlich und neidisch gegenüberstehen und ein ersprießliches Zusammenwirken nicht gedeihen lassen.

Die Capelle besitzt eine ausgezeichnete Musikbibliothek. Die Instrumente, welche sie führt, sind vorzügliche deutsche Fabrikate.

Ein regelrechtes Unterrichtsprogramm, Eintheilung der jungen Musiker in besondere Klassen, Einrückung in höhere Chargen nach Verdienst — das Alles existirt nicht. Laune und Protection allein entscheiden.

Strenge Unterrichtsstunden werden nicht eingehalten. Es finden jedoch monatlich ein oder zwei Mal sogenannte Proben statt.

Die Musiker müssen jeden Abend bereit stehen, zum Concertiren bei Hofe anzutreten. Oft werden sie jeden Abend zum Sultan befohlen, oft aber auch wochenlang, monatelang gar nicht. Regelmäßigen Dienst giebt es nicht — nur im ganzen Monat Ramasan ist regelmäßig — kein Dienst.

Einst war diese Leibmusikcapelle allerdings eine musterhafte und ihre ungeheuerlichen Kosten werth. Das war das Verdienst des italienischen Maëstro

Guatelli Pascha. Der ist jetzt ein ehrwürdiger alter Herr, der auf den goldenen Lorbeern ausruht, welche ihm die Gunst von vier Sultanen — Abdul Medschid, Abdul Asis, Murad und Abdul Hamid — verschafft hat. Er hat als Lehrer der meisten kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen denselben die große Liebe für die Musik eingepflanzt, welche in der Abgeschlossenheit von Yildiz Kjöschk ein Element der Erheiterung und des Lebens geworden ist. Er dirigirt nur noch am großen Bairamsfest.

Guatelli Paschas Erbschaft ist nicht einem Einzigen zugefallen, sondern der ewige Streitapfel verschiedener Musik-Paschas geworden. Einer derselben, ein Franzose, ist auch schon unterlegen im Wettkampf um Sultansgunst und Sultansgold und ist seit einigen Jahren mit vollem Gehalt zur Disposition gestellt. Ein besonderes Glück machte ein Spanier, Daranda Pascha; er kam vor einigen Jahren durch Protection des Oberceremonienmeisters Munir Pascha an den Sultanshof, wurde bald Pascha und hat einen Jahresgehalt von beinahe 40000 Franken. Trotzdem ist die Leibmusikcapelle nicht besser geworden. Und doch befinden sich ausgezeichnete einzelne Kräfte in derselben, besonders türkische Musiker, die ein ganz hervorragendes Talent für Blasinstrumente besitzen. Unter gründlicher Anleitung und bei wohlorganisirtem Unterricht vermöchte diese Schöpfung sicherlich Etwas zu leisten, was mit den Kosten, die sie verursacht, in einem richtigeren Verhältniß als jetzt stehen könnte. Die Musik ist die einzige Unterhaltung des mit schweren Sorgen belasteten, rastlos arbeitenden türkischen Monarchen. Er bringt dieser Liebe zur Musik die größten Opfer, er überträgt diese Liebe auch auf die Musiker selbst, denen er viel Wohlwollen und Interesse und glänzende Munificenz bezeugt. Aber die Intriguen, welche zwischen den aus der Fremde gekommenen, nicht an ihre Pflichten, sondern an ihre Taschen denkenden Elementen geführt werden, belohnen schlecht das ihnen geschenkte Vertrauen. Ein Fehler ist ferner die geringe Beschäftigung, welche den Musikern gegeben wird. Es ist ihnen nicht gestattet, öffentliche Concerte zu veranstalten oder anderwärts als im Palast mitzuwirken. Das Concertiren vor einem kritischen Publicum würde gewiß den matt gewordenen Apparat wieder in Schwung bringen, die Leistungen des ganzen Chors wie der Einzelnen müßten dann von selbst erhöht werden. Und außerdem würde das Publicum der türkischen Hauptstadt durch Anhören regelmäßiger gut organisirter und dirigirter Militärconcerte an musikalischer Bildung bedeutend gewinnen müssen. Vorläufig ist nicht blos dieser Leibmusikcapelle, sondern auch den anderen Militärcapellen das öffentliche Concertiren untersagt; man hört sie blos beim Selamlik. Die Privatmusik in Constantinopel, meist sind es italienische Capellen, fristet ein beklagenswerthes Dasein. Die Hauptstadt des Sultans, welcher für Musik und Theater aus seiner Privatschatulle mehr auswirft als jeder andere Monarch der Erde, würde demnach die musikalisch vernachlässigteste der Welt sein, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein idealer — natürlich deutscher

— Musikdirector, Professor Paul Lange, opfermuthige Versuche machen würde, ihr ein bischen musikalisches Leben einzuhauchen.

Audienzen.

Wenn man dem Sultan gegenübersteht. — Grußformeln. — Titel und Anrede. — Einfachheit des Sultans. — Einst und jetzt. —

Zumeist ertheilt der Sultan Audienzen am Freitag nach dem Selamlik. Der Sultan ist im persönlichen Umgang außerordentlich freundlich. Man vergißt, einem orientalischen Herrscher gegenüberzustehen. Den Fußfall oder ähnliche Ceremonieen hat er gänzlich abgeschafft. Selbst der Türke ist vor dem Kalifen nicht mehr zu so elenden Kriechereien wie ehemals verpflichtet. Der Türke, wenn er nicht Militär oder Staatsbeamter ist und dann Uniform seines Ranges und Standes trägt, erscheint im Stambulin, einem dem englischen Pastorenhabit ähnlichen Rock. Beide Hände über dem Bauch gefaltet, erwartet er den Gruß des Padischahs, da der Höhere zuerst grüßt und damit die Erlaubniß giebt, ihn zu begrüßen. Nachdem der Sultan gegrüßt hat, erwidert der Gegrüßte, indem er seinen Oberkörper nach vorn neigt, dabei die rechte Hand bis zur Erde herabsinken läßt, sich dann wieder zurückbeugt und die Hand von der Erde erst zum Mund und dann zur Stirn bringt. Das bedeutet: ich küsse den Staub von Deinen Füßen, mein Reden und Denken gehört Dir. Nun wird eine erwartende Stellung eingenommen, die Hände bleiben über dem Bauch gefaltet. Die Sitte erheischt, daß der Untergebene seinem Herrn nicht in die Augen schaue. Auch diese Sitte hat der Sultan abgeschafft. Er verlangt, daß man ihm frei in's Gesicht sehe; wenn die Truppen vom Selamlik abmarschiren und der Sultan am Fenster zuschaut oder wenn der Sultan durch die Truppen hindurch zum Selamlik kommt, wird der Blick der Soldaten zum Gesicht des Sultans hin commandirt. Dieses Commando „Augen rechts" oder „Augen links" ist im türkischen Heer seit dem Besuch des Kaisers Wilhelm eingeführt. Früher mußten die Soldaten immer geradaus schauen.

Jede Frage oder jeder Befehl des Sultans wird mit einem kurzen Gruß erwidert. Diese Temenna oder Grußformel besteht darin, daß man kurz und schnell die rechte Hand von dem Mund zur Stirn führt. Das bedeutet: ich küsse Deinen Befehl und unterwerfe mich ihm. Die Sprache, in welcher man zu dem Herrscher spricht, ist schwülstig. Das Wort Ich existirt in derselben nicht.

Euer Diener, Euer Sklave, der den Staub Eurer Füße küßt, der in Demuth und Verehrung erstirbt — das sind so die Titel, welche sich die Sprechenden vor dem Kalifen ertheilen.

Selbst diesen soliden Audienz-Regeln sind Europäer seit dem Regierungsantritt des jetzigen Herrschers nicht mehr unterworfen.

Einst mußten die Gesandten Europas die schwierigsten Situationen überwinden, um eine Audienz beim Sultan zu erhalten; heute giebt es mindestens jeden Freitag Audienzen. Im Jahre 1706 mußten die siebenbürgischen Gesandten, wenn sie das Angesicht des Kalifen sehen wollten, ihre magyarische Tracht ablegen und die türkische anziehen; den kaiserlichen Botschaftern war Gala-Anzug, den polnischen Gesandten der Kaftan vorgeschrieben. Noch unter Abdul Aziz durften Europäer bei Hofe nicht anders als in Uniform erscheinen. Jetzt steht es ihnen frei, zu kommen, wie sie wollen, und die Meisten treten im einfachen schmucklosen Gehrock vor den Herrscher der Osmanen. Dem Sultan Selim dem Zweiten und anderen Padischahs küßten die meisten Gesandten stets die Hand; heutzutage reicht der Sultan seinen Gästen die Hand zum Gruß, nicht zum Kuß. Einstmals konnten selbst die kaiserlichen Botschafter vor dem Sultan nicht erscheinen, wenn sie nicht erst kolossale Geschenke für den Sultan, die Sultanin-Mutter, die Sultanin-Günstlingin, den Groß-Eunuchen, den Groß-Wesir, den Groß-Mufti mitgebracht hatten; sie mußten den Damen goldene Körbe mit Spielwerk und Uhren mit Spiegeln, den Herren stets Juwelen und ganze Klumpen Gold, oft im Werth von hunderttausend Gulden oder mehr, überreichen lassen. Heute ist es umgekehrt.

Mit leeren Händen oder mit Händen, die nichts Gutes bringen, kommen die Europäer zum Sultan, und mit sultanischen Geschenken und Brillantenorden bedeckt, gehen sie aus Yildiz fort.

Aus der Geschichte des bayrischen Particularismus.

Von

Fr. Guntram Schultheiß.

— Stuttgart. —

Die Bayern, stets so eifersüchtig auf ihre Selbstständigkeit, die sie mit so viel Blut erkauft haben unter der Regierung ihrer Herzoge und Kurfürsten, so stolz auf die große Rolle, die ihr Verbündeter Napoleon ihnen in dem Rheinbunde zugewiesen hatte, sind jetzt eingeschlossen in das deutsche Reich, unter der willkürlichen und zermalmenden Herrschaft Preußens. Diese Worte stehen in dem Tagebuch eines französischen Offiziers aus den Jahren 1870 und 1871, das vor einigen Jahren erschienen ist unter dem bezeichnenden Titel „Von Weißenburg nach Ingolstadt" — in dieser Festung hat er als Kriegsgefangener die Zeit bis zum Friedensschluß zugebracht. Daß dabei dem Franzosen wehmüthige Rückblicke auf die Vergangenheit sich aufdrängten, kann nicht Wunder nehmen. Es war ja doch schon eine sehr unangenehme Enttäuschung für die Mehrzahl seiner Landsleute gewesen, als die süddeutschen Staaten, hingerissen vom Sturm der nationalen Begeisterung, an die Seite Preußens traten, als die Hoffnung auf den bayrischen Particularismus sich als eitel herausstellte. Aber schwebt nicht über den angeführten Worten Etwas wie immer noch festgehaltene Hoffnung auf einen gelegentlichen Durchbruch der alten deutschen Erbsünde? Geben die Verhältnisse Berechtigung dazu?

Der bayrische Particularismus ist ja unleugbar wiederholt in den letzten Jahren ein beliebtes Schlagwort der Zeitungen, der deutschen und der ausländischen gewesen; es kann jeden Tag wieder auftauchen. Allerdings wirft die Oberflächlichkeit unter demselben Schlagwort des Tages oft

recht verschiedene Dinge zusammen, denn eben wo Begriffe fehlen, stellt gerne sich das Fremdwort ein. Das Verständniß für Wesen und Geltung des viel berufenen bayrischen Particularismus kann sich nur der historischen Betrachtung erschließen. Wäre das historische Interesse in den weiteren Kreisen unserer Gebildeten nicht so stark in den Hintergrund getreten, wie es leider der Fall ist, so stände es in gar mancher Hinsicht besser um unser öffentliches Leben. Ist doch die Gegenwart zum guten Theil fortlebende Vergangenheit, im Guten wie im Schlimmen.

Vor Allem ist es irrthümlich, wenn man hinter dem bayrischen Particularismus immer vorzugsweise politische Triebfedern suchen möchte, wie die der Wittelsbachischen Hauspolitik seit der Auflösung des alten Reiches. Im 18. Jahrhundert kehrte sich der politische Antagonismus keineswegs gegen Preußen, sondern vielmehr gegen Oesterreich, war es doch Friedrich der Große, der zwei Mal die politische Selbstständigkeit Bayerns gegen die österreichischen Abrundungsbestrebungen schützte. „Lieber bayrisch sterben als österreichisch verderben.“ Der Fürstenbund Friedrichs des Großen bleibt stets ein merkwürdiges Vorspiel späterer Entscheidungen. Damals aber, das läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, waren die Unterschiede des Volkslebens zwischen Süddeutschland und Norddeutschland viel stärker ausgeprägt als heute. Der bekannte Joh. Kaspar Riesbeck, dessen Urtheile man immer höher schätzen muß, je mehr man sie da und dort auf ihre Richtigkeit zu prüfen Anlaß gefunden hat, sagt in den „Briefen eines reisenden Franzosen“ (2. Auflage 1784 II S. 286): „Der Körper befindet sich in Norddeutschland gerade um so viel schlechter als sich der Geist besser befindet, denn in Süddeutschland. Jenseits (südlich) des Erzgebirges sind die Wirthshäuser, Straßen, Postwagen und alle Dinge, die auf den Thiermenschen wirken, in dem besten Zustand. Diesseits sind die Wirthshäuser auf dem Lande nicht viel besser als die spanischen. (Das ist eine alte Klage, schon in den früheren Reisebeschreibungen!) Die Straßen sind wie die hungarischen, die Postkutschen sind plumpe Bauernwagen. Dagegen findet man hier überall die besten Gesellschaften, in jeder kleinen Stadt Sammlungen von Kunstsachen, Bibliotheken, Maurerlogen &c. und fast jeder Landpfarrer hat hier mehr Welt- und Menschenkenntniß als mancher Hofmann in Süddeutschland.“ Auch noch am Anfang des 19. Jahrhunderts urtheilt ein ganz unbefangener Beobachter deutscher Zustände ähnlich. Der Schilderung einer Kirchweih in der Gegend von Heidelberg schickt er die einleitenden Sätze voraus: „Was man so eigentlich Leben im menschlich physischen Sinne nennt, davon hat der Nordländer doch keinen rechten Begriff. Unverkennbar ist im nördlichen Deutschland das höhere Streben des Geistes; wo der cultivirte Mensch zu physischen Genüssen nicht so viel Anreiz findet, da wendet er sich mehr an den Geist, dieser Geist muß ihm ersetzen, was ihm an jenem abgeht.“ (Reinbecks Briefe über Heidelberg, 1808, S. 75.) In solchen Urtheilen ist Licht und Schatten vertheilt; das richtige süddeutsche

Sonderthum aber spricht sich aus in der merkwürdigen Flugschrift von 1799 „Ueber Süddeutschland", einer Stimme für die Errichtung einer süddeutschen Republik. „So sehr Norddeutschland durch seine vielen Litteraturgewerbe das Ansehen einer höheren Aufklärung hat, so herrscht doch diese in Süddeutschland mehr. Der Norddeutsche ist unter seinem kargeren Himmel auch an weniger Bedürfnisse geheftet, die sparsamere Lebensart bildet ihn moralischer und zufriedener. Auch die Regierungen tragen dieses Gepräge. Stelle man den Süddeutschen gegen den Norddeutschen in Contrast, der erste ist durch die schönere, reichere Natur zu mehr Wohlstand eingeladen, der Luxus hat schon weit bei ihm um sich gegriffen, er hat für Alles lebhaftere Gefühle, die ihn ohne vielen Tiefblick schon lang seine zu schweren Fesseln mit Schaudern wahrnehmen ließen."

Zieht man von diesen Aeußerungen ab, was unverkennbare Selbsttäuschung war — denn thatsächlich waren in den gebildeten Kreisen Norddeutschlands die Sympathien mit den idealen Forderungen der französischen Revolution weit mehr verbreitet, was z. B. der bayrische Minister Montgelas sehr gut wußte — so bleibt auch hier der allgemeine Gegensatz der süddeutschen Behäbigkeit und Gemüthlichkeit zur norddeutschen Nüchternheit des Rationalismus im Ganzen und Großen eine zutreffende Auffassung.

Innerhalb des süddeutschen Volksthums bildete nun aber Bayern in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts immer noch ein Gebiet von besonderer Eigenart. Die Folgen der starren Abschließung gegen den Protestantismus, der Herrschaft des Jesuitenthums traten scharf zu Tage, z. B. in den „Briefen bayrischer Denkungsart und Sitten", gedruckt 1778 (wohl Westenrieder zuzuschreiben). Der Verfasser läßt einen Buchhändler als Freund der Aufklärung also den Kernschaden bezeichnen: „Die Vernunft sehen viele für gefährlich an, und wenn sie etwas hören, was sie niemals gehört haben, so werfen sie's weg. Saperment, ich bin doch auch in der Welt gewesen, aber so Maschinenleute habe ich nirgends angetroffen. Gar kein Funken von eigner Kraft und kein eigner Trieb. Es ist eine gewisse Traurigkeit und Beklemmung über Alles, was die Leute thun, gezogen, das ihre besten Freuden und Fähigkeiten gleichsam lähmt uud aufhält." Diese einheimische Stimme ist zugleich eine Ehrenrettung für den viel getadelten Nicolai, den Berliner Aufklärungsmann, der in seiner Reisebeschreibung (VI 1785, S. 749) unter Anderem bemerkt: „Mechanische Werkheiligkeit mit der bittersten Intoleranz verknüpft wird beständig fortgepflanzt. Die Bigotterie hat einen unbeschreiblichen Einfluß in alle Dinge und zeigt sich sogar unverkennbar auf vielen Gesichtern. Leute, die eine recht religiöse Falte gewonnen haben, tragen sie auf eine sehr in die Augen fallende Weise zur Schau. Ein finster trotziges Wesen siehet man an ihnen, mit einer so mürben Miene innig verwebt, als ob die Zerknirschung alle ihre Kräfte zermalmt und ihnen nur noch zur Verdammung des Nächsten oder zu einer einzelnen Lieblingssünde einige übrig gelassen hätte." Nicolai

hat diese Beobachtung zunächst in München angestellt und zur Vergleichung die Puritaner herangezogen. Wer in Tirol längere Zeit mit offenen Augen gelebt hat, kennt diesen Gesichtsausdruck als typisch, das Bayern vor 100 Jahren war in Wahrheit ein zweites Tirol. Der angeführte Brief des angeblichen Buchhändlers bezeichnet auch andere Folgen des jesuitischen Geistesdrucks: „Es mag Niemand mehr was thun, nur essen und trinken und sich immer ankleiden und den ganzen Tag in den Kirchen umhergehen.“ Schmähsucht, Faulheit, Verleumdung und Eigennutz vollenden das unerfreuliche Bild. Riesbeck betont Müßiggang, Schmausen und Betteln als charakteristisch. Der Hang dazu werde vor Allem durch das Vorbild der fetten Mönche erhalten und geheiligt.

Es mag bei solchen Schilderungen Manches zu schwarz dargestellt sein; aber daß im Ganzen und Großen die zeitgenössischen Beobachter Glauben verdienen, das darf gegenüber der neuerdings beliebten Schönfärberei bayrischer Vergangenheit wieder energisch hervorgehoben werden. Nicolai erkennt ausdrücklich dem bayrischen Stamm Kraft des Körpers und des Geistes zu, er fordert, daß die Regierung für Aufklärung sorge, der Same würde besser gedeihen, als bei verzärtelten Völkern. Ganz im gleichen Sinne mahnte der wackere Westenrieder seine Landsleute zum Aufschwung der körperlichen und geistigen Kraft, um die übrigen deutschen Stämme zu überholen. Und so wurde auch der bayrischen Akademie zur Aufgabe gemacht, die Aufklärung in Bayern zu verbreiten und dadurch die Kluft auszufüllen, die das katholische Land von den fortgeschritteneren protestantischen Gebieten trennte — also dem Particularismus des geistigen Lebens entgegenzuarbeiten. Nicolai war so weit entfernt, ihn grundsätzlich zu verwerfen, daß er ihn sogar als Vaterlandsliebe und Patriotismus rühmend hervorhebt, als Handhabe für die Thätigkeit der Regierung bezeichnet. Nun geschehe eben Nichts, und so bleibe Vieles, wie es nun einmal sei, zumal da der Mittelstand und der gemeine Mann eine große Liebe zu Allem hätten, was seit alter Zeit bei ihnen gewöhnlich sei! So thue also selbst die Vaterlandsliebe zuweilen eine falsche Wirkung, denn Viele bildeten sich ein, es sei nirgends besser als bei ihnen, und so, wie es sei, müsse es bleiben.

Es liegt eine Art Ironie der Geschichte darin, daß Nicolai noch das Regierungssystem des Grafen Montgelas in Bayern erlebt hat, das nichts Anderes war als aufgeklärter Absolutismus, freilich in wenig sympathischer Gestaltung. Rücksichtslos wurde gegen alles Ueberlieferte die Allmacht des Staates zur Geltung gebracht, die Revolution von oben in's Werk gesetzt. Leider fehlte es dabei an den wahrhaft staatsmännischen Tugenden der Uneigennützigkeit und Gewissenhaftigkeit bei den obersten, an Geschick bei den unteren Beamten. Die Fehlgriffe der aufgeklärten Bureaukratie in Tirol schürten das Mißvergnügen über die aufgedrungene bayrische Herrschaft bis zur Empörung unter Andreas Hofer, man darf dabei nicht nationale oder

politische Beweggründe unterlegen, es handelte sich nur um eine Reaction der erzkatholischen Denkweise. Zum deutschnationalen Volkshelden hat erst Immermann durch sein „Trauerspiel in Tirol“ den bankerotten Sandwirth erhoben.

Dem altbayrisch-conservativen Particularismus stand Montgelas wohl schon in Folge seiner französischen Abstammung kaum minder kühl und gleichgiltig gegenüber wie dem deutschen Nationalgefühl, während er die Aufklärungstendenzen der Akademie begünstigte. Seine äußere Politik, der Anschluß an Frankreich, der Bayern den Glanz des Königthums, den Schein der Souveränetät brachte, mußte zugleich den bayrischen Particularismus stärken, ihm politische Färbung geben. Und so hat er dann in den Tagen des Rheinbundes seine Wendung gegen Norddeutschland, insbesondere Preußen vollzogen. Gerade aus den persönlichen Verhältnissen der Akademie entsprang ein Federkrieg, in dem die Abneigung einheimischer Gelehrten gegen die aus Norddeutschland stammenden Mitglieder sich in dem Versuch einer theoretischen Rechtfertigung des bayrischen Particularismus entlud.

Gelehrte Fehden pflegt die Nachwelt mit Geringschätzung zu betrachten, im Allgemeinen mit Recht, denn die Leidenschaftlichkeit steht dabei fast immer im umgekehrten Verhältniß zur Wichtigkeit der Streitfragen für die geistige Entwickelung. Aber es giebt auch Ausnahmen, denen historische Bedeutung innewohnt, bei denen politische oder religiöse Spannungen den Hintergrund liefern; die Gegensätze werden dann auch nicht auf dem Felde der Litteratur überwunden, sondern sie gehen als Moment der Entwickelung in den Gang der Geschichte über. So auch in diesem Falle. Schon die Aufmerksamkeit, mit der damals weitere Kreise innerhalb und außerhalb Münchens und Bayerns auf die Ausbrüche des bayrischen Particularismus blickten, ist ein Beweis dafür, daß man die tiefere Bedeutung verstand. Der damals durch höhere Gewalt abgebrochene Streit hat ein halbes Jahrhundert später sein Seitenstück gefunden, ja man darf sagen, daß noch die heutigen Lebensäußerungen des echten bayrischen Particularismus den Zusammenhang mit diesen Stimmungen der Rheinbundszeit nicht verleugnen können, wenigstens vor den Augen des Historikers.

Montgelas hielt die Sache für wichtig genug, um ihrer in seinen Denkwürdigkeiten (Deutsche Bearbeitung 1887, S. 175) Erwähnung zu thun. „Als die Akademie umgeformt und reicher ausgestattet worden war, hatte man es für zweckmäßig erachtet, fremde Gelehrte an dieselbe zu berufen, welche den Wetteifer anregen, den Ruf der Anstalt erhöhen und zur Bildung des Volkes durch ihre im Ausland erworbenen Kenntnisse beitragen sollten. Der Wahrheit gemäß muß ich jedoch bekennen, daß diese Maßregel ihren Zweck vollständig verfehlte. Die neuen Ankömmlinge hielten sich für Missionäre, zur Belehrung von Wilden berufen, und ihre Anmaßung

empörte die Bayern, welche sich für eine bereits civilisirte Nation ansahen; daraus erwuchsen Spaltungen, die nur den Parteigeist förderten. Die Ansichten der meist aus Norddeutschland Berufenen waren dem politischen System der Regierung nicht günstig." Es war also der Vorwurf des Hochmuths, der Ueberhebung, der gegen die Norddeutschen erhoben wurde. Mit welchem Rechte im Einzelnen, das bleibe dahingestellt. Ihn im Allgemeinen zu machen, wie später wieder so oft, dazu boten immerhin einzelne ungeschickte Aussprüche norddeutscher Schriftsteller Anhaltspunkte. Eine Flugschrift aus dem Jahre 1806 (Preußen und Deutschland S. 7) hatte behauptet: „In dem südlichen katholischen Deutschland dominirt offenbar der Körper über den Geist, im nördlichen protestantischen der Geist über den Körper. Dort reizt die Güte des Landes, der Reichthum an Producten, der Ueberfluß an Lebensmitteln aller Art zum Luxus und zur Schwelgerei, hier zwingt ein strengeres Klima in weniger ergiebigem Boden zu Fleiß, Mäßigkeit und Nüchternheit. Dort herrscht Finsterniß, Aberglaube, Unempfindlichkeit für das Gute und Unbehilflichkeit des Geistes, hier Licht, eine vernünftige und praktische Religion, Sinn für das Bessere und hohe Fertigkeit und Bildung des Geistes." Das erinnert an den oben angeführten Satz Riesbecks, der haltlosen Uebertreibung eines relativen Unterschiedes zum absoluten Gegensatz geschah viel zu viel Ehre, wenn man sie als den Ausdruck einer in Norddeutschland allgemein geltenden Auffassung zu betrachten geneigt war. Aber man darf nicht übersehen, daß der Basler Friede von 1795, in dem Preußen sich aus dem Kriege mit Frankreich zurückgezogen hatte, in Süddeutschland böses Blut gemacht hatte. Diese gereizte Stimmung griff nach Allem, was ihr neue Nahrung gab, so konnte man auch das Auftreten der norddeutschen Akademiker in München in Zusammenhang bringen mit der genannten Flugschrift. In unzweifelhafter Ueberzeugung that dies ein hochstehender Mann, der Oberbibliothekar Freiherr von Aretin, und er sprach damit Vielen aus der Seele. Die Gegensätze gingen eben weit über das Persönliche hinaus.

An Uebertreibungen und Verzerrungen haben damals die Wortführer des bayerischen Particularismus Unglaubliches geleistet. So verstieg sich ein aus München stammender Artikel des Erlanger Kameralcorrespondenten (1809, Nr. 113) zu dem Satze: „Es liegt schon etwas Paradoxes in dem Wahne, daß der Norden das Vaterland der großen Geister sein solle. Dort, wo die Natur in ewiger Erstarrung liegt, wo keine köstliche Pflanze reift, die Natur mit ihren edleren Gaben kargt — dort sollen edlere Geister, glücklicher organisirte Menschen reifen als unter dem südlichen milderen Himmel?"

Auf gleicher Geisteshöhe steht ein Gedicht von Nepomuk von Ringseis. Der unfreiwillige Humor versöhnt den heutigen Leser fast mit dessen Armseligkeit.

Herausforderung.

Ha, warum verachtest Du mich,
Du kalte Brut Du, der andern Zone!
Heraus Du kalte, heraus will ich Dich
Auf den Sand hier des bayerischen Bodens.

Ich schlage Dich wieder, bey allen Göttern
Dich nieder in röthlichen Sand!
Da liegst Du schon, ha! von meinen Wettern
Gestürzt, da liegst Du im Sand!

Wer will die Fehde noch mit mir wagen?
Heraus nur! Tausend an Wissenschaft
Schlag' ich, werd' Euch Alle schlagen
Mit des Willens allmächtiger Kraft!

Nun krönt mich, Freunde, mit grünendem Laub,
So wie es dem Sieger gehört!
Und also schlag' ich Jeden in den Staub,
Der Bayerns Söhne nicht ehrt!

Den hingeworfenen Fehdehandschuh nahm der damals 25 Jahre alte Philologe Friedrich Wilhelm Thiersch auf, der als Lycealprofessor nach München berufen, die Spitze solcher allgemeiner Angriffe auch auf sich gerichtet fühlen mußte. Es war ein leichtes Stück Arbeit, wenn er in seinen zuerst ohne Namen erscheinenden „Betrachtungen über die angenommenen Unterschiede zwischen Nord- und Süddeutschland" (1809) auf die Geringfügigkeit des klimatischen Unterschiedes südlich und nördlich der angeblichen Grenzscheide, des Maines, hinwies, die falsche Analogie der Genialität und Südlichkeit durch die Beispiele der Aethiopier und Aegypter als der südlichsten Völker ironisirte und die Insinuation, daß die Norddeutschen mit Verachtung auf die Verdienste des Südens herabsehen, als „bösartig" bezeichnete und Beweise forderte. Zu geistiger Ueberwindung der Grundanschauungen des Particularismus mangelte ihm Erfahrung und tiefere Einsicht; er verkannte nicht, daß thatsächliche Verschiedenheiten unter den deutschen „Völkern" bestanden nach „Ursprung, Schicksalen und Lage"; aber er begnügte sich doch mit der Versicherung: „Wie unsere Kultur durch Grund, Inhalt und Schicksale eine einzige ist, so ist es auch der durch sie umgestaltete und erhöhte Charakter unserer Völker, „die Deutschheit".

Die Wortführer des bayerischen Particularismus betonten nun aber eben diese zugestandenen Unterschiede; als Beleg dafür, daß gerade die Norddeutschen diese als bekannte Sache behandelten, konnte eine Entgegnung eine Stelle aus einer Besprechung von Feuerbachs Criminalfällen in der Halle'schen Litteraturzeitung 1809 anführen. Die rohere kräftigere Natur der südlichen Deutschen spräche sich auch darin aus, es seien lauter robuste Verbrechen aus wilder Leidenschaft erzeugt, schnell beschlossen, rüstig aus-

geführt. Nirgends begegne darin jener matte Lebensüberdruß, jene Verbrechen aus moralischer Langeweile, die in den Rechtsfällen des nördlichen Deutschlands so häufig vorkämen. Das war Wasser auf die Mühle Aretins! Er empfand das Bedürfniß, sich über die Merkmale klar zu werden, durch welche sich Volkscharakter und Cultur der Süddeutschen vorzüglich unterschieden, und stellte die Ausarbeitung einer eigenen Abhandlung darüber in Aussicht. Seine Befähigung für diese Aufgabe erscheint mehr als zweifelhaft nach der Probe, die in der Zeitschrift „Der Morgenbote" (1809, 3. Heft) abgedruckt ist; sie bietet nur eine Verunglimpfung, und der Grundgedanke ist entlehnt. Der Grundzug des süddeutschen Charakters ist Kraft, der des norddeutschen Schwäche; daher bei jenen Ausschweifungen im Genuß der Liebe und anderen sinnlichen Vergnügungen, kriegerischer Geist, Herzensgüte, Offenheit, bei diesen Onanie, Hypochondrie, Falschheit, Feigheit, Ränkesucht. Schon im Wuchs und in der Sprache hat die Natur diese Charakterverschiedenheit klar ausgedrückt." Diesem fanatischen Particularismus war jedes Mittel recht, um die Entfremdung zwischen Norddeutschland zu vergrößern. Schon einige Jahre vorher hatte Aretin (Litteratur der Staatsgeschichte von Bayern 1804) gefordert, man solle alle Mittel anwenden, um den Nationalcharakter der Bayern auszubilden; Alles, was dazu diene, sie von anderen Nationen zu unterscheiden, sichere auf die Dauer ihre Selbstständigkeit. Eine glückliche Idee der bayerischen Regierung sei die Einführung einer Nationalcocarde gewesen, die einer Nationalkleidung würde zuverlässig mit noch größerer Kraft wirken. Man solle nicht glauben, daß Bayern von einem zu geringen Umfang sei, um ein besonderes Reich zu bilden. Die Bayern sollten keine ausländischen und ja keine kosmopolitischen, am wenigsten nordländische Erzieher haben! Man sieht, die Abneigung Aretins gegen die aus Norddeutschland berufenen Gelehrten, die „Nordlichter", wie man sie höhnisch nannte, hatte auch andere als persönliche Gründe.

Dieser bayrische Particularismus Aretins hat ihn nicht gehindert, als Parteigänger für Napoleon aufzutreten. Er schreckte nicht einmal vor dem Widerspruch gegen sich selbst, vor dem nackten Unsinn zurück. In seiner Schrift „Die Pläne Napoleons und seiner Gegner" pries er den nationalen Selbstmord des Kosmopolitismus, wie der einzelne Mensch nur durch den Opfertod der Individualität zur Himmelfahrt des Geistes gelange, so auch die Nationen, in diesem Sinne könne man sagen, daß in Napoleons System echte Deutschheit d. h. Kosmopolitismus läge, denn es habe das von Deutschlands Philosophie erzeugte Princip zur Basis. Wenn Vernunft kein leerer Wahn sei, so müsse das Besondere dem Allgemeinen weichen. Unter Napoleons Gegnern führte er auch die borussisirenden und anglomanen Gelehrten auf. In seiner Litteraturzeitung forderte er dann einen seiner litterarischen Gegner auf, durch Nennung seines Namens zu beweisen, daß er nicht einer der verächtlichen Conspiratoren sei, die den Boden des rheini-

schen Bundes besudelten! Die daraus erhobene Klage von sechs Mitgliedern der Akademie wurde abgewiesen, weil Keiner von ihnen persönlich angegriffen sei!

Diesen Rheinbundsstimmungen entsprach auch das wunderliche Machwerk eines Herrn von Pallhausen, „Garibald, der erste König Bojariens" (1810), ein hexametrisches Epos, das den Bayern keltische Ahnen gab und diese Behauptung durch krauses Schnitzelwerk gelehrter Anmerkungen zu beweisen suchte. Der Verfasser lehnte zwar einen Nationalstolz ab, der sich auf das Alterthum gründe, aber es sei immer bemerkenswerth, besonders für einen Vaterländer(!), daß seine Nation 2400 Jahre sich bemerkbar gemacht habe; so wurden die fabelhaften Kriegszüge der bojischen Heerführer Bellovesus und Sigovesus als Glanzstück bayrischer Urgeschichte angesprochen und dem Bunde mit den Franzosen stillschweigend eine Art historischer Weihe durch uralte Stammesverwandtschaft gegeben. Aretin pries die dürftige Leistung als classisches Werk und bayrisches Nationalepos und empfahl es als Schullectüre.

Der Rheinbund verschwand, der bayrische Particularismus blieb bestehen als eines der Hindernisse, die einer dauerhaften und leistungsfähigen Neuordnung Deutschlands sich in den Weg stellten. Von Unterordnung unter Oesterreich oder Preußen wollte er von vornherein Nichts wissen, und da nun Oesterreich darauf verzichtete, seine frühere Stellung in Deutschland wieder zu gewinnen, so kehrte sich Abneigung und Mißtrauen des Particularismus umso stärker gegen Preußen, als die öffentliche Meinung angesichts seiner Leistungen im Befreiungskampfe zusehends dazu neigte, ihm dies Anrecht auf eine leitende Stellung unter den deutschen Staaten zuzuerkennen. Der bayrische Particularismus beeilte sich deshalb seine Gegenforderungen anzumelden; sie liefen darauf hinaus, Preußen ebenso wie Oesterreich aus der Verbindung der deutschen Staaten auszuschließen, ein „reines Deutschland" zu construiren, dessen Leitung Bayern als dem größten rein deutschen Staate zufallen sollte. (Ideen über die Bildung eines freien germanischen Staatenbundes, 1814, S. 222.) Die Zeitschrift Allemannia (1815) verfolgte die einzige Aufgabe, Preußens Leistungen und Ansprüche zu verunglimpfen und den bayrischen Particularismus zur Fieberhitze anzufachen. „Eher werden" — so läßt sie einen Vertreter desselben ausrufen — „Löwen und Adler mit einander Hochzeit machen, als Süd- und Nordländer sich vereinigen. Klima, Sprache, Religion, Erziehung, Nahrung, Lebensart, Spiele, Volksgebräuche — Alles ist verschieden." (Bd. V. S. 42.) In naivster Weise zeigt sich die Begehrlichkeit dieses Particularismus in einer Phantasiekarte der zukünftigen territorialen Gestaltung Deutschlands, auf der Bayern Salzburg, Ulm, Mannheim, Landau, Frankfurt am Main, Mainz, Coblenz und Fulda in seinen Grenzen umschließt, Baden dehnt sich über den Rhein von Straßburg bis Trier aus, Preußen ist beschränkt auf Brandenburg und seine ostelbischen Provinzen, durch polnischen Besitz eine

überwiegend slavische Macht! Dieser Traum eines „reinen Deutschlands“ nach Ausscheidung Preußens ebenso wie Oesterreichs taucht wieder auf in dem „Manuscript aus Süddeutschland“ von 1820; wie eine Gegenschrift „Aus Norddeutschland“ mit Recht bemerkt, mußte Bayern die Oberherrschaft dieses „reinen Deutschlands“ oder gar das Kaiserthum in den Schoß fallen. Aber Träume sind Schäume. Es wäre noch ein weiter Weg von solchen Träumen bis zur Erfüllung gewesen, wenn dieser Particularismus überhaupt fähig gewesen wäre, praktische Politik zu treiben. Er mußte aber wohl oder übel Wasser in seinen Wein gießen, das Ergebniß die Triasidee, hatte wenigstens nichts Berauschendes.

Zunächst hatte Bayern genug im Innern zu thun. In viel höherem Grade als Preußen nach dem Anfall des halben Sachsens und der Rheinprovinz war Bayern durch seine Erwerbungen während der Napoleonischen Zeit ein neuer Staat geworden. Man erachtete es vielleicht für selbstverständlich, daß die neubayrischen Gebiete, die fränkischen und schwäbischen Reichsstädte und Stifter, fürstlichen und ritterschaftlichen Territorien für ihre historischen Erinnerungen Hals über Kopf die loyale Begeisterung für das Haus Wittelsbach, den wünschenswerthen bayrischen Particularismus eintauschen würden; bei der Art und Weise, wie Montgelas die bureaukratische Neuschöpfung des Königreichs Bayern durchgeführt hatte, war dies mehr ein frommer Wunsch.

Ist wohl damals — so fragte 1849 Fürst Ludwig von Oettingen-Wallerstein in seiner Flugschrift: „Wie steht es nun mit der deutschen Sache?“ — das bayerische Beamtenthum so ängstlich mit der Nationalität der dem altbayrischen Kerne angereihten drei Urstämme, den Franken, Schwaben und Pfälzern, verfahren? Wurden ihnen nicht mittels der Kreiseintheilung von 1808 sogar ihre mehr als tausendjährigen Namen genommen? Aber trotz der starren Centralisationsgelüste des altbayerischen Geschäftsmittelpunktes, setzt er hinzu, seien sie Franken, Schwaben und Pfälzer geblieben. Montgelas selbst, so wenig für seine Nützlichkeitspolitik die öffentliche Meinung in's Gewicht fiel, hatte doch einen scharfen Blick für deren Regungen. Vom Uebergang Würzburgs an Bayern im Jahre 1814 bemerkt er in seinen Denkwürdigkeiten (deutsch 1887, S. 384), der Adel, stets abgeneigt, einem Fürsten aus anderem als habsburgischem Geblüt zu gehorchen, habe sich die Veränderung mit der schweigsamen finsteren Resignation gefallen lassen, die man einer unvermeidlichen Herabwürdigung entgegenzubringen pflege; im vorherigen Jahre hatte er befürchtet, daß in Franken und den übrigen neuerworbenen Provinzen ebenso wie 1809 die Proclamationen der Alliirten manche Geister aufregen und vielleicht bedenkliche Unruhen veranlassen möchten (ebenda S. 301).

Die Verschmelzung der so sehr verschiedenen Stämme schritt auch unter Ludwig I. nur langsam fort. Es genügte eben noch nicht, wenn man von oben auch die neueren Unterthanen bei passenden Gelegenheiten im

Napoleonischen Stil als Bayern ansprach. „Bayer sein ist Hochgenuß, für den, der's aushält nämlich," hat später einmal der Münchener Humorist Martin Schleich gesagt. Und doch verübelte er einem Andern seine Aeußerung in einer Parteiversammlung, zur Zeit der Regierung Ludwigs I. hätte man sich schämen müssen, ein Bayer zu sein, wenn man über die Grenze ging — vermuthlich eine Anspielung auf Vorkommnisse wie die bekannte Strafabbitte des liberalen Bürgermeisters Behr vor dem Bilde des beleidigten Königs. Der Polizeistaat hatte trotz des doppelten Schmuckes der Verfassung und der Kunstpflege nicht viel Anziehendes. Dem persönlichen Verkehr des Turnvaters Jahn in der Jenenser Burschenschaft, seit er seinen Aufenthalt im nahen Freiburg genommen (1825), soll es gelungen sein, in den Bayern und Franken der Burschenschaft die alte Anhänglichkeit an Preußen wiederzuerwecken (Lippold 1824—1827 bei U. R. Schmidt, Wesen der Burschenschaft 137). Der Nationalverein der sechziger Jahre fand in Franken und Schwaben Anhänger genug, in Altbayern nur vereinzelte. Im zähesten Sonderparticularismus gefielen sich die Rheinpfälzer, trotz des angestammten Herrscherhauses blieben sie am weitesten davon entfernt, sich als Bayern zu fühlen; kam ein Bursche zum Militär, so hieß es, er müsse zu den „Bayern". Noch 1861 schrieb eine Pfälzische Zeitung: „Die Pfalz wird die neuen Gesetze mit jener Resignation hinnehmen, mit der besiegte Völker die ihnen von dem Eroberer aufgedrungenen ihr individuelles Geistesleben vernichtenden Institutionen aufnehmen. Der also in den pfälzischen Boden geschleuderte Zündstoff wird aber bei erster Gelegenheit zur verheerenden Flamme auflodern!" Eine Halbjahrhundert-Feier ihrer Vereinigung mit Bayern haben die betreffenden Landestheile nicht vergessen, aber derartige Veranstaltungen pflegen mehr der Loyalität, als dem Ausdruck der Volksstimmung zu dienen! Ueber die Feier in Aschaffenburg 1864 berichtete eine Zeitungscorrespondenz: „Wir haben durch die Vereinigung mit Bayern gewonnen, das ist sicher, aber es giebt hier zu Lande noch Leute, deren innere Gesinnung noch primatisch ist." Der längst selige Fürstprimas mochte seine Freude an solcher Anhänglichkeit haben, in München rümpfte man die Nase. Kurzsichtig aber war es, dieses zähe Fortleben des localen und landschaftlichen Particularismus der Landeseintheilung von 1837 in die Schuhe zu schieben, weil sie den Stammesnamen ihr historisches Recht hatte widerfahren lassen.

Wenn es aber dem specifisch-bayrischen Particularismus auch nicht gelang, das gesammte Staatsgebiet des Königreiches zu durchsäuern, so bestand doch ein allgemeiner süddeutscher Particularismus, der sich häufig als Abneigung gegen Preußen und preußisch-norddeutsches Wesen aussprach. Weit verbreitet besonders auch in den Kreisen der Gebildeten war die Auffassung, die sich mit den Worten eines Aufsatzes in Görres Rheinischem Merkur (1814 S. 124) über die preußische Politik seit der Erlangung der Königswürde deckt: „Von diesem Augenblicke an sollte Preußen eine

Mediatmacht werden, nach Provinzen wurde gejagt, der Erwerb des Volkes zu Werbegeldern hingegeben, und was andere Deutsche der Behaglichkeit, der Freude und Bequemlichkeit hingaben, das stopfte der neue Preuße in den Futtersack und Tornister. Verurtheilt war das Land, ein qualvolles Mißverhältniß zwischen Wehr- und Nährstand zu dulden, um Ehre und Würde zu behaupten; außen zu glänzen und innerlich zu darben, und damit es diese Qual von sich abwende, mußte es nothwendig immerfort nach Vergrößerung streben". Es wird das dort als die Ansicht einer Partei in Preußen selbst mitgetheilt. Das Mißtrauen gegen die preußische Politik und ihre Ausdehnungsgelüste fand Gefallen an ungünstiger Beurtheilung der Norddeutschen, wie sie z. B. im bekannten „Manuscript aus Süddeutschland" (London 1820 S. 203) sich darbot. „Der Sinn des Süddeutschen ist mehr auf das Heimische gerichtet, wo ein fruchtbarer Boden reichlich die Arbeit lohnt, den Norddeutschen locken die Mündungen der Flüsse und seine Häfen in die Fremde; sein Vaterland ist überall, wo es etwas zu verdienen giebt; weil er sich in jeden Charakter, in jeden Gebrauch schicken muß, hat er fast alle Eigenthümlichkeit verloren, ist geschmeidig, höflich, schlau und unzuverlässig. Der Süddeutsche ist derb, aber gutmüthig, leichtgläubig, aber ehrlich. Der Norddeutsche hat einen Anstrich von Abenteuerlichkeit und Großsprecherei, er will die ganze Welt erobern und dient doch der ganzen Welt; er ist zügellos, wo er kann, und sklavisch, wo er muß. In Arbeiten, wozu Ausdauer und mühsam erworbene Geschicklichkeit gehört, zeichnet sich der Süddeutsche aus; was auf den Schein berechnet ist und wenig Anstrengung erfordert, liefert der Norddeutsche besser. Berlin erzieht die geschicktesten Schneider, Augsburg die besten Silberarbeiter".

Der diese Sätze niederschrieb, war ein litterarischer Handlanger des dynastischen Particularismus und zeichnete sein eigenes Bild; geborener Norddeutscher (aus Mitau) fand er Verwendung zuerst in Stuttgart, dann in München. Aber was fragte das Vorurtheil, das er nährte, nach Beweisen, nach moralischer Berechtigung des anonymen Autors? Schließlich tritt auch sein Antheil an die Schrift, die unter den Augen des Königs von Württemberg entstand, zurück gegenüber den höheren Inspirationen, so daß der süddeutsche Particularismus mit Recht darin sein politisches Programm gefunden hat: die Absonderung des „reinen" Deutschland von den beiden Großmächten, den Gegensatz der constitutionellen Staaten gegen die verfassungslosen, die Triasidee. Galt es die Wahl zwischen den beiden Großmächten, so trat die Vorliebe für Oesterreich zu Tage, die natürliche Sympathie der süddeutschen Volksstämme begegnete sich mit der politischen Erwägung, daß von Oesterreich der Selbstständigkeit der süddeutschen Staaten keine Gefahr drohe; in der großdeutschen Gesinnung waren Ultramontane und Demokraten einig mit den zünftigen Vertretern der Triasidee. Die Flugschrift von 1851 über „die Politik der bayrischen Staatsregierung," die den Zweck verfolgte, deren ablehnende Haltung gegenüber den preußischen

Unionsbestrebungen zu rechtfertigen, betonte den Standpunkt, daß Oesterreich Jahrhunderte lang an der Spitze Deutschlands gestanden habe und noch immer als erste deutsche Großmacht zu betrachten sei. Die bayrische Regierung habe Bayerns Geschichte nicht opfern, vielmehr verhindern wollen, daß der eine der zwei deutschen Großstaaten durch seine Hegemonie die Geschichte aller einzelnen Staaten in die Vergessenheit zurückdränge und seine eigne Geschichte zu der der ganzen deutschen Nation mache.

Die Sorge für die bayrische Geschichte als Triebfeder der zugleich particularistischen und großdeutschen Politik — es ist eine stilistische Wendung, deren Feinheit für eine so gelehrte Nation wie die deutsche berechnet war. Es lag nahe genug, das zarte Verhältniß als ein gegenseitiges zu betrachten; in den sechziger Jahren wurde den bayrischen Gymnasien das Studium der bayrischen Geschichte als unerläßliche Aufgabe bezeichnet, wie es ausdrücklich hieß, zur Hebung des Patriotismus, das sollte wohl einen bayrischen Particularismus bezeichnen, wie ihn das Ministerium damals für wünschenswerth erachtete. So hatte auch schon Westenrieder in seiner Geschichte von Bayern für Jugend und Volk (auf höchsten Befehl der kurfürstlichen Durchlaucht 1785) die vaterländische Geschichte das erste und wichtigste Mittel genannt, den Geist einer niedergeschlagenen Nation wieder aufzurichten. War es gerathen, das Recept des 18. Jahrhunderts zu wiederholen? War es pädagogisch zu rechtfertigen, alle Gymnasien, alt- und neubayrische, katholische und protestantische, über einen Leisten zu schlagen? Die bayrische Geschichte konnte und kann in der Hauptsache Nichts Anderes sein als dynastische Geschichte. Für den Franken und Schwaben ist die Geschichte des Hauses Wittelsbach vor dem Anfang des 19. Jahrhunderts jedenfalls nicht die Geschichte seiner Heimat. Die damals zusammengeschlagenen Fürstenthümer und Stifter und Reichsstädte hatten ganz getrennte Bahnen durchmessen, die nur im Rahmen der deutschen Reichsgeschichte gewürdigt werden können. Dem gewissenhaften und sachverständigen Geschichtslehrer war eine unerquickliche Aufgabe zugemuthet. Das Beste an der Geschichte, hatte Goethe gesagt, ist die Begeisterung, für den Unterricht gilt das sicher. Aber wer könnte sie aus der nicht immer rühmlichen Hauspolitik der Wittelsbacher schöpfen? Es blieb nur die Einprägung von Fürstennamen und Jahrzahlen, von Ländertheilungen und Neuerwerbungen, eine todte Last für das Gedächtniß, die wohl den meisten Betheiligten die bayrische Geschichte eher verleiden mußten. „Ohne Vaterlandsgeschichte keine Vaterlandsliebe,“ hatte der edle König Maximilian II. gesagt. Aber der Berufung zahlreicher Norddeutscher Gelehrten und Dichter, die Einsetzung der historischen Commission bewiesen, daß dem Fürsten ein engherziger Particularismus fern lag. Um die Pflege der umfassenden deutschen Geschichte war es ihm zu thun, nicht um die eines bloßen Theiles. Trotzdem hat noch in den achtziger Jahren ein Redner im bayrischen Abgeordnetenhaus einen particularistischen Sinn in jenen Ausspruch hineinlegen wollen, den prächtigen

Palast, in dem die deutsche Geschichte lebe, rhetorisch dem dürftigen Obdach der bayrischen Geschichte gegenübergestellt. Als ob die freigebigste Belohnung und Aufmunterung der gelehrten Studien über die bayrische Geschichte deren geistigen Gehalt vergrößern könnte!

Maximilian II. vereinigte — nach dem treffenden Urtheil Julius Grosses (Ursachen und Wirkungen, 1896 S. 321) — die Nachwirkung seiner Studienzeit in Göttingen und Berlin, die Ueberzeugung, daß das geistige Leben in Bayern der Anregung von Norddeutschlaud bedürfe, in eigenthümlicher Weise mit dem dynastischen Mißtrauen gegen Preußens Streben nach der Hegemonie. Inwieweit dabei eine Unterschätzung der einheimischen Talente ihm zum Vorwurf zu machen war, das läßt sich durch den Hinweis auf einzelne Fälle nicht entscheiden. Das alte Sprichwort, daß der Prophet im Vaterlande Nichts gelte, hat noch unter völlig geänderten Verhältnissen ein bayrischer Cultusminister im besten Glauben variirt. Bestimmend für Maximilians Geschmack war wohl auch die größere Weltläufigkeit der aus Norddeutschland Berufenen, so bei Löher und Bodenstedt im buchstäblichen Sinne; von vorn herein standen sie ihm freier, unbefangener gegenüber als seine geborenen Unterthanen.

Die Berufungen haben von Anfang an in der Hauptstadt Bayerns und darüber hinaus böses Blut gemacht. Man hat das von norddeutscher Seite aus stets dem bayrischen Particularismus in die Schuhe geschoben, noch 1864 haben die Grenzboten von blödem Nativismus, von murrendem Idiotenthum gesprochen. Grosse begründet diese Opposition tiefer: „Wirkten im Bürgerthum wie im Volke immer noch die großen Erinnerungen an den deutschen Krieg von 200 Jahren fort, dann an die französische Zeit unter Max Emanuel und Napoleon, so war von ultramontaner Seite, insbesondere noch durch die Jesuiten, seit Jahrhunderten ein intensiver Haß gegen den Protestantismus groß gezogen gewesen, der sich auch jetzt noch in versteckter Furcht vor Preußen, wie als blinde Liebe zu Oesterreich zeigte, von wo man alles Heil der Zukunft erwartete." Er spricht dann weiter von einer Antipathie der Münchener gegen alle Nichtbayern und von dem blauweißen Größenwahn, dem verbitterten Preußenhaß des Humoristen Martin Schleich, dem Herausgeber des politischen Witzblattes Punsch.

Ohne Zweifel hat bei dem Gegensatz der Einheimischen gegen die Berufenen der altbayrische Particularismus mit seinem geistigen Rüstzeug aus der Rheinbundzeit die Hauptrolle gespielt. Aber man darf auch persönliche Reibungen nicht außer Acht lassen. Von Döllinger colportirte man damals das bittere Scherzwort von der „Dornenhecke". Es war freilich die natürliche Folge ihrer Stellung zu den Einheimischen, besonders zur ultramontanen Parteipresse, daß die „Berufenen" unter sich zusammenhielten. Dazu kam die politische Spannung des süddeutschen Particularismus, seine scharfe Wendung gegen die preußische Regierung, der Kampf zwischen Großdeutschen und Kleindeutschen auch auf dem litterarisch-wissenschaftlichen Gebiet.

Auch Treitschke berichtet in einem Briefe aus München vom 21. April 1861, daß der Preußenhaß florire, „und leider steht es ja so, daß Preußen entschieden schlechter regiert wird als Bayern“. Aus Freiburg i. B. schreibt er einige Monate später: „Man meint, die Süddeutschen seien die Bescheidensten unseres Volkes — ich sage, sie sind die dünkelhaftesten, sie halten sich Mann für Mann für die eigentlichen Deutschen und den Norden für ein halb barbarisches Land“. (Deutsche Rundschau, Oct. 1896, S. 67 und 68.) Die von ihm gerügten Dithyramben auf den Rheinbund und ähnliche Dinge in Württemberg und Bayern sind doch im Grunde über ein theoretisches Liebäugeln mit dem Gedanken, daß Süddeutschland für seine Selbstständigkeit auf den Rückhalt Frankreichs rechnen könne, nicht hinausgegangen; die Münchener Zeitungen haben die Erinnerungen an Napoleon 1859 nicht gehindert, für Oesterreich zu schreiben; mit der Befehdung der „Berufenen“ hatten sie vollends keinen Zusammenhang. Die Entlassung Sybels erfolgte wegen seiner ausgesprochen kleindeutschen Haltung. Die fortgesetzten Angriffe haben dann Ludwig II. 1864 veranlaßt, die Zwecke, welche bei der Berufung fremder Gelehrten in's Auge gefaßt worden seien, als erreicht zu erklären — eine Art Desavouirung, die höhnisch an die große Glocke gehängt wurde.

Die politische Rathlosigkeit des mittelstaatlichen Particularismus in der Zeit, da schon Bismarcks Stern emporstieg, gewährt heute ein tragikomisches Vergnügen; etwas Thörichteres, als die damaligen Zeitungen dieser Richtung läßt sich kaum denken. Noch im Mai 1866 konnte über den vernünftigen Rath der Neutralität für die Mittelstaaten in dem bevorstehenden Kampfe zwischen Preußen und Oesterreich, über die Agitation Bluntschlis, früheren Professors in München, eines der Berufenen, selbst ein so unterrichteter und wohlmeinender Zeitchronist, wie es Martin Schleich unzweifelhaft gewesen ist, folgende Sätze von sich geben: „Neutralität ist Verrath, und Verräther, die sie empfehlen. Von der Niederträchtigkeit abgesehen, liegt in Bluntschlis Anträgen auch eine kolossale Beleidigung für die Bevölkerung der Mittelstaaten. Judas Bluntschli hält uns für so dumm, daß wir hoffen könnten, die Großmächte würden sich nach beendigtem Kampfspiel ehrerbietigst gegen die neutralen Zuschauer verneigen und um gütige Beurtheilungen ihrer Leistungen bitten.“ Erst nach den blitzschnellen Entscheidungsschlägen kam ihm zum Bewußtsein, daß ein Wendepunkt der deutschen Geschichte eingetreten sei: das Jahr 1870 hat ihn wie jeden urtheilsfähigen Süddeutschen aus den Nebeln des Particularismus auf die Höhe des deutschen Nationalbewußtseins geführt.

Auf den französischen Schlachtfeldern ist vier Jahre nach dem Bruderkriege die ewige Waffenbrüderschaft der norddeutschen und süddeutschen Stämme geschlossen worden. Im Deutschen Reich hat das „reine Deutschland“ seine staatliche Zusammenfassung erhalten, und seitdem hat auch Oesterreich wieder seine natürliche und historische Stellung neben, nicht über

dem engeren Bund eingenommen. Die neue Ordnung hat neue Aufgaben gebracht, das goldene Zeitalter ist so fern als je, aber wer möchte leugnen, daß die Gegenwart besser ist, als die Vergangenheit? Wie kann da der alte Hader der Theile etwas Anderes sein, als wie historische Erinnerung?

Der specifisch-bayerische Particularismus, der bei jeder Gelegenheit sich auf die ehrenvolle Vergangenheit beruft, der Preußen noch immer den Frieden von Basel 1795 vorwirft, ja das Emporkommen Preußens im 18. Jahrhundert noch heute mit den Augen des weiland heiligen römischen Reiches beurtheilt, der ist seiner historischen Rückständigkeit entsprechend auf gewisse altbayerische Schichten beschränkt geblieben, auf die Petrefacte der großdeutschen Partei der fünfziger und sechziger Jahre. Das Liebäugeln mit dem katholischen Erzhaus, der lärmende Preußenhaß, die Unkenrufe von einer drohenden Katastrophe des Deutschen Reiches — das ist viel Geschrei und wenig Wolle. Die Hauptsache ist die trotzige Hervorkehrung des Bayernthums im Sinne Aretins und der Allemannia, des unversöhnlichen Ultramontanismus.

Etwas wesentlich Anderes als dieser urbajuwarische Particularismus ist nun aber das bayerische Staatsbewußtsein, in dem heute die Stämme der Franken, Schwaben und Pfälzer mit den Altbayern wetteifern. Und wenn es im Ablaufe von drei Generationen dahin gekommen ist, daß sich alle Landestheile, alt- und neubayerische, an die Zusammengehörigkeit gewöhnt haben, dem Hause Wittelsbach eine warme und aufrichtige Anhänglichkeit beweisen, deren byzantinische Auswüchse, süddeutschem Wesen durchaus fremd, nur der Geschmacklosigkeit Einzelner zur Last fallen, — so hat davon die bewußte Pflege des bayerisch-dynastischen Particularismus nur den kleinsten Theil auf ihre Rechnung zu schreiben. Viel wichtiger ist es gewesen, daß Bayern durch den Umsturz aller Verhältnisse unter Maximilian Joseph und Montgelas zwar noch lange kein liberaler, aber doch ein moderner Staat geworden ist, in dem Adel und Geistlichkeit Würden und Ehren, aber keinen maßgebenden Einfluß behielten, wie z. B. in Oesterreich, und die mächtige Bureaukratie stets einen bürgerlichen Charakter getragen hat. An politischen Gegensätzen und Kämpfen hat es auch in Bayern nicht gefehlt, die innere und die äußere Politik gab Anlässe in Hülle und Fülle. Aber nachdrücklich muß hervorgehoben werden, daß das bayerische Staatsbewußtsein sich gerade seit der Aufrichtung des deutschen Reiches unverkennbar befestigt und vertieft hat. Es wäre sehr zu wünschen, daß man jederzeit innerhalb und außerhalb Bayerns daraus die richtigen Folgerungen ziehen möge, um den abgeklärten, seiner Berechtigung bewußten Particularismus nicht zu verwechseln mit dem einseitigen und unberechtigten, nutzlosen und geradezu schädlichen, dessen abschreckendes Bild die historische Betrachtung vorgeführt hat.

Vor Allem hat keine der heutigen politischen Parteien in Bayern das Recht, sich damit zu brüsten, daß sie den bayrischen Staatsgedanken in ihre

besondere Obhut genommen hätte. In einem derartigen Kokettiren mit dem Particularismus gefallen sich die Epigonen der süddeutschen Volkspartei, die schon in ihrem Geburtslande Württemberg ihre Stärke größtentheils aus der Abneigung gegen Preußen gezogen hat, aus dem Mißtrauen gegen reactionäre Bestrebungen des Nordens. Mit der Annahme der Bezeichnung einer „deutschen Volkspartei“ ist auch das Ziel der Erhaltung süddeutscher Sondergesetze und Einrichtungen zu einem bloßen Mittel geworden, denn vernünftiger Weise kann das Ideal der Partei nur das sein, den demokratischen Einfluß in dem ganzen Umfang des deutschen Reiches geltend zu machen.

Die mächtige Partei der bayrischen Ultramontanen hat sich früher mit dem Namen der „Patrioten“ geschmückt, die Vertheidigung des Bayernthums ist noch heute ein Prunkstück ihres Programms. Daß dieses katholische Bayernthum kein Recht hat, sich mit dem bayrischen Staatsgedanken zu identificiren, liegt sonnenklar vor Augen, hat doch dieser seine Stärkung gerade aus dem geschöpft, was das Königreich Bayern von dem weiland Herzogthum und Kurfürstenthum zu seinem Vortheil unterscheidet. Das ehemalige Bayern war ein katholisches Land, in dem der Ultramontanismus seine Ideale verwirklicht gesehen hat, das neue Bayern ist ein paritätisches Land. Die ultramontanen Herrschaftsgelüste haben aber durch die dem Einfluß der Geistlichkeit hingegebene katholische Landbevölkerung von vorn herein die Hälfte der Abgeordneten als Vertretung im Landtag; die Entscheidung fällt also mühelos und ungesucht der Krone zu. Was liegt da näher als der Gedanke, sich jeder Zeit durch ostentative Betonung der Selbstständigkeit Bayerns und seiner Dynastie in empfehlende Erinnerung zu bringen? Deshalb das Ausspielen des Föderalismus gegen die angeblichen preußischen Bestrebungen, die bayrischen Sonderrechte zu beseitigen. Die föderative Gestaltung des deutschen Reiches ist das Erbe der Vergangenheit; wer dieses Erbe bewahren will, weil er die Vielgestaltigkeit deutschen Lebens für einen Reichthum hält, der kann fürwahr gar nichts Ungeschickteres thun, als die drohende Gefahr eines Fortschreitens der Einheitsidee an die Wand zu malen. Das deutsche Reich ist freilich durch sein eigenes Schwergewicht, durch die mit jedem Jahre seines Bestandes sich verstärkenden Klammern der nationalen Einheit davor geschützt, von einem frivolen Gedankenspiel mit dem politischen Particularismus bedroht zu sein. Wem soll es aber zu Nutzen sein, wenn man immer wieder darauf hinweist, daß das Reich aus einem Compromiß der Einheitsidee mit den historischen Staaten und Dynastieen hervorgegangen ist? Davor sollte schon die Rücksicht auf das lauernde Ausland warnen, das die Erinnerung an die Zeiten des Rheinbundes lebhafter bewahrt hat als das deutsche Volk in seinen breiten Schichten. Nun war es aber gerade des Fürsten Bismarck weise Beschränkung, dem deutschen Reich eine staatsrechtliche Form zu geben, in der die Souveränität des Wittelsbachischen Hauses und der bayrische Staats-

gedanke eine Befriedigung finden, die im Rheinbund unter der Fremdherrschaft von vorn herein ausgeschlossen war. Es kann gar nicht nachdrücklich genug betont werden, daß durch die Reichsverfassung die bayrische Dynastie einen stärkeren Schutz erhalten hat, als sie jemals vorher besessen hat; nicht nur dadurch, daß politische Abenteuer im Gegensatz zu den gesammtdeutschen Aufgaben fortan ausgeschlossen sind. Die Wittelsbacher sind heute so gut deutsch und reichstreu, daß ein Mißverständniß gewisser Vorkommnisse gar nicht hätte Platz greifen können, wenn das Sensationsbedürfniß nicht stets auf Verkennung und Uebertreibung angewiesen wäre.

Der letzte Zweck der ultramontanen Taktik ist bisher nicht erreicht worden, und er scheint auch wenig Aussicht zu haben, in Zukunft erreicht zu werden. Ein ultramontanes Parteiministerium würde an dem Mißtrauen der protestantischen Bevölkerung einen schweren Stein in seinem Wege finden müssen. Man nimmt aber abschlagsweise auch mit kleineren Zugeständnissen vorlieb, mit persönlichen Errungenschaften. Und so lohnt es sich für den Einzelnen immer, seine katholische und gut bayrische Gesinnung nicht unter den Scheffel zu stellen. Man kann dabei kaum die bedenklichen Consequenzen übersehen, die auch nur der Anschein eines Systems der Prämiirung der bald mehr ultramontanen, bald mehr particularistischen Strebsamkeit nach sich ziehen muß. Sollte nicht schon die Bemühung, auf solche Weise die Aufmerksamkeit zu erwecken, ein bedenkliches Licht auf den Charakter werfen? Eine geflissentliche Pflege des immer stärker sich regenden Geschäftsparticularismus könnte nur Schaden anrichten, in unbefangen urtheilenden Kreisen den Glauben erwecken, als ob man neben dem bayrischen Staatsbewußtsein und der Reichsverfassung noch besondere Vorkehrungen zum Schutz des historischen Rechtes für nöthig hielte.

Es ist schon reichlich dafür gesorgt, daß die deutsche Einheit nicht zu einer unfruchtbaren Einförmigkeit werde. Die beträchtlichen Unterschiede zwischen Süden und Norden, in Sprache, Sitte und Lebensführung, uralte Stammesart, gefestigt durch die Zeit und die Einwirkung des Wohnsitzes, sind durch die Aufrichtung des deutschen Reiches keineswegs dem Untergang geweiht worden. Vieles hat der wachsende Verkehr, die zunehmende Anziehungskraft des städtischen Lebens auf die Landbevölkerung abgeschliffen, die geistigen Interessen der Gebildeten sind durch ganz Deutschland die nämlichen, aber unberührt davon bleiben doch die natürlichen Verschiedenheiten des Volkscharakters, die Grundlagen dessen, was man als socialen Particularismus der Bayern oder überhaupt der Süddeutschen bezeichnen kann. Er beruht auf leichter zu empfindenden als zu umschreibenden Abweichungen von einer normalen Mitte. Es ist nicht nur die Mundart oder Sprechweise des Norddeutschen, die den Süddeutschen mehr oder weniger stark abstößt, durch das Spitzige oder Schnarrende, das im Gegensatz zum Weicheren, Bequemeren aller süddeutschen Mundarten den Eindruck der Selbstgefälligkeit und Schroffheit hervorbringt. Dazu kommt die größere Zungen-

geläufigkeit des Norddeutschen, besonders im Vergleich mit der Schwerfälligkeit des Altbayern. Der schwatzhafte, oberflächliche, prahlende Berliner war lange eine stehende Figur süddeutschen Witzes, den Salontiroler haben die „Fliegenden Blätter“ lange vor Defreggers bekanntem Bilde auf's Korn genommen. Schon der alte Nicolai hat eine Ahnung des Gegensatzes empfunden; die Bayern, sagt er, machen so wenig Prätensionen, sie sind so schlechtweg, mehr, als sie sind, wollen sie nicht sein. So kann man überhaupt dem Süddeutschen die Neigung zu ungezwungener Natürlichkeit, dem Norddeutschen die Abhängigkeit von der Convention zuerkennen. Der Norddeutsche hält es z. B. für tactlos und aufdringlich, wenn man ein Gespräch mit ihm anknüpft, ohne sich durch Nennung des Namens die Erlaubniß zu verschaffen, der Süddeutsche giebt sehr wenig auf diese leere Form, wenn es sich nur um zufällige Begegnung handelt. In Norddeutschland spielen die Standesunterschiede eine viel größere Rolle als in Süddeutschland, dort erinnert Vieles an das Kastenwesen, hier hat die Geselligkeit eher demokratische Formen. Was Julius Grosse in seinen Lebenserinnerungen von München sagt, die Urgesundheit des Volkes lasse in socialer Gleichheit aller Stände ohne Vorwiegen des Adels oder sonstigen Kastengeistes gleichsam im republikanischen Leben und Lebenlassen jede Daseinsart gelten — das behält wohl mehr oder weniger seine Richtigkeit für ganz Süddeutschland oder, wie es hier durchwegs richtiger hieße, Südwestdeutschland; denn Deutschösterreich zeigt trotz der berühmten Gemüthlichkeit viel mehr zopfige Formen der Geselligkeit, eine Folge der ausgeprägten socialen Schichtung. Gemeinsam hat der Deutschösterreicher mit dem Süddeutschen aber die Ausgestaltung des Kaffee- und Wirthshauslebens und insbesondere die Abneigung gegen die Massenfütterung der „Table d'hôte“, deren Zwang sie den exclusiven Kreisen überlassen.

Mit dem inneren Werth haben all' diese Unterschiede, ganz abgesehen von den selbstverständlichen Ausnahmen unter Süd- und Norddeutschen, überhaupt Nichts zu schaffen, nach Verstand, Charakter und Phantasie hat kein deutscher Stamm das Recht, sich für bevorzugt zu halten. Derart ungerechte Urtheile, wie sie früher darüber gefällt worden sind, wird heute kein Besonnener mehr vertreten. Trotzdem darf man den socialen Particularismus nicht unterschätzen, der in Süddeutschland, insbesondere in Bayern, weit stärker verbreitet ist, als man in Norddeutschland im Allgemeinen annimmt. So sehr sich z. B. die Formen des studentischen Lebens, vor Allem des der Corps auf süddeutschen Universitäten, denen der norddeutschen angepaßt haben, so massenhaft norddeutsche Studenten nach Süddeutschland kommen, scheint es doch gerade, als ob die süddeutsche Eigenart durch die häufigere Berührung nur mehr Gelegenheit hätte, sich abgestoßen zu fühlen. In Tübingen wird es als Ausnahme bezeichnet, daß ein echter Schwabe mit einem „Nordkaffern“ verkehre — ist daraus nur für die Einheimischen ein Vorwurf zu entnehmen? Wenn in München laute Klage geführt wird

über das excessive Gebahren norddeutscher Musensöhne in Räumen, die für das Unterhaltungsbedürfniß aller bürgerlichen Schichten bestimmt sind, wenn sich eine allgemeine Abneigung gegen die vor einigen Jahren in Süddeutschland so häufigen preußischen und norddeutschen Unteroffiziere ausspricht, so handelt es sich freilich zunächst um die persönlichen Eigenschaften und Gepflogenheiten einzelner Norddeutscher, und es mögen vielfach nicht die besten Elemente sein, die sich in der Fremde etwas herausnehmen, was sie in der Heimat unterlassen würden. Aber es fehlt dabei doch auch die Rücksicht auf landesübliche Gewohnheiten und Lebensauffassungen. Bekennt doch sogar Julius Grosse, „mit aller jugendlichen Suffisance eines Norddeutschen und Protestanten" in seine ersten Münchener Beziehungen eingetreten zu sein, freilich mit ganz anderer Berechtigung als der Mittelschlag norddeutscher Gäste in Süddeutschland. So stoßen besonders norddeutsche Frauen ab durch die selbstgewisse Schroffheit, mit der sie ihren heimatlichen Maßstab an süddeutsche und bayrische Lebensverhältnisse anlegen. In dieser Hinsicht hat sich schon Nicolai als richtiger Berliner aufgespielt, wo er seine Meinung über die Nachtheile der Kost in Bayern zum Besten giebt, die zähen Mehlspeisen, mit geschmolzener Butter übermäßig fett zubereitet, müßten die feineren Gefäße des Unterleibs verstopfen; die Kartoffelspeisen in Brandenburg und Sachsen seien sicherlich gesünder als die groben Mehlspeisen; diese nebst dem dicken Biere trügen gewiß zur Dummheit und zu dem phlegmatischen Wesen des gemeinen Mannes in Bayern nicht wenig bei (Reisebeschreibung Bd. VI, 774). Abgesehen davon, daß doch nur das Uebermaß von Bier nachtheilig für die geistigen Thätigkeiten sein kann, handelt es sich eben um Geschmackssachen, eine objective Würdigung der bayrischen Küche gegenüber der sächsischen oder märkischen fällt der Physiologie anheim. Sie wird die Richtigkeit des oberbayrischen Sprichworts bestätigen: „A haberns Roß, a g'schmalzner Mann, die zwoa die reißt ka Teifi zamm." Jedenfalls hat kein Stamm das Recht, dem anderen das zu verübeln, was dieser bei sich zu Hause für gut und bequem findet, und sich selbst für den Besseren oder Klügeren zu erklären. Ohne Duldsamkeit gegen Ungewohntes werden die Eindrücke des Norddeutschen bei flüchtigem Aufenhalt in Bayern freilich meist ungünstig, sein Urtheil über Leute und Sitten ungerecht sein. Bei längerem Aufenthalt pflegen diese Vorurtheile rasch zu schwinden; so schreibt z. B. Treitschke (Brief aus München 21. April 1861 a. a. O. S. 67): „Der Altbayer ist besser als sein Ruf. Ich finde neben vieler Dummheit und Sinnlichkeit doch viel schlichten Verstand, künstlerischen Geschmack und jene harmlos menschliche Sitte, die mich von jeher an dem Süden angezogen haben". Von Haß und Neid der Süddeutschen gegen Preußen würde er heute freilich noch Spuren finden, aber doch nur in gewissen Blättern, nicht in den Beziehungen des geselligen Lebens. Man muß nur zugeben, daß es auch einen berechtigten Particularismus giebt, seine Uebertreibungen und Verzerrungen hat die Geschichte schon gerichtet,

ohne der Mittel zu bedürfen, wie sie Treitschke in den sechziger Jahren für nöthig hielt, um die häßlichen Züge des süddeutschen Particularismus in einem deutschen Staate verschwinden zu machen. Trotz alledem, schrieb er 1864 aus Freiburg an Gustav Freytag, sind die Süddeutschen herrliche Menschen, und ich habe sie herzlich lieb gewonnen. Wäre solche Anerkennung ihrer guten Eigenschaften bei Norddeutschen erst einmal allgemeine Grundlage der Beurtheilung, so wäre auch der süddeutsche und bayrische Particularismus auf harmlose Empfindungen eingeschränkt.

Goethe hat in dem bekannten Gespräch mit Eckermann über deutsche Einheit am 23. October 1828 den Vortheil für Deutschlands Cultur und Geistesentwickelung hervorgehoben, daß es nicht nur zwei Mittelpunkte besitze, Wien und Berlin, sondern dreißig. Er dachte dabei an die glänzende Rolle seines Weimar unter Karl August. Im gleichen Sinn hat Ludwig I. von Bayern den weitschauenden Gedanken verfolgt, München zur deutschen Kunststadt zu machen. Wie lange hat man seine Bestrebungen bespöttelt, für eine exotische Treibhauspflanze auf der rauhen Hochebene erklärt, inmitten eines Stammes, dessen geistigen Horizont derber Lebensgenuß ausfülle. Julius Grosse schildert seine ersten Münchener Eindrücke im Jahre 1855 in classischen Worten: „Was war das für eine sonderbare Stadt. Der Kern eine behagliche Residenz mit einigen prächtigen Straßen und Palästen im Spätrenaissancestil, ringsherum aber auf unabsehbaren grünen Wiesen wie aus einer Schachtel neue langweilige Straßen aufgebaut; am Ende der öden Wiesen griechische Prachtbauten und Triumphthore, romanische Kirchen und Paläste, florentinische Kunsttempel auf denselben Wiesen, wie mitten in's Nichts hineingestellt. Der Ausdruck der reinsten Willkür unvermittelt neben nüchternen charakterlosen Vorstadtstraßen und deshalb langweilig trotz allen Kunstaufwandes — das war der Eindruck des damaligen Münchens!"

Allerdings, selbst die reichsten Mittel, der festeste Wille eines Fürsten hätten nicht mehr als eine künstliche Stadtschöpfung zu Stande gebracht, wenn nicht andere Bedingungen eines vor 100 und selbst vor 50 Jahren unwahrscheinlichen Aufschwunges vorhanden gewesen wären. Aber schon damals war es kein Verkennen der natürlichen Verhältnisse, aus München die Hauptstadt deutscher Kunst schaffen zu wollen, am Fuße der Alpen, in einer landschaftlichen Umgebung, die der künstlerischen Auffassung die mannigfaltigste Anregung geben mußte, die stimmungsvollen Moorgegenden im Norden, der ungebändigte Gebirgsfluß mit seinen romantischen Ufern, die heiteren Seeen im Süden und darüber die blaue Kette der Alpen. Auch die Stadt selbst sprach ein künstlerisch angelegtes Gemüth an „mit ihrem farbigen Volksleben, mit ihrer Genußfreudigkeit, ihrem energischen Sonnenglanz, der selbst die Schatten nicht grau wie in Norddeutschland, sondern hellblau wie in Italien erscheinen läßt. Wenn in stillen Sommernächten Zitherklang und Gesang und Musik aus den mondbeschienenen Gärten klang,

mochte ein Norddeutscher sich in den Zauber des Südens, jedenfalls auf die Gartenseite Deutschlands versetzt wähnen."

Das staunenswerthe Wachsthum Münchens begann aber doch erst seit dem Ende des deutsch-französischen Krieges; um die Mitte der sechziger Jahre erreichte die Stadt das erste Hunderttausend; jetzt ist das vierte überschritten. Grosse führt die Aeußerung eines Wiener Freundes an, Wien habe als Capitale aller slavischen Völker seine deutsche Frohsinnigkeit verloren, aber München scheine bestimmt, in Zukunft das neue Wien Süddeutschlands zu werden. Sollte diese Erwartung Wirklichkeit werden, so wäre davon keineswegs ein Ueberwuchern des Particularismus zu fürchten, vielmehr durch den Wettstreit mit der Reichshauptstadt eine Bereicherung und Befruchtung deutschen Cultur- und Geisteslebens zu hoffen. Der politische Particularismus hat seine Rolle unwiderruflich ausgespielt. Kann doch kein Urtheilsfähiger verkennen, daß die Pflege der Kunst durch Ludwig I., der Wissenschaft und Dichtung durch Maximilian II. Bayerns Stellung in Deutschland gerade dadurch gehoben hat, daß sie abseits von der Politik und ohne Hintergedanken particularistischer Absonderung erfolgte. Auf diesem Felde friedlichen Wetteifers mit den anderen deutschen Staaten unter dem Schutz und Schirm des Reiches hat Bayern eine rühmliche Tradition zu bewahren, zum Segen gesammtdeutscher Geistesarbeit.

Niederschläge, Abflußmengen und Thalsperren.

Von

Regierungsbaumeister Ziegler.

— Pfaffendorf bei Coblenz. —

Ein jeder Stadtbewohner hat wohl schon an seinem eigenen Leibe erfahren, was es heißt, wenn der Schmerzensruf durch das Haus schallt: „Die Wasserleitung ist abgestellt!"

Die unendliche Wohlthat dieser Einrichtung wird ihm durch ihr Versagen, sei es nur auf einige Stunden, klar, selbst wenn das Naß nur zum Mundausspülen über seine Lippen zu kommen pflegt.

Das Schicksal braucht nicht zu wollen, daß gerade zu der Zeit eine Feuersbrunst ausbricht oder qualvolle Staubwolken die Straßen durchwirbeln oder gar große Wäsche und Hausputz angesagt ist: Zum Waschen, Baden, Kochen, Blumengießen und tausend anderen Verrichtungen hat man sich seit wenigen Jahrzehnten gewöhnt, das Wasser frisch und klar dem bequemen Hahn entströmen zu sehen. Nur alte Leute erinnern sich noch der Zeit, wo es mühsam in Eimern oder in der Bütte vom Brunnen geholt werden mußte.

In ungleich größerem Maßstabe hat sich das Bedürfniß nach Wasser in der Industrie vermehrt. Tausende von Dampfkesseln verdampfen täglich unglaubliche Mengen. Wäschereien, Gerbereien, Färbereien, Spinnereien, Brauereien, Brennereien und Hunderte andere Gewerbe und Fabriken hören ohne Wasser auf zu existiren, von den Mühlen und anderen Treibwerken gar nicht zu reden.

Der Fischer und Schiffer auf den Flüssen und Canälen, der Landwirth und Gärtner, kurz alle Menschen sind auf das Niederschlagswasser ange-

wiesen, welches die Wärme der Sonne aus den Meeren in schwindelnde Höhe emporhebt, welches die sich ausgleichenden Luftströmungen über das Festland führen und welches dort, je nach dem Grade und der Schnelligkeit der erlittenen Abkühlung, als Nebel, Thau, Regen, Schnee, Graupel niederfällt.

Die Stärke und Dauer der Niederschläge ist sehr verschieden. Sie wechselt nach der geographischen und Höhenlage des Beobachtungsortes, nach der Jahreszeit, nach der Häufigkeit und der Stärke der Regen führenden Winde. Das Polareis, die Meeresströmungen, Sonne und Mond, welche die Ebbe und Fluth des Wassers und wohl auch der Atmosphäre veranlassen, vielleicht auch elektrische und magnetische Kräfte und noch eine Menge anderer sich gegenseitig störender oder zusammenwirkender Ursachen machen das Wetter. Eine Gesetzmäßigkeit dieser Erscheinungen ist bis jetzt ebenso wenig nachgewiesen, als den Voraussagen selbst der berühmtesten Wetterpropheten zu trauen ist.

Wohl aber sind die Meteorologen eifrig an der Arbeit, durch Beobachtung des Luftdrucks, der Temperatur, des Feuchtigkeitsgehaltes, der Windrichtungen und Stärken u. s. w. insbesondere auch der Niederschlagsmengen, die Grundlagen ihrer Wissenschaft zu sammeln. So hat das preußische meteorologische Institut für die Messung der letzteren an 2000 Regenstationen, über ganz Deutschland verstreut, zur Verfügung. In sogenannten Regenmessern wird täglich mindestens einmal von opferwilligen Leuten die Höhe des gefallenen Niederschlages abgelesen, indem der Inhalt des im Freien aufgestellten Sammelgefäßes in einem mit Scala versehenen Becher gemessen wird. So hat man festgestellt, daß, wenn der im Lauf des Jahres gefallene Niederschlag gleichmäßig auf der Oberfläche Deutschlands stehen bliebe, er eine Schicht von ca. 70 cm Höhe bilden würde.

Die Stärke dieser Schicht ist jedoch durchaus nicht gleichmäßig. Im Jahre 1894 wurden z. B. in Rheinland-Westfalen über 1,5 m Regenhöhe, im Saalkreis nicht ganz 40 cm beobachtet. Das meteorologische Institut hat die Vertheilung der Niederschläge in ganz Deutschland während einzelner Jahre durch verschieden abgetönte Karten übersichtlich dargestellt, woraus man die „Regenecken“ (dunkel) deutlich erkennen kann. Man sieht da den Einfluß unbedeutender Bodenerhebungen in der Lüneburger und Westholsteinischen Haide auf die Niederschlagshöhe, den sogenannten Regenschatten vieler Gebirge, die den Seewinden ihre Feuchtigkeit entziehen und die hinter ihnen liegende Gegend vor Regen schützen (Harz, Taunus, Eifel), die Regenarmuth vieler Flußthäler u. A. m.

Gewährt die Kenntniß der Regenhöhen auch nur für die Vergangenheit ein Bild der Menge und der zeitlichen Vertheilung der Niederschläge einer Gegend, so lassen sich doch aus einer fortgesetzten Beobachtungsreihe auch Schlüsse für die Zukunft ziehen, und es ist damit gleichzeitig ein einfach zu gewinnender Anhalt über die Abflußmengen gegeben. Diese sind bedeutend

schwieriger und kostspieliger zu messen, und obgleich die Ergebnisse in praktischer Beziehung viel wichtiger sind, so ist in dieser Richtung wenig geschehen. Doch steht fest, daß nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Gesammtniederschlagsmengen abfließt, der größere dagegen verdunstet, versickert oder durch die Vegetation aufgesogen wird.

Naturgemäß wird im Gebirge, wo Wolkenbildung und die Häufigkeit der Niederschläge den Einfluß der Sonne herabmindern, die steilen Hänge, der dichte Boden, vielleicht auch Mangel an Vegetation den Abfluß begünstigen, ein größerer Procentsatz abfließen, als in der an und für sich niederschlagsarmen Ebene.

Auf die Abflußverhältnisse des Wassers ist die Vermehrung und die Culturarbeit des Menschengeschlechtes von einschneidender Wirkung gewesen.

Wohl folgen noch die Bäche und Flußläufe im Allgemeinen ihren tausendjährigen Wegen, aber diese sind gerade gelegt und eingeengt durch die Siedelungen und Bauten der Menschen.

Die Gewitter- und Landregen, hauptsächlich aber die Schneeschmelzen, ergießen von den kahlen Höhen, den wohldrainirten Feldern, den schnurgeraden, steilen Gräben, der chaussirten und gepflasterten Erdoberfläche und den tausend anderen Wasserableitungen gewaltige Wassermassen in die eingedeichten Flüsse. So schnell als möglich sucht man sie los zu werden, und in rasendem Laufe schießen sie dem Meere zu, Schaden anrichtend, selbst da, wo man ihnen genug Platz gegönnt hat, daß sie die Dämme, Brücken und andere Hindernisse nicht hinwegfegen, die ihrer Ausbreitung im Wege stehen.

Dieselben Ursachen, die den raschen Abfluß des Wassers verursachen, bewirken in der trockenen Jahreszeit den Mangel. Träge, niedrig und schmutzig schleichen dann selbst unsere großen Flüsse dahin, dem hundertfach gebrauchten Wasser ist keine Zeit gegönnt, sich selbst zu reinigen, die Schifffahrt ruht.

Die Wasserwerke größerer Gemeinwesen, der Müller und der Brauer, streiten sich um die kärglichen Tropfen, die als Trinkwasser dienen und zum Antrieb der Räder und Turbinen, zur Bewässerung der lechzenden Ländereien nicht ausreichen. Wo sind die kühlen, undurchdringlichen Wälder, die Sümpfe und Seen, die sonst das Wasser zurückhielten und einen Ausgleich bewirkten? Die Zufuhr vermindert sich, der Bedarf wächst in's Unermeßliche. Der so geschaffene Zustand ist ein künstlicher. Durch künstliche Mittel muß er auch behoben werden.

Wie das geschehen muß, hatte die Nothwendigkeit schon den alten Aegyptern, den Indern und anderen Bewohnern eng besiedelter Tropenländer gelehrt. Nur einmal im Jahre ergießen sich in der heißen Zone unendliche Wassermassen, während der sogenannten Regenzeit, auf die durstende Erde. Die Despoten jener Länder verfügten über ungezählte Sklaven, unter deren Händen die durch Erddämme eingeschlossenen künst-

lichen Seen entstanden, die während der Regenzeit gefüllt, den Reichthum der Ernten und Viehheerden durch ausgedehnte Bewässerungsanlagen, auch bei anhaltend trockener Zeit, sicherten. Einer der berühmtesten Stauweiher dieser Art ist der Mörissee, dessen Fluthen die Pyramiden seines Erbauers König Möris und seiner Gemahlin umspülten. Mit richtigem Blick hat man die hochgelegenen Flächen am Rande Lybiens dafür ausgesucht, und man erzählt, daß allein das Erträgniß der Fischzucht hingereicht habe, das Nadelgeld einer ägyptischen Prinzessin zu bestreiten.

Ein anderer See, den die Königin Nitokris anlegen ließ, soll so groß gewesen sein, daß er die Wassermassen des Euphrat 22 Tage lang, ohne überzufließen, aufspeichern konnte. Nach Tausenden zählen die Becken, die in Indien, namentlich in den Provinzen Madras und Bombay, in Ceylon, Japan und China angelegt sind und Millionen cbm Wasser fassen. Auch die auf hoher Culturstufe stehenden alten Völker Südamerikas haben Stauweiher gekannt. Die Römer haben wenige Spuren von Sammelbecken in der Nähe von Aix, St. Remy und Ciotat hinterlassen.

Die Araber waren die Ersten, die statt der Erddämme gemauerte Wälle errichteten. Von ihnen mögen die Spanier die Anregung zu jenen gewaltigen Bauten, sowohl was die angestaute Wassermenge, wie auch den Rauminhalt des Sperrmauerwerks betrifft, empfangen haben, die heute noch ihrer Aufgabe der Bewässerung von Ländereien gerecht werden.

Unscheinbarer und zu anderen Zwecken, aber zu gleicher Zeit wie in Spanien entwickelten sich in unserem deutschen Vaterlande die Anfänge der Thalsperre im Harz, wo schon im 16. Jahrhundert kleinere Teiche aus Steinschüttung mit dichtendem Erdkern entstanden und den Erzwerken das Wasser für ihren Kraftbedarf und den Aufbereitungsproceß in regenarmer Zeit lieferten. Der älteste Kostenanschlag zu einer Teichanlage in Zellerfeld zeigt die Jahreszahl 1565. Der größte dieser Teiche mit 15,7 ha Oberfläche und 600000 cbm Beckeninhalt ist 1732—34 für Klausthal erbaut.

Noch in vielen anderen Ländern und vielleicht auch in manchem verborgenen Gebirgswinkel Deutschlands mögen derartige künstliche Teiche in alten Zeiten bestanden haben und vielleicht noch bestehen. Das Wiederaufleben des Thalsperrenbaues bei den civilisirten Völkern und namentlich die Ausführung massiver Sperrmauern scheint von der Zeit der Erbauung und Vergrößerung des Canalnetzes in Frankreich 1830—1840 (canal du midi, canal du Centre, canal du Bourgogne etc.) zu datiren, deren Wasserverluste durch Schleusung, Verdunstung und Versickerung sie zu ersetzen bestimmt waren.

Erst später sind derartige Mauern auch zur Versorgung mit Berieselungswasser und zu industriellen Zwecken hergestellt worden. Französische Ingenieure wie Sazilly, Graeff, Delocre, Krantz, Bouvier, Guillemain u. A. haben die Grundsätze aufgestellt, wonach heute die Steinmauern berechnet

werden, und an mustergiltig ausgeführten Beispielen gezeigt, daß ihre Querschnitts- und Grundrißordnung, sowie die Bauweise zweckmäßig ist. Daneben kommt überall für kleinere Stauhöhen bis zu 15,0 m Höhe noch der Erddamm zu seinem Recht, und namentlich die Amerikaner führen derartige Bauten um einen dünnen Mauerwerkskern bis zu noch größeren Höhen aus.

Die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Aufspeicherungen großer Wassermengen für die Zeit des Mangels trat an die Bewohner der gemäßigten Zone, insbesondere Deutschlands, nicht so gebieterisch heran, weil die Niederschläge sich zeitlich auf das ganze Jahr vertheilen und längere Perioden der Trockenheit die Ausnahme sind. Erst der kolossale Aufschwung von Industrie, Handel und Verkehr durch die Einführung der Dampfmaschinen und damit das rapide Anwachsen der Städte haben den Anstoß dazu gegeben.

Wer die Schwierigkeiten kennt, welche die meisten Stadtverwaltungen haben, rechtzeitig dem immer zunehmenden Bedürfniß nach gutem Wasser zu genügen, und welche Summen dafür ausgegeben werden, wird den Werth einer sicheren Bezugsquelle zu schätzen wissen.

Gerade im Sommer, zur Zeit des größten Bedarfs, ergeben die Quellen und Filtergänge die geringsten Wassermengen, fließen die Flüsse am seichtesten. Immer länger werden die Leitungen und immer größer und theurer die Pumpen und Filteranlagen, und bald ist die Grenze der Ergiebigkeit erreicht, ohne daß dem Mangel abgeholfen ist. Da bietet denn in vielen Fällen die Thalsperre ein unfehlbares Auskunftsmittel. Die Bedingungen für eine solche Anlage sind oft genug geboten.

Zunächst gehört dazu ein Thalbecken, dessen Untergrund wasserundurchlässig und dessen Oberfläche so gestaltet ist, daß mit möglichst wenig Kosten ein Becken von genügendem Rauminhalt geschaffen werden kann. Dies geschieht, wie schon der Name Thalsperre andeutet, durch einen quer durch das Thal von einem Hang zum anderen gezogenen Sperrdamm aus Mauerwerk oder Erde.

Zweitens muß in der Regel der das Thal durchfließende abgesperrte Bach ein so großes Niederschlagsgebiet haben, daß das daraus zusammenströmende Wasser die Füllung des Beckens sichert. Unter dem Niederschlagsgebiet versteht man diejenige Fläche, von welcher alles auffallende Wasser dem betreffenden Bach oder dessen Zuflüssen zurinnt. Man findet es leicht aus den Generalstabskarten. Die Grenzen — Wasserscheiden — gegen die Nachbarbäche sind da, wo die Höhenlinien nach entgegengesetzten Richtungen abfallen.

Kann man noch aus den Beobachtungen einer benachbarten Regenstation auf die Niederschlagshöhen in dem Gebiet schließen und aus der topographischen und geologischen Beschaffenheit der Oberfläche und ihrer Vegetation auf den Procentsatz des Abflusses (für die Wupper z. B. nach Schmidt-Lennep: im 15jährigen Mittel 70%), so ergiebt sich aus der

Abflußhöhe und der Fläche annähernd die jährlich zu gewinnende Wassermenge. Man rechnet ungefähr auf jede Million cbm Inhalt des Beckens 2 bis 8 qkm Niederschlagsgebiet. Seltener ist der Fall, daß einem Becken ohne eigenes oder mit unbedeutendem Niederschlagsgebiet die Hochwassermengen eines benachbarten Baches oder Flusses mittelst eines Hangcanals oder Tunnels zugeleitet werden.

In finanzieller Beziehung ist es wichtig, daß das zu überstauende Thal nicht werthvolle Culturen oder Gebäude enthält, daß Bruchstein und Mauersand (Dammerde) für die tausende von cbm des Sperrdammes in unmittelbarer Nähe der Baustelle gewonnen, die übrigen Materialien ohne allzu hohe Kosten herangeschafft werden können, daß der feste und dichte Baugrund an der Baustelle sich nicht allzu tief unter der Erdoberfläche befindet und endlich, daß das Thal günstig zum Versorgungsgebiet liegt: d. h. wegen der theuren Zuleitung nicht zu weit entfernt und wegen der Ersparniß an Maschinenarbeit einerseits und den mit der Höhenlage wachsenden Niederschlagsmengen andererseits möglichst hoch. Durch die Höhenlage der Dammkrone über Thalsohle wird die Wassertiefe im Becken und dessen Inhalt bestimmt.

Damit bei plötzlichem starken Zufluß der See sich nicht über die Mauer ergießt, ist ein niedriger, als Kronenhöhe gelegener sogenannter Ueberfall vorgesehen, der den Ueberfluß an Wasser unschädlich abführt.

In der Thalsohle führt ein oder mehrere durch Schieber verschließbare Rohre das Seewasser durch die Mauer der Leitung zu. Complicirtere Entnahme und Spülvorrichtungen, Filteranlagen, Wassermesser und dergleichen finden sich vor. Wohl die größte Thalsperre ist diejenige von Periar in Indien mit 374 Mill. cbm Inhalt, ferner ebendort die Tansa-Sperre zur Wasserversorgung von Bombay mit 51 Millionen cbm und langem Aquaduct und viele andere.

Am vollkommensten ist die Wasserversorgung von New-York durchgeführt. Das Niederschlagsgebiet des Croton, eines Nebenflusses des Hudson, etwa 1000 qkm ist durch den Bau von beinahe einem Dutzend Thalsperren mit einem Gesammtinhalt von rund 400 Mill. cbm nutzbar gemacht. Die unterste und größte Staumauer, die das Thal des Croton selbst absperrt, wird die höchste der Welt, beinah 80 m hoch und 60 m am Fundament stark. Sie faßt über 120 Mill. cbm. Zwei getrennte Aquaducte führen das Wasser — bis zu einer Million cbm täglich — auf eine Entfernung von 60 km nach der Stadt. Dort sind wieder große Becken angelegt, die den Tagesbedarf für 12 Tage fassen, damit nicht in Folge einer Betriebsstörung das unübersehbare Unglück eines Wassermangels über die Stadt hereinbricht.

Von europäischen Städten haben sich namentlich französische, englische, spanische und in neuerer Zeit auch deutsche die Vortheile der Thalsperre zu eigen gemacht, so Chemnitz, Lennep, Remscheid; Altona und Gevelsberg in

Westfalen. Ihnen werden sich binnen kurzem Dortmund, Barmen, Iserlohn, Ronsdorf, Frankfurt a. M., Erfurt, Gotha und mehrere andere anschließen.

Dient nun m. E. der Hauptentwicklungsgang der Thalsperren, der das große Publicum am meisten interessirt, der Wasserversorgung der Städte, so ist damit keineswegs gesagt, daß der Ueberfluß dieser oder die Anlage besonderer künstlicher Seen nicht auch noch anderen Zwecken dienstbar gemacht werden könne.

Die Richtung, in welcher dieses hauptsächlich geschieht, ist die Lieferung von Kraftwasser für industrielle Triebwerke. Das einfache Wasserrad, das schon den Römern bekannt war, ist mehr und mehr vervollkommt worden, und wir besitzen außerdem in den Turbinen mannigfaltigster Anordnung eine ausgezeichnete Kraftmaschine, um die lebendige Kraft des Wassers zu gewinnen und zu nützlicher Arbeit zu verwerthen.

Um uns den Vorgang der Ausnützung des Wassers klar zu machen, denken wir uns ein Gewicht, das mittels eines um eine Rolle geschlungenen Fadens aufgehangen ist, etwa wie bei einer Schwarzwälder Uhr. Durch das Herabsinken des Gewichtes wird die Welle in Umdrehung versetzt und mit ihr das Gewerk. Die Arbeit, die hierbei geleistet wird, ist gleich dem Product aus der Schwere des Gewichts und dem Weg, den es durchläuft. Das Wasser besitzt ein ansehnliches Gewicht, das unmittelbar, ohne Uebertragung durch eine Schnur, auf das Wasserrad wirkt und es in Umdrehung versetzt. Die dabei geleistete Arbeit ist um so größer, auf je längerem Wege sich diese Wirkung äußert. Es kommt also bei zweckentsprechend construirtem Rade auf die Größe des Gewichts (Menge des Wassers) und die Höhe, von der es herabsinkt (Gefälle) an. Man kann also, soweit geeignete Räder praktisch ausführbar sind, mit einer kleinen Wassermenge und großem Gefälle dieselbe Arbeit leisten wie mit einer großen Wassermenge und kleinem Gefälle. Während wir aber, um bei unserem Vergleich zu bleiben, das Uhrgewicht durch unsere Körperkraft wieder emporziehen müssen, um das Triebwerk in Gang zu halten, ersetzt sich das Wassergewicht durch fortwährend neu hinzuströmendes Wasser, das uns die Sonnenwärme im ewigen Kreislaufe, mühe- und kostenlos emporhebt.

Die nationalökonomische Tragweite dieser längst bekannten Thatsache leuchtet ein, wenn man bedenkt, daß die dem Meere zuströmenden Wassermassen Deutschlands allein schätzungsweise in jedem Augenblick eine Arbeit von 20 Millionen Pferdekräften verrichten. Noch nicht der hundertste Theil dieser gewaltigen mechanischen Arbeit wird in Motoren ausgenutzt, sondern verzehrt sich in schadenbringender Weise im Angriff des Bettes, dem Transport gewaltiger Schlamm- und Schuttmassen u. s. w. neben dem geringen Theil, der für das Herabfließen des leicht beweglichen Wassers erforderlich ist.

Gegenüber einer solchen Kraftquelle verschwinden selbst die Leistungen der Dampfmaschinen, obgleich sie auf über eine Million Pferdekräfte beziffert

werden. Allerdings ist m. W. in Deutschland eine zuverlässige Statistik über diesen Gegenstand nicht vorhanden, eine ganz ausführliche dagegen für Frankreich im génie civil 1896 S. 299, 314, 331 von Furquan veröffentlicht. Danach stellt sich dort das Verhältniß viel günstiger. Gegen 49035 Dampfmühlen sind 69620 Wassermühlen mit durchschnittlich je 14 Pferdekräften, im Ganzen 1028807 Pferdekräften vorhanden.

Die Gründe für die geringe Ausnützung der Wasserkraft liegen auf der Hand.

Mit der Kraftmaschine ist man an einen geeigneten Platz in der Nähe des auszunutzenden Wasserlaufs gebunden. Selten ist von der Natur das Gefälle an einen solchen Platz concentrirt, sondern es muß ein Wehr erbaut werden, um das Wasser aufzustauen und es zu zwingen, gerade an der Mühlenanlage herabzustürzen. Oft wird diese nicht im Bachbett selbst errichtet, sondern es ist ein sogenannter Obergraben erforderlich, um das Wasser dorthin, und ein Untergraben, um es wieder in den Bach zurückzuleiten. Es sind nicht nur die Kosten derartiger Bauten und die Entschädigungen an die oberhalb und unterhalb liegenden Grundbesitzer und Miteigenthümer des in seinen Ablaufverhältnissen durchaus veränderten Wassers, die namentlich neue Anlagen in dicht besiedelten Gegenden verhindern, sondern hauptsächlich der Umstand, daß die nutzbaren Gefälle im Oberlauf der Flüsse, im Gebirge liegen.

Auf ein großes Gefälle kommt es aber hauptsächlich an, weil man zur Erzielung eines bedeutenden Effectes dann nur verhältnißmäßig kleine Wassermassen und billige Leitungsanlagen, Maschinen u. s. w. braucht.

Die ungünstigen Transportverhältnisse im Gebirge vertheuern der Industrie den Bezug ihrer Rohstoffe und den Versand ihrer Erzeugnisse meist ungebührlich. Würde sie sich aber vielleicht mit diesen Schwierigkeiten abfinden, so kommt als weiterer Uebelstand die Unzuverlässigkeit der Kraftquelle hinzu. Eine kleine Mahl-, Schleif-, Knochenmühle, deren Besitzer nebenbei Landwirthschaft oder ein Handwerk oder dergleichen betreibt, kann ohne Schaden still gestellt werden, wenn Wassermangel eintritt, nicht aber eine große Fabrik, die hunderte von Arbeitern beschäftigt und bestimmte Lieferungsverpflichtungen hat. Man trifft zwar oft das Auskunftsmittel, daß eine Dampfmaschine an derselben Kraftwelle mit dem Wassermotor arbeitet und in Thätigkeit tritt, wenn die Kraft des Wassermotors nicht hinreicht, doch ist das nur bei billigem Kohlenbezug möglich. Für die Beseitigung der beiden Hauptursachen der geringen Ausnutzung der Wasserkräfte haben sich jedoch gerade in den letzten Jahrzehnten die Mittel gefunden: der ungünstigen Lage der Wasserkräfte zu den Verkehrs-, Industrie- und Handelscentren wird durch die elektrische Kraftübertragung eine Brücke gebaut, und der Aufschwung der Elektrotechnik wird dazu führen, auch dem andern Uebelstande, dem zeitweiligen Wassermangel, durch zahlreiche und großartige Thalsperrenanlagen entgegenzutreten. Petroleumringe und Kohlensyndikate werden diese Bewegung

einleiten, und der in absehbarer Zeit eintretende Mangel an beiden Brennstoffen mit unerbittlicher Nothwendigkeit dazu zwingen.

Welche Vortheile Landwirthschaft und Industrie aus den Vorräthen der Stauweiher ziehen können, beweisen die Anlagen in den Vogesen. Sie sind von der Landesverwaltung Elsaß-Lothringens, abgesehen von einem festen Zuschuß der Interessenten, aus öffentlichen Mitteln erbaut. Das Wasserwerk der Stadt Remscheid in der Rheinprovinz nutzte selbst einen Theil der Wasserkräfte des Stauweihers aus, um ihr Leitungswasser in die Höhe zu pumpen, und erkaufte mit dem Ueberschuß die Einwilligung der Werkbesitzer des Eschbachthales zur Anlage der Thalsperre. Seitdem ist es den Bemühungen der Industriellen des Wupperthales, unterstützt durch die Behörden, gelungen, eine Erweiterung des Gesetzes über die Bildung von Zwangsgenossenschaften zur Ent- und Bewässerung von Ländereien derart zu erwirken, daß es auch für industrielle Unternehmungen Anwendung finden kann.

Dies war unbedingt erforderlich; denn die Ausführung einer Thalsperre, deren Wohlthaten dem ganzen unterhalb liegenden Flußlauf und seinen Anliegern zu Gute kommen, konnte bis dahin an dem Widerspruch eines Einzigen scheitern, der sich seine Einwilligung vielleicht theuer abkaufen lassen wollte. Jetzt entscheiden die, die eine Mehrheit des in den Kostenanschlägen ermittelten Vortheils vertreten. Das Gesetz ist aus besonderen Gründen nur für die Wupper und ihre Nebenflüsse erlassen, jedoch schon auf die Lenne ausgedehnt. Dort haben es sich die Werkbesitzer durch die Anlage der Heilenbeke und der Fuelbeke-Weiher zu Nutze gemacht und geben umgekehrt wie in Remscheid gegen Entgelt ihren Ueberschuß an Wasser den Städten Levelsberg und Altena ab.

Die im Bau befindlichen Wupperthalsperren sollen vorläufig beinahe ausschließlich dem Ausgleich der Wupperwassermengen im Interesse der Triebwerkbesitzer — hauptsächlich der Textilindustrie, aber auch Pulver- Mahl- Papiermühlen und dergleichen — dienen. Gerade im Wuppergebiete sind die Vorbedingungen für Thalsperren außerordentlich günstig: Große Gefälle, blühende Industrie, geeignete Thäler von geringem Werthe, wo gute Bruchsteine im Lenneschiefer überall angetroffen werden. Auf der anderen Seite rascher Abfluß des Wassers von den steilen, spärlich bewaldeten Höhen auf dem undurchlässigen Thon- und Felsboden und daher plötzliche Hochfluthen nach den häufigen Niederschlägen und ebenso schnell eintretender Wassermangel in den trockenen Perioden.

Diese Umstände haben die Städte Barmen und Elberfeld veranlaßt, dem Unternehmen einen Zuschuß zu gewähren, denn einerseits richteten die Hochwasser der Wupper in beiden Städten großen Schaden an, andererseits wurde das seicht und träge dahinfließende Niedrigwasser durch die eingeleiteten Abwässer namentlich der Fabriken in einen Tintenstrom verwandelt, Miasmen aushauchend und von keinem lebenden Wesen bewohnt. Durch

die Zurückhaltung der Hochwasser in den Stauweihern und durch die Verstärkung der Niedrigwasser aus den aufgespeicherten Vorräthen hofft man Linderung.

Aehnliche Uebelstände in um so größerem Maßstabe, je größer der Fluß, zeigen sich bei sämmtlichen Wasserläufen. Wenn es auch zur Zeit im Allgemeinen ausgeschlossen erscheint, zur Vermeidung der Hoch- und Niedrigwasserschäden und Hebung der Schifffahrt und Fischzucht allein, die erforderlichen ungeheuren Wassermassen durch kostspielige Thalsperrenanlagen zu sammeln, so werden doch die, für die gewinnreichen Zwecke der Wasserversorgung und Kraftgewinnung angelegten Stauweiher diesem andern Zwecke ganz von selbst mitdienen.

Deshalb ist bei der Bedeutung, die eine geordnete Wasserwirthschaft für das Wohl des ganzen Landes hat, für die Zukunft ein besonderes Augenmerk auf den systematischen Ausbau von Thalsperren in dazu geeigneten Flußsystemen zu richten.

Die Pathologie in Shakespeares Dramen.

Von

Sanitätsrath Dr. Richter.

— Dalldorf. —

Beim Lesen der Shakespeare'schen Dramen stößt man so oft auf die Schilderung von krankhaften Zuständen und Krankheiten des Leibes und namentlich der Seele, daß es mir interessant erschien, das diesbezügliche zusammenzustellen, um daraus zu weiteren Schlüssen zu gelangen. Das Nachfolgende ist das Resultat dieser Bemühungen.

Von den 33, für gewöhnlich als seine Gesammtwerke aufgeführten, dramatischen Werken Shakespeares enthalten 16 überhaupt Nichts von Pathologischem, 11 befassen sich damit, dasselbe mehr nur streifend, während bei 6 die Pathologie im Drama einen wesentlichen Factor bildet, durch welchen wir überhaupt erst das Verständniß für dasselbe gewinnen können: diese Art der Unterbringung des Pathologischen meinerseits in zwei Rubriken ist zwar nicht ganz frei von Willkürlichkeit, entspricht aber so ziemlich dem Thatsächlichen und hilft das Material übersehen.

So sei denn an den einzelnen Dramen, gewissermaßen casuistisch, aufgeführt, was sie an Pathologischem bieten.

Das Pathologische streift zunächst nur:

1. König Heinrich VI.

König Heinrich VI., Sohn Heinrichs V. von England und der durch ihren Vater Karl VI. von Frankreich krankhaft belasteten Catharina, verfiel der Geschichte nach zwei Mal in Wahnsinn. In den drei Theilen des Dramas jedoch ist diese Thatsache nur angedeutet: der unfähige Monarch wird fromm und seiner Gemahlin Margarethe von Anjou gegenüber als ein „Mann ohne Hosen" geschildert. Diese Schilderungen werden im 3. Theil des Dramas auffälliger; hier malt sich der simple Monarch die

Thätigkeit des „schlichten Hirten" aus, hier wird er auch von Eduard, Yorks Sohn, „der stille Heinrich" und „der blöde Heinrich" genannt.

Von Margarethe von Anjou, einer auch geschichtlich leidenschaftlichen Person, wird übrigens in „König Richard III." gesagt: „O streitet nicht mit ihr, sie ist verrückt." Und: „Es wundert mich, daß man so frei sie läßt."

2. Die Komödie der Irrungen.

In Aufzug 4, Scene 4 werden Antipholus und Dranio von Ephesus für geisteskrank genommen, und der Beschwörer Doctor Zwick geholt; so werden sie gebunden. Aufzug 5, Scene 1 wird diese Annahme weiter gesponnen, allerdings mit Antipholus und Dranio von Syrakus.

3. König Johann.

Konstanze, die Mutter Arthurs, des jugendlichen, berechtigten Prätendenten des englischen Thrones, verfällt nach der Gefangennahme ihres Sohnes in Wahnsinn. Im 3. Aufzug geht sie, sich ihren Kopfputz abreißend, mit den Worten ab: „Ich will die Zier nicht auf dem Haupt behalten, da mein Gemüth so wild zerrissen ist." Im 4. Aufzug erfährt man dann: „daß Frau Constanz' in Raserei gestorben."

4. König Heinrich IV.

In König Heinrich IV. ist, in Heinrich Percy, dem Sohn des Grafen von Northumberland, ein Stotterer geschildert. Im ersten Theil des Dramas, in dem ja Percy in der Schlacht fällt, ist dies nur angedeutet. Aber im zweiten sagt seine Gattin:

> Ah, er war der Spiegel,
> Wovor die edle Jugend sich geschmückt.
> Wer seinen Gang nicht annahm, war gelähmt;
> Und Stottern, was ein Fehler der Natur
> Bei ihm, war der Accent des Tapfern nur:
> Denn die, so leis' und ruhig sprechen konnten.
> Verkehrten ihren Vorzug in Gebrechen,
> Ihm gleich zu sein, so daß in Sprach' und Gang
> Er Ziel und Spiegel, Buch und Vorschrift war,
> Der And're formt.

5. Julius Cäsar.

Julius Cäsar ist von Shakespeare als taub auf einem Ohr und als epileptisch geschildert:

Aufzug 1, Scene 2:

Cäsar: Komm mir zur Rechten, denn dies Ohr ist taub. —

Und Casca: Denn Cäsar ward ohnmächtig und fiel nieder. Er fiel auf dem Marktplatz nieder, hatte Schaum vor dem Munde und war sprachlos. Brutus: Das mag wohl sein, er hat die fallende Sucht. Was sagt er, als er zu sich selber kam? Casca: Ei nun, eh' er hinfiel, als er merkte, daß der gemeine Haufe sich freute, daß er die Krone ausschlug, so riß er auch sein Wams auf und bot ihnen seinen Hals zum Abschneiden und — damit fiel er hin. Als er wieder zu sich selbst kam, sagte er: wenn er irgend was Unrechtes gethan oder gesagt hätte, so bäte er Ihre Edlen, es seinem Uebel beizumessen.

Und von der Porcia ist in Aufzug 4, Scene 3 gesagt:

Das brachte sie von Sinnen,
Und wie sie sich allein sah, schlang sie Feuer.

Bekanntlich fiel der Vater der Porcia, Marcus Porcius Cato Uticensis, auch selbstmörderisch und zwar durch sein eigenes Schwert; den ihm angelegten Verband hatte er abgerissen, so daß er verbluten mußte.

6. Maß für Maß.

In „Maß für Maß“ schildert Shakespeare in „Bernardin“ einen schwachsinnigen Alkoholisten, dessen Geistesstörung sich namentlich in Gleichgiltigkeit äußert.

Aufzug 4, Scene 2.

Herzog: Wer ist der Bernardin, der diesen Nachmittag enthauptet werden soll? Schließer: Ein Zigeuner von Geburt, doch hier im Land erzogen und groß geworden; er sitzt schon seit neun Jahren gefangen. Herzog: Ist sein Verbrechen jetzt dargethan? Schließer: Ganz offenbar und von ihm selbst eingestanden. Herzog: Hat er Reue im Gefängniß an den Tag gelegt? Scheint er gerührt zu sein? Schließer: Ein Mensch, dem der Tod nicht fürchterlicher vorkommt, als ein Weinrausch; sorglos, unbekümmert, furchtlos vor Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; ohne Scheu vor dem Tode und ein ruchloser Mörder. Herzog: Ihm fehlt Belehrung! Schließer: Die hört er nicht an; er hat jeder Zeit viel Freiheit im Gefängniß gehabt; man könnte ihm freistellen zu entfliehen, er würde es nicht thun. Er berauscht sich mehrmals am Tage; oft ist er mehrere Tage hintereinander betrunken. Mehr als einmal haben wir ihn geweckt, als wollten wir ihn zur Hinrichtung führen und ihm einen vorgeblichen Befehl dafür gezeigt, — es hat nicht den mindesten Eindruck auf ihn gemacht.

Scene 3.

Pompejus: Ihr müßt so gut sein, mein Herr, aufstehen und Euch hinrichten lassen! Bernardin: Fort, Du Schurke, fort' sag ich, ich will schlafen. Grauslich: Im Ernst, Freund, macht Euch d'ran und haspelt Euer Gebet herunter, denn seht Ihr — der Befehl ist da. Bernardin: Ihr Schurke, ich habe die ganze Nacht durch gesoffen; es ist mir ungelegen. Herzog: Mein Freund, ich hörte, wie bald Ihr die Welt verlassen müßt, und kam aus christlicher Nächstenliebe Euch zu ermahnen, zu trösten und mit Euch zu beten. Bernardin: Pater, daraus wird Nichts. Ich habe die ganze Nacht scharf gesoffen und muß mehr Zeit haben, mich zu besinnen, sonst sollen sie mir das Hirn mit Keulen herausschlagen. Ich thu's nicht, daß ich mich heut' hinrichten lasse; dabei bleibt's. Herzog: O Freund, Ihr müßt; und darum bitt' ich Euch, schaut vorwärts auf den Weg, der Euch bevorsteht. Bernardin: Ich schwöre aber, daß kein Mensch mich dazu bringen soll, heut' zu sterben. Herzog: So hört nur! Bernardin: Nicht ein Wort! Wenn Ihr mir was zu sagen habt, kommt in mein Gefängniß, denn ich will heut' keinen Schritt herausthun.

7. Troilus und Kressida.

Cassandra wird von Shakespeare als krank, in modernem Sinne als vielleicht „hysterisch“ geschildert.

Aufzug 2. Scene 2.

Priamus: Welch' Schrei'n? Welch' Angstgestöhn?
Troilus: Die tolle Schwester!
Hector: 's ist Kassandra!

(Kassandra kommt in Verzückung mit fliegenden Haaren.)
Hector: Das laute Rufen der Weissagung.
Troilus: Weil Kassandra rast.

Aufzug 5. Scene 3.

Troilus: Die abergläub'sche tolle Träumerin!
Kassandra (zu Hector): Sieh, wie Du stirbst! Sieh, wie Dein Aug' erbleicht!
Horch Trojas Wehruf, Hekubas Geheul,
Den lauten Jammerschrei Andromaches!
O! Sieh Verzweiflung, Wahnsinn, wild Entsetzen
Gleich tollen Larven durch einander rennen*)
Und rufen: Hektor, Hektor fiel! O Hektor!

8. Coriolanus.

Aufzug 3. Scene 5.

Sicinius: Man sagt, sie (die Mutter Coriolans, Volumnia) sei verrückt. Was bleiben wir, gehetzt von Einer, der die Sinne fehlen?

9. Timon von Athen.

Aufzug 4. Scene 3.

Erster Bandit: Nur der Mangel an Gold und der Abfall seiner Freunde brachte ihn in diese Schwermuth.

Aufzug 5. Scene 2.

Flavius: Vergeblich, daß Ihr Timon sprechen wollt,
Denn in sich selbst ist er so ganz versunken,
Daß, außer ihm, Nichts, was dem Menschen gleicht,
Freund mit ihm ist.
Zweiter Senator: Zeit, und sein Gram
Schuf so ihn um. Wenn Zeit mit mild'rer Hand
Der vor'gen Tage Glück ihm wieder bringt,
Macht sie zum vor'gen Mann ihn.
Timon: Nun beginnt zu heilen
Mein langes Lebens- und Gesundheits-Leid,
Und Nichts bringt Alles mir.

10. Der Sturm.

Aufzug 1. Scene 2.

Prospero (zu Caliban, einem wilden und mißgestalteten Sklaven): Dafür sollst Du zur Nacht in Krämpfen liegen!

---

*) Schiller läßt die Kassandra sagen:
Ihre bleichen Larven alle
Sendet mir Proserpina,
Wo ich wandre, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da.
In der Jugend frohe Spiele
Drängen sie sich grausend ein,
Ein entsetzliches Gewühle,
Nimmer kann ich fröhlich sein.

11. Cymbeline.

Aufzug 4. Scene 2.

Bellarius: Dies Stottern seiner Stimme, dies Sprudeln, wenn er spricht, ist seins. Ich bin gewiß, es ist Cloten. —

Guiderius: Nicht Herkules konnt' ihm
Das Hirn ausschlagen, denn er hatte keins.
Den Strom hinab mag Clotens Klotzkopf treiben. —

Aufzug 5. Scene 5.

Cornelius: Im Wahnsinn, schauderhaft, wie sie gelebt,
Grausam der Welt im Leben, starb sie auch
Grausamen Todes. Starb in Wuth (die Königin, Clotens Mutter).

Das erste der sechs Dramen, zu deren wesentlichem Inhalt die Pathologie gehört, ist:

1. Titus Andronicus.

Titus Andronicus erscheint erst vom Ende des 3. Aufzuges an geistesgestört. Marcus: Ach, armer Mann! Er hält, von Gram zerstört, trügliche Schatten für ein wahres Ding.

In der 1. Scene 4. Aufzuges bereitet der kleine Lucius diese Thatsache weiter vor: Denn oftmals hört' ich vom Großvater schon: Den Geist verwirr' ein Uebermaß des Grames. Ende der Scene sagt dann der Bruder des Titus zu sich selbst: „Marcus! Verlaß ihn nicht in diesem Wahnwitz!" Die Geisteskrankheit des Titus ist nun auch anderweit in der Handlung bekannt geworden, denn Anfang der 2. Scene 4. Aufzuges sagt Aaron: „'ne tolle Erbschaft wohl vom tollen Alten!" In der 3. Scene desselben Aufzuges vertheilt der geistesgestörte Titus Pfeile zum Verschießen, an deren Enden Bittbriefe, um Rache, an die Götter befestigt sind, und ist überzeugt, dieselben werden an ihre himmlischen Adressen gelangen. Der Kaiser Saturnius, in dessen Hof die Pfeile geschossen werden, hierüber aufgebracht, (4. Scene) spricht zwar von Kummer, der Titus Sinne so zerstört, (die Kaiserin Tamora: „ihn thört der Gram um seine tapferen Söhne"), doch auch von „verstelltem" Wahnsinn.

Als Tamora, Demetrius und Chiron (5. Aufzug, 2. Scene), als „Rache", „Raub" und „Mord" verkleidet, den Titus in seiner Wohnung aufsuchen, ihn zu bewegen, seinen Sohn Lucius vom eingefallenen Gothenheer abzurufen, glauben sie ihn überlistet: „ihm so sich fügen, paßt für seine Tollheit," obschon er in der Offenheit seines Wahnes ausruft: „Ich bin nicht toll, ich kenne Dich als unsere stolze Kaiserin Tamora." Die Ueberlisteten sind jedoch Tamora mit ihren beiden Söhnen:

Ich kenn' Euch all', obschon Ihr toll mich wähnt,
Und fang' Euch in dem selbstgestellten Garn,
Euch, junge Höllenbrut, sammt Eurer Mutter.

Ehe in dieser fürchterlichen Scene Demetrius und Chiron von Titus geschlachtet werden — Lavinia hält mit ihren Armstumpfen das Becken zum Auffangen des Blutes — sagt er zu ihnen: „Die Kaiserin nennt sich

„Rache", wähnt, ich sei verrückt." Bei dem entsetzlichen Gastmahl, bei dem Lavinia von ihrem Vater, Tamora — nach Genuß vom Fleisch und Blut ihrer Söhne — gleichfalls von Titus erstochen wird, widerfährt dem Titus durch Kaiser Saturnius — „Wahnwitz'ger stirb! Nimm dies für Deinen Hohn!" — dasselbe. Dann wird Saturnius vom Lucius erstochen.

2. König Richard III.

Es ist im Jahre 1861 in einer Londoner medicinischen Zeitschrift von dem berühmten englischen Arzt Doctor Little, darauf hingewiesen worden, daß in der dramatischen Erscheinung Richards III. von Shakespeare ein ganz bestimmtes Krankheitsbild geschildert worden wäre, und es ist späterhin in der That eingestanden worden, daß Krankheitserscheinungen, wie die von Shakespeare an Richard III. geschilderten, in großer Regelmäßigkeit an durch den Geburtsact geschädigten Kindern beobachtet werden.

Shakespeare bereitet schon im 2. Theil von König Heinrich VI. durch Clifford auch die Erscheinung Richards vor: „Unbeholf'ner Klump', der krumm von Sitten ist, wie von Gestalt," und im 3. Theil desselben Dramas sagt Richard von sich:

> Schwor Liebe mich doch ab im Mutterschoß
> Und, daß ihr sanft Gesetz für mich nicht gälte,
> Bestach sie die gebrechliche Natur
> Mit irgend einer Gabe, meinen Arm
> Wie einen dürren Strauch mir zu verschrumpfen,
> Dem Rücken einen neid'schen Berg zu thürmen,
> Wo Häßlichkeit, den Körper höhnend, sitzt,
> Die Beine von ungleichem Maß zu formen . . .
> Denn öfters hört' ich meine Mutter sagen,
> Daß ich zur Welt, die Beine vorwärts, kam;
> Die Wehemutter staunt', es schrie'n die Weiber:
> „Hilf Jesus! Zähne bringt er auf die Welt."
> Zum Heben ward die Schulter mir gethürmt.

Und König Heinrich VI. sagt im 3. Theil dieses Dramas zu Richard:

> Mehr als der Mutter Wehen, fühlte Deine,
> Und keiner Mutter Hoffnung kam an's Licht —
> Ein roher, mißgeformter Klumpe nur.
> Du hattest Zähn' im Kopf bei der Geburt! — —

Im 1. Aufzug von „König Richard III." sagt dann Richard von sich selbst:

> Ich, um dies schöne Ebenmaß verkürzt,'
> Von der Natur um Bildung falsch betrogen,
> Entstellt, verwahrlost, vor der Zeit gesandt
> In diese Welt des Athmens, halb kaum fertig
> Gemacht, und zwar so lahm und ungeziemend,
> Daß Hunde bellen, hink' ich wo vorbei . . .
> Auf mich, der hinkt und mißgeschaffen ist. —

3. Aufzug:

> Schaut! Mein Arm
> Ist ausgetrocknet, wie ein welker Sproß.

Margarethe, Wittwe Heinrichs VI. sagt im ersten Aufzug:

Du Mißgeburt, voll Mäler! Wühlend Schwein!
Du, der gestempelt ward bei der Geburt. —
Der Hund, der eh' als Augen, Zähne hatte (4. Aufzug).

Die Mutter Richards, die Herzogin von York, sagt im 2. Aufzug von ihrem Sohn:

Er war als Kind das jämmerlichste Ding.
Er wuchs so langsam und so spät heran. —

4. Aufzug:

Eine schwere Bürde war mir die Geburt,
Launisch und eigensinnig Deine Kindheit,
Die Schulzeit schreckhaft, heillos, wild und wüthig,
Dein Jugendlenz verwegen, dreist und tollkühn,
Dein reiferes Alter stolz, fein, schlau und blutig,
Zwar milder, aber schlimmer, sanft im Haß. —

Im 5. Aufzug fragt Richard den Katesby:

Nun? Ist mein Sturmhut leichter, als er war?
Daß meine Schäfte fest und nicht zu schwer sind!
Ich habe nicht die Rüstigkeit des Geistes,
Den frischen Muth, den ich zu haben pflegte,

Zum Schluß sagt Catesby von Richard:

Der König thut mehr Wunder als ein Mensch.

(Im 2. Theil von König Heinrich VI. sagt Salisbury zu Richard:

Bei meinem Schwert! Du fochtest heute gut.
Beim Kreuz! Wir insgesammt — Ich dank' Euch, Richard!
Gott weiß, wie lang' ich noch zu leben habe,
Und ihm gefiel es, daß Ihr drei Mal heut',
Mich schirmen solltet vor dem nahen Tod).

Richard III. war also zu früh und schwer, als Mißgeburt geboren, er hatte eine Verbiegung der Wirbelsäule erlitten und war halbseitig — an Arm und Bein — gelähmt, hinkte. Dem entsprechend war er ein schwaches, sich langsam entwickelndes Kind und zeigte von früh auf geistige Alterationen. Seine Intelligenz ist der Schilderung Shakespeares nach jedoch nicht geschwächt gewesen, und trotz seiner körperlichen Schäden war Richard außerordentlich tapfer, und zwar mit Erfolg. Ob er links oder rechts gelähmt erscheinen soll, geht aus den Shakespeare'schen Schilderungen nicht hervor.

3. Othello.

In „Othello" treten zwei pathologische Figuren auf: Othello und Cassio.

Aufzug 2. Scene 3.

Cassio: Nicht heut' Abend, lieber Jago, ich habe einen sehr schwachen unglücklichen Kopf zum Trinken. Ich habe heut' Abend nur einen Becher getrunken, der noch dazu stark mit Wasser gemischt war, und sieh nur, wie es mich verändert hat. Ich habe leider diese Schwachheit und darf meinen Kräften nicht mehr zumuthen. — — Trunken sein und wie ein Papagei plappern? Und renommiren und toben, fluchen und Bombast schwatzen mit unserem eigenen Schatten? Jago: Wer war's, den Du mit dem Degen verfolgtest? Was hatte er Dir gethan? Cassio: Ich weiß nicht. Jago: Ist's möglich! Cassio: Ich besinne mich auf einen Haufen Dinge, aber auf Nichts deutlich, auf einen Zank, aber nicht weswegen. —

Der Zustand Cassios, ein pathologischer Rausch-Zustand, soll auf Othellos Krankheit vorbereiten.

Aufzug 4. Scene 1.

(Othello fällt in Ohnmacht). Cassio: Was giebt's?
Jago: Der Feldherr stürzte jetzt in Krämpfen hin;
Dies ist seit gestern schon sein zweiter Anfall.
Cassio: So reib' ihn um die Schläfe!
Jago: Nein, laß ab! Laß ihn in seiner Starrsucht ungestört,
Sonst schäumt er vor dem Mund und rast alsbald
In wilder Tobsucht. Sieh, er rührt sich wieder!
Entferne Dich auf einen Augenblick,
Er wird sich schnell erholen.
(Zu Othello) Ich wußt' ihn (Cassio) wegzuschaffen
Und Euren Anfall triftig zu entschuld'gen.

4. Hamlet.

Vier Personen kommen bei der Betrachtung des „Hamlet" zur Berücksichtigung: Prinz Hamlet, Polonius, Ophelia und Laërtes.

Prinz Hamlet, welcher durch den vor noch nicht zwei Monden erfolgten Tod seines Vaters, des alten Hamlet, durch die bereits einen Mond auf denselben erfolgte Hochzeit seiner Mutter mit dem Bruder seines verstorbenen Vaters und durch sein „prophetisches Gemüth" so tief betrübt ist, daß er das gegen Selbstmord gerichtete Gebot des Ewigen beklagt, (1. Aufzug, 2. Scene), erfährt durch Horatio das dreimalige, mitternächtliche Erscheinen des Geistes seines Vaters auf der Schloßterrasse in Helsingör. Er bittet die ihm berichtenden Freunde sofort um Stillschweigen (Ende der 2. Scene), als der Geist den vierten Abend in Hamlets Beisein erscheint (4. Scene). Er kommt durch die Erscheinung „ganz außer sich vor Einbildung" und verspricht, des armen Geistes zu gedenken, „so lang' Gedächtniß haust in dem zerstörten Ball hier" (5. Scene). Er legt den ihm nacheilenden Freunden gegenüber sofort „ein wunderliches Wesen an", weil er doch fürchtet, „sie verrathen's". Er verpflichtet sie jetzt durch Schwur zum Schweigen, wozu der Geist selbst auffordert. Auch hierbei „nimmt er sich noch fremd und seltsam". Beim dritten Schwur verpflichtet er sie nochmals zum Schweigen, namentlich mit Bezug darauf, „da mir's vielleicht in Zukunft dienlich scheint, ein wunderliches Wesen anzulegen".

In der 1. Scene des 2. Aufzuges berichtet Ophelia ihrem Vater Polonius von Hamlet, „den sie verrückt aus Liebe", nämlich aus von ihr „verschmähter", wie Polonius sagt, fürchtet. Der König sendet wegen Hamlets „Verwandlung" eilig nach Rosenkranz und Güldenstern, die mit Hamlet von Kindheit auf erzogen, „um zu erspäh'n, ob irgend was, uns unbekannt, ihn drückt, das offenbart, zu heilen wir vermöchten". Die nochmals von Polonius geäußerte Annahme, daß Hamlet aus unglücklicher Liebe geistesgestört geworden, bezweifelt der König, und es wird eine nähere Prüfung der Sache beschlossen. Polonius wird in der darauf mit Hamlet

erfolgenden Zusammenkunft zu dem Ausspruch: „Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode, veranlaßt. Rosenkranz und Güldenstern werden darauf von Hamlet zu dem Geständniß, daß man nach ihnen geschickt habe, bewogen. Er sagt ihnen dann: „Ich habe seit Kurzem — ich weiß nicht, wodurch — alle meine Munterkeit eingebüßt, meine gewohnten Uebungen aufgegeben, und es steht in der That so übel um meine Gemüthslage, daß die Erde, dieser treffliche Bau, mir nur ein kahles Vorgebirge erscheint.“ Mit den Worten: „Ihr seid willkommen, aber mein Oheim-Vater und meine Tante-Mutter irren sich. Ich bin nur toll bei Nordnordwest; wenn der Wind südlich ist, kann ich Tauben und Dohlen recht gut unterscheiden“ führt er sie vollständig in die Irre. Nachdem er dann noch den Polonius in dessen vorgefaßter Meinung über die Entstehung seiner vermeintlichen Geistesstörung bestärkt hat, wendet er sich an die eben angekommenen Schauspieler, unterhält sich mit ihnen in munterer, urtheilsscharfer Weise und verabredet zum Abend des nächsten Tages die Aufführung des Stückes: „Die Ermordung Gonzagos“. In dem nun folgenden Monolog (Ende des 2. Aufzuges) beschuldigt sich Hamlet, beschämt durch den von seiner bloßen Declamation ergriffenen Schauspieler, der Trägheit in seiner ihm vom Geist aufgetragenen Mission, erwartet aber von dem Benehmen des Königs bei dem aufzuführenden Schauspiel weitere Vergewisserung über die Schuld des Königs, denn „der Geist, den ich gesehen, kann ein Teufel sein; der Teufel hat Gewalt, sich zu verkleiden in lockende Gestalt: ja und vielleicht, bei meiner Schwachheit und Melancholie (da er sehr mächtig ist bei solchen Geistern), täuscht er mich zum Verderben. Ich will Grund, der sicherer ist. Das Schauspiel sei die Schlinge, in die den König sein Gewissen bringe“.

Nachdem am nächsten Tag (3. Aufzug) Rosenkranz und Güldenstern über das Vergebliche ihrer Unterhaltung mit Hamlet dem Könige berichtet, monologisirt Hamlet nochmals über Selbstmord, als er von der „reizenden“ Ophelia, die von ihrem Vater zu dieser scheinbar zufälligen Begegnung veranlaßt wurde, unterbrochen wird. Hamlet erscheint „zerstörten Geistes“, läßt aber durch seine Aeußerungen hindurchblicken, daß er das Verabredete der Begegnung durchschaut. Der König, der die Scene behorcht hat („aus Liebe? Nein, sein Hang geht nicht dahin, und was er sprach, obwohl ein wenig wüst, war nicht wie Wahnsinn. Ihm ist was im Gemüth, worüber seine Schwermuth brütend sitzt“) beschließt sofort, Hamlet zum Einfordern des Tribut-Rückstandes nach England zu schicken: „Vielleicht vertheilt die See, die neuen Länder, ihm dies Etwas, das in seinem Herzen steckt.“ Polonius empfiehlt zuvörderst noch, nach dem Schauspiel, eine Unterredung Hamlets mit seiner Mutter, die er belauschen will, „bringt sie es nicht heraus,“ so möge ihn der König nach England schicken oder irgendwo einsperren. — Die 2. Scene des 3. Aufzuges bringt das Schauspiel im Schauspiel. Nachdem sich Hamlet den Schauspielern gegenüber als scharfer Kunstkritiker erwiesen, bittet er den Horatio, während des Schauspieles mit

der ganzen Kraft seiner Seele auf den König zu achten, denn, wenn die verborgene Schuld bei einer gewissen Rede in demselben nicht zum Vorschein komme, „dann sei's ein höll'scher Geist, den sie geseh'n". Als man zum Schauspiel kommt, sagt Hamlet noch zu Horatio: „Ich muß müßig sein." Er weicht der Anrede des Königs aus, zieht den Polonius auf, bestärkt ihn wieder in dessen obenerwähnter Meinung, wird cynisch und unverständlich gegen die unglückliche Ophelia. Das Stück erprobt seine Wirkung, Alles eilt fort. Hamlet verfällt dem Horatio gegenüber in bitteren Humor, fügt aber hinzu: „O lieber Horatio, ich wette Tausende auf das Wort des Geistes. Merktest Du?" Horatio: „Sehr gut, mein Prinz." Hamlet, „Bei der Rede vom Vergiften?" Horatio: „Ich habe ihn genau betrachtet." Dem hinzutretenden Güldenstern gegenüber entschuldigt Hamlet seine ungeordneten Reden mit „mein Verstand ist krank", fertigt die private Zudringlichkeit desselben mit dem Hinweis auf die Flöte, die Güldenstern nicht zu blasen versteht, ab, macht noch den hinzugekommenen Polonius lächerlich und bereitet sich in einem kurzen Monolog auf die Zusammenkunft mit seiner Mutter vor. Der König, von dem Inhalt des Schauspiels getroffen, befiehlt nun, daß Rosenkranz und Güldenstern schleunig mit Hamlet nach England gehen (3. Scene); den zerknirscht zum Gebet in die Kniee Sinkenden ersticht Hamlet jedoch nicht, weil er im Gebet ist; er will es vollbringen „bei anderm Thun, das keine Spur des Heiles an sich hat": In der Unterredung mit seiner Mutter (4. Scene) spricht Letztere erst noch. „Gut, Andere sollen zur Vernunft Euch bringen"; als Hamlet jedoch, wohl um ihr ungestört in's Gewissen reden zu können, die Thür verschließt, sie aber, im Glauben, er wolle sie tödten, Hilfe ruft und Polonius hinter der Tapete sich dem anschließt: ersticht er durch dieselbe hindurch den Polonius, den er „für 'nen Höher'n nahm". Aus dem weiteren Gespräch mit seiner Mutter geht hervor, daß diese in den Königsmord nicht eingeweiht war. Als nun Hamlet den wieder erscheinenden Geist seines Vaters anspricht: ruft die Königin mit Fug und Recht „Weh' mir! Er ist verrückt!", denn sie sieht und hört den Geist nicht. Hamlet dagegen, in der Annahme, seine Mutter hält ihn nach der Aussprache für geistesgesund, sagt ihr noch: „Bringt diesen ganzen Handel an den Tag, daß ich in keiner wahren Tollheit bin, nur toll aus List. Gut wär's, Ihr ließt's ihn wissen." Die Königin versichert Schweigen. Hamlet sagt, daß man ihn betreffs der mit seiner Verbringung nach England verbundenen Schurkerei nicht trügt (König: Wenn Du Unsere Absicht wüßtest. Hamlet: Ich sehe einen Cherub, der sie sieht. 4. Aufzug, 3. Scene.)

Der König ist überzeugt (4. Aufzug, 1. Scene), daß „in den tiefen Seufzern" Hamlets „ein tiefer Sinn ist"; die Königin erzählt den Tod des Polonius durch Hamlets „Wahnsinn"; die Abfahrt Hamlets nach England soll noch zur Nacht erfolgen. Als Rosenkranz und Güldenstern (2. Scene) wegen der Leiche des Polonius kommen, „versteh'n sie Hamlet

nicht". Vor den König gebracht, der in den Ruf ausbricht: „O wie gefährlich ist's, daß dieser Mensch so krank umhergeht" (3. Scene), macht Hamlet denselben durch seine Contemplationen grauen. Das Schreiben, welches mit Hamlet nach England geht, bringt auf Hamlets Tod. — Durch den mit seinen Truppen durch Helsingör wegen einer geringfügigen Ursache in's Feld ziehenden jungen Fortinbras wird zwar Hamlets „banger Zweifel, welcher zu genau bedenkt den Ausgang" zurück- und der Gedanke an Blut wieder vorgedrängt, jedoch zu spät, denn zu Folge der 5. Scene des 4. Aufzugs ist Hamlet fort zur See. In der 6. und 7. Scene des 4. Aufzugs wird durch Briefe an Horatio und den König erläutert, wie Hamlet nach Helsingör zurückgekommen.

Bei einem Spaziergang am Kirchhof vorbei erfahren Horatio und der betrübte Hamlet, daß auch das Volk annimmt, Hamlet sei „toll geworden". Sie treffen hierbei mit einem Leichenconduct zusammen, dessen „unvollständige Feierlichkeiten" auf Selbstmord schließen lassen (5. Aufzug, 1. Scene). Es ist Ophelia. Da Laërtes, unter Fluchen auf Hamlet, als denjenigen, der den Tod der Schwester verursacht hat, mit hochtönenden Phrasen in das Grab springt, vergißt sich Hamlet („Laërtes Schmerzes Prahlerei empörte mich zu wilder Leidenschaft", 2. Scene) und thut es nach. Laërtes ringt mit ihm. Horatio ruft zu Hamlet („der sonst nicht jäh und heftig"): „Bester Herr, seid ruhig." Er: „Ja, diese Sache fecht' ich aus mit ihm, so lang' bis meine Augenlider sinken." Als dann Hamlet den Laërtes durch Ueberbieten dessen hochtönender Phrasen persiflirt, sagt der König: „Er ist verrückt, Laërtes. Ich bitte Dich, Horatio, geh ihm nach." Die Königin entschuldigt ihn mit „Wahnsinn". — In der 2. Scene erzählt Hamlet dem Horatio, überzeugt, „daß eine Gottheit unsere Zwecke formt", wie er auf dem Schiffe sich Kenntniß von dem wirklichen Auftrag des Königs nach England verschaffte und durch dessen Aenderung Rosenkranz und Güldenstern in den Tod schickte. In diesem Geschehniß liegt aber der Sporn zur Eile: „Die Zwischenzeit ist mein. Doch ich bin sehr bekümmert, Freund Horatio, daß mit Laërtes ich mich selbst vergaß; denn in dem Bilde seiner Sache seh' ich der meinen Gegenstück. Ich schätzt' ihn gern, doch wirklich seines Schmerzes Prahlerei empörte mich zu wilder Leidenschaft. Nachdem dann Hamlet, den Osrik glossirend, sich auf die um ihn veranstaltete Wette eingelassen und den Rath der Königin, vor dem Fechten Laërtes freundlich anzureden, belobt hat, befällt ihn eine schlimme Ahnung — er weiß ja, daß der König ihm allenthalben nach dem Leben trachtet — die er jedoch, unter Hinweis auf die Vorsehung, unterdrückte, „in Bereitschaft sein ist Alles." Er bittet Laërtes, mit Bezug auf seinen „schweren Trübsinn" um Verzeihung: „Was ich gethan, das die Natur in Euch, die Ehr' und Sitte, hart aufgeregt, erklär' ich hier für Wahnsinn." Laërtes schont erst den Hamlet, verwundet ihn dann mit seiner vergifteten Klinge, wird darnach selbst mit derselben von Hamlet verwundet. Hamlet ersticht nun den König und stirbt.

Hamlet ist im Schauspiel als tief erschütterten, religiösen Gemüthes geschildert. Zum plötzlichen Tod des Vaters, der baldigen Heirath der Mutter mit dem Oheim, dem Verluste der Krone kommen die Begegnungen mit dem Geiste seines Vaters, die allmähliche Ueberzeugung von der Ermordung seines Vaters durch den Oheim, der Verzicht auf die heißgeliebte Ophelia: dies sind Gründe genug für seine Schwermuth.

Ist er aber von wirklicher Geisteskrankheit befallen?

Zu dieser Annahme könnte man um so eher verlockt werden, als Hamlet sich den Anschein eines Geistesgestörten giebt und schließlich auch von Allen — außer Horatio — dafür gehalten wird.

Er ist es aber nicht.

Wenn schon, vom Standpunkt der Verstellung Hamlets aus, Alles im Drama, was auf den ersten Blick unverständlich erscheint, verstanden werden kann, so wird diese Betrachtungsweise noch durch manches Andere sichergestellt. Nicht nur der König denkt an bloße Verstellung von Hamlets Wesen (daß sich Polonius wundert, „wie treffend manchmal seine Antworten sind“, will nicht viel sagen), vor Allem geht aus den plötzlichen Contrasten zwischen diesem sonderbaren Wesen und nachherigem klaren Ernst, sei es bei den Begegnungen mit den Schauspielern, mit Horatio, oder in Monologen, hervor, daß das Erstere nur angenommen war und Hamlet nicht geisteskrank ist: Hamlet nennt sich selbst, allein, nie kranken Verstandes, während er doch, Andern gegenüber, sich nach dieser Richtung hin mit Vorliebe äußert; auch Horatio führt ihn als solchen nie auf, und wenn Hamlet in der 2. Scene, 5. Aufzuges den Laërtes um Verzeihung bittend sagt: „Was ich gethan, erklär' ich hier für Wahnsinn,“ so hält er es eben für richtig, die Rolle des Kranken fortzuspielen. Hamlet begeht auch gar nichts Krankhaftes: den Polonius ersticht er in der Meinung, es sei sein Oheim, und den zu tödten, faßt er als seine Pflicht auf, und das, was man sonst vielleicht als Ausfluß eines zerstörten Geistes auffassen könnte, das Springen in das Grab der Ophelia, fällt ja vielmehr dem Laërtes zur Last, dem es Hamlet, empört und um Laërtes schmerzhaften Bombast zu verhöhnen, nur nachthut.

Daß Hamlet in seiner Lage ernstlich über die Zulässigkeit des Selbstmordes nachdenkt, ist verständlich und braucht mit Geistesgestörtheit Nichts zu thun zu haben.

Jedoch auch aus inneren Gründen, auf welche ich später eingehen werde, konnte Shakespeare den Hamlet gar nicht geisteskrank haben wollen.

Hamlet ist aber ein, wenn auch geistreicher, Träumer. Trotz seines „prophetischen Gemüths“ steht er müßig am Thron des Usurpators, dem Geiste seines Vaters traut er nicht, und sogar das Benehmen des Königs beim Schauspiel veranlaßt ihn noch nicht zum Handeln. Ja, er läßt sich nach England verschicken, und die Entdeckung des schnöde beabsichtigten Mordes seiner Person veranlaßt ihn nur — Rosenkranz und Güldenstern statt seiner

unterzuschieben. Durch einen Zufall an die dänischen Ufer geworfen, geht die Initiative zum verhängnißvollen Waffengange auch nicht von ihm aus, und erst die weiteren entsetzlichen Entdeckungen hierbei veranlassen ihn, im letzten Moment den König zu erstechen.

Zu diesem so anziehenden Gemisch von wohlbegründeter Schwermuth mit kluger Berechnung, von natürlichem Phlegma mit persönlicher Unerschrockenheit und drolligem Humor an dem Dreißigjährigen, der „fett und kurz von Athem" ist, kommt noch sein explosives Handeln, „das Gefährliche in ihm", z. B. beim Stechen nach dem vermeintlichen Könige hinter der Tapete, bei der Fälschung des Auftrags nach England, am Grabe Ophelias.

Polonius ist ein greisenhafter Schwätzer, mit falschem Urtheil über Hamlet, der ihm auch noch in dessen vermeintlicher Krankheit imponirt: „Dies ist ein Glück, das die Tollheit oft hat, womit es der Vernunft und dem gesunden Sinne nicht so gut gelingen könnte."

Sein Sohn Laërtes, lebenslustig, in ritterlichen Künsten geschickt, eitel und altklug, kehrt bei der Nachricht vom Tode seines Vaters insgeheim von Frankreich zurück, übermannt an der Spitze eines Meuterhaufens die Diener des Königs, läßt sich aber von Letzterem beschwichtigen und zum Meuchelmord Hamlets bereden. Beim Begräbniß der Ophelia springt er in deren Grab, wodurch er Hamlet zum Gleichen veranlaßt, mit dem er dann in demselben ringt. Er wird thatsächlich durch Hamlet dupirt. Bei Beginn des meuchelmörderischen Waffenganges regt sich sein Gewissen, jedoch vergeblich. Zum Tode getroffen, bereut er und bittet Hamlet um gegenseitige Vergebung. In ihm wird von Hamlet ein Unwürdiger geschätzt.

Ophelia, „in welche Hamlet mit seiner Liebe drang in aller Ehr' und Sitte", ändert nur ungern ihr Benehmen gegen ihn. Seine plötzliche Veränderung faßt sie, wie ihr Vater, als Geisteskrankheit nach verschmähter Liebe auf. In der veranstalteten Begegnung mit Hamlet belügt sie ihn betreffs ihres Vaters, gewinnt dabei die feste Ueberzeugung von Hamlets Geisteskrankheit: „O! welch ein edler Geist ist hier zerstört. Und ich, der Frauen elendste und ärmste, die seiner Schwüre Honig sog!" Hamlet, um seine angenommene Rolle durchzuführen, gewinnt es über sich, die Unglückliche während des Schauspiels noch zu martern. Der Tod ihres Vaters zerbricht ihr den erschütterten Verstand. In ihrem Wahne stürzt sie in's Wasser und ertrinkt.

Die Figur des Polonius soll die Ophelia als erblich belastet erscheinen lassen. Jedenfalls bildet die Familie Polonius-Ophelia-Laërtes den psychopathischen Gegensatz zu Hamlet.

5. Macbeth.

Sowohl Macbeth, als Lady Macbeth werden von Shakespeare als pathologische Figuren gezeichnet. Macbeth leidet an Visionen und Lady

Macbeth an epileptischen Traumzuständen, in denen sie das verräth, was ihr am Herzen nagt. —

Aufzug 3. Scene 4.

Lady Macbeth: Bleibt sitzen, Herrn, der König ist oft so
Und war's von Jugend an. O! Steht nicht auf!
Schnell geht der Anfall über! Augenblicks
Ist er dann wohl. Beachtet ihn nicht viel.
So reizt Ihr ihn, und länger währt das Uebel.
Eßt! Seht ihn gar nicht an!

Macbeth: Staunt über mich nicht, meine würd'gen Freunde!
Ich hab' ein seltsam Uebel, das Nichts ist
Für Jene, die mich kennen.

Lady Macbeth: Nehmt dies, Ihr Herrn,
Als was Alltägliches! Nichts weiter ist's.
Ich bitt' Euch, sprecht nicht! Es wird schlimm und schlimmer —
Fragen bringt ihn in Wuth!
(zu Macbeth) Dir fehlt die Würze aller Wesen — Schlaf! — —

Aufzug 5. Scene 1.

Arzt: Wann ist sie zuletzt umhergewandelt? Kammerfrau: Seitdem Seine Majestät in den Krieg gezogen, habe ich gesehen, wie sie aus ihrem Bett aufstand, ihr Nachtgewand umwarf, ihren Schreibtisch aufschloß, Papier nahm, es zusammenlegte, schrieb, das Geschriebene las, es versiegelte, dann zu Bett ging und — die ganze Zeit im tiefen Schlaf. Seht! da kommt sie! So ist ihre Art und Weise und, bei meinem Leben, fest im Schlaf! Beobachtet sie, steht ruhig! Arzt: Wie kam sie zu dem Licht? Kammerfrau: Das brennt neben ihrem Bett; sie hat immer Licht, es ist ihr Befehl. Arzt: Seht! Ihre Augen sind offen! Kammerfrau: Ja! Aber ihre Sinne geschlossen. Arzt: Was macht sie nun? Schaut! Wie sie sich die Hände reibt! Kammerfrau: Das ist ihre gewöhnliche Geberde, daß sie thut, als wüsche sie sich die Hände. Ich habe wohl gesehen, daß sie dies eine Viertelstunde hintereinander that.

Lady Macbeth: Da ist noch ein Fleck!

Arzt: Horch! Sie spricht!

Lady Macbeth: Fort, verdammter Fleck! Fort, sag' ich! — Eins, zwei — nun, dann ist es Zeit, es zu thun! — Die Hölle ist finster! — Pfui, mein Gemahl, pfui! Ein Soldat und furchtsam! Was haben wir zu fürchten, wer es auch weiß, da Niemand unsere Gewalt zur Rechenschaft ziehen darf. Aber wer hätte gedacht, daß der alte Mann noch so viel Blut in sich hätte! — Der Than von Fife hatte ein Weib: Wo ist sie nun? — Wie, wollen diese Hände denn nie rein werden? — Nichts mehr davon, mein Gemahl, Nichts mehr davon, Du verdirbst Alles mit diesem Auffahren! — — Noch immer riecht es hier nach Blut. Alle Wohlgerüche Arabiens würden diese kleine Hand nicht wohlriechend machen. O! O! O! — — Wasch' Deine Hände, leg' Dein Nachthemd an! Sieh doch nicht so blaß aus! Ich sage es Dir noch einmal: Banquo ist begraben, er kann aus seiner Gruft nicht herauskommen. — Zu Bett! Zu Bett! Es wird an's Thor geklopft! Komm! Komm! Komm! Komm! Gieb mir die Hand! Was gescheh'n ist, kann man nicht ungescheh'n machen. Zu Bett! Zu Bett! Zu Bett!

Arzt: Geht sie nun zu Bett? Kammerfrau: Unverzüglich. Arzt: Seht nach ihr! Entfernt, womit sie sich verletzen könnte, und habt ein Auge stets auf sie!

Scene 2.

Cathneß: Toll heißt ihn Mancher! Der ihn minder haßt,
Nennt's tapfre Wuth! — —

Scene 7.

Malcolm: Die Königin,
Die, wie man glaubt, gewaltsam selbst ihr Leben
Geendet!

6. König Lear.

Nachdem bereits in der ersten Scene des 1. Aufzuges Kent zu Lear, betreffs der Verstoßung Cordelias durch Lear, gesagt: „Wenn Lear von Sinnen ist“ und „Wenn Kön'ge thöricht werden“, sagt am Ende dieser Scene Goneril zu Regan: „Du siehst, wie launisch sein Alter ist, mit wie armsel'gem Urtheil er Cordelia jetzt verstößt,“ und Regan: „'s ist die Schwäche seines Alters, doch hat er sich von jeher nur obenhin gekannt.“ Und Goneril: „Schon in seiner besten und kräftigsten Zeit war er zu hastig, wir dürfen also von seinen Jahren nicht nur die Unvollkommenheiten längst eingewurzelter Gewohnheit erwarten.“ In der dritten Sene 1. Aufzugs spricht Goneril zu ihrem Haushofmeister über Lear: „Der greise Thor, der immer noch die Macht behaupten will, die er verschenkt hat!“ und: „Das Alter kehrt zur Kindheit.“ Ende der 5. Scene 1. Aufzugs ruft Lear nach der Begegnung mit Goneril: „O! Schützt vor Wahnsinn mich, vor Wahnsinn, Götter! Schenkt Fassung mir! Wahnsinnig wär' ich nicht gern!“ —

2. Aufzug, 3. Scene.

Edgar: Die Gegend beut Vorbild und Muster mir
Vom Tollhausbettler, der mit hohler Stimme
In seine nackten, tauben Arme schlägt
Holzpflöcke, Nägel, Splitter, Rosmarin
Und in so grausem Anblick sich in Mühlen,
Schafhürden, armen Dörfern, Meiereien
Bald mit mondsücht'gem Fluch, bald mit Gebet
Mitleid erzwingt.

4. Scene.

Lear: Wir sind nicht wir,
Wenn die Natur im Druck die Seele zwingt,
Zu leiden mit dem Körper.
Regan: Euch sollt ein kluger Sinn,
Der Euren Zustand besser kennt, als Ihr,
Zügeln und lenken.
Lear: Ich bitt' Dich, Tochter, mach' mich nicht verrückt!
O Narr! Ich werde rasend! —

Aufzug 3, Scene 2.

Lear: Mein Geist beginnt zu schwinden.

Scene 4.

Edgar (als Wahnwitziger): Hinweg! Der böse Feind verfolgt mich!
Kent (über Lear): Sein Geist beginnt zu schwärmen.
Gloster: Du fürcht'st, der König wird verrückt? Glaub mir:
Fast bin ich's selber auch.

Scene 6.

Kent: Alle Kraft seines Geistes ist seiner Ungeduld gewichen.

Darauf kommt die Scene zwischen Lear, Edgar und dem Narren, in welcher Lear in seinem Wahn über Goneril und Regan zu Gericht sitzt. Ende der 6. Scene sagt Kent über Lear: „Er ist von Sinnen“ und zum schlafenden Lear: „Dein zerrissnes Leben, das wohl schwer gesundet.“

Scene 7.

Regan: In wessen Hand gabt Ihr den tollen König? Sprecht!
Erster Diener: Ihm nach, dem alten Grafen! Schafft den Tollen (Edgar),
Daß er ihn führen mag. Sein Bettlerwahnsinn
Läßt sich zu Allem brauchen. —

4. Aufzug 1. Scene spielt Edgar den „tollen“ Bettler.

2. Scene.

Albanien (zu Goneril): Ein Vater . . . fiel durch Euch in Wahnsinn.

3. Scene.

Kent: Der arme kranke Lear ist in der Stadt.
Manchmal, in beff'rer Stimmung, wird's ihm klar,
Warum wir hier sind, und auf keine Weise
Will er die Tochter sehn.
Ihn überwältigt so die Scham: sein harter Sinn,
Der seinen Segen ihr entzog, sie preisgab
Dem fremden Zufall und ihr theures Erbrecht
Den hünd'schen Schwestern lieh, das Alles sticht
So giftig ihm das Herz, daß glüh'nde Scham
Ihn von Cordelien fernhält.

4. Scene.

Cordelia: Man traf ihn eben noch in Wuth.
Arzt: Es giebt noch Mittel, Fürstin:
Die beste Wärt'rin der Natur ist Ruhe,
Die ihm gebricht, und diese ihm zu schenken
Vermag manch' wirksam Heilkraut, dessen Kraft
Des Wahnsinns Augen schließen wird.
Cordelia: Sucht! Sucht nach ihm.
Eh' seine blinde Wuth das Leben löst,
Das ich nicht führen kann.

6. Scene.

Lear: Schafft mir 'nen Wundarzt,
Ich bin in's Hirn gehau'n!
Gloster: Der König rast.

7. Scene.

Cordelia: Güt'ge Götter, heilt
Den großen Riß des schwer gekränkten Greises!
Der Sinne rauhen Mißklang, stimmt ihn rein
Dem Kind geword'nen Vater!
Ein Wunder, daß Dein Leben nicht zugleich
Mit Deinen Sinnen schied.

Lear: Du bist ein Geist, ich weiß es wann starbst Du?
Cordelia: Noch immer weit, weit weg!
Lear: Laß sehn: ich fühle diesen Nadelstich.
Wär' ich doch überzeugt von meinem Zustand!
Ich bin ein schwacher, kind'scher alter Mann,
Achtzig und drüber: keine Stunde mehr
Noch weniger, und g'rad heraus
Ich fürchte fast, ich bin nicht recht bei Sinnen.
Mich dünkt, ich kenn' Euch, kenn' auch diesen Mann,
Doch zweifl' ich noch, denn ich begreif' es nicht,
An welchem Ort ich bin. All mein Verstand
Entsinnt sich dieser Kleider nicht, noch weiß ich,
Wo ich die Nacht schlief. Lacht nicht über mich,
Denn, so gewiß ich lebe,
Die Dame halt' ich für mein Kind Cordelia.
Arzt: Seid ruhig, hohe Frau!
Die große Wuth ist, wie Ihr seht, geheilt.
Lear: O habt Geduld mit mir! Bitte, vergeßt!
Vergebt! Denn ich bin alt und kindisch.

5. Aufzug. 3. Scene.

Lear (mit Cordelia gefangen): Nein, nein, nein, nein! Komm fort! zum Kerker fort!
Da laß uns singen wie Vögel in dem Käfig:
Bitt'st Du um meinen Segen, will ich knie'n
Und Dein Verzeihn erflehn; so woll'n wir leben,
Beten und singen, Märchen uns erzählen
Und über goldne Schmetterlinge lachen;
Wir hören armes Volk vom Hof erzählen
Und schwatzen mit: Wer da gewinnt, verliert,
Wer in, wer aus der Gunst, und thun so tief geheimnißvoll,
Als wären wir Propheten
Der Gottheit, und so überdauern wir
Im Kerker Ränk' und Schaltungen der Großen,
Die ebben mit dem Mond und fluthen.
Auf solche Opfer, meine Cordelia, streun
Die Götter selbst den Weihrauch. Hab' ich Dich?
Wer uns will trennen, muß mit Himmelsbränden
Uns scheuchen, wie die Füchse. Weine nicht!
Die Pest soll sie verzehren, Fleisch und Haut,
Eh' sie uns weinen machen. Nein! Eh' sollen sie
Verschmachten! Komm!

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Lear (mit Cordelias Leiche): Heult! Heult! Heult! Heult! O! Ihr seid All' von Stein!
Hätt' ich Eu'r Aug' und Zunge nur, mein Jammer
Sprengte des Himmels Wölbung! Hin auf immer! —
Ich weiß, wenn Einer todt und wenn er lebt.
Todt, wie die Erde! Gebt 'nen Spiegel her —
Und wenn ihr Hauch die Fläche trübt und streift —
Dann lebt sie.

Fluch über Euch, Verräther, Mörder all'!
Ich konnt' sie retten! Nun dahin auf immer!
Cordelia! Cordelia! Wart' ein wenig! Ha!
Was sprachst Du? Ihre Stimme war stets sanft,
Zärtlich und mild, ein köstlich Ding an Frauen. —
Ich schlug den Sklaven todt, der Dich gehängt.
That ich's nicht, Bursch?
Und todt, mein armes Närrchen? Nein, kein Leben!
Ein Hund, ein Pferd, 'ne Maus soll Leben haben,
Und Du nicht einen Hauch? O! Du kehrst nimmer wieder!
Niemals! Niemals! Niemals! Niemals! Niemals!
Ich bitt' Euch, knöpft hier auf! Ich dank' Euch, Herr!
Seht Ihr dies? Seht sie an! Seht ihre Lippen!
Seht hier! Seht hier! (er stirbt).

Es erkrankt also der von Haus aus eigenthümliche Lear im Greisenalter, in Folge durch seine beiden ältesten Töchter erfahrener Enttäuschungen, während Gloster von der Undankbarkeit seiner Söhne — der vermeintlichen des Einen, der wirklichen des Anderen — trotz seiner gegentheiligen Befürchtung gesundheitlich unberührt bleibt.

Während übrigens Lear vom Ende des 4. Aufzuges ab klar geworden war („Die große Wuth ist, wie Ihr seht, geheilt"), wird er vom Ende des 5. Aufzuges an in seinem Schmerz wieder unverständlicher („Er weiß nicht, was er sagt; es ist vergeblich, daß wir uns ihm verständ'gen").

Im „König Lear" ist der Simulant Edgar dem wirklich kranken Lear, im „Hamlet" der Simulant Hamlet der wirklich kranken Ophelia gegenübergestellt.

Aus dem Zusammengestellten ergiebt sich zunächst, daß die von Shakespeare auf die Bühne gebrachten kranken Figuren zum geringeren Theil geschichtlich wirklich kranke Personen waren (Heinrich VI., Julius Cäsar, Richard III.), daß hingegen die Mehrzahl derselben, wie es auch sonst dem Charakter der Dichtung entspricht, frei erfunden war.

Um zunächst Shakespeares psychologisches Verständniß — von seinem psychopathologischen wird hernach die Rede sein — in das richtige Licht zu rücken, sei auf seine Verwerthung der Geistererscheinungen eingegangen.

Shakespeares Geister erscheinen denen, welchen sie im Stück erscheinen sollen, keineswegs wie ein Blitz aus heiterem Himmel: Wenn Richard III. im Traum die entsetzlichen Geistererscheinungen der von ihm Ermordeten hat (5. Aufzug, 3. Scene.), so erscheint er uns durch die von ihm vorher selbst gegebene Schilderung seines Seelenzustandes: „Ich habe nicht die Rüstigkeit des Geistes, den frischen Muth, den ich zu haben pflegte," hierfür empfänglich. Wenn dem „melancholischen" Hamlet ein Geist erscheint, so wird diese Zumuthung an die Zuschauer gleichfalls eben durch Hamlets Melancholie abgeschwächt. Dem „schwermüthigen" Brutus erscheint der Geist des von ihm mitermordeten Cäsar; das erste Mal zu Sardes dem im Halbschlaf befindlichen, dann dem von der Aufregung vor der Schlacht (bei

Philippi) ergriffenen, und so verliert auch hier die Erscheinung an Unwahrscheinlichkeit und Gespensterhaftigkeit, sondern wird ein Gebilde krankhaft erhitzter Phantasie. Auch bei Macbeths krankhafter Kennzeichnung verliert die Erscheinung von Banquos Geist an Wunderbarkeit.

Shakespeare bedient sich weiter der Krankheit seiner Gestalten, um die Scheußlichkeit ihrer Charaktere zu mildern. Er schildert überhaupt nie die Krankheit, sondern den Kranken, d. h. den Menschen, obschon er nicht frei von Krankheit ist; die Schilderung der Krankheit ist ihm nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck, und so tritt er unter weiser Berücksichtigung der Krankheit des Geschilderten der Wirklichkeit näher.

Es wird z. B. der Eindruck des gräßlichen Inhaltes von „Titus Andronicus" dadurch, daß der Titelheld vom Ende des 3. Aufzuges an geisteskrank erscheint, gemildert, nicht erhöht. Am epileptischen Othello, der (Aufzug 4, Scene 1) die Tage vor dem an der Desdemona begangenen Morde zwei epileptische Anfälle gehabt hat, wird die wahnsinnige Eifersucht verständlich und in ihrer Erscheinung gemildert. Die Krankhaftigkeit Macbeths und der Lady Macbeth lassen ihre Entsetzlichkeiten in milderem Licht erscheinen.

Shakespeare hatte auch von der durch die Geisteskrankheit verloren gegangenen freien Willensbestimmung die richtige Vorstellung, z. B.: „Wir sind nicht wir, wenn die Natur im Druck die Seele zwingt, zu leiden mit dem Körper" („Lear", Aufzug 2, Scene 4) und: „Was ich gethan, das die Natur in Euch, die Ehr' und Sitte hart aufgeregt, erklär' ich hier für Wahnsinn. War's Hamlet, der Laërtes kränkte? Nein. Wenn Hamlet von sich selbst geschieden ist, und wenn er, nicht er selbst, Laërtes kränkt, dann thut es Hamlet nicht, Hamlet verleugnet's. Wer thut es denn? Sein Wahnsinn. Ist es so, so ist er ja auf der gekränkten Seite: sein Wahnsinn ist des armen Hamlet Feind. Vor diesen Zeugen, Herr, laßt mein Verleugnen aller schlimmen Absicht so weit von Eurer Großmuth frei mich sprechen, als ich den Pfeil nur sandte über's Haus und — meinen traf." („Hamlet", Aufzug 5, Scene 2.) Deshalb läßt Shakespeare seine Geisteskranken auch nicht im dramatischen Sinne handeln.

So geht im „Titus Andronicus" bereits Anfang des 3. Aufzuges die Handlung an Lucius, der sich zu den Gothen begiebt, über, um erst wieder Anfang des 5. Aufzuges an den geisteskranken Titus wieder überzugehen, der jedoch nach Auffassung der Zeit, für die das Stück gedacht wird, im letzten Act auch als Gesunder nicht anders gehandelt haben würde. Da Shakespeare von Hamlet im 3. Act die dramatische Handlung führen läßt, so konnte er ihn, wie dies schon angedeutet, gar nicht geisteskrank sein lassen wollen. Lear handelt nur im 1. Act. —

Welche Formen der Geisteskrankheiten sind in Shakespeares Dramen vertreten?

„Richard III." wird von dieser Frage nicht ohne Weiteres berührt. Richard ist auch in der Geschichte als der „Bucklige" bekannt, und sein Krankheitsbild war von seiner Dramatisirung überhaupt kaum trennbar. Ob aber Richard III. thatsächlich an der Little'schen Krankheit, die von Shakespeare an ihm geschildert ist, litt oder ob Shakespeare diese dann von ihm selbst beobachtete Krankheit, der Lebendigkeit der Erscheinung Richards wegen, ihm nur andichtete, ist wohl nicht festzustellen. Durch Letzteres würde Shakespeares Ingenium natürlich noch größer erscheinen. Aber auch Hamlet muß von der gestellten Frage ausgeschlossen werden. Hamlet führt nämlich gar kein richtiges Krankheitsbild durch: bald spielt er den Melancholiker, bald den unverständlich Verworrenen, und auch aus diesem Mangel eines einheitlichen Krankheitsbildes, dessen Schaffung Shakespeare ja ein kleines gewesen wäre, geht eben mit hervor, daß Hamlet nicht wirklich geisteskrank ist, sondern den Kranken nur (in beabsichtigt ungeschickter Weise) spielt.

Um also auf die gestellte Frage zurückzukommen, so hat Shakespeare — selbstverständlich bespreche ich hier nur die sechs Dramen, in denen die Pathologie einen wesentlichen Factor bildet — in Titus Andronicus einen von Wahnideen und Wahnsinn Beherrschten dargestellt, der jedoch, wie dies der Wirklichkeit so oft entspricht, für die Ausführung der Handlungen des 5. Actes die entsprechende Ueberlegung besaß. In Othello ist ein richtiger Epileptiker mit unberechenbarem Charakter geschildert, in Macbeth ein an Visionen Leidender, Visionen, die als wohl auf seit Jugend bestehender Epilepsie basirend geschildert sind. Lady Macbeth wiederum leidet an epileptischen Traumzuständen und endet, trotz angerathener Vorsicht, im Selbstmord. An Lear ist ein Aufregungszustand mit Sinnestäuschungen und schließlicher Verwirrtheit des Greisenalters geschildert, der am Ende des Stückes wieder in Klarheit übergeht. Shakespeare hat also, wie sie ihm auch den meisten dramatischen Spielraum gewährten, die epileptischen Geistesstörungen in seinem Gebrauch bevorzugt; mit dem Anblick epileptischer Krämpfe selbst verschont er die Zuschauer; nur Othello muß sich vor seiner grausigen That durch einen epileptischen Anfall als bemitleidenswerthen kranken Mann zeigen.

Welche Formen der Geisteskrankheiten sind aber in Shakespeares Dramen nicht vertreten?

Selbstverständlich solche, welche die Zuschauer nur verletzen könnten, so die Gehirnerweichung (Dementia paralytica), welche Shakespeare doch wohl auch beobachtet hat. Aber was uns auch Shakespeare von den Geisteskrankheiten auf die Bühne bringt, er bringt es mit der Mäßigung des großen Meisters. —

Bloßer Bemerkungen, welche die medicinischen resp. psychiatrischen Kenntnisse Shakespeares darthun, giebt es in seinen Dramen viele, es seien hier nur die vorzüglichsten herausgegriffen:

Als ein Beweis, wie sehr sich Shakespeare gerade mit dem Studium der Epilepsie beschäftigt haben muß, können auch mit die Schimpfworte Kents auf den Haushofmeister der Goneril gelten („Lear" 2. Aufzug, 2. Scene): „Die Pest auf Deine epileptische Fratze", denn auch noch heute wird von mancher Seite auf die plumpen Gesichtszüge der Epileptischen ein besonderes Gewicht gelegt. Shakespeare war es bekannt, daß Epileptische Ideen, von denen sie bewegt werden, mit in den Traumzustand und dessen Delirium hinüber nehmen (Lady Macbeth). — In der 3. Scene 2. Aufzugs „Lears" beweist uns Edgar mit der Bemerkung von den „tauben" Armen, daß Shakespeare die Gefühlsstörungen der Geisteskranken bekannt waren, und der von fünf Teufeln besessene „Thoms" Edgars, der von sich in der dritten Person spricht, ist eine ausgezeichnete Krankheitsschilderung. Wie sehr Hamlet als ungeschickter Simulant, Shakespeares psychiatrische Routine und das Krankheitsbild Richards III. seine pathologischen Kenntnisse beweisen, wurde schon hervorgehoben. Shakespeare zeigt sich aber gerade durch die erzielten Gegensätze zwischen Simulanten und wirklich Kranken auf der Höhe der Situation. Hier sei nur noch hinzugefügt, daß der „Tollhausbettler" der 3. Scene 2. Aufzugs „Lears" und der „Bettlerwahnsinn" der 7. desselben, erläutern, wie Shakespeare weiterhin auch mit den Gepflogenheiten der Irren bekannt war.

Shakespeare kannte auch das erbliche Auftreten der Geistesstörungen. Daß mir dies die Schilderung der Familie Polonius zu beweisen scheint, habe ich schon hervorgehoben; auch „Cymbeline" — eine grausame, schließlich wahnsinnige Mutter und ein schwachsinniger Sohn — beweist es. Nicht Zufall ist es, daß gerade der wunderliche Lear zwei so entmenschte Töchter hat, und an einer Stelle des Dramas ist deshalb der Verwunderung über die gleiche Abstammung der Cordelia Ausdruck gegeben.

Da Shakespeare oft, namentlich im Scherz, von der weichen Hirnhaut (Pia mater) spricht, so hat er sich wohl durch persönliche Betheiligung an Sectionen in Geisteskrankheit Verstorbener von deren Getrübtsein zu überzeugen Gelegenheit gehabt.

Shakespeare befand sich also im wirklichen Besitz nicht ungewöhnlicher psychiatrischer und pathologischer Kenntnisse, und so war er in der Lage mit zielbewußter Methode die Geisteskrankheiten in seinen Dramen zur Verwendung bringen zu können.

Hat weiter vielleicht das Alter der Shakespearischen Stücke, also Shakespeares wissenschaftliche Bereicherung einen Einfluß auf die Anwendung pathologischer Momente in seinen Dramen oder auf die Art ihrer Anwendung gehabt?

Es sei hierbei nachträglich bemerkt, daß ich bei der gesammten Besprechung des Themas die Chronologie der Entstehung der einzelnen Stücke innegehalten habe. Was nun die Anwendung pathologischer Momente in Shakespeares Dramen im Allgemeinen betrifft, so wurde Shakespeare durch

die thatsächliche Krankheit der geschichtlichen Personen gleich seiner ersten Dramen (Heinrich VI. und Richard III.) gezwungen, sich mit dem diesbezüglichen Studium zu befassen, und es sind denn auch über alle seine dramatischen Episoden hinweg die pathologischen Momente nach dem weiteren Ermessen des Dichters vertheilt. Aber auch auf diesem unseren Gebiet ist ein Reifen des Dichters insofern zu verfolgen, als er in „Titus Andronicus“, seinem ersten Stücke (dessen Echtheit übrigens von Manchem bezweifelt wird), allerdings auch in Consequenz der Entsetzlichkeit der ganzen Dichtung, den kranken Titus Entsetzliches begehen, nämlich Menschen schlachten läßt, und insofern, als er in seiner letzten Dichtung dieser Art, „Lear“, die Geistesstörung mit einer Gewalt des Ingeniums verwendete, wie sie wohl kein Anderer besaß: Keine dramatische Scene vermag wohl einen tieferen Eindruck hervorzurufen, als die weinende Cordelia vor ihrem zur Klarheit zurückkehrenden alten Vater.

Selbstverständlich verwandte Shakespeare die Geistesstörung nur in ernsten Stücken, wie es hinwiederum wohl nichts Heitereres giebt, als wenn in der „Comödie der Irrungen“ Geistesgesunde für geisteskrank genommen und dementsprechend behandelt werden.

Die Quelle, aus der Shakespeare seine psychiatrischen Kenntnisse schöpfte, entdeckt er uns selbst:

In „König Heinrich VI.“ 2. Thl., Aufzug 5, Scene 1) sagt Clifford von York: „Nach ‚Bedlam‘ mit ihm! Ward der Mensch verrückt?“ und 2. Scene, 1. Aufzug „Lears“ sagt Edmund: „Ein Seufzer von Thoms aus Bedlam‘.“ Die Propstei ‚Bedlam‘, noch heute Londoner Irrenanstalt, wurde bei Aufhebung der Klöster unter Heinrich VIII. (1509—1547) der Stadt London geschenkt und ihrem jetzigen Zweck gewidmet. Shakespeare kam ungefähr 1584 nach London, und so wird ihn der Ernst seines Studiums an diesen Ort getrieben haben. Seine Lieblingstochter Susanna — Shakespeare heirathete 1582 — heirathete übrigens den Arzt Dr. Hall; auch mit dem konnte Shakespeare in wissenschaftlichem Gedankenaustausch gestanden haben. Ob Dr. Hall besonders psychiatrische Kenntnisse besaß, ist mir nicht bekannt.

Das neue Recht.

Von

Julius Weil.

— Breslau. —

Die gemeinsame Rechtsentwickelung wird in der Nation das Bewußtsein der Zusammenghörigkeit stärken und der politischen Einheit Deutschlands einen neuen Halt geben, wie hin keine frühere Periode unserer Geschichte aufweist".

Mit diesen hochgestimmten Worten gedachte Kaiser Wilhelm in der Thronrede vom 22. December 1876 jener Gesetze, welche bestimmt waren, dem deutschen Volke eine *gemeinsame Rechtspflege* zu gewähren. Inzwischen ist der Bau der deutschen Rechtseinheit weitergeführt und unter Dach gebracht worden. Vollendet ist das große Gesetzgebungswerk, das ein *gemeinsames bürgerliches Recht* für das Reich einschließt, und am 1. Januar 1900 wird das neue Recht in Kraft treten.

Dies ist ein Act von höchster nationaler Bedeutung, dem sich kein Ereigniß der deutschen Rechtsgeschichte zur Seite stellen läßt.

Die Reception des römischen Rechts, welche am Ende des Mittelalters unter dem Einfluß der antiken Welt auf die moderne erfolgte, brachte Deutschland nur ein subsidiäres Recht, welches da, wo particuläre Rechtsquellen oder die Gesetze des deutschen Reiches Bestimmungen enthielten, nicht zur Anwendung kam. Das Allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch ist ein Standesrecht und wie die Wechselordnung auf ein bestimmtes Rechtsgebiet beschränkt. Die großen Codifikationen des 18. und 19. Jahrhunderts: das Preußische Allgemeine Landrecht, der code civil, das Sächsische bürgerliche Gesetzbuch haben nur in einzelnen Staaten Geltung. Ein für ganz Deutschland giltiges, das gesammte bürgerliche Recht umfassendes Gesetzbuch hat es bis-

her nicht gegeben und wird es erst beim Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts geben.

Allerdings mit einem gewissen Vorbehalt. Wie auf dem Gebiet des öffentlichen Rechts in der Gestalt von Reservaten ein particuläres Zöpfchen hängen blieb, so sind auch von der gemeinsamen Regelung durch das neue Recht einzelne Materien ausgeschlossen und der Landesgesetzgebung belassen worden. Allein darunter befinden sich solche, von denen anzuerkennen ist, daß sie für eine Behandlung durch locale oder territoriale Ordnung geeigneter erscheinen. Die übrigen aber werden der Einheitsströmung nicht widerstehen können und in hoffentlich nicht zu ferner Zukunft dem gemeinsamen Recht zugeführt werden; von einigen derselben: dem Versicherungs-, Verlags- und Wasserrecht ist dies schon bei der Verabschiedung des Gesetzbuches in sichere Aussicht genommen worden.

Im Mittelpunkte des neuen Rechts steht das Bürgerliche Gesetzbuch: ein epochales Werk, das Ergebniß bewundernswerthen Wissens, heroischen Fleißes und schöpferischer Gestaltungskraft. Vollkommen ist es nicht. Aber was man auch im Einzelnen daran aussetzen mag, soviel wird man zugestehen müssen, daß es auf der Höhe der heutigen deutschen Rechtswissenschaft steht und daß es den Bedürfnissen des modernen Verkehrs ebenso wie den socialen Forderungen der Zeit gerecht zu werden mit Erfolg bestrebt ist. Diesem Hauptwerk reihen sich an: Gesetze über Aenderung des Gerichtsverfassungsgesetzes, der Civilproceßordnung und der Concursordnung; ferner ein Reichs-Zwangsversteigerungsgesetz, eine Reichsgrundbuchordnung und ein Reichsgesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit; endlich ein neues Handelsgesetzbuch. Dadurch ist — mit dem obigen Vorbehalt — das gesammte bürgerliche Recht reichsgesetzlich geregelt. —

Nur ein verhältnißmäßig kurzer Zeitraum trennt uns von der Einführung des neuen Rechts. Es dürfte daher angebracht sein, zu fragen: wie verhalten sich die betheiligten Kreise dazu, und in welcher Weise bereiten sie sich auf die kommende Aera vor?

Was zunächst das Publicum, die große Masse der Rechtsuchenden betrifft, so ist sicher, daß die außerordentliche Wichtigkeit eines einheitlichen Rechts im deutschen Volke überall voll gewürdigt wird; aber ebenso sicher ist auch, daß für die Gestaltung desselben sich nur ein geringes Interesse geltend macht. Dies liegt weniger an der Indolenz des Einzelnen, als an der Schwierigkeit, das große Gebiet des modernen Rechts zu übersehen und sich mit seinem überreichen Inhalt auch nur oberflächlich vertraut zu machen.

Schon die Sprache der Gesetze bietet dem Laienverständniß Hindernisse. Wenn Friedrich der Große an den Groß-Kanzler von Carmer schrieb: „Ich finde es sehr unschidlich, daß die Gesetze größtentheils in einer Sprache geschrieben sind, welche diejenigen nicht verstehen, denen sie doch zur Richtschnur dienen sollen,“ so hatte er dabei zwar das römische Recht im Auge,

es ließe sich aber vielleicht von manchem deutschgeschriebenen Gesetze Aehnliches sagen. Unsere neueren Gesetze zeichnen sich keineswegs immer durch Leichtverständlichkeit aus. Je verwickelter die Verhältnisse des Lebens und des Verkehrs geworden sind, und je schwieriger sich ihre gesetzliche Regelung gestaltet, desto weniger einfach und schlicht ist auch die Gesetzessprache. Vielfach führt das Streben nach Kürze und Präcision zu Dunkelheiten und gekünsteltem Stil, und durch die immer mehr einreißende Methode der Verweisung zu analoger Anwendung ist eine Quelle von Unklarheiten und Zweifeln erschlossen worden. Auch das bürgerliche Gesetzbuch ist von diesen Fehlern nicht ganz freizusprechen, wenn auch der endgiltige Text gegenüber dem ersten Entwurf einen erheblichen Fortschritt aufweist.

Noch weniger wird es dem Laien gelingen, in den Inhalt des Gesetzbuchs einzudringen und sich daraus Rath zu holen. Rechtskenntniß ist heute mehr als sonst durch wissenschaftliches Studium bedingt. Versuche, das Publicum zum Verständniß der Gesetze durch die Presse, durch Vorträge, durch populäre Rechtsbücher zu erziehen, haben keinen bemerkbaren Erfolg gehabt. Giebt es doch nur Wenige, die mit den für ihren eigensten Berufs- und Interessenkreis bestimmten speciellen Gesetzesvorschriften einigermaßen vertraut sind. Es ist auffallend, wie wenig der Gewerbtreibende von den Rechtsnormen seines Gewerbes, der Kaufmann von den handelsrechtlichen Bestimmungen, der Künstler und Schriftsteller von dem Autorrecht gründlich weiß und versteht. Daher war denn auch in den einzelnen Stadien des Entstehens und Werdens des neuen Rechts die Antheilnahme des Publicums eine verschwindend kleine. Nur Fragen, die eine politische oder sociale Spitze haben, wurden beachtet und erörtert: so die Normirung des Vereinsrechts, des Dienstvertrages, des Bodenrechts, der rechtlichen Stellung der Frau. Hier setzten bestimmte Partei- und Interessengruppen mit ihren programmatischen Forderungen ein, die auch bei den Debatten in den Commissionen und im Reichstage ein lebhafteres Echo fanden. Sonst hatten fast ausschließlich Juristen das Wort und die Arbeit.

Die Justizgesetze von 1877 hatten einen regeren Meinungsaustausch im Publicum hervorgerufen. Dort standen Grundsätze zur Entscheidung, die dem allgemeinen Verständniß näher lagen und auch das öffentliche Rechtsleben in höherem Grade beeinflußten. Um freie Advocatur, um Laiengerichte, mündliches Verfahren, Anwaltszwang und andere die gebildeten Kreise längst beschäftigende Fragen wurde in der Presse und im Parlament heiß gestritten, und die große Menge blieb in diesem Streit nicht blos Zuschauerin, sondern ergriff eifrig Partei. Als dann der Kampf beendet und die Gesetze geborgen waren, zeigte sich, daß diese auch an den Laien erhöhte Anforderungen stellen. Sie berufen den Bürger in das neue Amt des Schöffen und des Handelsrichters, sie überlassen den Betrieb des Processes mehr als zuvor der Parteithätigkeit und weisen den Betheiligten im Concursverfahren ein größeres Feld eigener Wirksamkeit zu. Naturgemäß stellt

sich dadurch ein größeres Bedürfniß, sich mit den neuen Bestimmungen bekannt zu machen, ein, als es jetzt der Fall ist. Man fahndete auf belehrende Zeitungsartikel und gemeinverständliche Vorträge, denen man jetzt gern aus dem Wege geht, und die Erzeugnisse jener volksthümlichen Jurisprudenz, die ihre zweifelhafte Weisheit dem verehrlichen Publicum zu billigen Preisen offerirt: die Volksanwälte, Bürgerbücher, Rechtsfreunde fanden guten Absatz.

Wenn diesmal ein solcher Eifer und Bildungsdrang bei dem rechtsuchenden Publicum vermißt wird, so herrscht bei den berufenen Vertretern desselben, den Anwälten, ein desto regeres Leben. Seitdem der erste Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs an die Oeffentlichkeit trat, sind alle Mann an Bord. Die besten Kräfte wurden aufgeboten, zunächst um kritisch und productiv an der weiteren Arbeit sich zu betheiligen, und dann, um das fertige Werk dem Verständniß der Berufsgenossen näher zu bringen. In Schrift und Wort wird „Volldampf voraus“ gearbeitet, um zur rechten Zeit parat zu sein, und das Publicum darf vertrauen, daß auch unter der Herrschaft des neuen Rechts der deutsche Anwaltstand seine volle Schuldigkeit thun wird.

Von den Richtern fordert die neue Aera eine außergewöhnliche Anspannung ihrer Kräfte. Es handelt sich für sie nicht blos darum, sich die Kenntniß des bürgerlichen Gesetzbuches und seiner Nebengesetze anzueignen, sondern um eine Art von Umlernen der zeitweilig — für die bereits begründeten Rechtsverhältnisse — oder dauernd — auf Grund der in den neuen Gesetzen gemachten Vorbehalte — in Geltung bleibenden Landesgesetze, welche unter dem Einfluß der neuen Normen vielfache Abänderungen erfahren. Dazu kommt die volle Last der Berufsthätigkeit, die ohnehin kein geringes Maß verantwortungsreicher Arbeit verlangt. Daß solcher Art die nächste Zeit für die Richter eine recht dornenvolle sein wird, liegt auf der Hand, wird auch allerseits anerkannt. In Bayern hat der Justizminister in einem Erlaß an die Präsidenten der Oberlandesgerichte hervorgehoben, daß die neue Gesetzgebung nicht blos an die geistigen, sondern auch an die Körperkräfte der Richter die höchsten Anforderungen stelle, und daß daher bei Vorschlägen zu neuen Ernennungen auch auf den letzteren Umstand Rücksicht zu nehmen sei. Und der preußische Justizminister hat wiederholt in Aussicht gestellt, die Richter durch Entsendung von Hilfskräften zu entlasten. Wenn er hierbei die Erwartung ausgesprochen hat, daß die deutschen Richter das von ihnen geforderte Opfer der großen Sache und dem Wohle des Vaterlandes gern bringen werden, so denken wir, wird er in dieser Erwartung nicht getäuscht werden. Hoffentlich läßt die zugesicherte Erleichterung nicht allzulange auf sich warten. Gegenwärtig werden unseres Wissens an allen großen Gerichten Curse über das bürgerliche Gesetzbuch abgehalten, zu denen die Richter der betreffenden Bezirke eingeladen sind. Es versteht sich von selbst, daß diese Curse das Selbststudium, das doch immer die Hauptsache bleiben wird, nicht ersetzen, sondern nur unterstützen können und sollen.

Die lohnendste und bedeutsamste Aufgabe ist endlich der deutschen Rechtswissenschaft zugefallen.

Die Geschichte nennt Gesetzgeber, welche glaubten, nachdem sie gesprochen, bliebe für die Wissenschaft Nichts mehr zu thun, und welche diesem sonderbaren Glauben auch in ihren Gesetzen selbst Ausdruck gegeben haben. So verbietet Justinian in den Einführungsgesetzen zu den Pandekten: „ut nemo audeat neque eorum qui nunc sunt neque eorum qui postea futuri harum legum commentarios scribere." Und Friedrich der Große erklärt in seiner obenerwähnten Cabinets-Ordre: „Dagegen aber werde ich nicht gestatten, daß irgend ein Richter, Collegium oder Etats-Ministre die Gesetze zu interpretiren, auszudehnen oder einzuschränken . . . sich einfallen lasse." Allein die Wissenschaft läßt sich nicht ewiges Stillschweigen auferlegen. Und wie sich eine ganze Schule aufthat, deren Zweck das Glossiren und Commentiren der Pandekten war, so hefteten sich auch an die friedericianische Gesetzgebung Schriftsteller ohne Zahl, um sie auszulegen und fortzubilden.

Gegen Commentiren hilft kein Rescribiren. Wäre dieser Satz nicht unwiderruflich wahr, man könnte freilich bisweilen versucht sein, ein Verbot nach justinianischer Manier herbeizuwünschen. Denn in der Gegenwart wird oft allzuviel im Commentiren geleistet. Kaum ist das Gesetz fertig geworden, so liegt auch schon ein Commentar beim Buchhändler aus; ja, man reißt manchmal dem Gesetzgeber die unfertige Arbeit aus der Hand, um sie mit Notenweisheit zu versehen, so daß man beinahe die Glossen vor dem Text zu lesen bekommt. Anno 79 war das eine Lust. Es regnete juristische Litteratur, man sah die Gesetze vor Commentaren nicht. Und was ist von all diesem Reichthum geblieben? Blutwenig. Nur Berge von Ladenhütern zeugen von der entschwundenen Pracht.

Es war zu befürchten, daß das neue Recht eine noch viel unheimlichere Fruchtbarkeit hervorrufen würde. Aber zum Glück erwies sich diese Befüchtung als grundlos. Zwar stellten sich mit dem Erscheinen des bürgerlichen Gesetzbuchs eine Anzahl mit Hilfe einer schnellarbeitenden Scheere aus dem überreichen Gesetzesmaterial zurechtgemachter Commentare ein, allein sie fanden weder Beachtung noch Nachfrage. Das bis dat qui cito dat hat auf diesem Gebiete doch nur bedingte Geltung, daran dachten die Interessenten. Die späteren Arbeiten, in der Zahl erträglich, tragen mehr oder weniger einen selbstständigen Zug und zeigen das Streben nach wissenschaftlicher Vertiefung.

Die ersten Schriften dieser Periode sollten dazu dienen, in das Studium des Gesetzbuches einzuführen, insbesondere durch eine vergleichende Gegenüberstellung der Normen des bisherigen und des neuen Rechts eine Uebersicht über den Thatbestand beider Rechtssysteme zu gewähren. Dann folgten neben Textausgaben mit kurzgefaßten erläuternden Anmerkungen die ersten Lieferungen groß angelegter Commentare, welche den Zweck verfolgen,

die Einführung des neuen Rechtes in die Praxis zu erleichtern, und deren Verfasser eine gründliche und erschöpfende Bearbeitung verbürgen. Hierzu gesellten sich systematische Darstellungen einzelner Theile des ungeheueren Rechtsstoffes; endlich trat auch ein geistreicher Autor mit einem „neuen deutschen bürgerlichen Recht in Sprüchen" auf den Plan.

Manches von den bisher erschienenen Büchern ist allerdings schon jetzt vergessen, es hat die Lebensprobe nicht bestanden, und sein Erzeuger wird sich demuthvoll eingestehen:

> Seh' ich das Werk der Meister an,
> So seh' ich das, was sie gethan,
> Betracht' ich meine Siebensachen,
> Seh' ich, was ich hätte sollen machen.

Aber im Ganzen kann der bisherigen Buchlitteratur die Anerkennung nicht versagt werden, daß sie Verdienstvolles geleistet hat; Vieles ist darunter, was von bleibendem Werthe ist.

Mehr wissenschaftlichen Charakter und meines Dafürhaltens größeren Nutzen für die Erforschung des neuen Rechts haben die zahlreichen Arbeiten, die in den Fachzeitschriften unausgesetzt erscheinen. Hier geht die Erörterung von Einzelfragen Hand in Hand mit zusammenhängenden Abhandlungen, dogmatische Untersuchungen wechseln mit geschichtlichen und exegetischen Studien.

Was an allen diesen Publikationen besonders erfreulich ist, ist das Zusammenwirken von Theoretikern und Praktikern: neben hervorragenden Rechtslehrern finden wir Vertreter der Rechtspflege und Verwaltungsthätigkeit, und in regem Austausch von Ideen und Erfahrungen wetteifern Juristen aller Grade und Berufe. Die deutsche Rechtswissenschaft, soviel läßt sich schon jetzt sagen, ist sich der großen Aufgaben, die das neue Recht an sie stellt, bewußt und mit allen Kräften bemüht, ihnen gerecht zu werden.

Wenn also das neue Recht seinen Einzug halten wird, so wird in Anwaltstuben, in Gerichts- und Hörsälen Alles zu seinem Empfange gerüstet sein. Möge es auch im Volke selbst Wurzel fassen und unter seinem Schatten die Gerechtigkeit blühen zum Segen des Vaterlandes!

Die Ausdehnung des Versicherungswesens.

Von

Ludwig Fuld.

— Mainz. —

In verhältnißmäßig kurzer Zeit hat sich das Versicherungswesen bei den civilisirten Völkern der Welt in ungeahnter, machtvollster Weise entwickelt, ist es zu einer Einrichtung in dem volkswirthschaftlichen Organismus der Völker geworden, deren Nutzen kein Vernünftiger bestreiten kann. Zwar ist der Gedanke, auf welchem das Versicherungswesen beruht, den hochentwickelten Culturvölkern des grauen Alterthums nicht unbekannt gewesen; Einrichtungen, welche demselben oder einem ähnlichen Zweck wie die Versicherung zu dienen bestimmt sind, waren dem babylonisch-assyrischen Rechtssystem nicht fremd, und die Vermuthung, welcher die Autorität namhafter Forscher auf dem Gebiete der ethnologischen Rechtswissenschaft zur Seite steht, daß die Babylonier zuerst unter allen Völkern ein der Versicherung verwandtes Rechtsinstitut geschaffen haben, hat gewichtige Gründe für sich.

Selbst bei Völkern, welche sich über die Cultur- und Entwickelungsstufe der sogenannten Naturvölker nicht wesentlich emporgearbeitet haben, finden sich Einrichtungen, deren Grundgedanke dem Forscher die Verwandtschaft mit den letzten Ideen des Versicherungsrechts nicht verbirgt. Ein Beispiel dafür bieten die Völker im Dekkan, wo sich die rudimentären Rechtsgedanken mit großer Bestimmtheit erhalten haben. Wie Kohler*), der verdiente Forscher auf dem Felde der vergleichenden Rechtswissenschaft, berichtet, hat sich dort eine Transportversicherung ausgebildet, die theils von Genossenschaften,

*) Kohler in der Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft Bd. 8 S. 138, 139; vgl. auch Friedrichs, Universales Obligationenrecht (Berlin 1896, S. 118, 119).

theils von Einzelnen betrieben wird; es ist außerordentlich interessant, daß sie entweder in die primitivere Form eingekleidet ist, bei welcher der Versicherer den Transport begleitet oder ihn auf seine Kosten und Gefahr übernimmt, oder in die höhere, daß er von dem Versicherten eine Prämie erhebt und hierfür Ersatz im Falle des Verlustes leistet. Trotzdem ist das Versicherungswesen im heutigen Sinne keine alte Einrichtung; das Recht des Volkes, welches auf die Rechtsbildung der europäischen Völker den größten Einfluß ausgeübt hat, kennt den Versicherungsvertrag im eigentlichen Sinne nicht, und darauf ist es zurückzuführen, wenn bei der Entscheidung zweifelhafter Fragen des Versicherungsrechts die Grundsätze des Rechts der weltbeherrschenden Siebenhügelstadt nur sehr selten zur Verwerthung kommen können. Die Versicherung hat zunächst bezweckt, den Einzelnen gegen die wirthschaftlichen Folgen elementarer Ereignisse zu sichern, die ihn oder sein Vermögen bedrohen; Feuer- und Lebensversicherung, See- und Hagelversicherung, Versicherung der Hausthiere gegen Krankheit gehören in erster Linie hierher. Im weiteren Verlaufe der Entwickelung ist sie dann auf die Sicherung gegen die wirthschaftlichen Folgen von Vorkommnissen ausgedehnt worden, welche in menschlichen Handlungen oder in Zufällen bestehen, und damit war die Möglichkeit für ihre Erstreckung auf ein fast unbegrenztes Gebiet gegeben. Versicherungszweige, welche vor wenigen Jahrzehnten noch unbekannt waren, stehen bereits heute in üppiger Blüthe wie die Haftpflichtversicherung, die sich in Folge der fortschreitenden Verschärfung des Haftpflichtrechts und der Haftung im weitesten Sinn immer mehr verzweigt und verästelt und bereits zu einem System geworden ist, dessen einzelne Bestandtheile die feinste Arbeit geistiger Ciselirung erkennen lassen. Man denke ferner an die Versicherung gegen Diebstahl, gegen Cursverlust, gegen die Wasserleitungsschäden, gegen Glasbruch u. s. w. Die eminente Bedeutung des Versicherungswesens für die Socialpolitik liegt auf der Hand; es ist vielleicht keine Uebertreibung, zu sagen, daß es in der ganzen wirthschaftlichen Organisation keine Einrichtung giebt, welche unter dem Gesichtspunkte socialer Betrachtung soviel Vortheile bietet wie diese. Der dem Versicherungswesen zu Grund liegende Gedanke läßt sich dahin formuliren, daß die wirthschaftlichen Folgen eines den Einzelnen bedrohenden Ereignisses auf eine größere Gesammtheit von Personen vertheilt werden sollen; je größer dieser Kreis, um so mehr ist die Versicherung ausgebildet, und die Einrichtung der Rückversicherung, welche es mit sich bringt, daß immer weitere Kreise der Bevölkerung zur Tragung des Risico herangezogen werden, ist dieserhalb als eine zielbewußte Fortbildung des Versicherungswesens zu bezeichnen. Die Vertheilung der das Individuum bedrohenden Gefahr auf breitere Schultern, wenn möglich auf die Gesammtheit der Bevölkerung, ist aber einer der wichtigsten Gedanken der Socialpolitik, und man kann um deßwillen in der Versicherung mit Recht eine Maßregel der Socialreform erblicken, ohne Unterschied, ob es sich um die unter der staatlichen Aufsicht und Verwaltung

stehende dem öffentlichen Recht angehörige Zwangsversicherung oder die freiwillige Versicherung bei einer Versicherungsgesellschaft handelt, deren Regelung dem Privatrecht anheimfällt. Jede Ausdehnung des Versicherungsnetzes, jede Erstreckung der Geschäftsthätigkeit der Versicherung auf Gegenstände, denen sie sich bislang noch fern hielt, erscheint daher unter dem socialpolitischen Gesichtspunkte als ein bedeutungsvolles, mit Beifall zu begrüßendes Ereigniß; die Erweiterung der Versicherung ist zwar mit Nichten, wie einseitige Begeisterung für das Versicherungswesen wohl behauptet hat, das Mittel der Lösung der socialen Fragen, wohl aber enthält sie eines der Mittel, die hierauf gerichtet sind. Welche Tragweite der Versicherung als Mittel zur Hebung der Arbeiterklasse eigen ist, zeigt die deutsche Arbeiterversicherung, die im Ganzen wie in allen Einzelheiten auf dem Versicherungsgedanken beruht. Die Ausdehnung des Wirkungskreises der Versicherung ist für die nächste Entwickelungsperiode der europäisch-amerikanischen Völker nach verschiedenen Richtungen hin zu erwarten. Zunächst dürfte das Problem der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit seiner Lösung entgegengeführt werden; die lebhafte und eingehende Behandlung, welche dasselbe in den letzten Jahren erfuhr, hat dazu beigetragen, daß man die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit nicht mehr als ein utopisches Phantasiegebilde, sondern als eine Reform betrachtet, welche sehr wohl eingeführt werden kann, ohne daß es nothwendig ist, unsere staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen in irgend einem Punkte abzuändern; es existirt darüber bereits eine umfangreiche, theilweise recht werthvolle Litteratur*), und es fehlt auch nicht an Versuchen, welche mit der praktischen Durchführung dieses oder jenes Vorschlags gemacht wurden; vornehmlich ist dies in der Schweiz geschehen. Wenn dieselben auch zu einem abschließenden Urtheil mit nichten ausreichen, so ist doch durch sie und die dabei erzielten Ergebnisse soviel bewiesen, daß die Lösung der Frage, wie die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit zu organisiren sei, auf dem Boden der bestehenden Rechts- und Wirthschaftsordnung sehr wohl möglich ist. Daß die Privatversicherung zu ihrer Uebernahme nicht im Stande noch geeignet ist, kann heute schon einem begründeten Zweifel nicht mehr unterliegen, und nur darüber können die Ansichten noch auseinander gehen, ob diese Versicherung eine staatliche oder communale sein soll. Für den Anschluß derselben an die Gemeinden sprechen sehr beachtenswerthe Gründe und wenn die Anzeichen nicht trügen, so dürfte die deutsche Gesetzgebung die Lösung der Frage durch Anlehnung der Versicherung an die Gemeinden herbeizuführen suchen.

Früher als die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit dürfte noch die Versicherung gegen Arbeiterausstände, die sogenannte Strikeversicherung, die Zahl der bestehenden Versicherungszweige vermehren. In England ist man mit der

---

*) Vgl. die Angaben darüber bei Wehl in der Zeitschrift für Versicherungsrecht Bd. II. S. 113—115.

Einführung derselben bereits seit längerer Zeit beschäftigt, und in der jüngsten Zeit ist auch in Deutschland eine Versicherungsgesellschaft errichtet worden, welche sich mit dieser Versicherung befaßt. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Wichtigkeit derselben für den einzelnen Unternehmer, dessen ganzes Vermögen nicht selten bei einem Ausstande auf dem Spiel steht, eine sehr große ist. Wenn die wirthschaftlichen Folgen eines Ausstandes auf breitere Schultern vertheilt werden, so verliert derselbe ohne Zweifel wesentlich an Bedeutung für den einzelnen Unternehmer, der hierdurch die Actions- und Entschließungsfreiheit wieder in uneingeschränktem Maße zurückerhält. Die Versicherung gegen Arbeiterausstand dürfte am zweckmäßigsten in der Weise bewirkt werden, daß die Unternehmer einen Versicherungsverband bilden, weil die Kräfte der Versicherungsgesellschaften den Anforderungen nicht gewachsen wären, die hierbei an sie herantreten. Der Verein würde sich die Prüfung der Frage in jedem Einzelfall vorbehalten müssen, ob nicht der Ausstand von demjenigen Mitgliede verschuldet wurde, welches die Versicherungssumme beansprucht. Auch bei der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit muß zuerst untersucht werden, ob die Arbeitslosigkeit von dem Betreffenden nicht vorsätzlich und schuldhaft herbeigeführt wurde, da unter dieser Voraussetzung die Leistungen der Versicherungskasse nicht gewährt werden können. Ohne Weiteres ist es ersichtlich, daß die Regelung dieses Punktes erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden hat, weil es sich bei der Prüfung um die Feststellung eines Begriffes handelt, dessen subjectiver Charakter nicht in Zweifel gezogen werden kann und bei dessen Anwendung der durch politische oder sociale Parteizugehörigkeit beeinflußten persönlichen Denkweise ein ziemlich weiter Spielraum offen bleibt. Es muß dieserhalb die größte Sorgfalt darauf verwendet werden, daß die Ordnung dieses Punktes unter Verwendung weitestgehender Cautelen erfolgt, wodurch jedem Mißbrauch nach Möglichkeit vorgebeugt wird.

Auf einem ganz anderen Gebiete steht die aus Anlaß der außerordentlichen Ueberschwemmungen, von welchen ein großer Theil Mitteleuropas im vergangenen Jahre heimgesucht war, angeregte Versicherung gegen Hochwasser und Ueberschwemmungen; auf den ersten Blick scheint es sich auch hierbei um einen phantastischen Plan zu handeln, welcher der Erfindungskraft seines Urhebers mehr Ehre macht, als der Schärfe seines Verstandes; bei näherer Ueberlegung wird man aber auch diese Ausdehnung der Versicherung keineswegs ohne Weiteres von der Hand weisen. Allerdings kann es sich hierbei nicht um die Versicherung bei einer Versicherungs-Gesellschaft, sondern lediglich um Uebernahme derselben durch den Staat handeln; die Schäden einer Wasserkatastrophe wie der vorjährigen belaufen sich auf viele Millionen Mark, welche Versicherungsgesellschaft würde im Stande sein, dafür aufzukommen? Für die Bestellung des Staates als Versicherungsträger spricht auch die weitere Erwägung, daß eine Versicherung gegen die entfesselten

Naturgewalten mit Nothwendigkeit auf dem Boden des Zwangsprincips beruhen muß, da nur durch eine allgemeine, von dem Belieben des Einzelnen unabhängige Beitragsleistung die erforderlichen Mittel zur Ausgleichung der entstehenden Schäden beschafft werden können. Für Länder, in welchen mit einer gewissen Regelmäßigkeit Erdbeben auftreten, würde auch die Erstreckung der Versicherung auf die Folgen dieser in Betracht zu ziehen sein.

Es liegt nahe, im Anschluß hieran an die Ausdehnung der Versicherung gegen Frostschäden der Feldfrüchte, der Obstbäume und Reben zu denken, welche Jahr aus und Jahr ein dem mittleren und kleinen Landwirth sich so unangenehm fühlbar machen; voraussichtlich ist es lediglich eine Frage der Zeit, daß auch dieser Versicherungszweig in Angriff genommen wird, vielleicht in Verbindung mit einer Versicherung gegen die Verluste aus den Schwankungen der Getreidepreise.

Die Ausdehnung der Versicherung beruht auf einem jener Gesetze im Sinne der Gesellschaftswissenschaft, welche die Entwickelung der Gesellschaft und die fortschreitende Vervollkommnung der wirthschaftlichen Organisation erklären; mit Rücksicht hierauf läßt sich nicht sagen, wo die Grenze ist, an welcher dieselbe Halt machen wird und Halt machen muß. Für die Initiative eröffnet diese Erweiterung der Versicherungsthätigkeit ein großes Feld, und gegenüber den oft laut werdenden Befürchtungen, daß durch die Einführung der öffentlich-rechtlichen Arbeiterversicherung der Wirkungskreis, welcher der Privatversicherung verbleibe, übermäßig eingeschränkt werde, darf im Hinblick hierauf gesagt werden, daß auch unter der Herrschaft einer vom socialpolitischen Geiste durchdrungenen Gesetzgebung die Privatversicherung für sehr lange Zeit hinaus eine Function größter Bedeutung in der Volkswirthschaft zu erfüllen hat.

Max Dreyer.

Eine Skizze.

Von

Oskar Wilda.

— Breslau. —

Kein geräuschvoller, zahlreiche Aufführungen im Gefolge führender Bühnenerfolg, kein lärmendes Für und Wider litterarischer Parteigänger, die um eine neue eigenartige Erscheinung, welche zugleich abstößt und anzieht, provocirt und begeistert, sich fanatisch erhitzen, hat den Namen Max Dreyer bekannt gemacht. Sein Drama „Drei" war nicht dazu angethan, jenes Korybantengetöse zu entfesseln, das da verräth oder verrathen soll, daß ein neuer Gott geboren, oder litterarische Fehden und Discussionen, welche die Aufmerksamkeit längere Zeit auf das Werk und den Autor gefesselt halten, hervorzurufen. Eine feine, ehrliche, von künstlerischer Gewissenhaftigkeit und ernstem Streben zeugende Arbeit, nicht für die große Menge geschaffen, voll modernen Geistes und von moderner Technik, ohne die verletzende Absichtlichkeit der Neuerer aus Berechnung, und ohne die Rücksichtslosigkeiten genialer Stürmer, fand es den Beifall der Jungen und gab es den Alten keinen Anlaß, sich zu bekreuzen. Aus beiden Lagern rekrutirte sich der Kreis der Kenner, die durch die subtile psychologische Analytik dieses modernen Ehedramas gefesselt wurden und in seinem Schöpfer ein neues Talent, eine neue Persönlichkeit freudig begrüßten, die Hoffnungen erweckte und Verheißungen gab. Für Massenerfolge schien freilich diese feine dramatische Begabung, welche die Bühnenwirkung zwar augenscheinlich beherrschte, aber den theatralischen Effect nicht suchte und mit ehrlichen Mitteln arbeitete, nicht geschaffen. So konnte die Wirkung von „Drei" wie von „Winterschlaf" naturgemäß keine so allgemeine sein, wie die

der Sensationsdramatiker und der fixen Schwankfabrikanten, die die Nerven oder das Zwerchfell um jeden Preis zu erschüttern für ihre Aufgabe betrachten.

Die Neigung für das Drama ist bei Dreyer nicht, wie bei manchen Andern, welche zur Bühne weniger inneres Bedürfniß, als praktische Erwägung geführt hat, eine künstlich angezüchtete. Sie geht bis in seine Kinderjahre zurück. Schon als Quintaner verübte er eine Tragödie „Heinrich der Löwe", und nachdem er als Tertianer zum ersten Male in's Theater gekommen, war er für die Welt des Scheins von leidenschaftlicher Schwärmerei erfüllt, die sich in verschiedenen Jambendramen entlud. Es braucht wohl nicht besonders hervorgehoben werden, daß diese Dramen später dem Feuer überantwortet wurden. Seine Frohnatur hat Max Dreyer von seinem temperament- und humorvollen Vater, einem Volksschullehrer in Rostock, wo der Dichter am 25. September 1862 geboren wurde. Den zweiten ernsten Grundzug seines Wesens, wie es sich in seinen Schöpfungen widerspiegelt, gab ihm die Mutter, die er als eine tiefe, innige Natur bezeichnet. Einfache Verhältnisse waren es, in denen der Knabe aufwuchs, aber die Sonne eines überaus glücklichen Familienlebens vergoldete und durchwärmte sie. So nahm er als bleibendes Gut die Erinnerung an eine heitere, schöne Kinderzeit mit in's Leben, als er, 17 Jahre alt, zur Universität ging. In früher Jugend hatte er wohl davon geträumt, Seemann zu werden; doch das war vorübergegangen, und ebenso erstarben die mystischen Neigungen, die sich in ihm geregt. Sie haben nicht die mindeste Spur zurückgelassen, und wer Dreyer aus seinen Werken kennt, mit ihrer jeden Occultisten und Symbolisten gewiß beleidigenden Klarheit und Helligkeit, welche keine Verschwommenheit und ahnungsvolle Dämmerung duldet, welche die Contouren so scharf und rein, Vorgänge und Gestalten so unzweideutig faßbar hervortreten läßt, der wird nie auf den Gedanken kommen, daß je die Nebel des Mysticismus diesem hellen, scharfen Auge die Dinge der Welt lockend und trügend umschleiert. Von der Theologie wandte sich Dreyer, der die Universitäten Leipzig und Rostock besucht hat, ab und germanistischen Studien zu, insbesondere befaßte er sich mit deutscher Culturgeschichte. Im März 1884 promovirte er auf Grund seiner Dissertation „Der Teufel in der deutschen Litteratur des Mittelalters". In demselben Jahre bestand er das Oberlehrerexamen, absolvirte das Probejahr in Malchin (Mecklenburg), worauf er als wissenschaftlicher Hilfslehrer nach Bockenheim-Frankfurt a. M. ging. Von hier zog er 1888 nach Berlin, trat in die Redaction der „Täglichen Rundschau" ein und übernahm dann die Leitung ihres Feuilletons. Ostern d. J. hat er die redactionelle Thätigkeit niedergelegt. —

Bevor Dreyer sich mit dem Drama „Drei" die Bühne eroberte und damit sich in die Reihe derjenigen gestellt, deren Namen nicht mehr von einem Tag zum andern vergessen werden, und auf die man erwartungsvoll die Blicke gerichtet hält, waren zwei Bücher von ihm erschienen: „Ein

Liebestraum und eine Ehegeschichte" (Dresden, E. Pierson) und „Frauenwille" (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag [E. Hauff]). — Die zwei „Skizzen" — so bezeichnet der Autor selber die beiden in dem erstgenannten Buche vereinigten Arbeiten: eine Strandgeschichte „Liebestraum" und ein vom Verfasser als „Ehegeschichte" bezeichneter Einacter „Zweifel", sind bei aller jugendlichen Unreife doch für den Kenner von Dreyers Schöpfungen von Interesse, weil wir hier als Keim wiederfinden, was später als Blüthe und Frucht uns erfreut. Der Erzähler ist hier noch dem Dramatiker weit überlegen. Die Gegenüberstellung von einfacher ländlicher Natürlichkeit und naiver Hingebung mit selbstgefälliger Großstadtbildung und leichtfertigem Lebemenschenthum, in weiterem Sinne von Natur und Cultur, die mehrfach bei Dreyer begegnet, ist hier schon mit Glück durchgeführt, und die beiden Hauptpersonen, die einfache Fischerdirne, die ihren ersten Liebestraum träumt, und der Berliner Schwerenöther, der nur einen Zeitvertreib, eine Würze für das Badeleben sucht, sind ebenso wie die Nebenpersonen mit sicheren Strichen gezeichnet. Charakteristisch ist der Schluß: Als die arme Dirne merkt, daß der feine Herr Müller mit ihr nur gespielt, als sie erfährt, daß er sie nicht mit nach Berlin nehmen kann, wie er ihr in Aussicht gestellt, weil er bereits verheirathet ist, da — jammert und klagt die Enttäuschte nicht, sie geht nicht in's Wasser und stirbt nicht am gebrochenen Herzen, sondern —: „Eine furchtbare Ohrfeige schloß ihm den Mund, und jäh taumelte er zur Seite. Hochaufgerichtet stand Minnas mächtige Gestalt." — Man vergleiche damit den Schluß der in diesem Hefte abgedruckten Komödie, die auch durch ihren Titel an jene Erzählung erinnert. Auch in ihr rechnet in so bündiger Weise die getäuschte Frau mit ihrem vielseitigen Bewerber ab. Freilich steht diese Schlagfertigkeit der selbstbewußten, selbstherrlichen und handfesten mecklenburgischen Gutsbesitzerin natürlicher zu Gesicht, als der armen, dienenden Fischerdirne. — An getäuschter oder unerwiderter Liebe gehen Dreyers Frauengestalten nicht zu Grunde; dazu ist das Persönlichkeitsgefühl, das sie auch bei der Hingabe an den geliebten Mann nicht völlig verlieren, in ihnen zu stark entwickelt. Das Ziel, das in der Frauenbewegung zu Tage tritt, die Fesseln der Abhängigkeit vom Mann zu lösen, völlige Selbstständigkeit, nicht nur die äußere, wirthschaftliche, sondern auch die innere, die geistige, zu erringen, sich neben dem Manne, womöglich über ihm frei zu behaupten, Dreyers Frauen haben's erreicht. Sie sind nicht blos Geschlechtswesen und als solche dem an Willenskraft und Geistesstärke überlegenen Manne wehrlos preisgegeben. Die Liebe ist nicht ihr Ein und Alles; sie gehen über sie, falls sie sich als Trug erweist, ohne Weiteres zur Tagesordnung über und reißen kurz entschlossen die Neigung zu dem Unwürdigen, zu dem Manne, der ihnen durch Schwäche verächtlich geworden, aus dem Herzen. Sie sind — eine natürliche Folge des Processes, der sich in der Frauenfrage vollzieht, — nach der Willens- und Verstandesseite hin stärker entwickelt; ja, mitunter dem Mann

überlegen. „Frauenwille“ ist der bezeichnende Titel des Dreyer'schen Novellenbandes; und als Träger des modernen Individualismus wählt sich Dreyer ein Weib. Marie in der „Geschichte einer Denkerin“ ist in der Consequenz, mit der sie ihre Theorien im Leben praktisch zu bethätigen sucht, in dem Fanatismus, mit welchem sie ihren Glauben an den Individualismus als die erlösende Macht predigt, die allein die Welt von ihrer sittlichen Fäulniß und socialen Kümmerniß zu befreien, die allein die zur Naturgewalt gewordenen, eine neue Knechtschaft der Menschheit bedeutenden Ideen des Communismus zu überwinden vermöge, — ihren männlichen Genossen überlegen. Aber auch die eiserne Gedankenrüstung dieser „Walküre des Geistes“ hat eine Lücke: die Geschlechtlichkeit. Sie muß schließlich empfinden, daß sie Weib ist, die Starrheit ihres in abstractem Denken aufgehenden Wesens schmilzt vor der frischen Lebenswärme, der Liebesgluth des Mannes, der sie begehrt. Aber auch in der Hingabe bleibt sie Fanatikerin der Theorie; nur in freier Liebe, nicht durch den Zwang der Ehe gefesselt, will sie ihm angehören. Aber die Gedankenfracht, mit der ihre Liebe belastet ist, ihre Furcht vor Verlust ihrer Persönlichkeit, vor willenloser völliger Hingabe, vor unbekümmertem Genuß, lassen den Mann nicht völlig glücklich werden. Und als sie ihn schließlich, mürbe gemacht durch die Nadelstiche des Lebens, auf immer gesetzlich an sich gefesselt, verliert sie ihn innerlich: er wird ihr untreu; und sie sagt sich von ihm los. Dann aber wird sie Mutter, und „als das kleine Wesen an ihr heraufkroch, mit schnüffelndem, suchendem Munde und sich ihr an die Brust legte und in erster Daseinsfreude, die Händchen vor Behagen krümmend, trank und trank — da durchrieselten sie Schauer ungeahnter Wonne, und der Dämmerschein ungekannten Glücks ging in ihr auf —.“

Leichter ist es dem Naturmenschen, die Ursprünglichkeit des Wollens und Handelns, den ungebrochenen Charakter zu bewahren, als dem von den Feinheiten conventioneller Bildung angekränkelten, von ihren Reizen und Genüssen abgestumpften Geist, der die „zwei Seiten“ jeder Sache sucht und dem das leidige Theoretisiren Entschluß und Thatkraft lähmt. „Wissen ist eine Macht. Aber Kraft — Kraft ist es nicht. Oft ist es sogar Schwäche.“ Und Kraft ist das Einzige, was Frau Emmi, die vornehme Weltdame in der Erzählung „Jochen Jürgens“, der umfangreichsten Erzählung des Novellenbandes, die sich in gewissem Sinne mit der oben kurz charakterisirten Jugenderzählung berührt, anerkennt. So nimmt nicht der geistreiche Dr. Helms, sondern der einfache Fischer Jochen Jürgens ihre Sinne gefangen, weil sie in diesem Naturmenschen eine ganze Persönlichkeit findet, und da er, als ihr Mann, in der Großstadt im sichern Hafen einer sorglosen Existenz, die sie ihm verschafft, an seiner Ursprünglichkeit und Unabhängigkeit scheinbar Einbuße erleidet, da fühlt sie ihre Liebe schwinden, da reizt sie ihn durch das verächtliche Wort, daß er blos der Mann seiner Frau sei, zu einem Ausbruch elementaren Zornes, der sie als eine Offen-

barung seiner ungebrochenen Männlichkeit berauscht, und als er sich stolz und trotzig wieder auf sich selbst stellt und das wird, was er war, giebt sie sich von Neuem und für immer dem Stärkeren zu eigen. — Die Erzählung ist mit mancherlei socialen Betrachtungen, mit mancher geistvollen Reflexion und treffenden Beobachtungen gewürzt, doch ist der Verfasser nicht von dem Vorwurf freizusprechen, daß er, wie die Denkerin Marie, allzu sehr in's Theoretisiren und Predigen geräth und seinen Stoff mit einer epischen Breite behandelt, die bei einem Dramatiker befremdet. —

Eine „Junggesellentragödie“ nennt Dreyer die dritte, recht ergötzliche Erzählung „Der Hängeboden“, die einen schwachen Mann zwischen zwei willensstarken Frauen zeigt. Der hübschen Wittwe, die ihn heirathen will, liefert ihn seine ästhetische Natur aus, der Andern, einer alten Haushälterin, gegenüber, ist er durch sein Mitleid wehrlos; aus dem Joche, das ihm die sanft beharrliche wehleidige Alte auferlegt, flüchtet er sich dann lieber in die Arme der reizenden Wittwe.

Aus der Schwäche des Mannes ersteht auch in dem Drama „Drei“ das Verhängniß, welches das Glück der Ehe zerstört, dem Gatten die Liebe der Frau raubt. Diese Schwäche ist das Ergebniß geheimen Schuldbewußtseins. Karl Genzmer hat einst das Vertrauen eines Freundes getäuscht, damit hat er in sich selbst die Kraft des Vertrauens getödtet. Als die Vergangenheit wieder vor ihm ersteht in dem Manne, dessen Weib er verführt, da erfaßt ihn Furcht vor der drohenden Vergeltung; der Zweifel gegen den Freund, der bisher der willkommene Hausgenosse der beiden Gatten gewesen, und gegen sein treues Weib vergiftet sein Denken und offenbart die ganze Zerrissenheit und Schwäche seiner psychisch überreizten Natur, und sein unwürdiger Verdacht vollbringt, was nur ein Wahn gewesen: sein Weib, das er sich entfremdet, wendet ihr Herz dem physisch und seelisch gesunden Freunde zu, und ob dieser auch nur brüderliche Gefühle ihr entgegenbringt — dem Gatten kann sie nicht mehr angehören, dem sie keine Liebe mehr geben kann. Sie geht von ihm — und als er verzweifelt zusammensinkt, erscheint, wie ein Sinnbild der Nemesis, der alte Freund, den er einst betrogen. — Wie hier nicht aus den äußeren Verhältnissen, ja, nicht einmal aus einem Zusammenwirken von äußeren Verhältnissen mit seelischen Factoren, sondern lediglich aus einer psychischen Erregung heraus das Schicksalsnetz gewebt wird, in das drei Personen verstrickt werden, wie hier Seelisches in dramatische Action umgesetzt ist, das zeugt von einer Kunst, die an dem großen Norweger sich geschult hat, ohne doch im Wesentlichen mit ihm verwandt zu sein. Man kann diese Kunst recht würdigen, wenn man das Drama mit dem jugendlichen Vorläufer „Zweifel“ vergleicht, in welchem Dreyer bereits einen Versuch gemacht hatte, das Problem von „Drei“ zu bewältigen, ein Versuch, der freilich mit noch unzulänglichen Mitteln unternommen wurde. Hier ist Alles übertrieben, von dem allzu stark in's Pathologische gezeichneten Ehemann an, bis zu der brutalen Katastrophe, zu der wir im raschen Tempo

weniger Scenen geführt werden. Das Streben nach sinnfälliger Wirkung ist hier stärker als das nach innerer Motivirung, und die dramatische Technik, die wir in „Drei" bewundern, noch von mitunter gefährlicher Unbehilflichkeit. Wie eine mit grellen Farben hingeworfene Skizze neben einem fein abgetönten, sorgsam ausgeführten Gemälde, muthet uns die Ehegeschichte „Zweifel" neben dem Ehedrama „Drei" an, in dem ich nur die Gestalt Paul Bollerts, des alten betrogenen Ehemannes, die in das feine Seelengemälde ein mich störendes theatralisches Element bringt, wie einen falschen Ton empfinde, so einleuchtend mir das Bedürfniß des Dichters erscheint, durch diese die Vergangenheit näher rückende Gestalt das dramatische Motiv zu verstärken.

In seinem nächsten Drama zeigt Dreyer nicht das Individuum im Kampf mit sich selbst, sondern mit der Umgebung, die Persönlichkeit in den Fesseln des Milieus, und die Kämpfende und Unterliegende ist ein Weib, wie in Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang", mit dem sich Dreyers Drama in gewissem Sinne in Parallele stellen läßt. Auch der socialistische Schriftsteller fehlt bei Dreyer nicht, dessen Erscheinen die noch halb schlummernde Kraft in dem Weibe weckt, sie zum völligen Bewußtsein der Unerträglichkeit ihrer Lage bringt, ihr die große Sehnsucht einflößt, deren Nichterfüllung Tod bedeutet. Aber während Hauptmanns Drama vom giftigen Fäulnißgeruche sittlicher Verkommenheit durchhaucht, und es ein ekler Sumpf ist, in den die reine Mädchenblume Helene verpflanzt worden, weht es uns aus Dreyers Drama wie reine, aber scharfe Winterluft entgegen, die zuletzt einschläfert und nicht minder tödtet, wie die Miasmen des Sumpfes. Bei Hauptmann ist der Antagonismus zwischen dem Weibe und dem Milieu mehr moralischer, bei Dreyer mehr intellectueller Art. Es ist begreiflich, daß im ersteren Falle unsere Theilnahme von vornherein eine intensivere, unsere seelische Erschütterung eine stärkere ist. Und wenn der morasterfüllte Abgrund sittlicher Verkommenheit, den Hauptmann rücksichtslos aufdeckt, unsern Abscheu erregt, so wird doch dadurch uns der Entschluß Helenens, nachdem die Hoffnung auf Rettung durch Loth ihr genommen, durch Selbstmord sich zu befreien, um so begreiflicher, um so mehr zur Nothwendigkeit. Helenens Tod erschüttert uns, und zugleich empfinden wir ihn als Befreiung, wie immer, wenn wir keinen andern Ausweg sehen. Im Gegensatz dazu hat man die Katastrophe in Dreyers „Winterschlaf" bemängelt, man hat sie als peinlich bezeichnet. Warum wirkt sie peinlich? An sorgfältiger Motivirung hat es Dreyer nicht fehlen lassen; die Gewaltthat des rohen ungeliebten Bräutigams, der die Gattenrechte vorweg nimmt, um sich den Besitz des Mädchens zu sichern, erscheint als zureichendes Motiv für den Selbstmord Trudes. Aber nur unser Verstand giebt das zu, ohne daß unser Gefühl sich völlig mitreißen läßt. Warum nicht? Weil wir die dunkle Empfindung haben, daß eine Persönlichkeit wie die Trudes, die nicht in dem Maße Weib ist, wie z. B. Helene, nicht so im Geschlechtlichen wurzelt, durch die

Verletzung ihrer physischen und seelischen Jungfräulichkeit nicht im tiefinnersten Kerne ihres Wesens getroffen ist, daß nicht ihr eigentlicher Lebensnerv getödtet ist, mag auch in der zart aufgekeimten Neigung für den Gast eine größere Sensibilität nach dieser Seite hin in's Gewicht fallen. Wir haben die Empfindung, daß eine Natur wie Trudes über diesen Punkt doch hinweg kommen könnte, da sie das Wesentliche erreicht, sie die Fesseln des Winterschlafes gesprengt hat, da ihr die Bahn frei ist zur Entfaltung und Bethätigung ihrer Kräfte, zum Wirken in der großen Welt da draußen, in die sie einst einen Blick thun durfte und in die sie nun zurückkehren darf. Es ist nur ein Zweifel, der bei der Aufführung, halb unbewußt, dem Zuschauer aufsteigt, aber er genügt, um die tragische Wirkung abzuschwächen. Als Charakteristiker und als Stimmungskünstler hat Dreyer in diesem Drama bisher das Beste geboten. Die einschläfernde Monotonie eines Wintertages in einem einsamen verschneiten Forsthause zu schildern, ist dem Dichter ebenso geglückt, wie die plastische Ausarbeitung der Gestalten.

Den Problemen, die Dreyer vornehmlich in der „Geschichte einer Denkerin“ und im „Winterschlaf“ von ihrer ernsten Seite gefaßt, einmal als Humorist beizukommen, mußte ihm nahe liegen, fällt doch schon in jenen ernsten Werken manch humoristisches Streiflicht auf die Frauenfrage, das zugleich verrieth, daß in Dreyer auch das Zeug zu einem Lustspieldichter steckt. Zwar ist Dreyer bescheiden und ehrlich genug gewesen, die Bezeichnung Lustspiel für seine beiden heiteren Bühnenstücke: „In Behandlung“ und „Eine“*) zu vermeiden, „Komödie“ heißt er das erstere, „Schwank“ das letztere. Das wird man jedoch zugeben müssen, daß diese Komödie und dieser Schwank dem Lustspiele, das wir ersehnen, ebenso nahe kommen, wie andere Bühnenwerke, die sich diesen Ehrentitel anmaßen, ihm ferne bleiben. Nach der Seite der Charakteristik hin darf „In Behandlung“ dreist als Lustspiel gelten, wird doch auch die komische Wirkung nicht durch künstlich herbeigezogene Späße und Verwechselungen, sondern aus der Idee des Stückes gezogen; dagegen hält sich die Handlung nicht frei von Voraussetzungen, die man nur in einem Schwank gelten zu lassen geneigt ist. In der Komödie sind zwei Themen mit einander verwoben oder vielmehr, sie lösen einander ab: das eine ist der Kampf der modernen, selbstständigen Frau mit der Convention, dem Philisterthum, das andere der des Weibes gegen den stärkeren Mann. Das Fräulein Doctor Liesbeth Weigel führt den Kampf gegen die kleinstädtische Beschränktheit, die Dreyer mit dem scharfen Griffel des carikirenden Satirikers schildert, mit einer unnöthigen brüskirenden Verve, die mit dem praktischen Ziele, das sie als patientenbedürftige Aerztin verfolgt, sich nicht recht vereinen läßt und insofern nicht wahrscheinlich ist, aber aus dem Charakter der Liesbeth, deren Willensstärke bis zu einem selbstvernichtenden Trotz sich steigert, wohl zu begründen

*) Verlag von Georg Heinrich Meyer, Leipzig.

ist. Daß sie sich mit einem männlichen Collegen, der sich gleichfalls der Abneigung der Kleinstädter erfreut, und der in ihr das Weib zu überlisten sucht, durch eine Scheinehe associirt, weil ihnen beiden dann die Kleinstädter „kommen müssen", ist nicht recht begreiflich. Diese Motivirung leuchtet dem Zuschauer weniger ein, als dem Fräulein Doctor. Aber die Patienten strömen thatsächlich herbei. Und nachdem dieses Ziel erreicht, handelt es sich für den Herrn Doctor darum, die Scheinehe in eine wirkliche zu verwandeln, hier unterliegt der widerstrebende Frauenwille dem stärkeren des Mannes. Man hat die humoristischen Wendungen in dem zweiten Theil der Komödie, der sich um die heikle Frage der Vereinigung der getrennten Schlafzimmer dreht, als handgreiflich und derb empfunden. Mir erscheinen sie natürlich, als der Situation angemessen, dem Milieu angepaßt. Dreyer kennt die Bewohner der Hafenstädte und des Seestrandes Pommerns und Mecklenburgs, und seine Gestalten von der Wasserkante, wie der prächtige Onkel Christian, der alte Schiffscapitän, sind von behaglichster, überzeugendster Lebensfülle.

Das Thema von der freien Liebe, das Dreyer in der „Geschichte einer Denkerin" angeschlagen, hat er humoristisch in dem Schwank „Eine" behandelt. Aber was bei der Denkerin Marie eine sittliche Ueberzeugung, ist bei den westfälischen Bauern, die nach dem Vorbilde der Wiedertäufer in Münster die Vielehe einführen wollen, ein Ausfluß der Sinnlichkeit, die sich ein social-religiöses Mäntelchen umhängt. Das Historische ist hier nichts Wesentliches, es ist zur Motivirung der Handlung und zu einer das heikle Problem gefällig mildernden Verschleierung gewählt, zu der auch der Vers beiträgt. Mit kräftigem Humor, der doch der Gefahr, in's Zotenhafte zu verfallen, die hier so nahe lag, aus dem Wege geht, ist die Drei-Ehe des ehemaligen Landsknecht Friedel geschildert, die damit endet, daß der geplagte Ehemann die drei Frauen an die Luft setzt und der Jugendliebe, die er stürmisch zu erobern gedachte und die dem übermüthig Siegesgewissen sich entzog, sich in treu werbender Minne zuwendet. So gipfelt der Schwank in dem Siege reiner Liebe über Sinnlichkeit, der Einehe über die Vielehe. Dreyer hat für diesen Schwank mit kluger Berechnung kurze Reimverse gewählt, und wer an Halbes gleichen gescheiterten Versuch in seinem „Amerikafahrer" denkt, wird das Geschick, mit dem Dreyer den Vers in dem Stoffe adäquater Form gehandhabt, um so freudiger anerkennen. Der ganze Schwank, mit kecker und sicherer Hand hingeworfen, erfüllt von dem natürlichsten, frisch quellenden Humor, von farbiger Lebensfülle, hat in der That etwas von dem Reize der Bilder der Altniederländer an sich, an die in einer Recension des Schwankes erinnert wird. Die Moral ist freilich nicht sonderlich originell; es fehlt eine so tiefe Perspective, wie sie sich z. B. in Anzengrubers „Kreuzelschreiber" uns öffnet, um das Stück aus der Sphäre des Schwanks, aus der es im Uebrigen herausstrebt, emporzuheben. —

Wir glauben, daß Dreyer auf dem Wege ist, uns das Lustspiel zu

schaffen, dessen wir bedürfen, das uns von der Schwankmisere befreien kann. „In Behandlung" und „Eine" sind verheißungsvolle Anläufe dazu. Mag man auch seine ernsten Dramen „Drei" und „Winterschlaf" höher schätzen, trotzdem dünkt uns, daß Dreyer in Zukunft sein Höchstes auf dem heiteren Gebiete leisten wird. Für tragische Stoffe scheint uns Dreyer der elementaren Ursprünglichkeit, der tiefen Leidenschaftlichkeit zu entbehren. Die Macht der großen Tragiker, unsere Herzen zu erschüttern, steht mit ihrer Fähigkeit, ihre Seele erschüttern zu lassen, im Einklange; sie waren von ihrem Stoff bewältigt, bevor sie daran gingen, ihn künstlerisch zu bewältigen. Die Werke der tragischen Genies sind Selbstbefreiungen, Schöpfungen, hervorgegangen aus schmerzlichen Erweiterungen der Seele, um mit Heine zu reden. Dreyer gehört zu denen, die mehr von außen an den Gegenstand herantreten, in ihn eindringen; mit dem Verstande, mit psychologischem Spürsinn sucht er ihm beizukommen. Er wird weniger von den modernen Problemen ergriffen, als daß er ihnen nachgeht, sie durchdenkt, sie sich zu eigen macht, sich für sie erwärmt, bis seine Phantasie befruchtet ist. Was auf solchem Wege künstlerisch zu erreichen ist, erreicht Dreyer; er besitzt neben der analytischen Gabe auch die synthetische, er besitzt die Fähigkeit des Gestaltens. Ein ausgeprägter Kunstverstand scheint uns das hervorstechendste Merkmal bei Dreyer. Dieser macht ihn zum Künstler des wohlerwogenen Maßes, der sich im Gehalt wie in der Form seiner Werke offenbart. Dreyer ist kein Mann der Extreme, der Rücksichtslosigkeit. Man kann ihn einen gemäßigten Naturalisten nennen, wenn man auf das Beiwort einen nicht zu geringen Nachdruck legt. Er wählt moderne Stoffe; er spielt auch mit bedenklichen Motiven; aber das Aeußerste, das Brutal-Nackte, das Verletzende vermeidet er; er hat von der modernen Technik sich zu eigen gemacht, was den Forderungen nach größerer Lebenswahrheit und Natürlichkeit entspricht, ohne geflissentliche Nichtachtung der in der Natur des Dramas begründeten, bewährten Regeln. Er ist kein litterarischer Revolutionär und will es nicht sein. Er ist kein dramatischer Kraftmensch, ihm liegt der Sinn für das Maß im Blute, darum aber wird er auch, wiederholen wir, nicht auf dem tragischen Felde den höchsten Preis davontragen. Er scheint uns der kommende Mann für das moderne Lustspiel. Ueber kurz oder lang wird er uns gewiß eine dramatische Schöpfung bescheeren, der er sich nicht scheuen wird, an Stelle der zaghaften Bezeichnungen „Komödie" und „Schwank" den Titel Lustspiel zu geben. Doch man soll nicht prophezeien. Der Dichter wird schaffen, wie er seiner Natur nach soll und muß, und wenn er als Tragiker unsere Prophezeiung zu Schanden macht, soll's uns nicht leid thun.

Im Kampf mit dem Grabe.

Novelle.

Von

Dietrich Theden.

— Berlin. —

I.

Johann Pries, der betagte Diener der Gutsherrschaft von Depenau, schloß im ersten Stockwerk des altersgrauen Herrenhauses eilig die Fenster. Sein runzliges Gesicht erschien noch faltiger als sonst, und in den blauen, wässerigen Augen spiegelte eine Unruhe, die in dem schwarz und drohend aufsteigenden Gewitter nicht allein begründet sein konnte. Der dicke Läufer auf dem Corridor dämpfte die Schritte des Eilenden zur Lautlosigkeit, trotzdem ging der Alte noch behutsam auf den Zehen und schrak zusammen, als von der Treppe her eine gedämpfte Stimme ihn anrief.

„S—st!“ er legte den Finger auf den welken Mund und deutete mit dem Kopfe über die Achsel mahnend nach einer Zimmerthür.

„Hört sie nich,“ beruhigte der noch auf den obersten Stufen der Treppe stehende junge Mensch, Johanns Neffe, wie dieser Diener der Gutsherrschaft und dem Alten zur Unterstützung zugewiesen. „Is sie all auf?“

Johann verneinte durch ein Kopfschütteln, näherte sich, nachdem er das letzte Fenster geschlossen, der Treppe und fragte kurz: „Na, is was?“

„Der Wagen is eben weg,“ tuschelte der Jüngere. „Nu noch ein paar Stunden. Dann is er da. Du, Onkel Johann, was is er noch?“

„Wirklicher Geheimer Rath —“

„Un was soll ich zu ihm sagen?“

„Excellenz —“

„Onkel, ich wollte, der kehrte uns erst wieder den Rücken zu —“

„Dummer Bengel, das darf man denken; sagen thut man das nich.“

„Der Inspector hat's aber auch laut gedacht," entgegnete der Andere, und die Schadenfreude lachte aus seinem jungen, frischen Gesichte.

„So?" fragte Johann und gab sich nur wenig Mühe, ein Schmunzeln der Befriedigung vor dem eben noch gemaßregelten Jungen diplomatisch zu verbergen. „Hat er? Na, un is er nach dem Bahnhof mitgefahren?"

„Bewahre, der sitzt unten, bei der Mamsell, weißt Du. Eine schöne Empfehlung hat er mitgegeben, un die Ernte drängte, un der Inspector müßte bei den Leuten bleiben — Excellenz möchten gütigst entschuldigen!"

Johann zog die Brauen hoch, und in dem alten Gesicht strahlte es warm auf.

„Auf den kann man sich verlassen," murmelte er. „Einen Besseren könnte unsere Gnädige nich finden. Un einen Katzenbuckel — den hat er nich, un den kriegt er nich. Nee. — Hast Du all Blumen geschnitten, Fritz?"

„Für die Gnädige?"

„Na, für wen sonst?"

„Du sagtest mir doch, Onkel —"

„Ach so. Jawoll. Hol 'ne Handvoll mit, aber nich die besten — — Du weißt schon. Für den Herrn Geheimen sind sie lang gut."

„Ja, Onkel. Aber — — soll ich wirklich welche schneiden? Sie werden all was knapp, un dann hat nachher die Madame keine mehr —"

Johann überlegte.

„Na, Du kannst es ja vergessen," gab er vorsichtig zu.

„Onkel, hab' ich all vergessen!" versicherte der Andere vergnügt, machte stürmisch Kehrt und war mit drei Sätzen polternd die Treppe hinunter.

„Donnerslag! Racker!" knurrte der Alte, und in seinen hageren Zügen kämpfte der Stolz auf den Jungen mit dem Unwillen über den verursachten Lärm. „Ich werde dem großen Schlingel doch mal wieder die Ohren säumen müssen," murmelte er und dachte an eine passende liebevolle Aufmerksamkeit. Er verharrte noch ein paar Augenblicke auf seinem Platze und verschwand dann in seinem nahe der Treppe gelegenen kleinen Zimmer.

Das nach einer Stunde losbrechende Unwetter ließ ihn wieder auf den Corridor treten und nach seinem Neffen Ausschau halten. Fritz hatte sich am äußersten Ende des ausgedehnten Gartens befunden; er hatte die Sturmwarnzeichen nicht beachtet und war von dem plötzlich niederströmenden Regen überrascht worden. Mit langen Sätzen eilte er auf das Herrenhaus zu, stürmte die Treppe empor und schüttelte sich, oben angelangt, wie ein Pudel.

„Nu sind sie gleich besprengt," sagte er mit Humor und wies mit den lachenden Augen auf den mächtigen Strauß Blumen, den er mit beiden Händen umklammert hielt. „Du, Onkel —", er trat dicht an den Alten heran und flüsterte beziehungsvoll: „nu sind sie all unterwegs — hihi!"

Johann verstand ihn nicht gleich oder stellte sich so.

„Der Kutscher mit dem Geheimen, meine ich," erläuterte Fritz nachdrücklich.

„Ja so. Hm —" brummte Johann reservirt, holte aus dem Salon der Gnädigen eine Alabastervase, stellte sie in seinem Zimmerchen auf und sah nachdenklich zu, wie der Neffe die Blumen geschickt hineinordnete.

„Schön, Jung'," lobte er, als Fritz fertig war.

„Fein, was?" fragte der selbstzufrieden.

„Ja, ja, Jung' . . . Hm, sag mal, Fritz, was für'n Wagen is denn — nach dem Bahnhof —?"

„Der Jagdwagen, Onkel!"

„Der? — Warum nich die Kutsche?"

„Die is nich in Ordnung, sagt der Inspector —"

„So? Was fehlt denn?"

„Weiß ich nich. Steht beim Schmied drüben —"

„Nanu, seit wann denn?"

„Klock sechs haben sie sie hinübergezogen. Der Rademacher hat auch mit nachgesehen —"

„Bei dem Wetter der offene Wagen!"

„Schön — was?" fragte Fritz mit unverhohlenem Triumph.

„Döskopp!" zürnte der Alte, während es um seine Mundwinkel verrätherisch zuckte. „Bosheit von diesem Inspector. Hahaha. —" Er konnte sich doch nicht beherrschen.

Fritz stimmte in das Lachen mit ein, und minutenlang freuten sich die beiden Verwandten in schönster Harmonie.

„Du, nu mach' aber," mahnte dann freundlich der Alte. „Wirf Dich in Deinen Sonntagsstaat — gelbe Gamaschen — weiße Binde — un Deinen Struwwelkopf mal ordentlich glatt gemacht. Noch ein bischen Frist, dann heißt es: stillegestanden. Knix, Fritz — so! Un: ‚unterthänigster Diener, Excellenz'. Un dann flink dem Herrn Geheimen rausgeholfen un nach oben, un wenn er trocken is, un die Gnädige will ihn sehen — na, denn zu . . . Die arme Madame; erst das Unglück, un dann den auch noch. — Na, nu sput Dich, Jung." —

Als der Jagdwagen mit dem Gaste über das holprige Pflaster des Gutshofes rollte, goß der Regen noch in Strömen. Der Geheimrath Kurt von Bodner war bis auf die Haut durchnäßt, warf dem ruhig zur Begrüßung an den Wagen tretenden Inspector einen vernichtenden Blick zu und eilte, ohne den Gruß mit einem Laute oder einer Bewegung zu erwidern, in's Haus. Fritz hob einen schweren Koffer vom Kutschersitz und folgte dem Gaste schleunig.

Der Geheimrath befand sich in stark gereizter und darum rücksichtslos kampflustiger Stimmung. Er ließ sich beim Wechseln der Toilette von Johann bedienen, schüttelte sich ein paar Mal fröstelnd und zeigte eine immer mehr steigende Erregung. Fritz servirte Fleisch, Eier, Brühe und Thee; als er, durch den unablässig auf ihn gerichteten, funkelnden Blick des Rathes unsicher gemacht, einen Theelöffel zu Boden fallen ließ, stampfte Herr

von Bodner zornig mit dem Fuße auf, wies mit dem ausgestreckten Arm auf die Thür und zischelte: „Ich will Ihm — lasse Er Tölpel sich nicht wieder sehen!“

„Huh!“ stieß Fritz verblüfft und aufathmend hervor, als er die Thür hinter sich zugezogen hatte und sich sicher fühlte. Er schnitt eine Grimasse, machte eine lange Nase gegen das Zimmer und entfernte sich nach der Küche, um bei der Mamsell über seine Aufnahme Bericht zu erstatten. „Puh,“ sagte er, „so hat er's gemacht —“ und er copirte den Rath und hatte mit der komisch gravitätischen Haltung, dem ausgestreckten Arm und den rollenden Augen die Lacher auf seiner Seite.

„Ja, Fritz,“ mahnte dann die Mamsell, eine sympathische, fast auffallend jugendliche Erscheinung, mit freundlichem, offenem Wesen, „es ist aber eigentlich Nichts zum Lachen. Die Excellenz wird unserer armen Gnädigen das Herz schwer genug machen.“

„So, wird er?“ fragte Fritz, und in dem eben noch übermüthigen, knabenhaften Gesichte zeigte sich plötzlich merkwürdig gereifter, entschlossener Ernst. „Wird er?“ wiederholte er drohend. „Hat er ihr was zu sagen, hm? Ueberhaupt: was kommt er? Er hätte in Berlin bleiben sollen. Hat ihn Jemand gerufen? Was unsere Madame thun un was sie nich thun will, weiß sie allein un geht Niemand nix an un den steifen Papierrath erst gar nich —“

Krach! flog die Küchenthür in's Schloß, und durch den Regen schritt Fritz bloßen Hauptes über den Hof nach dem Pferdestall. Die beiden Reitpferde der Gutsherrin waren seine Lieblinge, denen er jeden Tag wiederholt seinen Besuch machte. Er klopfte ihnen den schlanken Hals, kletterte zwischen ihnen auf die Krippe und brütete selbstvergessen vor sich hin . . .

Nach eingenommenem Frühstück tauschte Herr v. Bodner das vorübergehend angelegte, seidengefütterte Hausjacket mit einem schwarzen Gehrock. Er liebte eine würdevolle Feierlichkeit des Auftretens selbst im engen Kreise, und seine eigene Schwester kannte ihn, seit er zu Amt und Würden gelangt war, kaum anders als in dem eintönigen, steifen Schwarz. Er trat noch einmal nervös musternd vor den Spiegel, schloß etwas hastend die Knöpfe des Rockes und schellte darauf nach dem Diener.

„Ich ersuche, melden Sie mich der gnädigen Frau.“

Er ersuchte immer, wenn er nicht Seinesgleichen oder Höherstehende vor sich und diese zu „bitten“ hatte.

Johann verbeugte sich und ging, den Auftrag auszuführen. Er stand vor dem Gemach der Gutsherrin einen Augenblick still, fuhr sich mechanisch mit der Hand über das spärliche weiße Haar und trat dann ohne Klopfen, wie die junge Frau es angeordnet hatte, ein.

Helene Kreuth saß in einem dunkelblauen, schlichten Morgenkleide, den blonden Kopf auf den linken Arm gestützt, die Rechte unthätig im Schoße,

am Fenster. Sie wandte sich mit stummer Frage dem Eintretenden zu, und Johann erstattete seine Meldung:

„Excellenz lassen die gnädige Frau bitten, ihn zu empfangen.“

In die feinen, blassen Züge der Gutsherrin trat eine etwas lebhaftere Färbung, und in den träumerischen blauen Augen zuckte es rasch verlöschend auf wie fernes, ungewisses Wetterleuchten. Aber die durch die flüchtigen Anzeichen verrathene Erregung ging scheinbar schnell vorüber und war an keinem Beben der Stimme mehr zu erkennen, als sie freundlich und einfach entgegnete:

„Mein Bruder ist mir willkommen, Johann.“

II.

Die Einrichtung des Salons, in welchem die Gutsherrin mit Vorliebe zu weilen pflegte, war von gediegener Eleganz. Die duftig zarten, mit leichtgetönten Blumenarrangements gemusterten Spachtelstores ließen durch die breiten und hohen Fenster eine Fülle von Licht einströmen, das durch die oben und seitlich angebrachten schmalen Seidenshawls kaum merklich gedämpft wurde. Die Seidendecoration wiederholte sich etwas reicher an den Thüren und war in der hellen Beleuchtung von bestechender Wirkung. Den mattgelben Grund und die olivfarbenen Muster der Shawls zeigten in etwas abweichender Nüancirung auch die Bezüge der in den Holztheilen lichtbraunen Möbel, ja, selbst bei der Wahl der auf Tische, Schränke und Wandbretter in reizender Ungezwungenheit vertheilten Nippes schien der Grundsatz maßgebend gewesen zu sein, durch Nichts den hellen, goldwarmen Ton des Gemaches stören zu lassen. Nur die Alabastervase vor dem großen Mittelfenster trat leuchtend weiß hervor und drängte mit ihrem fast zu bunten Blumenschmuck neue Farbentöne auf.

Helene Kreuth erhob sich, als ihr Bruder eintrat, und ging ihm langsam entgegen. Sie war von mittelgroßer, schlanker, classisch ebenmäßiger Gestalt, mit reizvoll natürlicher Anmuth in Haltung und Bewegung. Ihr blondes Haar war schlicht gescheitelt, kräuselte sich nur an der Stirn zu leichten Wellen und war nach hinten zu einem schweren Knoten verschlungen, den ein langer goldener Pfeil durchbohrte. In auffallendem Gegensatz zu ihrer echt weiblichen, weichen Erscheinung und Schönheit glimmte aus den ruhig und groß geöffneten Augen dem Bruder gegenüber der Stahlglanz stolzer Unnahbarkeit.

Die Blicke des Rathes ruhten auf ihr, als wolle er sie durchbohren. Er drückte ihr die Hand und versuchte, sie auf die Stirn zu küssen; aber Helene zuckte mit einer abwehrenden Bewegung zurück.

„Ich danke,“ kam es kühl von ihren Lippen; „Deinen brüderlichen Gefühlen ist mit dem Händedruck genug gethan; nach dem Ceremoniell des höfischen Kusses trage ich kein Verlangen.“

„Wie Du wünschest,“ entgegnete der Rath pikirt.

Sie wies auf einen Fauteuil.

„Bitte. — Dein Kommen hat für mich selten viel Freude gebracht; Du hast Dich meistens in Momenten eingestellt, die wenig glücklich gewählt waren, und im Grunde kaum bei einem Besuch andere Interessen im Auge gehabt, als die Deinen. Was wünschest Du heute von mir?“

Kurt verbeugte sich gereizt.

„Dein Ton sagt mir, daß Du nach Schonung kein Verlangen trägst und es mir erläßt, Empfindungen Ausdruck zu geben, die Du mir fremd wähnst. Ich bin von Umwegen auch ohnehin kein Freund und erkläre Dir deshalb sachlich und nüchtern, daß ich Dir allerdings eine Freude an meinem Besuche auch diesmal nicht versprechen kann. Dazu habe ich zu Vieles auf dem Herzen und muß ich Dir zu ernstlich vorstellen, was geeignet ist, nachgerade Dich und mich unmöglich zu machen.“

„Ich bin doch gespannt. Nach diesem Präludium könnte es scheinen, als ob meine Erwartungen noch übertroffen werden sollten.

Sie hatten bis dahin gestanden; jetzt zog sich die junge Frau auf ihren Sitz am Fenster zurück, ließ sich nieder und warf halb ironisch, halb mahnend hin: „Ich hoffe, Deine tadellose gesellschaftliche Correctheit wird Dich davor bewahren, verletzend zu werden.“

„Möglich,“ erwiderte er kurz. „Zunächst habe ich meiner Befriedigung und Dankbarkeit Ausdruck zu geben, daß Du meinen Wunsch gnädig zu erfüllen und den Wagen an den Bahnhof zu senden geruhtest. Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich annehme, daß die ingeniöse Wahl des offenen Wagens bei dem Wolkenbruch nicht Deiner Initiative entsprungen war?“

„Offen? — Der Jagdwagen?“ — fragte sie.

„Allerdings der, —“ entgegnete der Rath bissig.

Helene schellte.

„Johann, weshalb ist nicht der Landauer zur Abholung genommen worden?“

Der Alte zog nach einem Seitenblick auf den Rath die Schultern hoch und erwiderte bedauernd:

„Is leider nich in Ordnung, gnädige Frau. Is gleich in der Frühe zum Schmied geschafft worden, falls gnädige Frau oder Excellenz heute noch sollten zu fahren belieben.“

„Danke.“

Johann trat ab.

„Du hast gehört, daß nur der Zufall Dir ungünstig war.“

Herr von Bodner lachte spöttisch auf.

„Du bist, scheint es, naiv genug, das Märchen hinzunehmen. Aber ich möchte Dir empfehlen, eine andere Zucht unter Deinen Leuten einzuzuführen, mehr straffe Disciplin. Güte — pah! — ist gleichbedeutend mit Schwäche gegen dieses Gesindel, das sich erdreistet, seine Abneigung selbst

dem Bruder der eigenen Herrin durch einen raffinirten Schabernack zu Gemüthe zu führen."

„Die Liebe meiner Leute zu erwerben, hast Du Dich meines Wissens nicht bemüht."

„Ich will keine Liebe. Ich verlange Respect von Menschen dieses Schlages. Im Uebrigen — dieser fatalen Debatte können wir rasch ein Ende machen. Der Gegenstand und die Menschen sind mir nicht wichtig genug, als daß ich lange bei ihnen verweilen möchte. Nur nebenher wollte ich Dir zeigen, wessen Du Dich gelegentlich von dieser Deiner Umgebung zu versehen hast . . . Meine Depesche gestern Abend hat Dir nur kurz meine Ankunft gemeldet, ohne Dir über Grund und Zweck meiner Reise Aufschluß zu geben. Ich glaubte, Du könntest über Beides auch ohnehin nicht im Unklaren sein. Was hier vorgefallen ist, bestätigt leider die schlimmsten Befürchtungen, die ich beim Eingehen Deiner unebenbürtigen Ehe Dir weder schriftlich noch mündlich verhehlt habe. Du wirst mir die Erlaubniß zu der Frage geben, was mit Deinem Gatten ist . ."

„Nein!"

„Ich ersuche Dich darum."

„Und ich rufe Dir in's Gedächtniß, daß ich Dir eine Rechenschaft nicht schuldig bin."

„Du irrst Dich! Nicht Dich allein zerrt der Mann in den Staub, sondern auch mich, und ich verlange Mittel und Wege von Dir, dem für die Zukunft vorzubeugen."

„Deine Forderung ist ja sehr kategorisch. Schade, daß Du damit Nichts erreichst. Die Frage, die mein Gatte durch seine plötzliche Reise gestellt hat, habe ich allein zu beantworten, und nur mir."

Der Rath griff in die Tasche.

„Du wirst anderer Meinung werden, wenn Du gelesen hast. Willst Du die Güte haben —?"

Er reichte ihr ein hauptstädtisches Zeitungsblatt, auf dem ein umfangreicher Drucksatz mit Blaustrichen in's Auge fallend markirt war. Helene nahm es widerstrebend.

Das Stichwort: „Ein mysteriöser Fall" war fett gedruckt, der in einer der letzten Zeilen angeführte Name Franz Kreuth gesperrt. Helene las:

„Ein mysteriöser Fall hat sich, wie uns unser Kieler A-Correspondent meldet, auf einem Gute in Holstein zugetragen. Die grauen Mauern des schloßartigen Herrenhauses umspielt die Romantik. Zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts war das Gut im Besitze eines Grafen Luckner, der während der französischen Revolution in Paris dem Beil der Guillotine zum Opfer fiel. Seine Wittwe verkaufte den herrschaftlichen Besitz an einen Grafen von Reeth, der als schneidiger Reitersmann in der Völkerschlacht von Leipzig den Heldentod fand. Zum Andenken an seinen Sohn, der das Gut bis in ein hohes Alter behielt und in seinem Machtgebiete aus freien Stücken die

Leibeigenschaft aufhob, wurde an einem Abhange in der Nähe des Holzsees, eine Viertelstunde vom Gute entfernt, eine Art Kapelle errichtet, die, unter dem Namen des „Klosters“ heute bewohnt, noch gut erhalten ist. Johann von Reeth war kinderlos gestorben. Der Erbe, ein entfernter Verwandter, der seinen Sitz in Paris hatte und die rauschende Weltstadt nicht mit dem einsamen Gute vertauschen wollte, verkaufte es an einen Hamburger Handelsherrn, der bei einer Bootfahrt auf dem tückischen Holzsee verunglückte. Ihm folgte vor nun einem Jahrzehnt der Freiherr Hans von Kehl, der bald nach Uebernahme des Gutes eine junge, blendend schöne und liebenswürdige Gattin auf den alten Herrensitz führte und, um dieser den Aufenthalt angenehmer zu gestalten, das Schloß im Innern mannigfach umbauen und erneuern und mit allem modernen Comfort ausstatten ließ. Die junge Gutsherrin war bei ihrer Verheirathung fast noch ein Kind und tröstete sich, mit vierundzwanzig Jahren Wittwe geworden, durch die Vermählung mit einem namhaften Architecten, von dessen hervorragendem Können ein ihm trotz seiner Jugend übertragener städtischer Bau in Dresden beredt Zeugniß giebt. Mit dieser Hochzeit, die nach Ablauf des Trauerjahres vor wenigen Wochen in aller Stille gefeiert wurde, scheint die Romantik auf's Neue ihre Fäden geschlungen und geheimnißvoll das Herrenhaus von Depenau umwoben zu haben. Seit acht bis zehn Tagen ist der junge Baumeister und Gutsherr von seinem Besitze verschwunden, und die alsbald angestellten Nachforschungen haben nur ergeben, daß er von der Bahnstation Ankendorf mit einem Billet nach Neumünster abgefahren und von letzterem Orte mit einem solchen nach Hamburg weiter gereist ist. Er hat keinerlei Gepäck mit sich genommen und über Veranlassung, Ziel und Dauer seiner Reise mit Niemand gesprochen, selbst mit seiner Gemahlin nicht, die durch die plötzliche Trennung begreiflicherweise auf's Tiefste erschüttert war, zuerst einen Unglücksfall befürchtete und nun sich vor ein Räthsel gestellt sieht, für dessen Lösung sich ihr bisher nicht der geringste Anhalt darbot. Plötzlich herrscht in den prunkvollen Räumen des Herrenhauses, in denen eben noch beseligte Liebe ihr Heim gefunden, wieder die Todtenstille der Trauer, die seit dem sagenhaften unglücklichen Grafen Luckner dort so oft ihren Einzug gehalten hat, und die junge Gutsherrin hofft sehnsüchtig auf ein Lebenszeichen von dem aus reiner, selbstloser Liebe gewählten Manne. . . . Da auch die Provinzpresse anfängt, sich mit dem räthselhaften Falle zu beschäftigen und die Namen der betheiligten Personen offen nennt, liegt keine Veranlassung vor, sie an dieser Stelle zu verschweigen. Der Baumeister ist der hochbegabte Architect Franz Kreuth, seine Gattin die Gutsherrin Helene Kreuth, verwittwete Freifrau von Kehl, geborene Freiin von Bodner. Die Eltern der jungen Frau, die einst am preußischen Königshofe hoch angesehen waren, sind todt; ein Bruder, der letzte Träger des Namens, lebt, irren wir nicht, als hoher Beamter in der Reichshauptstadt. (Kurt von Bodner, wirklicher geheimer Rath im Ministerium des Innern. Anmerkung der Redaction.)

Der Aufhellung des mysteriösen Falles darf mit Spannung entgegengesehen werden."

Die junge Frau bewahrte ihre kühle, verschlossene Selbstbeherrschung. Sie faltete das Blatt zusammen und händigte es dem Eigenthümer wieder ein. —

„Nun?" stieß der Rath ungeduldig hervor.

„Die Thatsache an sich ist richtig: Mein Mann ist abwesend," bestätigte sie langsam. „Auf wie lange, weiß ich nicht; auch das Warum ist mir vor der Hand nicht bekannt. Will er selbst nach seiner Rückkehr den Aufschluß geben, steht es in seinem Belieben. Von mir hast Du eine Auskunft nicht zu erwarten, auch eine Beschwerde nicht, gleichviel nach welcher Richtung Du eine solche etwa vorausgesetzt haben möchtest."

„Das genügt mir nicht. Du erwartest Deinen Gatten zurück?"

„Nicht in dieser Stunde."

„Ich habe nicht nach dem Wann, sondern nach dem Ueberhaupt gefragt!"

„Beides gleich überflüssig."

„Du würdest ihn gar mit offenen Armen wieder aufnehmen?"

„Wenn eine Sorge ihn fortgetrieben hat, habe ich als Erste das Recht, sie zu theilen."

„Aber das ist ja Wahnsinn! Ein Mann, der so ehrvergessen ist —"

„Ich bitte, Dich zu menagiren!"

„Ich fasse Deine fischblütige Ruhe nicht! Es kribbelt mir in allen Fingern, den Schurken —"

„Kurt!"

Sie hatte sich erhoben. Aus ihren Augen lohte flammender Zorn.

„— der unseren alten Namen in den Schmutz zieht."

„Nicht weiter! Ich trage den Namen meines Mannes, nicht den Deinen, das halte Dir gegenwärtig. Ich bedaure, daß Du von Unberufenen in die Affaire hineingezogen bist: Deine Einmischung dulde ich darum durchaus nicht. Der Abwesende kann sich nicht vertheidigen; aber ich als sein Weib trete für ihn ein mit meinem Herzen und meiner Ueberzeugung; ich glaube an ihn, ich stehe zu ihm, mag kommen, was da will. Einer Unehrenhaftigkeit ist der Mann, den Keiner schätzen gelernt hat wie ich, nicht fähig; willst Du ihn mit einem Verdachte verunglimpfen, so weise ich Dich ab mit aller Energie und — bei Gott! — wenn es sein muß: von meiner Schwelle! Geh, von wo Du gekommen bist; thue, was Dir zu thun beliebt: ich habe die Kraft und den Willen, mich und was mich angeht, allein zu vertreten!"

Der Geheimrath biß die Zähne knirschend aufeinander.

„Du bist ein Weib, ich habe das vergessen," zischte er. „Weib und Vernunft — ein ewig bleibender Widerspruch! Aber ich werde Dir zeigen, daß ich die Familienehre zu wahren weiß, mit Deinem Willen oder gegen ihn. Du wirst mich in Kenntniß setzen, sobald der Mann zurückgekehrt ist."

„Keinen Finger werde ich rühren —"

„So werde ich es auf anderen Wegen erfahren — und wehe ihm!"

„Oder Dir! Glaubst Du, ein Franz Kreuth würde Dich fürchten? Dich? — Franz? Gebe der undankbaren Rolle, die Du spielst, nicht noch einen komischen Beigeschmack."

„Genug!" fiel er heftig ein. „Ich bin besorgt gekommen, Dir in kritischer Stunde mit meinem Rath zur Seite zu stehen, und Du weisest mich höhnend ab. Was der einfache, gesunde Menschenverstand Jedem vorschreiben, was jeder Richter Dir zusprechen würde: Die Scheidung von dem Unwürdigen — von Deinem beschränkten Auffassungsvermögen ist dafür Nichts zu hoffen."

„Nein, Nichts! Wir gehen zum ersten Male völlig d'accord. Ich vertraue noch auf eine glücklichere Zukunft, als die Perspective, in Dir als meinem einzigen Verwandten meinen Erben zu sehen, sie mir bieten könnte."

„Willst Du zum Hohn die Beleidigung fügen?!"

„Ich bezwecke Nichts, als Dir zu der Erkenntniß zu verhelfen, daß aus der Verwickelung des mysteriösen Falles Chancen für Dich nicht zu ersehen sind. — — Wann befiehlst Du — daß der Wagen für Dich bereit gehalten wird?"

„Unerhört — — Weib!" keuchte er drohend.

„Meine Frage entspringt der Befürchtung, daß der durch Deinen Besuch auferlegte Zwang — gegenseitig empfunden werden möchte . . ."

„Es sei! — Ich erbitte von Deiner Güte den Wagen sofort."

Er schritt zur Thür.

„Wir sprechen uns wieder. Lebe wohl."

Sie neigte nur leicht das Haupt.

Das Gewitter war vorüber. Die Sonne strahlte warm und lachend auf die erfrischte Natur.

Auf dem Gutshofe, der wie ausgestorben gelegen hatte, wurde es wieder lebendig. Der Inspector ritt auf's Feld. Vor dem Herrenhause hielt der Landauer. Die beiden feurigen Füchse vor dem Wagen tänzelten ungeduldig. Endlich erschien der Geheimrath und stieg ein. Fritz hob den Koffer wieder auf den Bock und schaute dem davonrollenden Gefährt mit ingrimmiger Freude nach.

„Fritz!"

Eilfertig flitzte er in's Haus.

„Ja, Onkel Johann —?"

„Gnädige Frau wollen ausreiten. Satteln, Jung. Du sollst sie begleiten."

Nach wenigen Minuten wurden die Pferde vorgeführt. Im Schritt ging's vom Hofe. Kaum hatten sie den weichen Parkweg erreicht, als die Gutsherrin in scharfen Trab überging. Sie lenkte in einsame Waldwege ein und behielt gegen ihre Gewohnheit die forcirte Gangart bei.

„Das ist schneidig!" frohlockte Fritz und hielt sich dicht hinter der schlanken, geschmeidigen Reiterin.

III.

Der Briefbote war im Herrenhause von Depenau eine seltene Erscheinung. Seit Jahren holte allmorgendlich ein reitender Bote die Postsachen und Zeitungen von dem mit der Bahnstation verbundenen Postamt ab, und wenn doch einmal ein amtlicher Bote sich sehen ließ, so mußte schon für seinen Gang eine nicht gewöhnliche Veranlassung, die Bestellung einer Depesche oder einer eingeschriebenen Sendung, vorliegen. Als der langjährige Briefträger des Bestellbezirkes einen Tag nach dem kurzen Besuche des Geheimraths in das Herrenhaus steuerte, brachte er einen doppelten, eingeschriebenen Brief für die Gutsherrin.

Der sommerlich warme, lachende Herbstmorgen hatte Helene Kreuth schon früh hinausgelockt. Von der Musterung eines mit Früchten besäeten, breitästigen Obstbaumes wurde ihr Blick auf den Boten abgelenkt, der, von Johann geführt, sich ihr näherte. Sie nahm das Schriftstück in Empfang — und konnte ein Stutzen, eine leichte Befangenheit nicht unterdrücken, als sie mit einem schnellen Blicke auf den Umschlag die schöne, etwas weichverschlungene, charakteristische Handschrift ihres Gatten erkannte. Aber die Kraft der starkentwickelten Selbstbeherrschung ließ sie die Anwandlung von Schwäche bald wieder überwinden; mit gewohnter Ruhe bediente sie sich des ihr vom Boten gereichten Bleistiftes, quittirte und gab dem Beamten den Schein mit der Aufforderung zurück, sich in der Küche durch einen Imbiß zu erfrischen.

Den Brief in der Hand ging sie in's Haus . . . Kaum ein rascherer Athemzug hob ihre Brust, keine Beschleunigung im Gange zeugte von einer inneren Erregung. Als sie im oberen Stockwerk auf die Mamsell traf, begrüßte sie sie wie immer mit liebenswürdigen Worten, zog sie in ein bedeutungsloses Gespräch über Hausangelegenheiten und lud sie für den Nachmittag zu einer Wagenfahrt nach einem benachbarten Orte ein.

Sie begab sich im Salon auf ihren Lieblingsplatz, trennte nach wiederholter Betrachtung der Aufschrift und Entzifferung des Poststempels Dresden den Umschlag des Schreibens auf und entnahm ihm mehrere engbeschriebene Bogen.

Sie bewahrte minutenlang die stolze, gewaltsame Fassung . . .

Plötzlich verdrängte ein herber Ausdruck alle Weichheit aus ihren Zügen . . .

Sie las, ohne abzusetzen, mit Unterdrückung jeder Gefühlsregung und sich um so mehr verhärtend, je mehr die Herzenstöne des langen Bekenntnißschreibens in ihrem übertäubten Innern ein Echo zu wecken drohten . . .

Die Leidenschaft der Liebe, die übertreibende Sentimentalität, all' die Widersprüche eines im Tiefsten mit sich zerfallenen Menschenherzens sprachen ergreifend aus den Zeilen und zwischendurch und entrissen dem Manne ein Bekenntniß seines Lebens und Leidens, das die junge Frau mit steigender Erbitterung sich von ihm abwenden ließ.

„Mein angebetetes Weib!" lautete die Anrede, und die gleiche Ueberschwänglichkeit der Stimmung wie aus dieser sprach aus jeder Zeile . . . „Ein Flüchtling schreibt Dir, wagt es, vor Dich hinzutreten und von Deinem großen Herzen Vergebung für den Kummer zu erflehen, in den ich Deinen, unsern kurzen Traum von Liebe und erdeentrückendem Glück verwandelt habe, verwandeln mußte. Mein Weib, ich liebe Dich wie jemals, ich bleibe Dir unwandelbar ergeben bis zu meinem letzten Athemzug! Ich empfinde, fern von Dir, wie ich mit jeder Faser meines Herzens an Dir hänge, mich zu Dir sehne und in bitterem Leide um Dich klage und sorge! Ich stelle mir bange vor, wie Dein Stolz sich windet unter dem herben, ungerechten Schlage, der Dich durch mich getroffen hat, und ich möchte aufschreien in verzehrender Angst, wenn der Gedanke, Du könntest Dich lossagen von mir für immer, in meine gemarterte Vorstellung fällt. Und dennoch — dennoch — — mag ich friede- und glücklos umherirren: erst muß in meiner kranken Seele ein mich von Dir trennendes Bild gestorben sein, ehe ich genesen, ehe ich auf's Neue und mit lauterem, wahrem, ungetheiltem Herzen mich Dir nähern und um Dich werben kann.

Ein Geheimniß, mein Weib, steht zwischen uns, ein Bild aus unvergessener vergangener Zeit: das Bild eines Weibes, das nicht so stolz und hoch, aber jung und schön und gut war wie Du; das Bild eines Kindes aus dem Volke, das mit freudiger, selbstvergessender Liebe an mir hing und — aus dem Grabe auf mich blickt mit sehnendem, todtraurigem Fragen; ein Bild, das ich verlöschbar wähnte und verdrängt durch Dich und das vor meinem Geiste erstand mit unversiegter Macht.

Jahre sind verflogen, seit meine erste Liebe in mein Leben trat — die Liebe, die ich Dir verheimlichen, von der ich durch Dich gesunden wollte zu neuem Sein.

Ein Novembertag war's, der mit seinem Schneewirbeln mich aus der überheizten Studirstube hinauslockte auf die Straße und aus der unwirthlichen Stadt auf die freien, in einen leuchtenden Krystallmantel gehüllten Felder. Der Wind peitschte mir die in dichtem Durcheinander tanzenden Flocken in's Gesicht, ließ den Ausblick oft kaum auf Schritte voraus frei und mich doch vorwärts streben, einem ungewissen Ziele entgegen. Der Fuß sank tief in die Schneedecke, der Weg war nicht mehr zu erkennen; ein heftiger Windstoß ließ mich taumeln, ich stolperte über eine Erdscholle und kam zu Fall. Lachend wollte ich mich wieder erheben, als der Wind heimisch berührende Klänge an mein Ohr trug und mich aufhorchen ließ. Ich erkannte schnell, daß ich mich in der Nähe eines vorortlichen Concertetablissements

befand, und beeilte mich, in diesem vor dem allmählich lästig werdenden Wintertreiben Schutz zu suchen.

In dem hellerleuchteten Ballsaale concertirte eine Militärkapelle . . . An hundert Personen mochten sich trotz des Unwetters eingefunden haben, unter ihnen in einem Kreise von Freundinnen ein Mädchen, ein Kind noch, das mich seltsam fesselte. Ich suchte einen Tisch in ihrer Nähe. Ich hörte kaum etwas von dem Concerte. Ich sah nur sie, grübelte nur über den in sich gerichteten, tiefernsten, fast finsteren Ausdruck ihres blühend gesunden Gesichtes. Trotzig, fast feindselig streifte mich ein paar Mal ihr Gegenblick. Fragende Scheu, Entgegenkommen und Drohung blitzten mir aus ihm entgegen, als ich in dem auf das Concert folgenden Tanzkränzchen sie engagirte. Ich tanzte oft mit ihr. Ihre Freundinnen wollten gehen, sie redete zum Bleiben. Ich tanzte nicht gut, die Freundinnen belustigten sich darüber. Sie wies die neckenden Bemerkungen zornig zurück und blieb, als die Kameradinnen schmollend gingen. Wir tanzten wieder, wir saßen zusammen, wir traten gemeinsam den Heimweg an.

Das war der erste Tag vor vier langen, überglücklichen Jahren. Das Kind war meine erste, hehre Liebe — und ich ihre erste und einzige.

Es war eine wunderbare Verwandlung, die mit ihr vorging. Die Herbheit ihres Kindergesichtes milderte sich; in ihre Augen kam ein Leuchten und Lachen, über die wortkargen Lippen scheues Liebesgeflüster. Sie blieb hochklopfenden Herzens stehen, wenn sie mich von ferne kommen sah, sie schmiegte sich an mich in stummem Entzücken, wenn ich ihr den Arm bot. Ein Tag ohne mich galt ihr nichts, der Tag ohne sie galt mir verloren.

Sie blühte auf wie eine Rose, und das zum Weib gewordene Kind erregte die Bewunderung Aller. Keiner aber lernte so wie ich den Goldgehalt dieses Charakters kennen, der mich mit jedem Tage inniger zu ihr hinzog . . . Ich konnte sie nicht heirathen damals, denn ich war mittellos. Sie fragte nicht darnach; sie war dankbar für das, was der karge Tag ihr bot. Erst nach Jahren, als ich den mir übertragenen Bau der Stadt Dresden nahezu zu Ende geführt hatte, konnte ich auf eine gesicherte Zukunft hoffen und sie glücklich fragen, ob sie ihre Hand mir als mein Weib für das Leben anvertrauen wolle. Sie brach in Schluchzen aus und konnte sich nicht fassen. Aber wie die Erde nach dem Regen in belebendem Sonnenschein, so strahlte sie, als ich ihr den Ring an den Finger schob und dann sie meinen besten, liebsten Freunden als meine Braut zuführte . . .

Glück und Glas! — o, es giebt keine traurigere Wahrheit, als daß eines jäh vergänglich ist wie das andere!

Ich stehe noch heute erschüttert, wenn ich zurückdenke, wie der Sturm meine arme Blume plötzlch knickte und zum Tode niederwarf!

Was gilt doch das eigene Leben, wenn ein anderes plötzlich erlischt, das unendlich besser und theurer war! Ich hätte die Aerzte eines ungeheuren Betruges anklagen können, als sie mich von ihrem Krankenlager forttrösteten,

um mir nach durchwachten Nächten Ruhe zu schaffen und weil keine Gefahr mehr sei, wie sie mir einredeten — um mir den Anblick des grausamen Todeskampfes der Geliebten zu ersparen, wie ich leider allzu spät erfuhr. Als eine der barmherzigen Pflegerinnen bei grauendem Morgen mich aus bleiernem Schlafe weckte und mit gefalteten Händen und Thränen auf dem stillen milden Gesicht vor mir stand, wurde mir die furchtbare Wahrheit mit einem Schlage klar, und ein Schrei wilder Verzweiflung hallte durch das noch in Halbdunkel gehüllte Zimmer. Ich hatte mich angekleidet niedergelegt, taumelnd sprang ich auf, fast bewußtlos flog ich nach dem Sterbehause.

Es war wieder November wie einst, und auf den Straßen lag fußhoch der Schnee. Er wirbelte in dichten Flocken nieder wie vor Jahren und deckte mit seinem Leichenkleide die Erde und all meine Hoffnungen . . .

War das meine Anna, war das meine Braut —? Die Kalte, Starre, die vor meinen schwindelnden Augen lag — die nicht antwortete, nicht hörte auf meine verzweifelten Rufe — die sich nicht rührte, als ich in namenlosem Weh an ihrem Lager zusammenbrach? . . .

War das meine Braut, die im bekränzten Wagen an mir vorübergefahren wurde, als ich, vom Arzte und einer Wärterin gestützt, gebrochen, selbst todtkrank, am Fenster lehnte und mit dem verschwimmenden Blick einen langen Zug von Wagen düster und feierlich vorüberziehen sah? . .

Ruhte unter dem kleinen Erdenhügel, an den ich nach langen Wochen mich führen lassen konnte, die, die mein besserer Theil, mein Alles gewesen war? . . .

Sollte ich sie nie mehr wiedersehen, die ich in der kalten Erde mir nur verlassen, frierend, mit Thränen in den erloschenen Augen vorstellen konnte — —?

Die Erde giebt das Leben des Grashalms in verjüngter Gestalt tausendfach zurück, aber kein verjüngter Menschenleib sprost aus ihr hervor — —

Selbst das Unkraut welkt und stirbt und ersteht zu neuem Wachsen, die köstlichste Menschenblume welkt und stirbt und findet kein Erstehen . . .

Sie war dahin, unwiederbringlich dahin, und mit ihr meine Kraft. Der stolze Bau, an den ich mit so hoher Freude mein Können gesetzt, stand vollendet — meinem Ehrgeiz, meinem Traum von Künstlerruhm und Glanz, meiner Zukunft war mit dem schlichten Kreuze auf dem Grabe der Geliebten ein Grenzzeichen gesetzt, über das es ein Hinaus nicht mehr zu geben schien . . .

Dann — war ein Jahr vergangen, war es nicht so lange, war es länger? — führte das Geschick mich Dir in den Weg, mein Weib. Ich klammerte mich an Deine Liebe; mein Lebensmuth, mein Wünschen für die Zukunft sollte von Dir neu geweckt werden, sollte an Dir erstarken zu wieder belebtem Schaffen.

Voll gläubiger Hoffnung vertraute ich dem Stern, der in Dir mir leuchtend und verheißend aufgegangen war, voll heißen Dankes fühlte ich den Bann weichen, der mich umfangen gehalten hatte — — bis die Schatten der Vergangenheit groß und erdrückend wieder vor mir erstanden und eine Vorstellung in meine Seele warfen, die mich nicht mehr loslassen wollte, die mich im Wachen und Schlafen aufschrecken ließ zu sinnverwirrendem Grübeln und Peinigen . . .

Mein Weib, ich konnte die Seligkeit an Deiner Seite nicht ertragen, ich konnte nicht geborgen sein in Liebe und Wohlergehen, während meine Gedanken am einsamen Grabe weilten und das Bild der Armen heraufbeschworen, die mich geliebt wie Du und die mich anklagte, daß ich sie vergessen in Undank und herzloser Selbstsucht . . .

Was brauche ich zu sagen, wo sie gebettet ist. Der vorbeirauschende Elbstrom singt ihr und den Anderen, die da ruhend vergehen, sein eintöniges Trauerlied; ein Rosenstock, von treuer Hand gepflanzt, streut seine Blätter im Herbstwelken über das Grab . . .

Ich lehnte an dem Kreuze, das ihren Namen trägt, und nahm den Kranz, der es schmückte, um ihn mit den Palmenzweigen zu decken, die meinen Schwur erneuern sollten, daß die Klage der Todten ungerecht, daß ich sie doch nicht dem neuen Lieben geopfert.

Mein Weib, lebe wohl! In der Ferne will ich Heilung suchen, und, wenn ich sie nicht finde, wandern, bis das gequälte Herz zu schlagen aufhört. Alle meine guten Wünsche bleiben bei Dir, und ich flehe um die Gnade, noch einmal in Deine Augen sehen, noch einmal Dich umfangen halten und Dich bitten zu dürfen um Vergeben und Vergessen. Vergieb, vergieb der Theuren, deren Liebe über das Grab hinaus lebendig geblieben ist, Dir zum Verhängniß — und mir.

Tief unglücklich

Dein Franz."

Die zuckenden Hände der jungen Frau zerknitterten den Brief, eine würgende Bitterkeit schnürte ihr Kehle und Brust, und nur die eine Empfindung und Erkenntniß zitterte und brannte in ihr: sie war verlassen um einer Anderen willen, um eines Weibes willen, das noch im Tode stärker war als sie! . . .

IV.

Die Gutsleute verstanden ihre Herrin nicht mehr.

Die junge Frau, die sich über Hausangelegenheiten stets nur von der Mamsell und über die Bewirthschaftung des Gutes von dem Inspector hatte Bericht erstatten lassen, kümmerte sich plötzlich um Alles in eigener Person. Sie erschien früh in der Küche und zeigte ein Interesse für den Gang der Hauswirthschaft, das neu und überraschend war. Sie besichtigte die

Vorrathskammern und den Keller, ließ sich die Wäschespinde öffnen, musterte prüfend die Geschirrbretter und Schränke und hatte durchaus nicht nur Worte der Anerkennung. Räume, die sie nie betreten: die Kammern der Mädchen, mußten ihr aufgeschlossen werden, und sie blickte strafend, wenn es ihr, selbst im Kleinen, an der nöthigen Ordnung und Sauberkeit zu fehlen schien.

Sie durchstreifte dann der Reihe nach alle Gelasse und Gemächer.

„Die Vorhänge sind der Erneuerung bedürftig . . . Etwas mehr Abstauben scheint mir angebracht . . . Der Teppich ist wohl lange nicht geklopft worden? . . . Mehr lüften, liebes Fräulein! Es ist ja dumpf hier, stickig . . . Der Spiegel —! Johann, ist Ihnen nicht aufgefallen, daß er fast blind ist? . . . Ihr Stübchen, Johann? Sauber, bildsauber — ich könnte es mir auch nicht anders vorstellen . . . Mit dem Fritz sind Sie zufrieden? Ich glaube auch, er macht sich . . .“

Der Inspector mußte sie durch die Wirthschaftsräume führen.

Sie hatte ein dunkelgraues Reitkleid angelegt; ein schwarzer Halbcylinder saß kleidsam auf dem blonden Haar. Mit der Reitgerte deutete sie bald auf dies, bald auf jenes.

Ihr Interesse schien unerschöpflich.

Die Leute begrüßte sie stets gleichmäßig freundlich. Ein paar von ihnen redete sie besonders an.

„Na, Drews, was macht man zu Hause? Alles gut? Brav so . . . 'n Morgen, Lüttjohann; die Marie wohl auf?“ Marie war früher Stubenmädchen im Herrenhaus gewesen und hatte Christian Lüttjohann geheirathet. „Bestellen Sie einen Gruß von mir . . . 'n Tag, Tiedgen. So'n Pausback, Ihr Jung! Um den kann man Sie beneiden. Schicken Sie ihn mit einem Korbe zur Mamsell, er soll sich Aepfel holen . . .“

Dann ritt sie aus. Mit dampfendem Thier kam sie zurück.

So ging es eine Woche.

Dann hatte sie das Reiten satt.

Sie wollte fahren lernen. An Fritz' Stelle kam der Kutscher.

Sie übte mit einem Einspänner und faßte schnell. Die Gutsnachbarn und Bauern sahen ihr nach, wenn sie, die Zügel straff, den Blick nach Fahrerart auf das Pferd gerichtet, vorübersauste.

Am dritten Tage ließ sie zweispännig einschirren und zügelte die jungen, feurigen Thiere gewandt und sicher.

Der neue Sport nahm sie ganz in Anspruch. Die Mamsell und der Inspector hatten wieder Ruhe.

Eines Morgens kam sie an den Holzsee . . . Die weite Fläche lag spiegelglatt und gleißte im warmen Sonnenlicht . . . Sie hielt an und stieg ab. Der See war fischreich; sie sah die Silberschuppen der Rothaugen aufblitzen und die mattgoldenen, dunkel gestreiften Barsche sich träge jagen. Ein Hecht, der sich nahe dem Ufer gesonnt oder in räuberischer Absicht ver-

borgen gehalten haben mochte, schoß erschreckt, geräuschvoll in den bergenden See . . .

„Ob sie noch beißen?“ fragte sie den Kutscher.

„Ich meine woll, gnädige Frau.“

An geschützter, schattiger Stelle war ein Steg in den See gebaut; ein grün-weiß gestrichenes Boot lag angekettet. Sie prüfte es. Es war leck, der Boden mit Wasser bedeckt.

Sie stieg wieder auf und fuhr heim.

Auf dem Gut beschied sie den Radmacher zu sich und gab Befehl, das Boot zu revidiren, die Fugen mit getheertem Werg zu verdichten.

Am Nachmittag fuhr sie nach Kiel. Als sie spät Abends zurückkam, ragten über den Dienersitz des Jagdwagens zwei schlanke Bambusschäfte weit hinaus. Ein Packet enthielt Angelzeug.

Nachts mußte Fritz unter Hecken und an den Gebäuden nach Metten suchen. Die Handlaterne des krumm schleichenden Burschen gemahnte an ein Irrlicht.

Am nächsten Morgen wurde geangelt. Die junge Frau hatte vom Angelsport keine Ahnung; Fritz war ihr Lehrmeister.

„So dicht am Ufer? Nee, das is nichts,“ erklärte er. „Die alten Rothaugen!“ fügte er geringschätzig hinzu. „Barsche müssen's sein, un große, un die sind nich hier. Die sind da — am Berge —“ er zeigte mit dem Arm die Richtung — „da, wo das Wasser grün is — sehen, gnädige Frau?“

Nein, sie sah nicht. Fritz ruderte hinaus.

„Hier is er. Der See is sonst tief, an die vierzig un fünfzig Faden un noch mehr. Aber hier is 'n Berg, un da sind sie.“

Er ließ vorsichtig einen mitgenommenen kleinen Anker niedergleiten.

„Sehen Sie, er faßt schon.“

Helene hielt die Metten mit dem Taschentuch.

Fritz griente.

„Das geht nich, Madame. So —!“

Er befestigte den sich windenden Köder und warf die Angel aus. Und eine zweite.

Die Fische bissen.

Die Beute war eine über Erwarten reiche. Die junge Frau konnte sich nicht trennen. Die Sonne stand im Zenith, als sie endlich abbrach.

„Morgen wieder,“ bestimmte sie.

Und jeden Tag ging's auf den See, sie bekam Fertigkeit und stand dem Lehrmeister wenig nach.

Dann gingen die warmen Tage zu Ende. Der See hatte einen Wellengang, der das Angeln unmöglich machte.

Die Gutsherrin bekam einen anderen Einfall. Sie wollte auf die Jagd gehen. Der Förster mußte sie unterwerfen. Sie übte stundenlang.

„Ein Ballern wie bei'm Scheibenschießen," murrte eines der Küchenmädchen, die von dem ununterbrochenen Knallen nervös wurde.

Der Förster warf Knüppel hoch; Helene schoß darnach und schoß vorbei. Sie traf immer vorbei. Sie pürschte mit dem Förster und fehlte consequent.

Das befriedigte sie nicht. Sie gab die Jägerei wieder auf und griff auf einen Sport zurück, dem sie früher mit Leidenschaft gehuldigt hatte. Sie radelte.

Wenn es die Gutsherrin trieb, mußte es sich wohl schicken; auf fremde Radfahrer sahen die Leute unverhohlen verächtlich.

Strömender Regen durchweichte die Landstraßen und machte das Radfahren zur Last.

Nun gab es Gesellschaften, einen Abend um den andern.

„Mein Mann?" erklärte Helene bei der ersten Gelegenheit lakonisch: „Studienreise. — Ich bin eine Künstlerfrau und verstehe ihn." Und sie hatte eine stolze Manier, ein weiteres Eingehen abzulehnen, daß Niemand das gefährliche Thema berührte.

Dann kamen die Gegeneinladungen. Sie war stets unterwegs oder daheim von Fremden umgeben.

Plötzlich hatte sie den Trubel satt.

Sie ließ die Mamsell rufen.

„Liebes Fräulein, ich werde Sie ein paar Wochen allein lassen. Ich weiß in Ihren Händen ja Alles gut aufgehoben und kann ohne Sorge abkommen. Wollen Sie meine Koffer packen helfen? Ich reise morgen früh und schreibe Ihnen bald."

Und dann reiste sie.

Der neue Hafen in Hamburg fesselte sie. In Hannover fuhr sie mit Vorliebe nach Herrenhausen hinaus. Der schöne alte Königssitz mit seinen Schätzen hielt sie fast eine Woche in seinem Bann. In der Reichshauptstadt besuchte sie die Oper und das Schauspielhaus, das alte Königsschloß, die Museen, das Aquarium. In der National-Gallerie traf sie auf ihren Bruder. Da er sie nicht bemerkt hatte, wich sie ihm aus, kehrte in's Hôtel zurück und fuhr nach Leipzig ab . . . Eine innere Unrast trieb sie von der alten Handelsstadt weiter.

Sie blätterte im Cursbuch. Die Orientirung wurde ihr, wie allen Frauen, schwer.

„Leipzig-Riesa-Dresden", las sie endlich. Und dann: „Leipzig-Dresdener Bahnhof ab 8,26, Dresden-Neustadt an 10,15".

„Wohin, gnädige Frau?" fragte der Portier des Hôtels devot, als sie nach eintägigem Aufenthalt früh im Reisekleid erschien.

„Dresden."

V.

Sie kannte Dresden.

Im Hause des Bauraths Drendsoll, eines in Sachsen acclimatisirten Skandinaviers, nach dessen Plänen der theilweise innere Umbau des Depenauer Gutshauses erfolgt war, hatte sie den jungen Architecten Franz Kreuth kennen gelernt; im gleichen geselligen Kreise den Kaufmann Edmund Althaller, Mitchef der Firma Maßmann und Althaller, den intimsten Freund Franz Kreuths.

Helene gestand sich im einsamen Zimmer ihres Hôtels zum ersten Male selbst ein, daß das Flüchten vor sich selbst sie daheim nach immer neuer Zerstreuung hatte umsehen lassen; daß die Sehnsucht nach der Heimat des Gatten sie fortgetrieben; daß sie, gegen sich selbst kämpfend, nur zögernd ihrem Ziele zugestrebt. Und sie legte sich das quälende Eingeständniß ab, daß sie von dem Manne — — von dem Weibe hören wollte, deren Angedenken ihr kurzes Glück so grausam untergraben hatte.

Sie ließ sich das Adreßbuch bringen und notirte sich die ihr entfallene Privatadresse Althallers. Obgleich der Weg nach der in der Neustadt gelegenen Wohnung ein ziemlich weiter war, ging sie zu Fuß. Auf der Augustusbrücke fiel ihr ein Stocken des Verkehrs auf. Bald entdeckte sie die Ursache. Im offenen Wagen näherte sich der König. Sie verneigte sich während der Vorüberfahrt und bemerkte, wie das helle, echte Güte strahlende Auge König Alberts flüchtig auf ihr ruhte. Mechanisch schritt sie weiter. Der Menschenstrom umbrandete sie, und sie war froh, abseits von dem Gedränge eine weniger frequentirte Straße einschlagen zu können.

Von den beiden neuen Brunnen auf dem Albertplatze hatte ihr Gatte mit Ausdrücken der Begeisterung gesprochen. Sie ließ die Meisterschöpfungen auf sich einwirken und bewunderte das Leben und die Harmonie der Gruppen und Einzelfiguren.

Dann bog sie in die Königsbrückerstraße ein.

Edmund Althaller und Frau waren zu Hause.

„Meine gnädigste Frau Kreuth!“ rief der Hausherr lebhaft, und aus dem guten, runden Gesicht sprachen Ueberraschung und spontan theilnehmende Besorgniß. „Ich bitte, ein lieberer Besuch hätte uns nicht kommen können! Marie, Frau! Schau doch, wer da geflogen kommt! —“

„Meine liebe, gnädige Frau! O Sie? Seien Sie tausend Mal willkommen!“

Marie Althaller hatte die junge Gutsbesitzerin schon seit der ersten Begegnung in's Herz geschlossen und Helene die freundschaftliche Neigung erwidert. Wenn es trotzdem nicht zu einem im engeren Sinne intimen Verkehr gekommen war, so war doch die freundliche Gesinnung von beiden Seiten gewahrt worden und kam beim Wiedersehen wohlthuend zum Ausdruck.

Es war ein kalter Novembertag. Helene hatte ein Pelzjacket angelegt. Frau Marie half ihr geschäftig beim Ablegen, während Althaller daneben stand und auf den Besuch einredete.

„Nun aber in die warme Stube. Es wird ernstlich Winter draußen — wie viel Grad sagte Drendsoll, Marie? — fünf? Na, ein ganz guter Anfang. Sollten's aber nicht mehr sein? . . . So, gnädige Frau, jetzt werden wir aufthauen . . ."

Die Einrichtung der Zimmer war bürgerlich einfach, aber freundlich und zum Behagen stimmend wie die Bewohner.

Während Frau Marie den Kaffeetisch deckte, drehte sich zwischen ihrem Gatten und dem Besuch das Gespräch alsbald um den jungen Architecten. Helene selbst war es, die den Faden aufnahm. Sie hatte sich so lange nach außen hin abgeschlossen, daß es sie drängend darnach verlangte, endlich einmal die Maske kalter Selbstbeherrschung fallen zu lassen, sich auszusprechen und zu erleichtern.

„Lieber Herr Althaller — nicht wahr, Sie können sich denken, daß ich Sie etwas fragen, daß ich mit Ihnen von — von Franz — sprechen möchte?"

Er stand rasch auf und gab ihr beide Hände.

„Meine gnädigste Frau, ich verstehe meinen alten Franz nicht, ich weiß nicht, was in den Jungen gefahren ist — so eine Thorheit! Aber ich bitte, glauben Sie es uns — Marie und ich haben oft davon gesprochen — schlecht ist der Franz trotz Allem nicht, wir kennen ihn ja so lange und so viel besser als die, die jetzt über ihn herfallen mögen . . ."

Helene nickte.

„Ja, ja. Aber er hätte mir das nicht thun sollen — das nicht —" klagte sie, und wenn auch ihre Augen trocken blieben, lag auf dem Gesicht ein Zucken, das die tiefe Erregung des Gemüthes verrieth. Sie schwankte zum ersten Mal im verlorenen Gleichgewicht, und der herbe, stählende Stolz schmolz zusammen im nur übertäubten Schmerze um den geliebten Mann.

„Was habe ich ihm gethan?" fragte sie weich.

„Sie ihm? O bewahre — der Franz hat unverantwortlich gegen Sie gehandelt! Solches Leid über Sie zu bringen! Wir wollten unseren Augen nicht trauen, als die Zeitungen — — Machen Sie sich nichts daraus, die schreiben so viel! — Wenn ich nur — — Wissen Sie was? Meine Frau soll es Ihnen sagen. Marie! komm doch mal her, sei so gut!"

Er eilte in's Nebenzimmer, reichte seiner Gattin den Arm und führte sie zu dem Gaste.

„Marie, sag Du's. Ihr Frauen versteht Euch besser. Ja, Schatz?"

Die Hausfrau mochte dem Gespräche gefolgt sein oder mit feinem weiblichen Tacte errathen, um was es sich nur handeln könne. Sie ließ sich neben der jungen Frau nieder, nahm deren eine Hand in die ihre und fragte voll herzenswarmer Theilnahme:

„Ja, soll ich Ihnen sagen, wie wir uns den Hergang zurechtgelegt haben?"

„Bitte, liebe Frau Marie."

„Gern. Aber Sie sollen sehen, es wird noch Alles gut . . . Du, Edmund, wie lange kennen wir Franz? An die acht Jahre, nicht? Ja, und in dieser ganzen Zeit haben wir ihn lieb gewonnen und nichts an ihm entdeckt, als ein goldehrliches, treues, warmes Herz . . . Ich weiß, Edmund und ich feierten auf dem Belvedère die Wiederkehr unseres Hochzeitstages — vor einem Jahre hatten wir geheirathet — bei einer Bowle, da brachte Drendsoll — oder war's ein Anderer — den Franz zum ersten Male mit. Und von da hat er sich uns angeschlossen, ist er fast täglich bei uns ein und aus gegangen. Das sind gerade acht Jahre. Und in der Zeit hat er viel erlebt, viel Gutes und viel Trübes. Und das Trübe — ja, das haben wir gedacht — das hat ihn von Ihnen — für eine Zeit — fortgerissen."

Helene nickte.

„Ich weiß."

„Ja?"

„Er hat es mir — geschrieben . . ."

„O, dann ist es gut . . . Siehst Du, Edmund, was wir gesagt haben? Er kann sie nicht vergessen . . . Liebe Frau Helene, Franz hat einen Schmerz zu überwinden, einen großen Schmerz. Die Welt sagt, er hätte hier eine Liaison gehabt. Nein, nein, glauben Sie das nicht. Ein reines, schönes Mädchen liebte er — die brachte er uns als seine Braut — blond wie Sie, mit strahlenden, großen Kinderaugen, mit einem Goldherzen — wir haben sie sehr, sehr lieb gehabt . . . Und die ist ihm gestorben, ganz plötzlich . . . Sie faßte überall selbst mit an — sie war es gewohnt aus ihrer armen Kindheit. Sie faßte auch mit an, als ihre Einrichtung kam. Sie ordnete, schob, rückte an den schweren Möbelstücken und that sich Schaden. Sie erkrankte und welkte unrettbar. Vier Aerzte mühten sich um sie — der Tod griff doch zu . . . Und Franz war gebrochen. Er lag schwerkrank. Als er genesen war — nicht mehr zu erkennen: Ein Schatten von ehedem! Wollen Sie sie sehen, um die er litt?"

„Sie haben ein Bild?"

„Ja."

Es stand auf dem Schreibtisch des Hausherrn, und es war Helene schon aufgefallen, ohne daß sie ahnte, wen es vorstellte — Edmund holte es.

Ein Rahmen von braunem Leder und gleichfarbenem Plüsch umspannte das Bild.

Es war colorirt . . . Kein Schmuck auf dem blauen, duftigen Kleide als ein Blüthenzweig von Granaten, in dem schweren blonden Haar ein schlichter Pfeil . . . Ein fesselndes, sprechendes, feines Gesicht . . . Die Augen groß, offen, leuchtend; die Stirn hoch und frei, Nase und Kinn edel, der Mund feingeschnitten . . .

Helenens Finger, die das Bild umklammert hielten, zitterten.

„Wo — schläft sie?" fragte sie leise.

„Soll ich Sie hinausbegleiten?"

„Ich bitte, Frau Marie."

„Wie gern."

Helene nippte stumm von dem duftenden Mocca. Sie drängte zum Aufbruch. Frau Althaller beeilte sich, der Hausherr sorgte für einen Wagen.

Ergriffen stand die verlassene Frau am schmucklosen Grabe. Verblaßte Palmenzweige — von des Gatten Hand — deckten den Hügel. Das schlichte Holzkreuz verzeichnete Namen, Geburts- und Sterbetag.

Frau Althaller hielt sich still abseits. Ein wehmüthiges Erinnern durchzitterte sie . . .

„Das Kreuz sollte nicht bleiben," erzählte sie auf dem Rückwege. „Ein Denkmal — das schönste des Friedhofes — wollte er ihr setzen. Wochen, Monate arbeitete er an dem Entwurfe dazu. Aber dann konnte er ihn nicht ausführen lassen. Der Bau brachte ihm kein Geld, es ging Alles darauf. Er blieb so arm, wie er gewesen war . . . Als er sich mit Ihnen vermählte, gab er das Blatt uns. Sie könnten nichts dagegen haben, meinte er, wenn er die todte Liebe doch noch ehrte. Nur warten wollte er, es Ihnen erst sagen . . . Und nun ist es so gekommen, nun muß unsere Todte unter dem Kreuze noch weiter schlafen . . ."

„Geben Sie die Zeichnung mir, Frau Marie!"

Althaller holte das Blatt ohne Zögern.

„Ich will die Todte ehren," erklärte Helene Kreuth, und ihr Haupt mit dem thränenüberströmten Antlitz lehnte an Frau Althallers Schulter.

IV.

Es war wieder Sommer geworden.

Der Himmel lachte in wolkenlosem Blau, die Luft war warm, die Rosen blühten — ein Sommerjubiliren in Busch und Baum, in den Gärten und Feldern, unter den fröhlich schwärmenden Menschen und an der Stätte des Todes . . .

Franz Kreuth war in die Heimat zurückgekehrt. Sein Antlitz war gebräunt; männlich, selbstbewußt, fest, gerade sein Blick, seine Haltung, sein Gang.

Er steuerte durch die Gräberreihen des Friedhofes von Tolkewitz nach der Ruhestätte der todten Geliebten.

Jetzt wollte er ausführen, was er einst geplant; jetzt konnte er es. Er hatte keine Reichthümer gesammelt im fernen Wunderland der Pyramiden, aber er nannte nach einem Jahre ernsten Schaffens genug sein eigen, um zu verwirklichen, was einst nicht in seiner Macht gelegen hatte. Unter einem Denkmal von Künstlerhand sollte sie geborgen sein, die er nicht hatte ver-

gessen können und die er in nun schmerzlosem Gedenken halten wollte sein Leben durch. Aber dann wollte er heimkehren zu der Anderen, der Lebenden, zu der in harter, befreiender Arbeit die Liebe gewachsen war mit dem Verbleichen und Weichen des Schattenbildes . . .

Hatte er sich geirrt?

Was war das?

Er fuhr aus dem Brüten auf in maßloser Ueberraschung.

Täuschte ihn eine Vorspiegelung seiner Sinne?

Wachte, träumte er?

War er irr?

Auf dem Grabe der Geliebten sein Denkmal?

Ausgeführt zu mächtiger Wirkung, was er einst seinem wunden Können abgerungen, mit unsicherer, zitternder Hand dem Papiere anvertraut?

Ein reiches, kunstvoll geschmiedetes Gitter umfriedete einen Blumenhügel; von epheuumranktem Postament leuchtete unter schützender Wölbung die sprechend ähnliche Büste der Geliebten . . . Ein Traum, sein Traum von ehemals in packender, sinnbetäubender Wirklichkeit . . .

Er las fliegend den Namen und die Daten und darunter die von ihm selbst gewählte Inschrift: ‚Tochter, Schwester, Braut, schlafe sanft‘ . . .

„Wer hat das für sie, für mich gethan?"

Die Schläfen hämmerten ihm, die quälende Frage raubte ihm fast den Athem.

Er stürzte davon.

Er traf den Kirchhofwächter und fragte stürmend.

Der besann sich . . .

„Mit der Büste?" fragte er.

„Ja, ja!"

„Eine fremde Dame. Eine Gutsbesitzerin — glaube ich. Ich muß das Grab in Ordnung halten . ."

Franz Kreuth hörte nicht mehr. Fliegenden Schrittes eilte er davon. Der Wächter sah dem aufgeregten Manne kopfschüttelnd nach.

Edmund Althaller erschrak, als nach kurzem, schrillem Klingeln der Freund vor ihm stand, keuchend, mit fahlem Antlitz.

„Edmund — wer — um Gotteswillen — — Helene war hier?"

Der Gefragte nickte.

„Und sie — sie hat draußen — das Denkmal — — sprich, Mensch, sprich! —"

„Ja, sie hat es setzen lassen."

Mit einem erschütternden Aufstöhnen brach der Heimgekehrte an der Schwelle in die Kniee.

„Mein Weib — verzeih! Ich war ja sinnlos — war umnachtet — mein Weib, mein Weib —"

Althaller faßte ihn am Arm. Er hatte schelten wollen und fand nur Worte der Beruhigung.

„Komm, Franz — komm, Jung —"

„Hat sie mir verziehen?" schrie der Knieende in tiefster Pein . . . „Ach, was frage ich! Sie hat — sie hat! Edmund, alter, bester Freund, sie hat — sag' ja! ja!"

„Ja, Franz. Und komm, faß Dich."

Franz sprang auf und umarmte den Freund stürmisch.

„Schilt nicht — sag' nichts. Ich konnte nicht anders. Nun bin ich gesund. Nun will ich zu ihr. Nein, ich bleibe nicht, ich fahre sogleich, sofort . . Marie, wo ist Marie? — Ich kann sie nicht erwarten — ich muß fort — ich komme wieder — mit ihr, mit Helene, mit meinem Weibe — die Todte ist es zufrieden — sie sind versöhnt — und Helene wartet auf mich — —"

„Ja, Freund, sie wartet."

Noch ein Umarmen, ein fester, fast schmerzender Händedruck — und Edmund sah dem wiedergekehrten Freunde voll freudiger Befriedigung nach . . .

Endlos dünkte dem Reisenden die Fahrt. Nach langen Stunden Hamburg, schier unerreichbar fern Neumünster, eine Ewigkeit die letzte kleine Strecke bis Ankendorf . . .

Der Tag ging zur Rüste, die Gutsarbeiter kehrten von den Feldern heim. Im Trott schritten die schweren Lastpferde, die beladenen Erntewagen knarrten unter der hochgethürmten Last . . . Am Horizont, über dunkel und scharf sich zeichnender Waldsilhouette neigte sich der Sonnenball hinab, auf die Felder senkte sich schleiernder Nebel.

Im Herrenhause wurden die Lichter entzündet. Mit schwer verhaltenem Grimm stand Fritz im Gemache des Geheimraths, der zum wieder unerbetenen Besuch gekommen war. Mit Vorwürfen, Bitten und Drohungen drang der Geheimrath im Salon auf seine Schwester 'ein — stolz, voll ungebrochener Willenskraft wies die Gutsherrin ihn zurück, wie schon einmal.

Fritz erschrak heftig, das Zündzeug entfiel ihm, als er wieder auf den Flur trat und sich plötzlich dem Gutsherrn gegenüber sah, dem lange Vermißten, Ersehnten, endlich Heimgekehrten. Und dann kam eine helle Freude in sein ehrliches Gesicht und ein Frohlocken, und hastig übernahm er die Führung nach dem Salon.

„Da is sie!"

Und er riß die Thür weit auf, daß der helle Lichtschein von der Krone sich auf den Flur und voll auf den Mann ergoß, der unerwartet im Thürrahmen stand und dessen Anblick die junge Frau mit einem Jubelruf aufspringen ließ.

„Mein Franz!"

„Mein Weib!"

Geheimrath von Bodner starrte wie entgeistert auf das Paar.

Kein Vorwurf von der Frau — ein glückliches Vergeben und schluchzendes Jubeln.

Er war überflüssig, total überflüssig. Er fluchte im Innern dem Schurken und zog sich trotz glühenden Hasses zurück.

Er vergaß alle Würde, stampfte in seinem Zimmer den Teppich und stieß unarticulirte Verwünschungen aus. Der Schweiß perlte ihm auf der Stirn, die glatte Geheimrathsmiene war verzerrt . . .

Zum zweiten Mal fuhr er ab.

„Bursche, den Koffer, wird's?" herrschte er Fritz an.

„Nein!" klang es trotzig.

Johann Pries schob sich besorgt dazwischen.

„Ruhig bist, Jung, dummer —"

Fritz funkelte dem Rath in's Gesicht.

„Elender!" fauchte der Geheimrath.

Fritz packte den Koffer, eilte an die Treppe und warf ihn hinab. Krachend schlug er auf.

„Gesindel!" knirschte der Rath, „und das muß man sich bieten lassen, wenn man nicht handgemein werden will —"

Er drehte sich verächtlich ab. Nach Minuten tönte das Rollen des Wagens . . .

„Jung, Jung," sagte Johann Pries strafend, „so'n Brausekopf! Wenn das man immer gut geht. Wie kann man sich so vergessen —"

„Ich hasse ihn," zischte Fritz.

„Aber jetzt bist Du zufrieden?"

Schnell besänftigt lachte er.

„Ja, Onkel Johann. Wenn er man blos nich wieder weggeht."

„Der Herr Kreuth? Nee, das wird er woll nich."

„Un was die Andern sagen werden! Un der Inspector un die Mamsell. Du, Onkel, ob's nu auch richtig wird mit den Beiden?"

Er lachte schelmisch. Aller Groll war vergessen.

„Ja, Jung, das müssen wir abwarten. Leiden mögen sie sich ja woll. — Nein, die Freude für unsere Gnädige!"

Das ganze Gut war in Aufruhr. Im Herrenhaus, in der Meierei, in den Ställen und Scheunen wurde das Ereigniß wichtig und freudig besprochen.

Im Salon schwelgte das junge Paar im beschwingenden Glück der erneuten Vereinigung. „Mein Weib," jubelte der Mann, „der Kampf mit dem Grabe ist zu Ende, und wir, die Lebenden, sind die Sieger geblieben. Das Andenken an die theure Schläferin kann uns nicht mehr scheiden, es kann uns nur noch fester einen. Dank, Dank Dir!"

Adélie-Land.
Aus: Bibliothek der Länderkunde von Alfred Kirchhoff und Rudolf Fitzner. Band I.
Verlag von Schall und Grund, Berlin.

Illustrirte Bibliographie.

Bibliothek der Länderkunde, herausgegeben von Alfred Kirchhoff und Rudolf Fitzner. Band I: Antarktis von Dr. Carl Fricker. Berlin, Schall & Grund.

Das Bedürfniß, sich über die Länder in der Nähe und Ferne Kenntniß zu verschaffen, ist in jüngster Zeit erheblich stärker geworden, als in früheren Jahrzehnten; zu dem idealen Antriebe haben sich jetzt praktische Interessen hinzugesellt. Großkaufleute, Industrielle, Techniker und Colonialpolitiker können vielfach nicht mehr umhin, die Länder, zu denen sie in Beziehung treten wollen oder müssen, einem mehr oder minder gründlichen Studium zu unterziehen, und die erdkundliche Litteratur kommt ihnen hierbei in jeder Weise entgegen. Ja, der geographische Wissensstoff ist in's Ungeheuere angewachsen und theils in Zeitschriften, theils in Monographien niedergelegt und aufgestapelt, aber gerade dadurch für Viele unübersichtlich und undurchdringlich geworden. Daher ist das Unternehmen der Verfasser, jeden der in Betracht gezogenen Erdräume auf wissenschaftlicher Grundlage von einem tüchtigen Kenner gemeinverständlich zur Darstellung zu bringen und durch naturgetreue Abbildungen, sowie zweckmäßig gewählte Karten zu veranschaulichen, höchst lobens- und dankenswerth. Die einzelnen Bände werden an Umfang sehr ungleich sein und zwischen 12 bis 24 Bogen schwanken, aber für jedes Ländergebiet ist immer nur ein Land in Aussicht genommen, damit die „Bibliothek" in absehbarer Zeit ihren Abschluß erreicht. Inhaltlich soll sie so beschaffen sein, daß sie nicht etwa kurzweiliger Unterhaltung, sondern vielmehr ernster Belehrung dient, ohne gerade den spröden Ton des Lehrbuches anzuschlagen.

Der Verfasser der Antarktis, mit der die Reihe der Bände eröffnet wird, kennt zwar die Südpolar-Gegend nicht aus eigener Anschauung; es giebt aber nach Capitän Dallmanns Tode überhaupt Niemand, der sie mit eigenen Augen gesehen hat. Dafür beruht die Darstellung überall auf den Originalquellen, deren wichtigste im Anhange aufgeführt sind, und die große Lückenhaftigkeit unserer Kenntnisse von jenen unwirthlichen Gebieten wird wenigstens einigermaßen ausgefüllt durch eine große Menge ganz vortrefflicher Originalbilder und der vom Verfasser in verbesserter Gestalt beigegebenen Karte des Nordpolgebietes von Vincenz v. Haardt.

Zunächst werden die Grenzen des zu betrachtenden Gebietes nach dem polaren Klima und der Eisverbreitung genau festgelegt. Darauf folgt eine ganz vortreffliche Geschichte der Erforschung, die von den Anschauungen des Alterthums und des Mittelalters ausgeht, dann bei Amerigo Vespucci verweilt und schließlich die Forschungsreisen der Neuzeit bis zu der belgischen Expedition verfolgt, die am 16. August 1887 unter Führung von de Gerlache an Bord der „Belgica" Antwerpen verlassen hat, und deren Leistungen noch

der Zukunft angehören (S. 101). Im dritten Capitel finden wir eine eingehende Beschreibung der Polarländer nach ihrer Oberflächengestalt und ihrem geologischen Aufbau. Das vierte Capitel beschäftigt sich mit dem Klima. Wenn die Antarktis, heißt es da S. 177, bis auf den heutigen Tag das unbekannteste Gebiet der Erde geblieben ist, so

James Clark Roß.
Aus: Bibliothek der Länderkunde von Alfred Kirchhoff und Rudolf Fitzner. Band I.
Verlag von Schall und Grund, Berlin.

verdankt sie dies einzig und allein der so unwirthlichen, jede bleibende menschliche Ansiedelung ausschließenden Natur ihres Klimas, der gegenüber die nördlichsten bekannten Länder der Arktis zum Theil fast paradiesisch erscheinen müssen. Und weiterhin S. 191: Die Arktis kennt immerhin ausgedehnte Landstriche, die im Sommer nach der Schneeschmelze nicht blos den Felsboden, sondern selbst eine den Umständen nach üppige Vege-

tation zeigen. Spitzbergen vermag, zwischen 78° und 80° N. gelegen, noch große Heerden von Rennthieren, Lemmingen und Schneehasen auf seinen Triften zu ernähren, und dasselbe gilt vom östlichen und westlichen Grönland, in denen beiden ein reiches Thierleben

Landung beim Adélie-Land.
Aus: Bibliothek der Länderkunde von Alfred Kirchhoff und Rudolf Fitzner. Band I.
Verlag von Schall und Grund, Berlin.

herrscht, ebenso wie in den echt polaren Regionen des nördlichen Asiens und Amerikas. Nichts davon findet man in der Antarktis. Mit Ausnahme der unter 54—55° S. in der nämlichen Breite wie die hinterpommersche Küste gelegenen Insel Süd-Georgien ist Alles auch im Hochsommer vollkommen unter Schnee und Eis begraben. Im 6. Capitel

Cap Crozier und Mt. Terror.
Aus: Bibliothek der Länderkunde von Alfred Kirchhoff und Rudolf Fitzner. Band I.
Verlag von Schall und Grund, Berlin.

(S. 210) erfahren wir dann, daß der Landschaft Süd-Georgiens den eigentlichen Charakter namentlich das hier abgebildete Tussock-Gras verleiht, eine Graminee, deren steifborstige Blätter auf kleinen, selbstgeschaffenen Rasenhügeln sich bis zur Länge von 1,5 m erheben. — Das Buch ist voll **von Anregung für jeden Menschen**, der auf Bildung Anspruch erhebt, und vortrefflich geschrieben; es leitet die ganze Sammlung durchaus vortheilhaft und empfehlend ein.

H. J.

Tussock-Gras.
Aus: Bibliothek der Länderkunde von Alfred Kirchhoff und Rudolf Fitzner. Band I.
Verlag von Schall und Grund, Berlin.

Bibliographische Notizen.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Im Verein mit Dr. H. Siebeck, Professor in Gießen, und Dr. J. Volkelt, Professor in Leipzig, herausgegeben und redigirt von Dr. R. Falckenberg, Professor in Erlangen. Band 111. Leipzig, Verlag von Pfeffer.

Es ist eine ehrenvolle Aufgabe, ein Wort zur Empfehlung dieser seit vielen Jahrzehnten bestehenden und rühmlichst bekannten Zeitschrift zu sagen, deren bedeutenden wissenschaftlichen Werth zu würdigen hier nicht der Platz ist. Hervorgehoben aber sei, daß dieser Band nicht nur Fachgelehrten, sondern allen für vertiefte geistige Bildung interessirten Lesern reichen Gewinn bietet.

Von den zahlreichen größeren Artikeln ist gleich der erste hervorzuheben: „Das Recht des Individualismus“ von Johannes Volkelt, der gegen eine einseitige Betonung des socialen Gedankens, gegen die Ueberschätzung der Lehre von der Macht des „Milieus“ und der Gattung die „uneinnehmbaren Stellungen des Individualismus“ glänzend entwickelt. Der wissenschaftlich interessanteste Aufsatz dürfte der von Ludwig Busse sein: „Die Bedeutung der Metaphysik für die Philosophie und die Theologie.“ Er wendet sich scharf und klar gegen die metaphysikfeindlichen Kreise und ist besonders deshalb bemerkenswerth, weil er einige Grundfragen der „Kritik der reinen Vernunft“ in eine neue Beleuchtung rückt, die außerordentlich fesselt. Die Grundstimmung des Aufsatzes spricht aus folgenden Worten: „Die Ansicht, daß Kant die Metaphysik ein für alle Mal vernichtet habe, ist nicht richtig, und die Philosophen und Theologen, welche im Vertrauen auf die Richtigkeit des von ihm der Metaphysik ausgestellten Todtenscheines sich bereits als ihre lachenden Erben betrachteten, haben zu früh triumphirt ... Philosophie ohne Metaphysik ist unmöglich.“ Von allgemeinstem Interesse ist ferner der vom Herausgeber gelieferte ausführliche Auszug aus mehreren bisher ungedruckten Briefen Hermann Lotzes an den bekannten Philosophen Theodor Fechner und dessen Frau. Erwähnt seien noch die Aufsätze von Lülmann: „Leibniz' Anschauung vom Christenthum“, Pfenningsdorf: „Bewußtsein und Erkenntniß“ und Stock: „Psychologische und erkenntniß-theoretische Begründung der Ethik“. Eine große Anzahl von Recensionen unterrichten über die neuesten philosophischen Werke. Br-e.

Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen mit Beiträgen hervorragender Schriftsteller und Fachgelehrten herausgegeben von Karl Werkmeister.

„O mich dünkt immer, die Gestalt des Menschen ist der Text zu Allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt.“ Diese Worte Stellas geben dem Bedürfniß den lebendigsten Ausdruck, das die Herausgabe eines großen Bilderwerkes der bedeutendsten Frauen und Männer unsers scheidenden Jahrhunderts hervorrief. In der ersten Lieferung wurden uns die Brüder Grimm mit einer biographischen Würdigung von Hermann Grimm bescheert und eine Reihe anderer bedeutsamer Gestalten aus den verschiedensten Gebieten. In der vorliegenden zweiten Lieferung steht Arthur Schopenhauer an der Spitze mit einem Aufsatz des feinen Schopenhauerkenners Eduard Grisebach. Besonders interessant ist die berühmte Radirung des markigen Kopfes von Gustav Freytag, die Karl Stauffer-Bern entwarf. Die Idee, in einer solchen Bilderfolge die Reihe mächtiger Persönlichkeiten, die unser neunzehntes Jahrhundert erstehen ließ, einmal vor Augen zu führen, dazu die kurzen Erläuterungen in der gedrungenen Form der biographischen Würdigung von Seiten berufener Kenner, und das Ganze in geschmackvoller Darbietung in großem Format, eleganter Ausstattung und gediegener Ausführung — legt die Vermuthung nahe, daß dieses Unternehmen glücklichsten Erfolg haben wird. So bunt zusammengewürfelt die Meister uns hier auch zunächst entgegentreten, gerade in der völligen Ordnungslosigkeit liegt ein gewisser Reiz, und dieser Umstand läßt zum Mindesten schon eine Reihe von Vorwürfen gegen irgend eine gewollte absichtliche Anordnung nicht aufkommen. Auch hat es mit der Bevorzugung Einzelner durch längere begleitende Aufsätze eben keine tiefere Bewandtniß. Die also Ausgezeichneten mögen sich ihres Vorzugs erfreuen, ohne daß damit die übrigen als minder interessant gelten sollten. Denn interessant ist diese Sammlung auf jeder Stelle; blickt uns doch aus jedem Blatt ein Menschenantlitz entgegen, das tiefer in's Jahrhundert blicken durfte als die Alltagswelt, und dem wir drum in unsern Mußestunden wohl auch gern tiefer in die Augen sehen mögen; gewiß nicht ohne Gewinn; denn der Genuß des Großen bringt dergleichen immer mit sich. H. L.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Abicht, Dr. phil. Rudolf, Die Hauptschwierigkeiten der russischen Sprache. Handbuch für alle Russisch Lernenden. Leipzig, Raimund Gerhard.

Crane, Stephen, Maggie, das Strassenkind. Autorisirte Uebersetzung von Dora Landé. Leipzig, Georg H. Wigands Verlag.

Drews, Arthur, Der Ideengehalt von Richard Wagners „Ring des Nibelungen" in seinen Beziehungen zur modernen Philosophie. Leipzig, Hermann Haacke.

Ernst, Paul, Lumpenbagasch. — Im chambre séparée. Zwei Schauspiele. Berlin, Joh. Sassenbach.

Fischer, Wilhelm, Der Thunichtgut. Erzählung. — Herr Wagner, der Nichts merkt. Mit Illustr. von A. v. Schrötter. (Kürschners Bücherschatz No. 82.) Berlin, Herm. Hillger.

Glahn-Hannover, L., Die Untrüglichkeit unserer Sinne. Zwei Theile in einem Bande. I. Theil: Was ist Wahrheit? II. Theil: Optische und Maler-Studien. Leipzig, Hermann Haacke.

Hoffmann, Hans, Aus der Sommerfrische. Kleine Geschichten. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel).

Jahrhundert, Das neunzehnte, in Bildnissen. Mit anderen herausgegeben von Dr. Karl Werckmeister. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Kipling, Rudyard, Im Dschungel. Autorisirte Uebertragung aus dem Englischen von Curt Abel-Musgrave. Mit 39 Illustrationen von A. Groh. Erstes bis fünftes Tausend. Freiburg in Br., Ernst Fehsenfeld.

Lasswitz, Kurt. Auf zwei Planeten. Roman in zwei Büchern. 2 Bände. Weimar, Emil Felber.

Lippe, Alfred, Graf zur, Leidenschaft. Novellen. Dresden, Heinrich Minden.

Litteraturgeschichte, Deutsch-Oesterreichische. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen herausg. von Dr. J. W. Nagl und Jacob Zeidler. Wien, Carl Fromme.

Lotz, Rudolf, Die Philosophie und der Zweck des Lebens. Athen, Barth & v. Hirst, Commissionsverlag.

Marschall, W., Im Wechsel der Tage. Monatliche Thierbelustigungen. Erstes Vierteljahr. Leipzig, A. Twietmeyer.

Maupassant, Guy de, Schwarz — Braun — Blond. Aus dem Französischen v. F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen.

Medwin, Thomas, Gespräche mit Lord Byron. Ein Tagebuch, geführt während eines Aufenthaltes zu Pisa in den Jahren 1821 und 1822. Aus dem Englischen. Mit Einleitung, Anmerkungen, Namen- u. Sachregister neu herausgegeben von A. v. d. Linden. 2. Auflage. Leipzig, H. Barsdorf.

Meyer-Förster, Elsbeth, Junge Menschen. (Collect. Wigand.) Leipzig, Georg H. Wigand.

Novellen, Dänische, Von Hermann Bang, Sophus Schandorph, Erna Juel-Hansen, u. A. Uebersetzt von Marie Kurella. Leipzig, Georg H. Wigand.

Pfaff, Dr., Karl, Heidelberg und Umgebung. Mit 79 Illustrationen, 4 Plänen u. 2 Karten. Heidelberg, J. Hörning.

Prévost, Marcel, Nimba. Novelle. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen.

Prévost, Marcel, Was Frauen schreiben. Autorisirte Uebersetzung v. Wolf Buttler. Leipzig, Georg H. Wigands Verlag.

Prydz, Alvilde, Gunvor auf Haerö. Autorisirte Uebersetzung von Ernst Brausewetter. Leipzig, Georg H. Wigands Verlag.

Reinhold, Karl Theodor, Die bewegenden Kräfte der Volkswirthschaft. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Remer, Paul, Frau Sonne. Komödie in einem Aufzug. Berlin, Theater-Buchhandlung Eduard Bloch.

Reuling, Carlot, Gottfried, Anno dazumal. Ein deutscher Schwank in drei Aufzügen mit theilweiser Benutzung eines alten Anekdotenstoffes. Berlin, Eduard Bloch.

Schönthan, Paul v., Wiener Luft. Stimmungen u. Geschichte. Dresden, E. Piersons Verlag.

Shakespeare, Hamlet. Nach der Uebersetzung von A. W. von Schlegel u. L. Tieck, herausgegeben von Eduard Cossmann. Paris, Maison Didot. Firmin-Didot & Co.

Skram, Amalie, Lucie. (Collection Wigand.) Leipzig, Georg H. Wigand.

— Die Leute vom Felsenmoor. Leipzig, Georg H. Wigands Verlag.

Stammtafel des preussischen Königshauses. Breslau, M. & H. Marcus.

Steinitzer, H., Perspectiven. Leipzig, Georg H. Wigands Verlag.

Strindberg, August, Ehestandsgeschichten. Leipzig, Georg H. Wigands Verlag.

Telmann, Konrad, Das Ende vom Lied. Roman. Dresden, Karl Reissner.

Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Baronin Bertha von Suttner. VII. Jahrg. No. 3. Dresden, E. Piersons Verlag.

Weissheimer, W., Erlebnisse mit Richard Wagner, Franz Liszt und vielen anderen Zeitgenossen nebst deren Briefen. Mit dem Bildniss des Verfassers und Facsimiles von Briefen Wagners, Liszts u. Bülows. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Wolters, Wilhelm, Helene Pawlowna. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag.

Wolzogen, Ernst v., Vom Peperl u. andere Raritäten. München, Albert Langen.

Zander, Dr. C., Kurzer Lehrgang der Militär-Stenographie Gabelsberger. Deutsches Einheitssystem, staatlich anerkannt in der deutschen Armee, Württemberg u. Baden, allein staatlich zugelassen in Bayern, Sachsen (Schule u. Heer), Oldenburg, Sachsen-Weimar, sowie Oesterreich-Ungarn für den Unterricht an den Capitulanten-Schulen. Elementarcursus mit einem Uebungsheft. Berlin, Verlag des Correspondenzblattes.

Zeitschrift, Deutsche, für Geschichtswissenschaft. Begründet von L. Quidde. Neue Folge im Verein mit Anderen herausgegeben von Gerhard Seeliger. II. Jahrg. 1897/98. 4. Vierteljahresheft. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). — No. 9/10, 11/12. Decbr. bis März. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck.)

Zeitschrift für Bücherfreunde. II. Jahrgang 1898/99. Heft 1. April 1898. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
von
Paul Lindau.
Fünfundachzigster Band.

Inhalt des 85. Bandes.

Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
herausgegeben
von
Paul Lindau.
I.XXXV. Band. — April 1898. — Heft 253.
VreFlau
Schlesische Buchdruckerei, Aunft» und Oerlags>Anstalt
v. L. ?chottlaender.

EMPTY

V, peccini!
Roma»
von
Mgx Viols.
— Budapest. —

I.

!ch hatte die ernste Absicht, die Frauen links liegen zu lassen und
mich in diesen vier Wochen mit dem allgemeinen Studium
meiner geliebten Mitmenschen zu befassen, da traf Leona in
Marienbad ein, Leona, die gemaltige, die reine!

Bisher hatte mich Nichts meinem Studium abgewendet. Unter dein
Badepublicum wandelte eine kleine, bleiche Russin einher, die mir mit
großen schmachtenden Augen zu verstehen gab, daß sie freundlichen Beziehungen
nickt abgeneigt wäre. Als ich ihr jedoch vorgestellt wurde und erfuhr, sie
fei unverheirathet, machte ich mich aus dem Staube. Dann war eine
starkknochige Frau da: elastisch wie ein Rennpferd und zutraulich wie eine
Taglöhnerin der Liebe. Leider schrieb sie Gedichte, und so schlug ich mick
in die Büsche, sie einem Bekannten, eiuem Lyriker, empfehlend. Wäre
noch zu erwähnen die junge Gattin eines Kölner Bankiers. Eine reizend
schöne Frau, geschmackvoll und elegant wie eine Französin in Ostende, allein
so nervös, daß sie weder ihre Bewegungen, noch ihre Worte zügeln konnte.
Sie schleuderte Einein stets Grobheiten entgegen, erschrak zwar darüber,
allein, im Eifer, ihre Fehler auszugleichen, wurde sie noch gröber.
Und das waren die bedeutendsten Erscheinungen, welche mir in den
ersten Tagen in die Augen stachen. Nein, dieser wegen lohnt es nickt,
meinem Vorsatz untreu zu werden, und so ging ich an die Gliederung
meines Romans. Ich hatte zwei Abschnitte bereits im Kopfe, als „Sie"
erschien.

 -Große Frauen besitzen meist etwas Unbeholfenes, Schwerfälliges, doch
bei Leon« gewahrt man trotz ihrer Höhe und Stärke nirgends ein Zuviel.
So niuß sie sein, kein Atom anders. Ich weiß nicht, weshalb ich bei
ihrem Anblick an die olympischen Spiele denken muß. Sie ist doch eine
Frau, weshalb erscheint sie mir als der Ausdruck ruhiger, gemessener Kraft?
Ein zartes Braunroth färbt ihre Wangen, auf welche auch die

Wimpern einen leisen Schatten werfen. Ihr reiches Haar ist blauschmarz
wie ein Dohlengefieder, und ihre Zähne, weiß und blinkend, bilden zu dem
bräunlichen Antlitz einen herrlichen Contrast. Unter den großen glänzenden
Augen liegen leichte bleigraue Halbkreise; ihre Lippen sind voll und roth,
als ob sie bluten würden, und auf dem ganzen Antlitz liegt stille, vornehme
Würde. Es ist ein Madonnenantlitz, doch ein realistisches, wie es Giorgione
gemalt hat.
Uns Junggesellen begegnet zuweilen eine Frau, an welcher wir
vorüberducken. Wir scheuen zurück vor der starken Weiblichkeit, vor dem
classischen Ernst, der auf einem edelschönen Antlitz ruht, vielleicht weil wir
darin die Macht erblicken, welche uns die Weiblichkeit nicht völlig entwürdigen läßt.
Leon« ist die Frau, welche ich seit Jahren bewundere, allein, ich
wagte es nie, ihr von Liebe zu sprechen. Nein, ich habe es nie gewagt
und werde es auch in Zukunft nicht wagen. Ich gehe ihr beinahe furchtsam aus dem Wege, denn mir ist es, als wüßte sie von meinem etwas
losen Treiben, als läge in ihrem Blick ein Atom des Vorwurfes, in ihrem
Gruß ein Schatten von Verdammung.
Ob ick, mich nun hier in ihre Nähe wage? Wenn ich sie auf der
Straße erblicke, so kühl, so hoheitsvoll und stolz, da ist es mir, als wäre
ich ein Schuljunge und stünde vor dem Lehrer, ohne die Lection gelernt
zu haben.

II.

Aus meinem Roman wird Nichts. Die kühn ausgedachten Phantasiebilder zerrinnen, wenn Leonas schönes Antlitz vor meiner Seele auftaucht.
Und wann erscheint es dort nicht? Stolz und unnahbar sehe ich sie Tag
für Tag, doppelt schön an der Seite ihrer bleichen blonden Cousine. Sie
verkehrt blos mit wenigen Frauen, doch eine Schaar von Tonkünstlern
bildet ihre stete Cscorte. Ich kenne blos einige von ihnen: Hahnenkamm,
den berühmten deutschen Sänger, Falkencm, diesen Liliput-Tenoristen, und
vor Allem: Peccini, o, Peccini! Du berühmtester. Du vergöttertster aller
Heldentenore!
Ich entwischte heute einem redseligen Vetter, der mich zum Brunnen
abzuholen und mir Stunden lang von seiner Chemikalienfnbrik zu schwatzen
pflegt. Ich halte auf einer morschen Bank, welche auf dem Wege nach

Belleoue steht, Siesta, denn hier muß Leon« vorüber. Ich sitze in Gedanken, denn ich suche das Herz in dem schönen Marmorleibe Leonas, ich
suche das Zauberwort, welches diese hoheitsvolle Weiblichkeit zu erschüttern
vermag, welches ihre Seele erweckt und sie Weib werden läßt, Weib, voll
Gefühl und Gluth, mit heißen Schlägen im Herzen und wallendem Blute
in den Adern. Ob sie je geliebt hat? Ob sie ihren Gatten liebt? Ob
sie überhaupt zu lieben vermag? Ich kenne ihren Gatten nur flüchtig, wie
ich hundert Andere kenne, vom Club, von der Straße her. Ein breitschultriger blonder Hüne mit offenem ehrlichen Gesichte und sympathischen
hellen Augen.
Ein dunkler Schatten fällt auf den sonnigen Waldweg, es ist der
Leonas. Ruhig und stolz kommt sie unter dein Laubdach tiefgrüner Buchen
und Eichen näher und näher. Ihr Antlitz ist ernst und kalt wie immer.
Die dunklen Augen blicken ruhig vor sich hin: Nichts begehrend. Nichts verheißend. Sie bemerkt mich, doch keine ihrer Bewegungen ändert sich,
anders als dies geineinhin bei allen Frauen geschieht, wenn sie sich beobachtet wissen. Ihr Blick streift mich, wie er die Bänke, die Bäume,
die Erde streift. Ich aber verschlinge sie mit nieinen Augen. Jede Linie
ihres schönen Leibes zeichnet sich in meiner Seele ab. Ein hellgraues
Gewebe schmiegt sich ohne jeglichen Putz an die edlen Formen. Ich glaube,
das Kleid ist mit einem bellen, glänzenden Seidenstoffe gefüttert, denn
durch das dünne Gewebe schimmert es wie die feinen Silberschuppen
eines Meerweibes. Sie stützt sich bei jedem ihrer elastischen Schritte auf
einen dünnen festzusammengerollten Schirm aus verschwommenem blumigen
Zeug. Mit der Linken rafft sie ihr Kleid in die Höhe, doch ist außer den
flachen englischen Hacken ihrer braunen Kalblederschuhe Nichts von ihrem
Fuße sichtbar. Ein großgetupfter weißer Rock quillt unter dem Saume
ihres Kleides hervor und berührt fast mit seinen Spitzenvolants die gelbe
trockene Erde.
Ein kaum merkliches Nicken mit dem Kopfe ist die Erwiderung auf
ineinen Gruß. Ich blicke ihr noch lange, lange nach, dann verschlingt der
unbarmherzige Wald die blassen Veilchen ihrer kleinen Capotte, ihre Taille,
ihre Röcke, und ich blicke starr nach den kleinen Löchern, welche sie mit
der Spitze ihres Schirme; in die Erde gebohrt.

III.

Das Glück ist mir hold. Am Abend, auf dem Wege zum Theater,
sehe ich Leona inmitten einer kleinen Gesellschaft demselben Ziele zustreben.
Der gewaltige Peccini, den ich so häusig mit ihr sehe, tritt heute auf;
es ist also natürlich, daß sie ihn anhört.
Das kleine Theater ist bis in das letzte Winkelchen gefüllt. Der
Dust von Chupre und Cherry blossom mengt sich mit dem leisen Duft von

rehledernen Handschuhen und Reispuder. Dünne blaßlila Wölkchen schweben
leise zu den weißen Stuckblumen des Plafonds empor. Ein Zittern geht
durch den Saal: Der Chor ist von der Bühne abgetreten, und Peccini, der
Melbemunderte, der Unerreichte, beginnt das Klagelied des Bajazzo. Süße,
schmelzende Töne steigen höher und höher; die klare, reine Tenorstimine
wächst und entfaltet sich, wie die Lotosblume im hellen Lichte des Mondes.
Ihr Mond ist der Schinerz, das Weh der betrogenen Liebe, des Hintergangenen Gatten. Die Tonblüthen glänzen in märchenhaftem Schmelz, sie
wachsen zu gigantischer Größe — da ist es plötzlich, als ob ein eisiger
Wind über die Bühne wehe: Ein schriller Laut der Verzweiflung macht
die Herzen erbeben, und mit einem heiseren, dämonischen Hohnlachen,
welches in lautes minutenlanges Schluchzen übergeht, singt Peccini den
Refrain: Riäi pkAlis«c:i« . . .

Ich lenke mein Glas nach Leonas Loge. Sie sitzt im Vordergrunde,
neben ihr die blonde Cousine und hinter ihr die beiden Tenors: Hahnenkamm nnd Falkenau. Falkenau beugt sich vor, er spricht zu ihr, doch sie
scheint ihn nicht zu hören. Ihre Augen sind starr, zu unnatürlicher Größe
erweitert, auf die Bühne gerichtet, wo Peccini steht und die Herzen an
sich zwingt. Flammende Gluth und tiefe Blässe sehe ich auf ihrem Antlitze
wechseln: ihre Arme beben, krampfhaft wogt ihre Brust, und zwei große
Thränen fließen ungehindert über ihre Wangen. Jeder Muskel ihres
Antlitzes, jede Fiber ihres königlichen Leibes ist angespannt; ich sehe sie
sich bewegen in unmerklichen Schwingungen und doch ruhelos, und nun,
da er mit den Worten: cks t'avvele.vs il cor . . . schließt, springt sie plötzlich
auf und flüchtet in den Hintergrund der Loge, um dort auf einen Schemel
zu sinken und den Oberleib weit, weit zurückzulehnen, als empfinge sie die
glühend beseligende Umarmung der Göttin der Musik. — Das Marmorweib hat Leben bekommen.

Erst lange nachdem der tobende, der rasende Beifall still geworden,
und das Haus sich geleert hat, sehe ich Leona mit ihrer blonden, hochgewachsenen Cousine und den zwei Tenoristen vor dem Theater erscheinen.
Ihr Antlitz ist glühend roth, und nervös zerdrückt sie das Taschentuch in
den Händen. In kurzen hastigen Schritten geht sie auf und nieder, anscheinend völlig taub gegen die Ermahnungen ihrer blonden Cousine. Die
Besucher des Theaters sind zum großen Theile verschwunden, blos hier
und da gruppiren sich noch kleine Gesellschaften. Laute des hellsten Entzückens sind vernehmbar; Melodien aus dem Bajazzo werden angedeutet,
gesummt, gepfiffen, dann werden die Laternen verlöscht, und es wird still
und stiller.

Leon« befindet sich mit ihrer Gesellschaft unter dem Glasdache des
Theatereinganges. Der Tenorist Falkenau, ein lächerlich kleiner Mensch,
der sich wie ein Knabe ansieht, schmiegt sich an die Falten ihres schwarzen
Seidenkleides, und seine kleinen Händchen berühren ihren Arm, Sie nehr

B, Peccini!

2

ihn nicht, sie hört ihn nicht. Mit vorgebeugten! Haupte, wie geistesabwesend steht sie da, die dunklen Sphinxaugen von den langen, gebogenen
Wimpern fast ganz bedeckt. Plötzlich fährt sie zusammen, schüttelt wie
schlaftrunken das Haupt und geht dann mit langen, elastischen Schritten
Peccini entgegen, welcher beim Seitenausgange des Theaters sichtbar wird.
Ich kann nicht hören, was sie zu ihm spricht, ich sehe blos, wie ihre beiden
Hände die Rechte des berühmten Tenors pressen, wie sich ihre blitzenden
Augen mit verlangender Gluth in die seinen bohren, wie ihre stolze hohe
Gestalt eine kindlich weiche Haltung annimmt und wie ihre Lippen sich
öffnen zn einein sanften Lächeln.

Peccini entfernt das Taschentuch, welches er bis nun vor dem Munde
hielt und stößt in kurzen, heiseren Worten sein Bedauern hervor, sich von
der Gesellschaft trennen zu müssen, da er zum Prinzen von Orleans geladen sei. Die blonde Cousine bedauert ebenfalls, doch Leon« wirft ihm
einen kurzen eisigen Blick zu. Es werden gleichgiltige Grüße gewechselt
und die kleine Gesellschaft begiebt sich in das nebenan liegende Restaurant
Egerländer. Beim Eingange verabschiedet sich auch Hahnenkamm, so daß
Leona blos mit ihrer blonden Cousine und mit Falkenau die Schwelle
überschreitet.

Ich folge ihnen.

IV.

Messer und Gabel ruhen sofort, als Leon« in: Saale erscheint, und
Jeder streckt den Hals, um sie zu bewundern. Sie gleicht einer Göttin,
die zu Köchinnen und Handlungsgehilfen niedergestiegen ist. Ein glattes
schwarzes Seidenkleid bedeckt ihre herrlichen Marmorglieder. Ihre stolzen
Augen glänzen wie von Thränen umflort, leise vibriren ihre Nasenflügel,
zuckt es durch die schmiegsamen Glieder, und der sonst zarte bräunlich-rothe
Hauch ihres Antlitzes ist einer tiefen Röthe gewichen. Ihr vom Gesangs
Peccinis aufgepeitschtes Blut durchströmt noch immer ruhelos ihre Adern.
Sie nehmen an einem kleinen Tischchen Platz, und Falkenau schlägt
so laut an ein Glas, daß er die allgemeine Aufmerksamkeit erregt und
die Kellner athemlos herbeistürzen. Dieser berühmte Tenor ist nickit größer
und stärker als ein Knabe von fünfzehn bis sechzehn Jahren. An den

Musikinstituten, wo die Illusion eine vollständige sein soll, will man — erzählt mir ein bei meinem Tische sitzender Berliner Arzt — trotz seiner herrlichen Stimme, die Kleinheit seiner Gestalt nicht vergessen. Seine Stimme ist für Heldenrollen geschaffen, doch seine Gestalt genügt kaum für einen Pagen, der von einem jungen Mädchen dargestellt zu werden pflegt. Und weil er diesen Mangel ausgleichen will, auf der Bühne Schuhe mit mächtig hohen Hacken trägt, so daß er stets schwankt, und mit seinen

kurzen, dünnen Beinchen große wuchtige Schritte versucht, fällt die Kleinheit seiner Person noch niehr in's Auge.

Sie sind beiin Dessert und trinken Champagner. Die Gäste verlassen den Saal. Ich bleibe mit wenigen und beobachte Leon« aus meiner Ecke. Ihre Augen und Wangen glühen'noch immer, und noch immer geht ein leises, nervöses Zucken wie ein Liebesschauer durch ihren Leib. Ihre Stimme, diese seltsam weiche, melodische Stimme, dringt nicht bis in meine Ecke; ich sehe blos ihre matten, traumhaften Bewegungen. Die lange blonde Cousine beugt sich, um ihre entfallene Serviette aufzuheben, da nimmt der kleine Tenorist Leonas Glas und stellt das seine an dessen Stelle. Ich erwarte einen Zornesausbruch, doch nein, lächelnd stößt sie mit ihm an und trinkt aus seinem Glase. Ich fühle, wie meine Sinne sich verwirren, wie mir alles Blut zum Herzen dringt. Sie ist die Geliebte dieses Liliput-Tenors? Das gewaltige Marmorweib liebt dieses Kind, das sie in ihren Armen erdrücken könnte? Ist das denkbar? Und jetzt, jetzt sehe ich, wie er nach vorne leise vom Stuhle gleitet, bis seine Füße auf der Erde sind. Sie suchen ihren Fuß, können ihn jedoch nicht erlangen, sie streifen blos den Saum ihres Kleides. Sie muß es fühlen, allein sie zürnt nicht. Ihre Augen blicken starr, dann fährt ihre rechte Hand leise über eine midersvänstige Haarlocke.

Sie rüsten zum Aufbruch. Leona bezahlt die Rechnung für alle Drei und der kleine Tenorist duldet ohne ein Wort der Widerrede, daß sie auch sein Souper begleiche.

Mir brennt es im Gehirne, denn was ich da sehe, erscheint mir ein unlösbares Räthsel.

Kellner, eine helle Virginia und dann rasch, zahlen!

V.

Wie ein Spion folge ich der kleinen Gesellschaft aus der Ferne, behutsam im Schatten der Häuser oder Bäume wandelnd. Am Ende der Jägerstraße verabschieden sie sich. Die Damen verschwinden iin Hause, und der Tenorist entfernt sich. Er geht jedoch blos einige Schritte, dann kehrt er zurück. Ich finde kaum Zeit, mich hinter einem Baume zu verberge». Eine Böschung führt zu einem Gcirtchen, der den rückwärtigen Theil vom Wohnhause Leonas umsäumt; an dieses Kärtchen stößt der Wald. Wie ich glaube, erkriecht Falkenau mehr furchtsam als mühevoll die Böschung und lehnt nach einer Minute an dem Zaun, welcher den Garten vom Walde abschließt. Ich muß einen Umweg beschreiben und behutsam vom Walde herkommen, uni in seine Nähe zu gelangen. Ich stehe hinter einem Baume, er an den Gartenzaun gelehnt. Wir warten lange, etwa eine halbe Stunde. Er erschrickt wohl zehnmal; wenn ein Blatt vom Baume fällt, zuckt er

zusammen und sieht sich erschreckt nach allen Richtungen um. Ich muß sehr behutsam sein. Endlich lassen sich vom Garten Schritte vernehmen, und trotz der Dunkelheit gewahre ich deutlich Leonas majestätische Gestalt sich nähern.

Sie tritt ganz nahe an ihn heran, so daß blos der Gartenzaun sie trennt.

„Hier bin ich," sagt sie und reicht ihm die Hand, nnd ich höre, wie ihre Stimme zittert. „Ich habe Ihre Bitte erfüllt, doch nicht Peccinis wegen, nein, sicherlich nicht. Herr Peccini ist frei und darf beginnen, was ihm beliebt."

„Was ihm beliebt?" fragt Falkenau, und ich höre in seiner Stimme Hohn beben. „Und doch wollten Sie mich nicht hier empfangen, und erst als ich Ihnen über Peccini zu sprechen verhieß, willigten Sie ein."

„Peccini . . ." sagt sie leise nnd blickt wie geistesabwesend vor sich hin. Nach einer langen Pause hebt sie wieder an, doch nun mit plötzlich hervorbrechender Wärme: „Er ist ein großer, ein unvergleichlicher Künstler, groß und erschütternd, dein sich alle Herzen in Demuth neigen."

„Unvergleichlicher Künstler? Das möchte ich dahingestellt sein lassen. So wird von berufener Seite auch über mich geurtheilt. Doch daß sich ihm alle Herzen neigen, darin mögen Sie Recht haben, alle, auch die alten und vertrockneten. Wollen Sie die Ursache seiner häusigen Ausflüge nach Karlsbad wissen? Er besucht die Gräsin Bern, die mit ihrem Sohne dort weilt. Er unterhält seit Jahren intime Beziehungen zu ihr, obwohl sie fünfzig Jahre zählt. Doch sie ist sehr reich."

„Sie verunglimpfen Ihren Freund, der einer solchen That nicht fähig ist," erwidert sie auf die Anklagen des Tenoristen, „Dazu ist er zu groß, zu edel. Sprechen Sie die Wahrheit, Falkenau, ich bitte Sie darum!"

„Die Wahrheit? Ich sagte sie! Er ist ein Blagueur. Doch, Sie

mögen ihn immerhin lieben. O, wähnen Sie nicht, daß ich darob einen
Selbstmord begehe. Ich, dem die Welt in leuchtenden Häusern zujubelt,
den die ätzendsten Kritiker auf Händen tragen, der durch seine Kunst
jauchzendes Glück in Millionen Herzen sandte, ich schleiche Nachts wie ein
scheuer Dieb zu Ihrem Hause. Doch es geschieht nimmermehr! Ich
oder Peccini: treffen Sie Ihre Wahl!"
„Nicht so laut, um Gotteswillen," ruft Leona flehend. „Helene
schläft noch nicht, und sie ahnt vielleicht, daß ich hier bin."
„Die Hölle mit ihren Schauern über sie!"
„Nicht so laut," bittet sie nochmals, „oder ich müßte in das Haus
zurückkehren."
Da erfaßt er ihren Arm, und an ihn sich klammernd, steigt er über
den Niedern Gartenzaun.
Weist sie ihn zurück? Nein, sie erfaßt seine beiden Hände, drückt sie
an sich und steht da wie aus Erz gegossen. Endlich öffnen sich ihre Lippen.

– Mar Viola in Budapest.
„Nein, nein," haucht sie, „ich liebe ihn nicht, sagen Sie nicht, daß ich ihn
liebe. Seine Stimme hat mich überwältigt, mein Herz,erbebt vor seiner
Kunst, ich zittre bei dem Gedanken an ihn und möchte mich zur Erde
werfen und weinen . . ."
„Und das soll nicht Liebe sein?" fragt Falkenau höhnisch.
„Nein," erwidert sie, „die Macht seines Gesanges hat mich gefangen
genommen, bezwungen ganz und gar. Ich bin wie iin Fieber, in einem
Taumel . . ."
Bei diesen Worten will sich Falkenau von ihr losreißen, doch mit
beiden Armen preßt sie ihn plötzlich an ihre Brust, daß er sich willenlos
an sie schmiegen muß, wie ein Säugling an seine Amme. Nun hält sie
still, sie küßt ihn nicht, sie bewegt sich nicht, sie hält ihn, als ob es
gedankenlos geschähe, an sich gedrückt und starrt mit versteintem Antlitz
in das Leere. Da ertönen voin Hause die ersten Acorde aus Canios
Lied: Vesti I» ssiubb» . . . und nun ist es, als ob ein wilder Sturm
ihre mächtigen Glieder bewegte. Ihre Gestalt bebt, sie läßt ihre
Arme sinken, doch blos einen Augenblick, dann uniklammern sie den kleinen
Tenoristen abermals. Sie hebt ihn zu sich empor, als ob er ein kleiner
Junge wäre; sie küßt seine Lippen, seine Augen, sein Haar, sie herzt ihn,
sie umarmt ihn, sie erdrückt ihn in ihren Armen, doch endlich läßt sie ihn
zur Erde gleiten, denn er hat einen Schmerzensschrei ausgestoßen: offenbar
biß sie ihm in wilder Leidenschaftlichkeit in die Lippen.
Zitternd und mit dein Taschentuch sein Antlitz trocknend, steht der
kleine Tenorist vor ihr. Ihr Busen wogt, ihr Athem pocht heftig, mit
tastenden Händen will sie nach Falkenatt langen, der aber springt entsetzt
einen Schritt zurück.
„Willst Du mich tödten, Leona?" ruft er.
„Tödten? ich? ach . . ."
Da ertönt eine Stimme vom Hause: „Was suchst Du jetzt noch im
Garten? Komm doch herein; Du erkältest Dich."
Jetzt erst scheint sie aus ihrem Taumel zu erwachen. Sie schüttelt
das Haupt und streicht mit dem Handrücken über die Augen, als ob sie
den davor liegenden Nebel zerstreuen möchte. Sie wendet sich zu Falkenatt,
ruft ihm fast frostig gute Nacht zu und kehrt gesenkten Hauptes mit langsamen, schlürfenden Schritten in das Haus zurück.
Falkenau blickt ihr eine Weile nach nnd springt dann über den Zaun.
Rasch will er über die Böschung hinunter, hat sie jedoch noch nicht erreicht,
als er an meinem Versteck vorüber muß. . . Mit großein Geräusch zerknacke ich einen dürren Ast: Ein Aufschrei, ein Sprung — der
meltenstürmende kleine Tenor ist über die Böschung in den Straßengraben
gekollert.
Ich lasse ihn liegen und gehe nicht über die Böschung, sondern
schreite am Waldesrande, hinter den Häusern, bis ich die Postgasse erreiche.

B, peccinil
9
Ich fühle keine Eifersucht. Was geschah denn? Ich habe diese starre
Weiblichkeit schmelzen, ich habe das stolze Weib in wonnigein Gefühl sich
auflösen gesehen. Musik ist der Zauberstab, unter dessen Berührung sie
vergeht, wie ein Eisblock unter züngelnden Flammen. Sangeskunst ist der
Schlüssel, der dieses stolze Herz öffnet und von allen süßen Gefühlen des
zarten Weibes durchfluthen läßt.
Ich habe daheim die Wirkung der Musik auf ihr Gemüth nicht
beobachten können, es mangelte mir an Gelegenheit. Ich sah sie blos in
Gesellschaften, auf der Promenade, und da war sie stolz und unnahbar.
Wie Musik sie verwandelt, wie sie unter sanften oder ergreifenden Tönen
dahinschmilzt, wie sie aufgelöst wird, wie die steinerne Hülle fällt und das
milde, weiche, von zarten oder glühenden Gefühlen überwältigte Weib zum
Vorschein tritt, das sah ich erst nun, nun zum ersten Male. Und in der
eben verflossenen Gartenscene beobachtete ich die Nachwirkung der Musik
auf ihr Gemüth. Sie ist aufgelöst worden von dem göttlichen Gesänge
Peccinis, das liebende Weib in ihr ist wach geworden, und dieses Gefühl
mar nicht mehr einzudämmen, deshalb ergoß es sich über Falkenau. Sie
erzitterte noch Stunden nachher in den süßen seligen Schauern, welche

Peccinis Gesang in ihr geweckt; doch weil er, der Wonnespender, nicht
selbst zugegen ist, umarmt sie den kleinen Tenor, ihr aber ist es, als
würde sie Peccini an das Herz drücken. Was ist ihr Falkenau? Nichts!
Doch in Wonne aufgelöst, läßt sie ihm einen Theil jener Liebe zufließen,
welche Peccinis ist. Peccini, dem Gefeierten, dem Gewaltigen, ist ihr
ganzes Herz zu eigen, und fieberhaft ersehnt sie den Augenblick, um in
seine Arme zu sinken, um sich ihm völlig hinzugeben. Jeder Nerv in ihr
dürstet nach ihm. Einstmeilen aber nahm sie mit Falkenau vorlieb, denn
er geinahnt zum Mindesten an ihn, denn auch er ist Sänger.
Ich aber, was ich bin? Ich glaube, ein Narr. Doch ich pflege
an meinen Narrheiten nicht zu Grunde zu gehen, und das ist immerhin
ein Trost.

VI.

Am nächsten Morgen finde ich Leona beim Brunnen, und mir ist es,
als ob noch immer eine leise Unruhe auf ihrem Antlitz läge. Neben ihr
schreitet ihre Cousine einher, lang, blond, doch nicht bleich wie gewöhnlich,
sondern mit gerötheten Wangen und mit vorwurfsvollen Blicken zu Leon«
sprechend. Als die beiden Damen meiner ansichtig werden, glätten sich
ihre Wangen, und ihre Züge nehmen den Ausdruck erzwungener Ruhe an.
Offenbar herrscht eine Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen, ich aber soll
Nichts bemerken, und freundlicher als gewöhnlich wird mein Gruß entgegengenommen. Es wäre nicht der geeignete Moment, ihnen zu nahen, und
ich schreite abermals mit pochendem Herzen vorbei, wie gestern und vor–

gestern. Es will mir also nicht gelingen, den Schuljungen abzustreifen?
Blos weil ich nicht zu den solidesten jungen Leuten unserer Stadt zähle,
wage ich mich nicht in ihre Nähe; ich fürchte, von ihrer stolzen Kälte
zurückgewiesen zu werden. Stolze Kälte nach jener Scene, welcher ich am
jüngsten Abend beigewohnt? Ich lächle höhnisch und schreite dennoch weiter
und weiter, und erst als die Distauz eine ziemlich große geworden, wage
ich es, umzukehren und ihnen zn folgen. Vergebliches Beginnen! Ich
sehe eine ganze Gesellschaft von Damen sich ihnen anschließen, nun kommen
auch zwei Herren hinzu — und ich schlage mich in die Büsche.
Der Tag kriecht wie eine Schnecke dahin. Zur Essenszeit wandere
ich von einem Restaurant in das andere, doch nirgend eine Spur meiner
schönen Frau. Nachmittags spiele ich Karten, was sonst nicht meine Gewohnheit ist, allein ich weiß anders die Zeit nicht todtzuschlagen und meine
Sehnsucht nach Leona zum Schweigen zu bringen.
Am Abend finde ich sie im Speisesaale des HStel Neptun in großer
Gesellschaft. An einer Tafel sitzen mindestens zwanzig Personen; den
Ehrenplatz nimmt Peccini ein, und ihm zur Rechten thront Leona.
Wie schön sie ist! Eine leichte Gluth färbt ihre Wangen, ihre Augen
glänzen, die vollen rothen Lippen umspielt ein zufriedenes Lächeln, denn
er sitzt ja an ihrer Seite, der ihr ganzes Denken, ihr ganzes Herz erfüllt.
Er ist ein schöner Mann, dieser berühmte Heldentenor, der in der Pariser
Oper ebenso daheim ist wie in der Scala zu Mailand, ein hoher, schöner
Mann, mit dunklen blitzenden Augen, glänzenden Zähnen und einem herrlichen kleinen Schnurrbart; in seine etwas niedere Stirne fallen künstlerisch
wirre schwarze Locken. Die Formen seiner hohen Gestalt sind vielleicht
ein wenig zu rund, wie mit Fettpölsterchen belegt, allein er erscheint hierdurch den Frauen vielleicht noch imposanter. Er nimmt den Ehrenplatz
ein, und er bildet auch den Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft, obwohl
mindestens acht Damen bei dem Tische sind.
Ich will mich in einein Winkel niederlassen, doch da stürzt ein Mensch
auf mich zu, die Serviette unter dem Kinn und die Lippen fetttriefend.
Es ist Heid, einer der gefürchtetsten Musikkritiker Berlins. Wir hatten
einen Sommer am Achensee und einen in Heringsdorf beisammen verbracht.
Gewaltsam schleppt er mich zur Gesellschaft und brüllt meinen Namen die
Tafel entlang. Es wird wenig Notiz von mir genommen. Zwei Damen
schenken mir die Nuance eines Blickes, und zwei, drei Herren sehen sich
flüchtig nach inir um, unterbrechen jedoch ihre mit den Nachbarn geführten
Gespräche nicht. Blos Leona wirft mir einen längeren Blick zu, in dem
ein Schatten von Mißmuth liegt.
Ich lasse mich am unteren Ende des Tisches nieder und prüfe die
Gesellschaft. Es sind nicht weniger als vier Primadonnen anwesend:
zwei sehr schön, eine mittelgut und eine nahe an vierzig Jahre, alle jedoch
berühmt, und allen macht ein Doctor Thalmann, ein mehrfacher Millionär

aus Leipzig, den Hof. Da sind ferner die Tenoristen Hahnenkamin und
Falkenau, zahlreiche Kunstfreunde und einige Damen, welche ich wiederholt
in der Gesellschaft Leonas gesehen. Eine von diesen sitzt neben mir; eine
Frau von Winterberg. Ich versuche es, ein Gespräch anzuknüpfen, allein
sie sieht mich groß an, als wollte sie sogen, sie werde doch ihre Zeit nicht
an mich vergeuden, da ne sich mit dem Tenoristen Hahnenkamm unterhalten kann — und sie wendet sich zu Hahnenkamm. Nun suche ich am
allgemeinen Gespräch theilzunehmen, doch auch das gelingt mir nicht. Heid
darf dreinschreien, auch die Bemerkungen einiger Damen oder bewährter

Enthusiasten werden wohlwollend aufgenommen, ich jedoch und der Maler
Reinmart werden nicht angehört. Alle, zumal die drei Tenoristen, sehen
über uns hinweg, und auf unsere Meinungen wird nicht reflectirt. Man
thut, als ob man uns hörte, antwortet uns jedoch nicht, sondern
spricht von anderen Dingen.
Um so mehr Muße bleibt mir, Leon«, welche eng neben Peccini sitzt,
zu beobachten. Sie ist glücklich, unendlich glücklich, das spricht aus jedem
Blick ihrer schönen Augen. Nicht vollends ist die Sehnsucht gestillt, welche
in der jüngsten Nacht aus ihren an Falkenau gerichteten Worten klang,
dazu müßte sie mit dem Ausermählten allein sein, er müßte seinen Arm
um ihren Nacken schlingen, und der von dem kleinen Schnurrbart beschattete Mund müßte auf ihren rothen Lippen glühen. Doch sie sitzt
neben ihm, fast an ihn geschmiegt, nnd ich möchte wetten, daß ihre Hände
unter dem Tische ineinander ruhen. Wie ihre Blicke leuchten, wenn er
sich an sie wendet! Sie hat ihm ihre Liebe gestanden, gewiß, und er hat
ihr das Versprechen gegeben, sie zu erhören, er, der Gewaltige, der Gefeierte, der Einzige. Was ist ihr in diesem Augenblicke Falkenau, den sie
in der jüngsten Nacht mit Küssen bedeckte? Den kleinen Tenoristen muß
sicherlich die Eifersucht zerfleischen. Ich suche ihn mit den Blicken; nein,
er ist nicht eifersüchtig, er er-ählt einer sehr elegant gekleideten Frau,
welche ihn mit voller Aufmerksamkeit anhört, Wunderdinge über seine Erfolge am Hofe der Königin von England.
Ich versuche es, mit einer der Primadonnen ein Gespräch anzuknüpfen,
allein diese haben blos für den reichen Thalmann Augen und Ohren.
Mehr Glück habe ich bei der langen blonden Cousine Leonas. Sie lächelt
freundlich und spielt nicht, wie alle übrigen Damen, die Stolze. Jetzt
mengt sich Doctor Heid in unsere Conversation. Er sei für morgen zu
Leon« zum Kaffee geladen, und wenn ich wolle, nehme er mich mit. Ohne
ineine Antwort abzuwarten, erklärt er Leona, morgen mit mir bei ihr zu
erscheinen. Sie blickt ihm einen Augenblick erstaunt in's Antlitz, lächelt
aber dann zustimmend. Sie werde sich freuen, sagt sie kühl genug.
Es ist Mitternacht, und die Gesellschaft erhebt sich. Ich will zahlen,
allein es ist zu spät, Thalmann hat für Alle bezahlt.
Nun wird sich die Schaar auflösen: Einer geht hierhin, der Andere

dorthin. Peccini begleitet Leona und ihre Cousine nach Hause, und wenn
diese in ihrer Wohnung verschwunden sind, steigt er über die Böschung zu
ihrem Garten, und im Mondenschein beginnt die heißersehnte Schäferscene.
Ach, wie wird ihn dieses gewattige Mnrmorweib in ihre Arme pressen,
wie werden diese herrlichen Lippen auf seinen Wangen brennen, als ob
sie ihm das Blut aussaugen möchten. Ich werde dabei sein, Madame,
gewiß, ich werde dabei sein. Sitzt mir der Stachel einmal im Herzen, so
will ich ihn stets tiefer und tiefer hineindrücken, ich will es mitansehen,
wie Sie Peccini, das Original, herzen und küssen, da es bereits so köstlich
mar, Sie Falkennu, das Surrogat, küssen zu sehen.
Wie werden sie sich von den Uebrigen befreien?
Ach, ohne Weiteres, ohne sich zu entschuldigen! Sie haben es mährend
des Soupers sicherlich genau besprochen, wie sie es machen wollen. Würden
sonst Leonas Augen so siegMcher leuchten, umspielte sonst ihre Lippen
dieses glückliche Lächeln?
Auf der Straße angelangt, reicht Peccini Leona den Arm, um sie heimzugeleiten, da wendet sich jedoch die Primadonna Fräulein Clar an ihn:
„Mein lieber Peccini, ich habe keine Lust, zu warten, bis Sie vom
Ende der Jägerstraße zurückkehren."
„Ach ja," sagt Peccini, sich plötzlich entsinnend, und läßt Leonas Ann
fallen. „Ich habe Fräulein Clar zugesagt, die Lieder, welche sie morgen
beim Prinzen von Orleans singen soll, noch heute mit ihr durchzunehmen.
Verzeihen Sie, schöne Frau," wendet er sich an Leona und küßt ihre
Fingerspitzen.
Ich sehe Leona bleich werden, bleich wie der Tod. Ihre Lider senken
sich, und was von ihren Augensternen sichtbar bleibt, schillert grünlich phosphorescirend. Ihre Brust hebt und senkt sich, die Rechte zur
Faust geballt, scheint sie sie erheben und einen Schrei ausstoßen zu wollen. Doch
alsbald ist die Zornesfluth dahin, sie wird ruhiger, ein leises Lächeln umspielt ihre Lippen, und ihre Stimme klingt ruhig, als sie Peccini, der sich
mit Fräulein Clar entfernt, gute Nacht bietet.
Blos eine Weile bleibt sie noch stehen, als fände sie nicht die Kraft
zu gehen, dann jedoch wendet sie sich mit ihrer Cousine, geleitet von den
Tenoristen Hahnenkamin nnd Falkenau, auf den Heimweg.
Ich möchte ihr folgen, möchte sehen, wie sie im Garten erscheint nnd
in heißer Sehnsucht auf und ab schreitet, wie sie die Zähne in die Lippen
vergräbt, das Taschentuch in den Händen zerpflückt, wie ihr die großen
Thränen über die Wangen rollen und wie sie dabei immer noch hofft,
Peccini werde nch von der Clar befreien nnd zu ihr in den Garten eilen,
um in ihre Arme zu sinken. Ich möchte es mitansehen, wie dieses gewaltige Weib gebrochen, zerknirscht, enttäuscht, in Thränen aufgelöst, auf
die Gartenbank sinkt, allein Heid hat meinen Arm erfaßt, um mich gewaltsam
mit sich ?u schleppen.

B, pcccini!
Er hat ZU viel getrunken, behauptet jedoch, durstig zu sein und von Neuein

trinken zu müssen. Ich will mich bei Thalmann, der mein Souper bezahlte, revanchiren und offerire ihm eine Flasche Champagner. Mein Antrag wird von Heid johlend angenommen, wir bringen die Damen heim und halten unsern Einzug in eine Weinstube.

Heid ist grob, besonders mit dem Leipziger Millionär, der sich fort: mährend darüber ärgert, daß die Clar mit Peccini davongegangen ist, ohne ihm mich blos gute Nacht zu bieten.

„Hätten Sie sich mit ihr allein befaßt!" ruft Heid. „Wer, zum Kuckuck, rieth Ihnen, gleich vier Primadonnen auf ein Mal zu ponssiren? Wären Sie vorher zu mir gekommen, ich hätte Ihnen den richtigen Weg gewiesen, denn ich kenne diese vier Frauenzimmer wie meine Tasche. Von Peccini haben Sie nicht viel zu fürchten, denn die Clar ist eine große Dame. Sie war die Geliebte eines königlichen Prinzen und hat sein Aristokratenthum angezogen. Seit er sie verlassen hat, nimmt sie Keinen zum Geliebten, der nicht mindestens Graf ist, und auch den behandelt sie blos herablassend. Ein Bürgerlicher darf nickt in ihre Nähe, es sei denn, er verehrt ihr sofort hunderttausend Mark. Die Bertini ist ganz anders, die ist eine gute Haut; allerdings eine vierzigjährige, Sie fragt nicht nach Geld und nicht nach Geburt; ob Marqueur oder Prinz, sie drückt Jeden an's Herz, wenn er ihr gefällt. Sie opfert ihren letzten Groschen und wird sich, selbst hungernd, für Geld nicht verkaufen. Die Feldsberg ist ein häßlicher Geldsack. Ob Marqueur oder Prinz, jung oder alt, schön oder häßlich, wenn er nur Geld besitzt. Für Geld ist Alles von ihr zu haben, ohne Geld Nichts, nicht einmal ein gutes Wort. Und nun Melinda, die Unbefleckte, die Unschuldige, die Reine, die ist die Aergste von Allen. Sie singt wie ein Nachtigallen-Ensemble und spielt wie eine Holzhacke, weil sie noch nie geliebt hat. Sie erhält keine Anregung aus ihrem Herzen, weil sie kein Gefühl besitzt. Sie specnlirt nämlich mit sich. Eine gottbegnadete Primadonna, die eine Unschuld ist, das trifft sich in hundert Jahren blos einmal, folglich muß sie von einem Prinzen gefreit werden. Ich könnte das Frauenzimmer durchprügeln! Nun entscheiden Sie sich, Thalmann."

„Sie haben zu viel getrunken, lieber Heid," meint dieser. Ich zahle, und wir gehen beim.

VII.

Ich warte vergeblich auf Dr. Heid, daß er mich zu Leona bringe. Entweder schläft er seinen Rausch ans oder vergaß meiner. Um drei Uhr Nachmittags mache ich mich allein auf den Weg, und zwar mit Gefühlen, welche kaum an Liebe gemahnen. Hat die Ueberzengung, daß sie Peccini mit allen Fasern liebt, die Sehnsucht in mir ertödtet? Mein Kopf ist

schwer, so daß ich kaum einen Gedanken zu fassen vermag. Ich bin Leon« Nichts und werde ihr nie Etwas bedeuten, denn selbst wenn sie von Peccini läßt, tritt Falkenau in den Vordergrund oder gleichviel welcher Sangeskünstler, ich aber verkümmere im Nebel; ich bin ihr ein kleines Wölkchen, weiter Nichts.

Leon« trägt ein Hochrothes Negligö, allein ihr Antlitz ist bleich, und ich bemerke, daß diese Blässe nicht von Reispuder herrührt. Sie empfängt mich mit kühler, gesellschaftsüblicher Freundlichkeit; kein Wort zu viel.

Es ist eine kleine Gesellschaft anwesend: die lange blonde Cousine, eine herrlich gebaute, doch, wie es scheint, verdüsterte Frau, ferner eine Fran Melzer, sehr distinguirt, sehr elegant, doch häßlich, und eine Frau von Winterberg, klein, sehr stark, mit rosenrothen Wangen: wie geschaffen für eine Marienbader Kur; der Maler Neinwart, den ich seit Jahren kenne, und vor Allein die Tenoristen Falkenau und Hahnenkamm. Letzterer ist von mittelgroßer Gestalt, breitschulterig, hat dunkelblondes Haupthaar und trägt einen kurzen blonden Vollbart.

Die Damen nehmen mich mit wenig Neugier auf: sie haben für meinen Gruß blos ein stummes Kopfnicken. Mit den Tenoristen Hahnenkamm und Falkenau habe ich gestern an einem Tische souvirt, allein sie erinnern sich meiner nicht mehr, und ich muß ihnen neuerdings vorgestellt werden. Hahnenkamm nimmt meine Vorstellung mit einem Augenzwinkern entgegen, und Falkenau legt zwei Fingerchen seines Händchens in meine Rechte.

Man ist sehr still, und ich versuche, eine Conversation in Fluß zu bringen, allein es will mir nicht gelingen. Offenbar erwartet man Peccini, und wie vor dem Erscheinen des Hofes die Lustbarkeit nicht beginnen darf, nimmt auch hier erst beim Eintritt Peccinis die Unterhaltung ihren Gang.

Die Zeit verstreicht, und Peccini kommt nicht; nochmals bemühe ich mich im Verein mit dem Maler Neinwart eine Unterhaltung anzubahnen, allein unsere Bemerkungen bringen nicht mehr Effect hervor, als ein Stückchen Kork im Wasser. Offenbar sind wir Zwei in dieser Gesellschaft vollständig überflüssig.

„Nun hätten wir aber lange genug gewartet!" Mit diesen Worten erhebt sich Falkenau und tritt vor Leona hin. „Eine Wette, Peccini ist heute wieder einmal nach Karlsbad gefahren." Er sieht ihr dabei in die Angen, und ihr früher bleiches Antlitz färbt sich plötzlich roth.

„Er versprach, bestimmt zu kommen," erwidert sie verlegen, „ganz

bestimmt."
„Nun ja, wenn er eben nicht nach Karlsbad berufen wurde!"
„Ich möchte seiner Stimme Klang vernehmen," sagt Frau Melzer.
„Seitdem ich ihn gestern singen gehört, ist es mir, als fände ich meine
Seligkeit nicht wieder, bis ich ihn gesprochen."

B, peccini!
„Ach, diese Stimme, diese Stimme!" hebt da Frau von Winterberg
an. „Flüssiges Gold, das zwischen Rosen dahingleitet. Wie ist es nur
möglich. Töne erklingen zu lassen, die an das Wiegenlied einer Mutter,
an den Kuß des Geliebten, an die Offenbarung Gottes mahnen?"
Bei diesen Worten blicke ich zufällig auf Hahnenkamm und erschrecke
vor dem hämischen Ausdruck seines Antlitzes. Das Haupt zurückgeworfen,
die Unterlippe stark nach vorne geschoben, trommelt er in verhaltenem
Zorn mit den Fingern auf den Tisch. „Haben Sie mich je singen gehört?"
ruft er Frau Winterberg fast heiser zu.
Die kleine Frau zuckt heftig zusammen. „Ich hatte noch nicht das
Vergnügen," erwidert sie schüchtern.
„Wissen Sie, daß Peccini mit Contractbruch drohte, als ich an der
Scala qastiren sollte?" hebt Hahnenkamm wieder an. „Wissen Sie, daß
er noch acht Tage nach meiner Abreise im Fieber lag, weil er sich von dem
Schrecken, ich werde ihn in Grund und Boden singen, nicht erholen konnte?
O, der elende Intrigant! Mir lag übrigens Nichts daran, denn die
Königin von England berief mich wieder nach Windsor, wie alljährlich.
Und wahrlich, wenn ich die Königin, umgeben von den Prinzessinnen, in
Verzückung an ineinen Lippen hängen sah, da . . . Doch wozu? Lassen
wir das!"
„Nein, nein, sprechen Sie weiter," rufen Leona und Frau Melzer
fast flehend, doch schon hat Falkenau das Wort ergriffen. „Wissen Sie,"
wendet er sich gleichgiltig an Hahnenkamm, „daß Cosima jüngst wieder
incognito aus Bayreuth herüber gekommen war, um mich als Siegfried zu
hören? Doch mich ködert sie nicht, weder mit Richards Manen, noch mit
erhöhtem Honorar. Ich habe es satt, mir Millionen erpressen zu lassen."
„Ja, in Windsor," beginnt Hahnenkamm wieder, als ob er sich selbst
und nicht Falkenau ihn unterbrochen hätte. „Einmal war auch Adelina
herübergekommen, Adelina Patti. Ich hatte eben meinen Part beendigt,
da steht sie auf, fällt mir weinend an den Hals und küßt mich. Wenn
sich die Königin nicht in's Mittel legt, hätte es noch am selben Abend
zwischen mir und Niccolini ein Duell gegeben."
„Genau wie es mir mit Prinzessin Sophie von Schweden erging,"
sagt Falkenau leichthin."
„Wann werden Sie singen?" wendet sich Frau Winterberg enthusiasmirt
an Hahnenkamm. „Ach, noch einmal möchte ich singen hören wie gestern!
Nein, das mar nicht für Menschen bestimmt, das war ein Genuß für
Götter."
„Ha, wie wäre es erst gewesen, wenn auch ich gesungen hätte?"
ruft Falkenau.
„Die Vorstellung hätte länger gedauert," behauptet Reinwart.
Falkenau mißt ihn mit einem verächtlichen Blick, ballt die kleinen
Hände, wendet sich jedoch wortlos von ihm ab.

Max Viola in Budapest.
„Wenn Sie gesungen hätten?" fragt Hahnenkamm und lacht höhnisch.
„Sie vergessen, wie es Ihnen in Dresden erging, als Sie nack mir sangen
und mich verdrängen wollten?"
„Ich Sie verdrängen wollen? Meine einsame Höhe . . ."
„Ihre einsame Höhe? Wieso?"
„Einsam, einsam und allein!" schreit Falkenau. „Das ist nun einmal so."
„Lächerliche Neberhebung!"
„Lächerliche Ueberhebung?"
„Nicht doch, nicht doch, meine Herren," ruft Leon« begütigend dazwischen.
„Es ist servirt, bitte zu Tische!" sagt die lange Cousine und erhebt
sich. Die andern Damen folgen, ebenso die Künstler, und die Fehde ist
beigelegt.
Ich und der Maler Reinwart gehen mit langsamen Schritten in den
Garten, wo in einer Laube der Tisch gedeckt ist. Plötzlich bleibt der
Maler stehen und hemmt dadurch auch meinen Gang.
„Was, zum Kuckuck, sollen wir denn eigentlich hier?" fragte er mich.
„Nun, Sie müssen doch wissen, weshalb Sie gekommen sind?"
„Wegen Leona!"
„Ah, wegen Leon«? Und in der Gesellschaft von berühmten Tenoristen wollen Sie bei ihr Geltung gewinnen?"
„Ii, konnte ich denn missen, daß ich hier so ganz und gar verschwinden werde?" erwidert der Maler. „Habe doch auch Etwas geleistet,
ziemlich viele Anerkennung gefunden, verkehre in München und Berlin in
der besten Gesellschaft, und neben diesen Sängern werde ich ignorirt wie ein
Schildermaler."
„Sie ärgern sich doch nicht ernstlich, mein lieber Reinwart?"
„Ja, ganz ernstlich!"
„Dann sind Sie nicht klug."

„Der Teufel hole Ihre Philosophie! Lieben Sie eine schöne Frau,
und wenn Sie dann in ihrer Gesellschaft nicht bemerkt werden, trösten Sie
sich mit Vernunftsgründen."
„Lernen Sie singen!"
„Singen?"
„Ja, alter Junge, singen! Alles Uebrige zählt bei den Frauen nicht.
Bilder, Gedichte, Novellen, Statuen, Dramen, alldas ist Handmerk; es
giebt nur eine Kunst: Musik. Man schwärmt für Leoncavallo und
Mascagni, man betet dÄndrade, Nescke, Peccini und Hahnenkamm an,
aber man kümmert sich nicht im Geringsten um Leute unseres Kalibers."
Der Maler wird ganz roth vor Zorn. „Ich soll nicht so viel gelten,
wie einer dieser Tenoristen?" ruft er. „Sind denn das auch Künstler?
Bourget ist im Rechte, wenn er behauptet, die Kehlbildung eines Tenors

B. peccini l sei eine rein körperliche Begabung wie es die zu Verrenkungen geeignetenGlieder
eines Clowns sind. Um aber ein gutes Bild fertig zu bringen, muß
man angeborenes Talent besitzen. Dann gehört noch eifriges Studium dazu,
ferner Gefühl und vor Allem: Seele, eine Seele, die durch die Augen dringt."
„Wissen Sie mos? Schreiben Sie das fein säuberlich auf, und ich
will's dann Leona declamiren; ich denke, sie wird davon sehr ergriffen sein,
die Tenoristen fortjagen und Sie an ihr Herz drücken."
Der Maler ballt die Fäuste und möchte mich am liebsten prügeln.
Er muß sich jedoch beruhigen, denn wir hören eine helle Stimme. „Darf
ich bitten?" klingt es uns entgegen.
Die lange Cousine ist es. Ein freundliches Mitleid lag schon in der
Stube in ihrem Antlitz ausgeprägt, als sie sah, daß wir Zwei uns so
gar keine Geltung verschaffen können.
Wir nehmen rechts und links von ihr Platz; gegenüber sitzen Frau
Melzer und Frau von Winterberg und die beiden Tenoristen. Leon»
präsidirt. Frau Melzer und Frau von Winterberg hatten drinnen keinen
Blick, geschweige ein Wort für uns gehabt, und sie nehmen auch hier, in
der Laube, keine Notiz von uns. Sie staunen Falkenau und Hahnenkamm
mit ihren Augen an, spitzen die Lippen und säuseln wie der Frühlingswind. Die lange Cousine merkt entschieden, wie der Maler und ich im
Hintergrunde kampiren und ruft uns zu, uns zu bedienen. Sie spricht
nahezu ohne Unterlaß, offenbar, um uns die Zurücksetzung nicht fühlen
zu lassen.
Das «erräth Tact und Herz, doch ich höre kaum, was sie spricht,
denn Leona nimmt meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie ist
unruhig, ein Schatten von Mißmuth oder Enttäuschung, den sie vergeblich
zu bannen sucht, ruht auf dein herrlich schönen Antlitz, und ihre Augen
sind beinahe fortwährend auf die Gartenpforte gerichtet. Sie hofft noch
immer, daß Peccini erscheint; das leise Zucken in ihren Mundwinkeln
verräth, daß ihre Erwartung bis zur Pein gesteigert ist. Sie leidet, dieser
schöne Leib verzehrt sich in Sehnsucht nach dem berühmten Sänger.
Bemerkt Niemand den Kampf, der in ihr tobt? Falkenau widmet
sich mit voller Zärtlichkeit der dicken Frau von Winterberg und wirft blos
hie nnd da einen prüfenden Blick auf Leon«. Er scheint ihre Eifersucht
erregen zu wollen, um Peccini zu verdrängen, und Frau Melzer widmet
sich Hahnenkamm mit so liebevoller Hingebung, daß sie Beide keine Zeit
finden, Leonas Aufregung zu bemerken.
Die lange Cousine sieht, daß ich Leon« fast unausgesetzt beobachte,
und sie scheint sich vor meiner Beobachtung zu fürchten. Sie will meine
Aufmerksamkeit von ihr ablenken, und da ihr dieses dadurch, daß sie mich
iu ein Gespräch verwickelt, nicht gelingt, beginnt sie discret mit mir zu
kokettiren, Sie läßt mich ihre Serviette aufheben, und ich gewahre hierbei
einen ziemlich starken, doch wunderbar schönen und tadellos chaussürten
2–

Max Viola in Budapest. ——
Fuß. Sie wendet sich von mir, und ich sehe ihr aschblondes Haar in
schier unnatürlich dicken Flechten um zwei große, gelbe Schildpattnadeln
gewunden; ihre weiße, edelgeformte Hand mit den schlanken, geradlinigen
Fingern spielt neben meinem Teller, doch ich gebe trotzdem die Beobachtung
nicht auf, bis Leon« sich erhebt und die Gäste mit ihr.
Blos Hahnenkamm bleibt auf seinein Platze. Er will noch ein wenig
ruhen; die Gesellschaft möge sich nicht stören lassen, er folge in einigen
Minuten. Frau Melzer bittet mit gefalteten Händen, bei ihm bleiben zu
dürfen, er aber schüttelt verneinend das Haupt. So bleibt er allein zurück, und wir schreiten in den Wald hinauf. Ich marschire allein iin
Hintergrunde und werfe am Rande des Waldes einen Blick nach der
Laube zurück: Hahnenkamm füllt seine Taschen aus dem Cigarrenkistchen,
welches auf dem Tische steht. Nun erhebt er sich, und mit herrlicher
Stimme singt er: „Ich komme vom Gebirge her . . ." Die Töne dringen
voll und rein zu mir herauf und die ganze Gesellschaft bleibt wie gebannt
stehen. Der Athem der Frau Melzer keucht, und in Leonas Auge erblicke
ich eine Thräne. „Ich muß zu ihm," flüstert Frau Melzer zitternd vor
Erregung, doch Leona erfaßt ihre Hand: „Nein, Sie dürfen ihn nicht
stören, ich selbst will hinunter, um ihn hierherzugeleiten, wenn er das Lied
beendet hat," und bevor sie Jemand zurückzuhalten vermag, ist sie den

Abhang hinuntergeilt.
Ich stehe noch immer abseits von der Gesellschaft, so daß blos ich die
Vorgänge in der Laube beobachten kann. Leonns Cousine tritt an mich
heran; sie beginnt ein Gespräch und versucht es, mich von meinem Standplatze zu locken; allein ich weiche nicht. Leon« ist in der Laube angelangt,
und Hahnenkamm hat seinen Gesang beendet. Er bemerkt nicht, daß er
nicht allein ist, doch nun fühlt er es: zwei mächtige Frauenarme schlingen
sich um seinen Hals, und ein schönes Haupt lehnt sich an seine Brust.
Nun erst wende ich mich mit einem leisen Lächeln zu der neben mir
stehenden Cousine. Sie ist bleich, sieht mir jedoch trotzig in die Angen;
dann kehrt sie sich ab und schreitet auf die Gesellschaft zu.
VIII.
Am nächsten Morgen warte ich lange Zeit vergeblich beim Kreuzbrunnen. Leona kommt erst, als ich, des Wartens müde, nach Bellevue
zum Frühstück gehen will. Es ist nahezu neun Uhr, als sie erscheint und
zwar allein. Wo ist die Cousine, ihre unzertrennliche Begleiterin? Ich
begrüße Leon« heute sehr unbefangen, denn meine Scheu ist verflogen. Sie
bemerkt den etwas cordialen Ton, und ihr Antlitz nimmt einen noch kälteren,
noch strengeren Ausdruck an. Ich lasse mich nicht irre machen und bin nonchahant, wie mit einem hübschen Ladenmädchen. In diesem Augenblick
liebe ich Leon« ganz und gar nicht: sie interessirt mich kaum. Der Schleier

B, peccinil
ist gelüftet: diese kühle, stolze Frau, welche mich daheim nicht in ihrer
Nähe duldete, weil ich es für ihre strenge Auffassung ein wenig zu leichtfertig treibe, diese Frau, an welcher kein Makel haftet, an die sich die
Verleumdung nie heranwagte, ist hier in Marienbad geradezu liebestoll und
sinkt aus den Armen eines Tenoristen in die des andern. Sie küßt
Falkenau und umarmt Hahnenkamm, doch das sind blos Strohmänner,
bei diesen markirt sie blos die Liebe, welche sie ihrem heißbegehrten Peccini
in vollen Strömen zukommen lassen möchte. Sie ist vielleicht auch dahzim nicht anders, doch weil ich nicht in ihr Haus kam und zu wenig in
den Kreisen der Sänger verkehre, erfuhr ich Nichts davon.
Madame, Ihre Rolle als classisch-reine Bildsäule haben Sie vor mir
ausgespielt; man ist nicht eine strenge Nichten« über etwas leichtfertige
Sterbliche und gleichzeitig die Geliebte unterschiedlicher Sänger, und wenn
ich Ihnen ferner einiges Interesse weihe, so hat das eigene Gründe: Man
findet nicht täglich eine Frau, welche der Menge als der höchste Ausdruck
weiblichen Stolzes erscheint und dabei ein Tenoristenliebchen ist.
Ich möchte Frau Leona meine Gedanken am liebsten offenbaren,
schlendre jedoch wortlos an ihrer Seite einher. Wo findet sich noch stolze
Weiblichkeit, da selbst der Stolz dieser Frau eitel Komödie ist? Diese
hehre Schönheit, diese classtsche Strenge, dieser herrliche Gliederbau, eine
Vereinigung, um Anbetung hervorzurufen, doch diese Strenge verwandelt
sich in Liebestollheit, diese Schönheit gehört Jedem, dem die Menge ob
seines Gesanges zujubelt.
Obwohl ich schweigend neben Leon« einherge)e, fürchte ich nicht, sie
zu langweilen. Wie ein Blitz streifen mich hie und da ihre Blicke, und
hieraus ersehe ich, daß ich für sie aufgehört habe, ein unbefangener Zuschauer zu sein; sie weiß, daß ich ihre Sympathien für Tenoristen lebhaft
beobachte.
Gleichsam, um ihre Besorgniß zu zerstreuen, frage ich nach ihrer
Cousine und wie sie sich befinde. Ein leises Roth huscht bei meinen Fragen
über ihre Wangen. Ihre Cousine, Frau Richter, finde die Wohnung in
der Jägerstraße zu beengend und sei eben im Begriffe, nach dem Hotel
Neptun zu übersiedeln.
Ich verstehe: Der gestrigen Scene halber, welche sich in der Laube
abspielte, kam es zu einer Auseinandersetzung zwischen ihnen, welche so
ernste Formen annahm, daß die Cousine nicht länger mit ihr wohnen
will. Ich nehme ihre Aufklärung ohne Erwiderung hin, zumal wir in
Bellepue angelangt sind.
An dem Tische, welchem wir uns nähern, sitzen Peccini, Hahnenkamm
und Falkenau und die Frauen Melzer und Winterberg. Keiner der
Herren erhebt sich, so daß Leona stehend warten muß, bis ich einen Stuhl
herbeibringe.

„Sie haben mich gestern erwartet?" meint Peccini, nachdem mir
Platz genommen. „Ich bedaure, allein der Prinz von Orleans ließ mich
dringend zu sich bitten."
Leon« scheint sagen zu wollen, wie schmerzlich sie ihn vermißte, allein
Frau Melzer schneidet ihr das Wort ab, indem sie lebhaft zu Peccini
spricht. Frau Winterberg lauert auf die geringste Unterbrechung im Redeschwall ihrer Freundin, um das Wort an sich zu reißen und die Aufmerksamkeit Peccinis zu gewinnen, und Leona, welche überhaupt nicht zu
Worte kommen kann, ist bleich und sieht ihm mit sehnsüchtigen Blicken in
die Augen. Hahnenkamin kaut an seinem Schnurrbart, und Falkenau
pustet laut vor sich hin. Die zwei Künstler fühlen sich zurückgesetzt, und
es soll mich nicht wundern, wenn sie die übrige Gesellschaft mit unzarten
Worten brüskiren. Ich finde ihren Zorn begründet. Gestern, als Peccini

nicht anwesend war, bildeten sie den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der
Damen, heute jedoch ist Peccini der Alleinherrscher, und sie kampiren im
Hintergrunde. Sie sind ohne Peccini Alles und mit ihm Nichts. Habe
ich doch selbst mitangesehen, wie Leona, als sie ihre Liebe nicht an Peccini
verschwenden konnte, sich mit Falkönnu und dann mit Hahnenkamm begnügte.
Leona rafft sich auf, und mitten in das Gespräch der Frau Winterberg fallend, sagt sie zu dem berühmten Tenor: „Und wann darf ich nun doch auf die Ehre Ihres Besuches rechnen?"
„ .. .Ich werde daran denken, in meiner Todesstunde . .." will Frau
Winterberg ihre von Leonn gewaltsam unterbrochenen Worte fortsetzen,
doch Letztere erhebt ihre Stimme, und der kleinen, dicken Dame einen
vernichtenden Blick zuwerfend, sagt sie: „Bitte, gestatten Sie doch auch
mir einige Worte!" Frau Winterberg schweigt, und Peccini sieht Leona
lächelnd, doch tief in die Augen: „Das werde ich Ihnen sagen, wenn wir
allein sein werden," meint er und zwinkert dabei bedeutungsvoll.
Leon« wird purpurroth, allein sie schweigt, und auch die anderen
zwei Frauen sind still. Doch, es ist kein Schweigen der Verlegenheit, es
ist ein Schweigen des Neides.
„Nun hätte ich eben vollkommen genug," sagt Falkenau gelangweilt
und gähnt. „Kellner, ich zahle! Gehen Sie mit?" wendet er sich an
Hahnenkamm.
„Mit vielem Vergnügen," erwidert Hahnenkamm roh und erhebt sich
sofort.
„So lassen Sie mich doch nicht allein hier!" meint Peccini. „Wir
gehen zusammen. Sie müssen ja doch auch zum Director?"
„Nun, machen Sie rasch," drängt Hcchnenkamin und wirft, den
drei Frauen einen wegwerfenden Blick zu.
Diese scheinen einzusehen, daß sie die Beiden verletzt haben, denn
Frau Melzer wendet sich an Hahnenkamm, und Leona wirft Falkenau
einen tiefen, glühenden Blick zu.

In diesem Augenblicke erscheint die blonde Cousine; sie grüßt von
ferne und läßt sich allein an einem Tischchen nieder. Die Augen der
Frau Melzer und der Frau Winterberg wenden sich fragend zu Leona,
diese jedoch zuckt die Schultern, und nun kümmert man sich nicht mehr um
sie. Ich aber erhebe mich und gehe zur Cousine hinüber.
Es ist komisch anzusehen, wie diese große starke Frau, in deren Antlitz
eine gewisse Härte liegt, bei meinem Erscheinen erröthet und die Augen
niederschlägt. Sie kam so spät, weil sie ihre Koffer packte und in ein
Hotel übersiedelt sei.
„Ich darf nicht so viel Leute um mich sehen, als gewöhnlich bei
Leon« verkehren," meine sie. „Ich muß mehr Ruhe haben, deshalb
suchte ich mir ein anderes Quartier."
Ich thue, als ob ich an ihren Worten nicht zweifle, als ob ich nicht
mit ziemlicher Gewißheit wüßte, daß sie von Leonns Tenoristensucht angewidert wird. Ich will blos einige Minuten bei ihr bleiben und zur Gesellschaft zurückkehren, allein sie zieht mich magisch an. Woran liegt es, daß
mir diese Frau in diesem Augenblick weit besser gefällt, als Leon«? Der
harte Ausdruck ist von ihrem Antlitz verschwunden, ein weiches, sanftes
Lächeln umspielt ihre Lippen, und die großen, stahlgrauen Augen schimmern
in feuchter Gluth. War ich blind, daß ich diese Frau bisher blos sab,
doch nicht bemerkte? Ein Zug von Reinheit liegt in ihrem Antlitz, wie
in dein eines jungen Mädchens, und ihre herrlichen weißen Zähne heben
sich schimmernd und blinkend von den rothen Lippen ab, wie Schneeflocken,
die in den Kelch einer dunklen Rose gefallen sind. Sie ist befangen; offenbar lastet es auf ihr, daß ihre bisherige Gesellschaft kaum einen Blick für
sie besitzt. Ich offerire ihr meine Dienste und bleibe bei ihr. Sie ist
gütig und mittheilsam, und als ich, nach einer Verbeugung gegen die
Gesellschaft, mit ihr nach der Stadt zurückkehre, finde icb, es sei der schönste
Moment meines Aufenthalts in Marienbad, mit dieser großen Frau allein
im Schatten der Bämne einherzumandeln.
Noch immer färbt eine leise lieblicke Nöthe ihre Wangen. Sie spricht
von Marienbad, von Loti, von Daheim, und als wir vor ihrem HStel
angelangt sind, verabschiedet sie sich mit einem liebenswürdigen Lächeln
und drückt mir herzhaft die Hand.
Ich hauche einen Kuß auf ihren Handschuh und eile zum Blumenhändler, um ein Rosenbouquet für sie zu bestellen.

IX.

In den jüngsten drei Tagen bin ich Peccini, dem gottbegnadeten
Sänger, viermal vorgestellt worden, allein als ich mich gestern Abend in
seiner Gesellschaft befand, wußte er abermals nicht, wer ich sei. Allerdings
ist es schwer möglich, in seine nächste Nähe zu gelangen, denn Leona, Frau

Melzer und Frau Winterberg, welchen sich häufig noch einige Damen zugesellen, umgeben ihn mit einem undurchdringlichen Wall.
Diesem Umstände ist es auch zuzuschreiben, daß ich mir über den berühmten Tenoristen
kein festes Urtheil bilden kann.
Thür an Thür wohnt neben mir iin Hotel eine schmächtige Blondine,
eine Baronin Nottenberg aus Hamburg. Von meinem Gemach führt eine

Thürs in ihr Empfangszimmer, und unfreiwillig muß ich jedes Wort hören,
das drüben gesprochen wird. Wenn ich neugierig wäre, könnte ich sogar
sehen, was dort vor sich geht, denn in der Thürfüllung befindet sich eine
kleine Spalte, und dieser gegenüber steht ein überaus breiler Spiegel,
welcher Alles wiedergiebt.
Ich quäle mich eben, aus einem hellen Beinkleide mittelst Benzins
einen Fleck zu entfernen, als ich aus dem Empfangszimmer der Baronin
Psccinis Stimme vernehme. Ich lasse die Arbeit und eile zur Thürspalte.
Er ist drüben und spricht mit der Zofe, die ihn der Baronin melden soll.
Das Mädchen geht, und er stellt sich vor den Spiegel. Hastig zieht er die
Handschuhe von den Händen und prüft hierauf seine Gestalt: Zoll für
Zoll. Wie fragend streicht er mit der Rechten über die blauen Wangen,
über das blaue Kinn, um plötzlich, gleichsam einer Erleuchtung folgend, mit
den gespreizten Fingern der rechten Hand durch die rechte Hälfte seines
Haares zu fahren, während er die andere Hälfte mit der Linken niederdrückt. Er tritt einen Schritt vom Spiegel zurück, schließt die Augen
halb und geht nun wieder vor. Er glättet die Falten des glänzenden
Salonrockes und hebt den breiten Oberkörper aus den Hüften. Er schenkt zwei
Blicke dem hellen Beinkleide, das in zahlreichen Falten von den Knöcheln
ans die nagelneuen Lackschuhe fällt, und befühlt schließlich den von Brillanten
umgebenen Saphir in seiner Cravatte. Blos noch einen einzigen Blick in
den Spiegel, dann fährt er behutsam in die Nücktasche und holt eine
silberne Büchse hervor. Sie enthält Puder. Oben liegt ein Lappen aus
Hirschleder, mit dem fährt er behutsam über Wangen, Kinn und Stirne,
dann wird die Puderbüchse verschlossen. Ein feines blaues Seidentuck,
folgt oberflächlich den Spuren des Hirschlederlappens und zerreibt auch die
in den Ringen haftenden Puderrestchen auf den Rücken der Hände. Mit
einein Bürstchen fährt er über Kragen und Brust, streicht noch einmal mit
der Rechten durch das glänzende Haar, setzt ein Löckchen ein wenig tiefer
in die Stirne, steckt die goldene Uhr an den zwei ineinandergeflochtenen
schiveren Goldketten fester, zwängt das dicke Armband aus der linken
Manchette hervor, befeuchtet mit der Zungenspitze noch einmal die Lippen
— ein Schlenkern der Hände, ein Ruck: Signor Peccini ist tadellos.
Es währt noch eine Minute, bis die Baronin erscheint: Ein zartes,
bleiches Frauchen mit blauen Augen und hellblondem Haar. Sie reicht
Peccini beide Hände zum Gruß, erröthet tief und schlägt die Augen nieder.
P«cini spricht mit unterdrückter, vibrirender Stimme: „0 Klsäoriiiä,

B, Peccinil
2Z
Nsckouüä mis!" Die Lippen kußfertig gespitzt, küßt er erst die rechte,
dann die linke Hand der kleinen Baronin, über dein Gelenke, wo der Arm
beginnt. Sie lassen sich auf dem Sopha nieder, und trotz ihres Widerstrebens zieht er ihren Arm an sich und streicht zärtlich darüber hin. „Sie
haben mich gerufen, Angiolina, und Sie sehen mich zu Ihren Füßen. Die
Kunst, die götterhafte, bringt der Schönheit ihre Huldigung dar. Madonna,
Sie sehen Pietro Peccini in Liebe vergehend vor sich."
Erschreckt springt die kleine Frau auf. „Um Gottesmillen, Herr
Peccini, was denken Sie?"
„Denken? Ich denke nicht, ich liebe blos, ich liebe Dich, Du Süße,
Du Herrliche, Reine."
„Es ist zu viel, mein Herr! Wie können Sie es wagen? Sie sind
zum ersten Male bei mir: ich habe Sie blos zweimal bei der Baronin
Wels gesprochen. Ich wollte Sie fragen, ob Sie morgen Abend, anläßlich meines Geburtstages, bei mir singen wollen; das ist Alles. Ich kenne
Sie ja kaum!"
„Du kennst mich kaum? Vergeßliches Weib! Sah ich nicht in
Hamburg Deine Augen verzehrend auf mir ruhen, als ob sie den silbernen
Panzer schmelzen wollten, den mir der Kaiser von Nußland eigenhändig
angelegt? O, Angiolina . . . Ist das ein orientalischer Rubin an Deinem
Finger?"
„Wie? was sagen Sie?" fragt sie wie von Sinnen. „Ach ja, dieser
Ring! Er ist von meinem Gatten."
„Und ich riß mich los von der Gräfin Walkorowska. Ihre Perlen
allein sind zwei Millionen werth! Doch Du verlangtest nach mir. Du."
„Pardon, ich bat Sie allerdings, doch Sie sind im Jrrthum. Ich
bat Sie . . ."
„Bat Dich!"
„Bat Sie, mein Herr! Doch genug. Sie mißverstehen mich vollständig. Diese Huldigungen sind durchaus nicht am Platze."
„Und dennoch huldige ich Ihnen, huldige ich Dir, und wenn
Prinzessinnen in Liebe nach mir vergehen."
Er will den Arm um ihre Taille legen, doch bis an die Stirne erröthend, weicht sie zurück. Sie will sprechen und kann es nicht vor
Erregung. Mit geöffneten Armen eilt er auf sie zu und ruft: „Du siehst,
meine Liebe ist Gluth, und Gluth tödtet . . . Was kostete dieser Rubin
an Deiner Hand?"
Ihr Athem keucht; sie scheint eine Weile sprachlos. Wie irre sagt
sie endlich: „Wie? Ach ja, der Rubin! Ich weiß es nicht."
Ehe sie sich dessen versieht, ergreift er ihre Hand, streift den Rubin
mit ruhiger Sicherheit von ihrem Finger und läßt ihn in der Tasche
seines Gilets verschwinden. Sie gewahrt erst jetzt, daß er ihr den Ring

genommen, sie will danach haschen, doch rasch knöpft er seinen Nock zu.

„Dieser Rubin, er soll mich ewig an diese herrliche Stunde erinnern,"
flüstert er, die Augen zur Decke aufschlagend.
„Bitte, geben Sie mir den Ring zurück, augenblicklich!" ruft sie
entschieden. Er ist von meinem Manne, es ist mein Verlobungsring."
„Dein Verlobungsring?" haucht er. „Mit diesem Ringe hast Du Dich
mir verlobt . . ."
Da wird von der Treppe Säbelklirren hörbar. „Mein Bruder!"
ruft die kleine Frau. „Geben Sie nur sofort den Ring zurück oder ich
sage ihm, daß Sie mir ihn gewaltsam genommen."
Er sieht ihr einen Augenblick zagend und forschend ins Antlitz, dann
sagt er: „Ach, wenn Ihnen Nichts heilig ist — bitte!" Und mit verachtungsvollem Lächeln überreicht er ihr den Ring. „Adieu, Madame!"
zischt er zwischen den Zähnen hervor und wendet sich zur Thürs, doch jetzt
wird diese aufgerissen, und ein Cavalleric-Offizier erscheint in ihrem Nahmen,
bei dessen Anblick Peccini erschreckt einen Schritt zurückweicht. Es ist ein
großer, starker Mensch mit kleinen Augen und in diesem Augenblicke entschieden angeheitert. „Signor Peccini!" ruft der Offizier dröhnend, „meine
Hochachtung! Sie erinnern sich wohl noch meiner? He? Rittmeister
Baron Wrints!" Und ohne Peccinis Antwort abzuwarten, wendet er sich
an seine Schwester: „Soll wohl morgen Abend bei Dir singen? Na,
zeichnen Sie sich aus, erhabener Meister. Du, Paulinchen, auf Eines mache
ich Dich aber aufmerksam: Du mußt alles Werthvolle vor ihm verschließen. Signor Peccini mar mal mein Raseur, damals hieß er Pecak.
Bevor er rasiren kam, mußte Alles fortgeräumt werden; der Kerl stahl
wie eine Elster."
„Wie können Sie es wagen?" schreit Peccini, die Augen funkelnd und
die Hände geballt.
„Wagen?" fragt der Rittmeister erstaunt und zieht die Augenbrauen
hoch. „Peöok, Sie irren sich in den Ausdrücken?"
„Ich werde nicht singen," sagt Peccini drohend.
„Sie werden morgen Abend hier bei meiner Schwester singen, lieber
Peccini Peöcck," erklärt der Rittmeister.
„Keinen Laut, ich schwöre es!"
„Sie werden singen, lieber Signor. Sie werden morgen Abend hier
singcn oder mich übermorgen früh um zehn Uhr vor dein Curpublicum
auf der Colonnc.de rasiren. — Wählen Sie."
„Maledelto!" ruft Peccini.
„Nicht fluchen, Peccini," meint der Rittmeister seelenruhig, „sonst
schmeiße ich Dich hinaus."
Peccini ballt die Hände, schüttelt feinen Leib wie im Fieber, spricht
jedoch nicht mehr. Er wendet verachtungsvoll das Haupt nb und schreitet
zur Thüre. Doch er schlägt sie nicht dröhnend hinter sich zu, wie ich es
erwartete, rein, cr schlieft sie ziemlich geräuscblos.

B, peccini I
X.
Leona hat einen großen Strauß frischer Veilchen an ihrem Busen
stecken, doch als sie mich erblickt, beginnt sie enttäuscht an den Blättern
zu zupfen, welche die Blumen umgeben. Eine Wolke von Mißmuth legt
sich auf ihr schönes Antlitz, nervös zuckt das Füßchen, dessen Spitze unter
dem rothen Schlafrock hervorlugt, und ein leises Beben überläuft ihre vollen
weißen Arme.
Ich störe entschieden; ich sehe es genau, und bereits nach wenigen
Fragen, nach kurzen, nichtssagenden Worten, erhebe ich mich, um mich zu
verabschieden. Wie sie das freudig bewegt! Mich hat noch keine Frau mit
solchem Vergnügen empfangen, als mich diese jetzt entlassen wird. Ihre
Augen beginnen zu glänzen, ein leises Roth legt sich auf ihre Wangen.
Sie erhebt sich, dehnt, wie nach langem Schlaf, die königlichen Glieder und
streift die Falten ihres rothen Schlafrockes glatt. Sie blickt von der Seite
verstohlen in den Spiegel und ordnet mit erhobenen Armen ihr Haar;
und wie sie nun dasteht und ihre Augen funkeln, zwischen den halbgeöffneten
Lippen die ineinandergefügten blanken Zähne hervorschimmern und einzelne
Löckchen ihres blauschwarzen Haares in die weiße Stirne sich ringeln, da
gleicht sie einer Bacchantin, die von Liebe trunken ist.
Es schellt, und eine Blutmelle schießt in ihr Antlitz. Ich eile aus
ihrer Nähe, denn es ist Peccini, den sie erwartet, der soeben die Schwelle
überschreitet; das sieht wohl auch ein Blinder. Endlich ist ihre Sehnsucht
erfüllt, endlich wird sie mit dein Heißersehnten allein sein, um ihm zu gestehen, was ihr Herz für ihn fühlt. — Und es ist nicht Peccini, es ist
Frau Richter, die blonde Cousine, welche hereintritt. Welche Enttäuschung
sich auf Leonas Antlitz malt! Ihre Freude ist im Augenblick dahin, das
Roth ihrer Wangen verstiegt und, die vorgeschobene Unterlippe kennzeichnet
deutlich ihren Unwillen.
Die zwei Frauen wechseln einen kurzen, kühlen Gruß, und ich lese
es Frau Nichter aus den Augen, daß sie gekommen ist, um Leon« Vorwürfe zu machen. Es ist Zeit, daß ich gehe, doch da stürmen Frau Melzer
und Frau Winterberg athemlos herein, blicken nach rechts, blicken nach

links, durchstöbern mit den Augen jedes Winkelchen und machen schließlich
enttäuschte Gesichter, als sie blos die Cousine und mich erblicken. Was
diese Frauen haben mögen? Sie erlauschten oder erfuhren, daß Leona
um diese Stunde mit Peccini allein sein soll, und das waren sie nicht zu
dulden gesonnen. Leon« sollte mit dem Göttlichen eine Schäferstunde genießen und über sie triumphiren? Nimmermehr! Sie sind gekommen,
um diese Schäferstunde zu stören, und wenn nicht anders, wären sie gewaltsam
in das Haus gedrungen, um die Rivalin den Sieg nicht genießen zu lassen.
Hat sie ihn irgendwo verborgen? Sie sind noch athemlos von der Aufregung nnd vom raschen Gange, und erst nach einer Weile finden sie so
viel Ruhe, um den landläufigen Höflichkeitsregeln zu genügen.

Die Neuangekommenen Damen nehmen Platz, und ich versuche stehend
mit Frau Nichter ein Gespräch zu beginnen, als Peccini erscheint. Leona,
Frau Melzer und Frau Winterberg springen von ihren Sitzen auf und
eilen ihm entgegen; Allen voran Leona. Sie begrüßt ihn verlegen, und
auch er verhehlt seine Enttäuschung nicht. Verwundert läßt er die Anwesenden Revue passiren, und dann bleibt sein Auge mit einer zornigen
Frage an Leona haften. Er bietet Niemandem die Hand zum Gruß, sagt
widerwillig guten Tag und läßt sich endlich so nahe neben Frau Melzer
in das Sopha fallen, daß er beinahe in ihren Schooß gelangt. Er zieht
seine Uhr hervor, blickt den Frauen der Reihe nach in das Gesicht und
gähnt. „Dieser Herr, ein Verwandter?" fragt er endlich ohne jegliches
Interesse, mit dem Kinn nach mir deutend.
Ich erhebe mich eilfertig und trete vor ihn hin: „Nein, ich werde in der
Gesellschaft dieser Damen blos geduldet. Uebrigens hatte ich wiederholt
die Ehre, Ihnen vorgestellt zu werden. Erst gestern . . ."
„Ach ja, ich weiß," erwidert Pzccini, „Kolbenhever, Fabrikant?" und
wieder gähnt er laut und energisch, ohne den Versuch zu machen, den
weitaufgesperrten Mund mit der Hand zu verhüllen.
„Nein, Weidmann, Schriftsteller," wage ich ihn zu verbessern.
„So, so, Schriftsteller? Faules Metier! Und wovon leben Sie?"
„Ich betreibe anch einen Großkandel in sanren Gurken," bemerke
ich schüchtern.
„In sauern Gurken?" Er sieht mir mit einem Blick des Schreckens
in's Gesicht, dann staunen seine Augen Leona an. Wie, einen Gurkenhändler wagt man in seine Gesellschaft zu bringen? kann man deutlich
darin lesen.
Leona eilt dienstfertig herbei, um diese Impertinenz zu entschuldigen,
dabei höchlich erfreut, daß das Gewitter, welches ihr gegolten, sich über
meinem Haupt entladet.
Sie irrt. Peccini mißt mich noch mit einem einzigen verächtlichen
Blick, dann bin ich abgethan.
„Haben Sie nach dem Speisen stets Gesellschaft?" fragt er Leon«.
Sie versteht. „O, nicht immer, es ist ein besonderer Zufall, daß
mich die Damen heute beehren," beeilt sie sich zu antworten.
„Aber Sie sind doch für Gesellschaft gekleidet? Diese herrliche knallrothe Nvbe! Die schönste Tomaten-Sauce."
„Frau Winterberg und Frau Melzer lächeln stillvergnügt. Leon« erröthet bis nn die Stirne, doch sie schweigt.
Er hat noch nicht genug. „Sie haben Gesellschaft," sagt er, „und
doch wissen Sie, daß ich heute allein sein wollte?"
„Dann hätten Sie daheim bleiben sollen," meint die blonde Cousine.
Er erhebt sich rasch, läßt sich jedoch alsbald wieder, als lohnte es
der Mühe nicht, in das Sovha fallen. Er firirt blos Frau Nichter mit

starren Augen und sagt gedehnt, spöttisch: „Madame, Sie vergessen, daß
ich Peccini bin!"
„Ach nein, das vergesse ich nie," erwidert Frau Richter.
Er weiß nicht, was er von ihrer Antwort denken soll, und blickt sie
sragend an. Er sucht vielleicht nach einer Grobheit, doch die Frauen bemühen sich, ihn mit zürnenden Blicken gegen Frau Nichter zu beschwichtigen.
Dieser kleine Zwischenfall scheint sogar seine üble Lanne zu verscheuchen,
allerdings erst nachdem die Frauen jede Modulation ihrer Verehrung aufgeboten haben, um ihn zu erheitern. Er widmet sich Frau Melzer und
zwar mit einer so liebevollen Hingebung, daß sie in Wonne zerfließt,
während Leon« aufgeregt an ihrem Kleide zupft. Er hat es darauf abgesehen, sie dafür zu strafen, daß sie nicht allein ist und verschwendet
süße Blicke und zärtliche Worte an Frau Melzer. „Ich 'ehe Sie viel zu
selten um mich?" sagt er mit gütigem Lächeln zu der eleganten Franksurterin.
„O, ich bin stets dort, wo Sie erscheinen," erwidert sie dankbar und
eifrig, „doch die Gesellschaft, welche sich um Sie bildet, ist so groß, daß
ich blos selten von Ihnen bemerkt werde."
„Von nun an sollen Sie Ihren Platz stets neben mir haben. Sind
Sie es zufrieden?" Damit legt er ihre Hand in seine Linke und streicht
mit der Rechten sanft darüber hin.
Frau Melzer ist blutroth vor Vergnügen, während Leon« und Frau

von Winterberg mißmuthig die Unterlippen zerwühlen und auf ihren
Plätzen unruhig umhergleiten. Frau Melzer erscheint der Moment geeignet, um von ihm eine Gunst zu erlangen: „Darf ich eine große, große
Bitte an Sie richten?" fleht sie und faltet dabei die Hände.
„Wenn es kein Autogramm und keine Haarlocke ist?"
„Es ist mehr, das heißt: ich weiß nicht. Würden Sie die Gnade
haben, an einem Abend, welchen Sie wählen, bei mir zu singen?"
Es ist, als ob eine Bombe geplatzt wäre, eine solche Aufregung ruft
diese Bitte bei Leona und Frau Winterberg hervor. Ihre Wangen sind bleich,
und ihre Augen glühen. Es hat den Anschein, ihn bei sich singen zu hören,
gelte ihnen mehr, als selbst seine Liebe. Das Haus, worin Peccini gesungen, ist geweiht für alle Zeiten; die Frau, welche er dadurch auszeichnet,
daß er einen ihrer Abende durch seinen Gesang verherrlicht, gilt von nun
an unter ihren Mitschmestern als eine Fürstin, deren Glorie kaum mehr
zerstört werden kann; es ist, als ob sie von der regierenden Kaiserin vor
dem staunenden Publicum Ann in Arm über die Promenade geleitet
worden wäre.
Peccini blickt ihr eine Weile lächelnd in's Antlitz und sagt: „Nun
denn — vielleicht!"
Sie hascht nach seiner Hand. „O, sagen Sie nicht vielleicht, geben
Sie mir Ihr Wort, und Sie machen mich unaussprechlich glücklich."

Er lugt nach Leon« aus, um zu erspähen, ob der Dolchstoß tief
genug sein werde. Sie ist bleich, ihre Lippen beben, mit nervösen Händen
zerrt sie an ihrem breiten Gürtelbande. Der Dolch trifft. „Wenn Sie
brav sind, singe ich am nächsten Donnerstag bei Ihnen," sagt er zu
Frau Melzer, mit einem leise nach Leona schielenden Blicke.
Zu retten, was noch zu retten ist. Leon« bleibt auf ihrem Platze,
doch Frau Winterberg stürmt auf ihn ein und beschwört ihn mit glänzenden
Augen, auch ihr einen Abend zu weihen.
Er weist sie mit kurzen Worten zurück: „Sie vergessen, daß ich morgen
auf allerhöchsten Wunsch im Theater den Lohengrin singe und daß ich
gestern bei der Baronin Nottenberg gesungen habe? Verfluchter Bursche,
dieser Baron Wrints!"
„Baron Wrints?" wage ich zu fragen.
„Ja, Rittmeister Baron Wrints, der Bruder der Baronin Rottenberg," wendet er sich zu mir. „Es war in Petersburg, wo ich ihn einmal
Nachts aus den Händen von Räubern rettete, welche ihn überfallen hatten.
Als Dank mißbraucht er seither meine Güte. Seine Schwester bat, ich
möge bei ihr singen; ich lehne ab; sie bietet mir ein kleines Vermögen,
ich lehne ab. Doch sie kennt mein Verhältniß zu ihrem Bruder. Sie
telegraphirt ihm, er kommt, dringt in mich und — und ich singe, denn
seinen Bitten kann ich nicht widerstehen, ganz unmöglich!"
„Glückliche Baronin," seufzt Frau Winterberg leise.
Plötzlich scheint es Peccini, als ob er sich mit den Damen zu weit
eingelassen hätte. Er erhebt sich, ordnet seine Eravatte vor dem Spiegel
und wendet sich dann mit halbgeschlossenen Augen zu Leon«: „Meine
Gnädige, ich will nicht länger stören. Leben Sie wohl!" Ein leichtes
Neigen des Hauptes, und er schreitet zur Thürs. Leon« will ihm das Geleit geben, vielleicht bis in den Hof, um dort seine Verzeihung zu erflehen,
allein das scheint nicht nach dem Geschmack der Frau Melzer zu sein,
denn sofort erhebt sie sich und erklärt, mit Herrn Peccini einen Weg zu
gehen, und da gestatte er wobl, daß sie sich ihm anschließe? Er bejaht
lächelnd, was auch Frau Winterberg ermuthigt, denn flugs verabschiedet
sie sich und verläßt mit Peccini und Frau Melzer das Haus.
XI.
Nach einigen Minuten erhebe auch ich mich, denn jedenfalls will.Frau
Richter mit ihrer Cousine allein sein. Doch nun rüstet auch sie. Sie
scheint ihre Absicht, Leonn eine Strafpredigt zu halten, aufgegeben zu haben.
Es ist auch wahrlich nicht der geeignete Moment, denn Leon« fand im
Benehmen Peccinis Strafe genug. Sie ist verstört, ihre Lippen zucken,
und kaum haben wir die Thürs geschlossen, so bricht sie in Thränen aus.
Ich sehe es genau.

Langsam, ohne zu sprechen, schreite ich mit der blonden Cousine die
Jägerstraße dahin. Wir sind bereits eine Weile wortlos nebeneinander
gegangen, als sie plötzlich stehen bleibt und mir ihr Antlitz voll zuwendet.
„Sie finden Heuer in Marienbad genügende Studienobjecte?" sagt
sie zu mir.
„Wie meinen Sie das?"
„Nun, Vorrath für Ihre kleinen boshaften Skizzen, mit welchen Sie
alle Welt ärgern!"
„Auch Sie?"
„Bisher mar es allerdings nicht der Fall, allein es könnte so werden."
Sie meinen, wenn ich Frau Leon« und ihre Tenoristensucht als Vorwurf benütze?"
Frau Richter schweigt, sagt aber dann nach einer Weile plötzlich: „Wollen

wir gute Freunde werden?"
Ich betrachte die große, etwas hagere Frau und fühle, wie ich unter
dem Blick ihrer glänzenden, ein leises Sehnen, einen leisen Schmerz verrathenden Augen erröthe. Hoch aufgerichtet ist ihre Gestalt, ein wenig
hager und doch in allen Linien wunderbar gezeichnet. Das Antlitz leicht
geröthet, und zwischen den vollen rothen Lippen schimmern die blanken
Zähne hervor. Welch' schönes Weib! Nicht bestrickend, nicht fascinirend
wie Leona, doch unendlich tiefer, selenvoller. Sie verschließt ihr Herz,
wie die Muschel die Perle; sie erscheint hart, theilnahmlos, doch sie muß
berückend sein, wenn sie liebt.
Sie gewahrt meinen irren Blick, und nun ist die Reihe nn ihr, tief
zu erröthen. Sie geht dahin, in sich versunken, und scheint die Antwort
auf ihre Frage nicht zu heischen.
„Gnädige Frau, ich glaube nicht an die Freundschaft zwischen Mann
und Frau, es sei denn, sie wären verheirathet, trotzdem stehe ich Ihnen
jederzeit zu Diensten, als wäre ich Ihr erprobtester Freund. Befehlen Sie
über mich."
„Ich wollte Sie blos bitten. Nichts über Leon« zu schreiben, solange
sie in Marienbad weilt."
„Ihr Wunsch ist mir Befehl, und selbst wenn ich später einmal das
hier Erschaute vermerthen sollte, so geschieht es in einer Form, daß
Niemand auf Frau Leon« hinweisen kann."
„Ich danke Ihnen herzlich! Und weshalb wähnen Sie, daß wir
nicht gute Freunde werden könnten? Ich zähle doch nicht zu den Frauen,
denen man den Hof macht, in die man sich verliebt? Haben Sie hier in
Marienbad Jemand gefunden, der sich um mich bemüht hätte? Selbst die
Tenoristen, mit welchen ich doch täglich beisammen bin, hatten noch kaum
einen Blick für mich."
„Ach, gnädige Frau, Sie sehnen sich doch nicht nach deren Blick?"
„Wer weiß!"

„Ich weiß es, ich weiß es genau! Sie sind zu tief veranlagt, als
daß Sie den Huldigungen solcher Leute Werth beilegten. Ein Mann muß
es sein, ein wirklicher Mann, der bis auf den Grund Ihrer Seele zu
dringen vermag, um die Schätze zu heben, die dort verborgen liegen."
„Ach, Sie zählen auch zu den Leuten, welche stets besondere Dinge
mittern. Sie irren, Herr Weidmann, auf dem Grunde meiner Seele
liegen keine Gemüthsschätze; ich bin eine ziemlich veri ünfliq denkende Frau,
welche das Leben nicht blos von der idealen Seite zu fassen gewohnt ist.
Uebrigens, wohin verirrten wir uns? Wozu das? Ach, ich sehe mein
Mädchen mit Briefen in der Hand vor dem Hotel; die Post ist demnach
bereits angelangt. Auf Wiedersehen! Apropos: Sie sind doch morgen im
Theater? Peccini, Hahnenkamm und Falkenau werden singen. Es soll
eine herrliche Vorstellung werden."
„So hörte auch ich."
„Sie kommen doch ebenfalls?"
„Gewiß, gnädige Frau!"
„Nun denn nochmals: Auf Wiedersehen!"
Sie reicht mir flüchtig die Hand, auf ihren Lippen erscheint ein
flüchtiges Abschiedslächeln, und mit langen Schritten schreitet sie auf ihre
Zofe zu.
Ich bleibe in der Hoffnung stehen, sie würde sich noch einmal zurückwenden, allein sie nimmt die Briefe in Empfang und verschwindet in der
Thoreinfahrt.
Sie ist längst entschwunden, und ich stehe noch immer zehn Schritte
vom Hotel entfernt, ohne zu denken, ohne Etwas zu beginnen. Nach einer
Weile finde ich ein Lächeln auf meinen Lippen, das außerordentlich wenig
geistreich zu sein scheint, und dennoch banne ich es nicht, denn mit diesem
dummen Lächeln schreite ich schließlich ziellos die Straße hinauf.

XII.

Die Festvorstellung ini Stadttheater, die langersehnte, hat ihren
Anfang genommen. Zehn Tage vorher war für das tollste Angebot keine
Karte mehr zu haben. Eine ganze Schaar feiner Herren und Damen,
welche aus Bayreuth herüberkam, mußte unverrichteter Dinge abziehen,
denn das Theater ist vollkommen ausverkauft. Falkenau hat als Turiddu
einen ungeheueren Erfolg. Er singt so hinreißend, daß man seine kleine
Gestalt, die unmöglich hohen Hacken an seinen Schuhen und den hierdurch
bedingten schwankenden, unsicheren Gang übersieht und ihn mit Blumen
und Beifall über'chüttet. Immer und immer wieder muß er vor die
Rampe, und Hunderte Hände schlagen ineinander zu tosendem Beifall.
Hahnenkamin findet keinen so lärmenden Erfolg. Er tritt als
de Grieux in einem Acte von „Manon Lescaut" auf. Ist er blos au

diesem Abende nicht völlig disponirt, oder hat seine Stimme bereits längere
Zeit ein Leck, genug, sie erscheint in der Mittellage ein wenig umflort,
als ob ein leiser Schleier seine Stimme umflattern würde. Doch in den

hohen Lagen klingt sie siegreich und hell, wie der Ton einer silbernen
Trompete, und als er geendet hat, ist der Jubel wohl geringer als der,
den Falkenau geerntet, allein auch er wird mit Beifall überschüttet.
Und nun der Glanzpunkt des Abends: Peccini als Lohengrin. Heilige,
weihevolle Stille. Leon« hat mit Frau Melzer und Frau Winterberg eine
Parterre-Loge inne; Frau Richter dürfte im Parquet ihren Sitz haben;
ich sah sie bisher noch nicht. Ich beobachte Leon« und ihre zwei
Freundinnen; sie sind bleich, doch Leona ist auch starr wie ein Marmorbild,
und blos ihre großen, glänzenden Augen verrathen ein nervöses Leben.
Die Erwartung hat sie erstarren gemacht. Sie gleicht dem Verurtheilten,
der dem Todesstreich entgegensieht, dem Todesstreich, der ihn aus der Welt
des Elends in das blühende Paradies befördert. Und jetzt geht der
Vorhang in die Höhe. Ein Augenblick tödtlicher Stille, doch nun erscheint
Peccini, und da tost ein Beifallssturm durch das Haus, wie wenn der
Herbststurm die Bäume erschüttert. Minuten vergehen, bevor er zu singen
anheben kann, und als dann seine köstliche Stimme dahinströmt, so klar und
rein wie ein Bergquell, als er mit spielender Leichtigkeit das hohe 0
hinausschmettert, da geht ein Wonneschauer durch die Zuhörer, den, sie sich
auch noch eine Weile nach der Beendigung seines Partes nicht entziehen
können, denn sie sitzen wie in Starrheit befangen, und erst nach einer
Weile erdröhnt das Haus in seinen Fugen. Das Publicum schreit nicht,
es brüllt Beifall, Handschuhe lösen sich in Fetzen, und manche Handfläche
bleibt für Tage geschwollen.
Leona hat sich todtenbleich über die Brüstung hinausgelehnt, und ihre
Augen verschlingen den geliebten Sänger; doch als der Vorhang fällt und
der rasende Applaus ertönt, da rührt sie die Hände nicht; sie sinkt tief
in ihren Fouteuil zurück und bleibt unbeweglich sitzen, doch Thräne auf
Thräne entfällt ihren Augen und fließt die Wangen hinunter.

Aus meiner Knabenzeit.
Erinnerungen,
von
Nudolf von Gottschsll.
— Leipzig, —
I.
in 30. September 1823 wurde dem Premierlieutenant der
reitenden Artillerie Gattschall in Breslau ein Knäbchen geboren, welches später bei der Taufe den Namen Karl Rudolf
erhielt. Es war Mittags, und die Glocken läuteten. Dies soll ja ein
Zeichen sein, daß das Knäblein ein berühmter Mann werden wird, und
auch bei Goethe war es der Fall gewesen. Doch die Kirchenglocken irren
sich öfters — haben doch auch die Kirchen selber sich oft genug geirret.
Ein Offizierssohn — das Milieu, in welchem das Kind und der Knabe
aufwuchs, war das militärische, kein Wunder, daß ich Alle, die keine
Uniform trugen, für untergeordnete Menschen ansah; in späteren Jahren
bemerkte ich allerdings, daß ich mit dieser Ansicht, die ich eine Zeitlang
für kindisch hielt, nicht allein stand und daß große Gesellschaftskreise sie
mit dem heranwachsenden Knaben theilten.
Mein Vater war ein geborener Ostpreuße, doch er stammte nicht von
den alten Anbetern des Perkunos im Hain von Nomove oder an dem
famläudischen Meeresstrand, ebenso wenig von den deutschen Colonisten ab,
die sich bei den Ordensburgen unter dem Schutze der deutschen Ritter niedergelassen hatten; nein, unser Stammbaum wurzelt weiter im Süden und
zwar in den österreichischen Alpenländern. Unsere Väter waren die wegen
ihres protestantischen Glaubens aus dem Erzstift Salzburg von dem tyrannischen Erzbischof Firmian 1731 vertriebenen Salzburger. Nicht an den

Gestaden des Beriisteinlandes waren die ursprünglichen Wohnsitze derselben,
sondern an den Bergseeen in den Salzburger Alpen, in den Thälern, welche
der eisgekrönte Dachstein mit seinen Hochzebirgsvasallen abschließt.
König Friedrich Wilhelm I. hatte den Flüchtlingen in Littauen und
den benachbarten Landschaften eine Freistadt gegründet. Der rauhe Soldatenkönig fühlte sich nicht nur als Schutzherr des protestantischen Glaubens; er
war auch ein fürsorglicher Landesherr und zog deutsche Einwanderer in
jene durch die Pest entvölkerten Gegenden. Er verlieh ihnen das Culmische
Recht: keinem Gutsherrn unterthänig, als freie Erben saßen sie auf dem
vom Vater zum Sohne forterbenden Besitz.
Auf einem solchen Culmiichen Gute in Mischten, nicht weit von
Taplacken, war mein Vater am 22. November 1787 geboren. Weitverbreitet umher wohnten die Vettern, die sich stets die Salzburger nannten.
Von seiner Jugend weiß ich nicht viel zu erzählen; seine Biographie beginnt
für mich erst mit dein Jahre 1812, wo er bei der preußischen Artillerie
den Feldmg gegen Rußland mitmachte, sowie er später ein tapferer Mitkämpfer in den Befreiungskriegen von 1813, 1814 und 1815 gewesen ist.
Und was diese wichtigste Zeit seines Lebens betrifft, bin ich nicht auf
gelegentliche Mittheilungen angewiesen, sondern mir liegen seine Tagebücher
aus den Feldzüzen vor, gewissenhaft geführte Tagebücher, mit oft eingehenden
Schilderungen des Kriegslebens, der Märsche und Schlachten, die mir das
Bild seiner Tüchtigkeit in jeder Hinsicht, seiner Charakterfestigkeit und geistigen

Begabung stets von Neuem vor Augen rücken. Der Pulsschlag echt deutscher
Gesinnung, wie ne damals auch in den baltischen Landen heimisch war,
belebt diese Blätter. Zwar der deutsch-französische Krieg mit seinen großen
Schlachten und Siegen hat jene Zeit etwas in Schatten gestellt; aber sie
wird doch immer ihren eigenartigen Glanz behaupten; denn es war ein
ebenso begeisterter wie erbitterter Kampf, um das Joch fremder Unterdrückung
abzuschütteln, während der neue mit unverhältnißmäßig größeren? Kraftaufwand gefülirte Krieg die feindliche Drohung von den deutschen Grenzen
abwehrte, bis dann in Feindesland Sieg auf Sieg erfochten wurde. Die
zerbrochene Kette — das gab jenem ersten Krieg noch mehr Erbitterung,
noch melir Ingrimm; das mar das Zeichen, unter dem die Truppen Dorks
und Blüchers siegten. Einige Blätter aus diesen Aufzeichnungen werden
mit dem Bild jener Zeit zugleich das Bild meines Vaters besser in's Licht
stellen, als eine pietätvolle Schilderung vermöchte.
Das Jahr 1812 bot ein in der Geschichte seltenes Bild: Franzosen
und Preußen unter denselben Fahnen, nnter dem Commando des Marschalls
Macdonald gegen die Russen kämpfend in Kurland und Livland: Doch der
Krieg wurde lau geführt; es kam nur zu kleinen Gefechten. Die Bundesgenossenschaft, die Waffenbrüderschaft machte den Eindruck des Erzwungenen.
„Am 15. August," schreibt mein Vater, „wurde Napoleons Geburtstag
auf die befohlene Weise gefeiert; es wurde geschossen und Hurrah! gerufen,

welches letztere dein Capitnin von Amtswegen allein zur Last fiel, weil die
Artilleristen nicht mit einstimmten." Auch der Sieg der großen Armee
Napoleons bei Mosaisk wurde mit 51 Kanonenschüssen und einem Tedenm
gefeiert; die Preußen mußten mitschießen und mitsingen, aber es ging
Niemandem von Herzen. Vom 23. Juli bis 26. September wurde ein
Lager bei Olai bezogen. Zwei Monate lang mitten im Krieg ein ruhiges,
langweiliges Lagerleben. Später sanden mehrfache Gefechte mit den Russen
statt: mein Bater war inzwischen an einem heftigen Fieber erkrankt und
wurde zum Theil in den prächtigen Gemächern des Schlosses von Mitau
verpflegt, die zu einem Lazarett) eingerichtet worden waren. Noch ermattet
und ziemlich hilflos schleppte er sich zu seiner Batterie zurück, wurde dort
in einen Schlitten verpackt und bei grimmiger Kälte den marschirenden
Truppen nachgefahren. Erst allmählich erholte er sich trotz der großen
Strapazen und konnte nach einigen Tagen wieder den Befehl über sein
Geschütz übernehmen: doch Lorbeern blühten nicht mehr auf dem Boden
Kurlands; der Brand von Moskau, der ollwählich trotz einzelner ruhmvoller
Kämpfe in milde Flucht ausartende Rückmarsch der großen Armee nölhigte
auch das Seitencorps Macdonalds und seine Preußen, sich ans Rußland
zurückzuziehen. Es mar ein grimmiger Winter; die Kälte stieg bis zu
24 Grad. Nur im gebahnten Wege war es möglich fortzukommen; man
watete im aufgemahlenen 1 bis 1'/? Fuß tiefen Schnee, wie in tiefem
Sande; neben dem Wege stand der Schnee wie steil abgerissene Grabenränder 3 bis 5 Fuß hoch. Doch welch ein anderes Bild boten die
zurückmarschirenden Preußen, als die Regimenter der großen Armee, die ihr Grab
in den weiten Schneefeldern des inneren Nußlands fanden. Mein Vater
hatte sich nicht unbedeutend die eine Backe erfroren; der Chirurg rieb dieselbe tüchtig mit dem hartgefrorenen Schnee. Mit der Frostbeule hatte er
aber auch zugleich die Haut abgerieben, und die Kälte war auf dieser von
der Haut entblößten Stelle um so empfindlicher. „Das Weinen," schreibt
mein Vater, „war mir näher als das Lachen; „die imposante Haltung
der Truppen ließ aber Niemand kleinmüthig werden. Das ganze Corps
bestand aus tapferen, in? kräftigsten Mannesalter stehenden Mannschaften,
die von den Schlacken gereinigt waren; denn die Schlechteren und Schwächeren
waren durch Krankheiten oder auf anderem Wege beseitigt worden. Jeder
hatte einen Pelz und tüchtige Ohrenlappen; jeder hatte seinen Bart wachsen
lassen; an jedem Barthaar hing ein Krystalltrovsen. So schritten sie muthiq
und kräftig fort. Nie sind mir die Bataillone so mannhast, so gewaltig
erschienen wie in diesen Schneefeldern: Eine dreifach überlegene Zahl von
Feinden wäre nicht im Stande gewesen, diese Kraftmenschen zu überwinden."
Feindliche Milizen, die gegen die Avantgarde vorrückten, wurden von
einem Dragonerregiment mit Hilfe einzelner Geschütze leicht geschlagen und
ein Bataillon gefangen genommen. Kaum waren die Truppen über die
preußische Grenze gerückt, da trat eine große weltgeschichtliche Wendung ein;

durch die Capitulation des Preußengenerals von Z)ork mit dem russischen
General Diebitsch wurde iin fernen Nordosten das große Signal zum deutschen
Befreiungskämpfe gegeben. Wenn einige Geschichtsschreiber berichten, das
preußische Corps sei schon von den Franzosen isolirt gewesen, als diese
Capitulation abgeschlossen wurde, so gilt das keineswegs von der unter
dein preußischen General Massenbach stehenden Avantgarde, zu welcher auch
die Batterie meines Vaters gehörte.
Da lagen im Dorfe Ballgarden ihre Artilleristen mit 50 Mann
bairischer Infanterie in einein Bauernhause zusammen, als die Batterie
am 30. December Abends die Ordre erhielt, nach Tilsit zurückzuinarschiren.
Wir lagen mit den bairischen Infanteristen bunt zusammen auf einer großen

Streu, welche die ganze Bauernstube einnahm. „Die preußischen Artilleristen
auf, auf! gleich anspannen!" wurde in die Finsterniß hineingerufen; auf
eine andere Weise waren sie nicht zu ermitteln. Es wurde rasch angespannt;
aber auch die Baiern, die den Feind in der Nähe glaubten, standen bei
den Geschützen auf dem Sammelplatz.
„Die Batterie marschirte ab, ohne Verdacht zu erregen, indem sie sich
auf das Hauptcorps zurückzog; die Baiern rückten wieder in die Quartiere.
Die Gegend zwischen Nagnit und Tilsit ist ziemlich hügelig. Nach ein paar
Tagen Thauwetter hatte es wieder gefroren. Die ganze Straße bildete
eine frische, spiegelglatte Eisdecke. Mit den stumpfbeschlagenen Pferden
getraute sich Niemand zu reiten. Die ganze Batterie führte die Pferde,
und nicht selten lagen Pferde und Reiter bunt durcheinander. Schlimmer
aing es den fahrenden Artilleristen, diese müssen sitzen bleiben. Ihre
Pferde wurden zwar durch die Geschirre und den Zusammenhang untereinander leichter vor dsm Fallen geschützt, dagegen schob das Geschütz sie von
jedem Hügel in einen Knäuel geballt hinunter. Unten angekommen mußten
sie erst auseinandergekoppelt werden, um mühsam einen anderen Hügel zu
erklimmen. Die Geschütze marschirten in großer Distanz, damit sie nicht
ineinander schoben. Doch ging der Marsch ohne alles Unglück ab. In
Tilsit stießen auch zwei Schwadronen des westpreußischen Dragonerregiments
und die reitende Batterie Nr. 1 zu uns. Es wurde eine Stunde gefüttert,
und den 31. December ungefähr um 9 Uhr der Marsch nach Jnsterburg
angetreten. Die ganze Brigade Bacheln, aus Baiern und Polen bestehend,
stand vor dem Thore auf dieser Straße in einem engen Bivouac. Sie
konnte sich nicht weiter ausdehnen, weil sie keinen Mann Cavallerie hatte
und die russische leichte Reiterei sie immer in Schach hielt. Unser kleines
Corps ging mitten durch die Brigade. — „Wo geht's denn hin?" fragten
die bairischen Grenadiere. „Recognosciren!" war die Antwort unserer
Artilleristen, die zwar selbst den Zweck des Marsches nicht kannten, indeß
doch eine Ahnung der Wahrheit hatten.
„Aber kaum waren wir eine Viertelstunde von den Baiern entfernt,
als uns Allen das ‚Geheimniß, welches bisher nur die Commcmdeure

kannten und treu bewahren inußten, mitgetheilt wurde. Wie durch einen
elektrischen Schlag waren die ernstesten Gesichter in heitere umgewandelt.
Viele schrieen laut jubelnd auf; anderen, namentlich den älteren Leuten
sah man eine innere, recht behagliche Freude an; Vielen rollten Thränen
in den bezapften Eisbart. Bald waren wir von KosackenschwSrmen umgeben. Nun begann eine Scene, die sich nur fühlen, aber nicht beschreiben
läßt: Diese gutmüthigen, bebärteten, ehrwürdigen Krieger stürzten in die
Batterie, Jeder nahm seinen Mann, herzte und küßte ihn, wie man ein
Kind hätschelt. Ich war der Gegenstand der Zärtlichkeit eines recht alten
Mannes, dem bei seinen Liebkosungen die Thränen in den Bart rollten.
Viele, namentlich von den Bauernkosacken, wie mir sie nannten, ritten
neben der Batterie, schlugen fortwährend Kreuze und beteten fichtlich.
Unser Marsch ging in halbein Trabe, so gut es die Glätte des Weges
zuließ, schnell vorwärts. Schon aus der Ferne sahen wir russische
Cavalleriecolonnen aus allen Richtungen in schneller Bewegung der Straße
zueilen, auf der wir marschirten.
Beim Amte Sommerali waren diese Colonnen vereinigt. Die beiden
Batterien und die zwei Schwadronen marschirten ihnen auf 50 Schritt
Entfernung gegenüber auf. Der Zwischenraum war der Tummelplatz der
Generale und ihres Gefolges. General Graf Wittgenstein ließ den König
und seinen Kaiser leben; ein „Hurrah" aus voller Kehle begleitete dies
Lebehoch und wollte kein Ende nehmen. Hier wurde anders gerufen als
im Lager bei Olni am Geburtstage Napoleons. Es wurde abgesessen und
ein Augenblick geruht, und nun wiederholten sich häusig die Scenen, wie
mit den Kosacken, zwischen den preußischen und russischen Kriegern."
Soviel Begeisterung und Rührung, soviel tiefes und inniges Vaterlandsgefühl spricht sich in diesen und den folgenden Schilderungen meines
Vaters aus, daß der ganze Geist jener Epoche sich darin spiegelt: ein Geist,
der nickt blos in den akademischen Freischaaren herrschte, der damals das
ganze Heer und das gan-e Volk belebte.
„In voller Parade, in einer zusammenhängenden Colonne marschirte
das Corps in Berlin ein. Ein wahrer Triumphzug! Nur eine beschränkte
Straße blieb für den Marsch der Truppen — Kopf nn Kopf auf der
Straße und an den Fenstern bis auf die Dächer, voin Frankfurter bis zum
Halle'schen Thor ein Menschenschmarm. Tausend weiße Tücher wehten
zugleich aus den Fenstern. Vornehme Damen jeden Alters jubelten dort
mit der Volksmenge auf der Straße um die Wette. Weinen, Lachen,
Schreien, stiller Ernst, je nach der Individualität der Einzelnen drückten
die Gefühle der Bewohner der Hauptstadt aus. Die Truppen wurden als
die Erlöser Preußens von dem FranzosenZoch begrüßt. Ein Jeder von uns
hat gewiß sein Freudenthränlein im Stillen mitgeweint. Wie muß dem
General Dork, dem Urheber diese« Jubels, dabei zu Muthe gewesen sein!
Und als vor der Schlacht bei Groß-Görschen die Truppen hinter Pegau

dem Kaiser von Rußland und dein preußischen König vorbeidefilirten, da
herrschte auch das Gefühl der Begeisterung und Hingebung bis zum völligen
Aufgeben der eigenen Persönlichkeit.
„Die Monarchen übersahen vom Nande eines mit Gebüsch bewachsenen
kleinen Terraineinschnittes das Anrücken der Truppen schon auf größere
Entfernungen. Unsere Cavallerie und die reitende Artillerie defilirte im
Trabe. Nie mögen die hohen Herren wohl mit freundlicheren Blicken angesehen worden sein, als bei diesem Vorbeimarsch. Ich schwebte im
Sattel, meine physische Existenz war ganz unbeachtet; Thränen drängten
sich mir in die Augen, und gewiß mar dies ein Augenblick, wo ich ganz
allein eine französische Armee angegriffen hätte. Diese Gefühle sah man
einem Jeden an: Alles mar erregt und feierlich gestimmt. Ein Jeder von
uns glaubte, er habe mit dem Feinde eine Ehrensache auSzufechten!"
Mein Valer war stets ein ausgezeichneter Reiter und liebte Wagnisse
der Reitkunst — ich selbst habe ihn in Mainz die schmalen Treppen auf
den Wällen der Eisgrube oft herauf- und herunterreiten sehen. Auch in
seinen Kriegsdenkwürdigkeiten spielt Roß und Reiter eine große Rolle.
„Ich mar von Jugend auf," schreibt mein Vater im Kriege 1813,
„ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber und ein großer Freund vom Reiten;
diese Neigung hatte sich selbst nach einem Ritt von einigen hundert Meilen
auf einem hölzernen Sattelblock noch nicht im Mindesten verloren. Wenn
ich ein schönes Pferd bei der Batterie sah, so ergriff mich eine wirkliche
Sehnsucht nach dem Besitz desselben. Alle Mittel wurden aufgeboten, um
es zu erlangen. Selten schlug es mir fehl. Die Offiziere waren mir gewogen, und meine aufmerksame Pflege dieser Thiers ihnen bekannt. Jeder
neue Ankömmling — und ich wechselte oft, weil sich immer etwas Neues
fand — wurde mit solcher Liebe von mir gepflegt, daß ich stundenlang im
Stalle blieb, jede Bewegung beobachtete, il m beinahe jedes Körnchen Hafer
einzeln reichte, wenn ich bemerkte, daß er ein schlechter Fresser war. Dafür
hatte ich denn auch die Belohnung, ihn in kurzer Zeit in bestem Zustande
zu sehen. Ohne ihn übermäßig anzustrengen, wurden dann seine Leistungen
auch tüchtig in Anspruch genommen. Ein jeder Graben, jeder erhöhte
Gegenstand, der mir in den Wurf kam und über den hinweg zu gelangen
nur irgend möglich war, wurde überfetzt. Durch gute Behandlung und beständige Uebung wurden meine Thiers auch bald so bereitwillig dazu, daß
sie oft von selbst einen Sprung als nothwendig erachteten und sich dazu
drängten. Bei Tilsit gelangte ich in den Besitz eines solchen Lieblingsthieres, nach welchem ich lange vergebens gestrebt hatte. Gut gepflegt und
fleißig, aber behutsam geübt, befand es sich in Berlin im ausgebildetsten
Zustand. Jeder Kenner sah es mit Vergnügen. Das Berliner Publicum,
an den Anblick schöner Pferde gewöhnt, nimmt immer Antheil an außergewöhnlichen Leistungen dieser Thiers. Der junge Artillerie-Unteroffizier
mit seinem schönen Pferde entging der Aufmerksamkeit nicht, und jeder

kühne Sprung wurde beifällig aufgenommen; daß mir dies viel Vergnügen
gewährte, gestehe ich ganz offen ein."
Und auch mährend der Feldzüge, besonders in den Cantonnements
wurden diese Neitervergnügungen fortgesetzt. Im August 1814 lag mein
Vater bei Ettelbruck im Luxemburgischen im Quartier. „Die Batterie
befehligte ein Rittmeister, welcher von der Gensdarmerie zur Artillerie
übergegangen war und seinen früheren Titel beibehielt. Er war als
milder Reiter renommirt und hielt sich gute Pferde. Bei Ritten, die ich
mit ihin zusammen unternahm, schien es ihm Vergnügen zu machen, daß
niir seine Art zu reiten so überaus gefiel. Statt auf die Schonung des
Dienstpferdes, welches ich ritt, Bedacht zu nehmen, munterte er mich zu
allen nur möglichen Wagestückchen auf, denen ich so wie so nicht abgeneigt
war. Es war mir recht, wenn er mir zuredete, ich möchte doch nicht auf
der großen Straße zur Parole reiten, sondern ich könnte ja hinten zum
Garten hinaus den geraden Weg einschlagen. Hier war aber gar keiner;
nichts als hohe Hecken und breite tiefe Gräben. Mein Fuchs setzte über
Alles hinweg, oft mit einem Kraftaufwand, daß mir der Säbel vom Leibe
gerissen wurde und wer weiß wie iveit davonflog. Der Rittmeister sah
nur dann mit Wohlbehagen zu, obgleich er manchmal mehr für meinen Hals
fürchtete, als ich selbst."
Mein Vater hat die ganzen Befreiungskriege mitgemacht; außer einer
beträchtlichen Zahl von größeren und kleineren Gefechten die Schlachten von
Groß-Görschen, Bautzen, Möckern <Leip,ig), Laon, Paris, Belle-Alliance. In
seinen Tagebüchern finden sich Schilderungen derselben, natürlich nicht, wie
die meisten in die Geschichtsbücher übergegangenen Kriegsberichte der Feldherren und Generalstäbe, von einem das Ganze beherrschenden Standpunkte
aus, von dem sich ein Gescmimtbild dieser Kämpfe geben ließ, sondern nur
das eigene Erlebniß schildernd, und was in den Gesichtskreis eines tapferen
Mitkämpfenden siel. Doch durch die Detailzüge, die solche Aufzeichnungen
geben, läßt sich mancher Schlachtbericht ergänzen; vor Allein aber entrollt
sich uns ein farbenreiches Gemälde, welches uns die Heldenthaten und
Schrecken des Krieges lebendiger vor Augen führt, als die in jenen
Werken geschilderten Schachzüge der Taktik und Strategie. Mein Vater

besaß eben das Talent zu solchen Schilderungen, und wenn auch mir dasselbe von mancher Seite zugesprochen wird, so ist es ja wohl möglich, daß
dies ein natürliches Erbstück ist. Ein solches Kampfbild aus der Schlacht
von Möckern will ich hier zur Probe mittheilen.
„Die Batterie war hart an der Straße und dicht bei Möckern aufgefahren. Das Geschützfeuer tobte auf der ganzen Linie, während das Jnfanteriefeuer im Dorfe und neben demselben furchtbar wüthete. Das
Gefecht neben dem Dorfe zwischen den feindlichen Colonnen und der zweiten
Brigade war mörderisch. Bald wurde mit dem Bajonnet angegriffen, bald
standen die Bataillone sich auf 50 Schritt gegenüber und unterhielten

rasches Gliederfeuer. Man sah, wie die Reihen sich lichteten. Die
Blessirten gingen auf der Chaussee zurück in so dichten Massen, wie Infanterie, die auf Märschen, auf schlechten Wegen etwas auseinandergekommen ist. Auf diese Straße war aber die vorgeschobene feindliche
schwere Batterie gerichtet. Blessirte, die sich noch zurückschleppen konnten,
wurden hier von Kanonenkugeln zu Boden gerissen. Die Chausseegräben
waren bis an die hohen Ränder gehäuft voll Todter. Neben unserem
achten Geschütz, welches etwas erhöht zunächst an der Straße stand, bildete
sich ein vollständiger Damm von Todten. Unsere Bataillone wurden immer
lichter und gingen zurück, während sie durch neue ersetzt wurden. Beim
Feinde, der seine Massen in der Nähe hatte, bemerkte man diese Abnahme
nicht. Die zweite Brigade war beinahe gänzlich aufgerieben, während der
Feind Vortheile neben und im Dorfe gewann. Jetzt rückte die erste
Brigade mit gleichem Muthe vor und stellte das Gefecht wieder her. Die
im Dorfe zurückgedrängte Batterie machte nun wieder Fortschritte. Das
Gefecht wurde mit gleicher Erbitterung fortgesetzt. Das Dorf Möckern liegt
zwischen der großen Straße und der Elster und ist der Länge nach zwischen
diesen beiden Linien eingeschlossen. In der Mitte wird es durch eine
breite Querstraße, die von der Chaussee nach der Elster führt, in zwei
gleiche Theile getheilt. Den Theil nach Leipzig hatte in der Regel die
feindliche Infanterie, den nach Halle zu die unsrige in Besitz. Hier wogte
das Gefecht bald nach der einen, bald nach der anderen Seite zu, je nachdem der eine oder der andere Theil im Vortheil war. Viele Häuser
waren schon in Brand gerathen. Die schlesische Landwehr, in der Nähe
unserer Geschütze, stand so dicht an den Mauern der Häuser, daß sie oben
hinaufsehen konnten und nach dem oben hervorragenden Franzosenkopf
schössen. Diese waren bis an die Brust gedeckt und hatten den ganzen
Landwehrmann freistehend auf 5 bis 1(1 Schritte vor sich. Natürlich traf
beinahe jeder Schuß. Die feindlichen verlorenen Gewehrkugeln schlugen bei
diesem Gefecht in die Batterie. Es rasselte nur immer so an den Geschützen. Wir hatten nnch Beendigung des Kampfes 13 blessirte Leute und
19 Pferde, die durch solche verlorene Kugeln getroffen waren. Bei dem
siebenten und achten Geschütze meines Zuges war der größere Theil der
Pferde und Leute auf diese Weise blessirt, glücklicherweise die meisten so
leicht, daß sie in ihren Dienstverrichtungen nicht gestört wurden. Von der
Batterie bis zu den Gartenmauern und den nächsten Häusern befand sich
ein Kohlfeld; auf diesem stand die Landwehr bei ihrem Angriff auf die
Häuser. Bei jedem Kohlkopf lag ein Landwehrmann, öfter zwei übereinandergestürzt. So stand das Gefecht schon ganz gegen Abend noch immer
nicht zu unserem Vortheil. Die erste Brigade war wie vorher die zweite
zusammengeschossen. Wie eine Todtenglocke tönte der Ruf: „Die siebente
Brigade vor!" — „Die siebente Brigade — sie kommt schon, sie kommt
schon!" hörte man andere Stimmen. Es entstand eine kurze Pause im

feindlichen Feuer, weil die ganze Linie sich vorzubewegen begai.n. S>e
stutzte aber wieder, weil unser Artilleriefeuer auf das Schnellste abgegeben
wurde. Ich selbst ließ mit Kartätschen schießen und munterte die Leute
auf, die ihre letzten Kräfte anstrengten und ihr Feuer so schnell abgaben,
wie man es bei solcher Erschöpfung nicht für möglich gehalten hätte. Wäre
es angegangen, hätte jeder Artillerist noch eine Kartätsche in den Mund
genommen und sie den dichten, besonders im Dorfe zusammengedrängten
feindlichen Massen entgegengespuckt. Der General Dort hatte immer in der
Nähe der Batterie gehalten, weil hier nahe am Dorfe das Gefecht am erbittertsten war und von hier die Entscheidung ausgehen mußte. In diesem
kritischen Moment, wo die erste Brigade weichen mußte und der Feind,
in seinem weiteren Vorgehen unschlüssig, nur hin und wieder feuerte,
nahm der General Dort den Degen auf. Ehe er ihn zog, runzelte er die
Nase ungefähr so, als wenn Einem zufällig ein Jnsect hineingeflogen. Der
Unteroffizier Marquardt vom achten Geschütz sagte ganz laut in seiner
Königsberger Sprache: „Wat wardt nu warre? De Ohle träckt ja den
Kielkeprickel rut!" ,(Was wird nun werden? Der Alte zieht ja den
Klößespieß heraus!) — Es wurde aber was daraus; denn er gab Befehl,
die ganze Linie solle vorrücken und stellte sich selbst an die Spitze der
Cavallcrie. Drei Schwadronen brandenburgischer Husaren, die zunächst
hinter der Batterie standen, stürzten durch die Intervalle derselben und
warfen sich auf den Feind. Die Batterie mußte natürlich ihr Feuer einstellen und konnte dem Gemetzel in der Nähe zusehen. Die Husaren fuhren wie ein Blitz durch die feindliche Batterie, überrannten einige ganz

überraschte feindliche Bataillone, wurden aber dann von Cavallerie angefallen und wären gewiß, so allein mitten in der feindlichen Colonne,
schlecht weggekommen, wenn nicht das schlesische Ulanenregiment gleich nachgesprengt märe. Zufällig flogen auch zwei feindliche Munitionswagen, von
einer preußischen Granate der links von uns stehenden und im Schießen
nicht behinderten Batterie getroffen, mitten in diesem Durcheinander in
die Luft, wodurch der Wirrwarr noch vermehrt wurde. Nun schwieg auch
unsere Aitillerie; die siebente und achte Brigade auf dem linken Flügel
rückten mit gefälltem Bajonnet vor, und die Reservecavallerie brach in der
Mitte durch; an ihrer Spitze befand sich unser „Ohler". Der Feind, von
diesem plötzlichen Wechsel überrascht, war mit Abwehren beschäftigt; unsere
Truppen saßen aber nunmehr mitten drin, und der feindliche General
konnte der Verwirrung nicht mehr Herr werden. Immer weiter und
weiter mälzten sich die Massen, bis sie sich endlich hinter der feindlichen
Stellung gegen Eutritzsch und Gohlis hin verloren. Bald aber kamen erfreuliche Zeichen in Sicht. 53 feindliche, noch vollkommen bespannte Geschütze mit einer Anzahl Wagen kamen angefahren. Selbst die Bedienung
fehlte nicht. Schön uniformirte Artilleristen, die eben von den westlichen
Küsten Frankreichs zur Armee gestoßen waren, wurden auch gleich mit-

gebracht. Die Zahl der Gefangenen belief sich auf 2OW; außerdem waren
ganze Bataillone niedergehauen worden. „Unser Ohler" hatte den rechten
Augenblick ergriffen, um das schon schwankende Kriegsglück auf unsere Seite
herüberzuspielen.

„Das Bivouac selbst nach der Schlacht mar eine sehr traurige Herberge
nntten in einer großen Todtenkammer. Rechts die Straße mit Leichen und
Verwundeten bedeckt, daneben das brennende Dorf über Todte und Verwundete zusammenstürzend; die Luft ertönte vom Klagegeschrei der tausend
Verstümmelten, denen in diesem Augenblick Niemand helfen konnte."

„An der großen Völkerschlacht des 18. Octobers hatte sich das Dork'sche
Corps nicht betheiligt. Doch von seiner Stellung aus ließ sich das
Geschützfeuer der ganzen verbündeten Armeen und das der Franzosen übersehen. — Das Getöse einer Schlacht, in welcher dreiviertel Millionen Krieger
zu gleicher Zeit kämpfen, läßt sich gar nicht beschreiben. Die Erde zittert,
die ganze Luft der Gegend ist ein Kriegsgeschrei. Das Feuer der Kanonen
in dieser Runde ist nur den zahlreichen Funken zu vergleichen, welche einer
Schmiedeesse entsprühen, wenn Holzkohlen gebrannt werden. Des Abends,
als das Feuerlicht der Kanonen und Gewehre des Tageslichtes Herr wurde,
mar die ganze Gegend ein zerrissenes Feuermeer."

Diese lebendigen Schilderungen, die zugleich auf einen der denkwürdigsten Schlachtentage von 1813 ein erhellendes Licht werfen, zeigen
die Beobachtungs- und Darstellungsgabe meines Baters. Derselbe hatte
als Wachtmeister in den Feldzügen meistens Offiziersdienste gethan, besonders in Gefechten und Schlachten einen Zug wie ein Offizier commandirt
und erhielt im Juli 1815 sein Lieutenantspatent. Die Schlacht bei Belle-Alliance, die er tapfer mitgemacht, gab ihn: ebenfalls Anlaß zu farbenreichen Aufzeichnungen, nicht weniger fein späterer Aufenthalt in Frankreich
auf dem Schlosse des Marquis Noquedair. Das Schloßleben und der Verkehr mit den jungen, anmuthigen Französinnen wird fast mit der Feder
eines Novellisten geschildert. Mit dein eisernen Kreuz ausgezeichnet, kehrte
mein Vater mit seiner Batterie am 20. Januar 1816 nach Breslau,
seiner Garnison, zurück. Im Jahre 1822 verheirathete er sich mit
Mathilde Mühlheim, der Tochter eines städtischen Beamten, der früher
Haushofmeister Sr. Excellenz, des allmächtigen, schleiischen Ministers von
Hon in gewesen war und sich einiges Vermögen erworben hatte. Das Bild
meiner Mutter, der zärtlichsten und besten Frau, die ganz in der Liebe
zu ihrer Familie, ?,u ihren Kindern aufging, schwebt vor mir mit jenem
Schmerzenszug, mit dem andauernde Kränklichkeit, ein allmählich sich immer
mehr entwickelndes Herzleiden ihre lieben Züge leider gezeichnet hatte. Sie
besaß ein tiefes, poetisches Gemüth; ihre litterarischen Richtungen und
Neigungen entsprachen dem Geist der Epoche. „Mathissons Gedichte", die
„Stunden der Andacht" waren eine Lieblingslectüre der jungen Mädchen,
später wurden Walter Scott, Buliver, Cooper bevorzugt. Doch meine

Mutter, die eine eifrige Leserin mar, las auch Sophokleische Tragödien,
die sie auf's Tiefste ergriffen; ich traf sie oft mit Thränen in den Augen,
wenn sie „Oedipus" oder „Antigone" gelesen hatte. Daß sie ineine poetischen Versuche sehr beglückten, bedarf kaum der Versicherung; mein erstes
Drama „Casus Gracchus" hatte sie eigenhändig abgeschrieben, und ich darf
mir schmeicheln, daß ich in ihrem Leben voll schmerzlicher Resignation und
edler Aufopferung einer der wenigen Glanzpunkte mar.

Spärlich sind die Erinnemngen aus meiner Kindheit, soweit ich dieselbe in Schlesien verlebte; nur einzelne Momente tauchen wie die Effectscenen eines Dramas aus dem Dunkel auf. Wir wohnten in Breslau
auf dem Bürgerwerder; unserem Hause schräg gegenüber stand damals eine
Zuckerrafsinerie, die eines Tages in hellen Flammen aufging. Wie ich da
am Fenster neben meiner Mutter lag und in das Feuermeer blickte: das
schwebte mir später noch lebhaft vor. Auch auf Spaziergängen in die
Gärten der benachbarten Dörfer besinn' ich mich: ich seh' mich dort, mochte
es nun in PSpelwitz oder Oswitz oder Morgencm sein, wie ich mit andern

Kindern im Grünen mich herumtummle; ich hatte lebhafte Bilder von
den Oertlichkeiten, den Gängen, den kleinen bewachsenen Hügeln, die sich
in den Gärten befanden und die nur herauf- und herunterkletterten, und
doch fand ich bei meinem späteren Aufenthalt in Breslau für diese Erinnerungsbilder nicht die entsprechende Stätte wieder — nur ein anheimelndes Gefühl hatte ich in allen diesen Gärten, einen gewissen Jnstinct
der Erinnerung. Da steckte etwas Dagewesenes in der Luft, aber ich
konnte es nicht haschen.

Im Jahre 1827 mar mein Vater nach Neisse versetzt morden; auch
von dieser Festung blieb nur nur der dunkle Eindruck von Wällen, Brücken,
Gräben; ich besinne mich, die Festungsgefangenen gesehen zu haben, die
Ketten und Kugeln mitschleppten und auf der Stirne irgend ein an Hirschgeweihe erinnerndes Abzeichen hatten; ich besinne mich, daß ich mit meinem
Vater bisweilen auf den Wällen spazieren ging, wo er die Kugelhaufen
zählte. Das düstere Bild der engbrüstigen Festungsstadt erhielt aber den
tiefsten Schatten durch ein Ereigniß, das in unsere Häuslichkeit eingriff,
ohne unsere Familie selbst zu berühren. Noch sehe ich wie heute das nach
der Straße hinaus liegende Zimmer — meine Mutter in Thränen sehr
erregt auf einem Tritt am Fenster sitzend, auf der Straße selbst ein
unheimliches Leben, ein Hinundher von Menschen — ich schmiegte mich
angstvoll an meine Mutter an, die anfangs zögerte, auf meine Frage zu
antworten. Endlich kam's zu Tage: auf dem Hochgericht ging etwas Schreckliches vor; der Bruder unseres Dienstmädchens wurde gerädert: eine grausame, aber damals noch landesübliche Strafe. Was er für ein Verbrechen
begangen, erfuhr ich nicht, aber ich sah, wie meine Mutter von einem

schaudernden Gefühl ergriffen mar — und auch mich überrieselte ein stiller
Schauder. Selbst unser Mädchen, als die Schwester eines geräderten
Bruders, flößte mir lange Zeit eine gemisse Scheu ein.

In Neisse wurde mir auch ein Brüderchen geboren, welches bei der
Taufe den Namen Otto erhielt. Lange mar indeß unseres Bleibens nicht
in der schlesischen Festung; mein Vater erhielt 1828 das Patent als
Hauptmann und wurde als Zeugkapitän in die Festung Coblenz am Rhein
versetzt. Damit schied er eigentlich aus dem activen Kriegsdienste aus; er
muß dies wahrscheinlich in Folge damaliger körperlicher Leiden selbst beantragt haben. Die Strapazen der Kriegsjahre blieben nicht ohne Nachwirkung; vielleicht hatte mein Vater diese überschätzt oder dienstliche Verdrießlichkeiten machten ihm den Aufenthalt in Neisse unangenehm und einen
Wechsel in seiner Stellung wünschensmertb.

Eine Reise von Neisse an den Rhein darf nicht mit heutigem Maßstab gemessen werden; sie erforderte damals, besonders wenn eine größere
Familie sich auf die Wanderschaft begab, eine Zeit, wie etwa heutzutage
eine Reise nach dem äußersten Sibirien, das nach Vollendung der ostsibirischen Bahn uns noch näher gerückt sein wird, als damals der Rhein für
einen aus Schlesien dorthin versetzten Offizier war. Und mit Kind und
Kegel mußte die Reise angetreten werden, noch dazu im strengen Winter.
Es wurden daher alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, wie sie mein Vater
aus seinem französisch-russischen Feldzug kannte. Der kleine Otto lag wie
in einer Pelzmiege, und auch die Amme, die ihn trug, war gegen die Unbilden der Witterung durch allerlei Pelzverbrämung geschützt. Ein Miethswagen wurde für eine dreiwöchige Reise gemiethet — und so ging's denn
langsam von Station zu Station dem fernen Rhein zu. Bei Zeiten rückten
wir immer in die Nachtquartiere ein; manches Bild aus diesen Hotels und
Wirthshäusern ist in meiner Erinnerung haften geblieben. In Leipzig erlebte ich selbst das für mich interessanteste Abenteuer der ganzen Reise; ich
verlief mich nämlich aus unserem Hotel in fremde Straßen, und da ich
den Namen des Gasthauses mir nicht eingeprägt hatte, so dauerte es lange
Zeit, ehe man mich zu meinen Eltern zurückbringen konnte. Von der Reise
selbst hatte ich nur noch den Eindruck, als ob sie durch eine endlose Pappelallee dahinginge: Pappeln zur Rechten und zur Linken, in Sachsen, in
Thüringen; die ewige Chaussee so eintönig, so schläfrig im Wintergewand —
nur wenn der Wagen über das Pflaster der Städte rasselte, gab es eine
kleine Abwechslung. Drei Wochen im Kutschmagen zur Winterszeit — und
wenn der kleine Otto noch so artig war, gelegentlich machte er doch seiner
Ungeduld Luft; es regte sich in den Pelzen, und der darin vergrabene
kleine Grönländer äußerte sich in einer Sprache, der man die deutsche
Nationalität noch nicht anmerkte.

In Coblenz, wo ich von meinem fünften bis zu meinem neunten
Lebensjahre verweilte, fließt der Quell der Erinnerungen schon weit reich-

licher; mochte mir auch für die Schönheit der landschaftlichen Umrahmung
das Auge des Malers fehlen, so wirkte doch das anmuthige Nheinvanorama
in aller Stille auf mein Geinüth uud theilte meinen Knabenjahren Etwas
von seinem Duft und Neiz mit. Von Jahr zu Jahr wuchs natürlich auch
mein Verftändniß dafür — mein Vater nahm mich öfters mit bei seinen
dienstlichen Besuchen der verschiedenen Forts, die auf den die Stadt beherrschenden Höhen lagen, und so that ich manchen Blick in die Festungsgeheimnisse, welche Andern nicht zugänglich waren. Am meisten imponirte
mir die Festung Ehrenbreitstein und die große Treppe, die zu ihr fast senkrecht in die Höhe führt. Oft stand ich dort oben und erfreute mich an
dem entzückenden Blick auf die Rhein- und Mosellandschaft, auf die beiden
sich hier vermählenden Flüsse, auf die Häuser und Thürme der zwischenhineingebauten Stadt, auf die jenseitigen Höhen mit ihren Forts

und die im
Duft verschmimmende Ferne. Die Schildmachen auf den Wällen, das
militärische Treiben in den Feltungshöfen lenkten bisweilen den Blick in
die Nähe; doch am liebsten schweifte er in's Weite und weckte in der Brust
des Knaben jene unbestimmte Sehnsucht, welche hinausmöchte in die Welt,
zu den duftumschleierten Hügeln, die irgend etwas geheimnißvoll Schönes
ahnen ließen. Und man konnte ja plaudern mit diesen fernen Hügeln;
das bewies der Telegraph auf Ehrenbreitstein, dessen windmühlenartige
Bewegungen ich mit großem Interesse verfolgte und der sich mit einem
hölzernen Genossen unterhielt, der auf einer Höhe ganz in der Ferne seine
Bewegungen nachzuäffen schien. Das war ein Wunder für den Knaben;
er ahnte nicht, daß späteren Jahrzehnten diese Fernsprechkunst als eine
Kinderei erscheinen würde, als die schüchternen und hölzernen Anfänge einer
die ganze Welt umspannenden Schriftsprache, die blitzschnell über die Oceane
hinweg ihre Zeichen schreibt.
Daß es aber mit den Wundern der Ferne nicht allzuviel auf sich hatte,
darüber klärten mich bald die Wanderungen auf, die ich mit meinem Vater
in jene vom Ehrenbreitstein so zauberisch erscheinenden Gegenden unternahm.
Alljährlich machte mein Vater eine solche Fußtour, bei welcher ich sein steter
Begleiter war. Da ging's über Andernach in die Eifel an den Lnacher
See — dieser Kratersee und die merkwürdigen Berge, wie die ganze Gegend
machten einen tiefen Eindruck; ich freute mich, wenn der Weg einmal durch
ein wogendes Getreidefeld führte. Im Ganzen sind die Erinnerungsbilder
an jene Fußpartien matt und unzusammenhängend. Ein anderes Mal
wurde mit mehreren Artillerieoffizieren zusammen eine Wagenfahrt über den
Hnnsrück unternommen — der eintönige Charakter dieser Hochfläche wurde
nur, wenn es durch schöne Wälder ging, von anmuthigeren Eindrücken abgelöst. Alles machte einen ärmlichen, dürftigen Eindruck; kein üppiger
Weizen, nur Hafer und Gerste wuchs auf den Aeckern. Die Fahrt verlief
nicht ohne Unfälle; mit einem der Wagen, in welchem die Offtziersburschen
saßen, gingen die Pferde durch und zertrümmerten ihn. Die Burschen selbst

wurden zum Theil schwer verletzt — ich besuchte sie in der verhangenen
Krankenstube in Simmern; schweigsam oder stöhnend lagen sie in den Betten;
ich hatte zum ersten Male den Eindruck eines Lazareths. Ich mar nicht
gerade furchtsam, aber ich konnte doch ein Angstgefühl nicht unterdrücken,
als unser Wagen nicht lange darauf die jähen Wege der steilen Thalschlucht
herunterfuhr, die bei Bacharach in das Nheinthal mündet.
Ein Vorfall ans jener Zeit, der die Phantasie des Knaben lebhaft
beschäftigte, ist mir noch in Erinnerung geblieben. Ein russischer Offizier
war zun. Besuch in Coblenz, und mein Vater und mehrere Artillerie
lieutenants gingen und fuhren mit ihm in der Umgegend herum. So
ging's denn auch von der hohen Festung durch Thal Ehrenbreitstein an die
Lahn und dann über den Rhein auf Schloß Stolzenfels, welches damals
noch eine malerische Ruine war aus der Zeit her, wo die Franzosen unter
ihrem großen Konige den Rheinlanden ihre Besuche «lachten, bei denen so
viele Schlösser zertrümmert wurden, so viele Dörfer in Flammen aufgingen. Damals hatte noch nicht König Friedrich Wilhelm IV. nach den
Entwürfen von Schinkel den. Hauptthurm miederherstellen lassen, den
Rittersaal und die Kapelle mit Fresken geschmückt; man mußte noch auf
steilen Pfaden, oft durch Disteln und Dornen herumklettern, und mein
Vater warnte mich vir manchem steilen Rand, hinter dein ein Abgrund
gähnte. Der Russe hatte eine Pfeife mit einem prächtigen Meerschaumkopfe, der meine Bewunderung erregt hatte. Und dieser schöne Kopf siel
bei den Klettereien zur Erde und zerschellte am Gestein. Er war ein Andenken — und der Offizier war unglücklich darüber. Er that mir herzlich
leid; aber er tröstete sich vielleicht rascher als ich. Bitteres Herzmeh verursachte mir das tragische Geschick dieses Pfeifenkopfes, und niemals im
Leben, wo ich so Manches verloren, habe ich ein gleich lebhaftes Gefühl
eines unwiederbringlichen Verlustes empfunden.
Die Amtswohnung meines Vaters befand sich in einem kleinen Hause
neben zwei großen Schuppen, die dem Zeugwesen dienstbar waren. Die
drei Baulichkeiten standen in einem abgeschlossenen Raum, aus dem nach
der einen Seite hin ein Pförtchen nach der Wöllersgasse führte, während
nach der anderen ein Thormeg Pferden und Gespannen den Eingang und
den Ausgang gestattete. Ein bescheidenes Duodezgärtchen gehörte zum
Hause und ging bis an die Mauer; doch es gewährte keinen ungetrübten
idyllischen Genuß, denn über die Mauer hinüber blickten die ersten und
zweiten Stockwerke der nur durch eine schmale Gasse von ihr geschiedenen
Häuser, und aus den Fenstern derselben sahen junge und alte häßliche
Weiber heraus, die den ganzen Tag herüber und hinüber schimpften und
fluchten, echte Xanthippen, die auch zuweilen eine ähnliche Taufe, wie die
Gattin des Sokrates über ihren Philosophen, über Freund –und Feind
verhängten oder gar das ganze Geschirr auf die Straße herunterpoltern
ließen.

Diese Oertlichkeit, wo ich mehrere Jahre meiner Knabenzeit verlebte,
habe ich in meiner ErMlung: „Der Zeuglieutenant" geschildert und bin

in meinein Romane „Moderne Streber" noch einmal flüchtiger darauf
zurückgekommen. Die Jungen aus der Wöllersgasse, die durch die kleine
Thürs auf den Hof kamen, waren meine Spielgefährten, vor Allen der
Schinderhans, der Sohn des Schinders, der in dem ersten Hause der Gasse
wohnte. Wir jagten uns in dem großen Hof um die Magazine herum auf
und ab; unser Hauptvergnügen aber war mit Achatkugeln in die gegrabenen
Löcher zu werfen. O diese farbigen, schöngestreiften Achatkugeln, wie verfolgten sie mich bis in meine Träume! Es waren ja damals meine
Glückskugeln, die Gewinn oder Verlust brachten. Und mir verfolgten ihren
Lauf mit nicht geringerer Spannung als die Spieler in Monte Carlo die
kreisende Kugel des Roulettes.
Doch nicht inimer waren unsere Spiele so friedlicher Art; der
kriegerische Geist steckte uns im Blute und besonders mir, dem Sohne
eines Vaters, der sich das eiserne Kreuz erworben hatte. Der Herwegh'fcbe
Vers:
„O fraget nicht, wo Feinde find!
Tie Feinde kommen mit dem Wind —'
hat besonders Geltung bei der kriegslustigen Jugend. Und wir hatten
unsere Feinde. Die Wöllersgasse lag mit der benachbarten Weifzgasse
in fortwährendem Kampf. Ueber die Ursache halt' ich nie nachgedacht —
wir hatten einmal die Antipathie und sie hatten sie auch. Die Keckheit
dieser Brut aus der Weißgasse ging aber so weit, daß sie bisweilen durch
den Thorweg in unseren Hof drang. Da ruhten wir nicht eher, als bis
wir sie durch Steinwürfe wieder binausgetrieben hatten. Das ging aber
nicht so glatt ab — wie oft kam ich mit blutendem Kopfe nach Haufe.
Meine Mutter war außer sich; doch mein Vater schmunzelte; er sah in mir
den künftigen Krieger.
Andere Straßenkämpfe der Jugend in Coblenz hatten sogar eine
politische Färbung; ich beteiligte mich daran, als ich bereits die Ehre
hatte, actives Mitglied der untersten Klaffe des Gymnasiums zu sein. Es
war im Jahre des Herrn 1832; die Franzosen belagerten die Citadelle
von Antwerpen, welche von dem General Chassö tapfer vertheidigt wurde.
Nun bildeten sich bei der Straßenjugend zwei Parteien; wir Offiziers- und
Beaintensöhne waren für Chassö; die Anderen, deren Eltem damals noch
gut französisch gesinnt waren und das preußische Joch mit Widerstreben
trugen, für die Franzosen — und so wälzte sich die kämpfende Jugend oft
durch die Hauptstraßen der Stadt bis auf den Schloßplatz.
Das erste Haus in der Wöllersgasse wurde für mich von besonderer
Bedeutung: ich sah hier zum ersten Male eine Todte; es war die Mutter
oder Großmntter meines Spielgefährten Schinderhans, und ich stellte zum
ersten Male tiefsinnige Betrachtungen über die Vergänglichkeit des irdischen

Daseins an, obschon ich eigentlich noch an der Schwelle desselben stand.
Daß es aber auch allerlei Schönes und Glückliches versprach, davon stieg
mir bei meinen Besuchen im ersten Stockwerk dieses Hauses eine Ahnung
auf. Dort wohnte die Wäscherin Ladinois, welche selbst nicht im Stande
gewesen wäre, so anregend auf mein Gemüth zu wirken; aber sie hatte zwei
hübsche Töchter, das stattliche Trautchen und die weniger stolze, aber lieblichere Minna — und diese Letzte hatte es mir angethmi. Wenn die
Liebe darin besteht, daß man nicht recht weiß, wie Einem zu Muthe ist,
so mar ich in Minna verliebt. Daß diese Liebe eine platonische war, das
brachte mein Taufschein so mit sich. Wir gingen bisweilen zusammen über
Feld, wie Hermann und Dorothea, oft entgegen der sinkenden Sonne, und
ich pflückte ihr einen Strauß der schönsten Feldblumen. Sie war etwas
älter als ich; aber sie inachte davon keinen Gebrauch. Sie bevormundete
mich nicht. Wir sprangen zusammen über die Gräben und lagerten uns
auf den Rainen der Kornfelder unter den hochwogenden Nehren, wo wir
gelegentlich nur von einem Maulwurf gestört wurden, der seine Minirarbeit
unterbrach und dies riesenhafte Menschenpaar anstarrte, das sich da vor
seiner Höhle breit machte.
Eine meiner Hauptvergnügungen war die Schmetterlingsjagd, der ich
in jener Gegend huldigte, welche jetzt durch die Bauten und Schienen des
Rheinischen Bahnhofes ihres idyllischen Reizes entkleidet ist, damals aber
auf ihren Wiesen, ihrem Buschwerk den bunten Faltern den freiesten Spielraum gestattete. Wie viele Tagespfauenaugen, Citronenfalter, Bläulinge
Hab' ich damals in meinem Netz gefangen; namentlich die Citronenfalter
waren das Wild, dem ich am eifrigsten nachjagte. Wenn indeß das
Talent zum Jäger sich in dieser leidenschaftlichen Schmetterlingsjagd
äußerte, so habe ich dies später ebenso wenig ausgebildet, wie das Talent
zum Reiten, welches die Offiziersburschen bei mir weckten, wenn sie das
Pferd meines Vaters im Zeughofe herumführten und mich auf dasselbe
setzten, bis der rechte Reiter kam.
Meine Mama, die immer kränklich war, hatte wenig geselligen Verkehr, gleichwohl gab es hin und wieder einen kleinen Damenthee, bei welchem auch ich mich präsentiren durfte, wenn ich ordentlich gewaschen,
gekämmt und gebürstet war. Das waren für mich sehr feierliche Augenblicke, und ich war schon lange vorher in größter Spannung, wenn die
Kaffeedecke mit den eingewirkten Jagdstücken über den Tisch gebreitet und

die zierlich geränderten Täßchen aus dem Schrank genommen und auf den
Tisch gestellt wurden.
Meine Intelligenz mar, trotz meines Umgangs mit dem Fräulein
Ladinois, damals noch nicht sehr entwickelt, und ich gab Proben mangelnder
Einsicht, die mich bei Uebelwollenden in ein sehr ungünstiges Licht stellen
mußten. So theilte mir niein Vater einmal mit, daß man die Sperlinge
am besten fangen könne, wenn man ihnen Salz auf den Schwanz streue.

Dies leuchtete mir vollständig ein; ich ging in die Küche, plünderte das
Salzfaß und begab mich dann in unser Gärtchen, um den Sperlingen aufzulauern, die sich aber durchaus nicht so entgegenkommend benahmen, daß
ich mein unfehlbares Mittel hätte in Anwendung bringen können. Ich
kehrte ohne Jagdbellte zurück und wurde natürlich ausgelacht. Es war
hohe Zeit, daß meine noch daniederliegenden Verstandeskräfte in der Schule
fortentwickelt wurden, damit ich mir nicht noch einmal ein solches 5s^s.55v
T^'-rz^v zu Schulden kommen ließ. Und so besuchte ich die Elementarschule des Herrn Bungenroth, wo ich die ersten Voraussetzungen meiner
künftigen staatsbürgerlichen Wirksamkeit, das ABC und die vier Svecies
erlernte. Wir Jungen saßen mit den Mädchen in einer Klaffe, die Einen
zur Rechten, die Andern zur Linken, und nur zeichneten uns nicht durch
übertriebene Galanterie gegen das schöne Geschlecht aus. Bei den
Prügeleien wurde auf dergleichen keine Rücksicht genommen; wer den
Tornister trug, war satisfactionsfähig. Der Ehrgeiz wurde durch die
große Prötzel, die dem Besten in der Klasse zu Theil wurde, erweckt und
wachgehalten. Diese große Prötzel war für uns, was ein Comthurkreuz
erster Klasse für den höheren Staatsbeamten ist — ein strahlender Stern,
nach dem unsere Sehnsucht ging. Auch sonst wurde noch Backwerk an die
Fleißigen ausgetheilt; die große Prötzel indes? Hab' ich nie nach Hause gebracht; und sie ist mir auch später nie zu Theil geworden. Vor dem
Examen hatten wir immer Angst; doch es tröstete uns, daß es anderen
Leuten noch schlechter ging. Da gab es Candidaten des Lehramts oder
der Kanzel, die an uns erproben sollten, wieweit sie ihrem künftigen Berus
in der Erziehung der Jugend gewachsen waren. Einige von uns wurden
in ein anderes Klassenzimmer hinaufcommandirt — da stand der unglückliche Candidat, der eraminirend eraminirt werden sollte. Ich sehe heute
noch den einen vor mir, wie er fast händeringend nach der richtigen Frage,
stellung suchte, wie er sich auf die Finger sah, als könnte er sie dort ab«
lesen. Wir waren außer der Schußlinie und empfanden einige Schadenfreude über die Verlegenheiten eines so hoch über uns stehenden Jünglings.
Kamen wir ihm durch einige gute Antworten zu Hilfe, so flog's wie
Sonnenschein über feine bleichen Züge; 'vir thctten das Unsrige, damit er
nicht durchfiel.
Mein Vater verließ indeß die Zeughansidylle, wir zogen in ein Haus
auf der Schloßstraße, Damit beginnt die zweite Epoche meines Coblen^er
Aufenthaltes, die Zeit meiner gereifteren Knabenjahre. Anfangs besuchte
ich noch die Bungeroth'sche Schule, mit der ich bisweilen Ausflüge über die
Karthause hinaus in die Wälder machte, wo wir eifrig die CholerakrSuter,
Thymian, Quendel und Lavendel suchten. Im Jahre 1831 war das
Krankheitsgespenst aus Asien zuerst in Europa erschienen, und man glaubte,
durch jene würzhaften Kräuter sich vor Ansteckung sichern zu können. Man
war damals noch recht kindlich in seinem Glauben, und die vorgeschrittensten

Geister hatten keine Ahnung von: Kominabacillus. Gerade damals war
meine Phantasie krankhaft gereizt durch die ersten Regungen der Sinnlichkeit, von denen meine Beziehungen zu den Mädchen der Wollergasse gänzlich frei waren. Merkwürdigerweise war's das Grausame, worin zuerst
der sinnliche Trieb sich äußerte. Mit Ruthen gepeitscht zu werden vor
ollem Volk: das war ein solches aufregendes Bild der Phantasie. Einige
Märtnrerbücher, welche sich die Mitschüler zu verschaffen wußten, hatten
den Reiz des Verbotenen — diese geschundenen, mit feurigen Zangen gezwickten, gerösteten heiligen Männer und Frauen durchrieselten uns mit
so eigenthümlichem Schauder, daß Wehe- und Wohlgefühl sich seltsam
mischten. Es waren die unheimlichen Gemalten des neronischen Zeitalters,
die sich in schüchternen Anfängen in uns regten.
Nun siedelte ich in das Gymnasium über, und hier begann ich schon
die ersten literarischen Fühlfäden auszustrecken. Mich beschäftigte ein
Drama: „Wilhelm von Oranien"; unter dem Tische in den Schulstunden
hatte ich den Band von Beckers Weltgeschichte, der den Oranien behandelte,
und ich entwarf einige Skizzen in Prosa. Meine ersten Berührungen mit
den klassischen Dichtern fallen in jene Zeit: für meinen Vater hzlte ich
Goethes „Faust" aus der Bibliothek des Offizierscasinos und habe bei
dieser Gelegenheit zuerst das dichterische Wunderwerk durchkostet, das auf
mich noch mehr als auf seinen Verfasser den Eindruck eines „Trazelavhen"
machte.
Meine Bekanntschaft mit Schiller aber begann damit, daß dieser
Dichter mir den Anlaß gab, mich in der Schule gründlich zu compromittiren.
Der Lehrer fragte, ob Einer von nns den großen Monolog aus der „Jungfrau von Orleans" kenne; da meldete ich mich voll stolzen

Selbstgefühls,
und aufgefordert, ihn herzusagen, bestieg ich den Katheder und begann:
„Lebt wohl, ihr Berge, du jcliebte Hammclheerde,
Die Hanne sagt euch jetzt adjes!
Ob ick nochmal zurückkommen werde,
Wer weeß, wer wech!"
Ein schallendes Gelächter bemies mir, daß ich die Wirkungen der
Tragödie verfehlt hatte. Weiß Gott, in welchem Buche ich zu Hause diese
Travestie gelesen und meinem Gedächtniß eingeprägt hatte! Der Lehrer
ließ mich zu seiner Freude und zur Freude der ganzen Sexta dies Pseudo-Schiller'sche Prachtstück bis zu den Schlußversen vortragen:
„Jck fange an zu wüthen und zu rasen.
Die Pferde böhmen sich, und die Trompeter'sch blasen!"
Das war wieder, wie das Salzstreuen auf den Schwanz der Sperlinge,
eine kolossale Dummheit! Und sie hatte etwas Unerklärliches; sie stand
oar nicht im Verhältniß zu meinem sonstigen Bildungsgrad. Wer einen
„Wilhelm von Oranien" unter der Bank dichten wollte, der mußte doch
Schillers Muse von schlechten Berliner Witzen zu unterscheiden wissen.

In der Nähe des Gymnasiums befand sich eine Buchhandlung, in
welcher ich an jedem Sonnabend eine Nummer des Pfennigmagazins abholte, auf welches meine Eltern abonnirt waren. Es mar dies ein großes
Ereigniß — im Laden und unterwegs besah ich schon die Bilder und berichtete zu Hause darüber, ehe ich die Nummer in die Hand meiner Mutter
legte. Eine Zeitschrift mit Bildern — und damals die einzige ihrer Art!
Welche kindlichen litterarischen Zustände — eine wahre buchhändlerische
Idylle! Und das war sogar damals eine Aufsehen erregende Neuerung,
die von England herübergekommen war. Und heutigen Tags welche
Fluch von illustrirten Zeitschriften, die sich zum Theil in bunte Bilderbücher
zu verwandeln dröhn! Oft erdrückt das Bild den Text! Wie schüchtern
trat damals der bildliche Schmuck auf! Hier und dort ein Portrait, eine
Kirche, ein Bauwerk, ein Vogel oder sonst ein Geschöpf aus den: Thierreich
— man las dies Pfennigmagazin, man sah sich nicht blos beim Durchblättern die Bilder an — und ich habe Manches daraus gelernt! Mit stiller Wehmuth denke ich daran zurück — was hilft es? Der alte gelbe
trauliche Postwagen mußte ja auch den Eisenbahnnaggons weichen. Die
Zeit schreitet eben fort.
In unserer neuen Wohnung im zweiten Stock eines anständigen Miethshauses, hinter welchem eine Kunstgärtnerei ihre Treibhäuser und Glasbeete
zur Schau stellte, so daß der Blick wenigstens sich am Grün der Pflanzen
erquicken konnte, brachte die Nachbarschaft meiner jungen Muse mancherlei
Anregung: denn ich dichtete damals schon. Im Nebenhause wohnte eine
liebenswürdige fromme Dame, Frau Musculus, mit welcher meine Mutter
in freundschaftliche Beziehung trat. Ich las dort meine poetischen Erzeugnisse
vor; doch man wünschte mehr religiösen Inhalt. So lehnte ich mich denn
theils nn Klopstock, theils an Kosegarten au und dichtete in reimlosen Versen
eine Ode auf „Gott", welche vielen Beifall fand und abschriftlich in
Freundeskreisen circulirte. Herr Musculus, ein vortrefflicher Mann, wurde
nun mein Freund und Gönner und schenkte mir ein prächtig eingebundenes
Eremplnr von Ovid's „Metamorphosen" mit der Widmung: ,,?uer«
äisoonäi «upiäo Kv« librum 6onu äeäit." Weniger durch dies schöne
Geschenk, als durch den grammatikalischen Schnitzer hatte sich mein Gönner
ein dauerndes Angedenken gesichert: das ist ja die Perfidie alles Irdischen,
daß die Fehler sich mehr einprägen als die Tugenden, wie ja auch die
Bösewichter der dramatischen Dichter den Darstellern willkommener sind,
als ihre Tugendhelden. Alle meine späteren Mitschüler, welche das Buch
in die Hand nahmen, machten natürlich über den haarsträubenden Gramatikfehler der Widmung ihre Glossen. Das that mir leid, und ich wünschte
oft, Herr Musculus hätte auf die Sprache des Cicero verzichtet, — welche
zu beherrschen man heutzutage nur in der Prima verpflichtet ist, nicht

einmal mehr beim Doctoreramen — und hätte meiner Wißbegier und
semer Freundschaft in ehrlichein Deutsch einige auf die Nachwelt kommende
Denkmorte gewidmet.
Im ersten Stock unseres Hauses wohnte Herr Schulrath Brüggemann,
der später in's Unterrichtsministerium kam; er hatte zwei Pensionaire,
welche den berühmten Namen Cornelius führten. Hier wurden hin und
wieder in ziemlich engen Wohnräumen theatralische Aufführungen veranstaltet;
auch ich wurde mit in das Künstlerensemble aufgenommen, doch hatte ich
von meinem schauspielerischen Genie bisher keine Proben geben können und
wurde deshalb nur in stummen Rollen beschäftigt. An einem Theaterabend
hatte man es besonders auf Theodor Körner abgesehen und gab hintereinander
„Toni" und „Hedwig, die Banditenbraut". In dem ersten Negerstück
hatte ich einen Negerknaben zu spielen, in dem zweiten eine Schildwache.
Der Negerknabe war sehr gelungen und gehörte der dunkelsten afrikanischen
Race an. Durch welche Mittel seine tiefe Schwärze erzeugt worden, vermag
ich nicht mehr anzugeben; jedenfalls mar sie waschecht, und alle Bemühungen,
den Mohren in der Zwischenpause weiß zu waschen, scheiterten vollständig.

Die ganze Familie, die Dienstboten, die Mitspieler scheuerten an ihm
herum. Länger ließ sich die Pause nicht ausdehnen; eine andere Schildwach? für die „Hedwig" war auch nicht vorhanden; es blieb nur das eine
verzweifelte Mittel übrig. Der Mohrenknabe mußte mit dem Antlitz, das
er noch hatte, in die Uniform gesteckt werden mit der Ordre, dem
Publicum stets den Rücken zuzukehren. Eine Schildwachs im Dienst darf
sich dem Publicum gegenüber Manches erlauben, und so spazierte ich auf
und ab, und die harmlosen Zuschauer, denen ich stets ineine Rückseite zuwandte, hatten keine Ahnung davon, daß diese Schildwache für die Mitspielenden eine Othellomaske hatte.
Mehr indeß als Theater und Dichtung interessirten mich damals die
Militärwissenschaften, und man hätte glauben können, daß ein künftiger
General in mir stecke. In der That, gegen den Zauber der Brigadebibliothek auf dem Schlosse verschwand nur alles Andere. Mit dem Feuerwerker, der diese Bibliothek verwaltete, schloß ich bald innige Freundschaft;
kein in Coblenz garnisonirender Offizier benutzte dieselbe fleißiger und eifriger
als ich. Der Feuerwerker schloß die Bibliothekräume auf und ließ mich
oft allein darin; er mußte, daß ich keine Unordnung machte und die Bücher
wieder in Reih' und Glied stellte, wenn ich sie herausgenommen. Und
heraus nahm ich sie allmählich fast alle; so brennend war meine Begierde,
ihren Inhalt wenigstens in den Grundzügen kennen zu lernen. Ich betrat
diese Räume stets mit einer gewissen feierlichen Stimmung; mir war's, als
dürfte ich den Vorhang hzben vom Allerheiligsten der Kriegskunst; wie
Weihrauch erschien mir der eigenthümliche Duft von Pappe und Kleister,
der mir aus den Fächern entgegenwehte, wo die neuen Bände einrangirt
nmren; denn alle waren sauber in blaues Papier eingeschlagen, und auf

dem Rücken waren ihnen Etiketten von verschiedenen Farben angeheftet, je
nachdem sie der Kriegsgeschichte, der Taktik und Strategie oder anderen
militärischen Wissenschaften angehörten. Da standen die Jerome und
Dumas, die Clausewitz und Tempelhoff, und ich hatte die entzückende
Wahl, mir den Eineil oder den Anderen herauszusuchen und unter meines
Baters Bürgschaft mit nach Hause zn nehmen. Ich bevorzugte den siebenjährigen Krieg, und Tempelhoff war mein Lieblingsschriftsteller. Mit
welchem Behagen breitete ich die grohen Schlachtpläne aus, wo die Regimenter in bunten Rechtecken aufmarschirt waren; wie lebhaft malte ich mir
das Theater der Schlacht aus nach den schärfer oder schwächer schraffirten
Höhen und Hügeln, den Wäldern und Wiesen, Haiden und Sümpfen.
Alle Geheimnisse der Terrainzeichnung erschlossen sich mir mit Hilfe meines
Baters, die Lehmann'schen Striche für die verschiedene Steigung der Berge,
und so wurden die Schlachten von Zeuthen und Roßbach, Zorndorf und
Kunersdorf lebendig vor meinem inneren Auge. Ich saß oft stundenlang über diesen Schlachtbeschreibungen; bisweilen wurden die Bücher von
mir eingefordert, wenn ein Offizier sie zu irgend einem Examen brauchte
— und die Herren Lieutenants wunderten sich nicht wenig, wenn sie erfuhren, daß ein blutjunger Gymnasiast den Tempelhoff entlehnt habe, um
die Kriegsthaten des großen Friedrich zu studiren.
Daneben hatte ich noch eine andere Passion: „Afrika", und man
konnte im Zweifel sein, ob ich nicht eher ein berühmter Afrikareisender,
als ein berühmter General werden würde. Afrika war aber damals noch
nicht Mode, und wenigstens in Deutschland gab es noch keine gefeierten
Entdeckungsreisendeu, welche dem schwarzen Erdtheil gleichsam den Gürtel
gelöst hätten! Um so ruhmvoller war das von mir geplante Unternehmen,
mit einigen ebenso hochgemuthen Mitschülern eine Reise in's Innere von
Afrika zu unternehmen. Wir hatten zunächst die Insel Madagaskar in's
Auge gefaßt, die hatte etwas ungemein Berlockendes für uns. Damit
konnte man ja den Anfang machen. Welche Abentener winkten dort! Wir
berathschlagten in geheimen Zusammenkünften und ließen es zunächst noch
dahingestellt, wieweit wir die Eltern in unfern Plan einweihen wollten.
Die Finanzfrage besonders war ein kitzliger Punkt, über den wir stets so
rasch wie möglich hinwegglitten. Sonst hätte man ja bei beschränkten Anschauungen der Familie sich plötzlich von ihr losreißen und kühn hinaus
in die Ferne schweifen können. Ehe wir indeß uns über das Unternehmen
und seine Ausführung geeinigt, ehe wir Rath geschafft für die mancherlei
Schwierigkeiten, die ihm entgegenstanden, trat ein Ereigniß ein, welches
die ganze hoffnungsvolle Reisegesellschaft auseinander sprengte.
Mein Vater hatte den Plan gefaßt, da er sich wieder wohl und frisch
fühlte, seine Stellung beim Zeugwesen aufzugeben und in die Armee einzutreten. Bei allen diesen Wünschen konnte er in Berlin auf die Unterstützung des späteren Kriegsministers, des Generals von Peucker, rechnen.

der ein Verwandter meiner Mutter und in Berlin sehr einflnßreich mar.
So wurde mein Vater denn auch ans sein Anliegen in die Armee zurückversetzt und zwar als Comvagniechef der Festungsartillerie in die Garnison
von Main;. So vertauschten wir denn die Festung am Zusammenfluß der
Mosel und des Rheins mit der anderen Rheinfestung, die der Mündung
des Mains gegenüberliegt; ich schied 1833 von Coolen-!, dein Gymnasium,
der Brigadebibliothek und meinen jungen vielversprechenden Freunden, und
so verschwand auch Afrika und die Insel Madagaskar für mich auf immer

im Duft der Ferne. (Schlug folgt,)

Antonie und Maximiliane Brentano als
Verehrerinnen Beethovens.
von
Alfr. Lgr. Aslischer.
— Berlin. —
I.
ine der edelsten, interessantesten grauen aus dem Kreise Beethovens
ist, Antonie Brentano, geb. von Birkenstock. Alle Welt ist
darüber einig, sie den höchsten Zierden ihres Geschlechtes beizuzählen, diese Antonia, welcher Dichterfürsten wie Tonfürsten in gleichem
Enthusiasmus gehuldigt haben.
Frau Antonie vou Brentano war die Tochter des bekannten Hofrnthes, Kunst- und Litteraturfreundes Johann A!elchior von Birkenstock in Wien. Nicht hier, sondern in einem Kloster der Ursulincrinnen zu Prestburg ward Antonien ihre Erziehung zu Theil, so daß sie, während ihr Vater
„Josephinist vom reinsten Wasser" war, doch „weniger von dem Hauche der
Zeit berührt worden", — wie uns ihres Schwagers Clemens Brentano
Biograph Ioh. Bavtista Diel mit besonderer Selbstzufriedenheit versichert.
(I, S. 110). — Rührend und erstaunenswerth ist die hohe Verehrung, die
der ebenso geniale als wunderliche Clemens seiner Schwägerin Antonie
entgegenbringt. Seine Werke sind voll von den glühendsten, heiligsten
Huldigungen für seine angebetete, vergötterte „Toni". Das historischromantische Drama „Die Gründung Prags" widmet Clemens „mit herzlicher

Liebe" seiner „geliebten Schwägerin Antonie Brentano" und begleitet diese
Widmung mit folgenden schwungvollen Distichen:*)
Früh schon kamst Du zu uns als Gattin des Heueren Bruders,
Und Dein Leben und Sein ist mit dem unsern verwebt:
Stark wie die Bande des Blutes verknüpft uns Lieb' und Vertrauen,
Und wag gemeinsam uns rührte in Leiden und Lust.
Einst zu dem nämlichen Ziel hinstreben wir, wünschend in ihm nur
Allen, die lieb uns sind, ewig vereinigt zu sein.
Clemens' Geist, der hier im Gedicht von der hohen Libussa
Blühend in Jugendkraft, herrlich und glänzend erscheint,
War Dir innig vertraut, und so nimm freundlich das Werk auf,
Das in der Schwestern Kreis freundlich der Bruder Dir weiht! —
So erscheint dieses Bild auch immer in Clemens' Briefen; zu ilir
flüchtet er, wenn sein Leben allen Halt zu verlieren droht. So heißt es
in einem Briefe: ,,^ch werde in Zukunft mich immer an Dich wenden,
liebe T . . . (— Toni); denn Dein Wesen scheint mir recht herzlich und
froh, auch bist Du mit Dir selbst eins, weil Dein Loos schön ist, wie Du
in meines guten Bruders Arme." (Ges. Schriften VIII, S. 110). — Und
in einem anderen Briefe aus Jena lesen mir die rührenden Worte (ebend.
S. 125): „ so soll dieser Brief auch gleichsam ein Baterunser sein,
in dem ich für Alles danke, was ich bekommen habe, und Alles das begehre, was ich will. Denn in Dir, meine Liebe, ist die Abgötterei und leider auch die Mythologie und Poesie unserer Familie aufgelöst, darum
stehe ich wieder so atheistisch darin." —
Ihr Gatte Franz Brentano mar eines solchen Eoelherzeus würdig,
alle Welt preist ihn nicht minder als seine Antonie, die er im Jahre 17W
von Wien nach Frankfurt heimführte. Wie Diel uns erzählt, begrüßte sie
der alte Schwab mit den Worten: „Madame, Sie haben den bravsten
Mann von ganz Europa." Auch sein Bruder Clemens verherrlicht ihn über
die Maßen; einmal an seine Schwägerin Antonie mit diesen Worten
(1804 aus Marburg): „Von Franz erhielt ich heute einen Brief mit
Rechnungen. Wunderbar ist es, daß ich bei jedem Briefe von ihm bis zu
Ttiränen gerührt werde. Ich kenne keinen Menschen nußer ihm, der mir
eine so grenzenlose Achtung und Liebe abgezwungen hat; jn, ich verdanke ihm
ein Gefühl, das mir ohne ihn fremd geblieben wäre: es ist das, einen
Vater zu haben. Sein Wesen mit seinen Kindern, in welchem seine große
Genialität und seine Kunsttalente wie in einer Unschuldswelt sich entwickeln,
ist mir,immer ein rührender Gedanke, und ich preise Dich glücklich, einen
solchen Gesellen im Leben zu haben."
So war dieses wunderbare Ehepaar beschaffen, das berusen war, in
Beethovens Leben den Segen uneigennützigster Wohlthätigkeit zu spenden.
*) Enthalten im VI. Bande der „Gesammelten Schriften Clemens Brentanos,
herausgegeben von Christian Brentano". Das Drama erschien 1315 in Wien und Penk.

Unsere Beethovenbiographen sind nicht ganz einig darüber, wann der
Tonmeister Antonie Brentano-Birkenstock kennen lernte. Sein langjähriger
Gefährte und Adjunct, zugleich sein erster Hauptbiograph, Anton Schindler,
versichert uns unumwunden, daß Beethoven diese altbewährte Freundin sehr
bald nach seiner Ankunft in Wien (Herbst 1792) daselbst in ihrem väterlichen Hause kennen lernte.
Aber ein anderer Beethovenbiograph, Ludwig Nohl, vernahm aus
dem Munde der bereits 87 jährigen Heldin dieser Skizze selbst (etwa 18<i7),
daß sie Beethoven als junges Mädchen noch gar nicht gekannt habe*). Erst
als Frau Brentano will ue den Meister im Jahre 1810 durch ihre geniale

Schwägerin Bettina Brentano kennen gelernt haben. — Freilich ist es
allgemein bekannt, daß Bettinn von Arnim während ihres Ausenthaltes in
Wien im Birkenstocl'schen Hause viel mit Beethoven verkehrte. Toch trotz
der Versicherung der verchrungswürdigcn Greisin Antonie dürfte sich die
Sache umgekehrt verhalten. Gerade weil Bettina wußte, wie Beethoven zu
ihren Geschwistern Franz und Antonie stand, — gerade darum konnte sie
in so keckem Wagemuthe den Meister in ihre Kreise locken. — Einer
87 jährigen Dame hält man eine gewisse Gedächtnißschwäche gern zu Gute:
und so folgen wir lieber den Schindler'schen Vergewissernngen, welche uns
belehren, daß diese Brentanos, die Beethoven an Schindler brieflich selbst
„seine besten freunde in der Welt" nennt, lange, lange vor 1810 einen
Ehrensitz in des Meisters Herzen behaupteten. Manche weitere Mittheilungen
werden uns das zu noch größerer Gewißheit machen.
Ein ungenannter Verfasser — gewiß Otto Jahn — hat uns in den
„Grenzboten" vom Jahre 1867 manch interessante Einzelheit aus diesem
Berkehre Beethovens mit Antonie Brentano, überhaupt mit der Brentano'schen Familie überliefert.
Den Neuvermählten wollte es — dank der besseren Hälfte — zuerst
gar nicht in Frankfurt behagen. Trotz aller Fülle und Herrlichkeit in der
altberühmten Patrizierstadt sehnte sich Antonie nach ihren trauten Birkenstock'schen Fluren zurück. Was blieb da dem zärtlichsten der Gatten, Fran
Brentano, anderes übrig, als sich mit seinem ganzen Bankhause, wenigstens
in Form einer großen Filiale — nach Wien zu verfügen. Es scheint, genau
läßt sich's nicht feststellen, daß ne ihre Nebeniedeluug erst nach dem Tode ihres
Vaters, beziv. Schwiegervaters, des alten Freiherrn Melchior von Bil-kenstock (5 30. October 180«) vollführten. Vielleicht ist die Frankfurter Unbehaglichkeit nur Ehimcire; Brentanos mußte» vielmehr behufs Erbschaftsregulirung nach Wien pilgern, fanden Wohlgefallen daselbst und blieben
dort. Nunmehr beleben Franz und Antonie mit der Fülle ihrer Geistesund Herzensgaben auf's Neue diese nltehrwürdige, leergewordene Birkenstoci'sche Stätte.
*) Vergl. L. Nohl: Ncue Briese Beethovens, S. 53, Amnkg. (1867,)

In diesem Hause, in welchem die Musik besonders gepflegt ward, war
fortan auch Beethoven ein ebenso häufiger als willkommener Gast. Frau
Antonie war auch in Wien oft leidend; manchmal hielt das Unwohlsein
Wochen lang an, so daß sie sich „für jeden Besuch unzugänglich" in
ihrem Zimmer zurückgezogen hielt. In solchen Zeitläuften zeigte dann
Beethoren in der ihm eigenen Weise die wohlthcitige, heilende Kraft der Münk.
Er erschien dann gerade recht oft, setzte sich in Tonis Borziminer cm's
Pianoforte und trug seine einzigartigen Improvisationen vor. „Wenn er
dann der Leidenden in seiner Sprache Alles gesagt und Trost gegeben
hatte," ging er fort, wie er gekommen war, ohne sich um irgend jemand
iin Hause weiter zu bekümmern.
II.
Besonders schloß Beethoven die liebliche Tochter dieses Brentano'schen
Hauses, die kleine Maximiliane in sein Herz. Ihr aufkeimendes Musiktalent munterte der Meister in jeder Weise auf; componirte er doch sür sie
ganz direct im ^nhre 1812 (2. Juni) das „kleine Trio in einem
Satze" (L-äur), „seiner kleinen Freundin M.B. Maximiliane Brentano)
gewidmet", zur Ausmunterung im Elnvierspielen^). Die kleine M?xi mag
damals etwa zwölf Jahre alt gewesen sein.
Manche Beethovenforscher möchten das Unmögliche möglich machen.
Eine der interessantesten und wohl auch bekanntesten Anekdoten aus Beethovens
Liebesieben, besser gesagt: Genieleben — denn Geniekraft hat es allewege
mit Frauenliebe zu thun, — ich meine die Stirnkuß-Anekdote, beschäftigt
immer noch die Beethorenforscher und verleitet sie ob des darüber schwebenden mystischen Schleiers zu nrglnublichen Mutlminßmigen und Hypothesen.
Ter allererste, freilich sehr unbeholfene Erzähler des Beethoven'schen
Lebens ist Ioh. AloyS Schlosser (1828), der uns in seinem bescheidenen
und dennoch stellenweise so fesselnden Büchlein erzählt**): „In einer Gesellschaft pries einst eine Tame Beethovens Stirn nach Würde. Er blieb
nicht unempfindlich gegen solches ,^ob, sondern ermannte sich und sprach:
Wohlan, so küssen Sie diese Stirn, und die weibliche Anmuth belohnte die
männliche Geistesgegenwart auf der Stelle." — Wer mochte diese dem Genius
hnldigende Dame gewesen sein? Die Einen riethen auf Gräfin Fuchs aus
dem Hause Gallenberg, Andere auf diese oder jene Baronin. ^
In jüngster Zeit aber verlautet es, daß unsere kleine Maximiliane
Brentano jene resolute „Dame" gewesen sein soll. L. Nohl nämlich berichtet
*) Das Original-Maimscript soll sich, wie ».Anderen G. Nottebohm vermeldet,
im Jahre 1830 in den Händen der Familie Brentano in Frankfurt a. M. bcfnnden
haben.
**) Schlosser hatte kurz vorher von Beethovens Stirn gesagt: „Besonders war aber
die herrliche Stirn ein wahrer Sitz majestätischer Schöpferkraft."

uns die echaunliche Mär (im III. Bande seiner Beethovenbiographie, 1877):
Maximiliane, spätere Frau von Plittersdorfs*), habe es dem Organisten
3iu st selbst erzählt, daß sie es sei, welche einst „Beethovens schöne Stirne

geküßt" habe. Hätte sich Nohl, als er sich zum Verbreiter solcher Phantasien machte, vergegenwärtigt, daß Maxis, Eltern sich erst 1798 geheirathet
hatten, so würde er das gewiß unterlassen haben. Jenes Vorkommnis;
hätte sich darnach 1808, oder 1810 oder noch etwas später zugetragen.
Aber selbst 1812, als dem kleinen Kobolde Maximiliane das einsätzige Trio
für Clnvier, Violine und Violoncello gewidmet ward, war dieselbe kaum
12 Jahre alt — also gewiß für jene Stirnkuß-Anekdote kein geeignetes
Substrat. Und nicht allzulange nach dem Jahre 1812 — spätestens 1811
— verließen Brentanos Wien, um für immer in Frankfurt zu verbleiben.
Als sich demnach Beethovens kleine Freundin „M. B." von ihm verabschiedete — gewiß nicht nur mit Stirnkuß, sondern auch mit ganz väterlichem Mundkusse von Seiten Beethovens, war dieselbe nllerhöchstens vierzehn
Jahre, konnte sie in solchem Stadium die Dame sein, welche in einer
Wiener Gesellschaft „Beethovens Stirn nach Würde" pries? Nimmermehr-,
Binder von 12—11 Jahren waren in damaligen Zeiten in Wien gewiß
weder gesellschafts- noch courfähig.
Aber ein kleiner Wildfang war diese Maximiliane gewiß, was hat
deren Köpfchen nicht Alles ausgeheckt, auch mit ihrem ernsten, angebeteten
Meister Beethoven. Soll sie doch, kurz nachdem sie jenes Claviertrio erhalten hatte, Beetboven, der gerade sehr erhitzt war, „in kindischem Muthwillen unversehens eine Flasche eiskalten Waffers über den Kopf geschüttet"
haben. Diese Geschichte will Schindler selbst aus dem Munde der Frau
Maximiliane von Plittersdorfs vernommen haben**).
Wann mögen denn nnn Brentanos endlich der schönen Donaustadt
den Rücken gekehrt haben? Einige Briefe des Dichters Clemens Brentano
an seine theure Schwägerin Antonia helfen uns nicht wenig, diese Frage zu
beantworten.
Elemens, ein glühender Verehrer der Königin Louise von Preußen,
dichtete bekanntlich nach deren Heimgange eine herrliche Cantate auf dieselbe
und brannte vor Verlangen, daß Beethoven seine Louisen-Dichtung in Musik
setze. Wieder soll Antonie die Vermittler-Nolle übernehmen. Unterm
1<>. Januar 1811 sendet ihr Clemens von Berlin aus abermals einen
seiner Schwärmbriefe, worin wir lesen: „Um Dir doch etwas von mir sichtbar zu mache, schicke ich Dir hierbei meine Cantate auf den Tod der herrlichen Königin von Preußen für Beethoven. Wenn sie Dir gefällt, so lasse

*) Die „Grenzboten" in jenem erwähnten Artikel vom Jahre 1367 schreiben den
Namen „Blittersdorf".
**) A. W. Thaner giebt in seiner Beethovenbiogiaphie für dieses „Factum" außer
Schindler (? wo?) als Gewährsmann noch den Hofrath Wittcscheck an.

sie Dir abschreiben und lege sodann das Original wieder in den Brief und
schließe ihn und stelle ihn Beethoven zu. Ich möchte sie gern der Kaiserin
von Oesterreich widmen, weil ich weiß, daß mein Lied nicht schlecht ist und
daß die Kaiserin unsere Königin sehr geliebt hat*)" ?c.
Leider hat Beethoven diese Cantnte nicht mit seinen: Musikgeiste vermählt. Daß er sie jedoch rechtzeitig erhalten hat, verräth uns schon unzweifelhaft der zweite jener viel angefochtenen Briefe Beethovens an
Bettina, dessen Authenticität jetzt jedoch außer Zweifel steht. In diesem
Briefe aus Wien am 1l). Februar 1811 heißt es: „Geliebte, liebe Freundin:
Ich habe schon zwei Briefe von Ihnen und sehe aus Ihrem Briefe an die
Tonie, daß Sie sich meiner und zwar viel zu rortheilhnft erinnern;"
und weiterhin: „Wegen Clemens vielen Tank für fein Entgegenkommen,
was die Cantate (betrifft) so ist der Gegenstand für uns hier nicht wichtig
genug, ein anderes ist's in Berlin: was die Zuneigung, so hat die Schwester
daron eine so große Portion, daß dem Bruder nicht viel übrig bleiben
wird, ist ihr damit auch gedient?" — In diesem Stadium des Bettina-Parorysmus bei Beethoven wird jedoch zeitweilig selbst für Antonie und
Maximiliane „nicht viel übrig" geblieben sein.
In den Jahren 1812 und 1813 hielt sich Clemens in Prag auf,
danu folgte er den dringenden Einladungen seiner Geschwister nach Wien.
So ist derselbe etwa 1813 bis 1814 bei seinen Lieben in Wien, freut sich
an seiner vergötterten Schwägerin, an Franz und an Beethovens Verkehr in
diesem trauten Birkenstoä'ichen Hnuie. Nach dem Friedensschlüsse des Jahres
1811 im Juli — ein Jahr nach seiner Ankunft in Wien — folgte Brentano
der Einladung seiner Berivandten nach ^ranksnrt und späterhin nach Berlin
zu Arnims und Savignys. Nach alledem dürfen wir als sicher annehmen,
daß Franz und Antonie Brentano im Sommer 1814 wieder in Frankfurt a. M. eingezogen sind.
Der Vei'kehr Beethovens mit Franz, Antonia und Mcrimilinne bestand
ebenso rege als nngetrübt weiter fort.
Erst jetzt wird Fron Antonin der geistige Mittelpunkt in Frankfurt a. M.
Erst auf die Toni dieser Zeiten paßt die vortreffliche Zeichnung, die Pater
Diel von ihr entwirft. „Sie war die geachtetste Dame Frankfurts, gleich
ausgezeichnet durch feine Bildung, wie durch moralischen Werth und aufrichtige Frömmigkeit. Die größten Männer ginaen bei ihr aus und ein,
schätzten und liebten sie. Goethe und Sailer widmeten ihr die Ausgabe
ihrer Gesammtwerke. Für die Brentcmo'sche Familie blieb sie 70 Jahre

Das Originalinamiscript der Cl. Brentcmo'schen Louiseii-Cantate ncdst dem
WidmungSgedichte an die Kaiserin, das ich — beiläufig bemerkt — in der Zeitschrift
„Euphorion" uebst anderen Brciitaniaim veröffentlicht habe, befindet sich in der Musikalischen Abtheilung der KSnigl. Bibliothek ?u Berlin. Man vgl. über all dieses des Verfassers Aussatz im Junihefte 1695 des Eiivhorion: „Clemens Brentanos Beziehungen zu
Beethoven."

lang das vermittelnde Centmm, stets schlichtend und tröstend und gleich
einem Magneten Alles an nch ziehend (a. a. O. I. S. 110).
Daß Goethe Frau Antonie sehr hochstellte, davon zeugen viele Beweise.
In den Goethebriefen ans Fritz Schlossers Nachlaß, die Julius
Frese 1877 herausgab, ist einer vom 3. Juni 1815 an Schlosser mit
folgendein Inhalt: „Nehmen Sie, mein Teuerster, beikommsndes Heft*)
freundlich auf. Sie und der liebe Bruder kennen den Inhalt, da er aus
ernstlicher und wohlwollender Unterhaltung entsprungen ist. Mögen Sie
Ein Exemplar zum Hausgebrauch verwenden, die übrigen an
Thoni Brentano
Willemer,
Ehrmann
gelangen lassen mit den freundlichsten Worten. Auch Herrn von Hügel
bitte eins zu überreichen, init dem Wunsch, daß er sich hierbei schöner zusammen verlebter Tage und meiner Dankbarkeit erinnern möge."
Aus Goethes Werken k mn man es übrigens mit noch größerer Gewißheit
erfassen, daß die Familie Brentano im Sommer 1814 Wien verlassen
haben muß. Ich meine hier die Reisebsschreibung Goethes: „Aus einer
Reise nm Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 181.')."
Ein Theil dieser Skizzen schildert: „Im Rheingau Herbsttage. Supplement des Nochusfestes 1814"**), und dabei erfahren mir durch Altmeister
Goethe: „Das lebendige Schauen der nunmehr zu beschreibenden Oertlickkeiten und Gegenstände verdanke ich der geliebten und verehrten Familie
Brentano, die mir an den Ufern des Rheins, auf ihrem Landgute zu
Winkel, viele glückliche Stunden bereitete." — In derselben Reisebsschreibung unter „Frankfurt" spendet Goethe dem Kunsvinne der Brentano-Birkenstock noch folgendes Lob: „Herr Franz Brentano hat in einem
geräumigen, wohlerleuchteten Saal, so wie in mehreren großen Zimmern eine
treffliche Gemäldesammlung wohlgeordnet aufgestellt; sie ist durch dessen verewigten Schwiegervater, von Birkenstock, der, aus den Nheingsgenden
stammend***), in der Gelehrten- und Kunstwelt'rühinlichst bekannt war,
während seines lebenslänglichen Aufenthalts in Wien zmnmmengebracht.
Hieran schließt sich eine reiche Kupferstichsammlung, wo unter andern die
Werke Marc-AntonS und sonstiger älteren Italiener in Abdrucken geschaut
werden, wie sie dein Liebhaber selten vor Augen kommen." —
In den „Annale« oder Tag- und Jahres festen" vom Jahre 181lZ
wiede'bolt Goethe d^ese Anerkennung. —
«) Es ist das „Erste Rhein- »nd Mainheft.«
**) Die Schilderung „Sanct RochnSfcst zu Bingen. Am 26. August 1814" eröffnet
diese Reisebeschreibung.
***) Nach der Encnkloviidie „Oesterreichs Pantheon« (1. Bd. vom Jahre 1830)
war Ich. Melchior von Birkenstock am 11. Mai 1733 zn Heiligenstadt im Eichsfelde
geboren! er studirte später Jurisprudenz in Erfurt und Göttingen.

III.
Indem wir zu Beethoven zurttclkehren, sei bemerkt, daß derselbe
auch einmal (Juli 1811) Gelegenheit nehinen mußte, sich für diese Birkenstoische Gemäldesammlung praktisch zu interefsiren. Gemäldesammlung und
Bibliothek sollten versteigert werden. Da unterhandelte auch Beethoven deswegen mit seinem Schüler und Freunde, dem Erzherzoge Rudolf. So
leien mir in einem Briefe Beethovens an des Erzherzogs Secretair Baumeister aus dieser Zeit: „Ich bitte Sie recht sehr, mir die hinterlassenen
Musikalien vom gnädigsten Herrn zu senden; — zugleich schicke ich ihnen
die Titel zweier alten Werke, welche sich für die Bibliothek des Erzherzogs
schickten, obichon die Berauctionirung der Birkenstoä'schen Bibliothek und
Gemälde noch nicht stattgefunden, so würden doch Hr. und Frau Brentano (gebohrne Birkenstock) auf der Landstraße in der Erdbeergasse
wohnhaft, dem Erzherzoge diese Werke überlassen, dem Erzherzog hatte ich schon
bei seinein Hiersein davon gesagt, Sie können also jetzt, wenn Sie es für
gut halten, selbst mit den Eigenthümern reden, da ich nicht DveiU, wie solche
alte Werke verknust werden.
Ihr ergebenster Diener Beethoven."
Das Resultat ist unbekannt. Um so bekannter sind die Wohlthatigkeitsresultate der Familie Brentano um Beethovens bedrängte
Lebenslage, vornehmlich seit dem Jahre 1815, in welchem sein Bruder Kaspar Karl starb,
nachdem dieser kraft seines letzten Willens Beethoven zum Vormunde für
seinen Sohn Karl bestimmt hatte.
Bereits im Jahre 1814 konnte Beethoven in dem uns abschriftlich
aufbewahrten Tagebuche aus den Jahren 1812—1818 iiotiren"): „2300 fl.
bin ich den F. A. B. schuldig, einmal 1100 und «0 «"(---Dukaten). Die Buchstaben bedeuteil wohl eher beide Brentanos: Franz und Antonie, als nur den
Gatten Franz Anton; darauf deutet das Wörtchen „den" hin: „bin ich
den F. A. B. schuldig." — Und nach dem Abzüge der Familie aus Wien
pflanzte sich der Berkehr auch in diesem Sinne weiter fort. Namentlich
blieb Franz der unverdrossene Berather und Helfer Beethovens in finanziellen Angelegenheiten.
Es ist höchst beklagensmerth, daß ron den Briefen Beethovens nn
diese Beiden — gerade seit 1815 — noch Nichts im Zusammenhange ver-
öffentlicht werden konnte. Die bekannten Sammlungen, Beethovens Briefe,

wozu in allererster Reihe die zwei Bände von L. Nohl aus den Jahren
1865 und 1867 gehören, enthalten gar keinen Brief Beethovens an diese
Familie. Aus dem 3. Bande der Nohl'schen Beethovenbiogrnphie (1877)

*) Abschriftlich enthält dieses Tagebuch das bekannte Fischhoff'schc Manuscriv t
auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin, Musikabtheilung: dasselbe ist auch, freilich
nicht ohne Barianten, in L. Nohls Buche: „Die Beethovcnfeicr und die Knust der
Gegemvart" vom Jahre 1871 abgedruckt.

geht unzweifelhaft hervor, daß dieser Autor in Frankfurt derartige Briefe
zu Gencht und zur Benutzung bekam; wenigstens sind hie und da in diesem
3. Bande Bruchstücke Beethoven'scher Briefe an Franz und Antonie Brentano
mitgetheilt, die zur Vervollständigung des Bildes von diesen Beziehungen
wohlgeeignet erscheinen. Die Frage, wer gegenwärtig die Briefe Beethovens
an Franz und Antonie Brentano besitzt, kann jetzt pontiv beantwortet
werden. Der Vertreter „eines Theiles der Brentano - von Birkensioct'schen
Erben" zu Frankfurt n. M. schrieb mir unterin 14. October 1895, „daß
zu dem Nachlas; zwölf Briefe von Beethoven gehören, welche in einiger
Zeit öffentlich versteigert werden sollen." — Auf eine die Veröffentlichung
der Briefe hinzielende Anfrage von meiner Seite erhielt ich unterm 28. Oct.
1895 den Bescheid, daß die Erben mit einer Veröffentlichung der Handschriften nicht einverstanden sind-," die Versteigerung dieser 12 Briefe solle
jedoch voraussichtlich erst im Februar oder März 1896 stattfinden. Jetzt
befinden sich diese Originalbriefe Beethovens im Besitze des „Vereins
Beet Hoven Haus" zu Bonn.

Im Spätherbst 1815 schreibt nun der Meister seiner Freundin Antonie, die ihm kurz vorher wieder ein Darlehen von 300 Fl.
Conventionsmünze ^ca. <!>><> Mark) rorgestreclt hatte: „Unter den Individuen (welche
Anzahl in's Unendliche geht), die leiden, ist auch mein Bruder, der sich
seiner schlechten (Gesundheit wegen vensioniren mußte lassen, — er braucht
viel, muß sich Pferd und Wagen halten, um leben zu können (denn sein
Leben ist ihm lieb), so wie ich das Mcinige gern verlöre." — Mn bitte
er im Namen seines Bruders jetzt um den Verkauf eines Pfeifenkopfes
für 10 Louisd'or in deren Hanie, wo so viel Menschen verkehrten; er hoffe
„bei ihrer Großmuth gegen ihn" aus Erfüllung dieser Bitte. Am 15. November
1815 starb dieser Bruder.

Eine Fehlbitte that Beethoven bei diesen hochherzigen Menschen, die
ihn aufs Innerlichste erkannten und begriffen, niemals.

Der briefliche Verkehr scheint recht lebendig gewesen zu sein. Unterm
li. Februar 181<i emvfieblt er Antonie und Franz seinen Freund und Verehrer, den englischen Tonkünstler Charles Neate, als „einen
ebenso vorzüglichen Englischen Künstler als liebenswürdigen Menscben." — Beethoven
hatte diesem Briefe sein wohlgetrossenes Bildniß von Letronne beigefügt
uud bemerkt darüber in jenem Briefe: „Manche wollen auch die Seele
darauf wirklich wahrnehmen; ich lasse es dahingestellt sein." Und in Wahrheit gehört das Beetbovenbildniß nach der Zeichnung von Louis Letronne
aus dem Jahre 1814, weitberühmt durch den Kupferstich von Blasius
Höfel, zu den vorzüglichsten Wiedersviegelnngen des Beetboven'schen Kopses
nach Form und Ausdruck. Letroune-Höfel, Schimon und Stieler
bleiben uns die bewundernswerthe Trias in Bezug auf Beethovenbildnisse.

Der briefliche Verkehr zwischen Beethoven und den Brentanos in Frankfurt
setzt sich ununterbrochen fort. Das schon erwähnte Tagebuch-Fragment aus

den Jahren 1812 — 1818 verzeichnet mehrere derartige Briefsendungen
Beethovens, so ans dein Jahre 1816: „Vor einigen Tagen einen Brief
ohne RecipiLss auf die Post gegeben nach Frankfurt — wieder am 22. Avril
nach F—t ohne K (Ksoivisss) auf die Post gegeben — ebenso am 26. —
ebenso am 29. mit einem Lied." Desgleichen vom Jahre 1817: „Am
21. Mai Frankfurt" — „am 6. Dezember nach F—t geschrieben"; „den
27. Dezember nach F—t geschrieben."

In einem Briefe vom 15. Februar 1817, der ebenfalls Nohl vorgelegen haben muß, gedenkt der Meister voller Sehnsucht „der
unvergeßlichen Stunden" mit seinen Frankfurter Freunden in Wien und ruft dabei
wehmüthig aus: „Wo märe etwas dergleichen hier in unserem Wien zu
finden; ich gehe daher auch beinahe nirgends hin, da es mir von jeher
nicht möglich war, mit Menschen uinzugehen, wo nicht ein gewisser Austausch der Ideen stattfindet." —

Wie sollte und wie konnte sich ein Beethoven, der in jenen Zeiten
— 1817 und weiter — mehr denn je seinen Schmerzensausruf: „ro.i86r
et, paupsr sum" von sich geben mußte — wie sollte er sich wohl seinen
so großmüthigen Freunden in Frankfurt erkenntlich zeigen? Das konnte
nur durch außerordentliche Werke seiner Muse geschehen. Und so reifte in
ihm der Plan, Frau Antonie Brentano ein besonders bedeutendes
Werk seines Geistes zu widmen, und nicht nur ihr, sondern auch ihrer
lieben Tochter Maximiliane, die trotz ihrer früheren jugendlichen Keclheit
zu den wohlgelittensten Frauen in Beethovens Angedenken gehörte.
Letztere, damals eine blühende Jungfrau, kam zuerst nn die Reihe;
ne wurde mit einer der fünf letzten sublimen Claviersonaten des Meisters
bedacbt: mit der Sonate in L-cZur or>. 109.

Aus diesen Zeiten besitzen wir doch wenigstens ein volles briefliches
El-zeugniß des Tondichters an diese Mcximiliana. Beethoven war jetzt

gercde seelisch so niedergeschlagen, wie kaum jemals, — des Lebens Erdennoth drückte ihn fast ganz darnieder, so daß er sich wirklich im „durchbohrenden Gefühle" seiner Armseligkeit gar zu sehr selbst verkleinerte. So
begann er einen Bnef nn Franz Brentano unterm 12. November 1821
mit diesen Worten: „Halten Sie mich ja nicht für einen Schuft oder leichtsinniges Genie!"
Kaum einen Monat darauf kann Beethoven endlich diesem edlen Kreise
den ersten Tribut echten Dankes heimgeben: Maximiliane Brentano erhält
die L-clur-Sonate, welche ihr gewidmet ist. Der Dedicationsbrief an diese
kunstverständige Dame vom 6. December 1821 ist der einzige Beethovenbries
an diesen Kreis, der bis jetzt überhaupt veröffentlicht ist^). Man erfreue

*) Dieser kostbare Veethovmbrüf, im Besitze des Hcrn, Carl Meiner t. ist zum
ersten Male im „Katalog der mit der Beethvvenfeier zu Bonn am 11.-15. Mai 13L0
verbundenen Ausstellung" ?c. veröffentlicht worden; Bonn 18W, Verlag des Vereins
Beethoven-Haus, S. 67. —

sich dieses Schreibens, welches uns das edle Beethoven'fche Gemüth auf's
Neue vergegenwärtigt:

„An Maximiliane v. Brentano —

„Eine Dedicationü! — nun Es ist keine, wie d. g. in Menge fl^mißbraucht werden — Es ist der Geist, der edle und bessere Menschen
auf diesem Erdenrund zusammenhält und den keine Zeit zerstören kann,
dieser ist es, der jetzt zu ihnen spricht, und der Sie mir auch in ihren
Kinderjahren gegenwärtig zeigt, ebenso ihre geliebte Eltern, ihre so vor:
treffliche geistvolle Mutter, ihren So von wahrhaft guten und edlen
Eigenschaften beseelten Vater, stets dein Wohle seiner Kinder eingedenk,
u. so bin ich in dem Augenblick auf der Landstraße — u. sehe sie vor
mir, u. indem ich an die vottrefflichen Eigenschaften ihrer Eltern denke,
läßt es mich gar nicht zweifeln, daß Sie nicht zu Edler Nachahmung
sollten begeistert worden sein, u. täglich werden — nie kann das Andenken einer edlen Familie in mir erlöschen, mögen Sie meiner
manchmal in Güte gedenken — leben sie herzlich wohl, der Himmel segne
für immer ihr und ihrer aller Daseyn. —

Wien, am 6. December 1821. Herzlich und allezeit
ihr Freund
Beethoven."

Diese kurz zuvor erschienene Sonate in L-6ur («p. 109) ist höchstwahrscheinlich bereits in demselben Jahre 182(1 componirt worden, in welchem
Beethoven Theile seiner Ai8sa goleruuig schuf. — Der Titel der ältesten,
im November 1821 vollzogenen Ausgabe lautet: „Sonate für das Pianoforte componirt und dem Fräulein Maximiliane Brentano gewidmet von
Ludwig van Beethoven. 1(1!) tes Werk. Eigenthum des Berlegers. Berlin,
in der Schlesinger'schen Buch- und Munkhandlung" zc.

Nach einer Mittheilung L. Nohls in seiner Beethoven-Biographie
scheint der Tondichter erst am 20. December „den Stich der Sonate
«p. 1(19" übersandt zu haben; in diesem neuen Schreiben nenne nch
Beethoven „vorlaut", der Maxi das Werk gewidmet zu haben, verwahrte sich
jedoch ausdrücklich gegen jede damals übliche Honorirung oder dergleichen:
„Dies würde mich sehr kränken," bemerkt er dabei.

Gerade als Beethoven nn dieser L-gur-Sonnte schrieb, erhielt er neue
Liebesbeweise von den Brentanos. Ein Beethoven'sches Conversntions-Heft vom März 1820 bezeugt es uns ganz unzweideutig*). Da unterhält
sich ein bildender Künstler, wahrscheinlich der unterzeichnete Möhler, vielleicht aber auch der Maler Stieler, mit dem Meister, dem er, so viel ersichtlich ist, allerhand Körperstärkendes aus Frankfurt überbracht hat.

*) Dic für Beethovens LebensMchichte hochwichtigen Conversationshefte bewahrt die
Berliner Königl. Bibliothek, et,vci 14» Hefte; dieses Heft hat die Signatur I> 18 und ist
!)4 Blatt stark. Die hier mitgetheilte Unterredung steht auf Blatt 3Sb ff. Die Innenseite des Teckels trägt das Datum: 11. März 182«.

Im Uebrigen spricht die Unterhaltung fnr sich selbst:

„Kennen Sie die Klaviere von <Zra^*)
Frankfurter SchivsÄns^magen für sSie^ von mir sxtr», mitgebracht^ —
Madame Bren^tano^ soll leben —
Roter Un8k^ätellsi^
Haben Sie nach ?rsntiturt geschrieben, das ich ihr Portrait angefangen
habe —
Küchelgen**) ist sehr gefällig) —
Sie müssen ja die Bestimmung ihres Bildes nieinnnd sagen, ich sage
das ich für mich male —
Heute habe ich eine gute Sitzung gehabt, weil ich Ihnen viel beobachtet
habe —
um immer hier zu bleiben —
Wien ist doch die erste Stadt —
Wer Ihnen kennt, hat die größte Hochachtung —
Nur nicht Essighändler —
neben dem Tratterhof Nr. 658 im 4. Stock.
Möhler."

Aus diesem Gespräche erkennen mir denn auch noch die für die Geschichte der Beethoven-Bildnisse überraschende Neuheit, daß der Maler und
Musiker Möhler, von welchem man zwei bedeutende Beethovenbilder besitzt,
noch im Jahre 1820 damit beschäftigt war, Beethoven abermals zu malen,

zur Zeit als I. Stieler sein berühmtes Beethovenbild eben vollendet
haben mag. — Jedenfalls mußte eine Mähler'sche Zeichnung vorhanden
sein, die uns den Tondichter im letzten Stadium seines Gebens vor Augen
führte. Demnach würden Beethovenvortrmts von Möhler aus den
Jahren 1803, 1815 und 1820 zu verzeichnen sein. — Stieiers Beethovenportro.it mar bereits 1819 unzweifelhaft wenigstens angefangen, nach des Künstlers Autograph auf dein Oricr'nalgemäwe sogar nahezu vollendet. Gleichwohl ist die Handschrift dieser Gesviächspnrtien recht Stieler-
ähnlich, so daß die Sacbe unklar verbleibt. — In dem obenerwähnten
Conversntionshefte vom April 1820 sind auf Blatt 64 b als vom „Maler
Stieler" herrührend diese Worte verzeichnet: „nach der Ausstellung werde

*) Dieses Blatt ist an der Bindeseitc zum Theil abgerissen: i» eckigen Klammern
steht das von mir Ergänzte.

**) Die Zwillingsbmder Gerhard und Karl von Kügelgen waren mit Beethoven noch von Bonn her bekannt: Beides berühmte Maler. Hier ist höchstwahrscheinlich
Gerhard gemeint, der gerade damals — 27. Mär, 1820 — (?) in Loschwil; bei Dresden
ermordet ward. — In einem andere» Conversationshcfte desselben Jahres (vom April,
signirt: 1) 24, 86 Blatt) schreibt Beethoven selbst auf Blatt 66» auf: „Den 31. Marlis,
1820 Ward Kügelchen in Dresden auf offener Sehr belebter Landstraße bei Hellem Mond»
schein schrecklich ermordet und beraubt." — Auch sonst ist in diesem Hefte »och Vieles
über diesen Künstler zu lesen.

ich es an die Brentano schicken." — Da wir nun einmal bei den Eonversationsheften sind, mag denn auch noch diese Notiz von Interesse sein, die
in einem anderen Hefte vom April 1820 (v. 105, 77 Bl.), auf Bl. 69K
also vermerkt ist: „Auf jeden Fall kann Brentano Geld schicken, auch ohne
den Brief des Simrock, da dieser ihin sofort den Auftrag gegeben haben
wird, — es kommt nur darauf an, ob Sie schon dem Brentano schreiben,
daß er Ihnen die 70 s 1^— Dukatens gleich schicke." —

IV.

Wir kehren zu Frau Antonia zurück. Diese Edeldame sollte nun
ebenfalls mit einem außerordentlichen Werke des Beethoven'schen Genius
bedacht werden, init einein Werke, das schon an und für üch eine kleine
artige Geschichte hat.

Der bekannte Componist und Verleger Anton Dia belli wollte ein
Sammelwerk von Claviervnriationen herausgeben, wozu er alle hervon-agenden
Claviercomvonisten seiner Zeit einlud; so auch Beethoven. Das zu Grunde
liegende Walzer-Thema war von Diabellis Erfindung. Beethoven hatte
jedoch in früheren Jahren mit einer ähnlicben Idee — mit dem Collectiv-Gesangwerk: In yusLta toiub» osoura — unliebsame Erfahrungen gemacht,
so daß er es ablehnte, nch daran zu betheiligen; sr meinte auch, das Thema
mit dem „Schusterfleck" (Rosalie) gefalle ihm gar nicht. Trotz entschiedener
Abweisung veranlaßte dennoch Beethoven bald darauf seinen Adjuncten
Anton Schindler, Diabelli zu fragen, ob es ihm recht wäre, wenn er
das Thema allein bearbeitete. Der darob hocherfreute Diabelli bot sogleich
für etwa 6 bis 7 Variationen das hohe Honorar von 80 Dukaten.
Beethoven mar selbst freudig ob solcher Großmuth überrascht, sagte schriftlich
zu und bemerkte gelegentlich noch zu Schindler: „Nu, der soll über seinen
Schusterfleck Variationen haben!" — Im Winter 1822—1823 machte sich
der Meister an diese Arbeit, — aus welcher das allerhöchste Variationenwerk der ganzen Musiklitteratur erwachsen sollte. Bald waren, wie unser
Gewährsmann Schindler erzählt, zehn, bald noch ein Mal so viel, dann gar
schon 25 Variationen auf dem Panier, und immer hieß es: „das sind noch
nicht alle." Dem bereits ungeduldig werdenden Verleger schrieb Beethoven:
„er möge nur noch etwas Geduld haben." Der Meister wollte ja hiermit
aller Welt offenbaren, „was sich aus einem ziemlich ordinären Walzer, noch
dazu mit einer Rosalie, bilden lasse." So entstand das wunderbare Claviermerk: 33 Veränderungen (O-ciur) über einen Walzer von A. Diabelli.
(0p. 120.)

Beethoven dachte von vornherein wohl nicht anders, als daß dieses
Werk Frau Antonia Brentano gewidmet werden sollte. Allein auch seinem
in London lebenden Schüler Ferhinand Ries fühlte sich Beethoven um
diese Zeit besonders verpflichtet, so daß er auch dessen Gattin ein Werk
widmen wollte. Eine Weile schien sich Beethoven, wie mir vernehmen

werden, mit der Hoffnung zu tragen, hierdurch — so zu sagen — zwei Fliegen
mit einer Klappe beseitigen zu können.

Die Wagschale neigte sich jedoch immer mehr zu Gunsten der Frankfurter Freunde. In Schindlers Beethoven-Nachlaß auf der Berliner
Königl. Bibliothek befindet sich ein besonderer kleiner Zettel, auf welchem von
Beethovens Hand mit Lapidarschrift geschrieben steht: „Die Dedikation der
zivei Sonaten in ^,s- u. in l>moU ist an die Frau Brentano, gebohrn.
Edle von Birkenstock. Ries — nichts —"

So mig es gekommen sein, daß diese beiden letzten großen Claviersonaten, op. 110 und III, gar keine Widmung erhalten haben. Die Dedication bei «p. III an den Erzherzog Rudolph ist späterhin vom Verleg er ausgegangen, nicht direkt von Beethoven, obwohl in seinem Sinne.

Inzwischen haben aber die Frankfurter Freunde immer mehr feurige

Kohlen auf Beethovens Haupt gesammelt, er muß Etwas von dieser Schuld
abwälzen. So beauftragt er denn im Sommer 1823 von Helzendorf aus
seinen Getreuen Schindler in einem Briefchen mit der Anrede: Sehr bester
«ptirous optims! „Sehen sie doch einen Menschenfreund aufzutreiben, der mir auf meine Bankaktie leiht, damit ich erstens den Edelmuth meiner einzigen Freunde, die v. B. nicht zu sehr prüfen muß, u.
selbst durch den Aufenthalt dieses Geldes nicht in Roth geralhe, welches ich
den schönen Anstalten u. Vorkehrung, meines theuren H. Brud.^ers^ zu
verdanken habe." — *)
Brentanos erhielten denn auch viel von ihrer Geldschuld zurück — und
dann als Tribut des Dankes und der Verehrung die Widmung des
Variationenwerkes op. 120 an Frau Antonie. Die erste Ausgabe belehrt
uns übrigens auch, daß Diabelli schließlich leinen Willen mit einein
Sammelwerke durchgesetzt haben muß. Im Juni 1823 erschien in seinem
Berlage eine Sammlung mit dem Titel: „Vaterländischer Künstlervereine
Veränderungen für das Piano-Forte über ein vorgelegtes Thema, componirt
von den vorzüglichsten Tonsetzern und Virtuosen Wiens und der k. k. österreichischen Staaten (erste) Abtheilung" :c. Auf der dritten Seite steht der
Titel: „Veränderungen über einen Walzer für das Pianoforte componirt
und der Frau Antonia von Brentano gebornen Edlen von Birkenstock hochachtungsvoll zugeeignet von Ludwig van Beethoven. 120. Werk."
Während nun Frau Antonia und der ganze Brentano'sche Kreis in
Frankfurt darob stolz und entzückt sein konnten, war Ferdinand Ries in
London davon nichts weniger als erbaut, obgleich es auch ihm nach und
nach klar werden mußte, daß Beethoven auch hierin durchaus wohlmeinend,
in gutem Glauben gehandelt hatte.
Im Juli dieses selbigen Jahres 1823 berichtet der Meister allen

*) Genau nach dem Original»Mamiscript copirt, das im Besitze der Berliner
KSnigl. Bibliothek ist.

Ernstes seinem „lieben Ries" aus Hetzendorf (unter'm 16. Juli), daß die
33 Variationen abgegangen seien und dabei: „Jetzt werden die Variationen
wohl da sein. — Die Dedication an Ihre Frau konnte ich nicht selbst
machen, da ich ihren Namen nicht weiß. Machen Sie also selbe im Namen
Ihres und Ihrer Frau Freundes; überraschen Sie die Ihrige damit; das
schöne Geschlecht liebt dies. — Unter uns gesagt, ist auch das Ueberraschende
mit dein Schönen das Beste!" :c. Und fernerhin lesen wir in demselben
Briefe diese humorvolle Wendung: „Was Sie nur immer für die Variationen
erhalten können, nehinen Sie; ich bin mit Allem zufrieden, nur muß ich
mir ausbedingen, daß für die Dedication an Ihre Frau durchaus keine
andere Belohnung angenommen wird, als ein Kuß, den ich in London zu
empfangen habe."
Ries sollte die beiden letzten Claviersonaten in und c-moll (op. 110
und III), ebenso diese 33 Dinbelli-Variationen (op. 120) in London verkaufen. Alles war sorgfältig vorbereitet, Clementi war für die Sonaten
und der Musikverleger Bossen, für die Variationen gewonnen, aber die
Manuscrivte wollten nicht ankommen. „Endlich," so erzählt F. Ries in
seinem Beethoven-Büchlein, „kamen sie an, und mit Ueberraschung sah ich,
daß Beethoven die Variationen mit sehr großen, von seiner Hand auf das
Titelblatt gleichsam gemalten Buchstaben meiner Frau gewidmet hatte."
(Usäiös 5 Ng,ä»ins Ries), aber diese Dedication fand sich nur auf diesem
einen Exemplar vor. Der Meister hatte das Absenden so lange verzögert,
schien auch seinen Auftrag so sehr vergessen zu haben, daß die Variationen
mit der Widmung an Madame Brentano bereits in Wien gestochen waren,
als Ries dieselben dem Verleger Voosen überbrachte. Späterhin habe sich
Beethoven wegen der doppelten Dedication entschuldigt. „Höchst sonderbar"
— bemerkt Ries dazu — „machte er es hierbei zu einer ausdrücklichen
Bedingung: ich dürfe nie an ein Geschenk oder eine Erkenntlichkeit
dafür denken! Eine auffallendere Wendung und einen grelleren Widerspruch hätte man doch nicht leicht finden können!"
Ganz so auffallend und unbegreiflich ist das jedoch nicht. Unter
damaligen Verlagsrerhältnissen war es gar kein so seltenes Vorkommnis;,
daß ein und dasselbige Werk verschiedenen Verlegern für die verschiedenen
Länder überlassen ward und daß dann nicht selten jedes Land eine andere
Dedications-Adresse empfing. So gab es beispielsweise von den berühmten
drei Sonaten op. 31 (in V, und O-moll) russische Ausgaben, mit
einer Dedication an Baronin von Browne, nährend die deutschen Ausgaben bis heutzutage diese Sonaten-Trias ohne jegliche Widmung zeigen.
Und so dürfte denn die Entschuldigung Beethovens an seinen lieben
Freund Nies in einein Schreiben aus Baden (5. September)*) n!cht ss

") Ohne Jahreszahl, wahrscheinlich 1824; 1823 deshalb nicht, Weil ein anderer
Brief an Ries, genau vom 5. September 1823 dcitirt, vorhanden ist.

der Ueberzeugung entbehren, wie der verletzte Freund vermeinen mochte.
Beethoven schreibt: „Die Variationen sollten erst hier erscheinen, nachdem sie
in London herausgekommen wären; allein alles schief. Die Dedikation an
Brentano sollte nur für Deutschland sein, da ich ihr sehr verpflichtet und
nichts anderes in d'esem Augenblicke herausgeben konnte; übrigens hat sie
nur der hiesige Verleger Diabelli von mir erhalten. — Ihrer Frau kann

ich dafür ein anderes Werk dediziren." Auch noch am Ende dieses Briefes versichert Beethoven: „Es ist meine Schuld nicht."

Es waren ja dermalen so wirre, trübe Tage in Beethovens Dasein, daß man ihm kleine Vergeßlichkeiten kleinlicher Weise nicht aufmutzen sollte. Schon Schindler durfte mit Recht darauf hinweisen, daß dieses Räthsel zum Verstand«! ß Aller gelöst wäre, wenn Ries jenen Beethovenbrief im „vollständigen Wortlaute und ^ chronologischer Reihenfolge" veröffentlicht hätte . . . Allein auch so, wie das Brieffragment vorliegt, dürfen wir Beethoven für ausreichend entschuldigt halten. —

Wie Antonia Brentano die ihr zu Theil gewordene Widmung aufnahm, ist nicht näher bekannt; mir dürfen getrost annehmen, daß sie, wie ihre Tochter Marimiliana die beiden den Stempel der Unsterblichkeit an sich tragenden Werke: die Sonate in L-äur (op. 109) und die 33 Variationen über ein Walzerthema (op. 120) wie ein hohes, köstliches Mit in ihren Kreisen gepflegt haben werden, daß sie daraus die zuversichtliche Neberzeugung schöpfen konnten, wie hoch dieselben und ihr ganzes Haus in der Schätzung eines Beethoven standen. Denn aus der Art und Bedeutung der Werke, welche Beethoven diesem oder jenem widmete, darf immer ein Schluß auf das größere oder kleinere Maß von Freundschaft oder von Einfluß der betreffenden Persönlichkeit in Bezug auf den Meister gemacht werden.

Madame Brentano lebte nun so weiter in ihrer stillen Segensfülle in Frankfurt und Winkel fort. — Gerade aus dieser Zeit, Ende 1824, besitzen mir auch eine interessante Schilderung vom Leben und Wirken dieser merkwürdigen Frau.

Der aus der Geschichte der Baukunst und Goethes mhmvoll bekannte Sulpiz Boisseröe besuchte Frau Brentano in deren Tusculum zu Winkel und schreibt darüber an seinen Bruder Melchior aus Koblenz den 9. October 1824*): „Ich bin am Montag bis Castell gefahren, von dort nach Ellfeld geschifft, von wo aus ich einen Gang nach der Kirche und Kapelle von Kiederich machte. Den anderen Tag wanderte ick nach der alten Abtei Eberlach, die im Gebirge liegt, und kehrte abends bei Frau Toni Brentano in Winkel ein. Ich wurde mit aller Freundlichkeit und der Versicherung aufgenommen, daß man mich schon lange erwartet habe. Das einfache, häusliche Wesen, worin ich sie mit ihren Kindern fand, machte nur einen

') Enthalten in Sülpiz Boisserse, herausgegeben von Mathilde Boisserse, geb. Rapp, Stuttgart 13S2^ I.. r>. 443.

doppelt angenehmen Eindruck. Das war ganz so, wie wir es lieben, anständig reichlich, aber durchaus bürgerlich und behaglich. Das n.'ue Haus in Frankfurt dagegen ist sehr schön, ja prächtig; die Gemäldesammlung der Frau Toni, init dem, was sie noch dazu gekauft, ist sehr schön aufgestellt, worin sich der Vnn Dyck allerdings mehr auszeichnet, als irgend ein Bild in der Stadel'schen Sammlung."

Es scheint, dasz Brentanos bis zum Tode Beethovens ('s- 26. März 1827) mit diesem in brieflich harmonischem Perkehre gestanden haben; positive Zeugnisse freilich liegen seit dieser Widinungszeit im Jahre 1823 nicht vor. Die bereits erwähnten Conversationshefte Beethovens enthalten jedoch noch aus dem Jahre 1824 (oder 1825) ein kurzes, interessantes Gespräch zwischen Schindler und Beethoven darüber (Heft 12.?).

Schindler schreibt:

„Fräulein von Brentano und Goethe.

„ich wünsche wohl gelegentlich von Ihnen selbst etwas von jener Daine und Ihrem Zusammensein mit ihr zu hören.

„G(ra)f Lichnowsky erzählte mir einiges, aber er erinnerte sich der Zeit nicht mehr sicher." —

Frau Antonia lebte trotz so vieler Wirren und Leiden mitten unter Kindern und Kindeskindern in ihrer Weise fort und erreichte ein Alter, wie es nur wenigen Sterblichen zu Theil wird.

Noch ein Jnhr vor seinem Tode schreibt wieder einmal der unglückliche Clemens Brentano (I' 1842) an seinen Bruder Franz in einem höchst erschüttemden Briefe aus München (vom 11. Januar 1841), der die bezeichnende Apostrophe besitzt: „Geliebter Bruder! Theurer Pflegevater, mein Wohlthäter" — auch Folgendes: „Bon Herzen meine Grüße an Deine liebe Frau, minder und Kindeskinder; bitte sie alle, daß sie mir herzlich verzeihen; allen Menschen naht ein Tag, wo keine Münze gilt, als Verzeihung und Liebe." Dieses so manches Zerwiirfniß verrathende Bekenntniß schließt mit diesen Wotten: „Adieu, theurer Bruder! Gott gebe Dir allen Trost, alle Erguickung in Deinem Glauben, Hoffen und Liebe zu diesen ernsthaften Zeiten und erhöre das Gebet

Deines dankbaren, unwürdigen Bruders Clemens."

Die ehrwürdige Frau Antonia Brentano erreichte ein Alter von nahezu 90 Jahren;' sie starb am 11. Mai 1869.

Dnrch ihre ebenfalls mit Beethoven so sehr befreundete Tochter Maximilian«, die spätere Frau von Plittersdorfs, lebt ihr Geschlecht noch gegenwärtig in der Plittersdorffschen Familie in Frankfurt am Main fort.

Gedichte.

von

Lheodor Löwe.

— Breslau. —

Garben und Kränze.

u warst das Unkraut auszuroden
Bemüht mit scharfem Spatenstich,
Doch aus dem umgebrochenen Boden
öebt manche bunte Bliithe sich.
Du wirst an heißen Erntetagen
von Kalmen schlichten Bund aus Bund
Und duftig zarte Blüthen tragen
Auf Deines Hutes Schattenrund.

Spätlied.

Der laute Sturm hat sich gelegt,
Doch nicht die stillen Sterne funkeln;
Die Wolken sinken, und es schlägt
Der Regen schwer herab ini Dunkeln.
Es weint der Wald, die Wipfel triefen.
Eintönig trauert hin die Zeit.
Frühlaute Vogel stimmen riefen;
Sie schliefen ein, der Tag ist weit.

Theodor Loewe in Breslau.

Aufblick.

Ach. warum mit tiefem Granen
Dicht umwölket schwebst du mir?
Las; mich in das Auge schauen,
Großes, dunkles Schicksal, dir!
Selig will ich wieder hoffen
Himmelblau',? und Sonnenpracht.I
Denn du hast mich schwer getroffen,
Und erdrückend wird die Nacht.

Betrauerung.

Ls will den alten Frieden nicht
Die milde Zeit mir schenken.
Ans meinem tiefsten Innern bricht
Ein Mahnen, Dein zu denken,
lvie manche Stunde h.ib' ich still
verträumt in Selbstvergessen!
<Lin Traum ist Alles, was ich will —
Dich Hab' ich einst besessen.

Hundert Jahre deutsches Theater^).

Zur Centenarfeier des „Breslnuer Stadttheaters".

von

Albert Weigert.

— Breslau. —

in Ausspruch von La Rochefoucauld lautet ungefähr: Weil das Theater den Blick in die Welt, sowohl des Lebens als des Menschenherzens, hinein gewährt und hiermit für die meisten Menschen die bequemste Gelegenheit geboten ist, solchen Blick zu thun, deswegen ist das Interesse für das Theater das populärste, das eristirt! Im deutschen Bolk ist seit Jahrhunderten das Interesse für das Theater ein Lebensnerv seines Bildungsbedürfnisses; ja, es läßt sich leicht dieses Interesse in seinein Ursprung zurüciführen auf die Menschennatur selbst, und trotz alles Wechsels und Wandels der Zeit, hat sich die Existenz jenes Interesses niemals bezweifeln lassen; nur dessen Aeußerungen, die Formen, in denen es in die Erscheinung getreten, sind wesentlich verschiedene. Irgend wo äußert sich Johannes Scherr, der kaustisch-geistreiche Litternrhistorcker: Wenn eine Sintfluth einst von Neuem die Welt vernichten würde, dann wäre gewiß das erste Haus, das die Deutschen gemeinsam aufrichteten, — ein Theater! So charakterisirt er, ironisch, wie es seine Art gewesen, in welchen? Grade zu den Lebensbedürfnissen der Deutschen, das Theater gehört. Vielleicht ist als ein

*) Außer Werken der im Text genannte» Autoren, sind benutzt worden die Special-Arbeiten: Max Kurnik, .Ein Mcnscheiialter Theater-Erinnerungen" (Berlin, Otto Zanke, 1880) und Maximilian Schlesinger, „Geschichte des Brcslaner Theaters", Band I. 1522-1841 (Berlin. S. Fischers Verlag 1893).

Beitrag zur Erklärung dieser Thatsache die Bemerkung zu betrachten, daß nirgends sonst als im Theater, sich verschiedene Musen, zu gemeinsamem Wirken innig vereint, ein Stelldichein geben, so daß also hier auch verschiedenstes seelisches und ästhetisches Verlangen besser, als sonst irgendwo, seine Befriedigung finden kann.

Nach meiner Ueberzeugung ist das Theater für die Allgemeinheit ein allerwichtigstes Bildungsmittel. Heinrich Laube, der Dichter genug war, um das Menschthum in seinen Bedingungen und seinem Verlangen richtig zu würdigen, und für das Theaterwesen ja doch gewiß als anerkannte Autorität gilt, schreibt wörtlich: „Man darf nicht glauben, daß die grundsätzliche Pflege des Schauspiels von geringer Bedeutung sei. Die Wirkung eines Kunstwerks ist tief, ist stark; die immer wiederkehrende Wirkung, wie

sie ein grundsätzlich gepflegtes Schauspiel in? richtig geleiteten Theater bieten
kann, ist ein ,bildender Segen für jede Stadt. Die Maßstäbe von Jedermann, bis zum kleinen Handwerker hinab, erhöhen sich, veredeln sich. Und
die Strahlung nach außen wird sehr wichtig." Das ist nach meinem
Dafürhalten nicht nur wahr für die Gegenwart, es sollte auch als
Dogma für die Zukunft gelten, obgleich gewiß ein Vergleich zwischen
Einst und Jetzt in dieser Beziehung zu Befürchtungen genug Veranlassung giebt. Es ist nicht zu leugnen: wie es früher war, ist's
heut nicht mehr! Der gefährlichste Concurrent für die Kunst und ihre
Segnungen, ist die Politik; in demselben Verhältniß, als sie "ick der Gemüther bemäcktigte, hat der ästhetische Sinn hier Raum verloren. Es
kann sich unsere Generation kaum noch vorstellen, welchen Rang und ivelcivn
Umfang das Interesse für das Theater in den deutschen Landen, im
gesellschaftlichen Leben sowohl, als in der Ideenwelt der Einzelnen, in den
Jahrzehnten vor dem Jahre 1848 in Anspruch genommen. Damals war
das Tbeater fast die ausschließliche Stätte, wo das Geistesleben durch du
Dichtungen zu freierem Ausdruck, durch die Gestaltungen zur, Vertiefung
gelangte. Aus diesen Gründen galt die Aufführung eines neuen Stückes,
schier als ein Ereigniß und bildete nicht nur den Unterhnltungsstoff in
geselligen Kreisen, sondern beschäftigte innerlich die Gemüther und brachte
auch häufig genug die Manifestation Desjenigen, was die Gemüther erfüllte und erregte. Das Theater war, seit dein Ende des vorigen
Jahrhunderts, viel mehr als nur eine Vergnügungsstätte; es war eine Art von
Aula, in der verkündet wurde, durch Wort und Gebilde „alles Süße, was
Menschenbrust durchbebt und alles Hohe, was Menschenherz erhebt", und
gleichzeitig war die Bühne eine Art von Forum, wo alle Zeitbewegungen
verhandelt, und Urtheile hierüber gefällt wurden. Dieser Bedeutung des
Theaters entsprechend, nahmen in den Zeitschriften und Tagesblättern, sobald
solche zu existiren angefangen, Berichte über die Theateraufführungen die
hervorragende Stellung ein, die heut den Leitartikeln gebührt, und in Breslau
fanden es zu ihrer Zeit Männer, die später Weltruf erworben, für nußer-

ordentlich wünschenswert!), ihre Feder in den Dienst des Theaters zu stellen:
so Heinrich Laube; Gustav Frevtag; Rudolph Gottschall. Das ist nicht
einmal viel anders geworden, als schon die Dämmerzeit vor dem Revolutionsjahr hereingebrochen mar. Erst nach dieser für die Culturverhältnisse des
deutschen Volkes so bedeutungsschweren Epoche, wurde die Politik die siegende
Concurrentin über die Aesthetik. An die Stelle des Thees trat allmählich
das Bier; statt der Salons öffneten sich die Kneipen. Das Theater verlor
seine oben erwähnten Bethätigungen im „Nebenamte" zum großen Theil
und ist seitdem eben nur als Kunstheim zu Keurtheilen. Als solches aber
ist und bleibt seine Mission unbestreitbar, und deren Umfang zu unterschätzen, heißt geradezu die Menschennatur, wie sie unter dem Einflüsse der
Cultur sich entwickelte, verkennen. Für unsere, von Gegensätzen durchwühlten,
von Parteileidenschaften erschütterten Decennien ist das Theater gewissermaßen ein Asyl, wohin sich Alle vor dein Lärmen der Tage und deren
Streitigkeiten flüchten können, denn hier ist ein neutraler Boden, auf dem
sich die entgegengesetztesten Ansichten in demselben Interesse zusammenfinden,
in dem Interesse für die dramatische Kunst und deren Interpreten! So
finden die Vorgänge im Theater noch immer eine starke Resonanz in der
Seele auch unserer Generation; es sind die Theater auch heute noch im
besten Sinne des Wortes volksthümliche Institute, und dem Gefühle nach
gekört es zu den gebotenen Aufgaben, großer Zeitabschnitte aus ihrer
Geschichte feierlich zu gedenken. So erklärt sich nicht nur ganz durch sich
selbst die Centenarfeier des Breslnuer Stadttheaters, sondern es Erklärt
sich auch deren Bedeutung, weit über das locnle Weichbild hinaus. Gefeiert
mit Sang und Klang wurde das hundertjährige Bestehen des Breslauer
Stadttheaters in Breslau selbst; der sich daran knüpfende weite Rückblick
in dessen Vergangenheit aber muß überall Interesse erregen, wo Antheilnahme und Wunschbereitschaft für das deutsche Theater überhaupt eristirt,
denn er gemährt ein Guttheil von dessen allgemeiner Entwicklungsgeschichte.
Aus der Umschau in diesen: Säculum des Breslauer Theaters resultiren
keineswegs nur die Aufzeichnungen localer Vorgänge, sondern überhaupt Betrachtungen über den Werdegang der dramatischen
Litterntur und der Schauspielkunst; über den Wechsel und Wandel im Geschmack des Publicums und
der Geschicke, denen die deutschen Theater ausgesetzt sind. Hierüber aus
dein Verlauf des verflossenen Jahrhunderts in großen Zügen zu berichten,
gewährt jene Centenarfeier kaum zu erschöpfenden Stoff, und der bei dieser
Gelegenheit laut gewordene Glückwunsch: „Das Theater möge bleiben eine
Stätte der Lehre für den, trotz aller widerstrebenden Zeitströmungen, sich
immer neu verjüngenden Jdealgehnlt deutscher dramatischer 5Nmst, und bleiben
der Tempel, in dein die Jünger sich zu Aposteln heranbildeten," hat seine
Bedeutung keineswegs für Breslau allein, sondern für überall, wo Bühnen
als Kanzeln für die rechte Kunst gebaut sind.
Heinrich Laube erwähnt, daß in der Geschichte des deutschen Theaters

von Stadtthentern nur Breslau, in erster Reihe, und Frankfurt an, Main
zu erwähnen wären. Es darf aber auch nicht vergessen werden, dast

Breslaus Theater eine ganz besondere Mission geworden, die ihm die
geographische Lage Breslaus, und dessen Rang als zweitgrößte Stadt
der Monarchie beschert hat. Gelegen fast nn der Grenze, wo deutsche und
slnvische Art zusammenstoßen, muß es ein Hort des Deutschthums in den
Ostmarken des Vaterlandes sein und bleiben. Auf den Altären, die in
den Musentemveln der Kunst gebaut sind, und von deren echter Priesterschaft soll für unser Volksthuui mit gleicher Begeisterung gestritten werden,
wie draußen auf der kriegerischen Wahlstatt! Die trüben Jahrzehnte und
verhängnißvollen Schicksale, die Breslaus Stndttheater zu erdulden gehabt,
bis es endlich nicht nur dem Namen nach, sondern thatsächlich das Theater
der Stadt geworden, haben eine ernste geschichtliche Bedeutung; tröstend aber
ist bei alledem die Gewißheit, daß emsig und erfolgreich hier deutscher Geist
und deutscher Sinn gepflegt wurde, und Viele trotzdem von hier aus einen
Flug begannen, der sie in die höchsten Höhen des Künstlerthums getragen.
Eine ansehnliche Reihe berühmter und wohlbekannter Künstlernamen, auf
deren hervorragendste noch zurückgekommen werden soll, verzeichnet Breslaus
Thentergeschichte, und es giebt sicher in wenigen größeren deutschen TlMttern
ein Mitgliedsverzeickniß, das in die Jahre zurüMicken läßt, in denen unter
den illustren Persönlichkeiten nicht Jünger des Breslnuer Theaters zu
finden wäven; bis zu der Hohe!t der dramatischen Kunst reicht eben jede
Theater-Misere nur vorübergehend hinan!

Wie die Anfänge des deutschen Thenterwesens überhaupt auf die
geistlichen Mysterien zurückzuführen sind, lassen sich auch für Breslau keine
anderen Bethätigungen der Schauspielkunst chronistisch nachweisen. Erst im
Jahre 1522 wird von Komödien berichtet, die zur Fastenzeit von Schülern
und Handwerkslmrschen gegen ein Entröe in Privathäusern aufgeführt
wurden. Ans diesen Dilettanten entwickelten sich dann die zunftmäßiqen
Poeten; als einer von diesen wird der schle'ische Meistersinger Adolph Puschmann genannt, der als erster mit einer eigenen Truppe in Breslau und
den Hauptorten Schlesiens Theaternufführungen veranstaltete. In den Anfang des 17. Jahrhunderts füllt dann schon das Aufblühen der ersten
schleichen Tichterschule, deren Stücke, trotzdem sie häufig recht schlüpfrigen
Inhalts waren, von Schülern aufgeführt wurden, die ihre Schauspielkunst
durch die Darstellung classiscker Werke, besonders des Terenz, erworben
hatten. Erst fast nach einem Jahrhundert siel es den Behörden ein, daß
dieses Ccknuspielertlmm der Schüler doch einen ungünstigen Einfluß auf
deren Fleiß und Gesittung üben könne, und deswegen wurde „fürderhin"
solche tnnstlerischcke Tlmtiakeit verboten. Tie ersten Berufosckauspieler, die in
Breslaus Mauern Einzug hielten, waren englische .«omödinnten; sie waren
es auch, die zuerst Shvkeiveare'sche Dramen nach Deutschland gebracht.
Das erste ständige Schauspielhaus, Ballhaus genannt, wurde in Breslau

im Jahre 1670 durch den Balletmeister Isaak Bion als Theater, Reitbahn
und zum Ballschlagen zugleich eröffnet. Aber schon am Ende des 17. Jahrhunderts fing überall an der Geschmack für das Theatervergnügen sich zu
verfeinern, und hiermit begann auch das Repertoire der Theater sich zu verbessern. Nach Breslau kam für ein längeres Gastspiel die „berühmte
Bande" des Johann Velthens, der zuerst Schauspielerinnen und
Stücke von Corneille und Racine auf die Breslauer Ballhausbühne
brachte. Im Jahre 1727 erstand der Magistrat von Breslau das Ballhaustheater, und so eristirte eigentlich damals schon ein Breslauer Stadttheater-, aber nicht für lange, denn kaum war Breslau unter preußisches
Scepter gelangt, als der Kriegscommissar das Theater für militärische
Zwecke in Beschlag nahm und als Proviantmagazin einrichtete. In dieselbe Zeit fällt das epochemachende Wirken der Caroline Neuberin,
jener Frau, die den Anstoß gegeben zu der Entwicklung einer ganz neuen
dramatischen Kunst. Das Verbrennen des Hanswurst in der Leipziger
Theaterbude, zum Zeichen, daß ein anderer Geist auf den Bühnen nun
seine Stätte finden soll, ist bekannt; hoch interessant aber ist's zu verfolgen,
wie dieses Ereigniß sich bis in die entferntesten Winkel Deutschlands, in
denen Theater gespielt wurde, in kurzer Zeit, wenn auch allerdings nicht
radical, aber dennoch geltend machte. Die Neuberin ist's auch gewesen,
vielleicht ohne sich selbst der vollen Bedeutung ihres Strebens bewußt zu
sein, die nicht nur die Wiedergabe der äußeren Erscheinung auf der Bühne,
sondern Jndividualisirung und Charakteristik der Personen verlangte. Als
ein Erster, der sie am besten verstand, ist Konrad Eckhoff, der im Jahre 1744
der Breslauer Bühne angehörte, zu bezeichnen. In Breslau hatten diese Ereignisse das Interesse für das Theater lebhaft angefacht; das Ballhaus-Theater mar 1742 der Stadt zurückgegeben morden, aber nicht nur diese
Schaustätte besaß bald darauf Breslau, sondern in einem größeren Saal der
Stadt, spielte auch eine zweite Truppe unter dem Director Franz Schuch
Komödie. Diesem ist in der Theatergeschichte Breslaus eine große Rolle
zugefallen. Er kaufte das Grundstück „An der kalten Asche" genannt und
erbaute hier jenes Theater, das die Wiege von Breslaus Ruhm als
Theaterstadt werden sollte; hier fanden auch jene Ereignisse statt, von denen
aus die Centenarfeier rechnet.

Franz Schuch hatte das Generalvrivilegium zu Theateraufführungen für
qanz Preußen 1755 erhalten und leitete sein Theater erfolgreich bis zu seinem
1764 erfolgten Tode. In seine DirectionSzeit fällt der Breslauer Aufenthalt
Lessings, der bekanntlich von November 1760 bis Mitte April 1765

gewährt hat. Lessing hegte sehr lebhaftes Interesse für das Breslnuer
TKeater, das er fast alltäglich besuchte; ein Interesse, das er bis nach
Hamburg mit sich nahm, wie seine Empfehlungen einzelner Breslnuer Bühneninitglieder nn das Hamburger Theater beweisen. In intimerem persönlichen
Verkehr hat Lessing nachweislich mit Joh. Cbrist. Brandes, dem Schau-

spieler und Theaterdichter desSchuch'schen Theaters, gestanden. Dieser berichtet
inseiner Selbstbiographie voller Dankbarkeit für Lesung: „Er gab sich viele Mühe,
mich durch seinen Unterricht zu einen: Beifalls würdigen Schauspieler zu bilden,
weil er aber zu diesem Fache mehr guten Willen als wahres Talent bei mir
bemerkte, so lenkte er mich zugleich auf die meinen Fähigkeiten mehr angemessene Laufbahn eines dramatischen Dichters und gab mir dazu die
ersten Fingerzeige." Als feststehend ist auch der befruchtende Einfluß, nicht
nur in stofflicher, sondern auch in dichterischer Beziehung, jener Breslauer
Zeit auf die Entstehung der „Minna von Barnhelm" zu betrachten, die
Lesung bekanntlich in Breslau so weit vollendete, daß er, wie er selbst
äußerte, „nur die letzte Hand noch anzulegen habe".
Im Jahre 1772 erstand das Breslauer Theatergebäude in der Subhastation Johann Wäser, der neun Jahre das Kunstinstitut leitete.
Nach seinem Tode übernahm seine Wittwe, Clara Barbara Wäser,
die Direction, und deren Zeit bildet in mannigfacher Beziehung eine
wichtigste Periode in der Breslauer Theatergeschichte. Zunächst waren die
Jahre, in denen ihr Gatte und sie selbst das Bühnenscevter führten,
bedeutsamste für die litterarische und geistige Entwickelungsgeschichte Deutsch«
lands. Man braucht nur der Jahreszahlen sich zu erinnern, um den
ganzen Umfang der tiefgreifenden Bewegung innerhalb der Dichtkunst
und des Einflusses dieser auf die Gemüther und das allgemeine Geistesleben, sich zu vergegenwärtigen. Welch' günstige Verhältnisse für die ideale
Aufgabe der Theater, welch' schwierige aber auch für deren geschäftliche
Leitung waren hierdurch allmählich hereingebrochen! Viel hat man der
Directrice, Frau Wäser, zum Vorwuif gemacht, viel, sehr viel hat sie aber
auch geleistet. Nicht nur, daß mährend ihrer Directionsführung Breslau
an der Stelle des alten ein für die damalige Zeit recht ansehnliches, durch
Umbau entstandenes, neues Theater erhielt, sie hat überhaupt den theatralischen Dingen, sowohl was des Repertoire als die Leistungen des Personals
betraf, durch Geschick und den Aufwand einer außergewöhnlichen Arbeitskraft
möglichst den Forderungen ihrer Zeit gemäß Rechnung zu tragen versucht. Am
gerechtfertigtsten erscheinen die Klagen über ihre Lebensführung und die Behandlm g, die sie ihren Mitgliedern nngedeihen ließ. In kläglichsten Verhältnissen lebte dcmals das Breslcmev Bühnenpersonal, und überhaupt
eristirten Zustände am Breslauer Theater, die man sogar am Ende des
rorigen Jahrhunderts nicht mehr als zeitgemäß betrachten konnte. Das
Theater aber war der Breslauer Bevölkerung doch eine sehr wichtige Angelegenheit, und so drängte Alles auf eine Neformirung des gesammten
Thenterwesens hin, deren Richtung durch die nicht lange vorher entstandenen
Hofbühnen, die ersten, die das Wandern ausschlössen, gegeben war. In
Frankfurt a. M. und Hamburg waren auch bereits stabile Theater durch
die Stadtgemeinden geschaffen worden — in Breslau regte und rührte es
sich, diesen Beispielen zu folgen. Da starb Frau Wäser (15. November 1797);

mit ihr erlosch das Privilegium einer Privatperson für die Theaterleitung, und um ein solches nicht wieder erneuern zu lassen, entstand in Breslau eine fast tumultuarische Bewegung. Sofort nach dem Tode der
Frau Wäser war eine Anzahl thatkräftiger Theaterfreunde zusammergetreten;
in kürzester Zelt mar ein Plan zur Errichtung und Verwaltung eines auf
Actien zu gründenden Theaters nicht nur ausgearbeitet, sondern ihm auch
die nöthige Geldsumme gesichert, so daß der damalige schlesische Landesminister von Honm, selbst ergriffen von dem allgemeinen Enthusiasmus, die Genehmigung einer diesbezüglichen Petition an höchster Stelle empfahl. Und nachdem der König die Genehmigung ertheilt, da wurden in einer, für die damaligen
Zustände schier fabelhaft kurzen Zeit 16000 Thaler für 1600 Actien
zusammengebracht. Am 23. December 1797 war das Wäser'sche Privilegium abgelaufen, und schon am 25. d. M. erwarb die in's Leben getretene
Actiengesellschaft für 12350 Tbaler den Musentempel „zur kalten Asche"
und mit ihm das ausschließliche Recht öffentlicher Schauspielaufführungen
in Breslau, und am Abend des nächsten Tages war das erste Mal auf dem
Theaterzettel zu lesen: „Kgl. privilegirtes Breslauisches Theater!" Weil
aber erst in einer Genernlveilammlung der Actionäre, am 17. Januar 1798,
die Statuten genehmigt, die Direction bestätigt, kurz, erst an diesem Tage
die Constitution des Theaternctien-Vereins nch in allen gesetzlichen formen
vollzogen hatte, so datirte der jetzige Breslnuer Stadtnrchivnr auch erst vom
17. Januar an das Jahrhundert, dessen Ablauf man nun in den entsprechenden Januartcgen gebührend gefeiert bat.
Das erste Direktorium des neuen Theaters bestand aus dem Kammersecretör Streit, der zugleich Mitherausgeber der damals in Schienen anerkanntesten Zeitschrift, der „Schlesischen Provinzialblütter", war, dem Kaufmann Moritz, einer in Breslau sehr angesehenen Persönlichkeit, und dem
Gmnnanallehrer Professor Heinrich, dem anonymen, doch allgemein erkannten
Verfasser der Schinähartikel auf die Directorin Wäser. So war es erreicht! Fortan sollte das Breslauer Theater nicht mehr das speculative Unternehmen von Privatpersonen sein, von denen die Kunstpflege doch immer
nur als Nebenzweck betrachtet werden konnte, sondern es war zu einem

gemeinnützigen Institute herangewachsen, dessen Erfolge in den Dienst der
Kunst gestellt waren. Sonnt war dieser eine weiteste Perspective eröffnet,
und es soll bei dieser Gelegenheit festgestellt sein, daß der Ausspruch
Schillers: „Es ist nicht wahr, was man gewöhnlich behaupten hört,
daß das Publicum die Kunst herabziehe; der Künstler zieht das Publicum
herab, und zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, ist sie durch den
Künstler gefallen. Das Publicum braucht nichts als Empfänglichkeit,
und diefe besitzt es. Es tritt vor den Vorhang mit einem unbestimmten Verlangen, mit einem vielseitigen Vermögen. Zu dem Höchsten
bringt es eine Fähigkeit mit; es erfreut sich an dem Verständigen und
Rechten, und uenn es damit angefangen hat, sich mit dem Schlechten zu

begnügen, so wird es zuverlässig damit aufhören, das Vortreffliche zu
forden?" — wohl stets zutreffend in Bezug auf das Publicum des Breslauer
Theaters geblieben, in Bezug auf die Künstler aber sich hier in keiner Zeit
bewahrheitet hat.

Im Breslauischen Theater war zunächst äußerlich Alles beim Alten
geblieben. Das Publicum, sehr zufrieden mit der Gestaltung der Dinge,
suchte durch zahlreichen Besuch der Vorstellungen sein lebhaftes Interesse zu
offenbaren. Eine erste trübe Erfahrung brachte der neuen Direktion
ein durchaus verfehlter Umbau ihres Thentergebäudes, der noch dazu
mehrere Monate die Aufführungen verhindert hatte; hingegen envies sich
der neue Gedanke, berühmte Künstler zu Gastspielen zu gewinnen, der viele
Jahrzehnte die nur zu sehr beliebte Praxis Breslauer Theaterdirectoren
geblieben, für die Kassenrapporte schon damals als sehr erfolgreich. Tie im
Zenith ihres Ruhmes stehenden Charakterdarsteller, Johann Fr. Fleck,
überdies ein Breslnuer Kind, und August Wilhelm Jffland sind unter
den ersten berühmten Gästen auf der BreÄauer Bühne zu verzeichnen, und
sie schafften allerdings nicht nur übervolle Häuser, sondern wirkten durch den
Enthusiasmus, den sie erregten, auch nachhaltig günstig für das Thentcrinteressc
überhaupt; was aber ganz gewist nicht in den meisten Fällen die Wirkung
der Gastspiele ist. Tie Theilnahme des Publicums blieb längere Zeit eine
so rege, daß man sogar eine recht wesentliche Steigerung der Eintrittspreise, die Jahrzehnte lang unverändert geblieben, wagen konnte. Im
Jahre 1801 sah Breslau eine schon damals sehr beliebte Schauspielerin,
Madame Sophie Stollmers, von seiner Bühne, der sie ungefähr 2 Jahre
angehört hatte, scheiden. Sophie Stollmers, geb. Bürger, heirathete später
den Hamburger Sänger Friedrich Schröder, und als Sophie Schröder
gehörte sie später zu den leuchtendsten Sternen der deutschen Schauspielkunst, hat aber stets der künstlerischen Anregungen, die sie in
Breslau empfangen, dankbarlichst gedacht. An ihrer Stelle trat, für Breslau Schillers
„Maria Stuart" creirend, Friderike Unzelmann (1809—1823), von
der Goethe schrieb, „daß eine der heiteren und angenehmen Schauspielerinnen Weimars sich nach Breslau begeben; ein geistreicher Mann
(Karl Schall) hat ihrer Individualität zu Liebe einige Stücke verfaßt."

Inzwischen hatten stch in der Tirection Aenderungen vollzogen: Der Professor Heinrich war ausgetreten, im nächsten Jahre schied auch
der überaus tüchtige Knmmersecretnr Streit aus seinem Amt; ihm folgte für kurze
Zeit der Knmmen-nth Bothe, der einzige unter den Tirectoren des ActienveremS, der ohne Teficit sein Scepter niederlegte, und nach diesem übernahm
Professor Rohde die Theaterleitung. Aus seiner und seines Nachfolgers,
des Negierungsrathes Streit, Geschäftsführung, datirt Heinrich Laube
Breslaus beste Theaterepoche. „Da fanden sich," so bemerkt er, „wie immer
bei guter Führung tüchtige Schauspieler zusammen — zuletzt Anschütz und
Ludwig Devrient, aber wie überall versäumte die Stadt, ihr'Institut hin-

reichend zu unterstützen." Zweifellos gehört Professor Rohde zu den tüchtigsten
und erfolgreichsten Direktoren, die jemals in Breslau ihres Amtes gewaltet! Er war es auch, der zuerst der Oper besondere Sorgfalt
zuwandte und deswegen die Neuwahl eines Theatercapellmeisters mit großer
Vorsicht in's Werk setzte. Er wandte sich an musikalische Koryphäen um
Empfehlung geeigneter Persönlichkeiten, und Abt Bogler nannte ihm zwei
seiner „bedeutendsten" Schüler, unter ihnen Carl Maria von Weber.

Der Abt Vogler gehörte damals zu den hervorragendsten Musikern Wiens;
sein Ruhm als Lehrer der Tonkunst und Componist war thatsächlich ein
europäischer. Dieser einflußreiche Mann hatte Carl Maria von Weber rasch
lieb gewonnen, sein, durch die reichste Lehrpraxis geschärfter Blick erkannte
bald, daß er es hier mit einer Begabung ersten Ranges zu thun habe,
deren eigenstes Wesen die Prodnction des Glänzenden, Fortreißenden sei.
Weber bemerkt in einer biograpischen Skizze über sein Studium bei Vogler,
„daß dieser es gewesen, der ihm die dringende Nothwendigkeit des emsigen
Studiums der verschiedenartigsten Werke großer Meister klar gemacht,
während ihn Alles zu eigenen Productionen dränge". So war es auch der Abt
Vogler, der Webers Widerstreben, den Nohde'schen Engagements-Antrag anzunehmen, überwand, weil er ihm klar zu machen wußte, wie
vortheilhaft in musikalischer Hinsicht die Stellung für ihn werden könne, und am 1. October 1804
trat Carl Maria von Weber, 18 Jahre alt, seinen Cavellmeisterposten in
Breslau an. Und wirklich beginnt mit seiner dortigen Amtsführung „für
ihn ein Abschnitt seines äußeren Lebens, dessen Bedeutung gar nicht hoch
genug zu veranschlagen ist; da während dessen die Ausbildung einer Fähigkeit
angebahnt wurde, die er vor den meisten seiner berühmten Kunstgenossen

voraus haben sollte. Es mar dies sein künstlerisch-organisatorisches und sein
Regietalent, das bei den Neuschöpfungen der deutschen Opern zu Prag und
Dresden seine werthvollsten Früchte zu tragen bestimmt war." Seine
THKtigkeit als Breslauer Capellmeister aber gestaltete sich keineswegs angenehm für ihn; so freundlich ihn der Theaterdirector Rohde aufgenommen,
eine so feste Stütze er ihm auch in seinem Amte gewährte, der gar zu jugendliche Capellmeister begegnete bald mißgünstigen Anfeindungen aller Art, die ilnn
rasch seinen Breslauer Aufenthalt verleideten. Verschönt hingegen wurde ihm
diese Zeit durch ein sehr intimes Freundschaftsverhältnis; mit dem Oberorganisten
an der Elisabethkirche in Breslau, Will). Berner, und dem damals berühmten
Pianisten I. W. Klingohr. Beide Männer gewannen in musikalischen
Dingen großen Einfluß auf Weber, und Berner war anserwählt, ihn aus
ernstester Lebensgefahr zu erretten.
Professor Rohde hatte in einer von ihm redigirten Wochenschrift, im
„Neuen Breslauer Erzähler", einen Operntext „Rübezahl" veröffentlicht, der
Weber zur Composition einer Oper begeisterte. Mit Feuereifer begab er
sich an die Arbeit, und da ihm seine Berufsthätigkeit und die Nothwendigkeit,
Unterricht zu ertheilen, um sein schmales Einkommen von 600 Thalern

aufzubessern, am Tage zur Arbeit keine Zeit übrig ließen, nahm er eine
Anzahl von Nachtstunden zur Hilfe. So sah Berner in tiefer Nacht eininal,
bei Webers Wohnung vorübergehend, noch Licht in dessen Arbeitszimmer.
Er empfand den intensiven Wunsch, nach dein Freunde zu sehen, und
pochte nn dessen Thür. „Aber nicht, wie er gewohnt war," so berichtet
Mar Maria vo n Web er, „erfolgte das einladende Herein. Endlich öffnete
Bemer die nicht verschlossene Thür, die Lampe steht auf dem Tisch, das
Piano ist offen, aber sonst ist das Zimmer leer; Berner will sich niederlassen und schreitet nach dem Sopha — dn strauchelt er — über den
Körper seines leblos daliegenden Freundes — daneben liegt eine zerschlagene
Flasche, aus der .scharfer Dunst aufsteigt. Entsetzt richtet er den Freund
auf, schreit um Hilse, Webers Dater eilt aus dem Nebenzimmer herbei
und erkennt die Flasche, in der er Salpetersäure zu seinen Kupferstecher-Arbeiten aufzuheben pflegte, und die thörichter Weise unter die Weinflaschen gestellt worden^ war.> Aerzte werden herbeigerufen, mit Mühe
Carl Maria zum Leben zurückgebracht, die Stimmorgane zeigen sich vollständig gelähmt, dos ganze Innere der Luftröhre und des Mundes «erbrannt. Nach mehrwöchentlichem Krankenlager erst kehrte eine leise Sprechstimme zurück, die nie ihre rolle Kraft wieder erhielt, die schöne Singstimme war für immer auf den dritten Theil ibrer Ausgiebigkeit reducirt. Er erzählte dann, daß er, fröstelnd bei der Arbeit, '.einen
Schluck Wein hätte nehmen wollen, im Halbdunkel die Saureftasche ergriffen und einen guten Zug genommen habe. Gewiß ist, dcß ohne Berners
Dazwischenkunft die Säure bis zum anderen Morgen gewirkt, und Karl
Maria Freischütz, Oberon und Eurynntlie mit in sein jnnges Grab genommen
hätte." Seine 2 Monate währende Krankheit hatten seine Feinde reichlich
ausgenutzt; zu seiner großen Erbitterung fand er nach seiner Genesung eine
Reihe von Maßnahmen im Mnnkwesen des Theaters, die nicht nur seinen
Ansichten widersprachen, sondern durch die er "ich auch in seiner Ehre gekränkt
fühlte, und als man immer ron Neuem gegen seinen Wunsch und seinen Willen
handelte, reichteer km z erschlossen im Frühjahr IWi? seine Entlassung ein,
die ihm auch sofort gewährt wurde. Bon der Oper „Rübezahl" waren nur
die Ouvertüre und 3 Nummern: ein 12stimmiger Geisterchor, eine Arie uud
ein Quintett, niedergeschrieben. Vollendet wurde die Oper überhaupt niemals;
die Ouvertüre ist, gänzlich umgearbeitet, unter dem Titel „Beherrscher der
Geister" noch beut ein interessantes Opus. Unter Webers Nachfolger, dein
Enpellmeister Müller, verschlechterte sich die Breslauer Oper rapide, uud
überhaupt kamen für das Theater trübste Monate. Tie Kriegssurie war
wieder einmal entfesselt; die Schlackt bei Jena war verloren; Breslau wurde
bombardirt; von Theatervorstellungen konnte zunächst nicht die Rede sein. In
dieser harten Zeit faßte die Theaterverwaltnng den Beschluß, den Mitgliedern
nur die Hälfte ihrer Gagen zu bezahlen, die Nachzahlung der anderen
Hälfte ihnen in besseren Zeiten zusichernd. Hierüber empört, legte Professor

Nohde seim Amt nieder. Den Mitgliedern wurde das Versprechen gehalten, das Theater aber hatte seinen tüchtigsten Director verloren! Nach
kurzein Interregnum übernahm, zum zweiten Mal, jetzt aber als Staatscommissarius, Regierungsrath Streit die Leitung, der als dramaturgischen
Beirath den Dichter und gefürchteten Kritiker Karl Schall an seine Seite
rief. Die Müller'sche Stelle erhielt der sehr tüchtige Capellmeister Benedict
Bieren. Zn den bedeutsamsten künstlerischen Ereignissen zahlt in jenen
Jahren das Engagement Ludwig Devrients, am 6. Februar 1809. Ludwig
Devrient wird als größter deutscher Charakterdarsteller geschätzt; aber nur
kurze Zeit stand er im Zenith seines Könnens. Nur die 6 Jahre künstlerischen Wirkens in Breslau sind als seine Glanzzeit zu bezeichnen. Bald
nachdem er von Breslau geschieden, an das Berliner Hoftheater berufen,
fing seine Gesundheit an wankend zu werden und, vielleicht deswegen, sein
Küustlerthum abzunehmen. Viel hat sicherlich die deutsche Kunst dadurch

verloren, daß Devrient jenes Anerbieten eines lebenslänglichen Vertrags
mit reich dotirter Pensionirung im Jnvaliditätsfalle der Breslauer Theaterdirection ablehnte. Die besonderen Verhältnisse Berlins, sowohl in künstlerischer, als in localer Beziehung, haben zweifellos zu Devrients so frühem
Ende wesentlich beigetragen. Heinrich Laube sagt von ihm: „Er mar
von Breslau nach Berlin gekommen, und nach mehrfachen Zeugnissen fällt
seine Vlüthe ,in die Breslauer Zeit. Dort war er körperlich noch frisch.
1A5 kam er nach Berlin. Dort ist er 17 Jahre lang engagirt gewesen
und 1832, noch nicht 50 Jahre alt, gestorben. Unregelmäßige Lebensmeise,
besonders der Genuß starker Weine, hat seine Gesundheit untergraben,
seine geistigen Kräfte geschwächt. In Breslau hat man nicht darüber geklagt, daß er seine Rollen nicht fest inne gehabt, in Berlin aber wurde
die Unsicherheit seines Gedächtnisses oft störend, die Hinfälligkeit seines
Wesens gar oft peinlich." Aus der Breslauer Zeit spricht ttarl von Holtei
in seinen „Vierzig Jahren" wiederholt enthusiastisch über Devrients Künstlerthum. Nie anders als der „große Devrient" wird er von ihm genannt, und für
seine dominirende Stellung auf der Breslauer Bühne sowohl, als für die be-WsterteAnhönglichkeit desPubiicums für ihn, istHoltei ein umso zuverlässigerer
Berichterstattter, als er ein sachverständiger Zeitgenosse Devrients, ein Zeuge
von dessen Triumphen gewesen ist. Einem anderen deutschen Künstler, Karl
Seidelmann, der ebenfalls Mitglied des Breslauer Theaters geworden,
war es ausnahmsweise nicht gelungen, hier sein Talent zu entwickeln; hier
brachte er es über die Mittelmäßigkeit nicht hinaus, während er später, nach
Devrients Tode, im Berliner Hoftheater dessen Rollenfach übernahm und
es theilweise meisterlich auszufüllen vermochte. Ans der Devrient'schen Zeit
ist auch recht interessant, eine „Abwehr" zu reproduciren, die Ludwig
Devrient, am 25. Juni 1810, in der „Schleichen Zeitung" zu veröffentlichen für nothwendig fand —: „Herr Kapp, der Zusnmmensetzer der hiesigen Theaternachrichten, hat sich in seinem letzten Blatte verleiten lassen

zu äußern: meine Darstellung des König Lear sei der des Herrn Jffland
nachgemacht. So sehr ich fühle, wie weit ich unserin großen Meister nachstehe, so möchte ich doch nicht gern, gleich dem ermähnten Kritikaster, fremde
Kunstwerke als mein Eigenthum aufstellen: was man ist, soll man bleiben.
Ich versichere deshalb auf meine Ehre, weder Herrn Jffland noch einen
anderen bedeutenden Künstler in der Rolle des Lear gesehen zu haben; was
ich darin geleistet habe, ist Resultat meines Studiums und meiner Ansicht.
Wie übrigens in dein ebenso unzusammenhängend als geschmaälosen Gewäsch
des Herrn Kapp Lob und Tadel meiner Darstellung sich auf eine hockst
seltsame Weise gegenseitig vernichten, ist so in die Augen springend, daß es
gar keines Beweises bedarf, ebenso auffallend sind aber andere mich nicht
betreffende Albernheiten in dieser Kritik der hiesigen Vorstellungen des
„Lear". Wenn der denkende Schauspieler auch den entschieden ausgesprochenen Tadel einer billigen, verständigen und consequenten Kritik
dankbar beherzigen und benutzen soll, so steht es ihm auch wohl zu, sich
gegen die Angriffe einer unbilligen, unanständigen und inconsequenten zu
wehren. Oft mag der Kritiker über dem Schauspieler stehen, nicht selten
tritt aber auch der umgekehrte Fell ein, und nicht leichter kann man wohl
in die Versuchung geretbcu, sich in diesen letzteren Fall zu denken, als bei
der Lectüre der Kapp'schen Thenternachrichten. Ich bin so Mellich gewesen,
in der Nolle des Lear, ron der ich mir bewußt bin, daß ich sie mit
möglichstem Fleiße und mit der größten Anstrengung behandelte, den Beifall des Publicums erhalten zu baben, und kcnnte daher den Lobtadel des
Herrn Kapp leicht übersehen. Nur ist es mir schon längst Bedürfnis;
gewesen, einmal öffentlich zu sagen, was ich von diesem Kritiker halte. Ich
hoffe und wünsche, daß man mir diese, nur durch meine Ueberzeugung nb«
genöthigte Erklärung nicht als eine unerlaubte Anmaßung eusegen wird.
Uebrigens mag Herr Kapp ron nun an über mich faseln, was er will, mir
genügt damit, öffentlich gesagt zu haben, wcs ich ron ihm Helte. Ludwig
Devrient." — Man sieht, recht ähnlich nie noch jetzt; vielleicht nur im
Stil und Ton etwas anders. —
Ein hochbedeutendes Ereigniß für die öffentlichen Zustände Breslaus
im Allgemeinen und für die Theaterverhältnisse im Besonderen war die
1811 erfolgte Verlegung der Universität aus Frankfurt a. O. in unsere Stadt,
wo sie, mit der hier schon bestehenden katholischen Hochschule rereinigt, sich sofort
in die Reihe der ersten Universitäten stellte; einen Rang, den sie ja auch
bis zum heutigen Tcge behauptet. Mit ihr war für das Theater ein
neues Publicum hinzugekommen: die Studenten, die Jahrzehnte lang vom
Parterre aus eine kritische Macht im Theater bildeten und den Areopag,
dessen sich die Offiziere bemächtigt hatten, schließlich gän-lich vernichteten.
Auch hierüber ist in den Holtei'schen „Vierzig Jahren" viel Interessantes
nachzulesen und ebenso über die Bedeutung und die Persövlichkcit Karl
Schalls (gest. 18. August 1833), der nährend vieler Jahre eine fast

absolute Dictatur über das Breslauer Theater ausübte und auch Begründer
und erster Redacteur der „Breslauer Zeitung", seit langen Jahren schon
eines der angesehensten freisinnigen Blätter, gewesen ist. Der Schriftsteller
und Kritiker Karl Schall war eine Proteus-Natur; Genie und Falstnff
zugleich; ein großes Talent und keinen Zoll ein Charakter; das originelle

Berhältniß, in dem er zu Holtet stand, ist besonders bezeichnend
für ihn.
Karl von Holtei hat der Breslauer Bühne zu verschiedenen Zeiten und
in mannigfachen Stellungen angehört; hier hat er als „Mortimer" am
5. November 1819 seinen Schauspielerflug begonnen, der ihn allerdings
nicht in hohe Regionen führen sollte; dann ist er im Mai 1821 als
„Dichter und Secretär", eigentlich aber nur als Mann seiner Frau, der
talentvollen Louise Rogse, die während ihres ganzen Engagements ein bevorzugter Liebling des Breslauer Publicums geblieben, abermals an das
Theater gekommen; dieses Mal aber, um es zwei Jahre später, nach einem
so argen Scandnl zu verlassen, daß er seine Kündigung „zur Erhaltung
der nothmendigen Ordnung" erhielt. Als er darauf 10 Jahre später sich
um die wieder einmal frei gewordene Directorstelle bewarb, war die Erinnerung an jene Vorkommnisse, die übrigens verschiedene
Beurtheilung gefunden, noch so lebhaft, daß gegen seine Bewerbung aus der Bürgerschaft
protestirt wurde. Endlich, wieder nach 11 Jahren, berief ihn der zeitige
Theaterdirector, Baron von Vaerst, als Dramaturgen an seine Bühne,
und jetzt bewies der vielgeprüfte Mann sein reiches Können. Trotz allgemeiner Anerkennung aber ergriff Holtei, aus persönlichen Gründen, nach
6 Monaten schon wieder seinen Wanderstab. Daß er schließlich dauernd
nach Breslau heimgekehrt und ihm, nach vielen Jahren, hier die letzte
Ruhestätte bereitet und reich mit Kränzen treuer Zuneigung und Anhänglichkeit geschmüät wurde, ist bekannt. Sein lebhaftes Interesse für das
Theater hat übrigens der Alte bis in seine letzten Lebensstunden bewahrt.
Inzwischen waren in der Stadt Breslau wesentliche Veränderungen
vorgegangen. Die Festungswerke waren gefallen, Breslau konnte sich nun
nach allen Himmelsrichtungen hin ausdehnen; fein Gemeinwesen nahm
nach dem Kriege einen merklichen Aufschwung. Es stand in jenen Jahren,
wie schon flüchtig bemerkt, das Theater in höchster Blüthe. In seine
Künstlerschaar war damals auch Heinrich Ed. Anschütz, später eines der
hervorragendsten Mitglieder des Burgtheaters, getreten. Unter solch günstigen
Verhältnissen schien es nur nothwendig, den jetzigen Bestand des Theaters
zu sichern, und aus diesem Gesichtspunkt heraus ließ der Professor Nohde
1817 eine Schrift erscheinen: „Ueber die gegenwärtige Lage des Theaters,"
worin er dessen momentane hohe Entwickelung feststellte, sehr entschieden
aber, „um diesen erfreulichen Zustand zu erhalten," die Bildung eines
Pennonsfonds für die Mitglieder forderte, auf daß diese heimisch würden
in Breslau, zum Segen des Kunstinstituts und zu ihrem eigenen Wohl ^

eine Forderung, deren Erfüllung erst bei der Centenarfeier von dem jetzigen
Director des Stadttheaters in nahe Aussicht gestellt wurde. Trotz aller
künstlerischen Erfolge aber begannen bald wieder die leidigen finanziellen
Calamitäten, dieses Mal in sehr gefahrdrohendem Umfange. Ein Appell an
Stadt und Staat versagte; Alles schien verloren! Da erschien als Netter
der Capellmeister Birev, der sich bereit erklärte, das Theater mit allen
seinen Lasten gegen einen jährlichen Pachtzins von 2200 Thalern zu
pachten. In einer Generalversammlung des Theateractien-Vereins wurde
einstimmig die Pacht genehmigt, und so gestaltete sich das Breslnuer Theater
zunächst wieder, glücklicher Weise aber unter sehr tüchtiger Leitung, zu einem
geschäftlichen Unternehmen. In schwieriger Zeit hat Birey 4 Jahre lang
tüchtig und erfolgreich sein Unternehmen geleitet; noch immer galt die Breslauer
Bühne als eine der hervorragendsten in Deutschland. Das Schauspielpersonal
hatte durch den Fortgang von Fritz Beckmann und Heinrich Schmelka
zwar große Beriuste erlitten, für sie aber waren August. Wohlbrück,
das bedeutendste Talent einer großen Schauspielerfamilie, dessen künstlerische Entwickelung sich gänzlich in Breslau vollzog, und Theodor Döring,
der seiner großen Kräfte sich gleichfalls während seines hiesigen Engagements
bewußt werden konnte, eingetreten. Karl Schall hat, durchaus nicht zu
seiner Ehre, die Direction Birey zu einem vorzeitigen Ende gebracht. Am
1. Januar 1829 wurde auf Bireys Wunsch der Eontract gelöst. In jenem
Jahre war, als junger Student der Theologie, Heinrich Laube nach
Breslau gekommen und hatte bald angefangen, sich für das Theater zu
interessiren und fleißig Kritik in der Breslauer Zeitung zu üben; damals
schon jene Reform der Schauspielkunst anstrebend, die in der Forderung
der Natürlichkeit auf der Bühne gipfelt. Aber trotz regen Theaterinteresses,
trotzdem noch Künstler wie Wilhelm Kunst, der 1830 Mitglied der Breslauer
Bühne wurde und hier, iu der Titelrolle, Goethes Faust creirte, und später
Ludwig Dessoir in den Verband der Breslnuer Bühne traten — deren
Verfall begann, zeitlich gerechnet, schon mit den Nachfolgern Bireus, dein
Schauspieler Piehl und dem Freiherrn von Bidenfeld, chronisch zu werden
und sich, trotz einzelner Remissionen, bis in die neue Zeit fortzusetzen.
Piehl hatte cm Anfang des Jahres 1830 abgeivirthschaftet; sein Nachfolger
August Hank, ein erfahrener Theaterleiter, von besten Absichten erfüllt, konnte
dem Weiterzerfall in materieller Beziehung, trotz mannigfacher, nicht erfolgloser Anstrengungen, nicht wehren. Seine Gläubiger brachten ihn zu Falle,
und vom 8. August bis 31. December 1831 mußte, um sich tägliches Brot
zu schaffen, das Breslauer Bühnenpersonal auf Theilung spielen, eine
traurige Thatsnche, die sich leider seitdem (nicht nur in Breslau) mehrfach

wiederholte. Unter solchen Umständen stellte sich die Nothwendigkeit eines
durchgreifenden Umschwunges der Zustände immer gebieterischer heraus —
durch den Nenbau eines der Zeit angemessenen stattlichen Theaters in bester
Cladtlnge hoffte man ihn zu erreichen. Nach langen Verhandlungen zwischen

Von verschiedensten Körperschaften fand sich endlich ein Mann, der thatkräftig
und hochherzig genug war, um die schwerwiegende Entscheidung durch
"ich selbst herbeizuführen. Der damalige Besitzer der Breslauer Zeitung,
der Dichter und ehemalige Offizier Baron Eugen von Vnerst,
machte am 17. November 183lZ dem Magistrat zu Breslau den Vorschlag:
die Stadt möge ihm einen gut gelegenen Bauplatz zum Zwecke des Neubaues eines Breslauer Theaters schenken, dann wolle er, geineinsam mit
dem Actienverein, den Bau unternehmen, und würde von dieser Seite
Widerspruch erhoben, dann gedenke er sich eine zweite Theaterconcesiion für
Breslau zu verschaffen und mit Aufbietung aller seiner Kräfte die leidige
Theaterfrnge zu einem der Stadt würdigen Ende zu führen. Fast debattelos
bewilligten Magistrat und Stadtverordnete diesen Antrag. Die Schenkung
des Platzes geschah rechtskräftig und — hiermit war endlich auch den:
Theateractien-Verein neuer Muth gegeben! Sehr rasch wurde jetzt von
ihm der Bau eines neuen Theaters beschlossen; im Mai Z838 erfolgte, nach
Rücktritt des Barons ron Vnerst, die Uebergabe des Bauterrains an den
Actienverein, und nun begann man auch sofort den Grund zu dem Neubau
zu graben, der nach dem Entwurf des genialen Architekten Langhals ausgeführt wurde. Gegen eine Pacht von 7500 Thalern übernahm Baron
von Vaerst das zukünftige neue Theater, sich zugleich verpflichtend, 30000
Thaler für dessen Fundus aufzuwenden; als Dramaturg sollte der Redacteur
der „Vreslauer Zeitung", Dr. Nimbs, fungiren. Am 11. November 1841
fand die letzte Vorstellung im alten Hause „Zur kalten Asche" statt. Die
Stücke zweier Breslauer Autoren: „Die unterbrochene Whistpartie" von
Karl Schall und „Die Wiener in Berlin" von Karl von Holtei, bildeten
das Repertoire; dann noch ein Epilog, den August Wohlbrück, umgeben
von dem gesammten Theaterpersonal, ergriffen und ergreifend, vortrug; dann
ein Lied nach der Melodie: „So leb' denn wohl, du altes Haus", das alle
Anwesenden gemeinsam sangen, und der Vorhang fiel — fortan war die
kalte Asche auf ewig kalt; es sprühten von hier aus keine Geistesfunken
mehr, keine Flamme künstlerischer Begeisterung lohte je mehr auf: es war
vorüber!
Am 13. November 1841 erfolgte mit einer Aufführung von Goethes
„Egmont" di; sehr feierliche Eröffnung des neuen Theaters; für das
damalige Decennium ein Pracktbau in jeder Beziehung. Alles schien auf
eine neue Aera hinzudeuten; und dennoch, in Wirklichkeit war sie vorüber,
die Glanzzeit des Breslauer Theaters; jene Jahre, die es zu einem hervorragenden deutschen Schauspielhause hatten werden lassen, waren definitiv
zu Ende gegangen! Es genügt bis zu der letzten bedeutungsrollsten Wende,
aus der Breslauer Thenteigeschickte nur in großen Zügen, sprunghaft, zu
berichten. — Interessant allerdings ist's, wo man es anpackt!
Zunächst ging Alles wieder einmal gut und glatt ini neuen Theater;
bald hatte sich wieder ein treffliches Ensemble zusammengefunden, und die

ganze Breslauer Intelligenz interessirte sich eifrig für das Kunstinstitut.
Damals lebte Gustav Freytag in Breslau, der 1839 sich an der dortigen
Universität als Privatdocent für deutsche Sprache und Littcratur habilitirt
hatte und bald auch, gleich seinein Freunde Laube, Theaterkritiken für die
Breslauer Zeitungen schrieb. Hier war 1815 sein erstes Druckwerk, ein
Band Gedichte unter dem Titel: „In Breslau" erschienen; hier hat er auch
sein erstes Drama „Maximilians Brautfnhrt" verfaßt, „mit großer Wärine
und Freude und sehr ungenügender Kenntniß der Bühne", das aber dennoch
von der Königlichen Hofintendanz zu Berlin als preiswert!, erkannt worden
war. Auf 12 Theatern wurde nach und nach dieses Stück aufgeführt,
zuerst aber in Breslau selbst. Freytag berichtet hierüber in feinen „Erinnerungen": „In Breslau ging ich die Rolle des Kunz mit dein
Darsteller sorgfältig durch. Bei der ersten Aufführung war ich selig, ich faß
wie verzückt und ertappte mich darüber, daß ich fortwährend die Lippen
bewegte und die Worte der Schauspieler mitsprach." Gustav ^reytng siedelte
1817 nach Dresden über; aber das seinen Ruhm begründende Schauspiel:
„Die Valentine" hatte er 1816 noch in Breslau, völlig unter dein Einfluß
des dortigen geistigen Lebens, verfaßt.
Das Breslauer Theaterrepertoire bot zu jener Zeit, so wie es eigentlich
immer sein muß, deutliche Abspiegelungen aller Vorgänge der Zeit, so weit diese
mit der dramatischen Kunst in Wechselwirkungen standen. Jung Deutschland
hatte längst angefangen, seine Fahnen zu entrollen; Karl Gutzkow, Heinrich
Laube und ihre Gesinnungsgenossen waren tonangebend in der modernen
Litteratur, und gerade das Gepräge dieser neuen litterarischen Gährungsperiode
kommt am deutlichsten in der dramatischen Kunst zum Ausdruck. Da brachen
die schon längst angekündigten Märzstürme des Jahres 1818 wirklich herein und
fegten, wie manches Andere außerdem, überschnell alle woblgefügten Dispositionen

der Theaterdirection hinweg. Sie konnte ihre Geschäfte nicht weiter führen,
zmn zweiten Male, vom 1. Mni bis 1. October, mußte das 115 starke
Theaterpersonal auf Theilung spielen; gleicherweise, da jene Stürme ja
bald ihren bösartigen Charakter verloren, mit günstigen Erfolgen. Dann
aber begann die schier terroristische Herrsclaft der Politik über die Gemiither;
das Interesse am Theater schien fast vollständig erloschen, und die Zeitungen
hatten plötzlich gar keinen Raum mehr fi,r Kunstberickte übrig. Kümmerlich
nur konnte die Direction Dr. NImbs-Neymann ihr Dasein fristen, bis —
nun bis das Zerstrenungsbedürfniß, gerade rls Nenction auf alle Erregungen und Enttäusckungen jener Zeit, doppelt rege wurde, und mit ihm
auch wieder der Sinn für die Kunst. Aber ein Anderes trat damals in
Breslau und bald in allen deutsäen Tleatern sieghaft in die Erscheinung,
das sich schließlich als der gefährlickste Gegner der Schauspielkunst erwies.
Die Oper, als die am meisten von der Wirklichkeit ablenkende Kunstgattung,
wurde die Beherrscherin der Kassenerfolge! Damals begann, was jetzt
längst ein Factum ist; das Sckampiel mußte, um die Existenz der Theater

möglichst zu sichern, in den allermeisten Fällen deren Stiefkind werden!
Gar bald machte sich dieser veränderte Kunstgeschmack auch in der litterarifchen Production geltend; kein bedeutendes Drama wurde in jenen Jahrzehnten geschaffen und immer mehr — ist's als Ursache, ist's als Wirkung
aufzufassen? — ging auch die Werthschätzung drainatischer Schöpfungen zurück;
das Theaterrepertoire hatte sich, der lieben Kassenrapporte wegen, zumeist
mit französischen Stücken und Opernovitäten zu behelfen.
Es war nun jene Reihe von Jahren angebrochen, in der Breslaus
Bühne zwar immerhin noch einen ersten Rang in der Reihe der
deutschen Theater behauptete, aber ^ iu stetem Kämpfen und Ringen
um die Existenz, und nur von Zeit zu Zeit machte sich in einzelnen
Ereignissen seine ruhmreiche Vergangenheit nachwirkend geltend. So
ist hervorzuheben, daß Breslau, nach Dresden und ALeimar, das erste
deutsche Theater war, das Richard Wagner seine Bühne öffnete; 1852 fand
hier mit mächtigen! Erfolge die erste Aufführung des „Tannhäuser" statt,
dein 1854 „Lohengnn", dessen Wirkung eine wesentlich geringere war,
folgte. Die Theaterdirection übernahm bald hierauf Dr. Nimbs allein;
dessen Gattin, die als Frau Fischer-Nimbs eine der best bekannten Primadonnen in Deutschland war, trat nach seinem Tode noch für ein Jahr unter
der Assistenz des Stadtkämmerers Friebös in den Contract. Kurz vor
seinem Ableben verwirklichte der um Breslaus Theater hochverdiente
Dr. Nimbs eine künstlerische Idee von weittragender Bedeutung. Er
brachte ein Gesammt-Gastsviel (1856) der Sterne des Wiener Burgtheaters zu
Stande! Diese, in der Folge für die deutsche Schauspielkunst so fruchtbar
gewordene Idee ist seitdem eine dauernde Institution für die deutschen
Bühnen geblieben, die in den Gesammt-Gastspielen der Meininger ihre
weitumfassendste, fast revolutionäre künstlerische Wirkung übte. Der Tod
von Dr. Nimbs wurde sehr folgenschwer für das Breslauer Theater. Schon
am 1. October des nächsten Jahres befand sich der Thenternctien-Verein
vor- der brennenden Frage, seinem Kunstinstitut einen neuen Director zu
geben, und «ls ihm das nicht rechtzeitig gelang, ließ die Aufsichtsbehörde
einfach am 1. October 1857 die Pforten des Theaters schließen, dem Kunstpersonal von 200 Köpfen, nm es vor dringender Roth zu schützen, nur die
Erlaubniß ertheilend, 4 Wochen ans eigene Rechnung Bestellungen zu veranstalten. An Ne Spitze dieses Häufleins trat der sehr tüchtige Enpellmeister Seidelmann und die Regisseure Dr. Förster, der spätere Mitbegründer des Deutschen Theaters in Berlin lind nachherige Wiener
Burgtheaterdirector, und Fr. Nieger, ein treuer Eckart der Breslauer
Bühne. Aus dem Theaternctien-Verein aber ging der Theater-Pnchtverein hervor, der von angesehenen Männern der Stadt gebildet wurde, die
abermals ohne jede gewinnbringende Absicht, auf e'gene Rechnung und
Gefahr, mit demselben kunstfördernden Programm, wie einst der Theateractien-Berein, den Besitz des Theaters antraten, und dessen Leitung einem

kunstverständigen Mann übergaben. Zum Director wurde jetzt der Regisseur
Fr. S ch w einer gewählt. Als besondere Vorkommnisse während der Direction
Schwemer sind zu erwähnen: die erste Aufführung der Offenbach'schen
Burleske „Orpheus in der Unterwelt" auf einem deutschen Theater, die
übrigens später Offen dach selbst als die vortrefflichste, die er in Deutschland
gehört, bezeichnete. In das Künstlerversonnl war Auguste Baudius, die
jetzige Frau Wilbrandt, und Ernst Possart, der später berühmte München«
Künstler, getreten; ebenso die Breslauerinnen Bianca Sanier und Antonie
Olbrich, die als bedeutende Künstlerinnen ein späterer Abschnitt der Theatergeschichte verzeichnet. Das Alles und Manches mehr noch war schön und
gut, aber — es kostete sehr viel Geld! Der Theaterpacht-Verein zog nck,
von seiner materiellen Verantwortung für das Theater zurück, und in dieie
trat 1864 als Pächter der Director Gundi aus Pest für Z Jahre.
Jetzt beginnt, trotz der Hingabe rerschiedencr Direktoren, trotz eines sick,
auf der Höhe befindlichen Kttnstlerpersonales, für das ehrwürdige Breslauer
Theater die verhängnisvolle Epoche, in der Krisen und Katastrophen eine
wirkliche Kunstpflege unmöglich machten. So Tüchtiges auch immer geleistet

wurde, weder Künstlerschaar noch Publicum wußte, wie lange alle Herrlichkeit
noch dauern könne. Das Alles ist zu kurze Zeit vergangen, um es für angezeigt halten zu müssen, es hier wieder aufleben zu lassen. Ein curvenartiges
Dasein begann für das Breslauer Theater; oft schien seine Cristenz in
leuchtender Höhe, uin dann wieder bis zu einem mit gänzlichem Verfall
drohenden Niedergange herabzusinken. In der Nacht des 19. Juli 186,>
verzehrten die Flammen Alles, was in dem schönen Theatergebäude
brennbar war; in dieser Nacht ist auch Breslaus unersetzliche Theaterbibliothek vernichtet worden. Dann kam, als neue Katastrophe, der Krieg
1870. Theodor Lobe, der damalige Director des Stadttheaters, machte
von seinem Rechte der SMrnng der Vorstellungen während des Kriegs'
zustande» Gebrauch. Abermals mußte das Personal auf Theilung spielen,
bis Wilh. Hock als neuer Director eintrat. Aber noch immer waren die
finsteren Mächte nicht versöhnt. Schon am Spätnachmittag des 13. Juni
1871 verzehrte ein neuer Brand das Theater abermals. Mit höchstem
Eifer wurde dessen Wiederaufbau gefördert, und schon am 1. October 1872
vermochten die Breslnuer wieder in ihr Theater zu gehen. Aber leider
nicht ein kräftiges Leben war aus den Ruinen neu aufgeblüht! Langen
und Bangen um die Existenzmöglichkeit in wirtschaftlicher und künstlerischer
Beziehung wurde zum Präsenzzustand in Melpomenes Haus — die Curve
neigte sich tief. Zwei Jahre hindurch blieb das Theater gänzlich geschlossen, bis endlich, nach den? opferbereiten Beschluß der Thenterbesitzer,
auf den größten Theil ihrer Rechte zu verzichten, die schon lange begonnenen
Unterhandlungen mit der Stadtgemeinde znm Abschluß gelangten. Diese
wurde nun alleinige Besitzerin des Theaters, und dessen Wiedereröffnung
fand am 1. September 1878 statt. Seitdem steht es in fürsorglicher wirth-

schaftlicher Hut des städtischen Decernenten für das Theaterwesen, und seit
länger als 5 Jahren unter der verständnißsicheren Leitung seines jetzigen
Directors.
Dr. Theodor Löwe, der auch als Novellist, Lyriker und Dramatiker
sich rühmlich bekannt gemacht, kam als Dramaturg der damaligen Direction
Georg Brandes nach Breslau. Die selbstständige Leitung des hiesigen
Stadttheaters übernahm er am 1. October 1892. Zielbewußt, arbeitsfreudig, kunstsinnig und — gutein Raths zugänglich, hat er das große
Unternehmen begonnen, und durch die Munificenz der Stadtbehörden befreit
rion übergroßen Lasten (die jetzige Pacht des Stadttheaters beträgt 300 Mark),
hat unter seiner Aegide unser Kunstinstitut eine Festigung erfahren, die zu
erfreulichen Resultaten, sowohl den Gesmnmtruf nach außen, als den jetzt
hier giltigen künstlerischen Maßstab für die Einzelleistungen betreffend, schon
geführt hat. Breslaus Theater gebietet jetzt wieder über ein Ensemble, das
auch den höchsten dramatischen und musikalischen Aufgaben gerecht zu werden
versuchen darf, in dem sich, sowohl im Drama, als in der Oper, Einzelkräfte befinden, deren Flug sie, wenn nicht alle Anzeichen trügen,
und Unheil ihnen fern bleibt, in die Reihen der Gerühmtesten ihrer Kunst tragen
wird; dem Breslauer Publicum aber ist nun endlich wieder die ersehnte
Sicherheit geboten, daß sein Theater der Kunstpflege geweiht ist.
So konnte mit reichen Mitteln und in gehobener Stimmung das
Centenarfest gerüstet werden als eine Feier der Erinnerung an eine
stolze Vergangenheit, der Freude an einer erfolgreich aufstrebenden Gegenwart, des hoffnungssicheren Aufblicks in eine
gewährende Zukunft!

Neversfelde.

Schauspiel in drei Aufzügen
von
Felix Wilippl.
— Berlin. —

Robert Mengei-sen, Gutsbesitzer.
Henriette, seine Frau.
I)r. Ernst ThileniuS, Notar.
Elisabeth Traun.
Karl Willich, Gutsvcrwalter.
Personen.
Graf Buddberg.
Herr von Nordir.
Gehcimrath Pfeiffer.
Professor Ostermann.
Luise^ ^ Mengersen bedienstet.
Die Handlung spielt auf dem in der Nähe einer größeren Provinzialstadr gelegenen Gute
Mengersfelde.

Erster Äct.

Bei Mengcrsen.
(Eleganter, ober altmodischer Speisesaal mit Mittel» und Seitenthiiren, Mittelwand rechts in stumv«
Ecke großer Erler mit Fenster. Grobes rcichgeschnitgte» Bnffet mit Anrichte, Ein Pianino, In der Mit«
großer Eßtisch mit vier Stühle», Eindruck einer soeben beendeten sehr üppigen Tasel; eine Batterie leerer
Wein- und Liaueurflaschen; viele Cigarrenkisten, zwischen den einzelnen Personen Sectflaschen In Eiskübel,
gestelle». Auch auf dem Bnffet leere Weinflaschen, aufgestapelte Teller und Sauci«rc», Im Vordergrund
slinks vom Zuschauers Rnndsopha mit zwei FuuteuilS und kleinem Tisch, Die übrigen Möbel nach Belieben,
An den Wände» einige schöne Geweihe, alte FamilienportraitS und Pferdebilder, Am Entisch sigen in sedr

nachlässiger Stellung, siimnitlich rauchend,! Robert Menaersen (ungefähr achtnuddreigig Jahre, elegant,
hübsch, leichtfertig, in samnietnem Reitjacket.) Baron «indftädt, «ras »uddbttg. Von Rordn swle
imgefähr in Wengersen'S Alter; sämmtlich in eleganten Reitanziigen), Beim Aufgehen des Vorhanges lebhafteste, noch ein Weilchen andauernde Unterhaltung, unterbrochen von lautem übermüthigem Lachen.!
Mranz <an, Büffet beschäftigt).
Mengersen ttachend): Buddbeig, Sie sind doch ein ganz verfluchter Kerl!
Buddberg (fortfahrend): .... Und richtig, lvie's der Dcubel so manchmal will,
der Mann, dieses Nhiuoceros, besitzt die grandiose Unverschämtheit, eine Stunde zu früh
nach Hause zu kommen . . .

Lindstädt (auf Franz: Pst! Atiention!
Mengersen: Ach was! Der ist so abgerichtet! Franz!
Franz: Gnädiger Herr?
Mengersen: Ohren zu! Verstanden?
Franz: Befehl, gnädiger Herr!
Mengersen: Also weiter mit Ihrer Geschichte!
Buddberg: . . . Tie einzige Thüre, durch die ich hätte entkommen können, von
außen verriegelt. Tie kleine, reizende Krabbe fällt natürlich in Ohnmacht; mir bleibt nur
eine Rettung . . .
Mengersen: Durch's Fenster?
Buddberg: Keine Idee! In den Kleiderschrank! (Lautcs Gelächter,,
Lindstädt (bor Vergnügen mit beide» Fäusten auf den Tisch schlagend): In den Kleiderschrank! Hat man so Etwas erlebt!
Norder (etwas angesäuselt und häufig schlucksend): Wie lange . . . hup . , . haben Sie
Unglücks . . . hup . . . mensch denn dadrin gesteckt?
Buddberg: Geschlagene anderlhalb Stunden!
Mengersen csich vor Lachen schüttelnd): Tonnerwetter!
Franz (mit Geschirr Mitte hinaus; beim Oeffnen der Mittelthür sieht man in den Borflur mit
Kleider- und Schirmsländern.)
Lindstädt: Angenehme Lage!
Buddberg: Nee, von „Lage" war absolut keine Rede! Gestanden habe ich
zwischen 'nem Bündel seidener Unterröcke und was das Scheußlichste war, das Zeug war
Illles mit Kampfer eingemottet. Trei Tage lang habe ich den Gestank nicht aus der
Nase bekommen. «Allgemeine» lautes rohe» Gelächter! man stößt an,) „Sollst leben, altes
Haus!" ?c.
Mengerscn 'den eben einnickenden Norder ein bischen rüttelnd): Na, Kleiner! Keinen
Steilabfall! Ein Glas von meinem alten Tokoyer wird Dir wieder ans die Pedale helfen!
Norder: Tokayer? . . . hup . . . famoser Magmschlnfz!
Mengersen (klingelnd): Was fällt Tir denn ein! Sind ja gerade im besten Zuge!
jetzt kneipen wir uns hicr 'mal ordentlich sest. (Nochmals hcfriger klingelnd, ,„m eintretenden
Franz.) Na, Kameel, wo bleibst Tu denn? Drei Flaschen von dem zweiundzwanzigcr
Tokauer! (Ihm den Schlüsselbund zuwerfend,, Wenn Du in den Keller reinkommst, gleich
links auf dem zweiten Regal.
Franz: Weiß schon, gnädiger Herr! (»b,)
Lindstädt: Hahaha! Daß der Kerl in Deinem Weinkeller orientirt ist, das sieht
man ihm ja an der Nase an! Taß doch die verbotenen Früchte solchen Leuten immer
am besten schmecken!
Mengersen (flögt Norder lachend in die Seite): Uns auch, was, mein Junge?
Norder: Man muß die . . . hup . . . Feste feiern . . .
Mengersen (einfallend):... wenn sie auch nicht fallen! Ja, weiß es der Himmel,
Kinder, das war bei mir von jeher 'ne eigenthümliche Geschichte! Ein erlaubtes Vergnügen . . . darum scheere ich mich den Teufel! (Franz bringt die drei ganz bestaubten Flaschen
entkorkt sie und stellt sie mit den Gläsern auf den Tisch, er nimmt wieder einige Schüsseln und Teller mit
und dann Mitte ab,) So war ich schon als Dreikäsehoch! Ich weiß, noch, (während er einschSnkt) uns Beugels war vom Alten erlaubt, uns jeden Abend im Obstgarten 'neu
Pfirsich zu pflücken! Aber nur von einem ganz bestimmten Baume. Der hätte die
reifsten! Mein Bruder — Gott Hab' ihn selig! — ein Monstrum von Artigkeit, parirt
auf's Wort. Mich reizte das gar nicht. Daneben stand noch ein Baum. Der war verboten. Die Früchte wären noch nicht reif. Auf die war ich aber gerade versessen. Da
habe ich mir denn so lange die Hosen zerrissen und die Hände zerschunden, bis ich jeden
Abend eins von den verbotenen Dingern beim Wickel und im Maule hatte!

Lindstädt: Schmeckten die nun besser als die anderen?
Mengersen: Natürlich! Waren doch verboten! Und so habe ich's auch mein
ganzes Leben gehalten! Ich warte nicht, bis mir die Frucht in den Schoß fällt . . .
liibermiithig und sicher) ich hole sie mir 'runter!
Buddberg: Ganz wie bei den Weibern! . . . reguläre Sachen habe ich auch nie
geliebt!
Lindstadt: Verlobung bei Mondschein, Standesamt, Kindstaufc . . . das Vergnügen überlasse ich auch gerne Anderen!
Buddberg: ... aber so Schwierigkeiten überwinden .. . (schnalzend) und dann hui!
Das muß man verstehen!
Norder (sehr laut): Hup!
Mengersen: Halt's Maul!
Buddberg: Mengersen, ich glaub", Sie haben auch kolossales Glück bei den
Weibern! Ein hübscher Kerl sind Sie, das muß Ihnen der Neid lassen, Sie lassen sich
keine Mühe verdrießen, solch' Vögelchen auf den Leim zu locken, und vor Allem: Sie

haben so die richtige Manier, den Dingern die Köpfe zu verdrehen!
Lindstädt: Kannst Du uns nicht 'mal Dein Recept verrathen?
Mengersen: Warum nicht? Man nimmt einen TheeliM Sentimentalität, zwei
große Eßlöffel Frechheit, knetet den Teig mit Schmeicheleien und Seufzern, das Ganze
rührt man mit Ausdauer und Beharrlichkeit um . . . die Sveise ist — je nach der Beschaffenheit des Teiges — gewöhnlich in vier bis acht Wochen gar! (Uebermuthig.) Smollis,
Buddberg, die Siezerei zwischen uns ist ja zu damlich! (Er trinkt mit Buddberg Bruderschaft-,
man stöbt an und trinkt: Pause; der Tokoyer wird mit großer Sachkenntnis! geprüft,)
Lindstädt <°en Wein kauend): Edler Tropfen!
Mengersen: Noch von meinem seligen Großvater her! (Nach einem großen Bilde
zeigend,) Verflucht strenges Gesicht ... der alte Herr . . . was? <3» Norder,) Schafskopf! Sieht der Kerl immer den Hengst an, statt meinen Großvater! (Man lacht,) Könnt
Ihr Euch vorstellen, Kinder, daß der an diesem Tisch hier alle Nachmittag mit dem
Pfarrer und dein Landarzt Tomino, die Partie um 'um Groschen gespielt hat? Ja, da
sah's noch anders aus auf Mengersfeldc! . . . Und dann haben die Herren Pfeife geraucht und Kaffee getrunken!
Buddberg (entsetz,): Gott soll Einen bewahren! Kaffee!
Lindstädt: Ein Glück! Sonst hätten wir von dem Tokayer Nichts mehr zu
sehen bekommen!
Norder (bezecht): Dein seliger . . . hup . . . Großvater soll leben: hoch!
(Alle schreien hoch!)
Mengersen (aufspringendm,d schreiend): Und alle Raceweibcr!
Buddberg (ebenso): Nee! nur die jungen!
Lindstädt (ebenso): lind alle Racepftrde! möchte ich bitten! l«r geht zum geöffneten
Pianino,)
Norder (»ersucht auszustehen, sinkt aber wieder zurück): Tusch! . . . hup . . . Tusch!
Lindstädt (beginnt stehend einen Marsch zu pauke»)
Mengersen: Bravo! bravo! Daß endlich 'mal Leben in die Bude kommt!
(Während Lindstadl paukt. Norder falsch „Ach ich Hab' sie ja nur" zu singen beginnt, und Mengersen sich
laut lachend mit Buddberg u„terlMt, tritt von links)
Elisabeth Traun (ein, 21 Jahr, sehr hübsch, in ihrem Wesen ernst und streng, schwank!
Kleid, Meiner Kragen und Manchetten; sie bleibt in der Thüre stehe,,.)
Mengersen (den Scandal überschreiend): Was wollen Sie denn? (Will sie vorstellen,!
Fräulein . . . (nach dem Namen suchend): na also . . . Elisabeth . . . clso, was
giebt's denn?
Elisabeth: Die gnädige Frau laßt Vitien, nicht so laut zu spielen . .. man hört
es über den ganzen Korridor! (Will gehen,)

Mengersen «ärgerlich,: Natürlich! ... Ist gut . . . ist gut! (Rust sie zurück.,
Elisabeth! . . . Glas Sect mittrinken?
Elisabeth (ihn Kit ansehend): Danke! (Links ab,,
Mengersen (lacht rur, auf,: Na denn nicht!
Lindstadt cmit Wmocle Ihr nachstarrend,: Donnerwetter, wer war denn das?
Mengersen: Kennst Du nicht? (nebensächlich, KrankenpsKgerin bei meiner Tochter I
Norder (lallend,: Sacrament ... hat die ... hup .. . Paar Augen!
Buddberg cfridorz: Ist das am Ende eine barmherzige Schwester, Mengersen?
Mengersen (beinahe ärgerlich,: Ach, Du bist «errückt! Die müßt Ihr doch kennen!
Die Tochter von dem früheren alten Verwalter!
Buddberg: Der bei Euch das Gimdenbrot ah? Ja, ja, ich entsinne mich des alten
Brummbären. Der erzählte Einem zum hundertsten Male immer mit derselben Empörung
immer dieselbe (beschichte, wie er für einen Kameraden gutgesagt hatte und dann als
Major seinen Abschied nehmen mutzte!
Lindstädt: Das ist die kleire Kröte mit den blonden Zöpfen? Potzbrctt, hat die
sich aber 'rausgemacht!
Buddberg (lachend und Mengersen zudrohend,: Und die hält der Schlauberger hier in
seinem Burgverlies; gefangen!
Mengersen (ärgerlich,: Laß doch den Blödsinn, Buddberg, ist eine sehr anständige
Person! ... Als der alte Traun starb, da war große Roth! Sein Nachlaß bestand
rämlich aus dem eisernen Kreuz und sechs paar weißen Handschuhen, übrigens frisch gewaschen! Da die Wittwe mit drei Kindern davon nicht gerade glänzend leben konnte, hat
meine Frau, oder richtiger habe ich aus Mitleid das Mävchcn in's Haus genommen, und
nun pflegt sie das Kind!
Lindstädt: Apropos, wie geht'S denn da?
Mengersen (ärgerlichumhergehend): So so lala! Seit drei Jahren immer dieselbe
Leier! Na ja, ich gebe ja zu, das Kind ist nicht ganz gesund. . . ist jetzt znölf Jahre
. . . blutarm... so die Mauserung! Aber ich kann doch um Gotteswillen daran Nichts
ändern! . . . Kann doch wahrhaftig nicht mehr thun, als Aerzte und Apotheker reich
machen . . . Aber meine Frau! ... hat sich da von paar Quacksalbern einreden lassen,
mit dem Herzen des Kindes sei'S nicht in Ordnung! ... und dieses Gestöhne den ganzen
Tag mitanzuhören! ... ah, man kann mir's wirklich nicht verdenken, wenn ich mich
überall wohler fühle, als zu Hause! . . . (abbrechend, Na, reden wir von 'was
Amüsanterem! (aus den Tisch schlagend, Kinder, wollen wir ein kleines Im machen?
Buddberg: Zn dritt? (auf Norde« denn Ter ist ja doch nicht mehr mitzurechnen.
Ist ja langweilig, wenn wir uns immer gegenseitig das Geld abnehmen.
Mengersen flacht,: Gegenseitig? Nee, Ihr habt mir's immer abgenommen!
Macke ich 'ncn anderen Borsck'log! Reiten wir in die Stadt! . . . Heute ist
Pferdemarkt.
Norder (ganz benebelt singend,: „auf die Schulter geküßt"?

Mengersen: Ja, ja, Du hast sie auf nie Schulter geküßt, das wissen wir ja
schon!... Im Herrenzimmer vom „goldenen Löwen" treffen wir jedenfalls paar kräftige
Männer! Kressenthin und den kleinen Dondorf . . .
Lindstädt: Ter hat ja seinen Alten erst gestern begraben!
Mengersen: Dann legen vir ihm ein Trauerbänkchm auf. »vant! Und
kiibermüthiz sein Glas erhebend, zum letzten Male Prosit! (Sie stoben an, nur Norder. der eingenickt ist, bleibt sigen, die Anderen in lauter Unterhallung. auS der mau «schwere Sitzung", „die frische
Luft wird gut thun" und Aehnliche» hört, gehen durch die Mittelthür nach dem Corridor, nehmen dort
Hüte und Reitpeitschen und kehren doun In fortdauernder Unterhaltung zurück; während Buddberg dem noch
sitzenden Norder dm Hut auffegt, tritt von links)
Fr. Henriette Mengersen (ein, ungefähr Z2 Jahr, vornehme Erscheinung,.
(Die Herren nehmen mit Ausnahme von Mengersen die Hüte vom Kopf, «uddberg hilft Norder aufstehen
und bAt ihn; Buddberg und LirdstSdt gewinnen Haltung und grüßen Fron Mengersen tadellos chedaleresk^

Mengerscn (auf sie zutretend mit leichtfertiger Liebenswürdigkeit): Na, mein süßH
Kind. . .
Lindsiädt: Gnädige wolleil musikalisches Intermezzo entschuldigen . . . waren
etwas zu übermüthig . . .
Fr. Mcngersen (welche den Grujj der Herren kühl erwidert hat, kalt)! Du willst die
Herren begleiten?
Mengersen: Habe sehr Wichtiges in der Stadt zu thun ... auf dm WiUick
ist ja doch kein Verlaß . . . groszer Abschluß in Getreide . . . nicht wahr, Buddberg?
Buddberg: Allerdings . . . Deine Anwesenheit unerläßlich notwendig!
Fr. Mengersen (leise zu Mengersen): Ich ettvarte Geheimrath Pfeiffer zu einer Consultation mit Professor Ostermann . . .
Mengersen <wShrend die Herren sich in leiser Unterhaltung nach hinten begeben, ungeduldig
mit der R itgerte auf die Stiefel schlagend): Und was soll ich dabei? Tu weißt ja, wie furchtbar mir diese Seelen« Halen sind!
Norder com Arme Buddbergs,: „Ach ich Hab' sie" —
Bnddberg <">!«: Halt's Maul!
Fr. Mengersen «eis,): Bleibe wenigstens des Scheines willen!
Mengersen «ärgerlich mit dem Fuße stampfend, er dreht sich nach den Herren um. mit gl'
zwungener Li'benswiirdigkei,,: Kinder, ich kann Euch nur 'ne kleine Strecke begleiten . ..
Gatten- und Vaterpflichten gehen natürlich voraus . . . (Indem er mit dm Herren, die >K
nochmals vor Iran Mengersen verbeugen, HIncusg'ht,, Adieu, Mein süßes Kind, bin lab
wieder da!
Fr. Mengersen lbleibi einen Augenblick allein; man Hort im Vorflur verhallend Norders ,sv'
die Schulter gekttkr": sie überfliegt das wüste Gelage und schaudert in sich zusammen),
Franz (durch die Mitte),
Fr. Mengersen: Oeffnen Sie das ^Fenster! (geschieht) damit reine Luft in das
Zimmer kommt. Und decken Sie schnell mit Luisen ab!
Franz: Gnädige Frau, Herr Toctor Thilenius wartet im Gartensaal.
: Fr. Mengersen (angenehm überrascht,: Ich lasse bitten.
(Nach einer Pause öffnet Franz dem eintretenden Doctor Thilenius die Mittelthnre: während der folgenden
Scene decken Franz und die von der Mitte kommende Luise satte Person von zuverlässigem AeiiszernZ schnell
Tisch und Büffet ab).
Fr. Mengersen (Thilenius entgegen): Welche Ueberraschimg, Wer Freund! ich hatte
die Hoffnung scheu aufgegeben, Sie heute hier zu sehen!
vi-, Ernst Thilenius (Mitte der Vierzig, jovial, herzlich. Actenmapve,: Weil ich nicht
geschrieben labe? weil ich meine Ankunft nicht erst feierlich angezeigt habe? (Während n
Mantel ablegt und Handsckuhe auszieht,. Ja, liebste Iran, Sie können von mir verlangen,
was Sie wollen; sagen Sie zu mir: „Thilenius, entdecken Sie gefälligst den Nordpol/
ich thn's! „Thilenius, engagircu Sie mir eine Köchin," ich thn's, namentlich, wenn sie
gut kocht! Nur verlange» Sic keine Briefe! Also kurz und gut; da bin ich! Bon
meiner Frau natürlich die allcrherzlichsten Grüße, und sie schickt Ihnen dieS: (ihr eine New
Holzschachtel gebend) die ersten Erdbeeren ans unserem Garten.
Fr. Mengcrsen: Tausend Tank! Aber es hätte mir noch mehr Freude gemocht,
wenn Zhre Frau es selbst gebracht hätte!
Thilenius (sich eine (Zigarre onslkckeud,: In, ja, schimpfen Sie Mir, aber dämm rauche
ich doch! Wahrhaftig, liebe Freundin, meine Frau wäre gerne mitgekommen, (sie setzen sich geg»«
über) aber ein zwingender Grund hält sie ob. Sie war nämlich so freundlich, mich vor
vier Tagen mit einen, Jnngen zu beschenken. Ich sage es mit berechtigtem Stolz: ein
Prachtexemplar! Tick, rosig, gesund, vergnügt, bildschön, ein Riesendurst, kurz, ganz Kr
Vater! Und schreien kann er: himmlisch! Ein hohes C hat der Bcngel: der geborene
Heldentcnor! Nun können Sie sich das Halloh im Hause denken. Die anderen Rangen
stehen den ganzen Tag um das Bettchen und spielen mit ihm. „Pape, jetzt hat er ge»

lacht!" „Papa, jetzt hat er Leibschmerzen". Tos (Michze sollte» Sie 'mal hören,
ohr zerreißend, aber köstlich!
Fr. Mengerscn: Das wievielte ist eS denn?
Thilenius: Mit Verlaub: Nummero 7. Wollen Sie ihn sehen? (ihr ein Bildchen
zeigend). Zwar nur eine Amateurphotographie, bei miserablem Licht gemacht, der junge
Mann hat sich gerade im entscheidenden Augenblicke umgedreht, aber süß ist er doch! Ja,
dies: Nummer sieben hat mir zwar einen vorwurfsvollen Blick meiner sonst vortrefflichen
Schwiegermutter eingetragen, aber, mein Gott! wir haben Frende an Kindern, sie sind
alle gesund, ich habe ein glänzendes Einkommen, meine Frau wehret den Mädchen, ich

haue die Knaben, eS ist Alles in schönster Ordnung!
(Franz und Luise haben abgedeckt, Mitte ab,>
Fr. Mengersen iihm die Hand reichend, wehmiühig): Sie Glücklicher!
Thilenius kernst,: Verzeihung, daß ich nur von mir sprach und meinem Glück!'
(Nach kurzer Pause). Wie geht es Ihrem Kinde?
Fr. Mengersen: Ich hatte schon alle Hoffnung aufgegeben . . .
Thilenius (warm protestirend): O, Sie sehen zu schwarz!
Fr. Mengersen: Aber in der letzten Zeit cithmet sie leichter und ist viel heiterer.
Wenigstens wieder ein Hoffnungsschimmer. Die Veränderung war so auffallend, daß ich
Geheimrath Pfeiffer auZ Heidelberg habe herbitten lassen . . . vielleicht, daß ein südliches
Klinia ... die Aerzte werden in wenigen Minuten hier sein.
Thilenius: Da werden Sie sich schon noch gedulden müssen. Wie ich soeben
auf dem Bahnhof hörte, hat der Schnellzug, um seinein Namen Ehre zu machen,
Stunden Verspätung.
l Fr. Mengersen: Tann können wir ja noch ein wenig plaudern.
Thilenius (nach kurzer Pause): Verlieren Sie nur nicht den Muth, Frau
Mengersen!
Fr. Mengersen: Ach, lieber Freund, den habe ich längst verloren. Daß man
all' dem Unglück so machtlos gegenübersteht, daß man eS nicht aufhalten kauu, trotz all'
der Pflege!
Thilenius: Ja, man sieht Ihnen die schlaflosen Nächte an!
Fr. Mengcrsen: Ich hätte es ja nicht durchmachen können, hätte ich nicht in
Fräulein Traun eine so seltene Stütze gefunden. Mein lieber Thilenius, es thut wohl,
einen solchen Menschen kennen zu lernen. Immer dieselbe Pflichttreue und Herzensgute!
Thilenius: Sie war, wenn ich mich recht entsinne, schon früher in Ihrem Hause
beschäftigt?
Fr. Mengersen: Das nicht. Aber als Tochter des Verwalters kam sie ab und
zu in's Haus. Ich war vor drei Jahren lange Zeit mit meiner H.'dwig in Reichenhall . ..
Thilenius: Damals lernten Sie ja meine Frau kennen . . .
Fr. Mengersen: Da kam der erste Anfall. Ich eilte zurück. Es war im Hocksommer. Tie Dienstboten beurlaubt. Nur mein Mann zu Hause und die alte Köchin.
Eine Pflegerin, wie die Aerzte wünschten, war im Augenblick nicht zn beschaffen. Da
machte mich die Köchin auf Elisabeth Traun aufmerksam. Sie sei in meiner Abwesenheit
oft hier gewesen und habe sich im Hauswesen nützlich gemacht. Sie sei so anstellig, ich
sollte eS doch einmal mit ihr versuchen. Das Mädchen war selig, al>? ich ihm den Vorschlag machte. Sic drängte sich förmlich zur Pfleg», sie war allen Launen der Kranken
gegenüber so geduldig, so ergeben . . . dabei so hübsch, von so feinem Tact und wahrer
Herzensbildung . . . man kann ihr so unbedingtes Vertrauen schenken . . . und ich muß
das Alles um so höher anschlage», als sie ihrem Eharaktcr nach eigentlich herb nnd verschlossen ist . . . denn nur gegen das Kind und mich ist sie voll Herzlichkeit ... in all'
dem Unglück war es ein Glück, daß ich sie fand. Und so ist aus Fräulein Traun, auf
das kein Mensch im Hause achtete, die wichtigste Person geworden.

Thilenius: Die Kranke verträgt sich also gut mit ihr?
Fr. Mengerscn: Fräulein Traun ist nicht mehr Hedwigs Pflegerin, sie ist ihre
beste, ihre einzige Freundin geworden. Ich werde oft recht eifersüchtig. Denn das Kind
hat seine ganze Liebe dem Mädchen zugewendet. Ich gelte nicht mehr viel bei ihr. Eigensinnig, wie alle Kranken schließlich werden, klammert sie sich an Elisabeth Traun. Nur sie
ist im Stande, sie zu bemhigen, das Essen schmeckt ihr nur, wenn sie es ihr bringt, sie
plaudert und lacht sie in den Schlaf. Wir haben abwechselnd die Nachtwache. Ich musz
es thu», um deni Mädchen auch Ruhe und Schlaf zu gönnen. Aber in diesen Nächten,
in denen ich allein bei dem Kinde bin und auf jeden Athcmzug lausche, höre ich, wie sie
selbst im Traume nur von Elisabeth spricht,
Thilenius: Das ist mehr als Eigensinn, daS ist Dankbarkeit!
Fr. Mengersen: Ich will Fräulein Traun wahrhaftig keinen Vorwurf machen.
Sie hat sich nicht mit Berechnung in des KindeS Herz geschmeichelt, sondern mit wahrer
Liebe. Manchmal, lieber Freund, thut's weh, sich so zurückgesetzt zu sehen, ober ich sehe
über Alles hinweg, denn ich weiß, eS ist zum Besten meines armen Kindes.
Thilenius: Danken Sie dem lieben Gott, daß Sie das Mädchen gefunden haben,
und halten Sie sie fest!
Fr. Mengersen: Wen» es in meiner Macht liegt, gewiß. Aber ich fürchte .. .
Thilenius (einrollend): Ach! Wohl 'ne Herzensgeschichte? Das ist ja immer
das Nächstliegende!
Fr. Mengerscn: Ich glaube sicher zu sein, daß unser Verwalter das Mädchen liebt.
Thilenius: Der Tausend! Mein guter Willich!
Fr. Mengersen: Ob Fräulein Traun eine Ahnung von dieser Neigung hat, ob
sie sie erwidert, das weiß ich nicht.
Thilenius: Er ist ein ordentlicher, braver Mensch?
Fr. Mengersen: Gewiß. Ich glaube, daß es ohne seine Energie und Sparsamkeit um Mengcrsfelde schlecht bestellt wäre! . . . Aber trotzdem würde ich ihn gern seine
Stellung verlassen sehen . . . dann wäre ich die quälende Sorge um Elisabeth los.
Thilenius: Soll ich 'mal ein Bischen bei ihm auf den Busch klopfen?
Fr. Mengersen: Er ist zum Pferdemarkt unten und wird wohl erst Nachmittags
heimkommen. Er ließ mich fragen, ob ich ihn dann vielleicht empfangen will.
Thilenius: (lachend): Ig, das will ich meinen, daß der Ihr Interesse wahrt.
Ich hörte ihn da zufällig mit ein paar Pferdcjuden verhandeln: ein famoser Kerl, der

kann ja entzückend grob werden! (Sr steht auf und holt seine Actcnmappe; er entnimmt ibr einen
Act,) Ich habe Ihnen auch hier die Schenkungsurkunde für Fräulein Traun mitgebracht,
wie Sie es wünschten ... Da Sie ja außer Gütergemeinschaft lebe», kann Ihnen
Niemand das Recht nehmen, über Ihr Vermögen oder wenigstens einen Theil nach Belieben zu verfügen.
Fr. Mengersen: Ich will die Zukunft des Mädchens sicherstellen nnd sie vor
allen Sorgen und Gefahren schützen.
Thilenius <,,mhergchcnd>: Das haben Sie mit den dreißigtansend Mark, die Sie
ihr heute schenkten, reichlich gethan.
Fr. Mengersen: Ich legte Werth darauf, die Urkunde grade heute zu erhalten.
Es ist Elisabeths Geburtstag.
Thilenius: Das erstaunte Gesicht, die Seligkeit möchte ich sehen. Slber (lachend)
liebste Freundin, ivas Sie mir da weiter geschrieben haben: Sie wollten auch Ihren letzten
Willen aufsetzen , . . da habe ich wirklich lachen müssen. Sie mit Ihren zwei- oder
dreiunddreihig Lenzen? Na, darüber reden wir 'mal so in zwanzig, dreißig Jährchen.
Fr. Mengersen: Nein, reden wir jetzt davon. Ich will mein ganzes Vermögen
einer wohlthäiigen Stiftung vermachen.
Thilenius: Haben Sie sich schon einen Plan gemacht?

Fr. Mengcrsen: Ich möchte gern ein Haus bauen oder vielleicht erwerben,
welches armen verwaisten Kindern Schutz bietet.
Fr. Mengcrsen: J:l> denke mir das wundervoll, sich sagen zu tonnen: „Da
hast Tu so und so viele Kinder vor den, sicheren Untergang bewahrt," So kann ich
wenigstens einmal mit dem beruhigenden Bewußtsein sterben, meine Pflicht gethan zu
Imben!
Thileuius (nach knr,er Piuse zögern,,: Und . . . Ihr Mann, Frau Mengersen?
Mauben Sie nicht, das; er Ihnen noch einmal mehr werden kann? (Piuse,, Glauben
Sie nicht, das; eine große Freude oder . . . ein großer Schmerz Sie wieder zusammenführen kann?
Fr. Mengersen <iiih aufstehe,,»: Sie halten ihn noch einer solchen Empfindung
sähig? Tie Krankheit seines Kindes, das ganze Unglück ist ihm nur eine langweilige
Last . . . (empört) aber nehmen Sie ihm die Pserde, die Karten, die . , . Weiber
... ah, das konnte ihm noch großen Schmerz bereiten!
Thilenins (leise): Und Sie haben ihn doch einmal geliebt!
Fr. Mengersen: Geliebt? TaS achtzehnjährige dumme Ding? Das lMe sich
in den glänzenden, hübschen, lustigen Mann zwischen einem Walzer und einem Cotillon
verliebt! Aber es dauerte wahrhastig nicht lange, bis ich ans meinem Traum gerissen
wurde. Wundern Sie sich nicht, ThileninS, daß ich so offenherzig zn Ihnen spreche, aber
es in mir eine Wohlthat, ein Mal in diesen vierzehn Jahren mein löerz erleichtern zu
können! Diese vierzehn Jahre . . . mich schaudert, wenn ich an alle die Demüthigungen
denke, und (voll Zor») ich begreife nicht, daß ich sie ertragen konnte!^
Thilcnius. Ich kenne Ihren Minn. Frau Mengersen, ich halte ihn sür leichtfinnig, vielleicht auch ein bischen roh; aber ich glaube nicht, daß er schlecht ist!
Fr. Mengersen (ergrimmt): O ja, das Bild oberflächlich betrachtet ist ja heute
noch glänzend genug'; aber die Sprünge und Nisse ... die sehe nur ich! Er ist ja
heute noch .der schöne Mengersen", der liebenswürdige Gesellschafter, der keinen Spaß
verdirbt, der mit seinen Kumpanen die Tage verspielt und die Nächte vergeudet mit . . .
(Leise.) Ich weiß es ja, daß er seine Sommerreisen alljährlich nicht allein macht, daß
er . . . (Wegwerfend,) Mag er doch! Ich wundere mich nur, daß er noch nicht eine
dieser Damen . . . hierher gebracht hat! Ich habe Alles ertragen, meinem Kinde zu
Liebe! Aber ich weiß es genau: eines Tages wird er auch sein HeiuS nicht mehr achten
und (voll.Grimm) wenn der Sehmntz bis hierher, (überwallend) dann ist's zn Ende,
nehmen Sie mein Wort, lieber Freund, dann mache ich mich frei! (Sie macht erregt
einen Gang durchs Zimmer,)
Thilcnius: So weit wird er es hoffentlich nicht kommen lassen! (Will seine«
Mantel anziehen).
Fr. Mengersen: Sie wollen gehen? W? haben Sie denn J,r Gepäck? W?
wohnen Sie denn?
ThileniuS: Vorlänfiz im Hcmsflnr des „goldenen Löwen".
Fr. Mengersen (km,M,: Sie fiine^l hier ein behagliches Fremdenzimmer. Tie
kleine Freude können Sie mir nach der langen Trennung wohl gönnen!
Thilenins: Wenn ih nicht störe! Denn, ehrlich gesagt, einen besonders verlockenden Eindruck macht das Hotel nicht auf mich. Heute ist da unten Pferdemarkt, der
ganze Gasthof iibersüllt von Renschen, die entiveder nach dem Stall oder nach Rothioein
oder nach ollem Beiden rochen, der Wirth patzig, die Kellner frech, der Hausknecht unverschämt: ein reizender Aufenthalt!
Fr. Mengersen: Wie lange bleiben Sie hier?
Thilcnius: Ich denke, bis morgen Abend.
Fr. Mengersen (zu Franz,: Lassen Sie daZ Gepäck vom Herrn Toctor aus dem
Hotel holen.

Franz: Welche Mmmer haben der Herr Doctor?
Thilenius: Nummer? Habe ich gar keine. Das Sicherste ist, Sie sagen dem
Hausknecht: Sie wollen das Gepäck von dem Herrn haben, der ihn einen kolossalen Esel
genannt hat. Dann weiß er schon.
Fr. Mengersen: Und sagen Sie auch Fräulein Traun, ich liehe sie einen Augenblick hierher bitten, natürlich nur, wenn meine Tochter schläft.
Franz >die rechte Thür öffnend): Darf ich dem Herrn Doctor das Zimmer zeigen?
Thilenius: Mit Vergnügen, verehrungswürdiger Zeitgenosse!

Franz Mn» °Y.
Thilenius (in der bereits geöffneten Thür stehenbleibend!: Eigentlich liebe Freundin,
beneide ich Sie um diesen Augenblick. Possen Sic inal auf, das Mädchen fällt Ihnen
um den Hals, wenn Sie ihr die Urkunde geben. Das würde ich auch unzweifelhaft thun,
wenn mir Einer 30 000 Mark schenkt. Ja, ja, wohlthun! das ist doch die
reinste Freude!
Fr. Mengersen: Sie können hierbleiben. Sie sind dem Mädchen kein Fremder
mehr. Ich habe ihr viel von Ihnen erzählt und daß Sie mir seit Jahren mit Rath und
That zur Seite gestanden sind als treuer Freund!
Thilenius (ihre Hand küssend,: Ter königliche Notar Doctor Ernst Ewald
Thilenius, Sprechstunde von 4—6, dankt verbindlichst für freundliche Nachrede.
Elisabeth (°°n links,: Gnädige Frau haben mich rufen lassen?
Fr. Mengcrsen: Ja, Elisabeth, sitzen Sie sich zu mir. Ich möchte Ihnen
Etwas sagen. Dieser Herr ist . . . ermthen Sie es nicht?
Elisabeth (st>ht Thilenius an): Der Beschreibung nach kann es nur Herr Doctor
Thilenius sein.
Thilenius <ihr die Hand reichend): Stimmt! Ist ei! (Lustig,) Im Vertrauen,
Fräulein, wie hat mich denn Frau Meugersen geschildert, alt und häßlich und
kratzbürstig?
'Elisabeth (treuherzig): Nein, hübsch, und gut und treu.
Thilenius 'ihr liebenswürdig zunickend): Sie sind mein Mann! Wir Beide werden
noch gute Freunde werden! (Während Elisabeth sich Fr, Mengersen gegenübersegt. geht er mit).
Ist das 'ne reizende Person! (aus die andere Seite.)
Fr. Mengersen: Elisabeth, Sie weiden heute 21 Jahre, nicht wahr?
Elisabeth: Jawohl, gnädige Frau!
Thilenius (ihr zunickend): Ich gratulire Ihnen nachher noch ausführlicher!
Fr. Mengcrsen: Es war schon lange mein Wunsch, Ihm» eine kleine Freude
zu machen. Sie wissen, Elisabeth, (ihre Hand ergreifend) wie dankbar ich Ihnen bin für
alle die Liebe, die Sie meinem Kind erwiesen haben . . .
Elisabeth (verlegen): Aber . . . Frau Mcngerscn. . .
Fr. Meugersen: Tie wissen auch, ich mache keine Phrasen. All' die qualvollen
Stunden, die Ivir miteinander verlebt haben ... alle die schlaflosen Nächte ... die haben
uns näher, vicl näher gebracht, als cS sollst wohl je möglich gewesen köre. Ich will
Ihnen keine Lobrede halten . . .
Thilenius (der lang'am nach links geht, warm,: Thun Sie's nur, Frau Mengcrsen,
das freut Jeden.
Fr. Mengersen: ... aber ich will Ihnen ganz ehrlich sagen, daß ich Sie sehr,
sehr lieb geuonncn habe, und so wird es auch bleiben für alle Zeit.
Elisabeth (starrt vor sich hin.)
Fr. Mengcrsen (die Urkunde entfaltend und sie vor Elisabeth hinlegend): Ich habe bei
.Herrn Tcctor Thilenius aus meinem Vermögen eine Summe dponirt, welche Ihnen gehören,
soll. Ich weiß, Sie sind anspruchslos. Tie Zinsen werden genügen, um Ihnen eine bescheidene
aber sichere Zukunft zu gebe,,. (Sie faltet das «lat, zusammen,. Nehmen Sie es, und bitte, dankeil

Mengersfeldr.
Sie mir nicht mit großen Worten . . es ist das ja auch nicht Ihre Art, eS ist wirklich überflüssig. Ich weiß, ich thue recht daran, nun geben Sie mir die Hand, mein
Kind, und bleiben Sie mir treu!
Elisabeth Isteht auf, nach kurzer Pause, bewegt): Ich danke Ihnen, Frau
Mengersen, für Ihre Güte, (indem sie das Blatt auf den Tisch hinlegt) aber ich nehme Ihr Geschenk nicht an.
Fr. Mengersen (aufstehend): Wie?
Thilenius (leise zu Fr. Mengersen,: Aha, ganz so stolz, wie sie aussieht!
Fr. Mengersen: Ich glaube, Sie sind zu unerfahren nnd wissen nicht, was Sie
da zurückweisen.
Elisabeth: Ich weiß es ganz genau.
Fr. Mengersen: Sie haben eine alte Mutter zu versorgen . . . und zwei unmündige Geschwister.
Elisabeth (immer ganz einfach): Tie werde ich selbst ernähren. Das habe ich auch
bisher gethan.
Fr Mengersen (fleht kopsschüttelnd Thilenius an, der mährend der ganzen Scene Slilabeth
aufmerksam beokachtet): Wollen Sie mich denn beleidigen mit dieser Zurückweisung?
Elisabeth <»oll Wärme,: Gewiß nicht, gnädige Frau! ich Sie beleidigen!
cgan, einfach, Aber ich frage Sie, was habe ich denn Großes gethan? Ich bin hier
Krankenpflegerin gewesen. Dafür haben Sie mich bezahlt, so reichlich bezahlt, daß ich mir
ein hübsches Stück Geld zurücklegen konnte.
Fr. Mengersen: Elisabeth, Sie mißverstehen mich vielleicht ... ich halte cS
kaum für möglich, aber Sie glauben vielleicht, daß Sie mein Haus verlassen sollen, daß
ich Ihnen gleichsam ... wie soll ich sagen ... als Abfindungssumme . . .
Elisabeth (sie rasch anblickend,: Abfindungssumme?
Fr. Mengersen: Aber um Ihnen darüber jeden Zweifel zu nehmen: Sie sollen
bei mir bleiben, ich bitte Sie darum! Und ich miederhole es Ihnen hier, was ich soeben
Herrn Doctor Thilenius sagte: ich glaube, daß ich mein Kind längst veiloren hätte, wenn
Sie mir nicht so treu zur Seite gewesen wären. IPause. während welcher Elisabeth mit niedergeschlagenen Augen d°r sich Hinblick,,, Sie schweigen? Ich erwarte jetzt Geheimrath Pfeiffer.
Er soll mir sagen, ob nnd was ich noch zu hoffen habe. (Mit flehende» Händen.) Macheu
Sie mich doch nicht noch besorgter; denn Ihre Weigerung . . . Ihr Schweigen ... all
das . . . (sich zu Thilenius wendend) ach, lieber Freund, helfen Sie mir doch . . . vielleicht
gelingt es Ihrer Ueberredungskunst . . .
Franz (von links,: Gnädige Frau . . . Herr Professor Ostermann ist init den:
Geheimrath aus Heidelberg da . . . die Herren warten im Bibliothekzimincr.

Fr. Mengersen (in lebhafter Erregung,: Ich komme schon. (Sie drückt Thilenius mit
einem Blick auf Elisabeth die Hand und schnell links ab.)
Elisabeth (will ihr rasch folgen,.
Franz: Nein, Fraulein Traun; der Herr Professor hat gesagt: nur die gnädige
Frau möchte dabei sein, es würde sonst doch vielleicht zu viel für das junge Fräulein werden.
(Links ab; kurze Pause.)
Thilenius (sich ihr liebenswmdig nähernd,: Da wäre ich also ganz zufällig der
Träger ciner politischen Mission geworden. Min verehrtes Fräulein, ich bin, wie meine
freundlichen Mitbürger behaupten, zwar ein sehr guter Notar, aber zur Diplomatie eigne ich
mich entschieden weniger. Bitte, verargen Sie es mir also nicht, wenn ich Sie ohne alle
Winkelzüge frage: welche Gründe haben Sie denn, Frau Mengersen die Annahme dieser
doch recht stattlichen Summe zu verweigern?
Elisabeth (ganz einfach): Ich will nicht!
Thilenius: „Ich will nicht", mein Gott, das kann ja unter Umständen ein sehr
Plausibler Grund sein; aber bin ich unbescheiden, wenn ich Sie frage, warum Sie
nicht wollen?

Elisabeth (immer ganz schlicht): Ich will von Frau Mengersen kein Geschenk annehmen. Ich habe cs ja bereits gesagt: ich verdiene das nicht.
Thilenius (heiter): Ach, wer wird denn sein Licht so unter den Scheffel srellen!
Elisabeth: ES wäre mir ein drückendes Gesühl, denn (nach ein« Ausrede suGmd,
ich weiß nicht, ob Frau Mengersen in den Verhältnissen lebt, um ein solches Vermögen
fortzugeben. . .
Thilenius: Was das anbetrifft, Fräulein Traun, darüber kann ich Sic vollständig beruhigen. Ich kenne den Besitz der Dame aus Heller und Pfennig. Frau
Mengersen ist eine wohlhabende Frau. Sie hat eine große Mitgift gehabt. Die konnte
glücklicherweise nicht angetastet werden, und sie kann darüber frei schalten und walten. Für
die Zukunft des armen Kindes braucht sie ja leider nicht mehr zu sorgen. Sie hat also
das Recht, Ihnen diese 30««« Mark zu geben.
Elisabeth: Und ich habe das Recht, sie nicht anzunehmen. (Pause.)
Thilenius: Liebes Fräulein, ich will mich wahrhaftig nicht i» Ihre Prwawerhältmsse
mischen. Aber seien Sie doch vernünftig, ich hörte ja vorhin, daß Sic sich Ihr Brod
sauer genug verdienen und auch noch für Ihre Familie sorgen müssen. Unter solchen
Umstände», Fräulein Traun, weist man nicht ein derartiges Capital zurück. Und nehmen
Sie mir's nicht übcl, Sie sind höllisch unpraktisch! Wie lange wird'S dauern, so werden
Sie auch an's Heirathcn denken, und ein Mädchen mit einer so hübschen Mirgift kann ganz
andere Ansprüche machen!
Elisabeth: Ich werde nicht heirathcn!
Thilenius: O lala! So was sagt man, aber . . . man thut's nicht',
Elisabeth (bestimm,): Man thut es auch!
Thilenius (steht sie betroffen an, dam, macht er kopfschüttelnd einen Gang durch's Zimmer).
Elisabeth: Herr Doctor Thilenius, ich habe eine Bitte an Sie . . .
Thilenius (stehen bleibend): Bitte, verfügen Sie über mich!
Elisabeth (ganz ruhig): Ich bitte Sie: bereiten Sie Frau Mengersen darauf vor
ich will hier fort.
Thilenius (sich an einen Sluhl festhaltend, in grosser Erregung): Mein Gott . . .
Fräulein . . . wann . . . wann . . . wollen Sie denn gehen?
Elisabeth: Sobald als irgend möglich. Sobald Frau Mengersen einen Ersatz für mich gefunden haben wird.
Thilenius (in grober Lebhafliglei,): Ein Ersatz! Ein Ersatz! Sie wissen ja am
besten, daß cs in diesem verzweifelten Falle gar keinen Ersatz für Sie giebt, Sie wissen
ja, wie das kranke Kind Sie liebt und an Sie gewöhnt ist, Sie können sich vorstellen,
welche Gefahr für das Leben des armen Geschöpfes damit verbunden ist, wenn Sie plötzlich
gehen! Ick, frage Sie, sind Sic denn in den drei Jahren eine Stunde von der Scite des
Kindes gewichen?
Elisabeth: Ich war im Sommer zu Hause.
Thilenius: Wie lange?
Elisabeth: Ich hatte zwei Wochen Urlaub bekommen, aber Flau Mengersen
ließ mich bereits nach fünf Tagen zurückholen.
Thilenius: Warum?
Elisabeth: Sie fürchtete, daß die Trennung auf die Gesundheit des Kindes zu
ungünstig wirken würde.
Thilenius (Immer eindringlicher): Und dennoch wollen Sic gehen? Nach diesen
Erfahrungen? Das verstehe, wer's kann! . . . Aber Fränlein Traun, Sie wissen auch,
mit welcher Dankbarkeit Frau Mengersen an Ihnen hängt, mit der tiefen, innigen Dankbarkeit einer Mutter! Sagen Sie cs ihr selbst, ich kann es nicht!
Elisabeth: So verzeihen Sie, Herr Doctor! (Sie wonach,dem Erker,gehen.,
Thilenius (Ihr den Weg .verstellend): Sie haben es ja soeben selbst ans dem Munde
der unglücklichen Frau gehört, daß siie ohne Sie, ohne Ihre Pflege ihr Kind längst vcr–

loren hätte! Und in dieser Stunde, in der sie Aerzte über Leben und Tod des Kindes
und der Mutter — jawohl auch der Mutter — entscheiden ... in dieser Stunde wollen
Sie ihr auch noch dieses Leid zufügen, wollen Sie ihr auch noch die einzige Stütze rauben?
Ah, mein Fräulein, Frau Mengersen hat nicht genug rühmende Worte finden können für
Ihr Pflichtgefühl, für Ihre Herzeusgüte! Ist das Herzcnsgüte, ist das Pflichterfüllung,
im Augenblick der höchsten Gefahr die Flucht ergreifen? (Sr geht sehr erregt umher, dann
bleibt er stehen.) Oder sollte ich mich wirklich in Ihnen täuschen? Wollen Sic vielleicht

in diesem kritischen Augenblick Ihre Unentbehrlichkelt noch deutlicher beweisen? (Hecdi
Wollen Sie irgend Etwas erreichen, so sagen Sie es mir!
Elisabeth (ihn kalt messend, stolz): Sie haben kein Recht, mich zu beleidigen!
Thilenius: Verzeihen Sie, Fräulein Traun, aber ich verehre diese Frau, sie
trägt ja ihr Schicksal, wie eine Heldin! (An sie herantretend, leise): Sir sind lange gering
im Hause, um zu wissen, dasz die Krankheit des Kindes nicht die einzige Last ist, dasz
ihre Ehe eine unglückliche ist, daß sie an ihrem Mann weder Halt noch Stütze findet!
Und Sie wollen sie dennoch verlassen? Mit grober Wärme) Nein, Sie werden es ihr nicht
sagen! Dazu können Sie nicht das Herz und nicht den Muth fillden!
Elisabeth: Ich muß den Muth finden!
Thilenins: Aber so sagen Sie mir doch um Gottcswilleri die Gründe!
Elisabeth: Die kann ich, wenn es sein muß, nur Frau Mengersen
selber sagen!
Thilenius: Und müssen diese Gründe Frau Mengersen kränken?
Elisabeth (schweigt).
Tilenius (steckt die Urtund! wieder zu sich, Pause; ernst und wieder rnbigi: Ich sehe,
es ist Alles umsonst. Aber ich darf Sie wohl um Eins bitten. Machen Sie Ihre Entschließungen von dem Ausspruch der Aerzte abhängig.
Lautet er günstig, gicbt er der
Frau neue Hoffnung, wie sie nach der Besserung der letzten Zeit glaubt, so sagen Sie es
ihr, wenn Sie nun einmal wollen; müssen ihr die Aerzte aber alle Hoffnung rauben...
still, sie kommt!
Fr. Mengersen (von links).
Elisabeth (ihr schnell entgegen,: Nun?
Fr. Mengersen (in furchtbarer singst, beinahe tonlos): Ich weiß noch Nichts . . .
sie haben sich zur Berathnng zurückgezogen und wollen dann hierher kommen .. (immer umher.)
O, mein Gott, Ivos werden uns die nächsten Augenblicke bringen!
Thilenius: Liebe Freundin, haben Sie denn ans den Mienen des Geheimraths
Nichts entnehmen können?
Fr. Mengersen: Nichts . . . Nichts ... ich habe in den Augen dieses Mannes
zu lesen versucht . . . jeden Blick habe ich aufgefangen, den er mit Professor Ostermann
wechselte ... ich habe Nichts enträthseln können . . . (sie geht rastlos umher) diese qualvolle Ungeduld!
Elisabeth: Darf ich jetzt zn Hedwig gehen?
Fr. Mengersen: Bleiben Sie hier ... die Untersuchung scheint das Kind doch
ein wenig erschöpft zu haben . . . Und dann müssen Sie auch in dem Augenblick dabei
sein, der mir jetzt bevorsteht . . . (iore Hand ergreifend) gerade Sie, Elisabeth!
Thilenius (beobachtet fortwährend Elisabeth).
Fr. Mengersen (geht umher, als sie an dem Tisch, auf welchem die Urkunde lag, vorbeikommt,
flllt ihr Blick auf den leeren Tisch, leise zu TH"le„i„S): Sie haben Sie also doch überreden
können? Ich danke Ihnen, lieber Freund! (Man hört nahe Stimme,, aus dem linken Zimmer;
Fr, Wengersen tritt schnell den Aerzten entgegen,)
Geheimrath Pfeiffer (so Jahr, vornehm und milde),
Professor Ostermann (4«er.
Fr. Mengersen (die unverwandt und angsterfüllt Pfeiffer ansieht, ladet mechanisch zum
Eigen ein).

L^'! Philipp! in Berlin.
Pfeiffer lauf Thilenius): Der Herr Gemahl?
Fr. Mengersen: Ein Freund des Hauses, Herr Toctor Thilenius. (Verbeugung.,.
Pfeiffer: Und die junge Tame ist wohl Fräulein Elisabeth?
Fr. Mengersen (tonlos): Ja.
Pfeiffer (betrachtet Elisabech, dann streichelt er ihr gütig über das Haar): Min liebes
Fräulein, Sie müssen eine sehr, sehr liebe Person sein, dmn unsere klein: Patientin hat
uns während der ganzen Zeit nur von Ihnen vorgeschwärmt: <er giebt ihr die Hand., Gott
lohne es Ihnen, mein Kind! (Während er sich dem Tische nähert, kopsschüttelnd zu Fr, Mengersen.)
Hm! Hm! So jung und schon so traurige Augen! (Kurze Pause, während welcher er sich
mit Frau Mengersen und Ostermann hinselzt,) Wann könnte ich Ihren Mann vielleicht
splechcn?
Fr. Mengersen (fiebernd;: Sagen Sie mir nur Alles, Herr Geheimrath . . .
Pfeiffer (betrachtet sie schmerzlich, dann sehr voisichtig und Ildes Wort abwägend): Ich Kinn
der Diagnose und Behandlung meines verehrten Collegen nur beipflichten. Wir wollen die
Kranke auch ferner nicht mit Arzneien und Verordnungen quälen. Tie Hauptsache ist (mit
einer Bewegung nach Elisabeth) immer dieselbe treue Pflege! Und wenn ich Ihnen noch
Etwas rathcn darf, gewähren Sie dem Kinde doch Alles, was es auch immer verlangt;
erfüllen Sie ihm jeden Wunsch, damit es ja nickt zum Widerspruch gereizt wird. Lassen
Sie die Kliine sich doch bei dem herrlichen Frühlingswctter recht oft im Parke tummeln und
imit Nachdruck) hüten Sie sie namentlich vor seelischen Erregungen! T enn das Kind scheint
mir sehr feinfühliger und empfindsamer Natur zu sein! Trotz aller Kindlichkeit in seinem
Wesen scheint eS doch schon viel nachgedacht zu haben und in seinem Tenkcn und Fühlen
seinen! Alter weit voraus ^u sein.
Thilenins lnickt, unbeobachtet von den Anderen, Elisabeth bedeutungsvoll zu).
Fr. Mengersen (leise «„» zitternd,: Glauben Sie nicht. Herr Geheimroth, daß
ein langer Aufenthalt in einem südlichen Klima, in Corfu oder Madeira ... ich würde
sofort mit ihr und Fräulein Trann abreisen ...
Pfeiffer (sehr zögernd?: Ter Weg bis dahin . . . ist recht weit, Frau Mengersen!
Fr. Mengersen (in furchtbarem Schmerze): So sagen Sie mir dcch die Wahrheit,
Herr Ceheimrath . . . (seine Hand leidenschaftlich ergreifeod): kann ich denn Nichts mehr
hoffen?
Pfeiffer (in schöner Milde): Meine verehrte Frau, Terr Professor Ostermann hat
mir gesagt, daß Sie eine stcrke heldenmüthige Frau wären! . . . Wollen Sie die Wahrheit von mir hören?

Fr. Mengersen (fiebernd und atheml«: Ja, die Wahrheit ... nur die Wahrheit!
Pfeiffer (sehr milde,: Ihr Kind ist krank . . . sehr krank . . . aber ich glaube
doch, soweit menschliches Wissen reicht, sagen zu können, daß Sie sich Ihre Tochter noch
erhalten könne», wenn nicht plötzlich etlras Ungünstiges auf sie einstürmt. Ich meine,
we„t in den äußeren Verhältnissen . . .
Fr. Mengersen ,fiebernd,: Wie kommen Sie darauf, Herr (tzeheimrath?
Pfeiffer: Tos Kind war, so lange ich bei ihm war, von einem immcnvährcndcn
nervösen Angstgefühl um Fräulein Traun . . . nicht wahr, Herr College? . . . und
deswegen meine ick>, daß es wohl ein Hauvtfactor zur' Erhaltimg des jungen Lebens
wäre, wenn . . .
Fr. Mengersen (leidenschaftlich Elisabeths Hand ergreifend): Die bleibt mir treu!
Die bleibt mir treu!
Pfeiffer: Um so besser!
Fr. Mengersen (bebend,: Und . . . wie lange glauben Sie noch . . . Herr
Geheimrcith . . .
Pfeiffer (ausweichend.': Verehrteste Frau . . . (ihr gütig die Hände streichelnd, verlieren
Sie nicht den Muth, und geben Sie nicht die Hoffnung auf . . . (Er steht auf.)

Fr. Mengersen erhebt sich miihsam. bleibt schwankend an den Tisch gelehnt und grübt mit
Aufbietung cller Kräfte die Beizte; tonlos,: Ich dllnK . . . Ihnen!
Pfeiffer (nachdem er Thileniuz und Elisabeth Höstich gegrüßt hat, geht mit Ostennann langsam
zur linken Thür): Die arme Frau! (Ab,)
Fr. Mengersen (bricht auf einem Fauteuil zusammen. Tiefe Pause>.
Thilenius (tritt hinter Elisabeth, leise und eindringlich): Habeil Sie noch den Muth,
es ihr zu sagen?
Elisabeth (steht schmerzerfüllt auf Frau Mengersen herab, sie macht eine Bewegung, als ob
sie sich ihr näher» wollte; plötzlich hört man im Verflur)
Mengersens (laute Stimme): Und daß Du mir den Fuchs gut abreibst!
Elisabeth (mit einer schnellen Bewegung de» Kopfes nach der Miltellhür, leise und eindringlich
zu Thilenius: Ja!
(Der Vorhang fällt.)
Zweiter Äct,
Dieselbe Decoration.
(Nachmittag Kesselben TogeS. Heller Sonnenschein, Das Erkerfenster ist geöffnet; man sieht in den
blühenden, somienbeschienenen Park, An einem kleinen Spieltisch fitzen vorne recht«) Meng«rs«n (und)
TKileniu« ^Karten spielend),
Mengersen (rauchend): Treff ... und Treff . . . Aber, bester Toctor, Sie
Vassen ja gar nicht auf!
Thilenius (lachen«: Ich habe Ihnen ja gleich gesagt, daß ich ein miserabler
Ecartsspieler bin. Sagen Sie 'mal, Berehrtester, wie hoch spielen wir denn eigentlich
die Partie?
Mengersen (spielt; Thilenius dagegen): Haha! ... Sie können ja gar Nichts mehr
haben . . . zwanzig, dreißig Mark ... je höher, desto besser ... ich lege Eins an.
Thilenius: Ich holte das für einen Familienvater dcch wohl zu hoch?
Mengersen: Ach, Sie Heuchler! Bei Euch in den Clubs wird wohl um
Pfeffernüsse gespielt? Nee, das machen Sie mir nicht weiß! Ich habe da jedes Mal
schauderhaft bluten müssen.
Thilenius: Das weiß ich nicht, wie hoch in den Clubs gcspielt wird. Ich bin
nämlich in keinem Club.
Mengersen (maszios erstaun»: Waas? Sie sind in keinem Club? Na, dann
sind Sie in anderen Vereinen?
Thilenius: Ich lege den König an. Jawohl, ich bin im Anwaltsvercin und in
der geographischen Gesellschaft. Da wird aber nicht gespielt.
Mengersen: Ja, um Gotteswillen, was treiben Sie denn den ganzen Tag?
Thilenius: Ich arbeite, Herr Mengcrsen.
Mengcrsen: Pick ist Atout?
Thilenius (spielt dagegen).
Mengersen: Donnerwetter, das gewinnen Sie ja . . . (Spielt) Nichts zu machen.
(Wirft ihm Geld hinüber,. Zwanzig Mchen!
Thilenius isteckt lachend cas Geld in die Westentasche), Die lege ich meinem dicken
Jungen in die Sparbüchse. (Will Mengersen das Packet Karten geben,)
Mengersen: Nein, Sie mischen! Was machen Sie denn aber den ganzen gcschlagenen Abend?
Thilenius (mischend): Da bin ich mit Frau und Kindern zusammen, (»arten
gebend, beziehungsvoll,) Sie werden mir dcch zugeben, daß man seine freien Stunden nicht
besser anwenden kann.
Mengersen: Selbstverständlich! . . . Pardon, Sie haben vergeben. Bin mit
fünf Karten ganz zufrieden ... Ja, Ihr habt Club, Circus, Ballet, Operette . . .

aber was sollen wir hier auf den einsamen Gütern die endlosen Winterabende anfangen?
?. . Den ganzen Tag rackert man sich ab und ärgert sich mit seinen Leuten hemm . . .
da bleibt für den Abend eben nur der Rothspohn und die Karten!
Thilenius (ihm lachend drohend): Und die Weiber!
Mengersen: Die Weiber! Tie Weiber! Mein Gott ja, ich bin mein Lebelang
kein Kostverächter gewesen . . . sagen Sie mal, Toctor, Sie halten mich gewiß für 'ncn
schlechlen Kerl?

Thilenius: Aber Herr Mengersen, wie werde ich mir erlauben . . .
Mengersen: Bin ich mich nicht, wirklich nicht. Leichtsinnig bin ich . . . das
gebe ich zu . . . den Lebensgenuß schätze ich über Alles . . . wissen Sie, ich gehöre zu
den Menschen, die immer jnng bleiben . . . wenn ich ein hübsches Mädel sehe . . . hol'
mich der Teufel . . . aber ich kann mir nicht helfen . . . Donnerwetter, man ist doch
nicht von Holz . . . na, Sie verstehen mich schon!
Thilenius: Jedenfalls eine sehr bequeme Philosophie!
Mengersen: Und mit solchen Anschauungen und Wünschen hier Jahr ans Jahr
ein auf Mengersfclde hocken . . . na, schön ist anders! Man klebt eben an der schölle,
wie's Barer und Großvater gethan haben! Xoblesss obli^e! Man ist seinem Namen
doch mich etwas schuldig!
Thilenius: «ehr richtig bemerkt! Glücklich der, der nur seinem Namen Etwas
schuldig ist!
Mengersen: Schon wieder Pick? . . . Und wann legen Sie sich denn schlafen?
Thilenius: Gewöhnlich zwischen elf und zwölf.
Mengersen: Mann Gottes, haben Sie denn niemals gebummelt?
Thilenius: O ja! Gebummelt habe ich die ersten drei Semester in Heidelberg.
Ganz ordentlich, wie sich's gehört. Aber als ich mein väterliches Erbtheil — mit Respect
zu melden fünfzehn hundert Mark — verbummelt hatte . . .
Mengersen: Jetzt lege ich 'mal den König an . . .
Thilenius: ... da habe ich mich auf die Hosen gesetzt und habe gearbeitet.
Und das thue ich noch. Während er spielt, scheinbar ganz unabsichtlich). Apropos, was ich Sie
fragen wollte . . . lohne.ihn anzusehen) wer ist denn eigentlich dieses Fraulein Traun?
Mengersen (spielen«: Hübsches Frauenzimmer, was?
Thilenius (spielend): Bildhübsch!
Mengersen (ihm in die S'ite ,s,ose„d>: Alter Schwede! Jas«, stille Wasser sind tief!
Thilenius (lachend): Meinen Sie mit diesmi „stillen Wasser" das Fräulein oder
mich?
Mengersen: Nee, lieber Freund, bei der bleibt Ihnen der Schnabel sauber . . .
können sich darauf verlassen! (Spielt,) Caco-König! . , . lege mir Eins an . . . Im
Uebrigen ist sie mir sehr schnuppe . . .
Thilenius: Tann wird es Ihnen ja auch gleichgiltig sein, daß Fräulein Traun
Ihr Haus verlassen will?
Mengersen (Mt seine Karten unter den Tisch fallen und sucht sie): Was? Die will gehen?
(Das Spiel hört auf,)
Thilenius: Können Sie sich irgend einen Grund vorstellen?
Mengersen: Keine Ahnung!
Thilenius (umhergehend,: Ich sprach vorhin ganz zufallig mit dem jungen
Mädchen; da sagte sie mir, sie wolle von hier fort, und dabei verschanzte sie sich in einer
so geheimnißvcllen Weise ... ich würde das im Interesse Ihrer Frau auf's Schmerzlichste
bedauern, denn Fräulein Traun ist doch hier im Hause eine ganz unenlbehrliche Persönlichkeit, und wenn sie ihren Plan ausführt und wirklich gel,t, so könnte das für Ihr
Kind die traurigsten Folgen haben!
Mengersen: Haben Sic sich von der hier förmlich grassirendcn Schwarzseherei
auch schon anstecken lassen?

Theleniiis lernst, mit unterdrücktem Groll,: Herr Mengersen, die AerzK machten eine
Verlängerung des Lebens Ihres Kindes nicht allein von der treuen Pflege Ihrer Frau
abhängig; sie sagten verzweifelt deutlich: würde man der kleinen Patientin Fräulein Traun
nehmen — an der hängt sie ja mit schwärmerischer Liele — so hieße das, ihr auch
das Leben nehmen! Sie werden mir also zugeben, daß man alle Mittel ergreifen muß,
um das Mädchen hier festzuhalten!
Mengersen (steckt sich eine Cigaretie on>: Was wollen Sie? Ich Hobe Nichts dagegen, wenn sie bleibt. Aber ich kann mich da nicht hineinmischen. Ich kenne Fräulein
Traun zu wenig. Ich komme mit ihr das ganze Jahr nicht zusammen, auf meine
Vorstellungen hin würde sie also wahrhaftig nicht bleiben.
Thilcnins: Was aber kann denn das Mädchen zu diesem Schritte bewegen?
Tie sieht nicht so aus, als ob sie aus Laune plötzlich Alles hinwirft! Schaffen wir
nicht die Ursache aus der Welt, so werden wir sie Ihrer Frau und Ihrem Kinde nicht
erhalten können! . . . Steckt dahinter am Ende eine Liebcsaffaire?
Mengersen: Liebcsaffaire? Wie kommen Sie denn darauf?
Thilcnins: Daß das Mädchen hübsch ist, haben Sie ja selbst zu bemerken geruht!
Da wäre es doch kein Wunder, wenn sie auch vor den Augen eines anderen Mannes
Wohlgefallen fände!
Mengersen: Ach Unsinn, die kommt ja nie ans dem Hanse!
Thilcnins: Ich kann mich ja irren! aber auf mich machte es den Eindruck, als
ob ein Mann dahintersteckt!
Franz (dura, die Mitte): Gnädiger Herr, Herr Willich ist draußen.
Mengersen: Ta kann er bleiben. Wünsche, jetzt nicht gestört zu werden . . .
Sie sagen „ein Mann?"
Franz ,bleibt stehen),
Mengersen: Tonnerwetter, da bringen Sie mich ja auf 'nen ganz merkwürdigen
Gedanken! kStehen bleibend „nd nach der Mitteln,«! zeigend) Sollte Der am Ende? . . .
Ganz richtig, ich Kabe schon lange bemerkt, daß der Mensch um das Mädchen herumscherwenzclt . . . Oho, da möchte ich doch bitte»!
Frnuz: Herr Willich hat aber gesagt: er müsse Sie unbedingt gleich sprechen!
Mengersen cwint einen S!„«l ,,„n): Dieser Wichtigthuer! Na, also gut, lassen Sic
ihn 'mal reinkommen.

Franz
Mengersen: Sie müssen wissen, ich habe diesen großmäuligen Kerl schon lange
auf dem Zuge! Dem Herrn wollen wir die Tcchtelei gründlich austreiben. So >vas
dulde ich nicht in meinem Ransel
Thilcnins: Aber Herr Mengersen, Sie können doch unmöglich auf einen so vagen
Verdacht hin . . .
Mengersen: Nee nee! Ueberlossen Sie das nur mir; ich habe eine ganz eigene
Routine, solchem Pack die Würmer ans der Nase zu ziehen!
Thileniiis tthut die Spielkarten, während Mengersen bor dem Spiegel sich den Schnurrbart
bürstet, in einen Spielkaste,,, fiir sich): Auf die.Routine bin ich neugierig! <D„rch die Mitte,)
Karl Willich sympathische Erscheinung, Mitte der SN, ^oppe. Reilstiesev: Gilten Tag,
Herr Mengersen!
Mengersen <am Spiegel, wie oben,: Tag!
Thilcnins (tritt ans Willich zu, schüttelt ihm die Hand).
Will ich: Na, Herr Doctor, endlich mal wieder hier?
Mengersen (wie oben): Was haben Sic mir zu sagen, Herr?
Willich wer seine Erregung nur mühsam verbirgt): Also ... die Wagenrappen habe
ich verkauft und dagegen zwei Braune für die Ziegelei eingehandelt . . . kräftige Thiere
... die können was aushalten ... der Ucberschuß stellt sich ungefähr auf 38« Mark.

Mengersen (wie oben): Und ferner?
Willich cwie oben,: Das Dach auf dem Getreideschuppcn im Vorwerk Mühlbach
muß jetzt unbedingt erneuert werden ... es ist total caput.
Mengersen: Lassen Sie's machen! Ich habe wahrhaftig zu viel zu thun, um
mich um jede Kleinigkeit zu kümmern! Haben Sie mir nichts Wichtigeres mitzutheilen?
Sie stören mich hier in einer sehr ernsten Verhandlung mit Herrn Doctor Thilenius
. . . also weiter, wenn's beliebt!
Willich: Das Weitere wollte ich von Ihnen hören, Herr Mengersm!
Mengersen «sich umdrehend): Von mir?
Will ich: Ich weiß nicht, ob ich vor dem Herrn Doctor hier reden kann . . .
Mengersen: Sonst hätte ich Sie doch nicht hereinkommen lassen . . . Also?
(Dz THIlenin« sich nach der rechten Thiir wendet,, Nein, nein, bleiben Sie nur, lieber Toctor,
und stecken Sie sich 'ne neue Cigarre an . . . Die Henry Clav zwar noch ein bischen
frisch, aber 'was für Kenner!
Willich (sich »och bemeist:rnd>: Herr Mengersen, ich habe morgen 1200« Mark an
Schlutow und Söhne für die neue Dreschmaschine zu zahlen: ich hatte so disponirt, ich
wollte die 14 SM Mark, die wir von Brandt K Co. zu fordern haben, dam benutzen. .
als ich das Geld heute einkassiren wollte, da ... da sagte man mir, daß Sie selbst dciS
schon vor vier Wachen gethan hätte?'.
Mengerseil: Werde die Sache mit Herrn Schlutow morgen persönlich in Ordnung
bringen.
Will ich: . . . und da wollte ich mir zn bemerken erlauben, daß das nicht so
weiter gehen kann, Herr Mengersen!
Mengersen: Wie? Ich höre wohl nicht recht?
Willich: Nein, ich bin verantwortlich ffür das, was auf Mengersfelde passirr.
Ich weiß ja auch ganz genau, daß Sie die Sache mit Schlutow nicht in Ordnung
bringen können!
Mengersen: W.'nn Ihnen das nicht paßt, so werden Sie ja wissen, was Sie zu
thun haben!
ffr. Mengersen ttr>tt »on links ein.)
Thilenius (kommt in ihre Niihc,)
Willich: Das heißt?
Mengers cn: Das heißt: daß Sie gehen können. Denn solche Verlegenheiten sind
nur möglich durch Ihre ungeschickte Verwaltung!
Fr. Mengersen «» Thileni,,,): Was g'ht denn hier vor?
Willich Ommer ergrimmter,: Ungeschickte Verwaltung? 'Tag, ffrau Mengersen.. .
nein, das lasse ich nicht auf mir sitzen vor der Frau und dem Herrn Doctor. Frau
Mengersen, Sie wissen, wie ich die ganzen Jahre geschuftet habe . . .
Mengersen: Mäßigen Sie sich, Herr!
Willich: . . . Als ich die Verwaltung vor drei Jahren übernahm . . . stand da
etwa die Ziegelei? war da überhaupt von eineni geregelten Geschäftsgang die Rede? Ich
habe das Alles mit meiner Arbeit in die Höhe gebracht . . .
Fr. Mengersen <g«tig,: Ich weiß das, Herr Willich!
Willich: . . . Und ist es etwa meine Schuld, wenn jetzt von der Spiritusbrennerei und der Ziegelei nicht mehr ein Stein uns gehört? wenn das ganze schöne Gut
bis in die Schornsteine mit Hypotheken belastet ist? IVor Mengersen hi„tnte„d.> Ist das
etwa meine Schuld? Ich habe es Ihnen vor einem halben Jlihre gesagt, als die
Jnspectoren der Bank das legte Mal hier waren, daß das nicht so weiter gehen kann!
sg„ ihr, bebend.) Aber, Frau Mengersen, Alles, was ich mühselig gespart hatte ... das
ist Alles im letzten Jahre verpufft worden im Herrenzimmer vom „Goldnen Löwen"!
Wahrhaftig, wenn Sie nicht wären, gnädige Frau, und wenn ich nicht wüßte, daß Sie

schon genug zu tragen haben . . . Herr Mengersen, . . . Ihnen hatte ich schon längst
den ganzen Bettel vor die Füsze geworfen!
Mengersen: Ich habe Sie aussprechen lassen, (höhnisch) weil ich zum letzten Male
den Vorzug Ihrer angenehmen Gesellschaft genieße. Heute ist DicnStog: mache» Sie Ihre

Abrechnung fertig bis zum nächsten Sonntag und chinauüweisend) dann Hollah!
Willich: Und wissen Sie, Frau Mengersen, was Ihnen bevorsteht, wenn ich
gehe? Ter Zusammenbruch! Mir traut man noch . . . aber mit dem Tage, an dem
ich gehe, ist alles Vertrauen pfutsch, und ganz Mcngcrsfelde geht in die Brüche! Nein,
Frau Mengersen, das thuc ich Ihnen nicht an!
Mengersen: Ich glaube, verständlich gewesen zu sein, ein Mann von Ehre geht,
wenn man ihn gchen heißt!
Will ich: Von Ihnen lernen, was Ehre heißt!
Mengersen: Es steht Ihnen gut an, s!ch hier cinf den Gefühlsduselei 'rauszuspielen! (Sich vor Ihn hinstellend,) Ich will Ihnen sagen, warum Ihnen der Abschied von
hier so schwer wird! Weil hier eine stärkere Anziehungskraft für Sie cxistirt, als Ihr
geheucheltes Interesse an Mengersfelde!
Willich (ganz verwirrt und leise,: Was wollen Sie denn damit sagen?
Mengerscn (stellt sich mit beiden Hiinden in den Hosentaschen bor Willich hin. sich an dessen
Verwirrung weidend): Damit will ich sagen, daß Sie schon seit längerer Zeit Fräulein
Traun nachstellen . . . jawohl, nachstellen, und daß ich das in meinem Hause nicht
dulde! Verstandez-vous? Also machen Sie sich (während er ilmgelt) bis Sonntag bereit
zur Abreise! Basta! Im Uebrigen werde ich Ihnen beweisen, wie geschickt Sie sind,
solche kleinen Stockungen im Geschäftsverkehr ans der Welt zu schaffen! (Z«m eintretenden
Iran,,) Einspänner! (Iran, ob,) Ich fahre jetzt gleich zu Herrn Schlutow und gorantire
Ihnen, daß die Sache in zwei Minuten geregelt ist! (Zu Thilenius,) Na, habe ich den
Herrn steigen lassen? Was? Ja, so 'was verstehe ich aus dem f f.
Thilenins: Hm! An Deutlichkeit ließen Sie allerdings Nichts zu wünschen übrig,
H;rr Mengersen.
Mengersen: Addio, lieber Toctor, auf Wiedersehen! <5r geht pfeifend Mitte ab,,
Willich (der noch einen Moment verwirrt dasteht, wendet sich, dann leise): Adiett, Frau
Mengersen. . .
Fr. Mengersen: Bleiben Sie noch einen Augenblick, Herr Willich ... Sie
wollten mich ja sprechen. Was hatten Sie mir denn zu sagen?
Willich (bebend): Das hat jetzt doch wohl keinen Zweck mehr.
Fr, Mengersen: Lieber Herr Willich, geben Sie mir die Hand ... ich habe
Sie stets geschätzt . . .
Willich (Ihre Hand ergreifend,: Das weiß ich ... und das thut mir auch sehr wohl.
Thilenius: Entschuldigen Sie, Herr Willich, wenn ich mich in das Gespräch
mische ... Sie waren vorhin im Zorn ... ich will Ihnen zugeben ... in berechtigtem
Zorn . . . Aber sagen Sie mir, wo Sie ruhiger geworden sind ... ist denn die Lage
von Mengersfelde wirklich eine so verzweifelte?
Willich: Herr Toctor, ich habe noch viel zu wenig gesagt!
Thilenius: Wäre denn Mengersfelde gar nicht zn halten?
Willich: Wenn'S so weiter geht, Frau Mengersen, liegen Sie mit Ihrem kranken
Kinde bald auf der Straße! Helfen, gründlich helfen kann da nur neues Geld, und da
wir doch nun 'mal gerade davon reden: ich wollte Sie, gnädige Frau, 'mal fragen, ob
Sie nicht ... Sie sind eine reiche Frau . . . würden Sie etwas einschießeu, dann ginge
es am Ende doch wieder!
Fr. Mengersen: Und wie lauge, glauben Tie, würde die Herrlichkeit wohl dauern?
Damit wir nach einem Jahr genau auf demselben Fleck stehen, wie heute?
Willich (bittend,: Frau Mengersen, so etwa mit dreißigtonsend Mark wäre uns
für's Erste geholfen!

I.1.0 Felir Philipp! in Berlin.
Fr. Mengersen: Ich habe diese Summe zu einem besseren Zweck bestimmt; ich
habe sie heute Jemandem gegeben, der sie verdient! Und überdies, welches Interesse
können Sie noch an Mengersfelde haben? Sie gehen ja am Sonntag fort.
Millich: Gnädigste Frau, was Ihr Mann da gesagt hat . . . ich kenne ihn.
So hat er schon oft gepoltert und's den nächsten Tag vergessen . . . Weil's ihm so bequemer war. Er wollte hier vor dem Herrn Doctor nur den großen Herrn spielen . . .
(Mit schwerem ffnischlufz. leise, beinahe verschämt.) Nur, was er dll zuletzt 'gesagt hat, damit
war's ihm Emst, nnd das hat mir weh gethan! . . . «Wieder gefaßt.) Frau Mengersen,
rathen Sie mir, zu bleiben? Ich will's ganz von Ihnen abhängig machen!
Fr. Mengersen: Um Ihnen darauf antworten zu können . . . «Sie stecke.) Ich
möchte erst eine Frage an Sie richten, wie . . .
Willich: Meinen Sie das, was Ihr Mann da mit . . . mit Fraulein Traun
angedeutet hat?
Fr. Mengersen: Ja!
Willich <mit einem schüchternen Blick ans THIlenluS, der, eine Zeltung lesend, an einen Tisch gelehnt steht): Das kann ich Ihnen nur . . . allein sagen!
Thilenins «nach einem Blick des Einverständnisse» mit Frau Mengersen; voll Herzlichkeit!.
Sie haben ganz Recht, mich hinauszuwerfen, ich würde es an Ihrer Stelle geimu so machen!
Willich (ihm warm die Hand reichend): Verzeihen Sie . . . Herr Doctor . . . aber
Sie verstehen mich schon . . .
Thilenins «klopft ihm auf die Schulter): Auf Wiederst Ken, mein lieber Willich! «Rech» ab.,
Fr. Mengersen «bleibt an den Tisch gelehnt stehen): Wollen Sie nicht Platz nehmen?
Willich: Ich danke, gnädige Frau!
Fr. Mengersen: Sprechen Sie jetzt ganz ehrlich und offen mit mir!
Will ich: Ja, Frau Mengcrscn, ganz ehrlich und offen, Ihnen kann ich Alles sagen:
Fr. Mengersen cnach kurzer Pause): Sie lieben Fräulein Traun?
Willich «schwer): Von ganzem Herzen!
Fr. Mengersen (schrickt zusammen,: Haben Sie es ihr schon gesagt?
Will ich: Dazu hatte ich noch nicht die Courage. Aber ich wollte Sie bitten, Frau

Mengersen, doch ein gutes Wort bei dem Fräulein für mich einzulegen. Sehen Sie,
gnadige Iran, ich bin eine ehrliche Haut, und was Ihr Mann da Häßliches angedeutet
hat . . . Gott soll mich davor bewahren . . . einem solchen Mädchen .nachzustellen" oder
es gar in's Unglück zu bringen!
Fr. Mengersen: Ich habe Ihnen dciS auch nie zugetraut, lieber Willich. Und
daß Sie das Mädchen lieben, das begreife ich . . . denn sie ist ein seltenes Geschöpf.
Aber ich kann Ihre Bitte nicht befürworten.
Willich «schmerzlich): Gerade auf Sie hatte ich gerechnet.
Fr. Mengersen: Sie werden mich sür selbstsüchtig halten, und Sie haben Recht.
Aber ich will nicht, daß Fräulein Traun mich verläßt. Denn ich kann sie nicht entbehren. Wenn ich sie gehen licße, das hufze daS Leben meines unglücklichen Kindes noch
verkürzen. «Sie unterdrückt ihre Thränen.) Darum litte ich Sie, lassen Sie sie mir, ich habe
auf der ganzen Welt Nichts weiter, als dieses Kind!
Willich «einfach „nd erschüttert,: Und ich habe Nichts weiter als die Liebe zu diesem
Mädchen! «Mit schwerem Seufzer.) Ja, wenn Sie mich hier nicht mehr wollen, dann muß
ich freilich gehen! Aber, Fron Menacrsen, wenn . . . wenn daS Mädchen mich doch
wollte ... es wäre ja vielleicht doch möglich . . . und «bebend) ich könnte sie heirathen
. . . würde denn das nicht angehen, daß sie in ihrer Stcllnng bei Ihren bleibt ... und
ich ... in meiner bisherigen? Damit wäre ja Ihnen gedient »nd auch mir!
Fr. Mengersen: Nein, Herr Willich, dann wäre sie nicht mehr die Elisabeth mit
ihrer Opferfreudigkeit, mit ihrer Hingabe! Tann würde sie Ihnen zu viel sein müssen,
und ich brauche das Herz dieses Mädchens für mein Kind ganz allein! Warten Sie
also noch . . . bis . . . «Sie kann nickt weitersvrechen.)

Mengersfeloe.
Willich (leise): Ich habe schon drei Jahre gewartet!
Fr. Mengersen: Gedulden Sie sich noch, bis ich Fräulein Traun entbehren kann!
Willich (nach kurzer Pause,: So bleibt mir also Nichts übrig, als zu gehen! Denn
jetzt, wo Sie's wissen, würden ja auch Sie mich mit Mißtranen betrachten. Da könnte
ick, nicht arbeiten ... und könnte hier Nichts vorwärts bringen ... das darf nicht sein!
Aber noch eine Bitte habe ich ans dem Herzen: darf ich Fräulein Traun jetzt Lebewohl sagen?
Fr. Mengersen: Ich werde sie Ihnen rufen.
Will ich: Ich danke Ihnen, Frau Mengerseu.
Fr. Mengersen: Und Sie versprechen mir, ihr Nichts zu sagen, was sie beunruhigen oder verwirren könnte?
Willich: Das kann ich Ihnen nicht versprechen. Aber seien Sie versichert,
gnädige Frau, wenn's irgend möglich ist, werde ich schweigen!
Fr. Mengersen <geht links ob).
Willich (macht in sichtbarer Erregung einen Gang durch'« Zimmer, er bleibt stehen, er sieht nach
der Uhr, er setzt sich und springt dann nach der linken Thiire horchend auf, seinen Gang durch'« Zimmer
fortsetzend).
Elisabeth (von links,: Frau Mengersen schickt mich her, Sie haben mich sprechen
wollen. Herr Willich?
Willich (mit tiefer Bewegung): Entschuldigen Sie, Fräulein Traun, daß ich Sie herbitten ließ, aber . . . (indem er sich abwendet) aber ich will
Abschied von Ihnen nehmen!
Elisabeth: Abschied? Wollen Sie denn gehen?
Will ich: Ich will nicht, Fräulein Traun, ich muß gehen!
Elisabeth leinfach,: Dann werden wir MengerSfelde wohl zusammen verlassen,
denn ich gehe auch.
Willich (fiebernd,: Sie gehen? Höre ich reckst? Wohin wollen Sie denn gehen?
Elisabeth: Nach Hanse!
Willich («ihemlos,: Fron Mengersen weiß ja davon aber Nichts?
Elisabeth: Ich will eS ihr nachher sagen.
Willich: Liebes Fräulein, sagen Sie's doch mir: Welchen Grund haben Sie denn?
Elisabeth: Tos kann ich Ihnen nicht sagen, das würde doch nnr eine Frau
verstehen!
Willich (immer fieberndér, ohne laut zu werden): Mag sein! Das müssen Sie ja am
besten wissen! Aber ihoffnunciS'roh) aber . . . wenn Sie hier fortgehen, so sind Sie ja
ganz frei, nicht wahr? lind . . . und haben nach Niemandem mchr zu fragen?
Elisabeth: Ich habe dann für Mutter und Geschwister zu sorgen.
Willich (immer heiser und leidenschaftlicher,: Mein liebes Fräulein, ich hatte Frau
Mengersen eigentlich versprochen, Ihnen Nichts zu sagen. Aber jetzt mnß ich reden. Sie
haben ja aus freiem Willen den Entschluß gefaßt, von Mengcrsftldc fortzugehen ... ich
begehe also an der Frau kein Unrecht . . . <(w tiefster Erregung.) Fräulein Traun . . .
simmer stockend) würden Sie mir nicht erlauben . . . für Ihre Familie mitzusorgen? . . .
Ich frage Sie: Wollen wir nicht wirklich zusammen gehen?
(Pause.)
Elisabeth <g°nz einfach): Ich danke Ihm», Herr Willich! <weh„mthig lächelnd) aber
das kann nicht sein! (Pause)
Millich: Weiscu Sie mich nickt so kurz ab, Fröulcin Traun . . . (leise) denn ich
habe Sie wirklich lieb! Daß Sie hier fortgehen? Sie haben ganz Recht! Sic haben
schon Ihre sckönsten Jahre im Krankenzimmer vertrauert. Was geben Sie denn hier
auf! ... es ist ja wahr, die Fran ist gut zu Ihnen, und das Kind liebt Sie über Alles
. . . aber abhängig sind Sie doch . . . (neu anhebend) Sic können mir's schon glanben ...
ick finde mein Brot auch wo anders, denn, was drch immer die Hauptsache bleibt: mein
Name ist rein, so rein, wie soll ich sagen? wie ... Sie selbst!
Elisabeth (zuckt unmerklich zusammen; Paule,,

Felir Philippi in !5crli».

Millich: Haben Sie mir denn gar Nichts zu sagen, Fräulein Traun?
Elisabeth: Sie haben mich mit Ihrer Werbung nicht überrascht: wenn Sie auch
noch nie ein Wort zu mir gesagt haben ... ich habe das kommen sehen, und ich habe
mich vor diesem Augenblick gefürchtet.
Will ich: Gefürchtet?
Elisabeth: Ich wußte, daß ich Nein sagen musz.
Willich: Ich will ja warte», Fräulein Traun, ich will Ihnen ja Zeit lassen,
nur nehmen Sie mir nicht alle Hoffnung!
Elisabeth: Tns muß ich, dc,n, ich meine es ehrlich mit Jhn:n! «Bause,,
Willich: So — verzeihen Sie die Frage — so haben Sic wohl schon einem
Ilndenn Ihr Jawort gegeben?
Elisabeth: Nein!
Willich: Oder . . . sind Sie einem Anderen heimlich gut?
Elisabeth: Nein! Aber drangen Sie nicht weiter in mich! Wenn Ihnen das
zur Beruhigung dienen kann ... ich werde niemals Heirathen!
Willich: Und das sagen Sie mit Ihren einundzwanzig Jihren? Was kann Sie
denn so verbittert haben! Du lieber Gott, was haben Sie denn erlebt? Ihre Jugend?
Nn ja, Ihr Vater war ein bischen herb und streng . .. Scheu Sie, Fräulein, der hatte
Rechr, verbittert zu sein, denn dem ist im Leben so Vieles quer gegangen. . . Aber
Sie? Sie Kaken wahrhaftig kein Recht, jetzt mit dcm Leben abzuschließen! (Wehmüidi^.,
Mit einundzwanzig Jahren!
Elisabeth (vor sich hinstarrend,: Mit einundzwanzig Jahren! ,.. (Pause,, Ich kann
Sie mir bitten, Herr Willich, mir Ihre Freundschaft zu bewahren ... mir wollen gute
Kameraden bleiben . . . mehr düifcn Sie nicht von mir verlangen!
Willich «betrachtet sie lange schmerzlich,: Fräulein Traun ... ich nehme Sie beim
Wort. . . wir wollen gute Kameraden bleiben . . . wenn Sic mich einmal brauchen
. . . Sie können auf mich zählen . . . immer!
Fr. Mengersen (von links,.
Willich isich ausrastend): Frau Mengersen, jetzt hält mich Nichts mehr aus MengerSfcldc! . . . Sagen Sie, bitte, Ihrem Mann, ich würde bis Sonntag mit ihm abrechnen.
Fr. Mengersen (reich, ihm die Hand,: Ich sche Sie noch, Herr Willich!
Willich ,mit einem Blick auf Elisabeth ab, während Frau Mengersen langsam nach vorne kommt >,
Elisabeth: (ganz im Vordergrunde stehend, leise für sich,. JctZt.. . kvMMt das Schwerste!
Fr. Mengersen: Ich habe das Kind mit Luisen in den Garten geschickt: das
Wetter ist ja herrlich ... sie wollte durchaus Ball spielen. Ich wagte nicht zn widersprechen . . . «Nachdem sie einen Moment Elisabeth betrachtet, voll Milde., Elisabeth, ich Weiß,
jedem Mädchen von Charakter und Herz muß ^es wehe thuu, eine so ehrliche Neigung
nicht erwidern zn können . . . Herr Willich hat mich gebeten, bei Ihnen ein gutes Wort
einzulegen, aber das konnte ich nicht. Ich will es Ihnen gestehen: ich habe Kintcr dieser
Thüre gezittert, Sie könnten einwilligen, mid ich müßte Sic verlieren. So bin ich
doppelt froh: ich habe Sie nicht beeinflußt, und Sie bleiben mir erhalten. <D, Elisabeth vor
sich hinstarrend, Nichts erwidert., Elisabeth, ist es Ihnen so schwer geworden, Nein zu sagen?
Elisabeth: «verneint stumm,.
Fr. Mengersen: Zwischen uns darf es keine Geheimnisse geben, Haben Sie eine
Sorge, die Sic drückt? Sie helfen mir seit Jahren die schwerste Sorge so tapfer
tragen ... ich kann verlangen, Idaß Sie mich auch an Ihren Sorgen Theil nehmen
lassen. Lieben Sie vielleicht doch diesen Mann? Haben Sie nur mir und dem Kinde zu
Liebe Nein gesagt? Das siebt Ihnen gleich, Elisabeth .. . «voll Wirme, ich danke Ihnen,
stürmisch ihre Hand ergreifend, ich danke Ihnen!
Elisabeth (ihr die Hand entziehend, stammelnd, ohne Fr. Menzcrsen anzusehen,: Fmu Mengersen ... ich muß Sie bitten . . . mir einen Urlaub zu geWöhren . . . (schnell und
angstvoll, nur wenige Tage . . . ich . . . muß . . . nach . . . Hause!

Mengersfelde.
Ar. Mengersen (blitzschnell und tonlos): Warum?
Elisabeth (fassungslos): Mine . . . Mutter ist erkrankt und , , . verlangt nach
mir . . .
Fr. Mengersen ,wie oben,: So plötzlich? . .. Sie haben mir ja erst bor wenigen
Tagen einen Brief von ihr vorgelesen ... der erwähnte Nichts davon.
Elisabeth (immer nach Worten suchend): Sie . . . ist alt . . . und braucht eine
Stütze im.Hause. . .
Fr. Mengersen (fiebernd,: Eine Stütze? So würde es sich also nicht nur um
wenige Tage handeln? (Sich überstürzend,, Lassen Sie mich nur Alles ordnen... ich werde
ihr schreiben, dafz ich Sie nicht entbehren kann ... sie muß es ja einschcn ... sie mufz
es ja . . ich werde ihr jede Erleichterung schaffen . . seien Sie ganz außer Sorge . .
Professor Ostcrmann muß hin zu ihr . . . was er für richtig hält, wird geschehen . . .
es soll der alten Frau an Nichts fehlen ... an Nichts . . . das bin ich Ihnen wahrhaftig schuldig!
Elisabeth: Nein, Frau Mengersen, ich muß selbst nach ihr sehen!
Fr. Mengersen centsetz,): Und mein Kind? Was soll denn aus meinem Kinde
werden? Wie soll ich denn Hedwig über diese paar Tage hinwegtäuschen? . . . und jeder
Tag hat vierundzwangig lange Stunden ... ein paar Tage . . . diese Ewigkeit! . . .
wo sie sich um jede Minute bangt, die Sie nicht bei ihr sind . . . und jetzt . . . gerade
jetzt . . . wir sollen sie ja vor jeder seelischen Erregung schützen . . . , plötzlich stürmisch.,
ElisabetK, sehen Sie mich an , . . Sic können nicht lügen . . . ttn furchtbarer Verzweiflung.,
Sie wollen gehen . . . und wollen nicht wiederkommen!
Elisabeth <mit flehenden Händen): Machen Sie es mir nicht so schwer, Frau Mengersen!
Fr. Mengersen (tonlos die Worte hervorstoßend,: Sie wollen mich verlassen?
Elisabeth Inach Athen, ringend): Ja!
Fr. Mengersen ,wie oben,: Für immer fortgehen?

Elisabeth: Ja!
Fr. Mengersen (sich mit beiden Sünden „ach dem Kopfe fassend,: Das kailtt l« nicht
sein, l armherziger Gott, das kann ja nicht sein!
Elisabeth (hauchend): Es muß sein!
Fr. Mengersen (verzweifelt,: Haben Sie doch Erbarmen, mein Kind stirbt ja, wem,
Sie gehen! cJn rathlosem Jammcr.) Elisabeth, verlange» Sie von mir, was Sie wollen
... Sie haben vorhin das Wenige zurückgewiesen, was ich Ihnen geben wollte . . .
(überschäumend, ganz besinnungslos,, Ja ... ja ... ich sehe es ein . . . es war zu wenig
. . . viel zu wenig ... ich gebe Ihnen Alles, Alles was ich habe . . . (Ihre Hand ergreifend, nur bleiben Sie hier!
Elisabeth «eile und schmerzlich): Tos habe ich nicht verdient!
Fr. Mengersen (immer fiebernd): Oder lieben Sie vielleicht einen anderen Mann
. . . nnd wollen deshalb fort ... ja gewiß ... das wird es sein ... er will nicht
länger warten ... ja, ja ... so ist es .. . ich will mit ihm sprechen ... er muß
sich gedulden! (Pause., Elisabeth, sagen Sie mir endlich die Wahrheit, warum wollen Sie
mich verlassen?
Elisabeth (leise): Ich muß gehen, Frau Mengersen, weil ich in Ihrem Hansenich
änger leben kann!
Fr. Mengersen (immer fliegender,: In meinem Hause? Wer hat Ihnen Etwas zu
Leide getban? Wer? . . . Oder . . . oder bin ich nicht liebevoll gemig gewesen, sagen
Sie es mir . .. ich will es gut machen . . . wenn ich Sie verletzt habe... ich schwöre
es Ihnen ... es ist unwissentlich geschehen!
Elisabeth (leisi,: Ich ... ich muß mich retten . . .
Fr. Mengersen (athemlos): Netten? Vor wem? (Sie hält sich a„ einem Stuhl scst.)
Sie wissen nicht, was Sie sagen!
Elisabeth: Ich bin mir nie klarer gewesen als in diesem Augenblick!

Lelir philippi in Berlin.
Fr. Mengersen: Haben Sie doch endlich den Muth, mir Alles zu sagen . .
ich will den Muth haben, es zu hören!
Elisabeth: Als Sie mir damals vor drei Jahren die Stellung als Pflegerin anboten ... Sie wissen nicht, Frau Mengersen, was Sie damals an mir thatcn!
Fr. Mengersen (murmelnd): Sie reden irre!
Elisabeth: Ich . . . ich habe mich an Sic geklammert . . .
Fr. Mengersen <wie abwesend: Ich . . . verstehe Sie nicht!
Elisabeth: Sie selbst haben mir damals den Weg gezeigt, wieder gut zu machen,
was ich . . . was ich gesündigt hatte ... an . . . an . . . (der Athem stockt ihr,)
Fr. Mengersen ,pfeilschnell,: An wem?
Elisabeth: An . . . Ihnen!
Fr. Mengersen «nie fliegendem Athem,: An mir? An mir?
Elisabeth: Ja. Denn mir blieb mit meinen achtzehn Jahren nur . .. der . . .
Mühlteich!
Fr> Mengersen (sich noch dem Kopfe fassen«: Das kann ja nicht sein!
Elisabeth: Deswegen drängte ich mich ja zn Ihrem Kinde . . .
Fr. Mengersen «fliegend,: Deswegen haben Sie eS gepflegt? . . .
Elisabeth . . . Tag und Nacht! ... ich wollte, daß Sie mich lieben . . . denn
ich dachte mir, wo Liebe ist . . . da muß auch Verzeihung sein! . . . Begreifen Sie
ietzt, Frau Mengersen, wie es mir das Herz zusammengeschnürt hat, wenn Sie mir
dankten? Mir! Wo ich Ihnen am liebsten jeden Tag die Hände geküßt hätte!
Fr. Mengersen (immer fiebernder,: Alles . . . Alles, was Sie gethan haben . . .
das war also gar nicht Liebe für das Kind? ... das war also nur Ihr Gewissen?
Elisabeth: Ja!
Fr. Mengersen: Das ließ Sie nicht ruhen? <<«euchend,> Und Sie lpben hier gelebt . . drei Jahre ... in meinem Hause . . .
Elisabeth: Ja, drei gräßliche Jahre! . . Aber jetzt bin ich mit meiner Kraft
zu Ende . . . ich kann es nicht mehr ertragen! . . . <Verzmei«t., Wissen Sie denn,
Fron Mengersen, welches Leben ich hier führe? l-veisz »nd leidenschaftlich flnsternd., Noch
heute . . , noch heute verfolgt er mich ja auf Schritt und Tritt . .. Sie wissen ja nicht
... in den Nachten, in denen Sie allein bei dein Kinde wache» ... da ... da stehr
er vor meiner Thür und droht und lockt und bettelt . . . wie damals!
Fr. Mengersen <i„ tiefstem «el>: In meinem Hause! «Schaudernd, In meinem
Hause I
Elisabeth ,immer leidenschaftlicher,: Ich war jung . . . ohne Aufsicht ... ich sollte
Mitleid mit ihm habe» ... er sei so allein ... er sei unglücklich in semer Ehe. . .
er verstand es so gut zn locken . , , und ich glaubte ihm I
Fr. Mengersen scmvört „HS in tie'ster Verachtung,: Also nur aus Leichtsinn haben
Zie sich weggeworfen?
Elisabeth: Nci,i, Fran Mengersen, nicht nur meine Jugend und mein heißes
Blut waren schuld . . . (Sich aufrichtend, in Hemer Leidenschaft.) Ich habe ihn geliebt . . .
unsinnig . . . unsinnig!
«Rapides Tempo ,
^-r. Mengersen iathe,,los>: Msr sind sie denn nicht endlich zur Besinnung gekommen?
Elisabeth: Ja. Da bänmte sich mich mein Stolz wieder auf . . .
Fr. Mengersen: Haben Sic sich denn nicht gegen ihn gewehrt?
Elisabeth: Tag für Tag! Stunde für Stunde! . . . ein furchtbarer Kampf
. . . drei lange Jahre!
Fr. Mengersen: Wnum haben Sie mir denn nicht Alles entdeckt?
Elisabeth: Sie hätten mich damals schon aus dem Hause gejagt, wie Sie es
jetzt tlttiu werden . .. und ich wollte, ich mußte ja hier bleiben nm Ihretwillen, um
des Kindes willen! IVer,w«felt, Ich habe ihm ja in meiner Verzweiflung gedroht, daß

ich in den Mühlteich ginge, wenn er mich nicht in Frieden ließe ... er hat mir in's
Gesicht gelacht: „Dann verräthst Du Dich ja selber!"
Fr. Mengersen: Und warum wollen Sie gerade jetzt gehen, nach drei langen
Jahren?
Elisabeth: Er hat mir gestern gedroht, daß er meine Schande aller Welt erzählt,
wenn ich ihm nicht wieder zu Willen bin! Das war mein Leben .. drei Jahre lang .. ,
in ohnmächtiger Empörung gegen ihn . , . in grenzenloser Scham vor Ihnen! . . .
«Paus«; langsam,. Und jetzt, Fran Mengeisen, werden Sie mich wohl gehen lassen?!
Fr. Mengersen (in loderndem Zorn): Alles hätte ich von Ihnen erduldet . , . des
Kindes wegen . . . darüber kann ich nicht hinweg . . . darüber kann keine Fran
hiniveg . . . (Flammend.) Mag daraus werden, was will! . . gehen Sie ,. gehen Sie!
. . ich Kalte Sie nicht mehr!
Des Kindes Stimme (durch das geöffnete Fe„fler »MI „Uten Hera,,,',: Elisabeth!
Fr. Mengersen (schrickt entsegt zusammen und tritt dann an's Fensler, sich hinnnterbeugend,
«oll Liebe,: Was willst Dn denn, mein Schatz?
DeS Kindes Stimme: Nein, Mama, nicht Tu. Elisabeth soll an's Fenster
kommen!
Elisabeth (schwank! langsam,, NI Femler, da,,n mit liebenswürdigster Herzlichkeit!: Da bin ich!
Des «indes heitere Stimme: Elisabeth, T» mußt mit mir Ball spielen!
Fr. Mengersen (tritt in'« Zimmer zur,«,)
Elisabeth: Soll ich zu Dir herunterkommen?
Des Kindes heitere Stimme: Ntin, bleibe lieber oben! Da wirft's sich viel
schöner! . . Hop . . (Der «all stiegt durch's Fenster,)
Elisab eth (sich am Fensterbrett krampfhaft festhaltend, fängt den Ball auf, »ollLieblichkeit): Und
Hop! (Sie wirf, den Ball zurück,)
Des Kindes lustige Stimme: Bravo! Bravo! (Klatsch, in die Hände) Dich habe
ich dock, am liebsten von Allen! . . Jetzt Du, Luisel
Elisabeth (wankt zurück.'
Fr. Mengersen iraihlos umher, murmelnd): „Dich habe ich doch am liebsten von
Allen!" .. Was soll daraus werden! . . um Gotteswillcn .. was soll daraus werden!
Elisabeth (stumpf): Begreifen Sie jetzt, daß ich gehen muß?
Fr. Mengersen (schaudernd): Ja, wir Beide köniicn nicht niebr zusammenleben!
,Sie gehl wieder umher, dann Iritl sie an'« Fenster, sieht hinunter, sie kommt zurück, sie bleibt stehen und
sieht Slisabeib an. sie tritt einige Schritte aus sie z», als ob sie Ilir vtwas sogen wolle, dann weicht sie
schaudernd zurück., Ich kann nicht ... ich kann nicht! (Pansc,
Elisabeth: Sie jagen mich ans dem Hanse, Frau Mcngcrseu, Sic haben Recht
... ich gehe!
Fr. Mengersen (überschäumend,: Begreifen Sie denn nicht, daß ich nicht anders
kann?
Elisabeth: Ja! Sie können nicht anders!
Fr. Mengersen (steinen, »nd >o„lo»,: (Rehen Sic!
Des Kindes Stimme: Ach, bitte schön, Elisabeth, ucch ein Mal, nur noch
ein Mal!
Elisabeth (steht am Tisch und verneint stumm,)
Des Kindes ungeduldige Stimme: Wo bll'il'sl Tu denn?
Fr. Mengersen (m„imei„d>: O, mein Gott . . . mein «olt!
Des Kindes nnmuthigc Stnnmc: Tu scllst nicht immer bei Mama sein . .
Tn sollst bei mir bleibenI
Fr. Mengersen: Ich bitte S'c . , . gehen Sie hin . . . (mit stehenden Hände,,)
gehen Sie hin!
Elisabeth (schleppt sich zum Fenster, dann heiter): Tn kannst aber schön werfen, Schatz!
(Ballspiel, des Kindes jauchzendes Lacl cn, dos (lüsobeil, mit aller Ucberlrindung erwidert,)

Fr. Mengeisen lim Zimmer,: DaS ertrage ich nicht! das nicht!
Des Kindes Stimme: Versteck' Dich jetzt, liebe, liebe Elisabeth!
Elisabeth (einen Augenblick nach Athen, ringend, versteckt sich dann unter dem Fensterbrett?:
Wo bin ich?
Des Kindes traurige Stimme: Ertrunken!
Elisabeth: Wo bin ich jetzt?
Des Kindes traurige Stimme: Tief unten im Mühlteich!
Elisabeth: Eins, zwei, Hurrah', . . die Nix' ist wieder da! (Sie ist aufgesprungen
und lacht dem Kinde mit lieblicher Anmuth z„,z Mein angebeteter Schal;!
Des Kindes jubelnde Stimme: „Die Nix' ist wieder da!"
Elisabeth (wirft dem Kinde mehrere Male KuMnde zu, dann taumelt sie, wie besinnungslos,
in'« Zimmer zurück): Das . . . war ... der Abschied!
<Pause.)
Fr. Mengersen (tonlos,: Wann . . . wollen Sie gehen?
Elisabeth: Noch heute!
Fr. Mengersen («tbemlos. in emsetzlicher Angst,: Nein . . . nein . . . nein! bleiben
Sie noch bis morgen ... bis morgen . . bleiben Sie noch . . ein paar Tage! . .
Des Kindes frohes Lachen «schallt herauf,: Elisabeth! Singe mit! (Das ,«,nd beginnt zu sing<n,)
„Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Haiden" u. s. w.
Elisabeth Imurmelnd): Ich kann nicht ... ich kann nicht!
Fr. Mengerseil Istcht sie Mi, einem Blick an).
Elisabeth (bleibt im Zimmer stehen und singl vor Erregung und Schmerz bebend, mit dem
Kinde, zweistimmig):

„Nöslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden".
(Ihre schluchzende Stimme bebt, sie hält sich mühsam aufrecht.)
Fr. Mengerseu: Das werde ich nicht mehr höreu . . . (schaudernd) bald nie mehr
hören . .. wenn Sie nicht mehr hier sind! (Plötzlich win> aufschreiend) So vertheidigen Sie
sich doch! <Noch überwältigender,) So vertheidigen Sie sich doch!
Elisabeth (lädt mit gesenktem Kopf die Arme schlaff sinken, ganz einfach und leise): Ich habe
ihn geliebt! (Sie wendet sich »ach der linken Thür)
Fr. Mengersen (in fliegender Hast): Bleiben Sie! bleiben Sie! . . . Das ist ja
Alles Wahnsinn! . . . Was soll denn daraus werden? (Sie eilt umher . Warum denn das
unschuldige Kind entgelten lassen? Nein . . nein . . nein! Das Kind opfern? Warum?
Wofür? lim meiner weiblichen Würde willen? Ilm meines Stolzes willen? Das ist ja
Alles in den vierzehn Jahren längst zertreten . . . Aber daß gerade Sie, Elisabeth, das
schmerzt mich, denn ich habe Sie geliebt!... aber ich habe Ihnen auch viel zu danken
. . . (Mit einer Bewegung beider Hände, als ob sie Elwaö, was sich In ihr aufbäumt, unterdrückt) Zch
. . werde darüber hinwegkommen . .. ich musz darüber hinwegkommen . , . (nach Aihcm
ringend.) Sie haben Recht ... wo Liebe ist . . . da . . . <Sie hält sich wankend an dem Tisch
fest, da Ullis; auch Verzeihuilgjsein ... da ... da ist auch Verzeihung!
Elisabeth (starrt Frau Mengeise» an, erst nach nnd nach, wie aus einem Traum erwachend,
begreift sie den Sinn der Worte, ihre wilde Erregung wächst immer mehr und mehr, bis sie wie von einem
Alp befreit, hervorjnbelt,: Endlich! (Dann bricht sie in wildem unstillbarem Schluchzen zusammen, den
Kopf auf die Tischplatte beugend,.
Fr. Mengerseu (tritt auf Elisabeth zu. siiht lange schmerzerfüllt auf sie herab): Weinen
Sie sich aus ... das erleichtert ... ich weiß es!
Elisabeth leise schuchzen«: Sprechen Sie weiter ... es thut mir so wohl!
Fr. Mengersen (Mit erzwungener Ruhe und bebender Stimme): Sie habe» viel gelitten
. . . Ihre Schuld war groß . . . aber Sie haben auch Anspruch auf Verzeihung . . .
Sie waren jung ... die drci Jahre, die Sie hier gelebt haben, löschen Viel« wieder
aus , . .

INenacrsfcloc,
Elisabeth (stammelnd!: Dank. . . Dank!
Fr. Mengersen (ftokweise): Das Unglück hat uns zusammengeführt ... es muß
uns auch zusammenhalten . . .
Elisabeth (aufspringend, jäh,: Was sagen Sie?
Fr. Mengersen (gros und ede„: Hier müssen Sie ausharren, unbeirrt um Alles,
Ivos geschehen ist! Und erst . . . (mit versagender Stimme,: wenn . . . wenn Sie Ihre
Pflicht gethan haben . . . (erhaben, dann können Sie mit nihigem Gewissen aus diesem
Hause geben. Tann haben Sie Ihre Schuld gebüßt vor sich selbst und vor mir!
Elisabeth «stürmisch,: verlangen Sie das nicht von mir, Frau Mengersen, das
kann ich nicht! Ich habe das Alles ertragen . . . weil Sie Nichts davon ahnten!.. .
jetzt, wo Sie eS wissen . . . (sich abwendend, leise, würde ich vor Scham vergehen!
Fr. Mengersen: Fliehen Sie, so weit Sie wollen ... das Gewissen läßt Sie
nicht ruhcn . . . denn die flehende Stimme meines armen Kindes werden Sie überall
hören!
Elisabeth «sich aufbäumend!: Lassen Sie mich doch gehen! ich bin ja noch so
jung! . . . <cw wildester Leidenschaft,, Geht denn Ihre Mutterliebe über Alles hinweg?
Fr. Mengersen «gros und erhaben,: lieber Alles! Denn für jede Stunde, die
Sie mir miin Kind ncch erhalten, will ich Ihnen dankbar die Hönde küssen!
Elisabeth «schlagt schaudernd die Hände vor'« Gesicht, in grenzenloser, grauenvoller Bewunderung,: Frau Mengerscn, ... Sie sind
furchtbar in Ihrer Liebe! (Lange tiefe
Pkuse.,
Fr. Mengelsen (geht langsam durch'« Zimmer, dann tritt sie an's Fenster und sieht hinab,
mit erkünstelter Ruhe): Mein süßer Schatz, gehe jetzt niit Louisen ill's Haus!
Des Kindes klagende Stimme: Ja, Mama . . . jetzt gehe ich!
(Pause, langsame Dämmerung,,
Fr. Mengersen (zurückkehrend, leise „nd bebend,: Elisabeth, Sie haben in diesem
Augenblick über Leben und Tod meines Kindcs zu entscheiden! ... ich kann Sie nicht
holten . . . (Herzbezwingend, aber köimkil Sie wirklich gehen?
Des Kindes Stimme (°i,ö weiter Sntiernung. klagend): Elisabeth! ... (Immer
mehr verhallend): Elisabeth!
Elisabeth: (starrt sie lange in namenlosem Jammer an, dann leise mit geschlossenen Augen
den «o»f senkend): Ich . . . werde . . . bleiben!
Fr. Mengersen (zieht sie stürmisch an sich, den Kops Elisabeths an ihre Brust lehnend,,
Elisabeth (schluchzt krampfhast auf).
(Während Elisabeth an Frau Mengersen gelehnt leise fcrtschlnchzt, fällt der
Vorhang sehr langsam)
Dritter Äct.
Dieselbe Decoration,
Heller Sommertag,
Willich (steht am '1,'ittellisch „nd blättert in einem Actenstnck. er collationirt mit eincm Bielfti-t. eine mit Papieren ccfiillte Marpe vor sich,: 17S36 Mark 18 Pfennige ... 974 Mark
49 ... das stimmt. . .
Thilenius (mit Iran, von rcchtö): lind bitte, frage» Sie die gnädige Frnn, wann
ich sie sprechen könnte!
Franz: Z» Befehl! (Link« °b.>
Thilenius: Guten Tag, mcin lieber Herr Willich! (>^>cbt ihm die Ha„d)
Willich: Guten Tag, Herr Tcctor!
Thilenius (seine Hand auf die Mappe iegend): Das ist wohl nun das Letzte, was

Sic hier thun werden . . . Abrechnung Kalten . . .
Willich: Ja. Jetzt wird'S Emst. Heute ist Sonntag!

Felix philixpi in Berlin. —
T h il e II in s lmit schw<re,n Seufzer): Ja, heute ist Sonntag! («^r geht an daö geöffnelc
Feilst!!): Sehen Sie nur diesen köstlichen Sonnenschein! (Mi! einem Alick nach oben) Ja, die
alte Dame da oben, die kümmert sich wahrhaftig nicht um das Unglück der Menschen!
Willich. Genau an einem solchen Tage bin ich vor drei Jahren hier eingetreten
Thilenins: In den drei Jahren ist hier viel geschehen!
Will ich: Ja, Herr Doctor, viel, aber nichts Gutes!
Thilenins lschmer): Vor zwei Tagen haben wir das arme Kind in die Erde
legen müssen!
Willich: Der Herr Pfarrer hat schön gesprochen. Nur, was er da von dem
Weiterleben gesagt hat, das hat mir wenig gefallen. Denn ich meine, die meisten Menschen
haben an dem Leben hier unten gerade genug.
Thilenins: Darin können Sic Recht haben!
Will ich: Waren das eine Menge Blumen und Kränze!
Thilenins: Ja, damit und mit den schönen Redensarten glauben die Menschen
trösten zu können! Ich bin Uberzeugt, in der ganzen großen Versammlung haben die
Wenigsten wirkliche Trauer empfunden. Haben Sie zum Beispiel die Herren Lindstädt,
Buddberg und Norder betrachtet? Tic rauchten bis kurz vor Beginn der (Zeremonie
vor der Kirchshofsthür ihre Cigaretten, und als ich an ihnen vorbeiging, hörte ich zufällig,
wie Herr von Norder sagte: „Tonnerwetter, Kinder, wenn der Zauber hier nur nicht zu
lange dauert!" Und Graf Buddberg> dieses seelenvolle Gemüth, meinte: „Sonntag vor
dem Rennen müssen wir ihm noch die faule Condolenzvisite machen." lind das sind
die Freunde des „tiefgebeugten" Vaters, wie es so schön in der Todesanzeige zu lesen war!
Willich: Ich hab's wohl bemerkt, wie die drei Herren sich gar nicht um die
Feierlichkeit kümmerten, sondern mit ihren eingeklemmten Glasscherben immer nur Fräulein
Traun in der uiwerschamtesten Weise anstarrten! . , . Der armen Frau musz es doch
wenigstens ein Trost sein, das; das Kind nicht mehr zu leiden bmuckt. Sagen Sic mir
nur, Herr Doctor, wie ist es denn so schnell gekommen? Ich habe die Tage so viel
arbeiten und rechnen müssen . . . nnd hierher konnte ich nach dem letzten Auftritt mit
Herrn Mengersen auch nicht mehr gut kommen, um Etwas zu erfahren . . . war denn
das Ende schwer?
Thilenius: Nein, ausgelöscht, wie man ein Licht ausbläst! Frau Mengersen
und Fräulein Traun waren hier in diesem Zimmer, das Madchen hatte noch sehr lustig
mit der alten Luise im Garten Ball gespielt . , . aber kaum hatte sich das arme Ding
in sein Zimmer zurnckgcschleppt. d,r stallte sich Pölich daj Fieber mit schrecklicher Heftigkeit
ein ... es dauerte nur wenige Stniwen, und dann war Alles vorbei!
Willich: Ich kann mir'S denken, was sie gehört hat: daß Fräulein Traun fort
will, nnd <mit schwerem Seufzer) daran ist sie gestorben!
Thilenins <»„,l,er): Ganz recht! Ein anderes Mädchen in diesen Jahren würde
wahrscheinlich theiliiahnilos geblieben sein. Aber gerade ans s i e mich es einen tiefen
Eindruck gemacht haben. Denn sie soll ja ungewöhnlich klug gewesen sein und in ihrem
Empfinden nnd Denken ihren zwölf Jahren weit voraus. Nicht wahr?
Willich: Gewiß! Ich habe WZ Minch.'ü oft g.'ivcoch.'n. Sie war nicht altklug,
wie man so sagt. Aber sie hatte sich — so kindlich wie sie war — doch schon ihre
eigenen Gedanken gemacht über alles Mögliche! Die war klüger als mancher Erwachsene!
Ja, es war ein ganz merkwürdiges Geschöpf! Sie spielte wie ein Kind von zehn Jahren
und dachte nnd fühlte, als ob sie schon zwanzig wäre!
Thilenins: Jetzt wird's recht einsam werden ans Mengcrsfelde! Sie gehen, und
Fräulein Traun hält jetzt auch Nichts mehr. Tie hat ihre Pflicht g?than! cMci, einem
Gang durchs Zimmer). Sagen Sie doch, ist denn die Angelegenheit mit Schlutow geregelt?
Will ich: Wie Herr Mengersen gewöhnlich solche Dinge „regelt". Unten in der
Stadt wohnt ein gefälliger Mann, der leiht die kleinsten Beträge zu den größten Procenten . , . Dem gehört schon dreiviertel von Mengcrsfelde!

Thileiiiils: Sie haben jetzt doch einen klaren Ueberblick durch Ihre Abrechnung
gewonnen: wie steht denn die Sache hier?
Willich: Wie sie steht? Herr Mengersen wird in spätestens zwei Monaten statt
mit seinen nobcln Freunden mit den Gerichtsvollziehern Karten spielen können!
Thilenius lsich setzend,: Um den Mann ist mir nicht bange! Von einem Zusammenleben zwischen ihm und der Frau kann ja jetzt wohl keine Rede mehr sein! Sein
Geld hat er verpufft. So werden wir ihm wohl in nicht zu langer Zeit auf den Neun-Plätzen als Bookmaker begegnen, und wenn er als Angestellter in einem Tetectivbnreau
abgewirthschaftct haben wird, dann blüht ihm ja immer noch die aussichtsieiche Zukunft
als Kellner in einem eleganten Restaurant von New-Iork. Und da er, wenn er will,
tadellose Manieren hat, außerdcm wohlgepflegte Nägel und einen wundervollen Schnurrbart . . . na, da fischt er sich am Ende da drüben noch die einzige Tochter eines reichen
Nähmaschinen- oder, was jetzt noch rentabler ist, eines Belocipedsabrikanlen. Daun säet
er nicht und erntet er nicht, ober sein Schwiegervater ernähret ihn doch! Ja, ja,
für den ist ausgesorgt! 'Sehr ernst.) Aber, mein lieber Willich, was wird ans
der Frau?
Will ich: Sie hat ja glücklicherweise genug zum Leben!
Thilenius (bii,er>: Aber welch' ein Leben!
Willich: Und was wird aus Fräulein Traun?
Thilenius: Mein Gott, sie ist jung und hat mit ihren einundzwanzig Jahren
«och das ganze Leben vor sich!

Will ich: Nichts hat sie vor sich, Herr Toctor, die ist mit dem Leben fertig,
gründlich fertig!
Thilenius: Sie kennen ja das Mädchen schon lange; war sie immer so ernst
und verschlossen?
Willich: So traurig und mmscheuscheu ist sie erst hier geworden, als ... als
ob sie hier ein großes Unglück erlebt hätte!
Thilenius 'aufstehend und ihn unsicher ansehend): Hier?
Willich <>eise>: Wissen Sie, Herr Doctor, was mir gar nicht aus dcni Kopfe
will? Tas ist die Geschichte mit Herrn Mengerscu . . .
Thilenius laushorchend): Wie meinen Sie?
Willich: Sie waren ja dabei, als der Herr so fürchterlich in die Rage kam: „er
dulde so Etwas nicht in seinem Hanse". Tos iraät er mir nicht weis und Ihnen gewiß auch nicht, das mit seiner sittlichen Entrüstung! Ich sage Ihnen, der hat keinen
Augenblick daran gedacht, daß ich dem Mädchen „nachstelle"! Und wenn er es sclbst gemerkt hat, daß ich ihr gut bin, was kann ihn denn so in die Wut!) bringen? Mir
bleibt nur eine Erklärung . . .
Thilenius ldn mit gespanntester Anfmerlsamleit folgte): Welche?
Willich: Daß er eifersüchtig ist! <Sick,cr.) Ich kenne diesen Mensche»! lLeise
S'e dürfen versichert sein, Herr Toctor, ich gehe nickt eher vrn Mcnacrsfclde, bevor ich
darüber nicht in'S Reine gekommen bin! Und lbebcnd) wenn cs so ist, wie ich fürchte,
dann rechne ich mit ihm ab!
Thilenius: Still! Man kommt!
Mengersen l«°n linii, gi'olgt vcn Franz,: Wo sind die Herren? Im Gnrtcusaal?
Unsinn! . . . laß' sie doch hier hereinkommen!
Franz (tritt eine» Moment a> f Thilci'ins zu, Ilm leise ctircS sagend, dann B<i»c ab,)
Mengersen (im schwarzen Beinkleid, beller Weste und Zacket,: 'Tag, lieber Toctor!
ThilenillS lerwiderr den Grust sehr lnhl,,
Mengersen: Sie wundern sich gewiß, daß ich die große Traner schon arg/legt
habe? —
Thilcnins: Nein, ich wniidcrc mich nicht!

Mengersen: . . . Aber mein Gott, bei dieser Hitze! und überdies auf solchen
Aenßerlichkeiten beruht wahrhaftig nicht die tiefe Trauer, die muß man inneilich
empfinden!
Thilenius: Ein Mann vou Geist setzt sich über derartige Kleinigkeiten hinuieg!
Mengersen (,u WiMch. schroff,: Was wollen Sie denn hier? ... Ach so, das
hatte ich ganz vergessen . . . jetzt habe ich keine Zeit . . . lassen Sie mir die Mappe hier
. . ^ ich werde Alles prüfen . . . kommen Sie meinetwegen in einer Stunde wieder!
Willich liegt die Mappe auf den Tisch, einfach,: Also in einer Stunde! (Recht» ab.,
Thilenius (will nach link»),
Mengersen: Aber bester Toctor, Sie können doch bleibe»! Alle Drei riesig
nette Kerle!
Thilenius: Ich danke verbindlichst. Aber ich kann mir ja denken, daß Sie nach
dem großen Unglück allein und in stiller Sammlung mit Ihren erprobten Freunden
bleiben möchten; die werden Ihnen gewiß den wahren Trost spenden! (Link« ab.)
Mengersen (ihm nachblickend,: Affectirter Kerl! «Gebt an de» Spiegel, bürstet sich den
«art und murmelt,) Na, mit der Brillantine ist das auch solch' Schwindel! cD°nn tritt er
an den Tisch und will schnell die Mappe öffnen, als er die angekündigten Herren durch die Mitte eintreten
sieht, wirft er die Mappe bin,)
Buddberg > alle Drei schwarz gekleidet mit hohen Hüten,")
. Norder)
Lindstädt (Mengersen in der bekannten «igerlmanier die Hand gebend) Herzliches Beileid!
Buddberg (genau ebenso,: Beileid!
Norder (genau ebenso): Beilcid! (Man seht sich,)
Linstädt (ganz conventioncll,: Sehr schmerzlicher Verlust!
Buddberg: Riesig schmerzlich!
Norder: Kolossal schmerzlich! (Kurze Pause.,
Mengersen (sehr elegisch,: Wer hätte das gedacht! So jung und schon sterben müssen.
Norder: Allerdings kolossales Pech! (Sr gühnt leicht hinter seinem Hut.,
Mengersen (Immer in den, gleichen Ton,: Ihr werdet gewiß Durst haben? Bombenmäßige Hitze heute . . . Madeira? Oder lieber Portwein? Seid doch nicht so unge-MÜthlick Und redet doch. ((5r klingelt und offerirt Erretten,)
Lindstädt Igelangwtilt,: Türken?
Mengersen: Griechen!
Buddberg (ge>°ngme„„: Alle Beide Nichts Werth!
Nordcr: Na, ein Schluck kalter Sect wäre gar nicht zu verachten! Habe nämlich
wieder einen kolossalen Brrimmschädcl! . . . Ans Ehre, jedes einzelne Haar thut mir weh!
Lindstädt: Größenwahn! Hast ja im Ganzen nur fünfe!
Mengersen (zum eintretenden Iran,,: Drei Flaschen Sect und ... (er giebt ihm
leise weiteren Auftrag mährend dessen —1
Norden (leise zu den Anderen,: Kinder, das ist ja hier zum Auswachsen Sdc!
Buddberg: Scheußlich!
Norder: Wenn man nur 'mal wenigstens die Ileinc Kröte, die Traun, zu sehen
kriegte! Mit dem Crepeschlcier sah sie zum Verrücktwerden aus.
Lindstädt: Halt's Maul! Er kann ja jedes Wort lören! (Iran, ab,,
Mengersen: Wann fahrt Ihr denn zum Rennen 'raus?
Buddberg: Um rolb zwei. Tie Mail^Eooch ettrmtet uns an der Chaussee . ..
Bensheim, Walldorf, Lenningsen ... die ganze Bande ist mit . . . Sect haben wir

massenweise ... die kleine Grabow, Tilli Rieder und Mieze König sind mch dabei...
kann also riesig fidel werden!
"1 Diese Scene ist decent und dinchoui! ohne Ilebcrtreibung zu spielen.

Mcngersfeloe.
Lindstädt: Niieze König, neueste Entdeckung von Norder . . . bildhübsch . . .
sehr kleine Füße . . . sehr groszcr Turst . . . trinkt »ur Pomery ... von Hause aus
so gewöhnt . . . ihr Vater ist nämlich Steintrager!
Norder: Ach Kinder, von Ter muß ich Euch 'ne G> schichte erzählen . . . zum
TodtlackM. . .
Mengersen (lebhafter): Also vonvärts! (Do Fttn, eintritt.) Pst!
Buddberg (während Franz Sect und Gläser auf den Mitteltisch stellt, wieder !m Beiledston):
Schrecklich! so jung und schon sterben müssen!
Lindstädt (wehmuilMoli): Zwölf Jahre!
Norder (der nicht gefclgr ist): Blödsinn, die hat gut ihre zweiundzwanzig aufm
Buckel!
,Franz ab.)
Buddberg (während Wengersen einschSukt, tritt Nordel'» auf den Fug,.
Norder: Au! und grade auf's bcstc Hühnerauge!
Buddberg (leise): Bist doch ein heilloses Kameel! wir reden jetzt doch wieder von
der Tochter!
Norder <le!se>: Muß dem Menschen doch gesagt werden!
Lindstädt (Wengersen zutrinkend): Specielles!
Norder kgieichfall«: Trauerschluck!
Mengersen: Sag' mal, Buddberg, ivie stellen denn die Chancen eigentlich für ,
heute? Ich habe mich ja in den letzten Tagen um Nichts mehr bekümmern können!
(In scharfem Gegensatz zu dem bisherigen gelangweilten Ton belebt sich die Unterbaltung Plötzlich,
Buddberg: DaS große Jagdrennen macht zweifellos „Saphir".
Lindstädt: Unbedingt! Dieser Oelsnitz hat doch ein Mordssckwein. Reinhards
„Donner und Toria" kommt gar nickt mehr in Betracht.
Mengcrsen (lebendig,: Na, und den Jubilauinspreis?
Norder: Wette auf „Cherubim"!
Lindstädt: Natürlich „Cherubim"!
Mengersen: Ein Jammer, daß ich nicht dabei sein kann!
Norder (gähnend): Komm mit!
Buddberg: Das erste Mal, daß Norder 'ne gescheidte Idee hat!
Lindstädt: Natürlich kommst Tu mit!
Menge rsen: Das ist ja gar nicht möglich . . . in«.)
Buddberg: Tie Welt geht unter! Mengersen und moralische Anwandlungen!
Wirst Dich wohl lange um die Spießer kümmern!
Lindstädt: Kleine Dondorf hat auch seinen Alten vor paar Tagen begraben und
kommt doch!
Buddberg: Erbt notaoene keinen Pfennig!
Norder (aufstehend): Also keine lange Ziererei! . . . Punkt halb zwei an der
Chaussee!
Lindstädt (ebenso): Abgemacht! Oder sollen wir Dich lieber gleich hier abholen?
Mengersen (sich zierend): Aber Kinder, bedenkt dock,, wenn ich zum Rennen
komme . . .Z
Buddberg: Ach was, Rennen! Donnerwetter, dos gelört dock, zu Teinem
Beruf! Deine verfluchte Pflicht, Dich als Landwirth um die Pferdezucht zn kümmern!
Lindstädt: Und nachher machen wir ein kleines Jeu!
Norder (ihm die Hand hinhaltend): Also?
Mengersen: Na, ich werde mir mal die Sache überlegen . . . nvcr ick, glaube
kaum . . . man muß doch das Dccorum wahren . . .
Norder: Was fiir'n Zeug?
Lindstädt: Also wir sind jedenfalls um halb zwei hier unten . . ,
Norder (wie beim Eintritt Mengersen gigerlhast die Hand gebend): Beileid!

Lindstädt (ebenso,: Beileid!
Buddberg (ebenso,: Beileid! (WShrend,
Mengersen (»ach vorne «cht, gehen die drei Herren nach hinten, beim Hinsusgehen sag»
Norder: In meinem Leben mache ich keine Condclenzvisite mehr, und lvenn dem
Teibel seine Großmutter stirbt! (»b.>
Mcngersen (trinkt,,
Franz ivon link« mit einem offenen groben Kordel,
Mengersen. Was hast Du denn da?
Franz: Fräulein Traun wollte hier die Sachen vom jungen Fräu^in zusammen»
packen ... die hat die gnädige Frau für die armen ,Mnder ausgesucht . . . <(5r Kellt t«»
Korb aus den Mitteltisch und zeigt aus eine große obenauf liegende Puppe,) Das ist die letzte PllVVr
von Fräulein Hedwig . . .
Mengersen (schnell und leise,: Fräulein Traun kommt also hierher?
Franz: Sie wird gleich hier sein . . ,
Mcngersen (leise und vertraulich,: Franz, willst Du Dir schnell zivanzig Mark verdienen? Wenn Fräulein Elisabeth hierherkommt, richte eS so ein, daß ich hier paar
Minuten ungestört mit ihr plaudern kann. Aber verstanden: ungestört! ... Wo ist
denn Toctor Thilcnius?
Franz: In der Bibliothek bei der gnädigen Frau . . .

Mengersen: Um so besser! (Franz »ertraulich am Ohre zupfend,, Also, alter
Schlingel, ich verlasse mich auf Dich, und nun mach', daß Du fortkommst!
Franz (Mitte ab!.
Mcngersen (tritt schnell an den kleinen Tisch, er bliittert fieberhalt in de» verschiedener,
Papieren, bis er endlich das richtige findet, er murmclt, „Bilanz pro (Nachdem er einige
Seiten mit zitternder Hand überflogen Hot, liest er da» Endresultat,, Tos heißt also: Bankerott!
(Er lacht höhnisch auk, dann stampft er mit dem Fufze auf; er giesjt ein Glos Sect herunter und murmelt,
Ach was! nur nicht denken! (Tann macht er einen Gang durch'« Zimmer; er tritt cm den »Orb
nimmt die Puppe heraus und betrachtet sie eine,, Moment, nicht ohne Wehmuth,, Dil lieber Gott!
,Da„n wir?! er sie in den Korb zurück, cr fächelt sich Luft zu und geht dann leise nach dem Srker, dort
wartend,,
Elisabeth (von links, geht an de» Tisch, ohne Mengerscn ,,l sehen, und beginnt den Korb
z» ordnen,,
Mengerscn (kommt von Hinte,, leise Hera»,: Na, habe ich Dich endlich?
Elisabeth (zurückprallend, entsetzt und leise,: Allmächtiger Gott ... Sie hier?
Mengersen (leise,: Warum bist Tu denn so erschrocken, wenn Du mich sichst? . . .
Nicht gerade sehr schmeichelhaft . . . odcr viclleicht gcrodc sehr! abcr jctzt keine Zeit verloren . . . mach' Weiler keine Dummheiten,
Schatz, was soll denn die Ziererei bedeuten?
Elisabeth lathmct, keine« Worte« mächtig, immer schneller,.
Mengersen (vom Wein erhitzt, dich, hinter ihr, zuflüsternd,: Bcgrcissl Du denn nicht,
daß ich ohne Dich nicht leben kann? Du hasr's mir nun einmal angethan . . . weißt
D» denn, was Tn aus mir gemacht hast? . . . Donnerwetter, Nichts auf der Welt
macht mir ja mehr Freude . . . Nichts macht mir Sorgen . . . 's ist 'ne Schande, aber
ich habe nicht mal mehr wahre Trauer »m das Kiind empfunden ... wo ich bin, sehe
ich nur Dich, imiler nur Dich ... ich weiß ja, ich führe ein Lumpenleben ... ich
weiß ja, ganz Mengsrsfelde geht in die Brüche ... der ganze Plunder fliegt hier bald
in die Luft . . . was kümmere ich mich darum! ... Ich spiele und trinke ja die Nächte
durch, nur um mich zu betäuben . . . und wenn ich mich dann endlich lodtmüdc auf's
Bett werfe . . . dann . . . dann sehe ich in dcr Tunkklhcit nur immer Deine süßen
Augen . . . dann höre ich nur immer Deine Stimme . . . wie verhext hast Tu
mich! . . . und daß Du mich diese drei Jahre hast so bettcln lassen . . . dasertrage ich
nicht länger . . . (Er will sie von hinten mnarmm,,
Elisabeth (siotit ilm mit beiden 5ii„d!„ ro„ sich, ganz leise,: Lassen Sie mich gehen!

INeilgersfelde.
Mengersen (ihr den Weg verstellend, leise): Hollah . . . Hollah . . . nicht so ungestüm, mein Engel!
Elisabeth (stürzt nach der linken Thür): Heute Nacht! Da können Sie mich im
Mühlteich finden! (Als sie durch die linke Th,ir stürzen will, tritt):
Fr. Mengerseil (ihr entgegen).
Elisabeth 'fliegt ihr Mi, wildem verzweifelten Aufschrei): Ilm aller Barmherzigkeit willen,
Frau Mengersen, schützen Sie mich! (entgegen.)
Mengersen (aufstampfend, schiinkt sich ein Glas Sect ein und stiirzt es herunter.)
Fr. Mengersen (ruhig): Ich will jetzt allein mit ihm sprechen!
Elisabeth (langsam mit gesenktem Kovke links ab! Pause).
Fr. Mengersen: Das Mädchen geht, »nd ich gehe mit ihr!
Mengersen ,csnsternirt>: Du mit ihr?
Fr. Mengersen: Ja!
Mengersen: Wohin?'
Fr. Mengersen: Was kümmert's Dich!
Mengersen (aufbegehrend): Da mitzureden, werde ich wohl auch noch ein Recht
haben!
Fr. Mengersen: Dieses Recht hast Du Dir verscherzt!
Mengersen: Seit wann?
Fr. Mengersen: Seit vierzehn Jahren!
Mengersen (verblüfft,: Henriette, eS ist das erste Mal, daß Tn so mit mir
sprichst!
Fr. Mengersen: Und das letzte Mal.
Mengersen: Also auf gut deutsch: Du willst Dich von mir trenne,,?
Fr. Mengersen: Ja!
Mengersen: Wenn ich nnn aber nicht will?
Fr. Mengersen: Man wird Dich zwingcn!
Mengersen: Möchte wissen: wer?
Fr. Mengersen: Tic Gerichte!
Mengerseil (geht durch'« Zimmer und trink! ein «las Eect, dann in liebenswürdigen,, leichtfertigem Ton,: Henriette, seien wir doch
vernünftig! , . . ich gebe Dir zn ... ich habe
Dummheiten gemacht . . . na ja . . . ich fasse das Leben anders auf nie Du . . . ein
bisse! leichtsinnig bin ich von Natur ... die Gesellschaft, in die ich da gerathen bin, hat
auch Schuld an meiner Berbummelung . . . aber Dn nimmst auch gleich Alles so furchtbar tragisch . . . wenn alle Frauen sich gleich von
Ihren Männern scheiden lassen wollten,
die 'mal ein bischen Hopsasa gemacht haben ... Tu lieber Himmrl, Deine „Gerichte"
hatten ein bischen viel zu thuu! . . . Also mochtn wir 'neu dicken Strich unter die ganze
Geschickte ... ich verspreche Dir. . . «eich,ferrig, ich verde von jetzt an brav sein, wie
ei» Schnlamtscandidat . . . glaubst Du mir?
Fr. Mengersen: Nichts.
Mengersen (verblüff,,: Warum nicht?
Fr. Mengersen <stci, »nd verächtlich,: Wcil Tu mich vierzehn Jahre lang belogen hast!
Mengersen (auffahrend,: Hcnriettc!
Fr. Mengersen (auf ihn zutrelend, i„ iurch,boren, Zorn, ohne laut zu werden): Vierzehn Jahre hast Tu mich belogen, und Tir soll ich
glauben? Vierzehn Jahre lang Hobe

ich Alles er tmgen um des Kindes willen . . . Demüthigungeu, Enttäuschungen . . . Lieblosigkeiten . . . Betrug . . . Lüge! Alles Lüge bis zu diesem Augenblicke! Warum bat
mich das Mädchen »och soeben um Schulz gegen Dich gebeten? Warum? Weil Tu
sie immer tiefer in den Abgrund ziehen wolltest . . . (immir leidenschaftlicher) und weil
sie nicht wieder werden wollte, wozu Tn sie gemacht hattest . . . deswegen spielst Tn

den Renmüthigen und wendest Dich wieder an mich? (Immer zornentflammter,, Und wenü
sie „Ja" gesagt hätte, wenn sie Dir gefolgt wäre . . . was dann? Dann hätte eS hm
noch einmal begonnen ... hier ... in meinem Hause . . . unter meinen Augen!
(in tiefster Veroch »„gl und Dir soll ich glauben? Dir?! . . . Genug! Wir haben Nichts
mehr mit einander gemein!
Mengerseil (der, Währens st! sprach, wied.'r getrunken, vom Wein erhigter): Du willst als«
fortgehen?
Fr. Mcngersen: Ja!
Mengersen: Mir stehen böse Zeiten bevor!
r, Mcngersen: Das weiß ich!
Mengersen (immer dringlicher,: Mengersfelde ist nicht mehr zu halten!
Fr. Mengersen: Mag es doch!
Mcngersen (mit beiden Händen verzweifelt am die Mapft: pochmdl: Henriette, ich stehe
vor dem finanziellen Ruin!
Fr. Mengersen: Nur die Folge Deines moralischen Ruins!
Mengersen (immer verzweifelte«: Du allein kannst mich retten!
Fr. Mengersen: Dich kann Niemand retten!
Mengersen: Gieb mir die Mittel, mich über Wasser zu halten!
Fr. Mengersen: Nein! (Ss klopft a„ der Mittelthür,,
Mengersen (ein Gias hinunterzieszend,.
(Peitschenknallen von unten herauf,!
Norders (Stimme,: Mengersen! Es ist Punkt halb zwei! (Nach ab.'illttiiziA
Klopsen tritt durch die Mitte,
Willich (ein, ruhig und ohne ied! Msthttichkeit,: Herr M.'ilgerse», ich komme jetzt, um
mit Ihnen abzurechnen!
Mengersen (auflachend,: Abrechnen? Hahaha! . . . Schee«» Sie sich dock, zum
Teufel mit Ihrem Plunder! . . . Was kümmert mich das noch! . . . Jei.it habe ich
kein Kind mehr . . . kein Geld . . . nicht einmal mein Weib! Hahaha!
Norders (Stimme,: Ja, zum Donnerwetter, wo bleibst Du den,,? (Mai hört Lack»,
verschiedener Stimmen von unten herauf,,
Mengersen (verzweifelt flehend,: Henriette! (La sich Frau Mengersen abwendet, verzweifelt. Jetzt krnn's ia lustig werden auf Mengersfelde! . . . (Peischenknallen., Ich komme
schon . . . ja, ja . . , ich komme schon ... (Er ichlagt mit dir linken Faust die rechte Tbk
a>n und hinaus,,
(Pause,,
Fr. Mengersen (schznd'.rt in sich zusammen! man hört von unten 'Begrüuungsmorle uns
wiederholtes mehr timmiges Lach'n, das sich unter Peitschenknallen nach und nach verliert,.'
Thilenins (mit einem Packet Papiere von links,: Komme ich rechts
Fr. Mengersen (ihm erregt entgegen,: Ja, ganz recht, wahrhastig ganz recht!
Wenn ich vielleicht noch geschwankt habe . . . jetzt ist auch jeder Zweifel geschwunden!
. . . ,mit festem »«schlich,: Herr Willich, ich bitte Sie, mir Fräulein Traun zu rufen!
Willich (links ab,.
Thilenins (der Ihre (Erregung bemerkt, zögernd,: Wenn ich aber störe . . .
Fr. Mcngersen (erregt umher,: Bleiben Sie hier ... ich Hab: mit Ihnen zu
sprechen!
Thilenins: Ganz zu Ihrer Verfügung!
Fr. Mengersen: Ich wünsche, dasz Fräulein Traun dabei ist!
Thilenins: Bitte sehr!
Fr. Mengersen (geht an dem Äorb vorüber und nimmt die Puppe heraus,: Mein IlrmeZ
Kind! (Dann legt sie sie zärtlich znriil,,,
Elisabeth (von links, bleibt mit einem fragenden Blick stehen,.

Fr. Mengersen chic ihre Erregung zu bezwingen sucht,: Lieber Thilenius, Sie werden
sich entsinnen, daß ich mit Ihnen vor einigen Tagen einen Plan besprach . . .
Thilenius: Ob ich mich entsinne! Als gewissenhafter Mann habe ich sofort
nach Hause geschrieben um die Statuten ähnlicher Stiftungen. Wenn Sie vielleicht die
Sachen prüfen wollen . . .
Fr. Mengersen: Ilm so leichter wird es Ihnen ja sein, mir einen Entwurf zu
machen, wie viel wohl dazu nöthig wäre. Ich will sehen, ob ich es mit meinen Mitteln
bestreiten kann. Elisabeth, ich bitte Sic, lören auch Sie meine Pläne für die Zukunft
. . . Sie wissen ja, seit Jahren hege ich die Absicht, ein Waisenhaus zu gründen.
Thilenius: Wenn Sie mich beauftragen, will ich mich in der Stadt »ach
einem passenden Terrain umsehe». Es wird sich Wohl bald Etwas finden lassen. Ihr
Vermögen, Fran Mengersen, beziffert sich nach den letzten Aufstellungen auf ungefähr
Mark ... Ich muh nun wisse,,, um einigermaszen orientirt zu sein: wie
viel wollen Sic dazu verwenden?
Fr. Mengersen: Alles!
Thilenius isie betroffen anblickend): Alks? Ab, ich verstehe! Tos also sind die
Pläne für Ihre Zukunft? Sie selbst wollen das Haus leiten?
Fr. Mengersen: Ja, Thilenius, ich will dieses Haus leiten und . . . Elisabeth,

ich wollte Sie fragen, ob Sie mich dabei unterstützen wollen?
Elisabeth (schnell,: Ich?
Fr. Mengersen: Ja!
Elisabeth «schnell,: Ich soll bei Ihnen bleiben?
Fr. Mengersen: Ja!
Elisabeth lebenso): Auch jetzt noch?
Fr. Mengersen: Jetzt um so mehr! ... Ich habe in den letzten Tagen viel
über Sie nachgedacht. . . Sie brauchen Schutz . . . Jetzt mehr als je . . das habe
ich in dieser Stunde wieder gesehen ... ick) will Ihnen diesen Schutz bieten! . . Wir
Beide müssen jetzt ein neues Leben beginnen, wir müssen zu vergessen suchen, und da ist
eS wohl WS Beste, wenn wir Pflichten zu erfüllen haben! Haben Sie Vertrauen zu
mir. . . Niemand wird Sie besser verstehen, Niemand wird nachsichtiger sein, als ich!
Mauden Sie, daß meine Dankbarkeit für Sie mit dem Tode meines Kindes aufgehört hat?
Elisabeth Ilelse und verzweifelt,: Sprechen Sie nicht von Dankbarkeit, Frau Mengersen,
imr nicht von Dankbarkeit!
Fr. Mengersen: Gerade die hält uns zusammen!
Elisabeth: Nein, ich kann nicht mit Ihnen zusammenleben . . . jetzt weniger
vorher!
Fr. Mengersen «sie anblickend): Jetzt weniger? Elisabeth, ich will und ich werde
«ergessen!
Elisabeth: Trauen Sie sich nicht zn viel zu! Das können Sie nicht! . . .
Ten» immer wieder mnsz es ja in Ihnen auftauchcu . . . daß ich Schuld war an dem
Tode des Kindes!
Fr. Mengersen lsie «ersiiindniklos anstarrmd): Sie haben ihm drei Aahre seines
Gebens geschenkt!
Elisabeth: Ich verstehe Sic, Frau Mengersen, Sie wollen es mich nicht fühlen
lassen in Ihrer Herzensgute, aber Sie haben es ja dcch gesehen, wie Hedwig in den
letzten Stunden voll Zärtlichkeit gegen Sie war . . .
(Rapides Tempo,,
Fr. Mengersen <t°nl°s und blitzschnell,: Das Kind ... hat gehorcht?
Elisabeth «eise,: Ja!
Fr. Mengersen lbiilt sich die Ohren zu, sich aufbäumend,: Das kann nicht sein . . .
nein . . . nein . . . nein! Das ist auch nicht so!

Fcliz Philippi in Berlin.
Elisabeth (bebend,: Sie flüsterte mir zu: Was Du gethan hast ... das weiß ich
nicht, aber eS muß wohl etwas sehr Schlechtes gewesen sein, und ich habe Dich doch so
lieb, so lieb! . . . Das waren ihre letzten Worte!
Fr. Meilgerscn (stürzt am Mittellisch zusammen, mit herzbrechendem Schrei,: O mein
Gott, mein Gott!
Elisabeth: Ja, Frau Mengersen, all meine Neue war umsonst ... all Ihre
Güte zu mir war umsonst . . . Meine Schuld hat sich doch gerächt! <J» tiefst« Wehmurh,
Mengersfelce hat mir kein Glück gebracht und ich nicht Mengersfelde!
Fr. Mcngersen (sich wie geistesabwesend um Hilfe flehend umsehend, ihr Blick füllt auf den
niehr im Hintergründe stehenden Thilenius, der der Scene mit tiefster Antheilnahme gefolgt ist; in raihlosem
Jammer und mit flehenden Händen): O, lieber Freund, helfen Sie mir doch!
Willich (tritt von links ein und hält sich an rer rechten Thür«.
Thilenius (sich ihr nähernd, mit warmer Herzlichkeit): Frau Mengersen, wozu quälen
Sie sich und dieses arme Mädchen! Ich Hobe gestern die Aerzte gesprochen ... sie
wollten Sie schonen . . , sie wollten Ihnen nicht sagen, daß Ihr Kind verloren
war! ... daß sein Leben nur noch an einem schwachen Faden hing . . . (mit «dem
Nachdruck, Beide haben mir gesagt, daß Ihre Tochter höchstens noch wenige Wochen
hätte leben können . . . das schnelle Ende sei nur ein Glück, höreu Sie, Frau Mengerseil,
ein Glück für das arme Geschöpf gewesen ... es habe sie nur vor Qualen und
Schmerzen bewahrt . . . Das muß Ihnen Trost und Beruhigung geben ... das
muß Sie aussöhnen mit dem Unabänderlichen! (Mit schönem,warmem Gefühl,) Was auch
zwischen Jhneu und Fräulein Traun geschehen sein mag . . . (indem er Elisabeths Hand
ergreif,, wenn hier eine Schuld begangen wnrde, so wnrde sie ja auch von Ihnen verziehen! Klagen Sie nicht sich, klagen Sie nicht Andere an . . . das Schicksal hat
Ihnen das Kind genommen . . . danken Sie dem Mädchen hier, daß es Ihrem Kinde
seine letzten Jahre erhalten und verschönt hat! Kämpfen Sie jeden Haß, jeden Groll,
der sich in Ihnen vielleicht regen will, nieder . . . und denken Sie an die versöhnenden
letzten Worte Ihres Kindes: „ich habe Dich doch so lieb, so lieb!" Nein, Fran Mcngersen,
Sie sind zn groß, Sie können nicht ungerecht und undankbar sein! (Indem er Elisabeth
Frau Mcngersen zuführt, mit bezwingender Güte und bebender Stimme.) Schen Sie doch, Fr(M
Mcngersen, eine flehende Hand streckt sich Ihnen entgegen . . . nnd bittet um Vergessen
u»d. . . Verzeihen!
Fr. Mengersen Istarrt Elisabeth an, dann sich erhebend, edel und gros»: Ja, Tbileuius,
Sie haben Recht ... im Andenken an mein Kind kann ich nicht undankbar sein!
Elisabeth (leise und ganz bezwungen,: Frau Mcngersen, jetzt gehöre ich Ihnen, ganz
Ihnen: Ich will Ihnen dienen mein Lebelang!
Fr. Mcngersen: Nein, Elisabeth, Sie sollen nicht immer bei mir bleiben.
Tcnn Sie sind noch jung nnd haben noch ein Recht nn'S Leben. Ich will nur, daß Sic
wieder zur Ruhe kommen! Ich will nur, daß Sic wieder Miith nnd Vertrauen nnd
Freude am Leben gewinnen! Und wenn das in einigen Jahren geschehen ist, dann kenne
ich einen Mann, dessen Liebe ist stark genug . . .
Willich (in schöner Erregung, bebend,: In, Fiänlcin Elisabeth, ich weis; ja doch, daß
Ihr Herz rcin geblieben ist . . . auf mich können Sie sich rerlasscn (erschütternd, immer
. . . immer!

Thilenius (seine Rührung bekämpfend,: So ist's recht! So ist's recht! (Er «greis,
Frau Mengersens Hand, die er dankbar und in mächtiger Ergriffenheit kttszt,, Wahrhaftig, Fmil
Mengersen, wär's nickt gar so altmodisch ... ich möchte jetzt am liebsten vor Ihnen
niederknieen! (Dann zu Elisabeth, voll herzlicher Güte,, Sehen Sie, mein liebes Fräulein,
ich hab's Ihnen ja gesagt: wir Beide werden noch gute Freunde werden! (Dann»rückter
Willich warm die Hand.)
Fr. Mengersen (geh, vom Mitteltisch zum Rundsopha, mit edler Fassung): Kommen Sie
Thilenius, (setz, sich) setzen Sie sich i>! mir: jetzt können wir über unsere Pläne sprechen!

ThileniuS Ise,t sich ihr gegenüber).
Elisabeth (steht hinter dem Rundsopha und legt bescheiden, aber vertrauensvoll ihre Hand auf
Frau Mengersens Schulter,.
Willich <im Hintergrunde, betrachtet glücklich die Gruppe).
Thilenius (nachdem er einen Moment in den Papieren geblättert, in seinem behaglichen
Plauderton): Also zum Beispiel hier . . . Nummero eins . . . (DerBorhang beginnt Hiergan,
langsam,u fallen, nehmen wir uns dieses Statut vorläufig zur Richtschnur . . . (Während
Frau Mengerscn und Elisabeth aufmerksam in den Plön schauen,, Sie sehen ... ein stattliches
Haus... mit zwei ... vier ... acht... mit zwölf Fenster Front. . . einem
Stockwerk . . . dahinter ein großer schöner Garten, in dem sich die Kinder lustig tummeln
rönnen ... eö ist ungefähr mit den gleichen Mitteln erbaut worden, über die wir verfügen ... ich denke doch, daß bei vernunftiger
Einrichtung und sparsamer Führung ...
,Während er weiter spricht, sinkt der Borhang,,

^llustrirte Bibliographie.

Die Pflanze. Borträge aus dem Gebiete der Botanik. Von Ferdinand Cohn. Zweite
vermehrte Auflage. 2 Bande. Breslau, I. U. Kerns Berlag (Max Müller).

Bor Kurzem hat der berühmte Botaniker, der — wie die ihm von der Akademie
der Wissenschaften in Berlin überreichte Adresse rühmte — als der Erste erkannte, daß
die Bakterien eine selbstständige Pflanzengrnppe darstellen, und als der Erste eine schärfere
Umgrenzung der Gattungen und Arten, sowie auch eine wissenschaftliche Eintheilung der
ganzen Gruppe anbahnte, der in dem von ihm begründeten pflanzenphvsiologischen Institut
der Universität Breslau die erste und lauge Zeit einzige Heimstätte der Bakterienforschung
schnf, indem er mit hervorragenden anderen Botaniken! und Acrzten den Grund zu der
so weite neue Perspectiven eröffnenden Wissenschaft der Bakteriologie legte, — seinen
siebzigsten Geburtstag und sein fünfzigjähriges Doctor-Jubiläum gefeiert. Und gleichsam
in dankbarer Erwiderung der verdienten Ehningen, welche ihm bei dieser Gelegenheit zu
Theil geworden, überraschte uns der greise Gelehrte mit einer werthvollen Gegengabe: mit
der zweiten Auflage seines schönen Buches, durch das er sich weit über den Kreis der
Fachgelehrten hinaus bei dem gebildeten und bildungseisrigen Publicum einen Namen
gemacht: „Die Pflanze".
Die erste, 1882 erschienene Auflage war seit Jahren vergriffen, nun liegt die zweite,
vermehrt und überarbeitet, dem gegenwartigen Entwickelungszustande der Wissenschaft angepaßt, in einer so glänzenden Gestalt, im
Schmucke zahlreicher, guter Illustrationen, vor.
daß sie wie eine rechte Festausgabe erscheint.
Freudig anzuerkennen ist es, wenn ein Gelehrter wie Ferd. Cohn es mit als Aufgabe der Vertreter der einzelnen naturwissenschaftlichen
Zweige bezeichnet, eine Litterarur
zu schaffen, welche den gebildeten Kreisen das Eindringen in ihre Wissenschaft erleichtert,
zumal die Schule — was übrigens im Wesentlichen die Gymnasien trifft — nickt das
wünschenswerthe Maß natnrwissenschaftlickcr Bildung verleihe, nnd doch die Bekanntschaft
mit den wichtigsten naturwissenschaftlichen Problemen, mit den Wegen, auf denen ihre
Lösung in Angriff genommen wird, und mit den Ergebnissen, die bisher gewonnen worden
sind, ebenso nothwendig zur allgemeinen Bildung gehöre, als dies für Religion und
Philosophie, für Staats» nnd Kulturgeschichte, für Kunst nnd Litterarur zugestanden wird.
— Und in welcher Weise der Gelehrte diese Aufgabe anzugreifen und zu lösen habe, dafür

hat Cohn selbst dos mustergültige Beispiel in seinen Vorträgen gegeben, die er nukr dem
Sammelnamen „Die Pflanze" zum Buche vereinigt hat.
Ein solches Buch soll und darf — wie der Verfasser bemerkt — kein Lehrbuch
sein, das vollere Hingabe und anhaltenderes Studium erfordert; da es sich an ein nur
allgemein, nicht fachmännisch gebildetes Publicum wendet, kommen bei der Darstellung
nicht sowohl die Regeln der wissenschaftlichen, als die der künstlerischen Composition in
Betracht; und nicht auf erschöpfende Vollständigkeit kommt es an, sondern darauf, daß
der Hauptgegenstand in den Mittelpunkt gerückt und in das klarste ^icht gesetzt, alle!
Nebensächliche dagegen, das dnrch Ueberfülle verwirren würde, in den Hintergrund ge»
stellt oder ganz übergangen wird.
In vollem Maße hat Cohn diese Forderungen, die er an ein Populärwissenschaft»
licheS Werk stellt, in seinen Vorträgen erfüllt. Man kann nicht genug bewundern, wie

klar und einleuchtend er wichtige Probleme, schwierige wissenschaftliche Fragen, complicirte
Erscheinungen dem Laien darzustellen weih, als ob hier keine Schwierigkeiten zu überwinden
gewesen wären, als ob keine Kluft zwischen dem Gelehrten und dem Ungeschulten bestände,
wie er sich dem Verständnih, dem Fassungsvermögen des LcserZ anzupassen weiß. Zn
der Sprache, in der dieser Gelehrte zu seinen Lesen, oder Hörern spricht, in dieser so einfachen, aber so anziehenden, durch ungcsuchte,

aber um so anschaulichere erläuternde Vergleiche
und Bilder belebten Sprache, die auch, wo es angebracht, des poetische» Schwunges nicht
entbehrt, wohl auch des Dichters Worte heranzieht, erscheint Alles so selbstverständlich, so
faßlich. Und mehr noch als das Wissen, welches dieses Buch vermittelt, bedeutet die
Riesenorchidee.
Aus: F, Sohn, Die Pflanze, 2, Aufl. Breslau, I. U. Kerns Verlag (Max Müller).
fortwirkende Anregung, die es dem Leser giebt, die Liebe, welche eS zur Natur, zur
Wissenschaft, zum Weiterstreben einflößt.
Schon in der Anordnung der Vorträge ist der Verfasser pädagogisch - wissenschaftlich verfahren: es kam ihm darauf an, für die Vorträge — von denen jeder für sich
ein abgerundetes Ganze bildet — einen leitenden Faden zu gewinnen, der die einzelnen
Darstellungen in innerem Zusammenhange und in stufenweiser Fortentwickelung aneinanderreiht. So giebt er in den ersten Vorträgen dem Leser zunächst einen allgemeinen Ueberblick über die grundlegenden Elemente der wissenschaftlichen Botanik:
Der eröffnende Vortrag „Botanische Probleme" bietet uns in gedrängter Tarstellung
die Geschichte der botanischen Wissenschaft von Aristoteles an, der die Pflanzen als lebende

und bestelle Wesm erkannte, bis zu Goethe, Darwin und zur Gegenwart; der zweite
handelt von den »Lebensfragen", von den Fragen: Worin besieht das Leben? Wie
wird Leben erzeugt, erhalte», vernichtet? In welchem Verhältnis; steht das Lebendige zum
Leblosen, steht Leben zu Seele und Geist? — Fragen, die zugleich Lebensfragen der
Wissenschaft sind. Hier lernen wir slauncnd kennen, wie weit wir dem Geheimniß des
Zevens auf die Spur gekommen sind; aber wir hören hier auch das Bekenntniß des Gelehrten, daß „uns noch fast alle Zwischenglieder fehlen zwischen dem Anstoß der von
außen einwirkenden physikalischen oder chemischen Kräfte und den Veränderungen im
Innern der lebenden Zellen, aus denen die Bewegungen hervorgehen." Wir sind noch
weit davon entfernt, »das Leben in ein einfaches Spiel physikalischer und chemischer
Kräfte auflösen zu können," und der Ursprung und und das eigentliche Wesen des
Lebens ist noch unbekannt. Diese Abhandlung, in der ein hervorragender
Gelehrter die Grenzen der Wissenschaft bezeichnet, ist besonders zur Lectüre zu empfehlen,
pflegt doch gerade der Halbgel ilvete sich den radicalsten und weitestgehenden Anschauungen
zuzuneigen, und bald dem crassen Materialisten, der Alles erklären zu können glaubt, bald
dem spekulativen Phantasten gläubiges Gehör zu schenken. —
Nach diesen allgemeinen Vorträgen folgt dann die Behandlung einzelner Fragen von
besonderem kulturgeschichtlichen Interesse oder solcher, welche die Forschungen der Gegenwart hervorrage«» in Anspruch nehmen: Goethe als Botaniker — Rousseau als
Botaniker — Ter Zcllenstaat ^ Licht und Leben — Der Pflanzenkalender — Vom Pol
zum Aequator — Vom Meeresspiegel zum ewigen Schnee — Was sich der Wald erzahlt
— W^instock und Weiu — Die Rose — Die Orchideen — Jniectenfrcssende Pflanzen —
Botanische Studien am Meeresstrande — Die Welt im Wassertropfen — Die Bakterien —
Unsichtbarer Feinde. —
Das Werk ist von der Vcrlagshandlung auf's Gediegenste ausgestattet und mit
hübschen Holzschnitten, die zugleich zur Zierde, wie zur Belehrung dienen, versehen. Besonders hervorgehoben sei eine unbekannte Zeichnung von Thorwal?sen, die dieser für das
von Alexander von Humboldt an Goethe überreichte Dedicationseremplar der »Ideen zur
Geographie der Pflanzen" entworfen hat. Es stellt den lorbeerbekränzten Apollo dar, der,
die Lever in der Hand, die Herme der Naturgöttin, der vielbriistigen Diana von (Zphesus,
entschleiert, eine Tafel enthält die Inschrift: „Metamorphose der Pflanzen". „Tie
Zeichnung sollte andeuten," sagt Goethe, „daß es auch der Poesie Wohl gelingen könne,
den Schleier der Natur aufzuheben."
Möge das schöne Werk die Verbreitung finden, die es verdient, damit es den Zweck
erfülle, den sein Verfasser im Auge gehabt. — l —

Bibliographische Notizen.

Archiv für RcligionStviffciischast unter
Mitwirkung von Professor Bossuet, Brinton, Guntiet, Hardy, Hillebrandt, Karlewie;, Pielschmann, Roscher, Stade,
Stengel, Weinhold, Wiedcmann, Zimmern
herausgegeben von Dr. Ths. Achelis.
Bierteljahrsschrift zu 24 Bogen. Preis
14 Mk. Verlag I. C. B. Mohr
(O. Siebeck), Freiburg in Ar.

ES ist in unserer mit Zeitschriften überreichlich gesegneten Zeit freilich ein gewisses
Wognifz, wenn sich der Herausgeber, uutersrügt durch eine stattliche Zahl der berufensten Speciolitäten des In- und Auslandes entschlossen hat, ein neues Unternehmen in'S
Leben zu rufen. Aber einmal crmuthigie
ihn zu diesem Schritt die freudige Zustimmung, welche seine Anregung überall
fand — es habe» über SM Forscher ihre
Unterstützung zugesagt — als auch lag in
dem Umstände, daß es bislang noch kein
Centralorgan in Deutschland giebt, welches
alle verstreuten mythologischen und religionswissenschaftlichen Studien sammelt, eine gewisse Gewähr des Gelingens. Daß im Uedrigen erst der Erfolg das legte Wort zu
sprechen hat, versteht sich von selbst; allein
es soll doch ausdrücklich bemerkt werde»,
daß überall der streng wissenschaftliche Standpunkt festgehalten werden soll und daß dem
gegenüber die populäre Darstellung der
etwaigen Ergebnisse in den Hintergrund zu
treten hat. Ein wesentliches Ziel aber der
Revue soll eö sein, eine bessere Fühlung
zwischen den beiden zunächst in Betracht

kommende» Disciplinen herzustellen, die sich

^32 Usrd u
nd Süd.
vielfach in unfnichtbarer Polemik verzehren,
zwischen der Sprachwissenschaft in ihrem
ganzen Umfange nnd der frifch aufblühende»
Völkerkunde. Tie psychologische Zergliederung
der Probleme, die Zurückführuiig auf bestimmte Formen und Erscheinungen des religiösen Bewußtseins wird öfter erst den
Schlußpunkt der Untersuchung bilden, und
insofern ist die Neligiousphilosophic auch bei
unserer Arbeit nicht wenig interessirt. Ta
das ganze Gebiet aber der Mythologie und
Religionswissenschaft gar zu umfassend ist,
so sind bestimmte Abtheilungcu vorgesehen,
innerhalb deren die systematische Bearbeitung
einzusetzen hat. Im Uebrigen zerlegt sich
der Stoff nach drei Gesichtspunkten: Erstens
Originalabhandlungen ans allen in Betracht
kommenden Disciplincn, zweitens Miscellen,
d, h. entweder concnte Materialsammlungen
oder Anregungen zur Bestimmung und
Formulirung einer wichtigen Streitfrage,
nnd drittens Recensionen wichtiger Bucher.
Daneben gehen noch zusammenfassende kritische Oricntirungen über den derzeitigen
Stand irgend eines ForsHungzweiges.
Borlcsungc» über Menschcn» nnd
Zhirrscelc. Bon W. Wundt. Tritte
Auflage. Verlag von Leopold Boß.
Hamburg nnd Leipzig.
Von den Vorlesungen Wilhelm
Mündts über Menschen- nnd Thiersecle
ist eine neue verbesserte Auflage erschienen.
Unablässig ist der Bcrfasser bemüht, an
seine Arbeiten die bessernde Hand zn legen,
und bekundet dies schöne Bedürfnis, alles
Geschriebene durch sorgsame Nachprüfungen
auf der Höhe seiner Ueberzengung zn
halten, den gegen sich strengen, gewissenhaften Gelehrten, dem die ausgesprochene
Meinung nicht zum Hemmnifz weiden kann.
Aber „das Moralische versieht sich immer
von selbst," sagt Bischer. — Tcis vorliegende Werk mit seinem charakteristischen
Titel hat nnn schon einen gewissen historisch
ehrwürdigen Play in der Littcratur erworben. Es ist vielleicht neben der Ethik,
zu der es als eine Ergänzung aufgefaßt
werden kann, die populärste Schrift
Wundts. Wir werden in einen wohlbcstcllten Garten geführt, turchwandeln ihn
an der Hand des kundigen Besitzers selbst,
der uns hier auf jeden Strauch und jeden
Baum aufmerksam machen kann: hat er
doch manche Bäume selber gepflanzt und
alle g> Pflegt. Wir müssen es ablehnen,
über die Bedeutung unseres große» Meisters
zu sprechen. Die Schärfe und Klarheil
seines Denkens bekommen wir auch in
diesem Werke zu schmecken, und eS überkommt unS wohl auch beim Lesen die
innige Naturfreude, die der Beobachter der
Erscheinungen der lieben Wirklichkeit im
Herzen getragen hat und in seine Darstellung einfließen lassen mußte. Tic
gleichmäßige Schönh it seines Stils wirkt
ungemein wohlthuend. Es ist. als habe
der Scelenkenner das Tempo gefunden, in
dem die Gedanken am rüstigsten auf die
Dauer zu marschiren Pflegen. tt. I..
Herzog Wilhelm von Württemberg.
k. u. k. Feldzeugmeister: Ein Lebensbild von Adolf Magirus. Hauptmann
im Grenadier-Rcgt. König Karl (5
Würtemb.) Nr. 123. — Stuttgart.
Kohlhammer.
Der Verfasser, der Gelegenheit hatte,
wiederholt zu dem vor einem Jahre zu
Merau verstorbenen Herzog Wilhelm^ ron
Württemberg, dem Besitzer der schleiischen
Herrschaft Karls, uhe, in nähere Beziehungen
zn treten, entwirft in dem vorliegenden
Buche auf Grund eines reichhaltigen
Quellcnmaterials ein anziehendes Lebensbild dieses mit vortrefflichen Gaben des
Geistes und des Herzens ausgestatteten
Fürsten. Von Letzterem wurde zum großen

Theile die Arbeit des Verfassers durchgeseden
und mit Unterstützung der Herzogin
Mathilde, der Schwester des Herzogs Wilhelm, durch eigene Zusätze bereichert. —
Von hervorragendem Interesse sind die in
dem Weile aufgeführten zahlreichen Briefe
des Herzogs Wilhelm, die er von seinen
vielfachen Reiscn, sowie aus den Feldzügen,
die er als österreichischer Offizier mitgemacht
hat, und von d:n verschiedenen Garnisonen
aus an seine Familie, namentlich aber an
seine vorgenannte Schwester Mathilde, ge
richtet hat. Tos sich dadurch dem Leser
entrollende Lebensbild gestaltet sich zu einem
äußerst anziehenden und fesselnden und gewährt einen Einblick in die hervorragenden
Charaktereigenschaften des Herzogs, in sein
tiefes Gcmüth und in seiuc unerschütterliche
Treue zu der von ihm erkorenen Fahne.
In einem Briefe nn seine Mutter (S. 85)
schreibt er im November 1850: „Sollte es
zum Kriege kommen, so sage nur allen
Karlsruhern, wie schmerzlich eS mir sei,
gegen sie lind das Land meiner Geburt
kämpfen zu mi ssen. Wo aber die Pflicht
ruft, verstummt jedes andere Gefühl, und
meine Lösung ist und bleibt Oesterreich mid
mein Kaiser über Alles! Im Jahr« 1848
an meinem Geburtstage habe ich daZ Bor^
haben gefaßt, mein Schicksal an dos

Oesterreichs zu knüpfen/ Und diesem Gelübde ist er treu geblieben bis zu seinem
am 16. Octobcr 1891 vom Kaiser Franz
Josef erbetenen und von diesem mit gnädigen
Worten unter dem 18. desselben Monats
ertheilten Abschied. Die Reichhaltigkit des
Werkes ergiebt sich aus seinem Inhalts»
Verzeichnis;. In 20 Capiteln werden behandelt: die Abstammung, Eltern, Geschwister und die Jugendzeit, die Studien»
jähre, der Diensteintritt und die ersten
Dienstjahre, die Reisen nach dem Orient,
Schottland, Frankreich und Süd-Italien,
die Schlachten von Magenta, Solfenno und
Oevernsee, die Reise nach Spanien und
Nord-Afrika, der Krieg 186« und die
Friedensjahrc 1866—1378, die Neye
nach Nori-Amerika und West-Indien nebst
besonderer Beschreibung des nordamerikanischen Krieges 1861—64, die Reise in den
Orient, schließlich die Zeit als commcmdirmder General und die Jahre nach dem
auS dem österreichischen Heer genommen Abschiede. Von besonderem Interesse sind auch
die vom Herzoge auf militärischem Gebiet
gelieferten Arbeiten zur Reorganisation der
österreichischen Armee. Tas Werk ist gut
ausgestattet und mitJllustraüonen,Portrails,
Kartenskizzen und einem Stammbaum versehen. L.

Drei Jahre oftasiatischcr Politik. Von
M. von Brandt. — Stuttgart,
Strecker K Moser.

Die Folgen des chinesisch-japanischen
Krieges 1894-1395 gehören noch zu sehr
der jüngsten Vergangenheit an, als daß
schon jetzt ein abgeschlossenes Urtheil über
dieselben abgegeben werden könnte. Der
Verfasser verfolgt daher in seiner Arbeit
zunächst den Zweck, das Material zu einer
selbstständigen Beurthcilung der Sachlage
zu liefern. Als OucUenmaterial hat er
die in China und Japan erschienenen
Zeitungen, ferner die diplomatischen Er»
öffnungm Nordamerikas nnd der europäischen Hauptstaaten, sowie die Berichte der
Militärattachss und mündliche Mittheilungen
benutzt. In 6 Capiteln und einem Schlußwort erörtert er die chinesisch-japanischen
Beziehungen vom April 1394 ab bis zum
Friedensschluß und dm Austausch des
chinesisch - japanischen Handelsvertrages,
ferner die Bezie' ungen der fremden Mächte
zu den Kriegführenden und das VerlMtniß
ron Ruhland und Japan in Korea. Eine
Besprechung der kriegerischen Ereignisse ist
nur soweit erfolgt, als eine solche zum

Verständnis; der diplomatischen Vorgänge
sich als nothwendig erwiesen hat. Bekannt»
lich hat der Krieg die Einmischung der
fremden Mächte nicht verhindert, sondern
beschleunigt, auch hat Japan jeden Einfluß
in Korea eingebüßt, und an die Stelle des
schwachen China ist dort das mächtige
Ruhland getreten. Wie sich die ostasiatischen
Verhältnisse weiterhin gestalten werden,
bleibt eine offene Frage. Auf dieselbe
kann hier nicht näher eingegangen und
muß auf das Original verwiesen werden,
das sich mit derselben in der Schlußbetrachtung beschäftigt. Von besonderem
Interesse sind auch die im Anhange beigefügten diplomatischen Dokumente: Die
Convention von Ticnlsin, eine Denkschrift
Li Hung Chans, der Friedensvertrag von
Schimonoseki, die Erklärung Konama
Toyotaros, angeklagt des Mordversuchs
gegen Li Hung Chan, das Manifest der
Mitglieder der Tong-Hak-Secte, die Uebersetzung eines Schreibens der koreanischen
Bevollmächtigten, die russisch-japanische
Convention, die angebliche russisch-chinesische
Convention und die Statuten der chinesischen
Ostbahngesellschaft. Die Lectüre des Büches
kann bei dem Interesse, das die ostasiatische
Frage allgemein beansprucht, durchaus cm»
pfohlen werden. L.

Ursachen und Wirkungen. Lebenseriiincrungen von Julius Waldemar
Grosse. Braunschweig, George Wester»
mann.

Tie Leser von „Nord uud Süd" werden
sich mit Vergnügen der allerliebsten
Plaudereien entsinnen, die Julius Grosse
aus dem reichen Schatz seiner Lebenserinnerungen in dieser Monatsschrift zuerst
veröffentlicht hat, und sie werden mit
Freuden das vorliegende Werk ergreifen,
das in fortlaufender Erzählung die Lebensgeschichte des Tichters bis zu seiner Ueberstedlung nach Weimar als Generalsekretär
der Schillerstiftuug cuthält. Ein wahrhaft
erquickliches schönes, liebenswürdiges Buch!
Es fesselt von der ersten bis zur letzten
Zeile, uud Niemand wird es unbefriedigt
aus der Hand legen. Wodurch der Dichter
diesen Erfolg erzielt? Etwa durch romanhafte Verwickelungen und fabelhafte Abenteuer? Keineswegs! Vielmehr durch die
Einfachheit, Wahrheit, Anschaulichkeit und
Wärme der Schilderungen, die zugleich mit
der Entwicklung des Menschen und Dichters
ein farbenreiches Bild der ganzen Zeit, aus
der er hervorgegangen und mit der er geworden und gewachsen ist, vor unseren
> Blicken entrollen. Wir durchleben mit ihm

die jugendlichen Leiden und Freuden im
Thüringer Pfarrhause, die Gymnasialzeit in
Magdeburg, nehmen lebhaften Anthcil an
den inneren Kämpfen ' des JünglingS, der
lange Zeit zwischen Architektur, Juristerei,
Malerei und Poesie hin- und herschwankt,
bis er in München definitiv in der Poesie
seine Lebensstellung findet. Die Münchener
Zeit, in welcher der Dichter neben umfangreicher poetischer Production auch als
Journalist eine überaus vielseitige und einflußreiche Thätigkeit entwickelt, dazwischen
allerhand Hcrzens-Abenteuer erlebt, die in
anmuthigstcr Weise erzählt werden, gehört
zu den glänzendsten Partien des Buches. ES
werden uns eine Fülle interessanter Persönlichkeiten, theils berühmter, theils unbcrühmter vorgeführt, die stets in knapper,
markanter Schilderung leibhaftig vor unserem
geistigen Auge erscheinen und nach den verschiedensten Richtungen hin unsere Teilnahme erregen. Ausflüge nach Italien und
Paris bilden in dieser München« Zeit
werthvolle, für die Entwicklung des Dichters
und die Wahl seiner Stoffe epochemachende,
für den Leser höchst anziehende Episoden.
Was dem ganzen Buche einen besonderen
Reiz verleiht, ist die milde persönliche
Stimmung, die über demselben ruht. Das
Schicksal hat den Dichter hart angefaßt,
auf glänzende Erfolge treffen ihn zuweilen
empfindliche, meistens unverschuldete Niederlagen. Niemals unterliegt er der Verzweiflung, er traut seinem guten Stern, der
ihn stets aus allen dunklen Wirrnissen wieder

in klare geordnete Verhältnisse zurückführte.
Dichter wie Grosse, Heyse n. s. w. haben
der heutigen Kritik gegenüber, die meist einseitig und in parteiischer Weise dem
naturalistisch m Princip huldigt, einen
schweren Stand. Aber schon beginnt sich
das Blatt zu wenden, man erkennt, daß
die allzu crasse, photographisch treue Wiedergabe der Natur nicht Sache der Kunst sein
kann; das Gute, das unsere älteren Dichter
geleistet, tritt wieder in den Vordergrund,
und so wird auch der Dichter des „Mädchens
vom Cavri" und so mancher anderen vollendeten Dichtungen wieder zu seinem Rechte
kommen. Seine jüngste große, epische
Schöpfung „Das Volkramslicd" liegt bereits
in dritter Auflage vor uns, ein glänzender
Beweis für die Richtigkeit des eben Gesagten.
Am 25. April dieses Jahres feiert der
Dichter in körperlicher und geistiger Frische
seinen 7«. Geburtstag. Möge ihm noch ein
langer und gesegneter Lebensabend beschicken
sein. ^.
NunisK, i'ranofort, Nies. — ?zriz.
<^3,Imkm I^sv/, säitsur.
Selten ist so viel Wagner-EnthufiasmnS
auf so wenig Seiten aufgezeichnet worden,
wie vom Grafen von Chambrun in obigem
Buche. Diese dithyrambischen Herzensergüsse übersteigen Alles, was bisher von
dcn Überzeugungstreuesten Bewunderern des
Bayreuther Meisters cm'S Tageslicht gefördert worden ist. In Form und Ausdrucksweise überwiegt bei dm Aussprüchen
des für WagnerS Werke schwärmenden
Franzosen das Aphoristische und Aenigmatische: leicht verständlich ist das Gesagte nie.
Wirklich gediegen sind in dem Buche drei
Phowgravüren: Siegmund und Sieglinde!
Siegfried, die schlafende Brünnhilde weckend,
und Brünnhilde, mit Grane in den flammenden Scheiterhaufen sprengend. ed.
AtlaS der Himmelskunde auf Grundlage der Ergebnisse der cölestischen Photographie. Von A. von
Schweiger - Lerchenfeld. — In
30 Lieferungen » I Mark. — Wien,
A. Hartlcben. —
Mit den jetzt erschienenen Lieferungen
29 und 30 liegt das hervorragende Werk abgeschlossen vor. Wie schon wiederholt hervorgehoben, gehört dasselbe mit zu den besten
Leistungen auf populär-wissenschaftliclmn
Gebiete. Die Art und Weise, wie der Verfasser das ungeheuere Material verarbeitet
hat, ist im höchsten Maße anerkennenswerth.
Sowohl der Text als die zahlreichen Abbildungen find vortrefflich. DaS Werk kann
nur auf's Wärmste empfohlen werden.
Das VewegungSspiel. Von Trapp und
Pinzke. Sechste, vermehrte und verbesserte Auflage. Langensalza, Beyer
und Söhne.
Schon der Umstand, daß das Büchelch:»
in zwölf Jahren die sechste Auflage erlebt,
läßt uns von demselben Gutes erwarten,
und eine genauere Durchsicht seines Inhaltes
— eS bringt nach einer Einleitung über
Geschichte, Wesen und Werth des Spiel»
über zweihundert Spiele, z. Th. mit den
dazu gehörigen mit Noten versehenen Sangweisen und fünfundzwanzig Abzählreime —
bestätigt diese Erwartung. Gewünscht hätten
wir die Vermeidung einzelner leicht entbehrlicher Fremdwörter wie: executiren, involviren. Vz>,

Abschied. Roman von A. Hauschner.
Berlin, August Teubner.
Die gewandte Erzählerin schildert in
ihrem Roman Bilder aus dem Offiziersleben und zwar von der Schattenseite jenes
glänzenden, viel beneideten Standes: die
Bitternis; vorzeitiger Verabschiedung und die
finanzielle Nothlage der Familie in Folge
derselben. Die diesen Kreisen gegenüber gestellten reichen Emporkömmlinge sind recht
schablonenhaft gezeichnet und erinnern beinah an die bekannten Tnpen aus den
Witzblättern: — die begabte Verfasserin
sollte cS sich nicht so leicht machen: derartige
Schwächen wärm bei einer schärferen Selbstkritik und ihrem beachtenswerrhen Talent
leicht zu vermeiden. in?.
Da« Leben ist golden. Drei Novellen
von Adalbert Meinhardt. Berlin,
Gebrüder Poetel (Elwin Paetel).
Die unter dem obigen Pseudonym sich
verbergende Verfasserin hat eine so ausgc»

svrochen feminine Art, daß wohl Jeder
hinter der männlichen Verkleidung die weibliche Feder erkennt. Hauptsächlich die
Schilderung weiblichen Gemüthslebens, die
Innigkeit und Zartheit der Empfindungen
bilden ihre Vorzüge: weder construirt sie
schwere Conflicte, noch versucht sie ihre
Kunst an schwierigen Problemen: das Stoffliche ihrer Erzählungen, die Handlung ist
ziemlich dürftig und nicht immer frei von
idealistischen Ueberschwänglichketten, aber die
künstlerisch vollendete Form ihrer Geschichten, die heitere und gesunde Lebensanschauung, neben der Wahrheit und Tiefe
des Gefühls, welches in denselben zum
Ausdruck gelangt, machen sie zu einer der
beliebtesten Erzählerinnen und schaffen ihr
mit jedem neuen Werk zu den alten Freunden
immer wieder neue. ni2.
Die weifte Rose. Historischer Roman aus
der Jugendzeit Kaiser Wilhelm I. von
Alexander Olinda. Berlin, Albert Ahn.
Wenige Monarchen durchleben einen
HerzcnSroman, weil ihre Erziehung von
Jugend aus nur den GeburtsrücksichKn angepaßt ist, sodaß das rein Menschliche bei
ihnen sich nur in legitimen Kreisen bewegt.
Tagegen findet man bei denjenigen Prinzen,
die ursprünglich nicht für den Thron bestimmt waren, öfter ein Aufgehen in eine
nicht ebenbürtige Herzensneigung und dann
auch Widerstand gegen den Zwang, dem sie
sich fügen sollen. So verhielt es sich auch
mit dem LiebeSleben Kaiser Wilhelms I.,
das uns der Verfasser mit Benützung
! historischer Quellen in angenehmer Form
vorführt. Die «weiß- Rose", Prinzessin
Elisa Radziwill, wurde bekanntlich ein Opfer
der Hartnackig Kit des Fürsten Wittgenstein,
der als Hausminister Friedrich Wilhelms III.
allmächtig war und, ein Feind der Familie
Radziivill, seinen Einfluß gegen sie geltend
machte. V.
Der Forftmcssiaö. Eine Waldgeschichte
aus Steiermark vonArthurAchleitner.
Berlin. Schall K Grund.
Der Forstmcssias ist ein Culturbild aus
dem Bauernleben der Steiermark: der Verfasser, welcher die in Frige kommenden
Zustände genau studirt hat, schildert bäurische Starrköpfigkcit, Festhalten, am alt Hergebrachten und eigensinniges Sichvcrschließen
gegen jeden Fortschritt auf der einen Seite
und obrigkeitlichen Bureaukratismus auf der
anderen. In diese schwierigen Verhältnisse
kommt ein humaner Forstbeamter, der Mitleid mit den arg bedrängten Bauern hat,
aber gleichzeitig ihre Verwüstungen der
Waldescultnr nicht zulassen kann und will.
Aus den sich hieraus ergebenden Conflicten
merkt der Förster auf beiden Seiten Undank und kommt schließlich um scin Amt,
doch wird er als Privatmann der ganzen
Gegen) zum Segen, durch Errichtung einer
Fabrik zur Verwerlhung der Holzbestände.
Die gut geschriebene Erzählung giebt
ein anschauliches Bild der geschilderten Äerhältnissc, nur sind die ermüdend langen forstwirthschafllichen Abhandlungen in einem
doch hauptsachlich der Umerhaltung gewidmeten Buche wohl nicht recht am Platze.
IN!.
Freund Vorwärts. Romanv. P.Stursberg. Leipzig, Erfurt, Zürich, Eduard
MooS.
Die Verfasserin schildert Zustände holländischen KleinbürgerthumS mit außerordentlicher Geschicklichkeit der Tetailmalerei
und scharf umrissener Charakteristik der
Persönlichkeiten. Der Kampf um's Dasein
und das Streben nach Vorwärtskommen,
welches sich durch keine Familienrücksicht
zurückdrängen lassen will und schließlich an
scheiitbar kleinen Pietällosigkeiteu z rschellt,
ist mit feinster Kenntniß der Seelenkunde
dargestellt: — überdies vermeidet P. Stursberg alle Uebcrtreibuuge» und wird bei aller
Gemüthsinnigkeit nie rührselig.
Volks- und Jngendbibliotheken sollten
die Anschaffung dieses Buches nicht verabsäumen, rui.

>,2ü Nord ur
d Süd.
Ii« Dienste der Wiffcuschaft »nd
andere Geschichten. Von Johann
Ferdinand Eck. Straßburg i. E.,
Schllsier K Schweikhardt.

Tie fü„f Erzählungen handeln mit einer
einzigen Ausnahme von der Schattenseite
des LcbenS; der Verfasser versteht es, in
knappster Form, auf wenigen Seiten ein
Menschenfchicksal zu entrollen und diejenige
Stimmung zu erzeugen, die er hervorrufen
will; erfreulich ist diese niemals, bisweilen
rührend, manchmal ergreifend, aber nie
banal. — Tie skizzenhaften Novelletten gehören zu den besten Erzeugnissen ihrer
Gattung. m/.
Hcinj Kirchner. Aus den Briefen
einer Mutter an ihre Mutter. Von
Adalbert Meinhardt. Zweite Auflage.
Berlin, Gebrüder Pactel (Elwin
Pactel).
Heinz Kirchner, dnS bekannteste und gelesenste Buch der unter obigem Schriftslellernamcn schreibenden Vcrsasserin, liegt
uns soeben in zweiter Auflage vor: — die Erzählung besitzt alle Vorzüge ihrer Schreibweise
in gesteigertein Maße: die GcmüllMiefe und
Innigkeit der Empfindung, die ansprechende
und feinsinnige Form, in welcher sie abgefaßt
ist, daß man darüber die kleinen Schwächen
beinahe vergißt. Adalbert Meinhardt stattet
den Helden der Geschichte gar zu übcrschwünglich aus, und jede Uebertreibung
erzielt die enigi-gengesetzte Wirkung auf den
Leser — sie läßt ihn als Mensch und als
Arzt Erfolge erleben, wie sie in dieser unbestrittenen Form die Heilwisscnschoft bis
jetzt noch nie aufzuweisen hatte. Geschieht
dies wohl um des Eontrasres willen? —
um die Tragik seines Schicksals desto greller
hervortraten zu lassen, welches ihn mitten
in seiner ruhmreichen Laufbahn, eincnTriumphotor auf kein Gebiete der ärztlichen K unst,
in eben erst erlangtem Besitze des geliebten
Weibes, in der Blüthe der Jahre dahinrafft, weil in dem kraftvollen ricscnstarkcn
Organismus ein einziger kleiner Muskel
schlaff und tröge wird: das Herz.
Mögen kritisch gestimmte Naturen das
Ucbcrmaß an Vorzügen, mit welchen die
Verfasserin Heinz Kirchner umkleidet, mit
unseren realistisckien Wirklichkeitsansvrüchen
mit Recht nicht in Ucbereinstimmung finden
— trotz dieser Bemängelung werden sie zugeben müssen, tos; das Buch eine sehr'
ewpfehlenswcrlhc Lcctiire ist und besonders'
geeignet für die heranwachsende weibliche
Jugend, mü. I
Bon zwei Erlösern. Von Haus Land.
Berlin, Verlag der Romanwelt.
Aus vergangenen Culturen schöpft Hans
Land den Stoff zu seinem neuesten Romane
— er, der Ke Gegenwart so gut versteht,
schildert den Sclavenaufstand unter Spartacus im alten Rom — aber die Menschen,
welche er uns vorführt, reden unsere Sprache,
lieben und hassen mit unseren modernen
Empfindungen, haben dieselben Leidenschaften
wie wir »nd jagen denselben Phantomen
nach; — bleibt auch das ewig Menschliche
im Wechsel der Zeiten immer das Gleiche, —
und Hans Land ist ein Seelenkundiger,
bissen Kraft in der Darstellung des allzu
Menschlichen besteht — so wirkt das arct Sologische Costüm bei ihm doch einigermaßen
empfindlich.
Wir hoffen, ihm künftig wieder da zu
begegnen, wo wir ihm mit besserem Interesse folgen rönnen, auf dem reichen Gebiete
unseres modernen socialen Lebens.
In Lust und Leid. Plattdeutsche Gedichte von Felix Stillfried. Wismar,
Hinstorfs'sche Hofbuchhandlung.
Die vorliegende Sammlung läßt auf
ein hübsches poetisches Talent schließen, auch
der Humor fehlt nicht. Tie beigefügten
Nachdichtungen aus Horaz und Homer
dagegen scheinen unS in den Rahmen des
Ganzen nicht zu passen, — der plattdeutsche
Tialelt ist gewiß zu allem Anderen, nicht
aber zurWiedergabealtklassischerSclöpfuiigcn
geeignet. V.
Für die Bereisung der Türkei und
der unterm Tonausraaten haben wir in
Teutschland bekanntlich nur den Mer, ersehen Führer — allerdings eine auf seinem
Gebiete kaum noch zu übertreffende Autorität.
Unentbehrlich auf der Reise, liegt darum

sein Hauptvorzug nicht rveniger in den
schätzbaren Rathschlägen bei den gerade hier
mehr als sonst noihwendigen Vorbereitungen.
Der Werth des Mericr'schen Führers steigt
den» auch progressiv mit dein immer
kräftiger pulsirenden Reiseverkehr nach dem
Orient: mehrt sich doch jährlich die Zahl
derer, die durch das Verlangen nach neuen
und originellen Reisezielen oder um dem
nordischen Winter zu entgehen, nach dem
Morgcnlande geführt werden. Den praktischen Bedürfnissen dieser Reisenden, die
weniger wissenschaftliche Zwecke verfolgen,

aber desto mehr schauen wollen, trägt auch
die soeben erschienene fünfte Auflage von
MeycrS Türkei, Rumänien, Serbien
und Bulgarien (Meyers Reisebücher.
Verlag des Bibliographischen Instituts in
Leipzig und Wie») Rechnung. Jede den
Touristen hinderliche und belastende Abschweifung auf nebensächliche Dinge sorgfältig vermeidend, geleitet das Buch nur zu
oen Hauptsehenswürdigkeiten im Orient,
welche ohne Gefahr und ohne große Stra»
vozen, meist sogar mit den gewöhnlichen
europäischen Verkehrsmitteln zu erreichen
sind. Die völlig neue Bearbeitung der mit
einem ausgezeichneten kartographischen
Apparat und einem prächtigen Panorama
der rumänischen Hauptstadt ausgestatteten
neuen Auflage erfolgte auf Grund eigener
Anschauung der Verfasser. Mit welcher
Umsicht und Sorgfalt die letzteren auch diesmal zu Werte gegangen sind, beweist die
Aufnahme der neuen, von deutschen
Kräften erbauten anatolischen Eisenbahnen
von Konstantinopel über Es lisch ehr nach
Angora bczw. nach Koni«, die nunmehr bis
in's Herz von Kleinasie» führen. (Wir
dürfen diesen Thcil der „Mel>er'schen Türkei"
aus eigener Erfahrung, da wir die Anato»
lische Bahn bis Koma genau kennen, als
unübertrefflich gut bezeichnen. Alles Bemerkenswerthe ist mit absoluter Richtigkeit
und bewundernswerther Knappheit aufgeführt. Die französischen uud englischen
Hilfsmittel, auf die Reisende in Kleinasten
bisher allein angewiesen waren, lassen sich
mit dem hier Gebotenen gar nicht vergleichen. ?. Der Preis des BucheS beträgt
7 Mark. — Als werthvolle Ergänzung des
letzteren und als ein Hilfsbüchlein, das
Reichhaltigkeit des Inhalts mit Zuverlässigkeit uud praktischer Anordnung auf's beste
verbindet, verdient wärmstenS empfohlen zu
werden die gleichzeitig zur Ausgabe gelangte, von Grund aus umgearbeitete und
stark vermehrte zweite Auflage von „Meyers
Türkischem Sprachführer" (Preis 5 Mark).
Wie das Conversations-Wörterbuch um
viele neue Wörter und Wendungen bereichert,
das türkisch-deutsche Vokabular ganz umgeschrieben worden ist, so wurde auch den
Fußnoten, die mit Sitten und Gebräuchen
des Landes näher bekannt machen sollen,
besondere Sorgfalt gewidmet.

Lingegangene SUcKer. Lespreenung

kkemcks» üamrsii. k!!ne Ilalbmonatsscdrilt. I»S8, »ekt 2. Stuttgart, Deutsche
VerlügS'>ust»It,
Seecder.Stove, lisrrlet., Onkel Ion,» Mitte,
»u Ilbersetüt von ^acovi. Reiei, »tust.
>usgsd« in 2» Lieferungen, I>lg, 1 bis ld,
Stuttgart, veutsede, Verlags-^vstalt.
Ls«««le. ^ngekiielisisckes Ueiuengeniciit, »Kor»
tragen von Aorit? Hevne. Aveite ^utiags
l'ackerdorn, ?er>>, Seiiöuingii.
L«r»5rS»Kis, O. II., i'sustav Scimusoiel in Llluk
Onkogen. Vit Zustimmung de^ vieiners
metriseli Ui>ers. von I,»<lvig von ^epdarovieii.
»ip?ig, ^ViiKeim I'rieäriel,,
Sle<!er>K»i>i>, Or. Seor«r, venkiluinmiieiteu.
ZlerK«orte?.»r geistigen Lelbst?ucl,t, I.eipüig,
M«lsi »»«>», S. von., Scliaeli ckem Xöulg,
klrziänluug. vre»ien, L. I'ier«ons Verlag,
Srvster, ?rteÄii«Kii, >us alte» I^gen. Drei
rdeinisciie 8agenge<lielile, !lit Illustrationen

von !l, rijrseiiman». l^eipülg, (i, Xaumann,
SMov, ?iik<Zs. vov, ^»»g, Stern,
liomsn in ü«el lZileKer». lZre»len, <?arl
Keissner.
S»««, vr. O^rl, Xovaiis' l^vriic, Oxoelv, «eorg
AssKe.
Do», Dr. Lodsrt, ?ves,.l,en Viessel on K««t,
?l»ttlleut«>,e t!e<>iekte uu,l Meinungen,
?»eit« stark vermekrte ^ullage, Dldiiig,
O. Zleissner,
Ore»K»cd, Lv»l>l, Veilelwn und llimineIsseKIllssel, Vermisciite «euieiite. L!i>errel>>,
LseckeKersed» lZucniiandiung,
^llrici,, Verlags Zlags^!»,
^»svalii der Nedaction vorixdislten.
?kl<!ellk, Slovkuuil, l l^ratelli liuliini, Stnrla
dell» Uiovine Itaiia, l>idro sesto: li
?enllmentodi un re e >>i un regieidu,— l^ibro
«ettimoi Il ?ram«vt« dei Processi e l'Aurora
<ii un >p«?tola. ?«rino,
?rsvt»?> Sust^v, <Ze«aminelte VerKe, 2, ^uli,
in 22 Längen, Land 17 und tt>, »ivüig,
S, Hirtel.
?«Ki«l»vv, H»vkr«S, klin Mr»de«'ol,ner iider
cli« klrde, lZrleke an» dein ^»lire lV<XX1.
l>lv«lg, Oskar tZ«tt««id» Verlag.
SsvsttsisplUods voi» Vlsss»ks»t« Ser
HUved«ilerl.itter»rl«cKe»cZ«»sUevK»st.
lg, veccmder 1»?7. üllnckcn, ^. Geliermanns Kaelilolger lXarl 8el>ulvr>.
Siv»<Zreseli>, l/>s, >>cg >v?tsn>>e» oder >ias
^iVorum uv>> >Veii ^er guten Sitte. Line
Lrgiinüung üur Sei,»!' »>n> Haus Lrüieliung
lllr c»o reisere ^ugen<> von einem Soiiuimanne. Frankfurt », !>,, Lesselring'sciie
lioldueniiälläiuog.
Sei»«!, »tvKkiÄ, l!esc>!reii»mg des geist>ii >,ell
Lcliauspiels im ,ieu>s> >ie» Aittelalter, ttamdurg, l.eop«ill Voss,
Slrtd. Sevr«r, Lnergetiseiie Lpigencsis umi
Lplgenetisciie r'nerpielurmen >nstx,<onäero
UrrKsvsteme un>l vlastiseiie Spiegelungen,
Line l'rogrammseKiilt tilr Katurko,seiier
unä ^er?.te. i»t »eiit liiustrariouen.
«ilncden, U, llirtiis Verlag.
SoSi»»i>i', ^<i»lds,r, Voetiie in vreslau »uil
ttberselilesien und «eine VerKung um
Henriette von l^»tt«i>?, Xeue Ueit,üge?.u
sZoetiies »densgesekicitte, litil 2 Volll,ii<iern,
l r»esi,nile, l Kart« und S?exti>l,l,il,l»ngen.
öpi'eln, (!e<»x ZlasKe,

IM
Nord und 5üd.
«it veiträgeu von Hermann «rimm, Lried
«»reks, von Verdv du Vernois, 'Il,, von
krimmel. Lduard (ZriseiiacK, «uland, Zul,
Hart, Viilielm lZölsclie, Älsred SeKmld,
l>«pold Selimidt, Oscar?ri>dliel> u, ^. Hrsg.
von Karl VercKmeister. l^lg, 1 u, 2, Berlin,
?dotogi'ap>i. öesellsclmlt,
Xr»»>, lk^rl. vi« demolirte l^ltterstnr, Mit
einem Titelbild von Hans8eKl!e««im>un,2«eite
^uiiage, Vicn, X, Hauer.
^rst^zr, H».^, Lerliner 8lii??en, Lerlin, Osrl
Vunclier.
XrlUK, lZle, Movatssclirikt sllr öllentliebes lieben,
lie,Ä«sgeber i liicliard Vrede. Kr, I6V
und 1Kl. Lerlln, Verlag von vr, «. Vrede,
XUv»ll«i>lloi«>?r»pdiei>. In Verbindung
mit Xndern Kerausgegeben von Il, Knacliku!»,
XXX, 0,,-reggio. Illuxtri, t. — XXXI, Mo, it?.
von 8on«ind, lilustrirt. liielcleld, Velliugcu
K Klasing,
XiuiericlorkSvdlvavrcl», üur Reckten
der Kttni^ii, »n,l andere Keltere Soldatenge«!uicdteu, vrcsdcn, kl. pieivons Verlag,
Xuvst undi «»v»td»«<iverk. MonatsseKrilt
de» K, K. österr, Mu°eums kllr Kunst und
Industrie, Herausgegeben und redigirt von
von Scaia, I, ^Krg, lW8. Uekt l und 2,
Vien, Xrtaria Oo.
l^s.»^r, vr. LSl», l'eber das Lortunatus-Miircne». l«li>ü>g, kiustav kack.
l^sroe, L,loK«<l, Lr/.äl,lungen, l^,eii«!g, Villi,

kriedricl,,
I^ttsr«,' ur«s zKiodto.vsutseK-cZestsrrsiodi-
»«Ks. üln Uandb»cK ?.ur (iescklcl,te der
deutseken Dicktun? in OesterreicK-Ungarn,
Inter MItvIrliung >,e, vorragender ?sckgenossen I,er»usgegeben von vr, I, V. Kagi
und ZaKob vidier. >V!en, (?arl ?r«mme.
Hsssstsat. Do«. S., I^a rilosolia cadbalistica
di IZIovanni?ieo della Mirandol», Km^>o>i
Ilpogrspiii» di edisso Iraversari,
Kt, ?etei^i liegenscnirin,
IZineLr/LKlung, >u» dem I'ngarIscKeu Ubers,
von I^udvig Veeosler, vcrliu, Ziselier
Pranke,
Zllc>ivd?rr, ^IkreÄl. vie Scliöxfung, I.eii«ig,
VilKelm prlcdried.
Hov«?r»?Kje» VsIt«es«Ki<:Kts in Verdinduug mit änderen derausgcgeben von
Ld, «e,vek, III, Gallenstein und die ilelt
des drcissigiiikrigen Krieges von vr, Hans
ijekuin. Mit 4 Ku„»tbeiiägen und 150
sutnentiscken äbuiidu'«en, IZieiekeld,
Veliisgeu <i Kissing.
Iloilfort, ?., Anleitung ^»r ZIsicrei «uk ^ed«
Xrt LtoU so»ie «ur «»senbsren Malerei.
?iir^nliinger und kortgesciirittene, I^cip^ig,
L, Uuberlavd,
!?I«I«vds, ?ri«Zr!eK, Uedicute uv<! LprllcKe.
I>zipüig, 0. <Z. Ksumsun.
Iios^»lliu»cl, ^i«K»rS, Die kortseliritt^ der
viplomätik seit Mloilion vornel,mllcn lo
veutsokiand OesterreicK. Allvciie»,«. Oidevdourg.
ScKvri«?sr»I<sroKsi>ksIS, ^ti«s der
lüiumeiskuvde. >uf <Zruudi»ge der k!r«rknlsse der ««iestiscnen PKotogrspKIe.
U? Kartenseite» Imit IZS Liu«Id»r»tellui>Leni
und (>S r«iiod«MN. lext mit cire» St« ^Kdiiduneen. In M I.iekeruuMN, Uross I?oli«x«rm»t. Ueierung 21—W. >Vlen, X. U»ri>
leben.
Svttnsr, Ssr:dk ScKucn der <Zu«I. üio
I^imutäsiestUeli, Dresden, L, Piersons Verl.
Isiodsrt, ^Solk, Keue «ediekte. I1re!>dev,
L. kicrson» Verlag,
?K«iii», Krust, Line I^ebensgesciiicdte. XUried,
Karl ttenckell 6: 0«,
Lsvol», >bscdied. Novellen, öerlin,
I?, Fontane « 0«,
vis V»Ss» vl«tsr! Ilonatssedrilt rur
Förderung der ?rieden»be»egung. Herausgegeben von IÄronin öertda von Sultner,
VII, ^adrgaog Ko, 1. VIev, L. Piersons
Verlag
V^xvsr, RIedsrS, I'raum und UauseK. t!»dicbte, I.eii>«ig, >Vili>elm LriedrieK,
Vktltsr, Zilsx. Der Lr^dlscliok von?«le>I»,
Lr2äKIm,g. I»p?ig, ^Kademisclie Luoliliandlung. (Zedrllder VeneK.
Voitru»vv, I,»cl.vt«. Svstem de» mor»ll»cken
IZe'vusstseill» mit besonderer I>astellung des
Verlmltnisses der Kritisodeu I>I,il«sopl>ie ku
varvinismu« und Socislismus. viisseldori,
Ilcnnann MieKcl« Verlag,
VuvSt, Idsodior, vie Jungfrau und d»s
Serner Oberland, Herausgegeben von der
Sectio« öerlin des deutscden unl vslerreiciiiseden ^Ipenvereins, öerlin, Kalmund
MItsclier,
!2sitsodrlkr, ve«t«2ke, kllr «escitteiitsvissen-
»cliaft, IZegriindet von (juidde. r>. k,
im Verein mit änderen bcrauügegeden von
«erbard Seeligcr, II. ^il,rg, I«1?,'.«. «anatsdiätter Xr, 7/8, Vcwder/Kovemder. rreidurg
i. v. ^, 0, », «odr.
2-ItscKrikc. IIIr?>uI«snpkie und oliil, Kritik, Im
Vei-eine mit vr, II, Sisbeck und vr, ^, Volke».
Iierausg, und redig. von vr, lücnard kalckroder«. «. ,I«W> Sand IN, Hell 2. Ix!>vklg,
kl, «. I'leffer.
WUsr, I>uötvl?, vMN» und neue «edieble,
I^eipiiig, VilKelm krledricl,,
!2srjII», Oon ^I«»S, von ^»an Ienorio. «eligiSs vliautsstisdies vrsma in nvei ^dtkeilungen, Verdeutsclit und mit elnein Vorirort
Ilder die von Zuan-Lage vergeben von ^o-Kannes ?a»tenratk. Dresden, Lsri Relssner.

preis pro Heft 2 pro Quartal (Z Hefte) 6
pro Jahr (^2 hefte) 2H °^

Mai 1898
Inhalt.

»Nord und Sud' erscheint am Anfang jede» Mona» in heften mit je «in« «unftbeilage.
— prei, pro Vuartal lZ hefte) i Mark. —»
Alle Buchhandlungen und poftanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.
Alle auf den redactionellen Inhalt von „Kord und Süd" be»
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Kord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. l.S,
Beilage zu diesem Hefte
von
«r»l ««ihn« in Ltiplig, (Manner der Sei,.)

EMPTY
EMPTY

Nord und Süd.
Gine deutsche Monatsschrift.
ION
Paul Windau.
2? r c >.i! a u
o, ?ä o, tlacn ^ r.

EMPTY

Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift
herausgegeben
von
Paul Lindau.
l.XXXV. Band. — Alai IM. — Heft 254,
WreFlsu
Schlesische Buchdrucker«, Kunst, und Verlags-Anstalt
v. S. schottlaender.

EMPTY

C), peccini!
Roinan
von ^ ,' >.
Max Viols. ^ X
— Budapest. — ^
> (SMiin,)
großer Theil des Publicums strömt nach dem Hotel Klinger,
wo den Sängern zu Ehren ein Festessen stattfindet. Von überall

tönen Worte der Bewunderung: Wie herrlich mar dieser Act
aus Lohengrin, und wie überwältigend müßte es sein, einmal die ganze
5!) per mit Peccini in der Titelrolle zu hören! Auch Turiddu war entzückend, gewiß, und Hahnenkamm in Manon, doch Peccini als Lohengrin,
nein, das hört man blos einmal im Leben.
Es ist kein Raum mehr im großen Saale, weder für mich, noch für
zahlreiche Andere. Alle Stühle sind besetzt, bis auf einen: Peccini fehlt
noch. Ein ungeheurer Blumenstrauß prangt vor seinem Platze, und aufgeregt erwartet die Menge, welche um die Tafel gereiht sitzt, seine Ankunft.
Er ist noch nicht umgekleidet, und eine Schaar Verehrer erwartet ihn
vor dem Theater, um ihn im Triumph hierherzugeleiten. Leona und ihre
zwei Freundinnen sitzen am äußern Ende der Tafel. Frau Melzer und
Frau von Winterberg verharren schweigend, doch ihre Augen glänzen erwartungsvoll. Wenn nicht seine Wangen, so werden sie seine Hände und
wenn nicht seine Hände, so mindestens den Saun? seines Salonrockes zu
küssen versuchen.
Leona ist aufgeregt, ihre Wangen sind bleich, und ihre Glieder beben.
Sie will sich zu Ruhe zwingen und kann es nicht. Gewaltsam wendet sie
den Blick von der Thürs, in welcher der Gefeierte erscheinen muß, doch
einem Zwange weichend, wenden sich ihre Augen immer wieder dahin.

Vor der Thüre ertönt Geräusch, und auf ihren Wangen, unter den Augen,
bilden sich rothe Flecke. Ihre Hände klammern sich an die Tischkante,
damit sie nicht aufspringe und Peccini entgegen eile.
Diese Frau ist von einen, Fieber erfaßt, sie begeht heute eine
Dummheit, sie compromittirt sich unfehlbar. Nein, diese Scene lasse ich mir
nicht entgehen, und ich biete Alles auf, um mir ein Plätzchen zu verschaffen.
Doch alle Mühe ist vergeblich, für mich findet sich nicht der kleinste Raum,
und ärgerlich gehe ich nach dem Restaurant Egerländer, um dort zu
soupiren. Der Saal ist auch hier voll Gäste, doch an einein kleinen
Tischchen sitzt Frau Richter allein, und ich nehme neben ihr Platz.
Sie empfängt mich mit einem sanften Hohnlächeln. „Die Plätze
an Leonas Seite sind nicht mehr frei?" meint sie. „Sie waren bereits
bei Klinger und kommen blos hierher, weil Sie dort keinen Raum mehr
fanden?"
„Sie sind genau unterrichet, gnädige Frau. Waren Sie vielleicht
ebenfalls dort?"
„Nein, ich tauge nicht in die Gesellschaft so illustrer Künstler und
ihrer Bewunderer," ineint sie, „und so machte ich auch keinen Versuch."
„Und doch sah ich Sie bisher stets in: Kreise Peccinis?"
Sie schweigt und blickt verlegen vor sich nieder, rafft sich jedoch bald
wieder auf. Sie sieht nur geradeaus in die Augen und sagt: «Sie sind
besser, als Ihr Ruf, und ich bin überzeugt, daß Sie mir auf eine Frage
offen und männlich antworten?"
„Es kommt darauf an."
Frau Richter erröthet und beginnt abermals: „Denken Sie nicht,
daß ich aus Neugier frage oder etwa gar, weil . . . weil . . ."
„Weil. .
„Ich bin besorgt um den Ruf meiner Cousine, und das läßt mich
diese Frage an Sie richten: Sie . . . Sie lieben Leona?"
„Und diese Frage soll ich beantworten? Ich will es versuchen, allein
blos gegen Ihr Versprechen, in meine Worte keinen Zweifel zu setzen."
„Ich verspreche es," erwidert sie, „und ich bemerke, wie sie die Augen
ein wenig schließt und um eine Nuance bleicher wird.
Ich trinke den Rest meines Glases aus und brenne mit ihrer Erlaubniß eine Cigarette an: „Leona hat mir Jahre hindurch derart imponirt,
daß ich mich kaum in ihre Nähe wagte. Sie war mir der Inbegriff
weiblichen Stolzes, hoheitsvoller Reinheit. Ich zähle zu jenen Junggesellen,
welche sich blos an die Eroberung solcher Frauen heranwagen, die uns
durch irgend welche besondere Umstände hiezu verlocken. Entweder ist es
offenkundig, daß sie ihre Gatten nicht lieben, oder man raunt sich zu,
sie hätten bereits einen Geliebten besessen; entweder sind sie besonders gefallsüchtig und kokettiren stark, oder sie sind unzufrieden, unglücklich. In
Leon« lag von alledem Nichts; sie erschien mir der zu Stein erstarrte

Stolz, die unberührte Weiblichkeit, welche zwar heiße Leidenschaften erweckt,
doch gleichzeitig jedes Eroberungsgelüste abschreckt, geradezu im Kein« erstickt.
An solche Frauen wagen wir uns nicht heran, nicht allein aus Furcht,
eine schmähliche Niederlage zu erleiden, sondern weil wir bei aller Verderbtheit noch immer an die Reinheit des Weibes glauben und gerade
in solchen Frauen, wie Leona nur eine schien, das reine Weib erblicken,
welches nicht in unsern Dunstkreis gezogen werden darf, wenn wir unsern
Glauben an dje Frauen nicht gänglich verlieren sollen. Trotzdem drängte
mich mein Herz stürmisch in ihre Nähe, als ich sie hier sah — doch in
den jüngsten Tagen habe ich sie näher kennen gelernt. Sie wollen Wahrheit, gnädige Frau, und müssen mir daher auch härtere Worte verzeihen:
Leona ist nicht das Ideal weiblicher Reinheit; manche Frau, die von der

Lästerzunge gestochen wird, ja, welche sogar bereits einen Geliebten hatte,
steht hoch über Leona."^
Ich blicke Frau Richter bei meinen letzten Worten in das Antlitz.
Sie ist sehr roth, und ihre Augen glänzen, als ob Thränen darin lägen.
„Leona, die kalte, stolze Frau, treibt es in geradezu lächerlicher Weise
mit Sängern und Musikern. Sie, welche daheim jeden vertraulichen Blick
so frostig abzulehnen weiß, wie ein Gletscher einen Strahl der Wintersonne,
rennt hier jedem Tenoristen in Liebestollheit nach. Ich besitze meine
Erklärungen hiefür. Der Eindruck, welchen sehr viele Frauen von Musik
und Gesang empfangen, ist ein erotischer, und ich möchte einen Theil der
Ehebrüche in der sogenannten besseren Gesellschaft, auf Rechnung der Musik
setzen. Musik ist der Champagner der Frauen; sie wirkt anregend und
erregend in hohem Maße, doch nicht immer wirkt sie auch veredelnd.
Vor zwei Jahren hörte ich d'Andrade als Don Juan. Ich saß in einer
Loge zwischen Mutter und Tochter. Als dieser große Künstler sein „Reich'
nur die Hand, mein Leben, komm' auf mein Schloß mit mir," sang, da
wendete sich die Mutter mit Augen voll feuchter Gluth an mich und flüsterte
mir zu: „Es giebt keine Frau in diesem Hause, welche in diesem Momente
nicht bereit wäre, mit ihm auf „sein Schloß" zu ziehen. Die Tochter
aber, die erfaßte im Geheimen ineine Hand und flüsterte nur zu, sie liebe
mich. Die Empfindung vieler Frauen beim Anhören einer Beethoven'schen
Sonate, des Capriccio von Mendelssohn oder einer Ballade von Chopin
ist keine andere, als wenn sie im traulichen Halbdunkel in den Armen
jenes Mannes lägen, welchen ihnen ihre Phantasie eben vorgaukelt. Noch
stärker, ich möchte sagen: noch ordinärer wird dieses erotische Gefühl, wenn
es nicht das leblose Musikinstrument ist, welches diese Empfindung vermittelt, sondern der lebende, von Allen gefeierte, im glänzenden Costüm
prangende Sänger. Ist er der Spender dieser Empfindung, dann wendet
sich das erotische Gefühl direct seiner Person zu, und die Enthusiastin,
welche ihn, in ihrer Loge sitzend, anhört, liegt während seines Gesanges
in seinen Armen, sie schließt die Augen und lebt alle Empfindungen eroti-

- Mar Viola in Budapest.
schen Genusses durch. Es giebt zahlreiche musikliebende Frauen, bei welchen
diese Empfindungen in dem Momente aufhören, als der Gesang zu Ende
ist. Für diese hat mit seinem Gesänge auch der Sänger zu eristiren ausgehört. Andere Frauen hingegen giebt es, welche mit diesen
Wonnespendern verbunden bleiben, welche ihnen stets nachlaufen und sich auch
dann in ihren Armen dünken, wenn sie nicht auf der Bühne sind. Und
zu jenen Frauen, bei welchen die durch Musik und Gesang hervorgerufene
Erotik nachwirkt, und die den Sängern und Musikern daher stets liebestoll an den Hals fallen möchten, gehört entschieden Ihre Cousine
Leona."
Frau Richter scheint in tiefes Sinnen versunken, und ich harre eine
Weile vergeblich auf eine Bemerkung. Nun wendet sie das Antlitz ab.
Sollte sie mir zürnen? Sagte ich meine Meinung zu frei heraus?
„Kurz und gut, Leon« ist in Ihren Augen nicht mehr das hehre
Weib und hat die Anziehungskraft für Sie verloren?" sagt sie endlich.
„Sie ist mir nicht mehr der Inbegriff stolzer Reinheit, allein ich
bemerkte vorher, daß mich eine schöne Frau durch einen ihrer Mängel an,
lebhaftesten zur Eroberung lockt. Nun, Leon« bietet nach meinen letzten
Wahrnehmungen deren in Fülle."
„So soll sie also dennoch erobert werden?"
„Ich fühle den spottenden Ton Ihrer Worte, gnädige Frau, allein
es drängt mich trotzdem, Ihnen Nichts zu verhehlen. Es giebt Frauen,
in deren Nähe die Lüge versagt; Sie zählen zu diesen seltenen Frauen,
und da ich Sie nicht belügen kann, bitte ich Sie um Verzeihung, wenn
Ihnen meine Wahrheiten ein wenig zu offenherzig erscheinen: Die Eroberung Leonas würde mir die Befriedigung eines Rachegefühls
bedeuten.
Es wäre mir eine hohe Genugthuuna, diese Frau, welche mich mit ver-
ächtlichen Blicken von sich wies, in Liebe zu mir entbrennen zu sehen,
denn es geschieht auch, daß man Frauen nicht aus Liebe, sondern aus
Haß zu erobern versucht. Und ich hasse sie, die sich daheim den Anschein
unberührten Stolzes giebt und hier in Marienbad das Liebchen jedes
Opernsängers ist."
„Also eine neue Version? Sie sind sehr vielseitig, Herr Weidmann."
„Vielseitig? Nein! Ich will übrigens mit Leona Nichts mehr zu
schaffen haben, denn ich würde mir sonst eine andere Frau entfremden,
eine Frau, welcher ich mich vollkommen widmen will."
„Die selbstverständlich nicht genannt werden soll?"
„O, doch!"
„Und wer ist sie?"
„Sie selbst!"
„Ich? die lange Cousine? Ha, ha, ha!"
„Lachen Sie getrost, gnädige Fran; ich hoffe Sie auch ernster zu
sehen. Ich beachtete Sie von Beginn an wenig neben Leon«. Sie hielt
mich noch von daheim her in Bann, und deshalb hatte ich meine Blicke

O, Peccinil —
blos für sie. Das ist mittlerweile anders geworden, gründlich anders.
Ich leugne nicht, daß auch der Umstand dazu beigetragen haben mag, daß

Sie unter den Frauen, mit welchen ich hier umgehe, die einzige sind, welche
nicht jedem Tenoristen als reife Frucht in den Schooß fällt."
„Sind Sie zu Ende?" fragt Frau Richter frostigen Tones.
„Noch lange nicht, gnädige Frau! Sie zählen zu jenen Frauen, welche
im ersten Moment kühl lassen, ja, sogar einigermaßen verletzend wirken,
weil in Ihrem Antlitz ein gewisser höhnischer Trotz gegen die Männer
zu liegen scheint. Im engeren Verkehr ändert man dann seine Anschauungen ..."
„Das ist sehr hübsch von Ihnen, mein lieber Weidmann. Aber ich
bin doch häßlich; wie wollen Sie das ausgleichen?"
„Häßlich? Sie häßlich? Vor Allem sind Ihre Formen nicht eckig,
was Einem bei der Höhe Ihrer Gestalt anfangs so scheint, fondern in
edlen, wenn auch nicht runden Linien gezeichnet. Taille und Büste sind
völlig tadellos, allein man vermuthet, wie bei allen sehr großen Frauen,
ein wenig häßliche Füße . . ."
Frau Richter zieht ihre Füße hastig an sich.
„Unnütze Mühe, gnädige Frau, ich bin darüber längst in: Klaren.
Ihre Füße sind nicht klein, was bei Ihrer Gestalt lächerlich märe, allein
sie sind tadellos gebant und tadellos chanssirt."
„Nun sind Sie aber doch wohl zu Ende?" meint Frau Richter, die
sehr roth wurde und mir nicht in das Gesicht zu sehen wagt.
„Sofort! Der harte Zug in Ihrem Antlitz ist Schein oder der Rest
unglücklich verlebter Zeiten. Sie sind leidenschaftlicher Natur, Ihr Antlitz
kann glühen, und Ihre Augen, welche grau, doch sehr tief sind, können
Funken sprühen. Ihre Lippen sind roth. Ihre Zähne schön und anmuthend
weiß, und Ihr hellblondes Haar ist phänomenal an Glanz und Ueppigkeit.
Wie können Sie nun davon sprechen, Sie wären häßlich? Naive Frage!
Als ob Ihnen Ihr Spiegel nicht täglich die Wahrheit sagte!"
Frau Richter erwidert Nichts. Sie schlägt an ein Glas nnd ruft
den Kellner, um ihr Souper zu bezahlen. Der Kellner läßt auf sich
warten, und da sagt sie, vor sich niederblickend, nach einer Pause: „Und
was gewährt Ihnen den Muth, an meine Eroberung zu denken?"
„Meine Liebe würde vollkommen genügen. Und dann sind ja auch
Breschen genug vorhanden: Sie sind Wittwe, allein, unzufrieden, mit oder
ohne Grund unglücklich, ein wenig verbittert, leidenschaftlich und sehnen
sich nach Liebe."
Frau Richter blickt mich stumm, zürnend an und erhebt sich, ^hne
mich aufzufordern, sie zu begleiten. Sie nickt leise mit dem Haupte, und
bevor ich meine Rechnung beglichen, hat sie mit großen Schritten die Thürs
erreicht und befindet sich alsbald auf der Straße.

IHH Max Viola in Budapest.
XIII.
Sollte ich zu weit gegangen sein? Habe ich Frau Richter verletzt?
Der Gedanke schmerzt mich, und eilends suche ich ihr zu folgen, um den
schlechten Eindruck, den ich gemacht haben mag, zu mildern. Obwohl die
Kaiserstraße voll Promenirender ist, muß es mir leicht sein, sie wiederzufinden, denn ihre hohe Gestalt ragt aus der Menge hervor. Ich schreite
rasch vorwärts, und einen Blick in die Conditorei werfend, finde ich sie
dort im Gespräch mit Doctor Heid. Sie hat sich hierher geflüchtet, weil
sie wußte, daß ich sie auf der Straße suchen werde.
Ich trete in die Conditorei, allein sie beachtet meinen Gruß kaum,
und Heid reicht mir lässig die Hand. Ist es ihr Bedürfniß, viel zu
sprechen, oder will sie mich dadurch strafen, daß sie keine Notiz von mir
nimmt, genug, sie widmet sich völlig dem Doctor Heid, mit dem sie in
sprudelndem Eifer über die heutige Festvorstellung spricht. Heid opponirt
fortmährend, und als sie zu den: Enthusiasmus gelangen, der sich heute
im Theater kundgegeben hat, kann sie das Wort nicht mehr ergreifen,
denn Heid hält es zähe fest.
„Ich habe viel Musik gehört und schöne Musik gehört," sagt er, indem
die Augen zur Hälfte schließt. „Melodien von unendlicher Süße und
zarter Lieblichkeit, Melodien voll Gluth und Poesie, welche eine eigene
Sprache gesprochen, die Sprache der Liebe, des Glückes, der Seligkeit, der
Verzweiflung. Diese Melodien bilden jedoch blos einen Theil jener Musik,
welche ich in vierzig Jahren vernahm. Ich glaube, es entfallen von
diesen vierzig Jahren blos dreißig auf die Musik mit verständlichen,
beglückenden Melodien, die anderen zehn Jahre gehören dem Unverständlichen
an, das blos Gott zu deuten vermag, denn Gott weiß Alles. Das heißt:
nicht Gott allein, auch das große Publicum weiß Alles, denn wenn ich
zuweilen ein Tonstück um keinen Preis zu erfassen wußte, wenn ich mir
das Gehirn abquälte, um das Gebilde zu enträthseln, wenn ich mir sagen
mußte: entweder ist das ein Blödsinn oder ich bin ein unwissender Narr,
das große Publicum hatte es sofort erfaßt und applaudirte rasend, weil
es eben modern ist, rasend zu applaudiren. Ich behaupte, ein Theil der
Musik Wagners, Gounods, Verdis, Massenets, Meyerbeers und noch zahlreicher Anderer sei unverständlich, mir objectivem, gebildetem Zuhörer
ebenso unverständlich, wie den in tollen Beifall ausbrechenden Enthusiasten.
Ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß der größte Theil der Musikenthusiasten furchtbar naiv ist oder in gröblicher Weise schwindelt. Ich
weiß nicht, ob Goethe, Voltaire, Kant, Schiller, Shakespeare, Heine,

Napoleon, Bismarck die Musik geliebt haben, daß sie aber beim Anhören
von Musik nicht in solche wahnwitzige Beifallsäußerungen ausbrachen, wie
es heute gang und gäbe ist, das weiß ich gewiß. Neben mir, in der
Flemmingstraße, wohnt ein sehr reicher Mann, der Svecereiwaarenhöndler

O, Peccini!
Siegfried Graumeisel. Er ist ein Ignorant erster Güte, kann blos nothdürftia lesen und schreiben und besucht mit mir seit zwanzig Jahren smnmtliche Concerte und Opernvorstellungen. Er zerfließt bei Wagners
Meistersingern vor Rührung und ist selig wie ein in Butter gekochter
Stockfisch. Nirgends oder doch sehr schwer wäre nachzuweisen, daß die
Leuchten der Dichtkunst und der Wissenschaft die Musik in Bausch und
Bogen verehrt hätten, wie mein Freund, der Analphabet Siegfried Graumeisel. Ich behaupte, die Musik sei heute zu einem Theile Modesache,
eine billige Modesache, wenngleich ein Concertsitz zehn Mark kostet. Man
wird, ohne sich anzustrengen, ein Mensch von Gefühl und Bildung geheißen,
wenn man in die Concerte oder in die Oper läuft und viel Musik über
sich ergehen läßt. Man braucht Nichts zu lernen, man braucht blos dazusitzen und ist ein Auserlesener. Einmal, vielleicht in fünfzig Jahren, wird
ein muthiger Mensch erstehen und erklären, ein Theil unserer Musik sei
einfach Schwindel, Unsinn und werde blos von Narren und Schwindlern
in den Himmel erhoben. Man wird diesen muthigen Menschen selbstverständlich steinigen, allein es wird ein zweiter erstehen, und dieser wird
Recht behalten. Man wird ein Tonstück, bei dessen Anhören Goethe
wahrscheinlich ein leibliches Unbehagen gefühlt hätte, der Specereiwaaren-HSndler Graumeisel aber in seelische Entzückung geräth, nicht göttlich nennen,
denn man wird endlich einsehen, daß Goethe eine tiefere Empfänglichkeit
für die leisesten Schwingungen der Seele besaß, als sie der Specereiwaarenhänd ler Graunieisel besitzt, und daß ein Musikstück, welches Herrn Graumeisel völlig in Verzückung bringt, ein künstlerisch gebildetes empfindungsvolles Gemüth geradezu in die himmlischen Sphären des Paradieses erheben
müßte, thatsächlich aber nicht dahin erhebt. .. Ist es so oder nicht?"
„Ob es so ist? Natürlich ist es so!" sagt Frau Richter, erschreckt
auffahrend. Offenbar hat sie von alledem, was Heid da schmatzte, auch
nicht ein einziges Wort gehört und befindet sich, nun sie ihm antworten
soll, in ziemlicher Berlegenheit. Sie hat ihn scheinbar sehr aufmerksam
angehört, als er aber jetzt ihre Antwort heischt, fällt sie aus der Nolle.
Sie hörte nicht, was er gesagt, sondern war in Gedanken bei mir, und
wieder klangen ihr die Worte, welche ich beim Souper zu ihr gesprochen.
Ich erhebe mich und reiche Heid die Hand zum Abschiede, bevor er
neue Weisheiten auszukramen vermag. Frau Richter empfiehlt sich ebenfalls und kommt mit mir. Auf dem Wege spricht sie von Heid. Er wäre
sehr gebildet und talentvoll, doch mache er den Eindruck eines Sonderlings
mit zuweilen komischen Anschauungen. Sie spricht sehr eifrig, um mich
nicht zu Worte kommen zu lassen, denn sie fürchtet, ich würde das beim
Souper angeschlagene Thema wieder berühren. Doch ich berühre es nicht.
Schweigend schreite ich neben ihr einher und denke nn sie, als ob sie nicht
neben mir ginge, sondern als ob ich allein wäre.

Mar Viola in Budapest.
XIV.
Während ich an der Seite der Frau Nichter dahinschlendre, ist es in
der Kaiserstraße still geworden. Das Kurpublicum, welches hier allabendlich
nach dein Souper auf und niederwogt, ist in seine Quartiere heimgekehrt,
und es tauchen blos mehr vereinsamte Nachzügler hier und dort auf.
Es ist spät; die Straszenflammen werden verlöscht, wir wollen den Weg
nach dem Hotel Neptun einschlagen, wo Frau Richter wohnt, als sie, wenige
Schritte vor dem Hotel Bristol, an welchem wir vorüber müssen, meinen
Arm ergreift und mir erschreckt in das Gesicht sieht.
Ich suche sie zu beruhigen: „Vielleicht ist nicht sie es."
„Sie wähnen also ebenfalls?"
„Natürlich!" Wir schreiten rasch zur Pforte des Hotels, doch, es ist
zu spät, wir sehen Nichts mehr. Meiner Aufforderung folgend, übersetzt
Frau Richter mit mir die Straße. Wir spähen eine gute Weile nach
den Fenstern hinauf, dn erscheint die tiefverschleierte Dame, welche vor
einigen Minuten in das Hotel getreten mar, wieder vor dem Thore.
„Gottlob!" seufzt Frau Richter erleichtert, „sie ging nicht zu Peccini,
sie richtete wohl blos eine Frage an den Portier."
„Soll ich einmal nachfragen?"
„Vielleicht mar es doch nicht Leona!"
„Daran zweifeln Sie wohl so wenig als ich? Doch weshalb kehrte
sie so schnell zurück?"
Ich verfüge mich zum Portier, während Frau Nichter in der Thoreinfahrt wartet.
„Die verschleierte Dame hatte gefragt, ob Herr Peccini bereits daheim
sei, und als der Portier verneinte, machte sie Anstalten, die Heimkunft des
Künstlers in der Portierloge abzuwarten, schließlich habe sie sich jedsch
erhoben und sei wieder fortgegangen.
„Sie erwartet ihn nunmehr vielleicht auf der Straße?" preßt Frau
Nichter hervor.
„Schwerlich. Peccini kommt vom Bankette sicherlich nicht allein, sondern
wird von einer Schaar Bewunderern heiingeleitet. Das weiß auch Leon«,

sonst hätte sie ja das Ende des Soupers abwarten und mit ihm kommen
können? Sie schützte wohl Migräne vor und entfernte sich früher, um ihn
dann allein aufzusuchen."
„Kennen Sie Leonas Gatten?" fragt mich Frau Richter plötzlich.
„Herrn Hartwig? Gewiß! Das heißt: so, so, oberflächlich."
„Kommen Sie zu mir, auf eine Tasse Thee."
Ich folge ihr verwundert in das Hotel, allein sie führt mich nicht in
ihr Zimmer, sondern blos in einen Winkel des Foyers, wo wir, nachdem
uns Thee gebracht worden war, völlig verborgen und allein sitzen.

„Hartwig liebt seine Gattin unendlich," beginnt Frau Nichter, nachdem sie einen Tropfen Cognac in ihren Thee gegossen, „und es wäre sein
Tod, wenn er erfahren würde, wie sie es treibt."
„Beruhigen Sie sich, Madame: Die Ehemänner sind die Letzten, welche
die Liebesgeschichten ihrer Frauen erfahren."
„Hartwig ist ein so lauterer Charakter und verdient ein besseres
Loos. Als mein Gatte gestorben mar, widmete er sich ein Jahr lang fast
ausschließlich meinen Angelegenheiten und ruhte nicht, bis er mein Vermögen geordnet und gesichert hatte. Er ist mohlthätig, selbstlos und hängt
mit inniger Verehrung an Leon«; sie jedoch . . ."
„Glauben Sie mir, gnädige Frau, daß sich Nichts thun läßt, als zu
sorgen, daß diese Dinge möglichst geheim bleiben."
„Nein, es muß auch Anderes geschehen können, es muß, es muß.
Sie soll von Peccini lassen und auf den Pfad der Pflicht zurückkehren."
„Wie wollen Sie das möglich machen?"
„Ich weiß es nicht, doch Sie sollen mir helfen, sie zu entzweien,
diesen Scenen ein Ende zu bereiten."
„Ich?"
„Sie! Deshalb fragte ich Sie ja, ob Sie Leon« lieben."
„Nun wissen Sie aber, daß ich sie nicht liebe und kein Interesse
habe, dieses schöne Spiel zu stören. Wozu auch?"
„Mir zu Liebe."
„Haben Sie ein besonderes Faible für den schönen Tenor?"
„Ich habe diese abscheuliche Antwort erwartet. Sie ist Ihrer
würdig."
„Was kümmern Sie sich also um Leon« und Peccini?"
„Einzig und allein Hartwigs wegen. Sind Sie denn so sehr verdorben, daß Sie an eine selbstlose That durchaus nicht glauben können?"
„Im Wgemeinen, gnädige Frau, glaube ich allerdings nicht an die
selbstlosen Thaten, und wenn Sie wollen, daß ich mich ernstlich bemühe,
die Kreise Leonas und Peccinis zu stören, muß ich vorher die Gewißheit
haben, daß Ihnen Peccini gleichgiltig ist."
„Wie kann ich Ihnen Gewißheit bieten, wenn Sie meinen Worten
keinen Glauben schenken?"
„Es wäre so leicht, gnädige Frau!"
„Wie das?"
„Wenn Sie auch blos durch einen Funken erwidern würden, was
in meinem Herzen für Sie glüht und niein Blick Ihnen widerspiegelt."
Meinen Worten folgt eine Pause, in welcher ich Frau Richter tief
und tiefer erröthen sehe. Endlich öffnen sich ihre Lippen: „Sie sind
kindisch," sagt sie leise.
Ich ergreife ihre Hand, welche sie mir nach einigem Widerstreben
überläßt: „Glauben Sie mir, ich will das Unmögliche möglich zu machen

versuchen, wenn Sie meinen Zweifel beheben, wenn Sie mir beweisen,
daß Sie mich lieben könnten."
Sie athmet schwer, und ihre Brust wogt heftig. Sie hat das errörheie
Antlitz zur Seite geneigt, die Augen, welche sie halb geschlossen hält,
glänzen, als ob eine Thräne darin läge, und ihre Hand, welche bislang
ruhig in der meinen lag, umkrampft plötzlich meine Finger. Da lasse ich
mich hinreißen, eine Dummheit zu begehen: Ich rücke ganz nahe, umschlinge
ihre Taille und versuche, sie an mich zu pressen, doch sie entwindet sich
meinem Arme mit solcher Kraft, daß ich taumle. Sie springt auf und
sagt erregt: „Ich will Nichts von Ihnen; Nichts will ich! Leben Sie wohl!"
Ich stehe einen Augenblick beschämt, und das Blut strömt mir zu
Kopfe. Ich muß tief Athem holen, bevor ich Worte finde: „Gestatten
Sie mir zum Mindesten, mich in aller Form von Ihnen zu verabschieden,"
gelingt es mir hervorzupressen. „Ich sehe ein, daß ich Ihnen nicht mehr
begegnen darf, und da dies in Marienbad unvermeidlich wäre, reise ich
morgen früh nach Ischl."
Während ich spreche, steigt sie die Treppe empor, bleibt, als ich geendet,
unschlüssig stehen und wendet mir das Antlitz zu. Sie blickt mir eine
Weile prüfend in die Augen, und darin liest sie, daß es mir mit meiner
Abreise ernst ist. Sie zögert noch einen Augenblick, als würde sie sich bedenken, dann steigt sie die Treppe abermals hernieder und reicht mir die
Hand, auf welche ich einen Kuß drücke.
„Reisen Sie nicht," sagt sie mit unsicherer Stimme.
„Leonas oder Ihretwegen?"

Sie schweigt verlegen, dann aber meint sie: „Nehmen sie es, wie Sie
wollen." Hierauf eilt sie die Stufen empor und verschwindet in: Corridor.
XV.
Das Bankett, welches gestern nach der Festvorstellung zu Ehren der
mitwirkenden Sänger veranstaltet worden mar, schloß mit einer grellen
Dissonanz. Es war eine Dame im Saale erschienen, welche den Tenoristen
Hahnenkamm mit einer Reihe Schimpfworts belegte, ja, sie zog schließlich
einen Revolver hervor und bedrohte ihn am Leben. Sie wurde gewaltsam
entfernt und am nächsten Tage aus Marienbad vermiesen. Bei Gericht
gab sie an, die Gattin Hahnenkamms zu sein, der sie in Amerika geehelicht
habe, fünf Monate nach der Trauung aber mit ihrer Mitgift durchgebrannt sei.
Ich weiß nicht, warum ich ob dieser Geschichte aus dem Lachen nicht
herauskomme; ich lache, daß ich im Halse Schmerzen empfinde und lachend
Hahnenkamm durchprügeln möchte. Dabei begrüße ich ihn Zei unserer
heutigen Begegnung besonders respectvoll, ja, ich gebe sogar meinem Mitgefühl über die gestrige unliebsame Scene Ausdruck.

V, peccini!
Es ist nur bitterer Hohn mit diesem Mitgefühl, allein Hahnenkamm
nimmt es ernst, und ich erringe sein besonderes Wohlwollen. Da ich
übrigens seit einigen Tagen die Ehre genieße, den berühmten drei Tenoristen
von meinen ausgezeichneten Cigarren offeriren zu dürfen, nebstbei mich nie
in den Vordergrund dränge, von dem Glorienschein, der auf sie fällt, für
mich Nichts annectire, fondern mich bescheiden in jenen Grenzen bewege,
welche sie mir anweisen, ist mein Verhältnis; zu ihnen ein angenehmeres
geworden. Ich muß ihnen nicht täglich neuerdings vorgestellt werden, denn
nun kennen sie bereits meinen Namen, und wenn Einer von ihnen einen
Dienst von mir will, so wendet er sich ohne Scheu an mich. Ich spiele
die Rolle des „guten Kerls", wie jeder große Künstler mindestens einen
solchen besitzt, der sich glücklich fühlt, dem verherrlichten Genie als Laufbursche, Zwischenträger, Cigarrenlieferant und Prügelknabe dienen zu
dürfen, tausendfach dadurch belohnt, daß sich das Genie zuweilen Arm
in Ann mit ihm dem großen Publicum zeigt.
Schließlich frage ich mich, was ich in dieser Gesellschaft eigentlich will?
Die Demüthigungen, welche ich von den Künstlern erfahre, bereiten mir
zwar manche Zerstreuung, allein auf die Dauer werden sie langweilig.
Oder bildet es ein so hohes Vergnügen, mitanzusehen, wie sich Leon« alles
Stolzes, alles Selbstgefühls begiebt und vor Peccini sich krümmt und
windet wie ein Fisch, der auf das Trockene gelangte? Bah, Leon«
interessirt mich nicht im Geringsten, weder als Weib, noch als psychologische
Studie. Meinethalben kann sie sich morgen von Peccini entführen lassen,
mich läßt das völlig kalt. Doch mich hält Frau Richter, Frau Richter,
welche sich trotz des Zerwürfnisses mit ihrer Cousine in dieser Gesellschaft
bewegt. Mir ist es, als ob ich sie in diesem Kreise leichter erobern müßte.
Ich sah sie übrigens heute noch nicht, weder Morgens beim Brunnen,
noch Mittags beim Diner. Da sie auch Abends und am nächsten Morgen
nicht sichtbar wird, gehe ich, um Nachfrage zu halten, nach ihrem Hotel.
Ihr Mädchen sagt mir, sie sei unwohl, wolle jedoch fragen, ob ich
vorgelassen werden dürfe. Sie kehrt nach fünf Minuten wieder: „Madame
lasse bitten."
Frau Richter lehnt ziemlich bleich in einem Sopha. Sie trägt ein
hellblaues Negligö, welches meine Anschauung über den Adel der Formen
der sehr schlanken Frau in besonders angenehmer Weise bestätigt. Ihr
schönes blondes Haar, ohne Hülle, strahlt einen warmen Glanz aus, und
der leidende Zug in ihrem Antlitze hat ihr alles Harte, alles Trotzige
genommen; sie ist ein verlockend weibliches Weib, trotz der imvonirenden
Höhe ihrer Gestalt.
„Ich leide seit vorgestern an heftiger Migräne," empfängt sie mich,
„und Sie sind die Ursache derselben."
„Ich kam, um zu sühnen. Die Aufregung scheint demnach groß
gewesen zu sein?"

1.50
Max Viola in Budapest, —–Auf ihren Wangen bildet sich eine leise Rothe. „Das Ungewohnte
mar es. Ich lebe still dahin, und nach Jahren beschaulicher Ruhe kommen
Sie plötzlich und — und sprechen von Liebe."
„Und das mar Ihnen unangenehm."
„Ach, es ist kindisch. Ich bin seit vier Jahren Wittwe, und Niemand
kam auf den Gedanken, mir den Hof zu machen. Allerdings war es anch
niemals mein Wunsch. Da kommen Sie, ein bekannter und gefurchtster
Rouö."
„Sie vergessen, gnädige Frau, daß Sie selbst behaupteten, ich wäre
besser als mein Ruf."
„Ich glaubte es, bis . .."
„Bis ich Ihnen meine Liebe gestand?"
„Ja, bis Sie mich zum Besten halten wollten."
„Gnädige Frau!"
„O, wähnen Sie nicht, daß ich gering von mir denke. Ich bin
keineswegs schön, doch gut genug gewachsen und vielleicht auch interessant
genug, um einem Frauenjäger, wie Sie es sind, einmal als Versuchskaninchen

zu dienen. Doch, Sie irren sich in mir, Herr Weidmann."
Ich versuche, ihre Hand zu erfassen. „Bemerken Sie nicht Ihre
Jnconsequenz? Sie haben mich geprüft und für gut befunden, wo es siö>
unl andere Leute handelt, wo Sie selbst in Frage sind, urtheilen Sie nach
Anderen, machen Sie sich Leonas Ansicht zu eigen. Ueber Leonas Ansichten
dürften Sie aber doch bereits im Klaren sein?"
„Und wenn ich überhaupt kein Urtheil fällen will? Wenn ich eines
solchen nicht bedarf?" fragt sie ziemlich brüsk.
„Ich verstehe Sie nicht!"
„Ich vertraue Ihnen, wenn ich Ihrer Discretion bedarf, allein ich
hege kein Vertrauen, wenn ich selbst im Spiele bin, und zwar aus dem
einfachen Grunde, weil — weil ich kein Interesse für Sie hege."
„Weil Sie kein Interesse für mich hegen? Ich begreife, gnädige
Frau, und es bedarf der besonderen Betonung nicht. Aber da hätten Sie
mich doch ruhig nach Ischl reisen lassen können?"
„Ich weiß selbst nicht, weshalb ich Sie hinderte."
„Wohl, weil es amüsant ist. Jemand in der Nähe zu haben, von
dem man geliebt wird und über den man sich lustig machen kann? Nach
Belieben, gnädige Frau! Einstweilen gestatten Sie mir jedoch, mich zu
entfernen. Leben Sie wohl!"
„Ach, nun zürnen Sie mir?"
„Nicht in, Mindesten!"
„Dann nehmen Sie noch einen Augenblick Platz. Sehen Sie denn
nicht ein, daß ich viel zu erfahren bin, um einem solchen Frauenjäger,
wie Sie es sind, in die Schlinge zu gehen? Sebst wenn ich Sie lieben
würde, möchte ich nicht „Eine mehr" in der Reihe jener leichtsinnigen

Frauen, jener Ballettänzerinnen, Kammerzofen und noch Anderer sein,
welche Ihnen ihre Liebe schenkten."
„Das heißt, gnädige Frau, daß Ihre Eitelkeit Ihnen mehr gelten
würde als Ihre Liebe. Sie haben noch niemals wirklich geliebt, sonst
könnten Sie nicht so sprechen. Wenn ich liebe, so frage ich nicht darnach,
von wem die Erkorene vor mir geliebt wurde, ob es ein Kellner mar
oder ein Prinz. Ich liebe, und neben meiner Liebe ist kein Raum für
ein anderes Gefühl vorhanden. Doch, gnädige Frau, Sie philosophiren,
und wenn auch aus dieser Philosophie Liebe entstünde, sie müßte verkümmern
und verdorren, bevor sie sich voll entfaltet hätte. Uebrigens: lassen wir
all diese Dinge. Ich werde noch acht bis zehn Tage hier verweilen und
Ihnen in dieser Zeit möglichst selten zu begegnen versuchen. Und dann
daheim, nach Ablauf meiner Ferien, stürze ich mich in die Arbeit, und es
bleibt Nichts übrig, als die Erinnerung an eine Episode."
„Sehen Sie, nun werden auch Sie klug," meint sie lächelnd, doch
mich will es bedünken, als ob dieses Lächeln ein schmerzliches, ein Lächeln
leiser Enttäuschung wäre. Oder sollte ich mich täuschen? Bah, sie gefällt
mir ganz außerordentlich, und in meinem Herzen fühle ich bereits jenen
leisen Druck heranschleichen, der stets die Vorerscheinung einer tiefen Liebe
zu sein pflegt, einer Liebe, welche mich quält und meine Sinne verwirrt,
allein sie liebt mich nun einmal nicht, und durch Betteln erweckt man keine
Gegenliebe, das habe ich im Leben genugsam erfahren. Es heißt demnach,
eine gute Miene aufsetzen und sich mit Anstand zurückziehen, damit in
dem Korbe, den ich erhalten, nicht auch noch die Lächerlichkeit Raum finde.
„Nun denn, gnädige Frau, auf gute Freundschaft und kein Wort
mehr von Liebe." Ich reiche ihr die Hand, in welche sie ihre legt. Ihre
Hand ist kühl. Ich blicke ihr in die Augen, sie senkt die Lider, sie wagt
mir nicht in das Antlitz zu sehen. Da wird es mir plötzlich warm im
Herzen; es durchzuckt mich, sie in meine Arme zu nehmen und zu küssen,
doch mit heroischer Verachtung weise ich diesen Gedanken von mir und
greife gleichgiltig nach einem Buche, das auf den: Tische liegt.
„Ein brillantes Büchlein, ‚Ehefolter° von Johannes Cotta," sagt sie
eifrig, um ihre Bewegung zu verbergen. „Nehmen Sie es mit sich und
lesen Sie es."
„Ich danke, ich werde es lesen."
Ich lange nach meinen: Hute und verbeuge mich stumm.
„Eine Bitte, lieber Weidmann. Ich habe von meinein Verwalter
elftausend Mark zugeschickt erhalten. Es ist die Vierteljahresmiethe meines
Hauses. Meine Migräne hält mich an das Zimmer gefesselt, und ich
möchte nicht so viel Geld bei mir im Hotel verwahren. Wollen Sie die
Güte haben, dasselbe in meinem Namen an meinen Banguier, nn
F. A. Schrötter nach München zu senden?"

„Mit Vergnügen!" Ich nehme die elf Tausendmarknoten, lege sie auf
das geliehene Büchlein, welches genau die Größe der Noten besitzt, hülle
das Ganze in ein Stück Zeitungspapier und empfehle mich: höflich, stumni.

XVI.

Ich schlendere mit dem Büchlein in der Hand durch die Straßen.
Es läutet Mittag, das Postamt ist demnach geschlossen, und so gehe ich vor

die Waldmühle, wo um diese Stunde muficirt wird. Kurgäste beiderlei
Geschlechtes strömen an dem Musikpavillon vorbei, auf und nieder. Leon«
promenirt mit einer Frau Hart Arm in Arm. Sie sieht angegriffen aus;
mir ist es, als ob sich in ihren Mundwinkeln leise Falten gebildet hätten.
Sie leidet entschieden unter ihrer Liebe zu dem berühmten Tenor. Sie
wirft die Blicke unruhig nach allen Richtungen; sie sucht ihn, allein er ist
nicht anwesend. Nun begegnet sie mir. Sie nimmt meinen Gruß mit
freundlichem Lächeln auf, doch man müßte sich weniger als ich darauf verstehen, um hinter diesem Lächeln keinen Haß zu gewahren. Ihr Haß ist
instinctiv; sie fühlt, daß ich ihre Liebe zu Peccini mit Schadenfreude verfolge,
und doch muß sie mir ein lächelndes Antlitz zeigen, denn sie fürchtet mich.
Ich könnte sie ja daheim compromittiren, vielleicht gar ein pikantes Feuilleton
darüber schreiben, wie liebestoll das „Götterweib" in Marienbad den
Tenoristen nachlief. Dieses Lächeln versetzt mich in Zorn. Welche Beleidigung ist mir diese Maske! Sie hält mich für niedrig genug, sie zu verrathen, ihre Liebesabenteuer zu erzählen, weil sie mich nicht lieben will!
Wie tief muß ich in ihren Augen stehen!
Ich kann das Gefühl des Hasses nicht bannen, und ärgerlich steige ich
den Hügel hinan, um Leona nicht mehr zu begegnen. Ich will mich eben
an einem Tische niederlassen, als ich unter der Veranda die drei Künstler
gewahre. Sie sind, trotz der frühen Stunde, bereits nach dem Diner, und
ich muß eilen, um ihnen noch Cigarren anbieten zu können.
„Allein, ohne Gesellschaft und das Diner so früh?"
„Sie wollen um zwei Uhr in Gesellschaft einiger Hamburger Banquiers
und deren Frauen nach dem Jäqerhcmse von Glatzen."
Es müssen sehr reiche Banquiers sein, denn Hahnenkamm spricht von
ihnen wie ein loyaler Unterthan von regierenden Fürsten. Falkenau, der
Kleine, aber meint, es sei an der Zeit, sich in anderen Gesellschaften zu
bewegen, denn diese vier Frauen wären einfach unangenehm.
Ich wollte, Leona hätte diese Worte gehört. Sie würde ihnen übrigens
auch das verzeihen. Ich bitte die Herren, sich nicht stören zu lassen, wenn
sie fort müßten, und beginne schweigend zu speisen. Allein sie können
noch ein Mertelstündchen bleiben, bis sie ihren Kaffee getrunken und ihre
Cigarren geraucht.

B, peccinil
Sie trinken und rauchen, und ich nehme ineine Suppe, da entwickelt sich
eine lebhafte Scene: Der Kellner, welcher den geleerten Teller an sich
nimmt, stößt an das in Zeitungspapier gehüllte Büchlein, welches ich neben
mich gelegt habe, so daß es zu Boden fällt. Die Hülle löst sich, und fünf
oder sechs der Tausendmarknoten, welche auf dem Büchlein lagen, entfallen
und werden sichtbar. Ich ordne sie wieder und berge das Büchlein in der
Tasche. Unwillkürlich aufblickend, gewahre ich in den Gesichtern der drei
Künstler den Ausdruck starren Staunens.
„Pflegen Sie denn Millionen bei sich zutragen?" fragt Hahnenkamm,
der sich zuerst von seinem Staunen erholte.
„Millionen?"
Da fällt mir ein, daß sie das Packet blos aus Tausendmarkscheinen
bestehend wähnen, da die Noten das Büchlein vollkommen bedecken, und nach
den entfallenen fünf, sechs anscheinend noch ein ganzer Stoß derselben in der
Zeitung liegen muß. Im ersten Augenblick weiß ich selbst nicht, weshalb ich
es thue, genug, ich thue es, ich entschließe mich zu einer großartigen Lüge:
„Es sind Alles in Allem einhundertsechzigtausend Mark," bemerke ich
mit der größten Unverfrorenheit und esse ruhig weiter.
In diesem Moment kann ich bemerken, daß ich in der Achtung der
drei Herren sehr hoch steige und ihnen nie mehr werde vorgestellt werden
müssen; sie werden meinen Namen von nun an im Gedächtnisse behalten.
Nun zähle ich bereits zu den Menschen, welchen man Beachtung
schenken darf.
„Sie wähnen doch nicht, daß dieses Heidengeld mir gehöre?" frage ich.
„So? Wem denn?"
„Frau Richter."
„Frau Richter??"
„Der großen blonden Dame, welche früher mit Frau Hartwig wohnte."
„Der langen Cousine?"
„Derselben. Sie leidet an Migräne und bat mich, den Vierteljahresertrag ihrer Häuser, welchen sie von ihrem Verwalter hierher dirigirt erhielt, an ihren Banquier nach München zu senden."
Peccini springt von seinem Stuhle auf. „Hundertsechu'gtausend Mark
nimmt sie vierteljährlich von ihren Häusern an Miethe ein?" schreit er
fast athemlos."
„Wie Sie sehen?" erwidere ich lächelnd.
„Wissen Sie, welche Summe das jährlich ergiebt?"
„Das habe ich mich nie gefragt."
„Das sind jährlich sechsmalhundertvierzigtnusend Mark," spricht er
eifrig fort, „und da Großstadthäuser infolge der hohen Steuern und Abgaben kaum mehr als drei Procent abwerfen, so würde diese Frau ein
Vermögen von über zwanzig Millionen besitzen?"
„Zwanzig Millionen?"

Max Viola in Budapest,
„Mehr!!"
„Ja, es heißt allgemein, sie hätte über zwanzig Millionen; man meint
sogar, vielleicht dreißig."
„Und ihr Gatte?" fragt Hahnenkamm.
„Sie ist seit Jahren Wittme," erwidre ich.
„Kinder??"
„Kein einziges. Sie steht überhaupt ziemlich einsam in der Welt.
Ich glaube, sie besitzt blos eine einzige Verwandte, Frau Leona Hartwig,
und wenn ich gut unterrichtet bin, so liebt sie auch diese nicht besonders."
„Ich glaube sogar, sie haßt sie," sagt Peccini.
„Und das mit Recht," läßt sich Falkenau vernehmen.
Ich zucke die Schulter und kaue an einem Rebhuhn, wie ein Mensch,
den das völlig gleichgiltig läßt. Nun ist die Geschichte prächtig eingeleitet,
denn der Wunsch der Frau Richter geht in Erfüllung: der Bruch zwischen
Peccini und Leon« ist vollzogen. Von heute an kümmert er sich nicht
mehr um sie, sondern widmet sich vollständig Frau Richter und ihren
dreißig Millionen. Ich aber werde nun in Erfahrung bringen, ob es nicht
ein für Peccini gehegtes Interesse ist, welches sie meine Liebe zurückweisen
läßt. Ich denke meine Gedanken mit ruhiger Miene, doch hält das blos
eine Weile an, und ich habe Mühe, das Hohnlächeln, welches sich auf meine
Lippen drängt, zu unterdrücken. Die dreißig Millionen der Frau Nichter,
welche im Monde liegen, baben eine gründliche Wirkung: die Künstler vermögen sich noch immer nicht zu erholen. Ich wünschte, sie gingen und
ließen mich allein, damit ich nach Herzenslust lachen könnte. Doch, sie
bleiben; sie bleiben und schweigen. Keiner spricht ein Wort. Ich glaube,
sie verkaufen die Häuser und legen für dreißig Millionen Renten an, denn
diese werfen drei und ein halbes Procent ab. Wie sie zu den dreißig
Millionen gelangen, darüber zerbrechen sie sich wohl nicht die Köpfe. Du
lieber Gott, solche weltberühmte Künstler! Sie brauchen doch blos zuzulangen!
Ich weilte zwei Tage bei meinem Oheim in Karlsbad und finde, nach
Marienbad zurückgekehrt, einen starken Wechsel der Scenerie. Es sind zwei
Lager vorhanden; das eine besteht aus Leona und ihren beiden Freundinnen,
das zweite ans Frau Richter und den drei Tenoristen. Morgens, beim
Brunnen, gewahre ich den Wechsel. Frau Richter erscheint in der Gesellschaft Hahnenkamms, und kaum ist sie angelangt, als Peccini und Falkenau
auf sie zueilen und ihr unter zarten Verneigungen schöne Blumensträuße
überreichen. Ich stehe in der Menge und beobachte die arme Frau, die
in großer Verlegenheit tief erröthet. Weshalb sie seit einigen Tagen so
aufmerksam bedacht wird? scheint sie zu fragen. Die Antwort kann ich
XVII.

—- B.
Peccini!
-nicht vernehmen. Mir genügt es ja auch, das schöne Bild aus der Ferne
zu betrachten. Zu ihrer Rechten und Linken schreiten sie neben ihr einher
und schneiden so liebenswürdige Gesichter, wie ich sie nie an ihnen bemerkt,
und reiben sich vor Vergnügen die Hände und verbeugen sich unaufhörlich,
als ob sie vor einer toll applaudirenden Menge auf der Bühne stünden.
Hm, Einer weiß vom Anderen genau, daß er die Wittwe blos ihres
ungeheuren Reichthumes wegen umschwirrt. Jeder will sie für sich gewinnen,
und doch arbeiten sie in vollem Einklänge. Das Erste wäre doch, daß
Einer den Anderen unmöglich mache? Oder besitzt Jeder so viel Selbstvertrauen, um es für natürlich zu finden, daß nur er geliebt werden könne? daß die Anderen neben ihm blos Staffage sind .und alsbald im
Nebel verschwinden müssen?
Ich begegne Leon« und ihren Freundinnen, doch sie bemerken ineinen
Gruß nicht, denn ihre Aufmerksamkeit ist auf Frau Richter und die
Künstler gerichtet; sie haben blos für die lange Cousine und die Tenoristen
Blicke. Ich menge mich unter die Promenirenden, so daß Frau Richter
mit ihrer Garde an mir vorüber muß. Ich grüße höflich, doch kühl. Sie
hält einen Augenblick in der Meinung, ich wolle mich ihr anschließen, allein
ich schreite ruhig an ihr vorüber. Als ich mich umwende, hält die Gesellschaft dem Ferdinandsbrunnen zu, um an diesem vorbei nach Bellevue zum
Frühmahl zu gehen.
Was wohl bei dieser Geschichte herauskommen wird? Entweder erfahren die Tenoristen, daß Frau Richter nicht reich ist, dann verhöhnen sie sie in der rücksichtslosesten Weise, und ich bin es, der sie in diese
Situation brachte. Oder sie verliebt sich in Peccini oder Hahnenkamm,
und ich habe das leere Nachsehen. Ich fühle es nicht allein in den Nerven,
ich fühle es auch im Herzen, daß ich diese Frau liebe, und doch bereitet
mir der Gedanke, sie könnte sich in Einen der Drei verlieben, nahezu Vergnügen. Bah, wenn sie nicht anders ist, als die Uebrigen, wenn auch sie
den Künstlern anheimfällt, dann steht sie mir nicht höher als Leona und
ihre Freundinnen, und meine Liebe flöge in einem schadenfrohen Lächeln
davon. Nicht eine Spur bliebe übrig.
Mittags gehen Leon« und ihre Freundinnen auf dem Wege zur
Waldmühle vor mir einher. Im Restaurant angelangt, durchmustern sie
die Dinirenden, kehren wieder im: und schlagen den Weg nach der Stadt
ein. Ich folge ihnen in einiger Entfernung. Vor dem Hotel Klinger
halten sie Kriegsrath. Frau von Winterberg wird in das Restaurant entsendet, kehrt jedoch alsbald wieder. Nun steuern sie auf den

zu. Durch die Fenster spähend, müssen sie das Gesuchte gesunden haben,
denn sie verschwinden im Eingange.
Ich folge ihnen nach einigen Minuten und finde die drei Damen an
einem kleinen Tischchen in eifrigem Gespräch. Sie stutzen bei meinein Anblick, doch blos einen Moment, dann rücken sie zusammen, mich durch Blicke

einladend, bei ihnen Platz zu nehmen. Ich folge ihrer Einladung, und
alsbald heißt mich eine Bewegung der Frau Melzer, nach jenen Tischreihen
zu blicken, welche sich von der Thürs rechts befinden. Dort, an einem
Tische, sitzen Frau Richter, Peccini, Falkenau und Hahnenkamin. Die
Künstler hängen an den Lippen der blonden Frau, sie fangen ihre Worte
mit ihren heißen Blicken auf und sind ganz roth vor Eifer, ihr zu dienen.
Ich betrachte das Bild einen Moment und bestelle dann meine Suppe.
„Nun, wie gefüllt Ihnen das?" fragt Frau Melzer.
„Alte Geschichten," erwidere ich.
„Alte Geschichten?"
Die Frauen fragen sich diese zwei Worte, indem sie ihre Blicke ineinander bohren. Sollten sie blind, total blind gewesen sein? Die lange Cousine das Ideal Peccinis und auch der Anderen? Und sie ahnten
Nichts? Ach, das ist ja nicht möglich! Sie beginnen Frau Richter zu
untersuchen, von den Füßen bis zum blonden Haar unterwerfen sie sie einer
strengen Prüfung: Nun ja, am Ende nicht uninteressant, aber
Leon« solle doch erzählen, sie müsse ihre Cousine am genauesten kennen.
Sie wirft einige Worte hin und weist dann mit einem Blick nach mir:
Sie werde, was sie wissen wolle, aus mir herausholen, denn offenbar märe
ich unterrichtet.
Inzwischen hat die Gesellschaft drüben ihre Mahlzeit beendet und erhebt
sich vom Tische. Die Künstler grüßen so fremd, als ob sie uns blos einmal im Leben gesehen hätten, doch Frau Richter tritt auf unseren Tisch
zu. Sie ist befangen, roth bis an die Stirne. Sie fühlt, daß sie von
diesen Frauen gehaßt wird, weil sie die Künstler an sich gezogen hat. und
ist nun bestrebt, durch liebenswürdige Bescheidenheit den Groll zu verscheuchen.
Sie fahre am nächsten Morgen, um eine Freundin zu besuchen, nach
Franzensbad. Ob ich sie begleiten möchte?
„Ich?"
„Ja; Peccini und die anderen Herren fahren ebenfalls."
Ich wähnte, sie wolle mit mir allein reisen, und hätte freudig
zugestimmt. Als sie jedoch sagt, daß auch die Anderen von der Partie
sind, lehne ich kurz ab.
Sie blickt mich enttäuscht nn. „Weshalb wollen sie nicht?" fragt sie.
„Ich bin beschäftigt, gnädige Frau, es mangelt mir an Zeit."
„Aber, liebe Helene," meint Leon« spitz, „willst Du auch den letzten
Herrn aus unserer Gesellschaft entführen? Hast Du nicht genug an Peccini,
Falkenau und Hahnenknmm?"
„O, ich habe die Herren nicht eingeladen," erwidert sie hastig. „Ich
weiß nicht, weshalb sie mitfahren."
„Du weißt es nicht? Ha, ha, ha!"
„Leona, ich verstehe Dich nicht!"
Leona zuckt die Schultern.

„Wie Du willst," sagt sie, „aber man sollte sich stets bedenken, bevor
man das Amt des Sittenrichters übernimmt."
Frau Nichter erröthet abermals. Sie geräth so sehr in Verlegenheit,
daß sie keine Antwort findet. Erst nach einer Weile rafft sie sich auf,
und ich sehe eine Thräne in ihren Augen, als sie sagt: „Clara ist ja auch
Deine Freundin, sie will ich besuchen. So fahre auch Du mit uns."
Leon« kämpft mit sich, doch blos einen Augenblick, dann meint sie:
„Gut, ich fahre ebenfalls."
„Mit uns? nach Franzensbad?" fragt Falkenau, der sich im Laufe
des Gespräches unserem Tische genähert hat.
„Jawohl, in Ihrer Gesellschaft," erwidert Leon«.
„Bedaure, doch wir wollen en pstit corrlitü reisen," meint er.
Alles Blut schießt Leon« in das Antlitz. Die Unterlippe vorgeschoben,
sagt sie voll Verachtung: „Dann bleiben Sie hier, denn es wäre mir kein
Vergnügen, in der Gesellschaft so ungezogener Menschen zu fahren."
„Ungezogene Menschen? Das gilt vielleicht auch mir?" sagt Peccini,
mit hoheitsvoller Miene nähertretend. „Madame, ich gestatte nicht derlei
Bemerkungen über mich."
„O, Herr Peccini, Sie sind nicht gemeint," sagt Leon« eifrig und
erbleicht. „Nein, wahrlich, es ist mir nicht in den Sinn gekommen."
„Immerhin ist es ein Künstler, über den Sie so gesprochen," setzt
Peccini fort, „und das genügt!"
„O, Signor Peccini"
Diese Auseinandersetzung macht auf mich sehr wenig Eindruck, doch
Frau Richter ist äußerst peinlich berührt und weiß nicht, wie diese Scene

enden. Plötzlich einen Entschluß fassend, wendet sie sich an die drei
Künstler und sagt: „Ich fahre überhaupt nicht nach Franzensbad," dann
läßt sie sich bei unserem Tische nieder.
Peccini und Falkenau find consternirt. Offenbar sind sie mit Leon«
blos deshalb grob gewesen, weil sie dadurch Frau Nichter zu gefallen vermeinten.
Es heißt doch, daß sie aufeinander schlecht zu sprechen wären? Und
nun dieses Resultat!
Peccini nagt mißmuthig an der Unterlippe, doch er faßt sich.
„Madame," sagt er zu Frau Richter gewendet, „ich habe, um morgen mit
Ihnen reisen zu können, ein Diner beim Prinzen von Orleans abgesagt.
Sie begreifen, daß ich nicht hier gesehen werden darf."
„Ach, natürlich fahren Sie," rufen Frau Melzer und Frau Winterberg gleichzeitig, indem sie sich an Frau Nichter wenden. Sie überreden
sie in der allerzärtlichsten Weise, die Reise doch ja nicht zu unterlassen,
lieber wollen sie selbst auch von der Partie sein. Offenbar wollen diese
zwei Frauen Leon« nun fallen lassen und sich an Frau Nichter klammern,
nachdem ein weiterer Verkehr mit den Künstlern blos durch sie möglich

wird. Die Tenoristen vereinen ihre Bitten mit denen der zwei Frauen,
und da auch Leona inzwischen ruhig geworden scheint, ist der Frieds
wieder hergestellt. Frau Richter erhebt sich und macht noch einen Versuch,
Leona zur Mitreise zu bewegen, allein diese lehnt entschieden ab. So
entfernt sich denn die Gesellschaft, vermehrt durch Frau Melzer und Frau,
von Winterberg, und ich bleibe mit Leon« allein zurück.

XVIII.

Als die Gesellschaft das Restaurant verlassen hat, legt Leon« das
Messer und den Apfel, welchen sie zu schälen begonnen, bei Seite, greift
hastig nach dem Taschentuche und drückt es an die Augen. Ich habe das
Nahen dieser Thränen bemerkt und vertiefe mich daher in den Inhalt meiner
Cigarrentasche. Ich wühle sorgfältig, schneide die Spitze sehr umständlich
ab und greife erst nach dem Feuerzeug, als ich mit dem innern Auge sehe,
daß sie das Taschentuch geborgen und den Schleier über das Antlitz gezogen hat.
Sie erhebt sich rasch, und wir gehen mitsammen fort. Ich vermeide
es, sie anzusehen, und erzähle Allerlei, unter Anderem eine Auseinandersetzung zwischen Dr. Heid und Peccini. In seiner urwüchsigen Weise hatte
Heid Peccini gefragt, wieso es komme, daß jeder Tenorist ein Narr sei.
Nicht etwa ärgerlich, nein, ganz ruhig hatte Peccini erwidert, das komme
daher, weil jeder Tenorist sich einbilde, er sei der beste Sänger der Welt.
Sehen Sie, ich bilde mir das nicht ein, hatte Peccini fortgesetzt, ich bin
wirklich der beste Sänger der Welt.
Leon« lächelt, doch es ist ein erzwungenes Lächeln. Ich sehe im
voraus, sie wird sich daheim auf das Sopha werfen und bitterlich weinen.
Umsomehr bin ich überrascht, als sie mich, vor ihrer Wohnung angelangt,
einzutreten auffordert. Ich betrete mit ihr das Wohnzimmer. Sie legt
Hut und Schleier nicht ab, setzt sich in eine Ecke des Sovhas, und nun
kommt es, wie ich es vorausgesehen. Sie blickt nur einen Moment wie
geistesabwesend in's Antlitz, starrt einen Augenblick in's Leere, dann irrt
ihr Blick flehend, hilfesuchend umher, und dann, dann sinkt ihr Haupt seitwärts auf die Lehne, und sie beginnt krampfhaft und laut zu schluchzen.
Es ist peinlich, eine Frau weinen zu sehen, doch mich lassen Leonas
Thränen kalt. Sie bewegen mich nicht im Geringsten, sie stimmen mich
sogar ein wenig höhnisch. Bielleicht weil ich diese Frau in der Wirklichkeit und in Gedanken stets anders vor mir sah. Trotzige, kühne, stolze
Weiblichkeit sprach aus diesen schönen mächtigen Gliedern, aus dieser
königlichen Gestalt; abweisende, ein wenig mit Hohn getränkte Ruhe aus
dem edlen Profil, aus dem matten Roth ihrer Lippen, aus den großen,
tiefen dunklen Augen. Und ihre Toiletten, ihre Bewegungen, ihre Worte
und Thaten standen in vollem Einklang mit dein ruhigen Stolz, der sich

auf ihrem Antlitz, in ihrer Gestalt ausprägte. Und nun liegt sie vor mir
hingelehnt: Königlich die von einen: einfachen grauen Kleide umschlossene
Gestalt, doch ihr Busen mögt, als ob er die Hülle sprengen möchte; unaufhaltsam dringt lautes Schluchzen, von abgerissenen Worten des Schmerzes
durchmengt, von ihren Lippen. Sie hat noch immer den Hut auf dem
Haupte, doch den Schleier zurückgeschlagen, und drückt das Taschentuch
bald an die Augen, um die Thronen zu trocknen, bald an die Lippen,
um die Schmerzensrufe zu unterdrücken.
„Was — unr — Gotteswillen — soll ich denn nun beginnen?!"
dringt es krampfhaft, von Thränen erstickt, aus der Sophaecke zu mir.
Ich horche auf. Rief sie diese Worle unbewußt, im Schmerze oder
sind sie an mich gerichtet, an mich, der ich friedlich in einem Fauteuil
lehne und mit meiner Uhr spiele.
„Was — was — soll ich beginnen?!" höre ich es wieder.
Ah, es gilt also mir?
„Ausweinen!" rufe ich kurz.
Sie stockt, ihre Rufe verstummen, verdutzt blickt sie mir in's Gesicht.
„Ausmeinen sollen Sie sich, gnädige Frau, das ist das Klügste",

wiederhole ich.
„Ausweinen?"
„Ja! Was wollen Sie sonst beginnen?"
Sie blickt mich durch Thränen, doch mit plötzlich ruhig gewordenem
Antlitz an.
„Was könnte ich Ihnen auch Vernünftigeres empfehlen, als sich Ihr
Weh vom Herzen zu weinen? Soll ich Philosophie mit Ihnen treiben?
Das märe in die'em Falle das Dümmste. Sie lieben Peccini, das ist
eine THatsache, und lieben ihn unglücklich, das ist ebenfalls eine Thatsache."
„Herr Weidmann, nein ... Sie . . ."
„Ich täusche mich, wollen Sie sagen? Ja, gnädige Frau, wenn Sie
mich für so naiv halten, dann mache ich mich mit meinen Rathschlägen
lächerlich, und es ist das Klügste, ich gehe . . ."
„Nein, bleiben Sie! Ich bin so verlassen," ruft sie schmerzlich.
„Gnädige Frau, ich habe nicht die Absicht, mich in Ihre Geheimnisse
zu drängen, allein Ihre Herzensangelegenheit ist für mich längst kein Ge^
heimniß mehr. Und dann: Sie fragten, was Sie beginnen sollen? Ich
habe Ihnen ehrlich, nach meiner besten Ueberzeugung geantwortet. Solche
Dinge müssen heruntergemeint werden. Es fällt mir nicht ein, Ihnen die
Rathschläge zu ertheilen, welche in solchen Fällen üblich sein mögen. Soll
ich Sie erinnern, daß Peccini blos noch einige Tage in Marienbad bleibt
und dann nach Mailand, Paris oder Amerika geht, daß Sie ihn
vielleicht im Leben nie mehr sehen und es sich demnach nicht lohnt, sich
für wenige Tage solchen Aufregungen auszusetzen? Darüber, daß Peccini
Sie nicht entführen und für alle Zeit an sich fesseln will, sind Sie sich

wohl klar? Abgesehen davon, daß Sie Ihren Gatten vielleicht überhaupt
nicht verlassen mochten?"
„Meinen Gatten? Niemals!"
„Niemals?"
„Nein, denn ich liebe meinen Gatten."
„Das ist komisch. Sie lieben Ihren Gatten und . . .?"
„Ja, ich liebe ihn, ich verehre ihn."
„Das ist zwar eigenthümlich, kommt aber vor. Vielleicht enttäuscht es
Sie einigermaßen, wenn Sie erfahren, daß dieser berühmte, von aller Welt
angebetete Heldentenor Barbiergehilfe war?"'
„Das ist nicht möglich!"
„Gnädige Frau, ich besitze Beweise für meine Behauptungen. Doch
das ist nebensächlich. Dem General Derfflinger schadete es nicht, daß er
vorher Schneider war, es schadet also auch Peccini nicht, daß er früher
Gesichter einseifte. Unsinnig, derlei zu erwähnen. Wenn er mehrere Jahre
im Kerker zugebracht hätte, Sie würden ihn ja doch lieben?"
Sie schweigt.
„Ich belächle die Leute, welche Liebenden die Liebe abrathen. Da
giebt es tausend kluge, feine Sentenzen, doch alle zusammen sind keinen
Heller werth. Napoleon behauptete, in der Liebe bestehe der Sieg in der
Flucht. Das ist die einzige Sentenz, welche ich gelten lasse. Flüchten
Sie, gnädige Frau, fahren Sie heim zu Ihrem Gatten."
„Und Helene?"
„Ihre Cousine? In fünf, sechs Tagen ist es auch bei ihr zu Ende.
Wollen Sie in Ihr Verhältniß zu ihr durch Eifersucht noch mehr Gift
träufeln? Sie ist eine brave Frau . . ."
„Und ich, ich bin es nicht ... Sie sind in: Rechte, Herr Weidmann," sagt sie, und auf ihrem Antlitz prägt sich ein zorniger Zug aus.
„Ich stand so hoch vor Ihnen, so hoch, und nun . . ." Ein Thrönenstrom unterbricht ihre Worte. Sie meint so heftig, daß ihr Körper erschüttert wird.
„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau. Eine Krankheit, so gut oder
schlimm wie jede andere. Daß sie sich gerade vor mir abspielen mußte?
Ich bin ja so unbedeutend!"
„Nein, ich könnte mich vernichten, und das gerade Ihretwegen."
„Meinetwegen?"
„Ja! Sie, der Sie wohl durch die Erfolge, welche Sie erringen, die
Frauen so leicht nehmen und diesen Siegen in Ihren cynischen kleinen
Novellen Ausdruck verleihen, Ihnen wollte ich starre, stolze, unnahbare
Weiblichkeit zeigen, Ihnen wollte ich der Felsen sein, an dem Ihre morschen
Anschauungen zersplittern müssen."
„Und es gelang Ihnen glänzend. Ich hatte heillosen Nespect vor
Ihnen, ich wagte mich kaum in Ihre Nähe."

B, peccini!
„Und nun? O, ich werde es nie mehr wagen, Ihnen in die Augen
zu sehen. Ich werde zittern, wenn ich Ihnen begegne; ineine ganze Stellung
ist vernichtet."
„Gnädige Frau, Sie beleidigen mich, wenn Sie von mir auch blos
eine Nuance von Jndiscretion befürchten. Ich gehe von Ihnen als ein
Mann, der Nichts gesehen und gehört hat, der Ihnen auch in Zukunft mit
höflicher Zurückhaltung begegnen wird oder . . ."
„Oder. . .?"'

Ich schweige. Sie blickt mir lange fragend in's Antlitz, bis ich mich plötzlich lebhaft erhebe. „Lassen wir das, gnädige Frau; gestatten Sie, daß ich mich empfehle."

Sie wird roth bis an das Haar und tritt an mich heran. „Ich gefiel Ihnen?" sagt sie stockend.

„Gefallen? Ich habe Sie angebetet!"

„Sie haben mich geliebt?" fragt sie leise.

„Ich habe Sie geliebt," erwidere ich ebenso.

„Und nun bin ich so tief vor Ihnen gesunken, daß Sie mir Ihre Liebe nicht mehr gestehen möchten?"

„Leona?!" rufe ich wie im Fieber und springe auf. Sie steht mit hochgeröthetem Antlitz vor mir, die Blicke tief in meine Augen gebohrt. Sie zerrt an dem von ihren Thränen feuchten Taschentuche mit beiden Händen, ihr Busen wogt, ihre mächtige Gestalt erschauert: die Marmorstatue Hai Blut, Leben, Feuer bekommen. Die feuchten, rothen Lippen sind ein wenig geöffnet, daß die blanken Zähne hervorschimmern; ihr Athem geht heftig, wie gebannt ruhen ihre Blicke auf mir; ein leises, doch inhaltsvolles Lächeln liegt auf ihrem errötheten Antlitz, und ihre Finger suchen noch immer das thrünenfeuchte Taschentuch auseinanderzuzerren.

„Leona!!" Ich breite die Anne aus, und sie sinkt an meine Brust.

Sie preßt meine Wangen zwischen ihre Handflächen und küßt ineine Lippen, meine Augen, daß ich wie von einem Taumel befangen, keuchend, meiner Sinne nicht mächtig, in das Sopha sinke. Sie schmiegt sich an mich, sie erdrückt mich fast in ihren Armen, und ihr Mund scheint das Blut von meinen Lippen zu saugen.

Wie herrlich ist sie in diesem Augenblick! Ihre Sehnsucht nach Peccini, ihre Verzweiflung, ihre Thränen, Alles ist vergessen, ich halte blos das gemaltige Weib in meinen Armen, das mich mit ihrem Stolze gebannt hatte. Stolz und mächtig erscheint sie mir wieder, und doch liegt sie liebend, aufgelöst an meiner Brust. Fest wie Marmor umschließen mich ihre starken Arme, ihr Busen wogt, ihr Antlitz glüht, ihre Blicke zünden. Ich fühle meine Sinne kaum, ich schließe die Augen, vergrabe mein Haupt an ihrem Nacken, und der lodernde Brand, der aus den Poren dieses fesselnden Leibes aufsteigt, entflammt mein Blut zur Lohe.

Mar Oiola in Budapest.

Wir sitzen noch in den ersten Abendstunden Hand in Hand beisammen. Die Augen in feuchte Gluth getaucht, blickt sie mir zärtlich und glücklich in das Antlitz. Sanft und schmiegsain sitzt sie an mich gelehnt, mit jedem Blicke verrathend, daß blos die Erinnerung an irgend einen Tenoristen ihr Glück zu stören vermöchte.

„Bleibe hier zum Nachtessen, gehe nicht in's Restaurant," bittet sie, die Arme um meinen Nacken schlingend. „Ich bin so glücklich! Berlasse mich nicht in dieser Stunde."

„Doch, Leona, ich muß; schon Deinetwegen. Die Scharte von heute Mittag muß ausgewetzt werden, der Hohn muß aus dem Antlitz der Künstler, die Schadenfreude ans den Zügen der Frauen schwinden. Tu besitzest nun einen Halt an mir, der Dich stark genug macht, der Gesellschaft so unbefangen entgegenzutreten, als ob Deine Thränen Mittags der Nervosität entsprungen wären. Ich will Dich nicht bemitleidet, ich will Dich ruhig, unbefangen unter den Leuten sehen."

„Ach, sie werden ja doch errathen, daß ich Dich liebe!"

„Das hängt allein von Dir ab. Tu würdest in ihren Augen nicht gewinnen, daß Du bei mir Trost gesucht und gefunden. Diesem Volke läßt sich blos durch unbefangene Ruhe imvomren. Lebe wohl! Ich suche die Gesellschaft zuerst auf, und Du folgst später nach, ruhig, stolz, lächelnd, so wie Du einst warst."

Sie nmarmt mich stumm und küßt mich stürmisch, dann gehe ich.

Am Abend sind sie gewöhnlich bei Egerländer, allein die Gesellschaft ist noch nicht anwesend, und so nehme ich an einem Tischchen allein Platz. Es vergeht eine volle Stunde, Leona trifft ein, doch von den Anderen läßt sich noch immer Niemand blicken. Wir leeren eine Flaschen Pommern und sitzen sehr lange beisammen, wir gehen auch noch in eine Conditorei, wir durchspähen die Proinenirenden der Kaiserstraße: vergeblich. Offenbar sind sie Alle zusammen bereits Nachmittags nach Franzensbad gefahren.

XIX.

Ich bin kein Tugendbold, ich habe auf den Prix-Montijon nie An« spruch erhoben, nnd Ihr lügt. Alle, ohne Ausnahme, wenn Ihr mir mit Moralpredigten kommt und behauptet, Ihr hättet in ähnlicher Situation anders gehandelt als ich. Selbst Du nicht, theurer Freund Friedrich, der Du Dir erst jetzt Deine blonde Erna ersungen und errungen hast. Zum Kuckuck, muß es denn gelogen werden, wo ich doch weiß, daß kein Einziger von Euch vor Leonas Küssen zurückgeschreckt wäre, und wenn er auch das herrlichste Bild im Herzen trüge. Wenn ich einen schlimmen Streich begehe und den Muth finde, ihn zu gestehen, dürft Ihr mich verurtheilen und sagen, Ihr seid ganz anders, Ihr seid moralisch, wo ich doch weiß, daß Ihr um keinen Deut besser seid als ich, um keinen Deut, ob Ihr

V, Peccinil

NUN Bücher macht oder Bilder, Leinwand verkauft oder Recht, singt oder

predigt? Nun, bei den Letzteren, die predigen, will ich eine Ausnahme
gestatten, doch mehr aus Höflichkeit, als aus Ueberzeugung. Bedenkt doch
blos, eine so schöne, schöne, gluthvolle Frau mit glänzenden Augen und
Gliedern wie ein Marmorgebilde. Und ich habe sie geliebt und gefürchtet,
und nun allein mit ihr, allein, und sie sinkt in meine Arme .... Ihr
lügt schändlich, wenn Ihr auch blos die Schulter über mich zuckt.
Ich bin besser als die Besten unter Euch, denn ich fühle Neue, mehr:
ich empfinde Schmerz. Mir ist es, als hätte ich Frau Richter beleidigt,
als hätte ich ihr einen Schlag versetzt, als hätte ich sie von mir gestoßen.
Und nun schäme ich mich, daß mich die Augen schmerzen. Ein Mensch von
guter Erziehung, der eine Frau schlägt Pfui!
Ich habe das Recht verwirkt, Frau Nichter jemals wieder von Liebe
zu sprechen, und ich werde ihr nie inehr davon sprechen, das sei die gerechte
Strafe für die Beleidigung, welche sie von mir empfangen. Ich habe eine
hohe Scheidewand zwischen uns errichtet, und ich werde es nicht wagen, sie
zu übersteigen. Und um die Sehnsucht nach ihr zu betäuben, will ich mich
nun vollkommen Leona widmen, ihr Bild soll das ihrer Cousine aus
meinem Herzen drängen. Auf meiner Fahne steht nur noch der Name
„Leona" geschrieben, der Name „Helene" zerflatterte leider durch meine
eigene Schuld im Winde.

XX.

Frau Nichter ist mit ihrer Gesellschaft erst an? zweiten Tage aus
Franzensbad zurückgekehrt.
Ich begegne ihr nach ihrer Rückkehr zum ersten Male Mittags in
der Waldmühle. Bald nach mir erscheint auch Leona. Während des
Mahles und der dabei gepflogenen Erzählungen über die Einzelheiten des
Ausfluges wird sie von Allen beobachtet, allein sie benimmt sich großartig
und führt die ganze Gesellschaft irre. Man hat sie bleich, die Augen von
Thränen geröthet, wiederzusehen erwartet, demüthig einen Blick Peccinis
erhaschend. Von Alledem keine Rede. Sie ist freundlich, ruhig und unbefangen. Sie hat einen leisen entschiedenen Klang in der Stimme,
welcher sie über die Gesellschaft erhebt und eine etwaige Annäherung der
Künstler im Voraus zurückzuweisen scheint. Es liegt ordentlich in der Luft,
daß sie, abermals beleidigt, nicht in Thränen ausbrechen, sondern den Angriff in vernichtender Weise abweisen würde. Sie wird denn auch mit
größerer Achtung behandelt, ja, der kleine Falkenau bestrebt sich sogar, artig
zu sein, als ob er seine Ungezogenheiten ausgleichen möchte.
Frau Melzer und Frau von Winterberg schließen sich abermals Leona
an. Diese zwei Damen begegnen den Künstlern ein wenig schroff, offenbar
ereignete sich Etwas mährend der Reise, was sie unangenehm berührte.

Nar Viola in Budapest.

Vielleicht sahen sie die Tenoristen derart im Banne der Frau Richter, daß
sie jede Hoffnung aufgeben müssen, oder sie sind verletzt worden. Auch die
blonde Cousine ist nichts weniger als freundlich zu den Herren. Sie ist
bemüht, die etwas zudringlichen Liebenswürdigkeiten ziemlich kurz abzulehnen.
In dieser Gesellschaft ist entschieden Leon« die unbefangenste, und auf
ihrem Antlitz strahlt das heiterste Lächeln.
Ich sehe den Blick der Frau Nichter wiederholt einen Moment lang
prüfend auf mir ruhen, allein ich spiele lächelnd den vollständig Gleichgiltigen,
welchen weder die Zudringlichkeit der Künstler, noch die Ruhe Leonas, noch
die Nervosität der übrigen Damen irgendwie berührt. Ich bin einfach ein
ruhiger, zufriedener Mensch, der seine eigenen Wege wandelt und auf ihre
Liebe verzichtet hat für immer.
Nachdem wir aufgebrochen sind, erwartet Frau Nichter offenbar, daß
ich sie heimgeleite. Ich lasse sie jedoch in Gesellschaft der Künstler und
schließe mich den drei Frauen an. Unterwegs erfahre ich, es habe in
Franzensbad einen Scandal gegeben, über welchen man sich nicht klar sei.
Peccini nnd Hahnenkamin hätten sich Nachts im Corridor des Hotels, vor
dem Zimmer der Frau Nichter geprügelt. Es eilten Leute herbei, man
wollte sie delogiren, doch am nächsten Morgen leugneten sie Alles und behaupteten, sie wären die besten Freunde. Ob der Eine oder der Andere
von Frau Nichter vor ihre Zimmerthüre beschieden wurde, oder ob sie selbst
gekommen waren, lasse sich nicht feststellen.
Die Damen sind daheim angelangt, und ich verabschiede mich von
ihnen, von Leona mit einem sehr warmen Händedruck, und schlendre allein
nach Hause. Die von den Tenoristen aufgeführte Scene trübt mir das
Bild der Frau Nichter, und ich freue mich darob, denn nun werde ich sie
leichter vergessen. Mir ist es, als ob sie den Saum ihres weißen Spitzenunterrockes ein wenig im Straßenschmutz schleifen würde, und nun geht
sie vor mir einher, stolz, in berückender, tadelloser Toilette, und blos ich
allein bemerke, daß an dem Spitzensaum ein wenig Straßenschmutz haftet.
Dieses Bild beeinträchtigt das Tadellose ihrer Erscheinung. Sie erschien
mir kräftig, gesund und rein bis in die Nerven, und jetzt ist es mir, als
schwebe ein leises Fieber heran; ich sehe bereits ihre große Gestalt erschauern.
Das Schicksal kommt mir zu Hilfe, ich fühle es.
Mißmuthig ging ich zu Bette, nnd mifzmuthig erhebe ich mich. Gewiß, sie ist an der Scene, welche die Tenoristen vor ihrer Thür aufgeführt,
unschuldig, sie hat sie durch keinen Blick ermuntert, uud dennoch steht sie
in meinen Augen nicht völlig schuldlos da. Trübt Eifersucht meinen Blick?

Ich selbst habe ihr die Tenoristen an den Hals gehetzt, und ich bin daher
auch die Ursache, das ihr Piedestal in meinen Augen niedriger wurde.
Doch zum Kuckuck, wozu all das? Ich habe doch verzichtet, endgiltig verzichtet? Da gelüstet es Einen nach Borstorfer Aepfeln, er findet inzwischen
eine Ananas, doch anstatt dankbar zu sein, erweckt er wieder das Ge-

<Z), peccinil
löste nach dem Borstorfer Apfel. Das ist krankhaft; fort mit allem Krankhaften: Zurück nach Borstorf mit Frau Nichter, es lebe Leon«, die Ananas.
Sie umgiebt mich mit so zärtlicher Liebe, sie ist so sanft und hingebend
wie eine kleine Braut, und was mir die Sehnsucht nach ihr, die schönen
Stunden in ihren Armen noch köstlicher erscheinen läßt, das ist, daß sie
sich völlig miedergefunden hat. Jeder Zoll das stolze, unnahbare Weib,
wenn sie auf der Straße, wenn sie in Gesellschaft ist. So wie sie mir
einst daheim erschien, so erscheint sie mir wieder, und es ist unendlich beglückend, zu wissen, daß dieses schöne Weib, welches schier verächtlich auf
Alles hinabsieht, sich glühend nach mir sehnt, bald in meinen Armen sanft und
demuthsvoll ist, bald in ineinen Küssen zur Mänade sich berauscht. Und
der Reiz des Geheimnißvollen: auch nicht durch einen Blick, durch eine
Bewegung verrathen wir unsere Liebe. Niemand ahnt unsere Beziehungen,
denn wir sprechen uns kaum vor Zeugen. Doch wenn ich mich Abends
von der Gesellschaft verabschiedete und anscheinend den Weg nach meinem
Hotel einschlage, schleiche ich durch die Jägerstraße zur Böschung am Ende
der Häuserreihe, und von dort, wo der kleine Falkenau in den Graben
purzelte, husche ich zu ihr in den Garten. Selig-süße, berückende Stunden
sind es, die ich mit ihr verbringe, und Mitternacht ist gewöhnlich vorbei,
wenn ich auf Schleichwegen heimkehre.
XXI.
Fünf Tage sind verflossen, seit Leona und ich uns so gut verstehen,
und ich glaube nicht, daß Jemand unsere Beziehungen ahnt. Blos Frau
Richter traue ich nicht völlig. Sie ist mir gegenüber schweigsamer geworden,
als sie es war, und sie beobachtet mich und beobachtet Leona. Zuweilen
streift mich ein Blick, in dem es wie beleidigter Stolz glimmt, doch es ist
blos ein Blick, die Nuance eines Blickes.
Um nicht den leisesten Verdacht aufkommen zu lassen, will ich mich
ihr abermals freundlicher nähern und Leonas Einverständniß hiezu einholen, allein ich suche meine schöne Frau heute vergeblich beim Brunnen.
Sollte sie unwohl sein? Als ich nach neun Uhr von Bellevue zurückkehre,
kommt sie mir an: Arme ihres Gatten entgegen. Ich bin verblüfft. Ich
fühle bei seinem Anblick mein Herz heftiger pochen, und befangen ziehe ich
den Hut, um vorbeizuschreiten. Mit Heller, freundlicher Stimme ruft
Leona meinen Namen, so daß ich herantreten und Beide begrüßen muß.
Er reicht mir die Rechte, und ich empfinde, da ich seine Hand drücke,
weder Hohn, noch Gewissensbisse. Herr Hartwig ist ein sehr braver und
ernster Mann, und ich begrüße ihn sehr freundlich.
„Sie scheinen hier mit meiner Frau befreundeter zu sein, als Sie
es daheim waren?" fragt er lächelnd.

„Ich hatte die Ehre, öfter in jener Gesellschaft zu sein, in welcher
die gnädige Frau verkehrt," erwidere ich. „Madame dürfte gefunden
haben, daß ich zu Jenen zähle, welche besser sind als ihr Ruf."
„Gewiß, Siegfried," sagte Leon« mit freundlichein Eifer, „Herr
Weidmann ist ein sehr netter, angenehmer Mann."
„Hast Du je daran gezweifelt?"
„Aufrichtig gestanden, ja. Du weißt doch, daß ihn einige meiner
Freundinnen geradezu fürchten?"
„Unbegründeter Weise, wie Sie sich zu überzeugen Gelegenheit
hatten. Ich zähle zu den unschuldigsten Leuten, nur wollte ich niemals
das Stigma des ‚guten Kerls' tragen."
„Und Sie sind es dennoch!"
„Gnädige Frau, das ist kein Compliinent."
„Ach, Sie wollen Complimente? Nein, so weit reicht unsere
Freundschaft noch nicht. Wir wollen sehen, was sich daheim im Winter
für Sie thun läßt."
„Gnädige Frau sind zu gütig." Ich sehe ihr bei diesen Worten
in's Antlitz. Sie blickt mich ruhig und freundlich an. Der Ausdruck
ihres Gesichtes entspricht völlig dem leichten Ton, welchen sie mir gegenüber
anwendet. Herrgott, ist diese Frau eine Komödiantin! Wer, der sie jetzt
da vor mir sieht, würde glauben, daß sie noch gestern zitternd an meinem
Halse hing? Doch, durch ein Zeichen, durch einen Blick muß sie mir zu
erkennen geben, daß sie nach wie vor mein Eigen ist. Sie lädt mich ein,
mit ihnen nach Bellevue zurückzukehren, und ich nehme die Einladung an.
Während sie frühstücken, sitze ich auf der Folter. Nein, diese Frau
hat mir nie angehört. Es ist ein Traum, daß sie mich mit starken Armen
umklammerte und mir das Blut von den Lippen sog. Der schärfste
Beobachter könnte in ihrem Benehmen zu ihrem Gatten nicht die leiseste
Künstelei entdecken. Das ist die treue, brave Ehefrau, welche in jedem

Worte, in jeder Bewegung die Freude verräth, nach langer Abwesenheit
wieder an seiner Seite zu weilen. Mich streift kein vertraulicher Blick,
nicht eine Falte ihres Kleides.
Und Du, mein Junge, Du wähnst, die Frauen ausstudirt zu haben?
Hättest Dil das je für möglich gehalten? Wenn sie mit mir spricht, ruht
ihr Blick offen auf mir, als hätte sie nicht den leisesten Gedanken an
eine Sünde zu verbergen. Ihre Stimme klingt ruhig und glücklich, wie
die eines Weibes, das in der Liebe zum Gatten völlig aufgegangen ist.
Spielte sie mit mir, hat sie Nichts empfunden, als sie mich geküßt? Bin
ich völlig und für immer abgethan, oder kehrt sie bei nächster Gelegenheit
wieder zu mir zurück? Der Teufel wird aus dein Benehmen dieses
Weibes klug! Mir wird es heiß, das Blut steigt mir zu Kopfe. Ich
schäme mich vor mir selbst, wie ein Primaner, der von Mama dabei
betreten wird, wie er das Stubenmädchen küßt.

„Du mußt Herrn Weidmann den Brief zeigen," sagt Leon« zu
ihrem Gatten, als er sich nun eine Cigarre anzündet.
„Ach, wozu denn, mein Schatz?"
„Bitte, zeige ihn," wiederholt sie. –Er öffnet seine Brieftasche und holt ein Papier hervor, welches er
ihr reicht.
„Lesen Sie einmal etwas Hübsches," sagt Leon« und übergiebt mir
den Brief.
Ich blicke sie fragend an und nehme das Schreiben achselzuckend
entgegen.
„Ein anonymer Brief?"
Sie nickt.
„Mein Herr!
Kommen Sie geschwind nach hierher, wenn Sie ein großes Unglück
mit Ihrer Frau verhüten wollen. Sie ist rasend verliebt in die
großen Künstler Peccini und Hahnenkamm. Sie wird Beide ermorden
oder Beide sie. Aus Eifersucht. Es wird schrecklich sein. Eilen Sie,
fliehen Sie, sonst ist Alles vorüber.
Ein sehr guter Freund von Ihnen."
Lächelnd falte ich den Brief zusammen und besehe den Umschlag. Er
wurde in Franzensbad zur Post gegeben.
„Und dieser Brief hätte Sie hierhergeführt?"
„Um Gotteswillen, wo denken Sie hin? Ich konnte ganz unvermuthet
auf drei Wochen abkommen, die will ich mit meiner Frau zu einem kurzen
Aufenthalt in Ostende benüben."
„Meine Frage war scherzhaft. Dieser Brief ist von dem kleinen
Falkenau."
„Ich vermuthe dasselbe," erwidert Leona.
„Und zwar schrieb er ihn, als die ganze Gesellschaft dieser Tage in
Franzensbad weilte. Er will feine Rivalen in einen Scandal verwickeln,
um sie bei Frau Richter unmöglich zu machen. Es wäre ihm dann leichter,
sich um Ihre Cousine zu bewerben. Was diesem Liliputaner nur einfallen
mag, daß er sich an diese große Frau heranwagt?"
„Schnrke!" bemerkt Hartwig.
„Wollen Sie ihn zur Rechenschaft ziehen?"
„Fällt mir nicht im Traume ein! Es wäre das Rechte, mir meinen
Urlaub durch den Schreiber anonmner Briefe vergällen zu lassen. Nachmittags wird gepackt, und Abends geht es mit dem Eilzuge nach
Ostende.
Wo speist Ihr denn gewöhnlich?" wendet er sich an seine Frau.
„In der Waldmühle."
„Und da ist auch dieser Falkenau dabei?"
Sie nickt.

„So wollen wir heute nicht dahin, sondern anderswo speisen, wo wir
ihm nicht begegnen. Doch Helene muß ich verständigen, daß ich hier bin.
Sie speist wohl Mittags mit uns."
„Ich will ihr in's Hotel schreiben," sagt Leon«.
Darnach brechen wir auf und schlendern der Stadt zu. Und wie es
bisher mar, so bleibt es weiter. Leon« ist die liebende, aufmerksame
Gattin, welche blos für ihren Mann Blicke und Worte hat. Ich empfange
nicht mehr von ihr, als ob sie mich im Leben fünf Mal gesehen und drei
Mal Höflichkeitsphrasen mit mir gewechselt hätte. Mir wird es schwül
und schwüler, und als ich mich vor dein Hotel von ihnen verabschiedet
habe, bleibe ich eine Weile stehen, als ob ich vor den Kopf einen Schlag
erhalten hätte.
Ich gehe nicht mit ihnen zum Diner, doch am Abend lungere ich in
der Nähe ihres Hotels herum. Um sechs Uhr erscheinen sie auf der Straße.
Frau Nichter ist mit ihnen. Ich schließe mich an und begleite sie in
verschiedene Läden, wo sie für ihre Reise kleine Einkäufe besorgen. Ich
lauere darauf, daß mir Leon« ein Liebeswort zuflüstere, vielleicht sogar
ein Briefchen in die Hand drücke. Die Gelegenheit hiezu wird sich finden.

Sie hat es blos einzurichten, daß Frau Richter mit Hartwig einen Schritt
vorausgehe, dann kann sie sich mir anschließen. Doch sie thut es nicht.
Wiederholt wendet sich ihr Gatte an Frau Richter; Leona könnte nun mit
mir zurückbleiben, doch sie bleibt hartnäckig an der Seite ihres Mannes.
Ist das Feigheit? Fürchtet sie sich vor ihm? Ich beobachte sie. Diese
Frau ist völlig unbefangen, sie denkt nicht einmal an mich, ich existire
nicht für sie, ich habe nie im Leben für sie eristirt. Ich fühle einen
Druck im Halse, dann ist es vorüber. Ich habe den Zorn hinuntergewürgt.
Ich kümmere mich nicht mehr um sie, ich spreche von den gleichgiltigsten
Dingen, so daß Frau Richter, selbst wenn sie mich beobachten würde, kein
Arg haben könnte.
Ich verlasse die Gesellschaft, kaufe einige Rosen und fahre zwei
Stunden später zum Bahnhof. Nach zehn Minuten treffen Herr und Frau
Hartwig ein. Frau Richter ist nicht mit ihnen. Ich überreiche Leona die
Blumen; sie quittirt sie mit einigen freundlichen Worten. Die Billette
werden gekauft, die Koffer übergeben, und nachdem es sich mit zwei Händedrücken von mir verabschiedet hat, verschwindet das Ehepaar im Coupö.
Leona erscheint nicht am Fenster, um mir ein letztes Lebewohl zu
sagen. Ich bin einfach nicht mehr vorhanden. Eine halbe Stunde
später hat sie wahrscheinlich meine Blumen zum Fenster hinausgeworfen.

XXII.

Am nächsten Morgen gehe ich weder zum Brunnen, noch nach Bellevue.
Ich nehme den Thee im Hotel und kehre dann auf mein Zimmer zurück.
Ich hole den Koffer hervor, stoße ihn aber mit einem Fußtritt wieder von

mir. Ich darf heute nicht abreisen, wenn ich den Verdacht nicht auf mich
laden will, der Aufenthalt sei mir ohne Leon« unleidlich geworden. Ich
muß noch einige Tage verweilen und unbefangen scheinen, wenngleich der
Zorn in mir gährt. Wie mich dieses Weib abschüttelte! Ich bin überzeugt,
sie meist mich verächtlich in die Schranken, wenn ich sie einmal allein finde
und küssen will. Sie thut sicherlich, als ob sich selbst unsere Hände
niemals berührt hätten.
Ich begebe mich auf die Colonnade, mitten in das Menschengewühl,
und möchte allen Frauen, welche mir begegnen, Grobheiten in das Gesicht
schleudern. Ich hasse sie gründlich, auch Frau Richter. Halbwesen, die
jeder Berechnung spotten, und da gehe ein vernünftiger Mensch hin und
pactire mit ihnen!
Ich verlasse das Gewühl und begegne Falkenau, der athemlos an
mich herantritt und fragt, ob ich Frau Richter nicht gesehen hätte. Einige
Secunden nachher folgt Peccini mit geröthetem Antlitz, die Stirne in Schweiß
gebadet und späht angstvoll nach links und rechts. Auch er ist hinter Frau
Richter her. Sie werden die Gesuchte bald finden, denn das gesummte
Kurpublicum wird sie auf ihre Fährte weisen.
Ich weiß nicht, wie weit die Tenoristen bei der langen Cousine
gediehen sind, ich weiß blos, daß man sie immer und immer in ihrer
Gefellschaft sieht und daß alle Frauen Marienbads darüber wüthend sind.
Sie können sich nicht erklären, warum diese berühmten Künstler wie Kletten
an ihr hängen, in ihrer Nähe seufzen und stöhnen und von einer Dienstfertigkeit sind, als ob sie eine Königin wäre.
Während die Tenoristen Frau Nichter auf der Colonnade suchen,
begegne ich ihr, auf dem Heimwege begriffen, in der Kaiserstraße. Was
diese Frau hat, daß sie erröthet, wenn sie mich sieht? Auch nun! Ich will
mit kühlem Gruße an ihr vorüber, allein sie macht eine halbe Wendung
auf mich zu, so daß ich an sie herantreten muß. Nachdem die Nöthe
ihres Antlitzes verflogen ist, bemerke ich, daß sie nicht mehr so blühend
aussieht wie vor wenigen Tagen. Sie ist unruhig, nervös, ihr Blick
unsicher. Sollte Peccini die Ursache sein?
Sie hat eine ausgezeichnete Art, sich zu kleiden. Sie trägt ein hellbraunes, vollständig glattes Tuchkleid, das sitzt, als ob der Leib modellirt
und das Kleid straff darüber gezogen wäre. Kein Eckchen, keine Schärfe,
kein Fältchen in der Taille oder an der Büste, blos die kühn niederfallenden
Falten des Glockenrocks. Sie hält den Saum desselben in der tadellos
behandschuhten Linken, und man bemerkt eine Handbreit blüthenweißer,
köstlich feiner Spitzen und die Hälfte der gelben Stiefelchen, die biegsam
und dennoch ohne Falten sind, schmiegsam und dennoch stark, wie geschnitzt,
ohne die Contouren des Fußes auch blos ahnen zu lasser.
Weiß Gott, ich bin in den Anblick ihrer Toilette derart vertieft, daß
ich zu sprechen vergesse. Schließlich meine verwunderte Frage, weshalb

sie nicht auf der Colonnade fei, da sie dort von den Tenoristen eifrigst
gesucht werde.
Sie sieht mich prüfend an und preßt die Zähne leicht in die Unterlippe. „Womit habe ich es verdient, daß Sie so zu mir sprechen?" fragt sie.
„Ich besitze seit einiger Zeit weder Gelegenheit so noch anders zu
Ihnen zu sprechen, gnädige Frau. Wie hätte ich, der ich blos Schriftsteller und sonst Nichts bin, den eisernen Ning der Tenoristen

sprengen
sollen?"
„Sie sahen Sie auf der Colonnade?" fragt sie plötzlich und blickt
furchtsam um sich. „Kommen Sie mit mir in den Wald, rasch, bevor sie
uns entdecken."
Mit ziemlich großen Schritten gehen wir in der Richtung des Panoramas
den Weg hinauf, wo er am steilsten. Der Athein wird uns kurz, und
wir sprechen wenig. Auf einem Bänkchen unter leise rauschenden Tannen
lassen wir uns nieder.
Wir sitzen schweigend, doch ich bemerke, daß sie mich zuweilen von
der Seite beobachtet. Mit einem Ansatz, als ob sie gewaltsam Muth
gefaßt hätte, sagt sie endlich: „Ich wollte gestern mit Leona und ihrem
Gatten Marienbad verlassen."
„Und weshalb blieben Sie?"
„Weil ich Hartwig im Zusammensein mit Leona nicht stören wollte.
Er hat sie lange entbehrt... Und dann .. . ."
„Und dann .. .?"
„Weil ich Scandal befürchtete." Wie ein Schluchzen dringt es aus
ihr! „Sie ahnen nicht, welche Qualen ich leide. Ich finde kaum mehr
den Muth, mein Zimmer zu verlassen. Alle Drei haben mir mit dem
Tode gedroht."
„Älle Drei? Mit dem Tode gedroht?"
„Die drei Tenoristen!"
„Ach so! Sehr mordlustige Gesellschaft da§."
„Ich fürchte nicht, daß sie mir ein Leids zufügen," setzt sie fort,
doch das Aufsehen möchte ich vermeiden. Sieht doch das ganze Kurpublicum
längst mit Verwunderung, daß mich diese drei Künstler auf Schritt und
Tritt begleiten. Wenn ich gestern den Versuch gewagt hätte, mit Leon«
und ihrem Manne abzureisen, wären sie auf dem Bahnhofe erschienen, und
es hätte einen Eclat gegeben, oder sie wären mit uns gefahren."
„Ja, so sagen Sie doch den Herren ganz einfach, sie mögen nch zum
Kuckuck scheren? Ooer wäre es Ihnen schließlich um Einen oder den
Anderen leid?"
„Wie Sie nur so sprechen können? Ich hege für Keinen das geringste Interesse, allein ich fürchte mich. Ich bin zwar eine alleinstehende Frau, die nach Niemand ;n fragen hat, doch compromittiren möchte ich

B, Peccini!
mich trotzdem nicht. Und es mar bereits vor fünf Tagen in Franzensbad
so arg."
„In Franzensbad?"
„Sie erröthet lebhaft. „Einer von ihnen machte sich Nachts vor
meiner Thüre zu schaffen. Ich war zu Tode erschreckt, denn ich wähnte,
es wären Diebe. Dann kam ein Zweiter, und vor meiner Thür geriethen
sie aneinander. Das Hotel-Personal kam hinzu ... Ich schämte mich
zu Tode."
„Doch sie hätten Ihnen auch gedroht?"
„Ja. Denken Sie, alle Drei. Es ist zu komisch. Sie wissen ja,
ehedem kümmerte sich Keiner um mich; plötzlich, vor sechs oder sieben
Tagen, ließen sie Leona und die übrigen Damen und schlössen sich mir
an. Das muffen Sie ja ebenfalls bemerkt haben? Und seither gestanden
sie mir bereits Alle ihre Liebe, und zwar wiederholt. Und Jeder droht,
mich zu tödten, mich und sich, wenn ich ihn nicht erhöre. Ich habe keine
Ruhe, weder bei Tage, noch bei Nacht. Wenn ich meine Thüre einen
Augenblick unversperrt lasse, stürmt Falkenau herein, stürzt zu meinen
Füßen und schwört mir ewige Liebe. Im besten Geständnisse kommt
Peccini, stößt Falkenau bei Seite, stürzt in die Kniee und schwört,* daß
ich blos ihm allein angehören dürfe. Der Zudringlichste jedoch ist Hahnenkamm. Der bedroht nicht blos mich, sondern auch 'eine Freunde; er spricht
nicht von einem Einzelmord, sondern stets von einem Blutbade."
„Das ist ja außerordentlich hübsch!"
„Ich finde selbst, daß das einem Lustspiele gleicht, nur möchte nicht
ich die Heldin darin sein. Und das Bewußtsein, daß all' das Komödie
ist, ein Comvlott, das ich mir nicht zu deuten weiß! Ich schwöre, daß sie
mich nicht lieben; es ist ja auch nicht daran zu denken. JH zähle nicht
zu jenen Frauen, welche gewöhnlich von Heldentenoren umschwärmt werden.
Wer dentet mir nun diese Werbungen?"
„Ick, und zwar in völlig klarer Weise."
„Sie?"
„Ja, gnädige Frau, ganz genau. Doch wappnen Sie sich; Sie werden
nichts Schmeichelhaftes hören."
„Sprechen Sie ohne Rücksicht."
„Sehen Sie, gnädige Frau, das kam so: Durch die Ungeschicklichkeit
eines Kellners bekamen die drei Tenoristen einige jener Tausendmarkscheine
zu Gesichte, welche Sie mich zur Post geben hießen. Ich hatte das Geld
zu dem Büchlein gelegt, welches Sie mir geliehen, nnd Beides in eine
Zeitung gehüllt. Der Kellner warf das Packet, welches neben mir auf
dem Tische lag, zur Erde, die Hülle löste sich, das Geld kam zum Vorschein, und da meinten die Künstler, das ganze Packet, auch das Büchlein,
bestünde aus eitel Tausend markscheinen. Nnn hätten Sie einmal sehen

sollen, wie ich den Leuten imponirte. Sie waren ganz bleich vor Höchts*

schätzung. Ich erklärte ihnen jedoch, daß das Geld nicht mein Eigenthum
– sei, sondern Ihnen gehöre, und daß es einhundertsechzigtausend Mark
mären, welche Sie als das Vierteljahreserträgniß Ihrer Häuser von Ihrem
Verwalter zugesendet erhielten."
„Aber wie konnten Sie derlei ersinnen?"
„In wenigen Augenblicken hatten sie ausgerechnet, daß hundertsechzig tausend Mark vierteljährlich, die Jahresinteressen von ungefähr zwanzig
Millionen sind, und da ich zugab, daß Sie mindestens zwanzig Millionen
besitzen dürften und ganz allein in der Welt stünden, war die Sache in
Ordnung. Sie ließen Leona und die übrigen Frauen und hängten sich
wie Kletten an Sie. Bedenken Sie, zwanzig Millionen sind keine
Kleinigkeit."
„Aber Sie wissen doch, daß das nicht wahr ist, daß ich wohlhabend,
doch nicht reich bin? Wie konnten Sie derlei Behauptungen aufstellen?
Das war abscheulich!"
„Nun, ich kannte eben meine Leute; ich wußte, daß sie von diesem
Augenblicke an Sie umschwärmen und Leona verlassen werden."
Frau Richter ist tief erröthet und erhebt sich rasch von ihrem Sitze.
„Ich mar Ihnen demnach nicht zu gut, um ein solches Spiel mit mir zu
treiben?" fragt sie erregt und mit zürnenden Blicken. „Sie hatten den
Muth, mich zum Mittelpunkte einer lächerlichen Komödie zu machen?"
„Gnädige Frau," erwidere ich, mich ebenfalls erhebend, „ich gebe zu,
daß ich die Form verfehlte, daß ich es zarter hätte anstellen sollen, allein
Sie vergessen, daß es Ihr fehnlichster Wunsch mar, Peccini von Leona zu
trennen, und daß Sie mich dringend baten, dieses Netz zu zerreißen, damit Herr Hartwig in seinen heiligsten Gefühlen nicht verletzt werde. Und
ich habe Ihren Wunsch erfüllt. Wähnen Sie, daß sonst die gestrige Abreise
Leonas und ihres Gatten so harmonisch und glücklich erfolgt wäre?"
Sie nagt an der Unterlippe, schweigt eine Weile, sagt aber dann in
versöhnlicherein Tone: „Warum mußte ich Ihre Zielscheibe werden?
Warum versuchten Sie es nicht mit Frau Melzer oder Frau Winterberg?"
„Aus verschiedenen Gründen: Frau Melzer und Frau Winterberg sind
verheirathet, und ich mußte eine Frau haben, um welche die Künstler freien
können, ferner nimmt man sich nicht die Mühe, eine Lüge von weitaus
herzuholen, wenn eine, wie die mit Ihrem Gelds, so außerordentlich nahe
liegt. Und schließlich . . ."
„??"
„Schließlich . . . Nun, wenn Sie es eben wissen wollen: ich wollte
mich von meiner Liebe zu Ihnen heilen. Frau Melzer, Leona, Frau von
Winterberg, sie erschienen mir geradezu widerwärtig durch ihre Schwärmerei
für die Tenoristen. Nun brachte ich die Künstler Ihnen nahe, ganz nahe
in der Hoffnung, Sie würden sich in einen derselben verlieben. Dann^
jedoch wären Sie in meinen Augen mit Leon« und den Uebrigen auf

einer Stufe gestanden, und ich wäre geheilt gewesen. — Leider ist es mir
nicht gelungen."
„Sie würden mich demnach lieber für Peccini schwärmen sehen?"
„Ja!"
„Kindischer Mensch. Ich liebe Musik und G:sang außerordentlich,
doch gleiche ich einer Frau, welche Sängern nachläuft? Bin ich nicht zu
ernst, zu hart, zu . .. zu eckig dazu? Sie beurtheilen mich falsch, sonst
müßten Sie missen, daß ich für eine leichte, flüchtige Tändelei nicht geschaffen bin, und mehr als eine Tändelei suchten ja auch Leon« und ihre
Freundinnen bei den Künstlern nicht. Mich könnte vielleicht eine tiefe
Leidenschaft erfassen, welche mich vernichtet, doch nimmer bin ich für ein
leichtfertiges Spiel geeignet."
Sie ist abermals erröthet, und ihre Augen glänzen. Nun wendet sie
das Antlitz leicht zur Seite, als wollte sie mich in demselben nicht lesen
lassen, und schweigt.
Mir dringt es wie eine schwere Welle durch die Brust. Ich trete
an sie heran und erfasse ihre Rechte mit beiden Händen. Ich drücke sie
kräftig und ringe nach Worten, doch sanft befreit sie ihre Hand, und ruhig
sagt sie: „Es ist nicht mehr als billig, daß Sie mich von ineinen Quälgeistern befreien. Nicht wahr, Sie stehen mir bei?"
„Ich erfülle lediglich meine Pflicht. Ich habe Ihnen das Joch auferlegt, ich muß Sie von demselben auch erlösen."
„Das wird nicht so leicht sein, wie Sie es sich vorstellen, denn ich
möchte jeden Eclat vermieden haben."
„Verlassen Sie sich auf mich, gnädige Frau."
Sie sieht mir mit einein eigenthümlich räthselhaften Blick in die
Angen, und ich fühle, daß nunmehr ich erröthe. Doch alsbald sieht ste
wieder ruhig vor sich hin, und flüchtig meint sie, es freue sie, einmal eine
Stunde ohne Tenoristen zu sein und sich frei bewegen zu können.
Sie hätte das nicht sagen sollen, denn kaum hat sie die Worte ausgesprochen, als ihre Freiheit ein Ende nimmt. Rufe erheben sich im Walde,
hier ein Triller, dort ein scharfer Pfiff, und plötzlich stürzen Peccini nnd

Falkenau auf uns zu. Sie sind noch nicht zu Worte gekommen, als auch
Hahnenkamm erscheint. Offenbar haben sie die Richtung, welche wir eingeschlagen, ausgekundschaftet und sind, im Walde sich vertheilend, auf uns
gestoßen.
„Ah, der Gurkenhändler und Dichter," sagt Peccini athemlos und
streicht die vom Schweiß auf seine Stiine geklebten krausen Söckchen bei
Seite. Sein Antlitz ist tiefroth, und seine Brust keucht noch, als er sich
höhnisch zu Frau Nichter wendek: „Sie müssen sich in der Gesellschaft dieses
Herrn riesig amüsirt haben?"
„Ich konnte mich durchaus nicht beklagen," erwidert sie ruhig.

Max Viola in Budapest.
„Gewiß, man soll nicht stets Caviar essen," meint Falkenau, „aber
Schuhwichse muß es denn doch nicht sein?"
Der Caviar, das ist er, und die Schuhwichse bin ich. Soll ich die
auf mir sitzen lassen? „Mein lieber Kleiner, Stocksische geben keinen
Caviar," bemerke ich lächelnd.
Er mißt mich mit einem verächtlichen Blick, dann zischt er ein „frecher
Junge" hervor.
Schon will ich ihn an der Brust fassen, doch Frau Richter tritt
zwischen uns, und ich selbst finde im letzten Augenblick so viel Vernunft,
um die Hand sinken zu lassen. So darf es nicht gemacht werden, wenn
ich sie von ihnen befreien soll.
Falkenau hat sich abgewendet, doch Peccini und Hahnenkamm nähern
sich nur mit drohenden Blicken.
„Vor Allem haben Sie sich von hier zu entfernen," sagt Peccini
zu mir.
„Es ist wahrlich traurig, daß Sie sich heute keine bessere Gesellschaft
wußten, als diesen," meint Hahnenkamm, höhnisch auf mich weisend.
„Er soll allein nach Marienbad zurück. Wir haben keine Lust, uns mit
solchen Subjecten zu zeigen."
Da bleibt doch, bei Gott, nichts Anderes übrig, als dreinzuhauen,
schwirrt es mir durch's Gehirn, doch noch bevor ich den Gedanken zu Ende
gedacht, hat Frau Richter ihren Arm in meinen gelegt.
„Und ich, meine Herren, erkläre Ihnen, daß ich Arm in Ann mit
Herrn Weidmann bis zur Stadt zurückkehre," sagt sie entschieden. „Thun
Sie nun, was Ihnen beliebt."
Hiermit setzt sie sich auch bereits in Bewegung, und ich muß mit.
Die drei Künstler schließen sich uns an, als ob Nichts geschehen märe.
Anfangs schweigend, beginnen sie schließlich vom Kaiser von Rußland und von
der Königin von England allerlei intime Dinge zu erzählen. Einer übertönt den Andern, doch werden diese selbsterlebten vertraulichen Hofgeschichten
blos für Frau Nichter erzählt. In ihrem Antlitz zuckt keine Muskel: stolz
schreitet sie an meinem Arme einher, als ob wir allein wären. Bei den
ersten Häusern angelangt, zieht sie ihren Arm aus meinem, spricht jedoch
kein Wort. Vor dem Hotel reicht sie mir die Hand zum Abschied, schenkt
mir einen freundlichen Blick und ruft nur „Auf Wiedersehen" zu. Die
Künstler jedoch bemerkt sie nicht. Ohne Gruß, ohne Wort schreitet sie durch
das Thor uud geht die Treppe hinauf.
XXIII.
Wie ich es erwartet, erscheint Frau Richter am Abend nicht im
Restaurant; sie nimmt wohl das Souper in ihrem Zimmer ein. Ich gehe
wie gewöhnlich zu Egerländer und zwar in der Absicht, mit den Künstlern

B, Pcccinil
eins Versöhnung herbeizuführen. Vielleicht gelingt es mir, die Angelegenheit
noch heute zu erledigen, sie zu überzeugen, daß Frau Richter nicht reich
ist und ihr dadurch endlich Ruhe zu verschaffen.
Leider kann ich meinen Plan nicht zur Ausführung bnngen. Die
Künstler sind nicht allein. Frau Melzer und Frau Winterberg, eine unbekannte Dame und zwei Herren befinden sich in ihrer Gesellschaft. Und
dann! Aus den Augen der Sänger schießen mir so zürnende Blicke entgegen, daß mir jeder Versöhnungsversuch lächerlich erscheinen niuß.
Ich würge mißlaunig einige Bissen hinunter und entferne mich, ohne
der Gesellschaft einen Blick zuzuwenden. Als ich auf der Straße stehen
bleibe, um meine Cigarre anzuzünden, steigt mir ein Lächeln auf. Wie
einfältig! Muß es denn Scandal geben? Kann sie nicht, wenn sie will,
noch heute abreisen? Sie begiebt sich zur Bahn und fährt um elf Uhr
mit dein Eilzuge, wohin es ihr beliebt, ohne daß die Künstler auch blos
ahnen, daß sie Marienbad verlassen hat.
Wenn ich sofort zu ihr ginge? Jetzt ist es halb zehn; bis elf Uhr
kann sie längst auf dem Bahnhofe sein. Ich eile in das Hotel und frage
beim Portier an. Madame sei allerdings daheim, dürfte jedoch bereits
zu Ruhe gegangen sein. Soll ich sie wecken lassen? Es würde den
Verdacht des Portiers erregen, wenn sie jetzt aus dem Schlafe geweckt,
alsbald zur Bahn fahren würde. Der Mensch sah mir ohnedies prüfend
in's Gesicht. Vielleicht steht er im Solde der Tenoristen? Run, morgen.
Ich werde Alles mit ihr besprechen und die Reise derart vorbereiten, daß
sie nicht einmal aus dem Hotel erfolgen muß.

Leichten Herzens gehe ich am nächsten Morgen zum Brunnen, allein
ich warte vergeblich bis neun Uhr. Frau Richter erscheint nicht. Und
auch die Künstler fehlen. Das ist besorgnißerregend. Ich eile rasch
nach dein Hotel, an dem Portier vorbei, über die Treppe. Kein Laut
dringt aus ihrer Wohnung, Ich poche und trete ein. Ich dachte, dieses
Zimmer leer zu finden, sie in der Nebenstube mit der Toilette beschäftigt,
und schrecke daher erstaunt zurück, als ich Frau Nichter im Sopha und
Peccini, Hahnenkamm und Falkenau in Fauteuils um den Tisch sitzen
sehe. Alle mit gerötheten Gesichtern, doch Keiner spricht ein Wort. Offenbar ist nach einer erregten Debatte eine Denkpause entstanden.
„Ach, stören Sie doch nicht stets zur ungelegensten Zeit," wendet sich
Hahnenkamm an mich.
„Das ist doch wirklich unerträglich!" secundirt Peccini, während
Fakenau sich damit begnügt, mich mit feindlichen Blicken zu messen.
Frau Richter sieht hilflos drein, rafft sich jedoch nach einigen Augenblicken auf und weist die mir zugefügten Beleidigungen zurück: „Wollen
Sie mir zur Beurtheilung überlassen, wer in meiner Wohnung stört und
irer nicht," sagt sie. „Nehmen Sie Platz, Herr Weidmann." Und als
hätte sie dnrch meine Anwesenheit überhaupt Muth bekommen, findet ihr

Antliß sein natürliches Colorit wieder. „Und nun, meine Herren," hebt
sie an, „ist es endgiltig Zeit, dieser Komödie ein Ende zu bereiten. Ich
will nicht untersuchen, was Sie zu mir geführt, was Sie bewog, sich um
mich zu bewerben, doch ich wiederhole, daß mir diese Bewerbungen lästig sind."
„Madame, Sie scheinen uns mißzuverstehen," sagt Hahnenkamm breitspurig. „Uebrigens," wendet er sich nun an Peccini und Falkenau, „sagte
ich Euch sofort, es sei unüberlegt, gleichzeitig zu Dreien vor Madame zu
erscheinen, um ihre endgiltige Antwort auf unsere Bewerbungen zu hören.
Das berührt Madame peinlich, und um Keinen von uns zu verletzen, zeigt
sie sich allen Dreien hartherzig. Doch verstehen Sie mich recht!" wendet
er sich wieder zu Frau Nichter. „Die Zurückgewiesenen sind nicht berechtigt, beleidigt zu sein. Wir haben nämlich eine schriftliche Vereinbarung
getroffen, wonach blos der von Ihnen Erwählte hier bleibt, die zwei
Zurückgewiesenen jedoch Marienbad binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen haben."
Frau Nichter schließt die Hände in einander und zeigt mir ein Antlitz,
in welchem stumpfer Zorn, Nichterfassen und ein Lächeln mit einander
kämpfen.
„Ja, ja," sagt Peccini, „fürchten Sie nicht. Zwei von uns zu beleidigen, und bekämpfen Sie Ihre Schüchternheit. Und wenn Sie e:>
durchaus nicht vermögen, so will ich Ihnen zu Hilfe kommen. Helere,
ich weiß, daß ich es bin, den sich Ihr Herz erkoren, denn ich lese es in
Ihren Augen. Hier bin ich, meine Arme sind Ihnen geöffnet."
„Mein Herr!" ruft Frau Richter zornroth.
„Das will ich mir verbeten haben," wendet sich Hahnenkamm an
Peccini. „Unser Vertrag hat eingehalten zu werden, verstehen Sie: eingehalten zu werden bis auf den letzten Punkt!"
„Ach was, eingehalten zu werden! Vergessen Sie nicht, wer ich bin!
Ich bin Peccini!"
„Und ich bin Hahnenkamin! Hahnenkamm, vom Sturm gerüttelt,
doch mächtig, übermächtig; eine Felsmasse, welche Welten zerdrückt."
„Und ich bin Falkenau, auf einsamer Höhe; einsam, weil unerreichbar!
Das genügt!"
„Ach was, ob das genügt!" ruft Peccini, „Kindereien!"
„Oho," meint Falkenau und pflanzt sich vor Peccini hin. Peccini
schiebt ihn jedoch bei Seite, daß er Hahnenkamm auf den Fuß tritt, und
Hahnenkamm stößt ihn von sich, so daß er beinahe auf Peccini fällt. Es
ist ein Hin und Her, ein Stoßen, Schieben, Gssticuliren und Rufen wie
in einem Wirthshause zwischen Betrunkenen,
Ich verhalte mich still und beobachte Frau Richter. Sie hat sich bei
diesem Lärm erhoben und ringt fassungslos die Hände, und als das nicht
hilft, kommt das Allheilmittel der Frauen zum Vorschein: sie weint. Sie

lehnt sich in das Sopha zurück, drückt das Taschentuch an die Augen und
schluchzt, daß sich ihr Busen krampfhaft hebt und senkt.
Nun ist es an der Zeit. „Gönnen Sie inir eine einzige Minute,
meine Herren, und das Mißverständnis wird sich lösen. Blos eine
Minute!" wende ich mich bittend an die Künstler und werfe ihnen so
flehende Blicke zu, daß sie, ihren Zwist beendigend, sich neugierig zu mir
wenden. „Wir haben heute den 27. Juli. Vor sechs Tagen, am 21. Juli
war es, als ich mit Ihnen in der Walkmühle dinirte und zu diesem
Diner mit einem Packet Banknoten kam, welche ich für Frau Nichter zur
Pcist geben sollte. Die Herren erinnern sich doch?" Sie erinnern sich
genau, thun jedoch, als ob sie Nichts wüßten. Nun hole ich den Aufgabeschein hervor. „Hier, meine Herren, ist der Schein über das damals zur
Post gegebene Geld. Ich bitte, ihn zu prüfen: der Stempel weist den
21. Juli auf, doch waren es nicht einhundertundsechzigtausend Mark, welche
ich damals zur Post gab, sondern blos elftausend. Es war ein schlechter
Scherz, zu behaupten, es wären einhundertundsechzigtausend Mark, und

Frau Richter eine vielfache Millionärin zu nennen. Es waren blos elftausend Mark, und Frau Richter ist nicht reich. Hier der Schein." Ich überreiche ihn Peccini, und alle Drei verschlingen ihn mit ihren Blicken.
„Elftausend, richtig," sagt Peccini. „Und das Andere?" meint er
zu mir gewendet, „haben Sie defraudirt?"
„Sie sind zu gütig, mein Herr!"
„Herr Weidmann gestand mir bereits gestern, daß er sich diesen
Scherz mit Ihnen erlaubte," bemerkt Frau Nichter ernsten Tones. „Ich
bat ihn damals, den Vierteljahreserl rag meines Hauses, Mausend Mark,
zur Post zu geben. Ich besitze auch nicht mehr als dieses Hans. Das
ist mein ganzes Vermögen."
Ein langes Gesicht, zwei lange Gesichter; blos Hahnenkamm ist nicht
enttäuscht. „Schwindel, ein ganz niederträchtiger Schwindel!" ruft er.
„Man wird Ihnen beim Postamte bestätigen, daß blos elftausend
Mirk, nicht ein Heller mehr, an F. A. Schrötter nach München gesendet
wurden," bemerke ich.
Darauf tritt Stille ein, tiefe Stille.
„Ich schwöre, daß ich keine Millionen besitze, daß die Behauptung
Weidmanns ein Scherz war," ruft Frau Richter fast flehend.
Noch immer Stille.
Nach einer Weile erhebt sich Peccini. „Ich begreife nicht, wie diese
Geldfrage hierherkommt?" fragt er. „Was soll das bedeuten?"
„Ja, ja, was soll das heißen?" ruft auch Falkenau.
„Das soll heißen," läßt sich Hahnenkamm ruh'g vernehmen, „daß
dieser feine Herr" — hiebei weist er mit dem ausgestreckten Zeigefinger
nach mir — „das Vermögen dieser Dame zu annectiren gedenkt, und sie
ist naiv genug, ihn darin zu unterstützen."

„Es hat diesen Anschein," sagt Falkenau.
„Schwindler, machen Sie, daß Sie von hier fortkommen!" ruft nur
Peccini zu.
Da springe ich auf. „Nun ist es genug, keinen Laut mehr, oder ich
fahre mit den Fäusten darein. Uebrigens, mir werden diese Beleidigungen
anderswo austragen."
„Nein, wir werden sie hier austragen," erwidert Hahnenkamm und
greift nach seinem Stock. Ich entreiße ihm denselben und versetze ihm
selbst einen Stoß, daß er einen Fauteuil umwirft.
Das scheint ihm zu imvoniren, denn er wagt keinen zweiten Versuch,
sondern begnügt sich damit, mich mit haßerfüllten Blicken zu messen. Auch
Peccini wird still, und Falkenau greift nach seinein Hute.
Ich eile zur Thürs. „Ich bitte Sie um Ihre Karten und um
Angabe der Zeit, wann Sie zu Hause zu treffen sind."
Kein Einziger greift nach der Karte.
„Ich muß meine Bitte energisch wiederholen. So viel klare Vernunft
dürften Sie doch besitzen, um einzusehen, daß Sie mir für diese Beleidigungen
mit den Waffen Genugthuung zu geben haben?"
„Ohne Weiteres!" ruft der kleine Falkenau. „Säbel oder Pistolen,
was Ihnen beliebt. Nur beantrage ich ein Ehrengericht, welches vorber
entscheiden soll, ob sich weltberühmte Künstler mit einem . . . mit einem
solchen Menschen zu duelliren haben."
„Mit einem solchen Menschens"
„Mit einem Gurkenhandler," sagt Peccini.
„Dessen Charakter dunkel ist," wirft Hahnenkamm dazwischen.
„Entschieden dunkel," bemerkt auch Peccini.
„Nun, meine Herren, ich acceptire auch ein Ehrengericht, und zwar
soll Rittmeister Baron Wrints einer meiner Richter sein. Derselbe Rittmeister, mein lieber Peccini, dem Sie in Petersburg, als er von Räubern
überfallen wurde, so heldenhaft das Leben retteten. Er soll entscheiden, ob
meine Ehre eine mindere ist, als die des Raseurgehilsen Peccck, vor dem
man, wenn er rasiren kam. Alles verbergen mußte, weil er wie eine
Elster stahl, und der auch seiner Schwester einen Rubin stehlen wollte."
„Welche Infamie!" brüllt Peccini und wird dabei todtenbleich.
„Ruhig, Herr Peönk. Der Rittmeister weilt noch in Marienbnd,
und er wird gewissenhaft entscheiden, ob Sie sich mit mir schlagen müssen
oder nicht. Ich bitte Sie, mir zu sagen, wann er Sie zu Hause trifft.
Und nun Sie, Herr Hahnenkamm, Sie sollen ebenfalls das gewünschte
Ehrengericht haben, welches beurtheilen wird, ob ich zu schlecht bin, um
einein Manne Satisfaction zu bieten, der ein Mädchen seines Geldes
wegen ehelicht, seine Frau aber nach der Hochzeit verläßt, nicht ohne ihr
ganzes Vermögen mit sich zu nehmen."
„Ich erwürge Sie!" schreit Hahnenkainm.

„Das werden Sie bleiben lassen, mein Herr," bemerke ich und greife
nach meinem Stock. „Die Anklage, welche ich gegen Sie erhebe, ist von
Ihrer Gemahlin bei Gericht zu Protokoll gegeben worden. Sie haben Ihre
Frau um ihr Vermögen betrogen, Sie sind ein reicher Mann, die Anne

jedoch, welche nch vertrauensselig Ihnen hingab, lebt nun von der Unterstützung ihrer Verwandten. Aus dem ergiebt sich, mein Herr, daß Sie
ein ganz auserlesener Schurke sind, was mich jedoch nicht hindern soll,
Ihnen eine ehrliche Kugel durch den Leib zu jagen!"
„Ich werde Sie massacriren!" schreit Hahnenkamm und glotzt mich
mit blutunterlaufenen Augen an.
„Bitte, darüber sind mir im Klaren. Das Ehrengericht dürfte noch
morgen entscheiden, und übermorgen kann unser Handel erledigt sein. Bis
dahin rathe ich Ihnen, sich jeden Angriffes zu enthalten, denn es käme
mir nicht darauf an, Sie auf der Straße niederzuschießen wie einen tollen
Hund. — Und nun zu Ihnen, mein lieber, kleiner Falkenau. Uebrigens,
Sie sind es ja, der das Ehrengericht beantragte. Leider verbrachen Sie
nichts besonders Großes, Sie sind blos ein Lümpchen, welches anonyme
Briefe schreibt und anständige Frauen und seine besten Freunde denuncirt."
„Welche infame Lüge? Wie können Sie derlei wagen?" schreit
Falkenau.
„Ruhig Blut, Kleiner. Der anonyme Brief, welchen Sie aus
Franzensbad an Herrn Hartwig schrieben und worin Sie seine Frau und
Ihre Freunde Peccini und Hahnenkamm verleumdeten, wird nöthigenfnlles
dem Ehrengerichte vorliegen."
„Wie? Sie haben denuncirt? mich? uns?" rufen die zwei Tenore.
„Das «oi-MZ äelicti ist vorhanden," erwidere ich.
„Ah, da soll doch gleich . . ." Und Hahnenkamm macht sich bereit,
sich auf Falkenau zu stürzen, dieser aber flieht ängstlich an meine Seite. -
„Ich bitte, hier keine weitere Scenen zu provociren, Herr Hahnenkamin.
Vorerst haben Sie Ihre Angelegenheiten mit mir auszutragen, hernach mögen
Sie mit Herrn Falkenau abrechnen. Nochmals: Wann beliebt es Ihnen,
meine Cartellträger zu empfangen?"
„Uebermorgen," sagt Peccini.
„Pardon! Sie vergessen, daß derlei Dings vor dem Ablauf von
vierundzmanzig Stunden in Angriff genommen werden müssen."
„Nun gut, so werden mir Sie morgen verständigen," meint Hahnenkamin stolzerhobenen Hauptes.
„Das wäre demnach in Ordnung. Und nun, meine Herren . . ."
Sie werfen mir kühne Blicke zu, dann greifen sie Einer nach dem
Andern nach ihren Hüten und gehen ohne Gruß von dannen.
Nun erst kann ich mich zu Frau Richter wenden.
Sie ist bleich; ich sehe, wie ihre Schläfen hämmern, und fröstelnd
hüllt sie sich in ihren großen Plaid. Ich versuche sie zu beruhigen: „Ich

bitte flehentlich um Vergebung, daß ich in Ihrer Gegenwart so häßliche
Scenen vrovociren mußte, allein, gnädige Frau, es gab kein anderes
Mittel. Verzeihen Sie mir und beruhigen Sie sich; die Geschichte ist in bester
Ordnung. Doch Sie fühlen sich nicht wohl, darf ich einen Arzt holen?"
„Nein, bitte, blos mein Mädchen. Ich muß einige Stunden der
Ruhe pflegen. Diese Scenen waren zu häßlich. Plötzlich erfaßt sie erschreckt meine Hand: „Und Sie, Sie wollen sich duelliren? mit allen Dreien? Nein, nimmermehr!"
„Ich, duelliren? Ha, ha, ha! Sehen Sie nicht, daß diese drei
Herren noch heute Neißaus nehmen werden? daß heute Nacht keiner von
ihnen mehr in Marienbad weilt?
„Glauben Sie?" fragt sie verwundert.
„Das ist doch sonnenklar! Meinen Kopf gegen eine taube Nuß,
daß sie morgen um die Zeit, da sie meine Cartellträger empfangen sollen,
längst über alle Berge sind."
„Es wäre zu schön, als daß ich es glauben könnte."
„Sie werden sich davon überzeugen. Und nun, gnädige Frau, Ihr
Mädchen ist im Nebenzimmer und wartet. Begeben Sie sich zur Ruhe."
Sie reicht mir die Rechte, die kühl ist und leise zittert. Ich drücke
lächelnd einen Kuß darauf und entferne mich.

XXIV.

Ich bin zwar überzeugt, daß die wackern Künstler Fersengeld geben,
allein ich muß mich jedenfalls salviren, und so mache ich mich auf die
Suche nach zwei Cartellträgern, welche von den Tenoristen das Mandat
übernehmen sollen, mich vor ein Ehrengericht zu stellen. Der Maler
Reinwart findet sich bereit, die Mission zu übernehmen, und verbindet sich
mit einem Berliner Bekannten, dem Doctor Klausner. Tollkühnheit ist
zwar selten meine Sache, allein diesem Ehrenhandel sehe ich wie einer
Posse entgegegen. Und eine Posse ward auch daraus. Noch bevor ich
Reinwart und Klausner nm nächsten Morgen wiedersehe, lese ich bereits
in der Marienbader Zeitung über den herben Verlust, welchen der schöne
Badeort erlitten. Die weltberühmten drei Tenoristen mußten auf eine
telegraphische Berufung noch in der verflossenen Nacht nach Rußland
reisen, um in Zarskoje-Selo bei einem vom Zaren zu Ehren des Königs
von Dänemark veranstalteten Feste mitzuwirken. Eine ganze Litanei stand
noch zu lesen, welche in dein tiefgefühlten Bedauern ausklang, daß Marienbad solche Zierden so rasch verlieren mußte.
Ich kaufe ein Exemplar der Zeitung und gehe heim, um meinen
Anzug zu wechseln und Frau Richter das Blatt zu überbringen. In
meinem Zimmer finde ich drei Briefe, worin mir die Künstler ihre Reise

nach Rußland anzeigen und mich gleichzeitig versichern, daß aufgeschoben

nicht aufgehoben sei; sie würden mich seinerzeit zu finden und zu züchtigen
wissen, und wenn ich mich in ein Mauseloch verkröche. Was in diesen
Briefen sonst noch an Grobheiten und Beleidigungen zu lesen ist, will ich
aus Selbstachtung nicht niederschreiben.
Mit dem Blatte und diesen Briefen verfüge ich mich in das Hotel
Neptun zu Frau Nichter. Mit einer gewissen Genugthuung lege ich ihr
Alles vor, und sie liest mit großen Augen und angehaltenem Athem. Als
sie jedoch zu Ende ist und ich einen Freudenausbruch erwarte, da sagt sie
ruhig: „Sie haben Ihr Versprechen eingelöst; ich danke Ihnen."
Das wäre Alles? Verwundert blicke ich in ihr Antlitz; es ist ruhig
und unbewegt. Da drücke ich die Zähne in die Unterlippe, dann aber
finde ich meine Ruhe wieder. Die Nebengedanken, welche ich trotz aller meiner
Vorsätze gehegt, waren lächerlich, nun sehe ich es ein. Nicht flüchtig, nein,
zuversichtlich hotte sich mir der Gedanke aufgedrängt, der Lohn des Gelingens würde ihre Liebe sein, sie würde mir nach der Abreise der Tenors
in die Anne sinken und ihr Mund würde meine Lippen suchen.
„Abgeblitzt", mein Junge, „abgeblitzt" nennt man das. Doch ich habe
ja auch blos trockenen Dank erwartet, zum Mindesten steht das nun in
meinem Antlitze zu lesen, nachdem ich meine Beherrschung wiedergefunden.
„Sie sehen, gnädige Frau, daß Ihrem friedlichen Aufenthalt oder
Ihrer Abreise nun Nichts mehr im Wege steht," sage ich kühl, ohne jede
Bewegung, „und hiermit ist auch mein Amt zu Ende."
„Ach, Sie wollen doch nicht sofort abreisen? oder doch?" fragt sie,
ohne daß in ihrer Stimme irgend welche Wärme läge.
Nun geschieht es ihr zum Trotz nicht. „Nein, gnädige Frau, ich reise
heute noch nicht und vielleicht auch morgen nicht. Ich finde den Aufenthalt erst jetzt interessant."
„Ein neuer Star?"
„Eine Laune, ein Star, was weiß ich! Wo die Verderbtheit bereits
so tief eingerissen ist wie bei mir, da ist kluge Erwägung ein seltener
Gast. Gnädige Frau . . ,"
„Auf Wiedersehen, Herr Weidmann. Sie sind doch Mittags in der
Waldmühle?"
„Ich weiß wirklich nicht .-. ."
Sie reicht mir die Hand, und ich gehe. Ich gehe, doch auf der
Treppe muß ich einen Augenblick innehalten, denn ein Schwindel erfaßt
mich, daß ich niederzustürzen fürchte. Aaah, bin ich wie ein alter Handschuh, den man fortwirft? Was ist das? Was soll das heißen? Nichts
besitzt sie für mich, als kühle Gleichgültigkeit, ja, wenn man näher zuhört,
sogar leisen Hohn? Oder habe ich mich bereits vorher getäuscht, brachte
sie mir auch bisher Nichts entgegen. Nichts, absolut Nichts? Ich könnte
sie schlagen, schlagen, ich könnte sie bei den Schultern fassen und schütteln
. . . ich . . . Narr, Du Gottesnarr! Du liebst Sie vielleicht nicht einmal.

es ist blos Deine schwer verletzte Eitelkeit, welche Dir die Zornesadern
schwellen macht. Nein, ich liebe sie wirklich, ich liebe sie, ich liebe sie und
bin ihr Nichts als der Schriftsteller mit den cvnischen Novellen und dem
schlechten Ruf.
Meine Stirne glüht wie Feuer, und vor ineinen Augen flimmert es,
dag ich kaum den Weg nach meiner Behausung finde. Ich werfe mich
auf das Sopha und starre in die Luft und pnste und schnaube und denke
an Nichts, Nichts, Nichts und fühle blos den schmerzlichen Druck in der
Brust. O, ich kenne diesen Druck, er ist ein alter Bekannter, und wenn
er mich nicht zum Selbstmord treibt, so ist es, weil ich mich schäme, weil
ich nicht will, daß jene Horde von Banausen über meinen Tod hohnlächle,
welcher selbst Goethe „im Grunde genommen eigentlich doch blos" ein
Schinock war.
Ach was, Nnrretheien, Blödsinn! Ich leere mir eine Kanne frischen
Wassers über den Kopf und mache Toilette, mit einer Sorgfalt, als ob
mein Wohl und Wehe von der Correctheit des Knotens meiner Cravatte
nbhinge. Ich lege Kleider an, welche ich in Marienbad noch nicht getragen.
Ein weißes Flanellbeinkleid mit ganz dünneu blauen Streifen, einen kurzen
blauen, doppelreihigen Rock, braune Schuhe, weiße Seidencravatte, weißen,
weichen Filzhut: ein vollendeter Geck. Bah, mag es sein. Und die kleine
Marschner vom Wiener Carltheater, welche mir längst Avancen macht, mit
ihr erscheine ich heute Mittags Arm in Arm in der Waldmühle. Sind
wir einmal geschieden, so sei die Kluft unüberbrückbar.
Beim Mittagsconcert vor der Waldmühle finde ich die kleine Marschner.
O, wie wunderbar sind meine Vorsähe! Ich habe sie kaum erblickt, als icb
ihr ängstlich answeiche, damit sie sich nicht etwa an mich dränge, und
anstatt Ann in Arm mit ihr an dem Tische der Frau Nichter vorbeizuschreiteu und die blonde Wittwe keines Blickes zu würdigen, occupire
ich bereits eine halbe Stunde vor der Essenszeit ein kleines Tischchen, in
der Hoffnung, Frau Richter würde mit nur allein speisen.
Ich sitze und warte. Ich versuche, in einer Zeitung zu lesen, allein
die Worte verschwimmen vor meinen Augen zu einer Wolke. Mich fröstelt.
Die Leute kommen allmählich, bald ist der Raum überfüllt. Rufe nach

den Kellnern, nach den Speisen, GläseMrren, das Klimpern der Löffel,
die Kellner stürzen mit den. Tellerpvramiden durch die Reihen der Gäste:
da kommt sie endlich, und zwar an der Spitze einer Schaar. Frau
Melzer, Frau Winterberg, zwei andere Damen, ein Herr, ein ganzer
Schwärm. Ob sie mich erblickt? Ist es Zufall, daß sie an mir vorbeisieht? Sie ist in brillanter Stimmung. Ihr Antlitz ist rosig angehaucht,
ihre Augen glänzen, und ihre Lippen umspielt ein glückliches Lächeln,
Und abermals ist sie gekleidet wie vorgestern, da mich ihr Anblick völlig
gebannt hatte. Das hellbraune Tuchkleid, welches ihren hohen Leib wie
gemeißelt erscheinen läßt, die schmiegsamen Falten des Rockes in der

linken Hand gerafft, daß eine Handbreit der blüthenmeißen feinen Spitzen
sichtbar wird, die tadellosen Stiefelchen aus gelbem Leder, an den Händen
neue citroneugelbe Glaces, und auf den schweren, um das Haupt gewundenen blonden Flechten einen aus Veilchen zusammengesetzten kleinen Hut.
Die Gesellschaft nimmt weit von mir entfernt Platz, und ich bleibe
allein, allein mit meinem pochenden Herzen, mit meinem Wahnsinn. Ich
werde sie heute im Hotel aufsuchen und ihr meine Liebe gestehen. Ich
will ihr sagen, was mir auf dem Herzen lastet und mich unglücklich macht.
Nein, niemals, ich krieche nicht, ich flehe nicht. Fort, fort, fliehen. Flucht
ist der einzige Sieg in der Liebe. Mich bannt meine Liebe, doch mich
jagt der Zorn, die Furcht, lächerlich zu werden. Man erbettelt keine
Liebe. Hast du das noch nicht genugsam erfahren? Ihr ungeliebten
Männer, die Ihr durch Bettel Liebe zu erringen hofft, und wenn ein
Atom dieses Gefühles für Euch vorhanden war, durch Euer Flehen verscheucht Ihr auch das. Sich mit Ehren aus der Asfaire ziehen, das ist Alles.
Ich an kaum einen Bissen, rauche nun eine Cigarette an und schreite
den Hügel hinunter. Vzr einer Cmditorei in der Kaiserstraße lasse ich
mich an einem Tische nieder und nehme eine Tasse Kaffee und ein Gläschen
Cognac. Ich sitze etwa eine halbe Stunde, als ich die Stimme der Frau
Richter und ihrer Gesellschaft vernehme. Ich sichle, wie mir das Blut
in die Wangen schießt, doch gewaltsam beherrsche ich mich, und als sie in
meine Nähe gelangen, bin ich wieder ruhig. Unter heiterem Lachen lassen
sie sich a l einem großen Tische vor der Conditorei nieder.
Bereits als ich die Stimmen der Gesellschaft vernahm, hatte ich einen
Brief hervorgezogen, und nun vertiefe ich mich in seinen Inhalt. Als ich
scheinbar zu Ende bin, blicke ich auf und tlme überrascht, Frau Züchter
in meiner Nähe zu sehen.
„Wollen Sie nicht bei uns Platz nehmen?" ruft sie zu mir hei-über.
Ich erhebe mich und nähere mich ihrem Tische. „Es ist die höchste
Zeit, gnädige Frau, daß ich nach Hause gehe. Ich muß packen."
Sie sieht mich mit großen Augen an, allein sie erwidert Nichts.
Bios Frau Melzer fragt: „Ah, Sie wollen abreisen?"
„Ich muß wohl. Noch heute Morgen hatte ich die Absicht, weitere
vier bis fünf Tage hier zu verweilen, da erhielt ich die dringende Einladung eines lieben, alten Freundes, den ich seit Jahren nicht gesehen.
Er mar in England und hält nun in Frohnleiten, in der Steiermark, die
Kaltwasserkur."
„Und darum verlassen Sie uns sofort?" fragt Frau Melzer wieder.
„Erst die Sänger, dann Sie. Unsere ganze Gesellschaft löst sich auf.
Wann reisen Sie?"
„Heute Abend mit dem Eilzug."

Frau Züchter blickt auf und sieht mir einen Moment prüfend in's
Antlitz. Sie spricht jedoch nicht und schlägt die Augen abermals nieder.
Sind nicht ihre Lippen bleich geworden?
„Ich hoffe jedenfalls, die Gesellschaft im nächsten Jahre wieder in
Marienbad zu begrüßen, und wenn Sie mir bis dahin ein freundliches
Andenken bewahren wollen, werden Sie mich sehr erfreuen."
„O, gewiß, gewiß," hallt es von mehreren Seiten.
Man reicht mir die Hände zum Abschied und wünscht mir glückliche
Reise. Frau Nichter ist die Letzte, welche mir ihre Hand entgegenstreckt.
Diese Hand ist kalt, zu starr, um einen Druck zu vermögen.
Nun wohl, ich habe die Brücke hinter mir abgebrochen.

XXV.

Wie dieser Nachmittag dahinfließt, wie der Abend erscheint, ich weiß
es nicht. Ich bin in einem schmerzlichen Traum befangen, und dazu
fröstelt es mich, als ob mir eine Krankheit bevorstünde. So alt und so
oft erprobt, und doch liegt es wie das traurige Fieber der ersten Liebe
auf mir.
Ich habe meinen Koffer gepackt, Kleider und Wäsche durcheinandergeworfen, als ob es Kraut und Rüben wären. Ich begleiche die Hotelrechnung und gehe auf die Straße hinunter. Hinter den Bäumen der
Promenade, welche dem Hotel Neptun gegenüberliegt, kann ich mich halbwegs verbergen, und von da spähe ich zu ihren Fenstern hinauf. Die
Vorhänge sind aufgezogen, allein Frau Richter erscheint nicht. Stundenlang
spähe ich hinauf, sie bleibt unsichtbar. Der Eilzug verläßt Marienbad
um elf Uhr Nachts; bis dahin muß ich sie noch einmal sehen. Sie wird

doch das Hotel zur Souperzeit verlassen?
Acht Uhr. Die Dämmerung ist hereingebrochen, und aus ihren Fenstern
blinkt Licht. Sie ist noch immer daheim. Halb neun, neun! Lebe wohl,
blonde Cousine, Du giebst mir eine harte Nuß zum Knacken mit. Ich
werde lange Zahnschmerzen davon haben.
Es ist zehn Uhr, und ich kehre in das Hotel zurück, ohne sie gesehen
zu haben. Der Wagen fährt vor, mein Koffer wird herunter gebracht,
mir fahren. Der Kutscher will, bei der Kaiserstraße angelangt, rechts abbiegen, um zum Bahnhofe zu gelangen. Halt, halt! Links fahren, in den
Tabakladen, ich vergaß, Cigarren zu kaufen. Lüge! Noch einmal will ich
an ihren Fenstern vorüber. Mein Herz pocht in dumpfen Schlägen, als
ich zu ihren Fenstern aufblicke und diese noch immer beleuchtet sehe. Und
auf dem Rückwege noch immer beleuchtet.
In stumpfer Resignation, welche mir Alles gleickgültig erscheinen läßt,
mein Leben, Frau Nichter, die Zukunft, treffe ich im Bahnhofe ein. Ich

sitze in einer Ecke des Perrons auf einer Bank, und als der Train eingelaufen ist, suche ich mechanisch eine leere Abtheilung und spinne mich in
einem Winkel ein. Erstes, zweites Läuten . . . fort, fort, wohin es
auch sei.
Ein Ruck, der mir das Blut erstarren und nach einem Augenblick
erglühen macht. Die Thürs wird geöffnet, und atheinlos tritt Frau Richter
in das Coup6. Ich zittere wie Espenlaub und wage nicht zu sprechen,
oder kann es nicht. Sie ist in Reisetoilette, läßt sich mir gegenüber in
die Kissen fallen und lehnt das Haupt zurück, weit zurück. Das dritte
Läuten; ein schriller Pfiff, der Train setzt sich in Bewegung.
Erst nun kehrt mir das Bewußtsein wieder. Mit zitternder Gluth
ergreife ich ihre beiden Hände, sie aber drückt meine Hände krampfhaft
an sich, sie erhebt sich und wirft sich laut aufschluchzend an meine Brust.
Weit, weit dehnt sich mein Herz. „Helene, Du kommst mit mir?"
„Mit Dir, Geliebter, wohin Du willst, bis an's Ende der Welt!"

Aus meiner Knabenzeit.
Lrimierungcn,
von
Kiidolf von Gottschsll.
— Leipzig. —

II.
^it dem goldenen Mainz, der Stadt des Gutenberg, der Perle
der Rheinlande, sind meine schönsten Jngenderinnerungen verknüpft. Hier zeigte ich mich in der Entivickelung meiner poetischen
Anlagen als eine Art von Wunderkind. Es ist damit aber nicht viel
Rühmens zu machen, denn es ist ja bekannt, daß die Wunderkinder nachher
in der Regel nichts Gescheites geleistet haben.
Wir wohnten an dem beschatteten Platz, von welchem aus die Treppen
zur Stephanskirche emporführen, welche ja den Haupttheil der Stadt zu
ihren Füßen und mit ihrem Thurm die ganze Gegend beherrscht. Auch
zu unserem Hause mußte man schon eine schmale Straße hinansteigen.
Es war eine sehr freundliche Wohnung, denn der große Park des Eckhauses
am Ballplatze zog sich bis dicht nn unsere Fenster hinan, und von allen
Seiten sah man hinaus in's Grüne. Die Kaserne, in welcher die Compagnie
meines Baters lag, befand sich am Thiergarten, dem heutigen Schillerplatz,
schräg gegenüber dem Gouvernementsgebäude, und die Erercitien und
sonstigen leichten Truppenübungen fanden auf der Eisgrube statt.
Ich wurde alsbald beim Gnmnasinm angemeldet, wo mein Ehrgeiz
sogleich eine kleine, schmerzliche Enttäuschung erfuhr. Bei der abweichenden
Einrichtung der hessischen Gymnasien mnßte ich mich bequemen, in der Octava
Platz zu nehmen, welche der Coblenzer Serta entsprach; dafür hatten die

oberen Klassen hier nur einjährigen Cursus. Gleichwohl empfand ich es als
eine Herabsetzung, einer achten Klasse anzugehören, nachdem ich bereits in
einer sechsten gesessen hatte. Ich hielt mich übrigens tapfer an der Spitze;
nur mit den freien Künsten, Gesang und Zeichnen wollte es nicht recht
vorwärts gehen, nnd in der That habe ich in beiden auch niemals etwas
Erwöhnenswerthes geleistet. Ich hatte Jahre lang Violinstunden und noch
längere Zeit Clavierstunden; äußerliche Fertigkeit hatte ich mir auf beiden
Instrumenten bis zu einem gewissen Grade angeeignet, aber die höheren
musikalischen Weihen habe ich nie erhalten, und niemals wäre ich talentvoller Jünger eines Conservatoriums geworden. Hier in Mainz war der
Stabshornist Stab mein Lehrer, und er pries mich bei anderen Schülern
und Schülerinnen als einen Musterknaben. Dies Lob drang zu nur, aber
„in meines Nichts durchbohrenden! Gefühle" verwunderte ich mich darüber;
ich wußte nicht, daß das Lob des Schülers zugleich ein Lob des Lehrers
sei. Uebrigens war ich dem braven Herrn dankbar für seine musikalischen Unterweisungen, denn ich spielte zeitlebens einige feiner

Compositionen auf dem Clavier, besonders einen Trauermarsch und einen Walzer,
und nachdem ich schon seit Jahrzehnten die Pflege der Musik gänzlich aufgegeben, blieben sie doch die besux rssts8 meiner musikalischen Kunst, mit
denen ich gelegentlich aufwartete, zum größten Erstaunen derjenigen, die
mich für einen Barbaren hielten, dem die heilige Cäcilie niemals einen
Kuß auf die Stirn gedrückt. So fest in den Fingern saßen mir die
Melodien des Herrn Stab.
Mit meiner Zeichznkunst war es auch nicht weit her, obschon ich eine
sehr schöne, große Mappe besaß, in der sich ineine schüchternen Versuche
mit den zur Unzeit umfallenden Häusern und dem sinnlos verwirrten
Baumschlag befanden. In einem hellen, großen Zeichensaal machten wir
unsere Studien, und unser Lehrer, Herr Nicolaus Mueller, wanderte von
einer Mappe zur anderen, um das Schiefe gerade zu rücken und das Verworrene zu lichten. Herr Nicolaus Mueller war auch Dichter — und das
brachte mich bald in nähere Beziehung zu ihm, denn meine Muse regte
jetzt lebendig ihre Schwingen, und ich brachte ihm dann nieine Gedichte
zu gefälliger Correctur und gelegentlicher Bewunderung. Schni in der
Octava sattelte ich nicht nur meinen Pegasus, sondern ich durfte ihn auch
schon vorreiten. Wir lasen die Fabeln des Phädrus, und ich brachte
dieselben in zierliche deutsche Verse. Bei den öffentlichen Prüfungen trug
ich dieselben vor nnd erregte damit ein gewisses Aufsehen; ich fühlte wohl,
daß man hierin eine ganz erstaunliche Leistung sah. DnS Mienenspiel der
Zuhörer ließ darüber keinen Zweifel übrig, ebensowenig das Lob der Lehrer.
Noch besinne ich mich, wie unser Lateiner in der Neuen Anlage meinem
Vater darüber Complimente machte; ich mar zugegen, es war die erste
Genugthuung, die meine schriftstellerische Eitelkeit empfand, wie ich dieselbe
später noch so oft empfunden. Die Welt um mich sah auf einmal recht

schön aus, und ich war glücklich, in derselben zu leben, da sie dein Sterblichen so viele Freuden bot.
Doch als Uebersetzer des Phädrus hatte ich noch lange nicht mein
poetisches Pulver verschossen, mich trieb's zu eigenen bedeutenderen Leistungen.
Ich dichtete ein dreiactiges Trauerspiel: „Caius Gracchus", das vor Allem
den wohl nicht ganz unparteiischen Beifall meiner Mutter fand, die es
sauber copirte. Ich besaß dies Manuscript lange, leider ist es inir wie
alle dichterischen Erzeugnisse meiner Gymnasialzeit verloren gegangen. Das
Drama mar in fünffüßigen Jamben geschrieben; daß dieselben correct
waren, mögen die vier Verse beweisen, die mir noch in der Erinnerung
haften geblieben sind:
„Stolz blickt jetzt der Patricier herab
Und denkt nicht an des Glücke« Wandelmuth,
Das bald den Herrn zum Knecht, den Knecht zum Herrn.
Den stolzen Sieger zum Besiegten macht."
Natürlich spielten die Patricier darin keine glänzende Rolle, besonders
der Consul Ovimius wurde in die dunkelste Beleuchtung gerückt. Daß
meine Stoffwahl keine unglückliche war, bewiesen wohl die Caius-Gracchus-Dramen berühmter Dichter, dasjenige von Chenier, das ich nicht kannte,
und später das erfolgreiche von Adolf Wilbrandt.
Mein Caius Gracchus hatte aber auch einem Offizier sehr wohl gefallen, der in meiner ganzen Jugendzeit in Mainz für mich eine sehr wichtige Persönlichkeit war. Es war dies Premierlieutenant von Greiffenberg, der in der Compagnie meines Vaters stand. Unansehnlich in seinem
Aeußeren, sehr schmächtig, meistens mit etwas gerötheten Augen, mar er
nicht nur stets auf dem Platze als ein tüchtiger Soldat, sondern er war auch
ein Dichter und ein so sprachkundiger Herr, daß hierin wohl Niemand im
alten Mainz mit ihm wetteifern konnte. Er studirte und beherrschte zuin Theil
neun neuere Sprachen: Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Russisch,
Dänisch, Schwedisch, Türkisch und Ungarisch, und hatte seine Zeit so eingetheilt, daß er jeder dieser Sprache je eine Woche widmete. Eine löste
immer die andere ab. In dieser Woche trieb er nicht nur bei Tag und
Nacht das Studium der Sprache, die gerade an der Reihe war; auch
seine ganze häusliche Einrichtung mußte ihr Gepräge tragen, er hatte für
jede Woche Pfeifen mit bestimmten Farbenquasten, er besaß seine russischen,
italienischen, türkischen Beinkleider; sein Bursche, der Littauer Skarnikatis,
war darauf dressirt, diese Lebensgemohnheiten auf's Sorgfältigste zu beachten.
In meiner Erzählung „Die zehnte Sprache" habe ich den Helden derselben,
den vensionirten Hauptmann, mit allen diesen Eigenheiten ausgestattet,
obschon nch sonst seine Persönlichkeit mit derjenigen Greiffenbergs weder
deckt, noch irgend eine Episode aus seinem Leben benutzt ist. Er mar auch
ein Dichter, aber einer der verschwiegensten, von dem Niemand Etwas
wußte. Eine gan?e Reihe in blaues Papier eingebundener Quartbände stand

auf seinein Repositorimn; das waren zum Theil Opernterte, zum Theil
phantastische Dramen. Lange Zeit vor Richard Wagner hatte er einen
„Sängerkrieg auf der Wartburg" gedichtet, als Text für einen Operncomvonisten; ein phantastisches Drama spielte auf dem Monde, ehe noch Jules Verne seine Helden dort hinauf svedirre. Das originellste
seiner Stücke mar aber ein umfangreiches Capriccio, in welchem er alle
die bekanntesten komischen Helden der Weltlitteratur zusammenbrachte. Da

begegneten sich Falstaff und Don Ouirote und Sancho Pansa, und selbst
der Pachter Feldkümmel und Rochus Pumpernickel fehlten nicht. Jede
dieser komischen Figuren war den Originalen von Shakespeare, Cervantes
und Kotzebue getreulich nachgearbeitet, dabei aber nicht mit entlehnten Einfällen ausgestattet, sondern bei Wahrung ihres eigenartigen Humors doch
mit neuen Gedankenblitzen und Witzen gerüstet. Auch war eine Handlung
erfunden, die sie zusammenführte. Ohne Zweifel ein origineller Gedanke,
ich wüßte nicht, daß irgend ein Anderer einen ähnlichen Einfall gehabt
oder ausgeführt hätte.
Mich selbst unterrichtete Greiffenberg im Englischen, und ich machte
hierin bald erfreuliche Fortschritte. Wir lasen den ersten Band von
Kibboii's Kistorv ok tks äsclius »ncl fall ot tke Roman eiupirs, und
ich beschrieb in englischer Sprache die Ferienausflüge, die ich mit meinem
Vater machte. Von Jahr zu Jahr wurde ich der englischen Sprache
immer mächtiger, und die englische Litteratur gehörte zu meinen Lieblingsstudien; ich fand Muße, während der Gymnasialzeit mehrere englische
Dramen zu übersetzen. Mein Lehrer hatte mir außer einem durchschossenen
Duodez-Hamlet mit eigenhändigen Anmerkungen, den ich noch besitze, auch
den ebenfalls noch in meinem Besitz befindlichen Band: ?Ks britisk
IKsstrs geschenkt, in welchem sich eine Sammlung hervorragender Dramen
der Shakespeare'schen Zeit bis zur Gegenwart befand.
Von diesen Dramen übersetzte ich: ‚Ms mouruinA bricks" von Eon»
greve, „Douglas" von Home, „I'Ks 8ieg« «k väWäLcus" von Hughes,
von denen das erste Stück, das einzige Trauerspiel des bekannten Lustspieldichters, den meisten Schwung hat, mit dem ich auch meine Jamben
zu erfüllen suchte. Daneben übersetzte ich in Prosa mehrere Lustspiele:
bolck stroks L«r a ivits" von Suzcmna Centlivre, ,,IKs rvcruitinA
«ftiLvr" von Farquhar, ein modernes Stück: scuool t«r ßrown «nil>
ärein". Alles waren Stücke mittlerer Talente, sie blieben indes; nicht
ohne Einfluß auf meine Dichtweise. Dem „Caius Gracchus" ließ ich
nun „Catilina" folgen; auch hier war meine Stoffmahl keine unglückliche
— haben doch später Dichter wie Hermann Lingg und Kürnberger denselben Stoff geeignet gefunden zu tragischer Behandlung. Im Gymnasium
rückte ich inzwischen regelmäßig von Klasse zu Klasse fort und erhielt auch
bisweilen einen Preis. Es fanden nämlich alljährlich öffentliche Preisvertheilungen statt. Die Besten in jedein Fach wurden proclamirt; unter

einen: Tusch von Trompeten näherte sich der Gefeierte dem Katheder und
erhielt als Preis ein schönes, gelb eingebundenes Buch. Das war natürlich
ein gewaltiger Sporn für den jugendlichen Ehrgeiz; mehrmals trug ich die
schonen gelben Bücher nach Hause und schritt wie ein Triumphator durch
das bewundernde Publicum. Mit welcher Spannung lauschte ich, ob
mein Name vom Katheder her erklang; blieb es aber bei einer ehrenden
Erwähnung, oder ging ich ganz leer aus, so waren die Folgen der Enttäuschung nicht leicht zu verwinden. Ich ging nach Hause, mußte mich in's
Bett legen oder die Niederlage wirkte auf mich wie eine starke Dosis
Rhabarber. Mein Vater mußte mich oft trösten und sprach sich ungünstig
über diese Anstachelungen des Ehrgeizes bei den Knaben aus.
Später war ich weniger empfänglich für solche Reizungen; ich konnte
ruhig mit ansehen, wenn die verschiedensten Dichterpreise vom Katheder
herab es handelte sich meistens um Entscheidungen der Professorenweisheit — an Andere vertheilt wurden; jene deprimirenden Wirkungen,
welche einst den Organismus des Knaben in Unordnung gebracht, blieben
gänzlich aus.
Wenn auch nicht in den untersten Klassen des Gymnasiums, so doch
zeitig genug für jahrelange Dauer, schloß ich ein Freundschaftsbündnis;,
welches auf mein ganzes Mainzer Leben von größtem Einfluß war.
Dieser Jugendfreund war ein Mitschüler Robert Schmidt. Wenn
nlan indeß in der Regel glaubt, daß Knaben und Jünglinge bei der
Auswahl ihrer Freunde sich meistens durch körperliche Schönheit bestimmen
lassen, so war dies hier keineswegs der Fall. Herr Robert Schmidt, den
ich später einmal nach langen Jahrzehnten in Darmstadt wieder aufsuchte,
wo er als Rechtsanwalt lebte, als Vater zweier schöner Töchter, von denen
die eine zur Bühne ging und sehr jung als erste Liebhaberin des Hoftheaters von Coburg-Gotha starb, wird mir verzeihen, wenn ich jene
etwaigen Ansprüche auf solche Schönheit in der Knabenzeit zurückweisen
muß; er war damals eher häßlich als schön, hatte pechschwarzes Haar, ein
scharfgeschnittenes Gesicht, aber gerade diese pikante Häßlichkeit übte auf
mich einen eigenartigeil Reiz aus. Er wohnte bald im „Herzen meines
Herzens", wie Hamlet von seinem Horatio sagt, und diese Freundschaft
beruhte nicht auf der Gemeinsamkeit irgend welchen Knabensports; sie war
ein edler Seelenbund und fand ihre Borbilder in der Freundschaft der
Jean Paul'schen Helden, eines Victor und Flamin, eines Albans und
Roquairol. Und in der That, die Werke Jean Pauls waren unser
Evangelium; Knaben, die den Jean Paul lesen und für ihn schwärmen,
giebt es in der heutigen Zeit nicht mehr, wo auch die Männer und
Frauen es längst aufgegeben haben, diesem ungenießbaren Humoristen
Gzschmack abzugewinnen: wir aber waren solche nach dem heutigen Geschmack

sehr unwahrscheinliche Knaben. Merkwürdigerweise gab inir die erste Anregung zur Lectüre Jean Pauls mein Vater, der ganze Hefte mit Aus-

züqen von Jean Paul, mit einer Sammlung seiner aphoristischen Aussprüche gefüllt hatte; darnach würde man auch bei unseren heutigen Offizieren
vergebens suchen; daß mein Vater keine schwärmerische Natur war, ging
wohl aus seinem ganzen Lebensgange hervor. Ein tapferer Soldat, der
die Freiheitskriege mitgemacht und von Morgens bis Abends als
Comvagniechef mit den taufend Plackereien des Garnisondienstes zu thun
hatte, konnte den hohen Menschen Jean Pauls und seinen blinden Lianen
wenig Sympathie entgegenbringen. Gleichwohl hatte er auch die größte
Achtung für diese oft überschwängliche Gefühlsseite seines dichterischen
Schaffens, während er dem anderen Gesicht des Jean Paul'schen Januskovfes, seiner Satire, seinem Witz, seinem glänzenden Humor begeisterte
Huldigung darbrachte. Er selbst versuchte sich mehrfach in satirischen
Skizzen, welche das Gepräge des Jean Paul'schen Stils trugen. Wir
Insassen der Quinta und Quarta des Gymnasiums hielten uns mehr an
die herrlichen Naturschilderungen; der Spaziergang Victors im ersten Bande
des Hesperus, die Lyrik des Waldlebens, des Sonnenaufgangs erfüllte uns
mit Entzücken, und dies gleiche Verftändniß, diese Geineinsamkeit der Gefühle mar der Kitt unseres Freundschnftsbundes.
Mein Vater war zuletzt in das große Eckgebäude des Ballplatzes umgezogen, das jetzt den englischen Schwestern gehört; mir wohnten in dem
auf Hof und Garten hinausgehenden Seitenflügel. Der ganze schöne parknrtige Garten stand uns zur Verfügung. In einer Laube dieses Gartens
feierten wir den Geheimcultus des Jean Paul'schen Genius, und nur selten
störten uns die jungen Damen eines im anderen Seitenflügel hausenden
Pensionats, welche mit Jean Paul'schen Heldinnen ivenig Aehnlichkeit hatten,
sondern mehr dem Geschlecht der zierlichen, aber naseweisen Gurlis angehörten. Wir nahmen indeß das Naturgefühl, dessen begeisterter Apostel
Jean Paul war, aus der Laube des Gartens mit hinaus auf unsere
Spaziergänge in den reizenden Umgebungen von Mainz, und da steigerte
es sich oft zu so überschwenglichen Verzückungen, daß die Jünglinge der
Wertherperiode nicht in größerein Gefühlsrausch schwärmen konnten.
Wenn ich dies an meinem Lebensabend beschreiben wollte, so würden
mir selbst die Farben dafür fehlen; wenn ich es aber auch beschreiben
könnte — es würde heutzutage nirgends Verftändniß finden. Solche gehobenen Stimmungen vertragen keine Zergliederung. Die Rheinlandschaft
mit ihren wechselnden Beleuchtungen, die blauen Taunusberge im Hintergrunde, bot uns stets neuen Anlaß zu Schwärmereien. Die untergehende
Sonne erinnerte uns nicht etwa an Kosegartens Gedicht; über solche
hölzerne Apotheosen waren mir weit hinaus im Odenschwung unserer Gefühle. Wenn wir über die Rheinbrücke gingen, in abendlicher Beleuchtung,
welche die Wogen vergoldete, da konnten wir nicht scharf genug die blöden
Alltagsmenschen verurtheilen, welche ihren Geschäften nachgingen, über den
prächtigen Strom dahineilten, als gälte es, möglichst rasch über einen

Graben hinwegzusetzen, welche blind für den Farbenzauber des Naturschauspiels keinen Sinn hatten, das sich hier vor ihren Augen entrollte.
Wie oft drückten wir uns die Hände in seligein Einverständnis;, wenn mir von
gleicher Begeisterung für die Schönheiten der Schöpfung entflammt waren.
Doch auch wenn ich allein ohne den Freund meiner Wege ging, da
hatte ich bisweilen in der Einsamkeit der Felder und Wälder ein unbeschreibliches Gefühl, ich möchte es ein pantheistisches nennen; ich fühlte
mich Eins mit der Weltseele; es waren ähnliche Erleuchtungen, wie sie den
Mystikern, einein Jung-Stilling und anderen Gottesgläubigen zu Theil
wurden, doch ohne jeden Mysticismus. Ich besinne mich eines Tages, wo
ich zwischen den römischen Wasserleitungen von Zahlbach und der Chaussee,
die nach Alzei führt, an: Fuße eines vorspringenden Hügels saß. Es war
an einem hellen Vormittag; Blumen blühten ringsum am Hang, Schmetterlinge umflatterten sie, Käfer und Käferchen krochen an den Grashalmen in
die Höhe, die Hügel hinauf wogte das Korn; es war eine alltägliche
Landschaft ohne den Duft der Ferne. Da ergriff mich ein unsagbares Gefühl,
es war eine Art Offenbarung; ich war ein Stück von der Weltseele, wie
alle diese Geschöpfe ringsum, wie Alles, was da kreucht und fleucht, duftet
und blüht, und ein heiliger Schauer durchzuckte mich. Als ich später
Werthers Leiden las, da stieß ich auf eine Stelle, welche ähnliche Saiten
anschlug; nur hatte ich nicht wie dieser empfunden, daß das All ein Alles
verzehrendes Ungeheuer sei. Und so ergriff mich auch bisweilen eine unnennbare Rührung. Als ich mit meinen Eltern einmal über den Hardenberg
ging, von ivo aus der Blick auf den: Bergmg des Taunus ruhte, da war
mein Empfinden der Naturschönheit so lebhaft, daß ich in ThrSnen ausbrach.
Auf die Fragen meiner Eltern konnte ich nicht Rede stehen, es war eben
unsagbar, was mich bewegte. Alljährlich wanderte ich einmal mit meinem
Vater in den Taunus; bald ging's über die Platte hinüber nach Schmalbach
und nach Schlangenbad, bald nach Königstein und den höchsten Gipfeln
des iin Ganzen bescheidenen Gebirgszuges. Doch wie erquickend waren
seine Wälder, wie anmuthig seine von Bächen durchrauschten Waldthäler.

Wir logirten in der Regel bei den Förstern und Oberförstern, die nebenbei
auf Nachtquartier für Durchreisende eingerichtet waren oder sie für uns
zurecht machten. Da saß mein Vater, der seine Uniform ausgezogen und
den ich nie so heiter gesehen wie bei diejen Ferienausflügen, in traulichem
Gespräch mit den wackeren Hütern der heizoglichen Wälder, ivie diese aus
behaglicher Pfeife rauchend, und ich hörte den: Gespräch über die durchpassirenden Fremden, über Jagdabenteuer ui d Forstverwaltung aufmerksam
zu. Am anderen Morgen aber, wenn ich am fröhlichen Schein der Frühsonne durch die Wälder und Thäler an der Hand meines Vaters dahinschritt, da ergriff mich wieder jene beglückende Naturandacht, und mein
Herz strömte über auch vor Liebe zu dem herrlichen Manne, wie ich später
einmal fang:

Aus meiner Knabenzeit. —
„Mir war's, als ließ' er diese Wipfel
Von Liedern rauschen soimerhellt,
Als Hütt' er diese Bergesgipfel
Zu meiner Wonne hingestellt.
Der Bach im Thal, die grünen Matten,
Die Mühle mit dem muntern Rad,
Und dort im tiefen Tannenschatten
Das helle, weltberühmte Bad.
Die ganze, reiche Frühlingsbliithe,
Im Silberduft der ferne Rhein:
Das Alles schien von seiner Güte
Ein zauberisch Geschenk zu sein.
Da küßt' ich seine Hand mit Zähren
Und hing gerührt an seinem Blick,
Und jeden Wunsch ihm zu gewähren,
Fleht' ich ein freundliches Geschick."
Mit Robert Schmidt las ich indeß nicht blos Jean Paul, sondern
auch die Werke neuer Dramatiker. Auch allein war ich ein eifriger Leser;
alle Bände der Raupach'schen Dramen, diejenigen von Auffenberg, Jmmermann, Grabbe Hab' ich durchgelesen; es gab eine Zeit, wo ich an jedem
Tage ein Drama bewältigte, und in den letzten Jahren kam auch Heine,
Boerne und Gutzkow an die Reihe.
Ich muß etwas zurückgreifen in der Zeit, um der Entwickelung des
jungen Dramatikers von Klasse zu Klasse zu folgen. Er hatte einen
Wunsch mit den Aeliesten gemein; er wollte gern aufgeführt werden. Ich
besuchte oft genug das Theater, die jpreußischen Offiziere hatten ein sehr
wohlfeiles Abonnement, und das kam auch mir zu statten, da meine Mutter
bei ihrer Kränklichkeit von den Billets keinen Gebrauch machte. Es war
dasselbe Theater auf dem Gutenbergplatz, dessen Rundbau einen so stattlichen Eindruck machte. Da hörte ich die Opern von Rossini und Auber,
die damals neben dem Freischütz und Oberon das Repertoire beherrschten.
„Die Stumme von Portici" machte auf mich den größten Eindruck; sehr
gefielen mir aber die jetzt nur selten gegebenen Spielopern von Auber
„Der Schnee", Das eherne Pferd" u. a. Im Schauspiel sah ich Kotzebue'sche
Dramen: „Die Kreuzfahrer", „Johanna von Montfaucon", und wenn ich
mich für die Effectscenen derselben interessiren wollte, da rief mich mein
englischer Lehrer, Lieutenant von Greiffenberg, der mein Parquetnachbar
mar, alsbald zur Ordnung und bekreuzte sich vor meinem schlechten Geschmack,
der an solchen: Schund Gefallen finden konnte. Auch Hohenstaufendramen
von Raupach wurden gegeben, ebenso die Dramen von Schenk „Belisar"
und die „Krone von Cypern"; darauf folgte später Halms „Griseldis",
ein Drama, welches das größte Aufsehen erregte.
Kaum hatte ich in die Welt der Prosceniumslampen einen Einblick
gethan, als ich den lebhaften Wunsch hatte, meinen Caius Gracchus auf den
meltbedeutenden Brettern zu sehen; ich hatte als noch kleiner Knirps bereits

den Muth, die Bekanntschaft von Schauspielern aufzusuchen, die mir dazu
verhelfen sollten.
Ein Liebling des Publicums war Herr Ditt, und ihin vertraut' ich
meinen Wunsch und mein Stück an — auch Madame Ditt war eine beliebte Darstellerin, und sie mußte sich doch für die heldenmütige Römerin
in meinem „Caius Gracchus" interessiren. Doch es verging Woche aus
Woche, und ich erhielt nicht den mir zugesagten Bescheid. Das ist mir nun
später allerdings oft genug passirt, und ich bin so häusig ohne Antwort von
Intendanten, Directoren und Schauspielern geblieben, daß ich an das
höfliche Schweigen längst gewöhnt bin. Damals in meiner kindlichen
Harmlosigkeit konnte ich es mir nicht anders erklären, als daß man mich
mit einer Aufführung überraschen wollte und eine solche in aller Stille vorbereitete. So sah ich denn an den Straßenecken immer nach einem Zettel,
auf welchem in fetten Lettern „Caius Gracchus" stand — natürlich immer
vergebens. Dies gab einem guten, jungeil Freunde den Anlaß zu einer
kleinen Mystifikation.
Wir wohnten eine Zeit lang dein: Maurermeister Britz im Innern
der Stadt, in dessen Familie ich ganz zu Hause war; auf den Balken des
Bauhofs schaukelte ich mich oft mit einer feiner anmuthigen Töchter und

wußte bei ihm in Küche und Keller wohl Bescheid. In der Nähe war
das Haus des jungen van Recum, dessen Vater, ein Großhändler, stattliche
Waarenränme in seinen Speichern hatte. Dort trieben wir Knaben uns
oft herum, und der junge Recum, kein so edler Freund wie später Robert
Schmidt, hatte mir bald meines Herzens Geheimnisse abgelauscht; auch
mocht' ich dort bei den Waarenballen ihm manchen Vers aus „Caius
Gracchus" versetzt haben. Er suchte sich schadenfroh zu rächen, indem er mir
die Mittheilung machte, mein Drama sei in Wiesbaden gegeben worden.
Und zum Beleg dafür bracht' er mir gedruckte Kritiken über die Aufführung,
die voll glänzenden Lobes waren. Er hatte sie selbst drucken lassen, er
war ja reich genug, um die Druckkosten zu erschwingen. Mein Sinn war
zwiefach getheilt: ich empfand ungeheuchelte Freude über diese Thatsache
und über das Zeitungslob, aber ich konnte doch nicht recht daran glauben,
und die Meinigen zerstörten bald die schöne Illusion; ich aber gab den
näheren Umgang mit dem jungen Schwindler auf.
Keineswegs entmuthigten mich diele schlimmen Erfahrungen; dem
eigenen Trieb gehorchend, dichtete ich stets neue Dramen. Auf „Catilina"
folgte „Hippodamia", welche, wie ich hoffte, von der freundlichen Nachwelt
der Goethe'schen Jphigenia an die Seite gestellt werden würde, denn ich
befleißigte mich eines ebenso klassischen Stils. Was Sophokles und
Euripides betrifft, so konnten sie nicht mit mir concurriren, da ihre
Dramen Hippodamia verloren gegangen waren; daß sie aber denselben
Stoff gewählt hatten wie ich, das sprach für ihre dramaturgische Einsicht.
Bekanntlich war die schöne Hippodamia die Tochter des Oinomaos, des

Königs von Pisa in Elis, der ein sehr schlimmer Herr war. Ihm war
geiveissagt worden, sein Eidam werde ihn tödten. Deshalb hielt er es für's
Beste, diejenigen aus dem Wege zu räumen, die sich um die Hand seiner
Tochter bewarben; er machte es ihnen zur Bedingung, sie müßten ihn
zuerst im Wettrennen besiegen, und wenn er Sieger bliebe, sollte er das
Recht haben, sie zu tödteu. Von diesem Rechte inachte er mehrfach Gebrauch, bis Pelops ihn besiegte. Dieser vermählte sich mit Hippodamia, und
sie gebar ihm zwei Söhne, Atreus und Thyestes, welche ihren Stiefsohn
Chrysippos tödteten. Pelops klagte die Mutter an, sie zu dieser Mordthat
angestiftet zu haben, und Hivvodamia nahm sich selbst das Leben.
Iphigenie erzählt ja in dem Goethe'schen Drama dem Thoas diese alte
Geschichte; jedenfalls war Hivvodamia die Ahnfrnu dieser Iphigenie und
auch ihrer Mutter Klytämnestra — ohne sie eristirte weder die Eine, noch
die Andere und ebenso wenig die Dramen, welche sie zu Heldinnen hatten.
Mochte daher mein Stück vielleicht auch hinter diesen klassischen Werken
zurückstehen — ich schöpfte doch an der Quelle, aus der sich diese Fluth
von Tragödien ergossen hatte, und bei jeder chronologischen Anordnung
der Stoffe mußte meine Hippodamia den ersten Platz einnehmen. So weit
ich mich besinne, war sie durchaus stilvoll gehalten und behandelte wie die
neuesten Werke der griechischen Tragiker nur die Katastrophe; die Vorgeschichte, das lebensgefährliche Wettrengen war der epischen Erzählung
vorbehalten.
Der Stil war ganz Goethe, und es fehlte auch nicht an freirhythmischen
Einlagen, welche, wie der Parzenmonolog, die fünffüßigen Jamben unterbrachen.
Aus dem grauen Alterthum wandte ich mich in einem späteren Drama
dem Mittelalter, und zwar der ungarischen Geschichte zu. Mein Held war
Ladislaus Hunyades, der Sohn des gefeierten Generals und Neichsstatthalters Johann Hunyades und Bruder des späteren, nicht minder berühmten
Königs Matthias Corvinus. Ladislaus tödtete den erbitterten Gegner feines
Vaters, den Grafen Cilly, und wurde den 16. März 1451 zu Ofen hingerichtet. Gewiß ein tragischer Stoff, der wahrscheinlich von manchem
ungarischen Dramatiker behandelt worden ist. Ich kannte und kenne kein
solches Drama. Was meinen „Ladislaus Hunyades" betrifft, so gehörte
dieses Drama wohl nicht zu meinen besten Gymnasialstücken — gleichwohl
hatte ich den Muth, es nn den Altmeister Ludwig Tieck in Dresden einzusenden. Er war ja der Protector des jungen, genialen Grabbe —
warum sollte er nicht auch andere jüngere Talente vrotegiren? Zu spät
erfuhr ich, daß Ludwig Tieck an seinem Schreibtisch eine Versenkung angebracht haben soll, in welcher alle ihm eingeschickten Bühnenmanuscripte
verschwinden. So erging es auch meinem Hunyades — „Roß und Reiter
sah ich niemals wieder"!
Doch wenn mich die Lorbeern Shakespeares beunruhigten, so ließen

mich auch diejenigen Tassos und Ariostos nicht schlafen. Ich wollte nicht
blos Dramatiker fein, sondern auch Epiker. Das ist aber nicht mit fünf
Acten zu erreichen: dazu sind 24 Gesänge in Ottavs riiuo erforderlich,
wären es auch nur die freien Wieland'schen Oberonstanzen. Und so sattelte
ich meinen Hippogryvhen zum Ritt in ein fremdes, romantisches Land.
Dies Land war Mexico, und mein Held war Ferdinand Cortez. In der
That, ich hatte 24 Gesänge zu Stande gebracht, ein jeder mit den üblichen
30—90 Strophen, sodaß er im Vergleich mit Gottfried von Bouillon und
Rinaldo und den anderen Helden des befreiten Jerusalems, was die
dichterische Aufstellung und Rüstung betrifft, nicht zu kurz kam. Auch der

Forderung der Göttermaschinerie wurde ich gerecht, und das war mit nicht
geringen Schmierigkeiten verknüpft, denn die mexikanischen Götter hatten
neben ihren sonstigen Vorzügen auch ziemlich unaussprechliche Namen, gegen
welche sich das jambische Versmaß eigensinnig sträubte: der Guetzecoastl,
der Mixcoatl und andere, die wegen ihrer sonstigen mythologischen Bedeutung
in einer schwunghaften Dichtung nicht fehlen durften, machten auch den
gefügigsten Jambus so scheu, daß er einige Seitensprünge machen mußte,
und auch die sonst hochpoetischen Feuerberge, der Jtzichuatl und Popokatepetl
boten einein correcten Versmaß Trotz. Die christlichen Engel und Erzengel
waren viel bequemer; sie waren gewohnt, in regelrechten Stanzen einquartiert
zu werden. Trotz aller Schwierigkeiten ermüdete meine Muse nicht; sie
sang die Eroberung Tenochtitlans, die Hinrichtung Montezumas, die Empörung des über die Dämme der Seen nach der Hauptstadt dringenden
Volkes — und der große Eroberer, obschon er kein großer Menschenfreund
war, wurde doch von der Muse mit einem, wie ich hoffen durfte, unverwelklichen Lorbeer gekränzt.
Das Alles begab sich in der Tertia, deren Klassenlehrer, Dr. Kehrein,
kein Verächter der Poesie war und ein genauer Kenner der deutschen
Litteratur; gab er doch später ein Werk heraus, in welchem er die
dramatische Poesie besprach, die sich mit Stoffen aus deutscher Geschichte
beschäftigt hatte, und das waren viele hundert Dramen, und hundert Dichter
mußten ans dem Schutte der Bibliotheken herausgegraben werden. Ich
hatte einen Stein bei ihm im Brett, denn ich hatte die ersten Metamorphosen des Ovid, die wir in der Schule lasen, besonders die Geschichte
von der Schöpfung der Welt, in deutsche Verse gebracht, die mir leidlich
gelungen waren und die in der Klasse vorgelesen wurden. Als Zeichen
meines ehrenvollen Vertrauens sandte ich ihm den ganzen Cortez zur Beurtheilung; er entsprach demselben zwar nicht in dem ausgedehnten Maße,
wie es ein solches Niesenevos verlangte — immerhin aber unterzog er
einige Gesänge der Correctur. Doch wie kleinlich, wie pedantisch erschienen
mir damals seine Glossen, die sich kleingeschrieben an den Rändern des

Manuskriptes in dichten Massen versammelten. — Dieser Raupenfraß verwüstete mir meine schöne blüthenreiche Dichtung! Die nörgelnde Kritik
verleidete mir den ganzen Ferdinand Cortez; ich weiß nicht, wo das Manuscript, das aus vielen, sehr stattlichen Heften bestand, zuletzt ein Ende
gefunden!
Wieder wandte ich mich dem Drama zu, doch ich wählte keine geschichtlichen Stoffe mehr; meine beiden Dramen „Cerigo" und „Die Doppelgänger" gehörten der freien Erfindung an, sie spielten im sagenhaften
Nordland, wozu mich wohl Grabbes „Herzog Theodor von Gothland" angeregt hatte. „Die Doppelgänger" behandelten ein Thema, von welchem
Jean Paul einmal meinte, es eigne sich besser zur tragischen Behandlung
als zur komischen, obschon es bisher im Alterthum, von Shakespeare und
Anderen nur als Lustspielstoff verwerthet morden war. Meine Tragödie war
im Stil Grabbes geschrieben, voll kühner Bildlichkeit und gewagter Hyperbeln;
vom Gang der Handlung, in welcher es nicht an mörderischen Conflicten
fehlte, Hab' ich nur noch sehr dunkle Vorstellungen. Vor meinem Abgang von
Mainz schenkte ich das Manuscript Herrn Dr. Carl Andr6e, dem Redacteur
der Mainzer Zeitung, und ich habe es nie wiedergesehen. „Cerigo" ist der
Treffer in meiner Mainzer Gymnasialdramatik, jedenfalls das beste aller
dieser Stücke, und ich hatte es lang genug aufbewahrt, um mir selbst in
späteren Jahren ein Urtheil darüber zu bilden. Erst in Breslau borgte
ich es aus an einen Freund und erhielt es nicht zurück. In Mainz erregte das Stück großes Aufsehen. Der Schauspieler Cornelius, der Vater
des vielgenannten Componisten, erklärte mir, nachdem er es gelesen, es
sei in der That bemundernswerth, daß ich in meinem Alter ein solches
Werk schaffen konnte, aber wenn ich sein Sohn wäre, würde er sich nicht
darüber freuen, denn das Stück enthalte so viel Gottloses und Blasphemistisches.
Alle die zum Theil umfangreichen dichterischen Manuscrivte meiner
Gnmnasialzeit sind, wie bereits erwähnt, verloren gegangen — nur von
Cerigo sind einige Scenen vorhanden, und weil dies die einzigen Proben
meiner damaligen Dichtweise, die einzigen Ueberreste aus sieben fünfactigen
Dramen sind, so verdienen sie wohl hier zum Theil eine Stelle zu finden.
Sie sind damals 1839 in den Mainzer Unterhaltungsblättern (Nr. 166
und 167), dem Beiblatt der Mainzer Zeitung, abgedruckt worden. Der
Redacteur dieser Zeitung, Dr. Karl Andr6e, wohnte in unserem früheren
Quartier an der Stephanskirche; es war der Vater von Richard Andres,
der den jetzt verbreitetsten Atlas herausgegeben. Auch der Vater war
Geograph, Politiker, aber außerdem ein großer Freund der Poesie. Für
meine Poesie und für mich selbst faßte er ein lebhaftes Interesse, ebenso Karl
Bölsche, ein junger Mann, damals Redacteur der Unterhaltungsblätter,
später Redacteur der Kölnischen Zeitung und Vater des jetzt oft genannten
talentvollen Schriftstellers Wilhelm Bölsche. In der Wohnung Böliches

auf der „goldenen Luft" fand ich stets alle litterarischen Neuheiten; sein
mit Büchern belasteter Tisch war für mich wie eine reichbesetzte Tafel, und
ich durfte alle möglichen Leckereien mit nach Hause nehmen. Als junger
Secundaner wurde ich Mitarbeiter der Unterhaltungsblätter, und so begab

es sich, daß auch die Scenen aus Cerigo dorthin ihren Weg fanden. In
der kurzen Einleitung sagte die Nedaction: „Wir geben heute eine Scene
aus dem Erstlingsproducte eines jungen, begabten Dichters, aus dem fünfactigen Trauerspiele Cerigo. Es ist die erste Scene des dritten Actes,
ein Fragment aus einer Studie, aber einer Studie, die Groszes verspricht.
Zum Verständnis; dieses Bruchstücks kann Folgendes dienen. Cerigo, ein
junger Normann, reist von Sicilien nach Polen, um dort seine Pflegeeltern,
die Räuber seines Vermögens, anzuklagen, mit ihm der Sänger, sein
Jugendfreund und beständiger Gefährte. Ein Sturm schleudert das Schiff
an die Felsküsten Irlands, wo die Iren, der Normannen Feinde, dasselbe
auffangen. Ueber Irland herrschte Sigurd, ein tyrannischer Fürst, gegen
welchen sich die Edelsten des Landes verschworen hatten. Unter ihnen
befand sich Jngolfar, früher des Landes Oberfeldherr. Auf einem einsamen Spaziergang, wo er Irlands Schmach und Rettung überlegt, gelangt
er an den Ort der Seeküste, wo das Normannenschiff gestrandet ist. Unter
den Gefangenen gefällt ihm Cerigo durch sein Heldenfeuer, er findet in
ihn: ein zukünftiges Werkzeug für seine Pläne, befreit ihn und den Sänger
und führt Beide in seine Wohnung. Cerigo entbrennt in Liebe zu Gida,
der Tochter Ingolfars, findet Gegenliebe und erhält des Vaters Zustimmung.
Da bricht die Verschwörung durch einen unerwarteten Zufall in Flammen
aus. König Sigurd, die Schönheit Gidas kennend, sucht sie, von seinem
Minister geführt, in Ingolfars Wohnung auf: Cerigo errettet die Ehre
seiner Braut durch die Ermordung des Tyrannen. Jngolfar benützt den
günstigen Augenblick; die Hauptstadt ist in Aufruhr; des Königs Wachen
werden überwältigt, das Volk will theils Freiheit, theils einen neuen
Fürsten. Cerigo hatte sich durch Heldenthaten beliebt uud berühmt gemacht;
Jngolfar giebt ihm seine Stimme, unter allgemeinem, jauchzendem Beifall
der Iren wird Cerigo ihr König, Gida ihre Königin. Der folgende Monolog
zeigt uns die Empfindungen Cerigos am Tage nach seiner Krönung.
Dritter Aufzug.
Scene 1.
(Karten im Schlosse, Dämmerung, Aussicht auf die Stadt und das Meer,>
Cerigo: In Schlaf begraben liegt die Herrscherstadt,
Um ihre Zinnen schwebt ein dichter Dampf,
Und Morgcnnebcl zieh'n um das Gebirge.
Ein Auge wachet über Tausende,
Des Herrschers Auge überwacht sein Volk.
Ein Priester steh' ich vor dem Heiligthume,
Das mir der Könige König anvertraut.

Ans meiner Rnabenzeit,
Dort unten ruh'n in doppelter Verhüllung
Ach tausend Geister, ruh'n mit ihren Thränen
Und ihren Freuden in des Schlummers Hand,
Und ihre Hoffnungen und ihre Wünsche,
Ihr Glück und Unglück. Alles ist entflohn
Jn's Zauberland der Träume. Glück und Unglück —
Wer lenkt das Schicksal? In dem Himmel Gott,
Doch auf der Erde lenkt's der König? ja!
In meiner Waage liegen tausend Leben,
An meinem Worte hängt ein Volk! Ein Wort —
Und auf dem Scheiterhaufen liegt die Stadt
Und überflammt erglüh'n des Himmels Töh'n.
Halt inne, Swlz! Das sind Verlockungen
Der Phantasie, der vielgestaltenden.
Die Himmel ist und Hölle, Gott und Teufel.
Wie vielmal größer ist deS Herrschers GW,
Wenn er dem Zephyr gleich den Thau der Thränen
Herniedenveht, daß die gebeugte Blume
Ihr Haupt erhebt, mit frisch erwachtem Lächeln
Ihm danken kann, dem freundlichen Gebieter.
O, das ist Segen, Km kein andrer gleicht:
Heil Dir, Cerigo, wenn das Ziel erreicht.
(Länger tritt «U',>
Sänger: Cerigo!
Cerigo: Freund, Dich grüßt mein ganzes Ich!
Du bist mir lieb, sehr lieb in dieser Stunde.
Ter Fluthen Rauschen trögt Erinnerung,
Die holde Tochter der Vergangenheit,
In meinen Geist; ich seh' Catania, seh'
Dm Aetna rauchen, den gewaltigen:
Doch minder schmerzlich wird mir der Verlust.
Wohl wechseln Ort und Zeit auf dieser Bühne;
Doch ewig gleich bleibt eines Freundes Herz.
Sänger: Mag Ort und Zeit und Freund zu Grunde gehn,
Im Wechsel nur kann fest das All besteh,,.
Cerigo: Und dennoch ist so schmerzlich oft der Wechsel,
Und in Gewohnheit liegt so oft das Glück.
Sänger: Vertrau' nicht allzusehr im Arm der Wonne!

Wohl prangt der Bann,, eh' ihn die Axt gefällt.
Geendet wird die Segensbahn der Sonne,
Nacht hüllt die Erde, doch nicht Nacht die Welt.
Hier geht sie unter, oben geht sie auf,
Und andern Erden glänzt ihr Herrscherlauf.
So soll der Mensch empor zum Himmel blicken.
Wenn ihn der Erden Leiden niederdrücken,
Cerigo: Warum so traurig stets und so erhaben?
Gilt Dir denn Nichts des Freundes reiches Glück,
Der Wechsel, der unglaubliche, der mich
Zum König machte eines fremden Landes?
Sänger: In wetterschwangren Wolken führt den Segen
Ter Sturmwind auf die sonnverbrannte Flur.

Doch auch die Blitze zucken uns entgegen
Und zeichnen mit Verderben ihre Spur.
Erhört, erfüllt ist dann des LandmannS Bitte;
Er jammert — über der zerstörten Hütte.
Cerigo: Wie kann ein Unheil droh'n? Der Baum, der halb
Entwurzelt über einen Waldbach hängt.
Den wirft der Sturm hinab in's stein'ge Bette;
Doch der die Wurzeln schlägt in's tiefste Erdreich,
Der ist der Adler Schutz, ein Tod den Wettern.
Nie sinken wird ein König, dessen Thron
Gestützt ist von der Liebe seines Volkes.
Sänger: Was Menschen bilden, können sie zerstören,
Nur ewig ist das Werk der höchsten Kraft.
Die reichen Felder kann der Feind verheeren,
Doch nicht das Leben, das sie neu erschafft.
Das keimt im Lenz, will mir der Mensch vertrauen!
Stolz blüht die Saat auf den zerstampften Auen.
Cerigo: Ich kann Dich nicht versteh'n!
Sänger: Tort, wo die ewigen Segensflammen glühn,
Der Weltgeist, welcher dort allmächtig thront.
Der ist es, der auch Dir im Busen wohnt.
Er sei Dein Schirm, kein Volk und keine Ehre
Sind eines Fürsten, eines Menschen Wehre.
Im Zeitenstrudel geht das Glück zu Grunde,
Und viele Jahre tödtet eine Stunde:
Drum, wenn Dein Thron, Dein Reich zusammenbricht,
Dem Weltgeist traue und verzage nicht.
l«r geht ab,)
Cerigo (nachsinnend): Dem Weltgeist traue und verzage nicht!
Schon fort, mein Freund? So selten mir, so kurz
Ter Meine: Thöricht Wort! Ist er nicht immer
Ter Meine? Mit den Körpern spielt das Schicksal.
Doch keine Allmacht trennt der Geister Band.
Ter Sänger stirbt, der Himmelssang gesungen,
Doch niemals, niemals ist sein Lied verklungen.
Hofnarr stritt auf): Ew. Majestät.
Cerigo: Wer da?
Hofnarr: Nichts als ein Narr,
Doch mit Pardon, der ehrlichste der Narren,
Der sich bei seinem wahren Namen nennt.
Tie anderen Narren nennen sich nicht so.
Cerigo: Was willst Du?
Hofnarr: Wenn der Blitz den Baum getroffen,
So steckt man sich an ihm die Pfeife an.
Tos heißt verdolmetscht: ich will Hofnarr bleiben.
Cerigo: Dein Amt ist unnütz!
Hofnarr: Auch Dein Amt ist unnütz!
Cerigo: Wieso?

Hofnarr: Ein Gleichniß lehrt's. Das Volk ist ein Kameel,
Der König ist, doch unter uns,
Ein Knäbchen, das auf dem Kameele reitet
Und festgebunden ist und auf zwei Seiten
Gehalten wird, und a»f dem Knäbchen sitzt
Oft noch ein Affe und ist sehr beschäftigt.
Verzeihen Ew. Majestät — das ist der Hofnarr.
Cerigo: Ich sehe Deinm Nutzen ein — bei Gott,
Du machst zu Menschen, die sich Götter dünken.
Hofnarr: Die wenigstens wie Götter leben, während
Das arme Volk ganz menschlich Hungers stirbt!
Cerigo: Glaubst Du, dafz dies bei mir geschehen werde?
Hofnarr: Warum denn nicht? Die Krönung ist 'ne Hochzeit,

Wo sich der König mit dem Bolk vermählt,
Dann kommen schöne Wochen voller Glück.
Da küßt man sich, beschenkt sich, lebt und liebt.
Die gehn vorüber wie ein FrühlingShauch,
Dann gilt's, wer den Pantoffel führen soll;
Dann zankt sich Mann und Frau und Volk und König,
Bis endlich einer die Pantoffelhoheit
Erlangt —
Cerigo: Und dann?
Hofnarr: Dann duckt der Andere sich
Wie'n Reh, doch ärgerlich; der Sieger —
Cerigo: Nun?
Hofnarr: Nun, der kann ruhig dann zu Bette gehn.
Cerigo: Du schändest alle großen Könige!
Hofnarr: Von meiner Regel giebt eS keine Ausnahm';
Dies nur ist meine Ausnahm' von der Regel.

An diese Scene schließt sich in dem mitgetheilten Fragment der Bericht eines humoristisch angelegten Hauptmanns von einem Aufstande gegen
den neuen König an: Cerigo will dem Jngolfar seine Krone zurückgeben,
dieser beschwört ihn, auszuharren. Das Heer ist auf seiner Seite, ist
ihm treu, Cerigo vertraut Jngolfar den Oberbefehl an, und in einer
Liebesscene mit seiner Gida schenkt er ihrer Mahnung Gehör, die Opfer
der Tyrannei, besonders Sigurds verstoßene Gemahlin aus dem Kerker
zu befreien. Daran knüpft sich der Faden, der die Handlung zu ihrer
tragischen Höhe führt. Die mitgetheilten Scenen, in denen der Sänger
als der lyrische Chor und der Hofnarr als der humoristische zur Sprache
kommen, fallen in einen Nuhepunkt der sonst stürmisch bewegten Handlung
und geben deshalb nicht das rechte Bild von der Physiognomie des Ganzen.
Dies gestaltet sich zu einer großen Oedivustragödie:
Cerigo erfährt durch Enthüllungen der gefangenen Fürstin, daß der
ermordete König sein Vater ist, er selbst also ein Vatermörder wider
Willen! Der große Monolog, der auf diese Enthüllung folgt, war, wie ich auch
wohl weiß, von allen Seiten anerkannt als das Prachtstück der Tragödie,

als ihr glänzender Mittelpunkt — und selbst der Schauspieler Cornelius
sprach davon mit einer gewissen Bewunderung, die mich mit großer Hochachtung für mein fünfzehnjähriges Selbst erfüllte. Wenn die Mainzer
Unterhaltungsblätter gerade diesen Monolog nicht als Probe abdruckten,
so lag das wohl daran, daß er einige ganz ungeheuerliche blasphemistische
Stellen enthielt, die den Grabbe'schen Herzog von Gothland noch übertrumpften und welche zu großen Anstoß erregt haben würden.
Ob ich später viel bessere Verse gemacht habe, als diejenigen des
Cerigo, weiß ich nicht ganz genau. Ich war übrigens schon dazumal kein
Anhänger des sogenannten Jambentrabs und habe mich darüber als junger
Kritiker geäußert, denn ich war nicht blos Dichter, sondern auch Kritiker.
Diese beiden Seiten meiner späteren litterarischen Thätigkeit waren schon
damals vertreten, und der Unglückliche, der auf den Gedanken kommen
sollte, die zwei- bis dreitausend Buch- und Theaterkritiken, die ich in
meinem Leben geschrieben, zu sammeln, würde niit jenen, die im Jahrgang 1839 der Mainzer Unterhaltungsblätter abgedruckt waren, den Anfang
machen müssen. Damals schrieb ich über den „Julius von Tarent" von
Leisewitz, der wieder eine neue Bedeutung erlangte: „Ueberall zeigt sich
jetzt das Bestreben, ein modernes bürgerliches Trauerspiel zu bilden, bei
welchem die Prosa ein nothwendiges Hauptingredienz sein wird. Das
Jamben- und Neimgeklingel mar schon so lange und so oft das Grabgeläute des reichen, innigen, poetischen Geistes, daß man mit vollem Recht
zu einer gediegenen, geistreichen, bisher vernachlässigten Prosa zurückkehrt.
Diese wird dann den Uebergang zu dein wirklich dramatischen Verse bilden,
wie er theilweise in Shakespeare herrscht, wo ein lebensvoller, der
Handlung angemessener, nicht ängstlich beschränkter Gang und Klang in
melodischer Wiederspiegelung die dramatische Schönheit trägt." Man sieht,
für einen Epigonen der Jambendramatik, zu dem mich meine Gegner stempeln
wollen, war ich schon init 15 Jahren verloren. Ueber Gutzkows „Blasedom"
schrieb ich damals eine Kritik, in welcher ich ihn den begabtesten und
fleißigsten von allen Jüngern nannte:
„Alle philisterhaften Lästerungen werden verstummen müssen, wenn
Gutzkow und Gleichgesinnte fortfahren, so großartig für die Nationallitteratur
und den Ruhm des deutschen Vaterlandes zu wirken."
Bald sollte ich den jungen Schriftsteller, der damals in den deutschen
Blättern so viel besprochen wurde, persönlich kennen lernen. Dies war ein
roth angestrichener Tag in meinem Kalender. Ich hatte bisher nur mit
unberühmten Menschen vei-kehrt; damals trat die erste Berühmheit in mein
Leben. Es war ein feierlicher Augenblick, als ich in jdas Zimmer iCarl
Andrejs trat und dem Autor der „Wally" und des „Blasedow" vorgestellt
wurde. Gutzkow war damals achtundzwanzig Jahre alt und hatte auch
sonst Nichts, was besondere Ehrfurcht herausforderte. Sein Haar mar
struppig und stand zu Berge, und in seinem Wesen hatte er etwas Unstetes.

Er kam von der Aufführung seines Dramas „Richard Savaqe" aus Frankfurt, des ersten Dramas, mit dem er die Bühne eroberte; denn sein „Nero"
mar ein Buchdrama der Grabbe'schen Schule. Er nahm von mir, trotz
des warmen Lobes, das mir mein Gönner Andres spendete, wenig Notiz,
und erst als er hörte, daß ich auch Kritiken schrieb, begann er sich für
mich zu interessiren. Er hatte dies natürlich einem halbreifen Jüngling
nicht zugetraut; sobald aber einmal die Thatsache feststand, so kam es auf
das Alter nicht mehr an. Den Kritiken lag ja kein Taufschein bei, und
ein begeisterter Dichterknabe, der wie Euphorion die goldene Leyer rührt,
ist natürlich willkommener als ein nergliger kritischer Wagner. Von dem
Jüngsten kritisirt zu werden ist nicht herabsetzend, wenn die Kritik volltönendes Lob enthält. Ich dachte damals lfreilich weniger an Kritik, als
an Seelengemeinschaft und Geisterbund, und hatte keinen heißeren Wunsch,
als auch ein Gutzkow zu werden. Darüber 'gerieth ich denn söfters mit
meinem Vater in Streit; er wünschte, daß ich einmal Professor an einer
Universität würde; davon hielt er mehr als von dem Schriftstellerruhm.
Man wird sich vielleicht wundern, daß mein militärisches Genie, das
sich in Coblenz so glänzend entfaltet hatte, in Mainz auf einmal auf den
Aussterbeetat gesetzt wurde. Doch wenn ich auch keine theoretischen Studien
mehr trieb — meine Vorliebe für alles Militärische war keineswegs eingeschlafen. Bisweilen besuchte ich meinen Vater, wenn er in der Kaserne
Dienst hatte.
Dort pflegte ich auch seinen sehr gebildeten Feldwebel Pernin zu besuchen, der mir Unterricht im Fechten gab, mit dem ich aber über
Theaterdinge, über den damals auftauchenden genialen Schauspieler Döring in
den Zwischenpausen mich auf das Lebhafteste unterhielt. Dabei lernte
ich Stoßfechten und Hiebfechten, besonders aber das erster«, das mir auf
der Universität von keinem Nutzen sein konnte, recht gründlich. Mein Fechtlehrer aber überraschte mich nach mehr als fünfzig Jahren durch eine
Gratulation zu meinem siebenzigsten Geburtstag — er lebte als pensionirter
Offizier in Westpreußen. Auch auf der Eisgrube fand ich mich öfters ein,
um den Erercitien der Compagnie beizuwohnen. Mir hatte diese Eisgrube
etwas Unheimliches, seitdem ich gesehen, wie dort eine Kindesmörderin
guillotinirt wurde. Das bleiche junge Mädchen, das auf dem Henkerkarren
zur Nichtstatt gefahren wurde, hatte auf mich einen unauslöschlichen Eindruck
gemacht. In den Ferien, wenn weiter draußen große Truppenübungen
stattfanden, lief ich neben den marschirenden Coinvagnien her, nicht blos
neben derjenigen meines Vaters, sondern auch neben den österreichischen
Bataillonen. Ich hatte eine besondere Vorliebe für die weißen Uniformen,
und bald war ich bekannt wie ein buntes Hündchen. Der immer init zum
Manöver laufende Knabe belustigte sie, und mancher der bärtigen Krieger
des Kaiserreichs hat mich angeredet und mit mir Freundschaft gemacht.
Dort bei den Uebungen selbst gerieth ich oft in's Feuer und zwischen die

kämpfenden Heeresabtheilungen und saß bisweilen an Graben gekauert
zwischen den Tirailleurs. Wenn aber einmal die Batterie meines Vaters
abprotzte, so trat ich so nahe wie möglich an die Geschütze heran und
suchte mich an den Kanonendonner zu gewöhnen, welcher die Kraft meines
Trommelfelles oft auf eine harte Probe stellte. Bisweilen suchte ich vorher das
Manöverterrain ab, um die Bewegungen der Truppen bester beurtheilen
zu können. Einmal, als ich so durch ein Gehölz kroch, fand ich dort an
einem Baum einen bärtigen, österreichischen Sergeanten hängen, es mar
tief im Dickicht, und man hatte den Mann offenbar vergessen. Mir mar
nicht wohl zu Muthe, ganz allein im Wald mit einer Leiche, die wie eine
schwere Frucht am Baume hing. Das mar ein vorschriftswidriger Tod,
den der tapfere Soldat gesucht hatte, und ich konnte bald darauf durch
die Anzeige dieses seltenen Fundes mir um die Verlustlisten der österreichischen Armee ein Verdienst erwerben.
Den Glanzpunkt meiner militärischen Jugenderinnerungen bildete
indesz ein Ausflug zu den Schießübungen bei Coblenz, wohin mich niein
Vater einmal schon in den ersten Jahren unseres Mainzer Aufenthalts
mitgenommen hatte. Theils auf dein Gepäckwagen, theils auf dem Pferde
nieines Vaters, das der Bursche führte, machte ich den ganzen Marsch
durch das schöne Rheinthal mit. Da ging's vorüber an den Bergen, und
wenn in einer kleinen Rheinstadt wie Bacharach genächtigt wurde, da blieb
auch immer Zeit, auf die nächsten Berge hinaufzuklettern und sich an dieser
oder jener schönen Aussicht zu erfreuen. Die Truppen waren guten Muthes,
sangen und scherzten. Die Compagnie meines Vaters hatte einen Spaßmacher, den Stangenreiter Baber, der oft die merkwürdigsten Capriolen
«lachte, allerlei Witze riß und bisweilen den Soldaten über das Gefühl der
Ermüdung nach langem Marsche hinweghalf. Diesen Stangenreiter hart'
ich ganz in's Herz geschlossen: bei unseren Cantonnement in Moselweiß besuchte ich ihn oft in seinein Stall, wo er die Pferde striegelte und mir
allerlei Schnurren erzählte. Mit meinem Vater ging's oft zum Nachtschießen beim Mondschein über die Mosel, es waren traumhafte Sommerabende. Die Schießübungen fanden oben auf der Karthause statt, überall
war ich mit dabei, mochten die Mörser in hohen Curven ihre Bomben

werfen, oder die Brand- und Leuchtkugeln durch die Lüfte flammen.
* 5 *
Im Jahre 1839 nahm mein Vater seinen Abschied: er war leberleidend und hatte bei einer Kur in Kissingen keine Heilung gefunden. Aergernisse im Dienst verleideten ihm seine Stellung. Ein fncherer
Kriegskamerad war sein unmittelbarer Vorgesetzter geworden, und zwar ein
nergliger Vorgesetzter, mit dessen Anschauungen mein Vater nicht harmonirte.
Dieser war milder gesinnt und gestattete einzelnen gebildeten Leuten, die
sich bei seiner Compagnie befanden, in der Kaserne, außerhalb der Dienst-

zeit musikalischen Neigungen nachzugehen und Guitarre zu spielen. Davon
wollte der Major Nichts wissen. So und in ähnlicher Art kam es zu
mancherlei Reibungen, die meinein Vater sogar einen heftigen Anfall von
Gelbsucht zuzogen. Er erhielt seinen Abschied mit der Erlaubniß, die
Regiinentsuniform tragen zu dürfen, und nun trieb ihn die Sehnsucht nach
seinem Geburtslande, nach Ostpreußen zurück.
Wiederum galt es einer Reise durch alle deutschen Lande vom Rhein
bis zun: Prezel, und wiederum mar unsere Neisebegleiterin eine Amine
mit einem Kinde, denn ich hatte in allerletzter Zeit in Mainz ein
Schmesterlein erhalten. Die Miethskutsche brauchte wieder Wochen, um
uns an's Ziel zu bringen. Nur in Leipzig ging uns die Ahnung einer
schöneren Zukunft des deutschen Reiseverkehrs auf. Die Bahn zwischen
Leipzig und Dresden war eben eröffnet worden, und wir sahen die
dampfende Locomotive und den sausenden Zug, der leider! uns nicht zu
Statten kam, da er sich nach einer anderen Richtung hinbewegte. Ich
tröstete mich, indem ich mir die Verse von Karl Beck im Stillen vordeclamirte:
„Nasend rauschen rings die Räder,
Rollend, grollend, stürmisch sausend.
Tief im innersten Gcader
Kämpft der Zeitgeist freiheitsbrausend.
Stemmen Steine sich entgegen.
Reibt er sie zu Sand zusammen;
Seinen Fluch und feinen Segen
Speit er aus in Rauch und Flammen/
Karl Beck, ein junger ungarischer Student, lebte damals in Leipzig.
Ich erfuhr von ihm zuerst Etwas durch Karl Andres. Ein Zeitungsredacteur, der mit Begeisterung die Verse eines Dichters declamirt, würde beut zu Tage in ein Naritätencabinet gehören. Damals war es anders.
Wenn ich Karl Andres Abends besuchte, so liebte er es, die Tabakspfeife
aus dem Munde nehmend, die schwunghaften Verse Karl Becks vorzutragen.
Ich lauschte andächtig, den Blick auf die mondhellen Gärten am Fuße des
Hügels gerichtet, auf dem die Stephanskirche emporragt. In Leipzig sollte
ich nun Karl Beck persönlich kennen lernen. Ich hatte einen Empfehlungsbrief an den jungen Dichter, den ich alsbald aufsuchte, und der nur, dem
schüchternen Scholaren, durch seine studentischen Allüren, seine Sporenstiefel,
feinen magyarischen Schnürrock und seine Pfeife sehr imponirte. Wir
machten zusammen einen Spaziergang über die Leipziger Promenade,
keineswegs verminderte die Persönlichkeit des Dichters den Eindruck seiner
Verse, besonders kündigten seine oft gerühmten, mildgroßen, blauen Augen
den Poeten an. Ein Litterat auf den Schulbänken, der schon eine große
Zahl von fünfactigen Tragödien und eine Reihe gedruckter Zeitungsartikel
hinter sich hat, führte ich mich auch durch Karl Andrees Empfehlungsbriefe

bei Gustav Kühne und Hermann Marggraff ein, den tonangebenden
Leipziger Journalisten. Der Erftere redigirte damals die „Zeitung für die
elegante Welt" und hatte sich durch Novellen und Essays, besonders aber
durch einen sich in jungdeutschem Fahrwasser bewegenden Roman: „Eine
Quarantäne im Jrrenhause" einen Namen gemacht. Der Letztere, später
mein Vorgänger bei der Redaction der „Blätter für litterarische Unterhaltung",
hatte gerade damals eine Schrift über Deutschlands jüngste Litteratur- und
Culturperiode veröffentlicht und ein Drama: „Das Täubchen von Amsterdam" erscheinen lassen. Beide empfingen nicht ohne einiges Befremden den so
blutjungen Litteraten. Marggraff trug das Gepräge seiner sehr bescheidenen
Litteratenexistenz, über die er es später nie hinausgebracht hat, während
Kühne sich schon vornehmer gab, wie er denn auch nachher durch günstige
Vermögensverhältnisse über den Zwang litterarischer Lohnarbeit Hinweggehoben wurde. In Berlin hielten wir uns einige Tage auf; mein Vater
hatte ein Lehrbuch der Mathematik verfaßt und dasselbe von Mainz aus
an Berliner Freunde gesandt, die ihm einen Verleger dafür in sichere
Aussicht gestellt. Doch er sollte die schmerzliche Enttäuschung erleben, daß
sich die Sache wieder zerschlagen hatte. So fuhren wir, nicht in bester
Stimmung, den endlosen Weg nach Königsberg durch die öden mestpreußischen Landschaften, dicht an der Tuchel'schen Haide vorbei, welche die ganze
Nachbarschaft mit ihrer Trostlosigkeit anzustecken schien, durch Städte wie
Könitz, Schlochau, Deutsch Krone und andere melancholische Nester, wo wir
zum Theil ein Nachtquartier nehmen mußten, bis wir die Siebenhügelstadt
am Pregel begrüßten. Lange mar auch hier unseres Bleibens nicht.
Anfangs schien es, als würden wir hier unsere Zelte ausschlagen; ich

mußte schon an den Besuch des dortigen Gymnasiums denken, und der
tüchtige Philologe Karl Lehrs prüfte mich für das Friedrichscollegium im
Griechischen; ich übersetzte einige Seiten aus der Odyssee und bestand die
Prüfung ganz gut. Inzwischen hatte mein Vater, der sich auf das Land
hinaussehnte, als echter Abkömmling der Salzburger Culturträger und
Kulmischen Gutsbesitzer, sich ein kleines Gut in der Nähe von Rastenburg
gekauft, und so siedelten wir alsbald in die ostpreußische Kreisstadt über,
die ja auch ein Gymnasium besaß.
Welch' ein Gegensatz gegen das glänzende Panorama von Mainz mit
dem breiten, prächtigen Rheinstrom, über den die Dampfer zogen an der
langen Reihe der Schiffsmühlen vorbei, mit den duftigen Bergen des
Taunus und der lockenden Perspective des Rheingaus — dies bescheidene,
stille Landstädtchen zwischen seinen einfachen Getreidehügeln, ohne den
krystallenen Reiz von Strom oder Fluß, mit keiner anderen Perspective
als derjenigen, welche die schläfrige Pappelallee nach Bartenstein gewährt-

Bekanntlich sind es die besten Frauen, von denen man am wenigsten spricht
— und so sind wohl auch die Städte am glücklichsten, die auf keinen
Weltruhm Anspruch machen. Unberühinter als Nastenburg kann beim
besten Willen kein Städtchen sein. Nicht einmal eine heilige Linde und
einen großen Jahrmarkt hat es aufzuweisen, wie das benachbarte kleine
Rössel, das im südlichen, katholischen Ermland gelegen ist; keine weltgeschichtliche Schlacht ist hier geschlagen worden, wie bei den
kleinen ostpreußischen Städten Pr. Evlau und Friedland, auf deren Feldern der
Geist des Schlachtenkaisers feine nächtliche Heerschau hält und wo man in,
Schneesturm noch die Gespenster der Russen und Franzosen in flockigen
Wirbeln kreisen sieht; nicht einmal ein kleines Vorposten- oder Arriöregardengefecht knüpft sich an den Namen Rastenburg. Eine Stadt, die
keine Bluttaufe erhalten hat, ist für die Unsterblichkeit verloren. Vielleicht
würden die alten Ordensritter, die hier eine Burg gegründet hatten zur
Unterwerfung der Preußen und zum Schutz gegen die feindlichen Polen,
bessere Auskunft geben und von diesem Fleckchen Erde die Schmach abwenden können, daß hier gar kein rühmliches Blut in der männermordenden
Feldschlacht vergossen worden ist. Doch die alten Ordensritter schlafen mit
ihren Chroniken, und wer blättert nach Scharmützeln und Gefechten in einer
Zeit, in welcher man über Schlachten mit einigen tausend Tobten gleichgiltig vorüber geht? Auch keine Fabrikschornsteine ragten über
das Hügelansteigende Städtchen. Ostpreußen ist keine industrielle Provinz und wird
niemals einen Bebel oder Liebknecht in den Reichstag wählen. Nichts als
Felder um Rastenburg — man baut Weizen, wo es geht, Roggen, Gerste
Kartoffeln, durchaus aber keine merkwürdigen Futterkräuter oder sonstige
Products landwirthschaftlicher Versuchsstationen, alles Ueberraschende wird
grundsätzlich vermieden. Wohl aber sieht es auf den Wochenmärkten ganz
masurisch aus. Masuren ist für Ostpreußen, was die sogenannte Wasservolakei für Schlesien ist, ein Land mit etwas verdünntem Polenthum,
dessen Eigenschaften aber gerade wie bei den homöopathischen Arzeneien
durch die Verdünnung um so wirksamer hervortreten. Man braucht in
Rastenburg nicht weit südwärts zu pilgern, um in das steinige Arabien
zu gelangen, wo es Nichts giebt als Wasser, Steine und Wälder, Alles so
unmalerisch wie möglich gruppirt. Der polnische Faust Twardowski, der
bekanntlich zwischen Himmel und Erde in der Luft schwebt, weil er gerade
auf denl Wege zur Hölle durch ein geistliches Lied die Macht des Teufels
brach, würde aus Langeweile und Verzweiflung das Gleichgewicht verlieren
und in einen der riesigen Wassertümpel Masurens herabfallen, wenn er
verurtheilt würde, fortwährend auf diese reizlose Naturwildniß herabzublicken.
Eine geistige Leuchte in diesem Masuren ist das Rastenburger Gymnasium, in der That eine tüchtige Bildungsanstalt, die im Juni 1896
das Jubiläum ihres 350 jährigen Bestehens feierte und dabei das Recht
erhielt, sich HerzogMberdGnmnasium zu nennen. Mein damaliger Director

Heinicke war ein sehr milder, wohlwollender Herr. Ich konnte dort allerdings nur in die Szcunda aufgenom n.m werden, denn ich war ja in
Mainz auch nur in der Sxunda gewesen. Nur war dort ein einjähriger
Cursus für die Prima festgesetzt, hier aber mMe man zwei Jahre in der
obersten Klasse sitzen; ich wurde indeß ganz ausnahmsweise später mit
anderthalb Jahren aus der Prima entlassen. Heinicke lehrte Kant'i'cke
Philosophie, so daß wir wenigstens mit einiger Kenntniß der Kategorien
und des kategorischen Imperativs auf die Hochschule kamen. Außerdem
weihte er uns als Lehrer des Griechischen in die Schönheiten des Sophokles
ein. Wir lasen die Antigone, und ich übersetzte dieselbe, wie es Schiller
mit der Iphigenie in Aulls des Euripides gethan, in deutsche Verse und
zwar die Chöre in gereimte Verse. Das Manuscript überreichte ich dem
Direktor, der sich anerkennend darüber aussprach, doch habe ich es nicht
wiedergesehen; es war bei meinem Abgang nach Königsberg nicht gleich
aufzufinden. In die deutsche Litteraturgeschichte weihte uns Herr Klausen
ein, der den Gsrvinus dabei zu Grunde legte und durch lebendigen Vortrag
uns für die Dichter der Vergangenheit interessirte. Obschon ein Poet, war
ich doch auch kein schlechter Mathematiker und trat sogar in die mathematische Selecta ein, wo uns Herr Klopsch mit Feuereifer die
Integra lund Differentialrechnung beibrachte, die mir größere Theilnahme einflößte,
als die andere Schulmathematik. Mit meinen Mitschülern, von denen kein
einziger mir näher trat, stand ich auf bestem Fuße, mit einigen machte

ich die griechischen Erercitien zusammen, die Übersetzungen aus dem
Deutschen in's Griechische, die für mich eine sehr harte Nuß waren, da
das richtige Anbringen der Accente große Schwierigkeiten bot; Einigen gab
ich Unterricht im Englischen gegen ein mäßiges Honorar, das meinein
schmächtigen Taschengeld sehr zu statten kam. Mit Anderen las ich die
„stillen Lieder" von Karl Beck und die Lenau'schen Gedichte, für welche auch
einige junge Schönen der Kreisstadt schwärmten. Dann suchte ich einen
Genossen für weite Tagesmärsche. So ging ich an einem Tage über
Rössel nach Heilsberg, an einem anderen nach Rhein: da waren in den
Familien, die wir besuchten, auch junge Damen, und allerlei Gesellschaftsspiele in Gärten und Waldparcellen belohnten die tapferen Fußgänger.
Bei einem Schulfreunde Schlick, dessen Eltern ein schönes Gut bei Rastenbürg hatten, war ich auch bisweilen zum Besuch, und noch sind inir erinnerlich
die Lachkrämpfe bei der Leclüre von Heines Harzreise im Park des
Schlosses, und die Verzückungen, in die uns die Heine'fche Poesie versetzte.
Meine Schularbeiten ließen mir noch Zeit zur Lectüre; ich vertiefte mich
in Voigts „Geschichte Preußens", ein bändereiches W^rk, das ich bis in
die Nacht hinein studirte. Wie oft mußte ich mit der Lichtscheere die
melancholischen Talglichter putzen, welche damals noch üblich waren. Und
diese Gsschichtsblätter begeisterten mich zu einem Trauerspiel: „Heinrich
Monte, der Preußen Heerfürst", ja, ich ließ es sogar drucken, denn ich

hatte eine unbezmingliche Sehnsucht, berühmt zu werden. Erst viel später
sollte ich einsehen, daß der Rnhm sich nicht so leicht erringen läßt, daß er
oft der Arbeit eines ganzen Lebens spottet, daß es wohl Glückskinder giebt,
deren Rahm über Nacht aufschießt, wie ein Pilz nach dem Regen, daß
aber solch ein Ruhm auch plötzlich wie ein Bovist wieder zerplatzt und
zerstiebt. Noch weniger wußte ich damals in meiner Unschuld, daß der
Ruhm sich künstlich erzeugen läßt und daß viele seiner Kränze, wie Schiller
singt, auf der gemeinen Stirn entweiht werden. Vergebens bemühte sich
der Director, mir die Schattenseiten einer so frühen Autorschaft mahrheitsgemäß auseinanderzusetzen; er suchte mir Furcht einzujagen vor der zerfleischenden Kritik. Trotzdem wurden Subscribenten gesammelt, zu denen
die Offiziere in Mainz ein bedeutendes Contingent stellten. Herr Haberland, Inhaber einer Druckerei, einer Leihbibliothek und Verleger des
Rastenburger Kreisblattes, half mich von meinem dramatischen Kindlein
entbinden. Da lag es denn vor mir, auf echtem Kreisblattpapier in
unmöglichem Format, das jeder buchhändlerischen Bezeichnung spottete.
Wenn ich in dem kleinen Zimmer des Buchhändlers saß, neben den aufgehäuften Eremplaren, die eine in's Gewicht fallende Masse bildeten, kam
ich mir wie ein Gnom vir, welcher seine Schätze zu hüten hatte, und
wenn die frische, freundliche Gattin des Kreisblattverlegers sich durch diese
Barricaden von Trauerspielen siegreich hindurchschlug, mochten auch immer
einige „Heinrich Monte" bei der Berührung mit ihrer Kleiderschleppe das
Gleichgewicht verlieren, wenn sie mich mit gewohnter Liebenswürdigkeit
anlächelte, so glaubte ich, irgend eine Muse des schönen Hellas schenke mir
ihre Gunst, und der Strickstrumpf in ihrer Hand würde mir zum Lorbeerkranz. Das Drama selbst hatte nicht den großartigen Zug des „Csrigo";
es war im Ganzen correct entworfen, hatte einige schwunghafte Stellen,
aber in den letzten Acten spielte die Heidenbekehrung eine zu große Nolle,
und es verfiel bisweilen in den Stil der Missionspredigten. Das mar
die Schuld des Stoffes, der Dichter aber trug die Schuld einer gewissen
Ueberschmänglichkeit des Ausdrucks. Das Streben nach Erhabenheit artete
bisweilen in Schwulst aus. Die Handlung des Stückes spielt im Jahre
1273. Die Preußen begannen wieder den Krieg gegen den deutschen
Orden, dessen Marschall Konrad von Siegburg, ein milder Herr, ist. Die
Führer der Preußen sind Heinrich Monte, der Natanger Heerfürst, und
Glappo, der Heerführer der Warmier. Monte war eine Zeit lang als
Gefangener in Deutschland und machte dort die Bekanntschaft des Grafen
Günther von Negenstein und seiner Schwester Natalie, mit der ihn gegenseitige innige Neigung verbindet. Doch ist er seinen Heidengöttern treu
geblieben. Glappo ist ein Wüstling, welcher die Geliebte eines jungen
Preußen, Stenowe, in seine Gewalt zu bringen weiß, er hat diesem
Stenowe früher einmal das Leben gerettet. Glappo, ein Tyrann, unchristlich in seiner Gesinnung und seinem ganzen Gebahren, ist aber mehr

Diplomat als Monte und geneigt, das Christenthum anzunehmen, weil er
damit glaubt, dein Orden die Waffen für seine Eroberungsgelüste aus der
Hand zu winden. Das sind die Voraussetzungen der Handlung. Im
Verlauf derselben, nachdem der Krieg entbrannt ist, wird Monte genöthigt,
es zuzulassen, daß sein gefangener Freund Graf Negenstein und auch seine
Geliebte Natalie den Göttern geopfert werden; der feurige Comthur Hermann
von Schöneberg liebte Natalie, ist Montes Nebenbuhler und hat schon iin
ersten Act auf den Zinnen des Klosters von Brandenburg mit ihr eine
Scene, welche an den „Templer und die Jüdin" allzulebhaft erinnert.
Von Hennanns Hand fällt Heinrich Monte an: Schluß, nachdem er von

der Priesterin Nomeda zum Christenthum bekehrt worden. Dies ist der am meisten romantische Einschlag im Gewebe der Handlung, bei welcher mir wohl die Zacharias Werner'schen Dichtungen „Das Kreuz an der Ostsee" und die „Söhne des Thales" vorschwebten. Nomeda hat eine geheimnißvolle Vergangenheit; sie war einmal das Opfer von Glappos Gelüsten, gegen den sie den jungen Stenowe zur Rache aufreizt; er überliefert Glappo den Feinden. Nomeda ist Heidenpriesterin, aber im Herzen Christin, denn auch sie ist in christlichen Ländern gewesen und dort getauft worden, doch sie stieß das Christenthum von sich,

„Weil es die Kraft des wilden Busens bändigt,
Der freien Rache in die Zügel fällt.
Und dennoch lispelt es durch meine Haine
Im abendrothen Schimmer, wenn der Geist
Lind träumend an den bunten Wolken hängt,
Wenn die Natur mit den zusammengefalteten
Sturmfitt'chen an der Brust der Ruhe schläft.
Doch wenn die Nacht mW jähem Blitzgewolk
Des Himmels Stirn umringelt.
Dann steh' ich auf umschSumten Ufcrfelsen,
Tie freie Herrscherin des Vaterlands,
Als Rachefürstin, Heidenpriesterin."

Nomeda ist eine Gestalt, wie sie die Romantiker lieben, mystisch, unklar, voll innern Zwiespalts, doch in ihrer Empfindung schwankend und ohne dramatische Logik in ihrer Handlungsweise. Vorzugsweise in ihren Reden stört oft Bombast und falsche Getragenheit, mährend in den patriotischen Ergüssen Montes oft der edle, klare Schwung der Schiller'schen Schule herrscht:

„Unsre Eichen stehen
Noch unvenvittert, ftehn noch ungefüllt.
Des Landes Zierden und des Himmels Stützen.
Noch singt der Sturm den wohlbekannten Sang,
Noch rauscht das Meer die heimatlichen Klänge,
Und wie es weit um uns're Küsten wogt
Und sie umfängt mit treuen Muttcrarmen,
So wächst die Freiheit aus dem Bund empor
Und sinkt nur mit der Erde."

Neben den Jdealgestalten Monte und Nomeda sind indeß andere dramatische Charaktere nicht ohne Mark und Humor gezeichnet, so der wüste Glappo, die einzelnen Ordensritter und vor Allem der Humorist des Schauspiels, der wohlbeleibte Ritter Günther von Negenstein, der sich meist in shakespearesirender Prosa ausspricht. Gefangen, denkt er seiner armen Schwester und beklagt sein Loos:

«Wetter, wann hätte der dicke Günther jemals geglaubt, daß er seine Flüche in solche Jeremiaslieder würde übersetzen müssen! — Blitz! — Wenn ich sonst einen hageren Mönch Fürsprache mit dem Tode halten sah, oder wenn Einer mich selbst daran mahnte, dann lachte ich ihm in's Gesicht und pustete mcine kugelrunden Backen ans! Und jetzt steh' ich an der Schwelle des Todes, und der Tod sagt zu mir: Mein lieber Günther, Dein Leben war eine beständige Prügelei!

Ein Heide: Laßt Euer Geschwätze!

Regenstein: Wetter, noch 'mal, Heide, halt' Dein Maul! Jetzt bin ich wieder Günther Regenstein! Sobald Etwas meinen Willen kreuzt, da hebe ich mich noch vom Sarg empor und werde Lazarus. Dieser heidnische Stockknecht erfrecht sich, einem christlichen Ritter in's Wort zu fallen, wie man einem steifen MiethSgaul, der ausreißt, in die Zügel fällt! — Wie, was? Hüte Dich vor meinem Zorne! Jener Ulrich von Magdeburg schlug mit einem Mastbaume fünfzig Preußen nieder. DaS kann ich auch und will dabei lächeln, wie ein Wiegenkindlein."

Die zerfleischende Kritik blieb nicht aus. Director Heinicke hatte richtig prophezeit. Der Königsberger „Freimüthige", von einem ehemaligen Danziger Oberlehrer Pflug redigirt, ein antiliberales Blatt, welches mit großer Hartnäckigkeit Jahre lang die Bestrebungen der ostpreußischen Opposition verhöhnte, beschäftigte sich mit dem Heinrich Monte, warf allerlei satirische Streiflichter auf das Werk, besonders auf die erfolgreiche und rasche Heidenbekehrung worin der Kritiker offenbar Recht hatte. Nur die eine Stelle hatte etwas Trostreiches, „ganz ohne Talent ist der Verfasser nicht!" Die Kritik ging von Hand zu Hand, von Bank zu Bank in der Prima; immerhin mar es ein Ereigniß, daß ein Primaner nicht blos von seinen Lehrern kritisirt wurde, sondern eine Kritik in Zeitungsblättern erfuhr. Ich selbst sollte in meiner späteren litterarischen Thätigkeit noch viele hundert zerfleischende Kritiken erleben; keine aber habe ich indeß auswendig gelernt wie jene erste; die anderen wurden bald wieder vergessen, nachdem ich sie durchgelesen hatte, und so oft ich auch todtgeschlagen morden, ich freute mich immer wieder meines Lebens. Aus dem „Freimüthigen" erfuhren wir auch von dem Umschwung der Dinge, der sich draußen in der Welt vollzogen hatte, von der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms IV., von der Huldigung der Stände und dein Verlangen derselben nach Reichsständen. Die Persönlichkeit des geistreichen Monarchen machte viel von sich reden; er besaß nicht nur eine zündende Beredsamkeit,

sondern auch einen schlagenden Witz — und das hatte ihm viele begeisterte
Anhänger verschafft. Einer derselben war Schulrath Lucas, der im Herbst
1841 bei unserem Abiturientenermnen präsidirte, bei dem ich auch das
Zeugniß der Reife erhielt. Schulrath Lucas hatte kurz vorher in der

Marienburg an der Nogat, dem alten Ordenssitz, dessen Restitution der
König in künstlerischem Sinne leitete, ein H?ch auf den neuen Herrscher
ausgebracht: wir sahen diesen Neuromantiker nun vor uns, ein Bändchen
aus dein Befreiungskriege im Knopfloch, frisch und fromm zugleich, beweglich, vielseitig und aller Pedanterie freind. Mit großer Liebenswürdigkeit
half er uns über die Klippen des Examens hinweg und lud diejenigen,
welche am besten bestanden hatten, darunter auch mich, in sein Haus in
Königsberg ein*).
Ein Gefühl seliger Freiheit ergriff mich nach Überstandenein Examen,
vor mir lag eine Zukunft, init der ich zunächst noch Nichts anzufangen
wußte, die mir überhaupt nur in dämmernden Umrissen vor Augen stand.
*) Daß ich nicht zu den Genies gehörte, sondern zu den gute« Schülern, von dmm
man im Allgemeinen für das spätere Leben geringe Erwartungen hegt, mag mein
beifolgendes Zmgniß der Reife beweisen:
I. Sittliche Aufführung gegen Mitschüler, gegen Vorgesetzte und im Allgememen
— musterhaft.
II. Anlagen und Fleiß: — Hat seine recht guten Anlagen durch einen lvahr-Haft wissenschaftlichen Eifer ausgebildet.
III. Kenntnisse und Fertigkeiten:
I. Sprachen: In der deutschen: G. hat eine vollständige Uebersicht über die Akren
Perioden der deutschen Litteratur, ist mit den Schriftwerken seit Opitz durch Lectüre und
Studium vertraut und besitzt die rühmlichsten Kenntnisse in der neuesten Litteratur. Er
hat sich auch als Dichter versucht, und seine lyrischen Productionen verdienen Anerkennung,
wie er als Verfasser eines dramatischen Gedichts dichterisch: Begabung dargelegt hat.
Seine Aufsätze zeugen von einem seltenen Grade geistiger Durchbildung, und er versteht
es, seinen Gedanken eine lichtvolle und sprechende Gestaltung zu geben. Im Lateinischen sind G.s Leistungen ausgezeichnet. Er besitzt nicht nur Redefcrtigkeit, sondern
schreibt auch einen Aufsatz mit wohlverarbeitetem Stoffe und leicht hinfließender Latinität
gleich in's Reine. Im Griechischen ist G. im Stand:, mit Leichtigkeit den Homer,
Xenophon, Herodot und die leichteren Dialoge Platos auch ohne Hilfe des Lexikons in's
Deutsche zu übersetzen. Auch hat er sich hinreichende Kenntnisse in den Formen und der
Syntax erworben. Im Französischen sind seine Kenntnisse befriedigend. Wissenschaften. In der Religinnslehre hat er sich eine deutliche und wohlbegründete Kenntnis;
der christlichen Glaubens- und Sittenlehre und eine allgemeine Uebersicht der Geschichte
der christlichen Religion erworben. In der Mathematik hat er sich durch regm
Fleiß gründliche Kenntnisse angeeignet und in seinen Leistungen überall Reife des Urtheils
gezeigt. In den Anfangsgründen der Differentialrechnung besigt er hinreichende Kenntnisse.
In der Physik sind sie ebenfalls befriedigend. Dem Studium der Geschichte hat er
sich mit regem Eifer gewidmet und sich in allen Theilen derselben gründliche Kenntnisse
erworben: auch in der Geographie sind dieselben genügend. In der ^Propädeutik
zur Philosophie hat er den gegebenen logisch:« und psychologischen Stoff nicht bloZ gut
aufgefaßt und zu einem deutlichen Bewußtsein gebracht, sondern ihn auch zu einem selbstständigen Denken benutzt. In der Naturgeschichte siw seine Kenntnisse befriedigend.
Fertigkeiten: G. hat hier nicht Gelegenheit gehabt, sich im Zeichnen nnd (Hesang
weiter fortzubilden. Die unterzeichnete Prüfungscommission hat ihm demnach, da er jetzt
das hiesige Gymnasium verläßt, um Rechtswissenschaft zu studiren, das Zeugniß der
Reife ertheilt und entläßt ihn unter den besten Hoffnungen und Wünschen. Rastenburg,
den 16. October 1841. Königliche Prüfungscommission.

Das gleiche Gefühl einer so tiefgreifenden Alles umwälzenden Aenderung
hatte ich aber bei keiner späteren Wendung in meinen« Leben.
Mein Vater hatte inzwischen sein Gut verkauft, das ihm nur Gelegenheit gegeben, seine stets rege Baulust zu befriedigen, indem er ein neues Wohnhaus und eine neue Scheune anbaute, während das Gütchen
wohl in anderer Hinsicht nicht seinen Erwartungen entsprach. Wie oft
bin ich durch die leichte Thalsenkung auf dem Feldpfad den Hügel hinausgewandert, wo die Besitzung lag, habe mich am Fortgang der Bauten erfreut und an der schlichten, aber anmuthigen Aussicht auf die Kreisstadt
und die umgebenden Felder und Wälder. Mein Vater war mit der
anderen Familie nach Königsberg vorausgereift, wo er jetzt seinen Wohnsitz
aufschlug, nm mich, den jungen Studenten, bei sich im Hause zu behalten.
Ich folgte bald, nachdem ich mich noch vorher in aller Eile in die hübsche
Tochter des Kreischirurgen verliebt hatte, der mir in seinem Hause ein
Asyl geboten. Sie hat nie Etwas davon erfahren, so platonisch war diese
Liebe, und doch war sie bei mir selbst zum ersten Male stark mit sinnlichen
Regungen untermischt. - In ineinen Träumen lag sie in meinen Annen,
— ein Glück, das bisher noch keine sterbliche, auf Erden wandelnde
Schönheit genoffen.
Bald trug mich über das rumpelnde Straßenpflaster und die endlose
Chaussee die gelbe Postkutsche der Pregelstadt und einer Zukunft entgegen,
die mit glänzenden Möglichkeiten meine Phantasie berauschte.

Bernhard von Bülow.
von
Sigmund Münz.

igentlich sollte man diese Zeilen, die dem Staatssecretär des auswärtigen Amtes im Deutschen Reiche gelten, der am 3. Mai in
sein fünfzigstes Lebensjahr tritt, mit den Worten der Odyssee
einleiten: „Nenne mir, Muse, den viel umhergetriebenen Mann."
Er hat mancher Herren Länder gesehen und hat, um von der Intensität
seines Wirkens vorläufig zu schweigen, ein ungewöhnlich extensives Dasein
hinter sich. Man muß einen guten Theil der Karte Europas absuchen, um
den Stationen seines Lebens, den Spuren seines Bildungsganges, seiner
staatsmännischen Laufbahn zu folgen. Fast mochte man fragen: Wo ist er
nicht gewesen? Um einigermaßen richtig zu antworten: In England. Nicht
als ob sein Fuß nie das dreieinige Königreich betreten hätte, nicht als ob seiner
Zunge das englische Idiom unvertraut märe — doch ist England jenes
Gesellschafts-, Cultur- und Stants-Milieu, mit welchem er am wenigsten in
continnirlicher Fühlung stand. Dagegen schöpfte er die vaterländische deutsche
Bildung aus ihren mannigfachen Quellen, daneben die romanische aus zwei
Hauptströmen, den: französischen und dem italienischen, und machte überdies
in dem großmächtigen Staate der Gegenwart und der Zukunft, Rußland,
reiche Erfahrungen.
Wie deutsch auch der Name Bülow ist, so hat er doch durch die
verschiedeneu Staaten und Länder, in denen sich die Träger desselben auszeichneten, kosmopolitischen Klang. Die Familie von Bülow, die zu den
ältesten deutschen Adelsgeschlechtern gehört, hat Preußen, Sachsen, Hannover,
Dänemark und Schweden, hat Oesterreich, Polen und Rußland Generale
und Minister gegeben. — Die Bülows führen uns zunächst nach Mecklenburg.
Sie sind ein weit verzweigtes Haus, das sich bis in das zwölfte Jahr-

hundert zurückverfolgen läßt. Sowohl in Mecklenburg-Strelitz wie in
Mecklenburg-Schmerin hatten sie die höchsten Aemter inne. In früheren
Decennien, auch im vorigen Jahrhundert, griffen sie namentlich in die
Geschichte Dänemarks ein, so wie sie später über Frankfurt a. M. ihren
Weg nach Berlin fanden und sich dem deutschen Reiche nützlich machten.
Kaum ein zweiter Name taucht im Laufe unseres Jahrhunderts im
auswärtigen Amte in Berlin so oft auf wie der Name Bülow. Das Amt,
das heute Bernhard von Bülow inne hat, war 1873—1879 in den
Händen seines Vaters Bernhard Ernst, und früher war es Heinrich Freiherr von Bülow, ein Großonkel des gegenwärtigen Staatssekretärs und
Schmiegersohn Wilhelm von Humboldts, der 1842—1845 die äußere
Politik Preußens leitete.
Ein Wort über Bernhard von Bülows Vater und Großvater. Sein
Vater Bernhard Ernst, dem Zweige Wedendorf-Camin-Düssiner des Geschlechts derer ron Bülow angehörig, war 1815 zu Cismar in Holstein
geboren. Dessen Vater Adolf von Bülow, geboren 1787 zu Schmerin,
mar früh nach Dänemark verschlagen morden. Er hatte sich hier des Schutzes
des leitenden Staatsmannes Grafen Wörnstorfs zu erfreuen. Nachdem er
eine vornehme Dame, die Gräsin Susanne von Baudissin, die einzige Tochter
des Grafen Karl Baudissin auf Rantzau, dänischen Generallieutenants und
Gouverneurs von Kopenhagen, zur Frau genominen, aintirte er in der dänischen Hauptstadt: zuerst in der deutschen Kanzlei, dann als
Assessor im Finanzministerium, dessen Chef Graf Schimmelmcmn ihm besonderes Vertrauen
entgegenbrachte. Da Bülow von schwacher Gesundheit mar, wünschte er
eine ruhigere Stellung, und so erhielt er 1813 das Amt Cismar im
östlichen Holstein. Kaum 29 Jahre alt, starb er daselbst im December
1816 als dänischer Kammerherr und Ritter des Ordens Danebrog.
Dem Sohne Bernhard Ernst war ein ungleich längeres Leben, eine
ungleich ehrenreichere Laufbahn beschieden. Nachdem er seinen Studien in
Berlin, Göttingen und Kiel obgelegen, trat auch er 1839 in den dänischen
Staatsdienst. Er amtirte zunächst in Kopenhagen in der schlesmig-holsteinlauenburg'schen Kanzlei, dann im Ministerium der auswärtigen
Angelegenheiten. 1842 wurde er Legationsrath, 1847 Geschäftsträger bei den
Hansestädten und Kammerherr. 1848 heirathete er in Hamburg Fräulein
Louise Victorine Rücker, die älteste Tochter des verstorbenen Consuls Johann
Wilhelm Rücker auf Perdoel und dessen Gemahlin, geborenen Jenisch. Bald
ward er Vertreter Dänemarks in Sachen von Holstein und Lauenburg beim
Frankfurter Bundestag und bei den Dresdner Conferenzen, und als diese
1851 beendigt waren, dänischer Bundestagsgesandter. In dieser Würde
kam er zum ersten Mal in die Nähe Bismarcks, den Preußen zum
Bundestage entsandt liatte. Bismarck gewann Bülow vom ersten Tage
an lieb und blieb ihm treu bis zu dessen Tode.

Nur wenige Mitglieder des Bundestags, und wären es auch die Berollmächtigten der größeren Staaten, imponirten dein durchdringenden Verstände
des Mitgliedes aus Preußen so sehr, wie der Mann aus Dänemark. Man
lese das vertrauliche Privatschreiben vom 30. Mai 1W3, in welchem
Bismarck dem Minister Manteuffel seine Frankfurter College« schildert.
Da heißt es: „Herr von Bülow, der Vertreter Dänemarks, ist einer der
gescheutesten Köpfe in der Versammlung, und ich bedauere, daß die Stellung
des Staates, den er vertritt, ihm nicht gestattet, erheblicheren Antheil an

den laufenden Geschäften zu nehmen. Die Haltung der österreichischen
Politik entspricht natürlich den Wünschen des Cabinets von Kopenhagen
mehr als die unsrige, indessen beobachtet Herr von Bülom in allen nicht
dänischen Fragen eine parteilose Zurückhaltung, wie denn auch die meisten
der zwischen Preußen und Oesterreich obwaltenden Streitfragen ron einer
Natur sind und aus einer Zeit stammen, daß Dänemark die Betheiligung
daran principiell vermeidet, und die Abstimmungen des Herrn v. Bülow
gewöhnlich nur neben einer stereotyp gewordenen Verwahrung der Rechte
seines allergnädigsten Herrn die Erklärung enthalten, daß er noch ohne
Instruction sei. Die Verhandlungen sowohl im Bunde, als in der Augustenburger Angelegenheit haben mir Gelegenheit gegeben, Herrn ron Bülom
als einen gewandten und einsichtsrollen Geschäftsmann kennen zu lernen,
dein sowohl im officiellen, wie im Privntverkehr ein angemessenes und
gefälliges Benehmen eigen ist."

Andere College« kommen in der Schilderung Bismarcks bei Weitem
nicht so gut fort: etwa der Württembergs Reinhard, den er oberssächlich
und verworren nennt, oder der Kurfürstliche, Herr ron Trott, der lieber
jage als arbeite, der Hesse Münch-Bellinghausen, dessen Antagonismus gegen
Preußen durch seinen aufrichtigen Eifer für die katholische Kirche geschärft
werde, oder der Sachse Herr von Nostitz, dem persönliche Interessen höher
stehen als politische.

In den von Poschinger herausgegebenen „Documenten der königlich
preußischen Bundestngsgesandtschaft" lesen wir von Gesprächen, die Herr
von Bismarck im Juli 1857 mit dem Fürsten Gortschakoff und Herrn von
Bülow über die dänische Frage hatte. Bismarck sah keine andere Möglichkeit für das Zusammenleben ron Deutschen und Dänen innerhalb der
dänischen Monarchie als darin, daß die Gesammtverfassung und mit ihr
die Herrschaft der Demokratie fiele. Bismarck schreibt: „Herr von Bülow
gab dies als mit seiner Privatansicht, vielleicht auch mit der einiger der
dänischen Minister übereinstimmend im Allgemeinen zu, meinte aber, daß
man der Regierung Zeit lassen müsse, um ein Programm der Art zur
Reife und eine conservative Herrschaft zur Entwicklung zu bringen . . .
Das Bemerkenswertheste in den Aeußerungen des Fürsten Gortschakoff war,
daß der Schlüssel der Position in den Händen der Gräfin Danner liege,
st si «n s'äSLursit 6'sIl« so lui «ssurant un aveuir, so

bedürfe es gar keines Regierungswechsels, um mit dem jetzigen König alle
wünschensmerthen Aenderungen durchzusetzen, ohne daß es zu Unruhen oder
Einmischungen zu kommen brauche. Herr ron Bülow begleitete diese Rede
mit einem Kopfnicken, welches eine diplomatische Mitte zwischen Nachdenken
und Beifall hielt."

Die freundschaftlichen Bande, die sich in Frankfurt a. M. zwischen
Herrn von Bismarck und dem nur wenige Monate jüngeren Bülow
geknüpft hatten, bewährten sich auch in der Folgezeit. Bismarck hat manches
seiner Urtheile in späteren Jahren modificirt und nicht selten sogar desavouirt,
hat Namen, die ihm einst lieb gewesen, aus dem Buche der Freundschaft
gestrichen, Mitarbeiter und Gefährten über Bord geworfen, um die Staatsbarke flotter zu machen und ohne den Ballast sentimental-unpolitischer
Pietät dcchinzusegeln. Bernhard Ernst von Bülow jedoch war ihm immerdar ein willkommener Mitstreiter für die Größe Deutschlands, einer der
willkommensten von Allen. Es fehlte ja nicht an Gelegenheit zu gemeinsamem Thun. Als Bülow 1862 als Staatsmiirster an die Spitze der
Landesregierung ron Mecklenburg-Strelitz trat, nahm er an den Verhandlungen zur Begründung des Norddeutschen Bundes nicht geringen Antheil,
und diese Aufgabe führte ihn mit dem einstigen Frankfurter College« zusammen, dem nun die große Mission geworden, die deutschen Stämme zu
einigen. Und vollends als Bülow 1868 als Gesandter der beiden Großherzogthümer Mecklenburg nach Berlin ging, durfte er im Bundesrathe dem
von ihm bewunderten Staatsmanns in reicherem Maße jene Gefolgschaft
an gedeihen lassen, die er ihm in anderen Zeiten im Bundestage nicht nachhaltig genug hatte leisten können. Dem Reichstage jedoch, der zur Lösung
der Verfassungsfrcge in Mecklenburg drängte, mußte Bülow opponiren,
und nicht ohne Erfolg.

Er war nicht nur ein pflichtgetreuer Beamter, sondern auch ein recht
gewandter Redner, und in diesem Lichte zeigte er sich, als ihn Kaiser
Wilhelm I. auf Empfehlurg des Fürsten Bismarck 1873 zum Staatssecretär des auswärtigen Amtes im Deutschen Reiche mit dem Range
eines preußischen Staatsministers ernannte. War er in dieser Stellung nicht gerade brillant, so doch tüchtig und auch ron einiger
diplomatischer Geschmeidigkeit. Er hatte sich dem Reichskanzler zu assimiliren
gewußt. Mit diefeni theilte er die Vorliebe für ein Zusammengehen
mit Rußland. Im Ganzen machte er, da er gerade kein Mann brennenden Ehrgeizes war, nicht zu viel ron sich sprechen. Nur einmal bemächtigte
sich außer der Presse auch das Barreau seiner — um höheren Effect zu
Gunsten eines ror den Schranken des Gerichtes Stehenden zu erzielen.
Es mar im Arnim-Proceß. Da schlug der Vertheid^ger Munckel in seinem
Plaidoyer für Arnim mit manchem Seitenhiebe auf Bülow, an dessen Amtsstil er sogar im Namen seines Clienten als nn einem niehr dänischen als
preußischen Kritik übte. Bülow Hütte, hieß es in den Zeitungen, gegen Arnim

bei Bismarck gehetzt — eine Verdächtigung, die jedoch unbewiesen blieb.
Sicherlich aber hatte Bülow als strenger Burenukrat keinen Gefallen an den
Methoden Arnims gefunden, die von der Heerstraße der deutschen Beamtendisciplin abwichen. — Es gab auch Leute, welche Vülom als eine konservativ kleinstaatliche Natur, als einen Mann älteren Schnittes hinstellten.
Sein behäbiges Aeußere ließ auf Jovialität und Phlegma schließen.
Oesterreicher, die ihn gesehen, versichern, daß er einige Aehnlichkeit mit dem
Wiener Parlamentarier Mühlfeld hatte. Wenn nun zwei Größen, einer
dritten gleich, unter einander gleich sind, so müßten, da Mühlfeld Napoleon I.
in einem solchen Grade ähnelte, daß er vielfach für dessen natürlichen Sohn
gehalten wurde, auch Bülows Züge an die des großen Corsen erinnert
haben, der, wie männiglich bekannt, zwar zeitweilig jovial, doch nie
phlegmatisch war.
Jedenfalls könnte man, wenn man mit Bülow dein Vater Bülow den
Sohn, den gegenwärtigen Staatssekretär, vergliche, keineswegs sagen:
„Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben."
Vielmehr hat sich der Spiritus des Vaters in dein Sohne zu
höherer Vergeistigung destillirt, und von Phlegma ist Nichts bei dein Manne
zu entdecken, dessen feine Empfindung auf Alles reagirt, was die Zeit bewegt, dessen Nerven mit Allen: vibriren. was um ihn her vorgeht.
Als Bülow, der Vater, am 20. October 1879, auf einer Erholunasfahrt nach Italien begriffen, in Frankfurt a. M. infolge eines Schlaganfalls aus dem Leben schied, ließ er in seinem Aeltesten Bernhard, der damals
dreiß'g Jahre zählte, einen Sohn zurück, von dem alle Welt ahnen konnte,
daß er die eben dahingestorbene Species des Genus Bülow zu weiterer
Vollendung bringen würde. Indem er die Pflichttreue, Beamtentüchtigkeit
und gediegene Sicherheit seines Vaters erbte, pfropfte er auf diesen festen
mecklenburgischen Stamm noch das Reis westeuropäischer Versatilität und
europäischer Universalität.
Dem Zuge seiner Väter getreu, durchmaß Bernhard ron Bülow
frühzeitig die Welt mit dem Wanderstabe. Mehr allerdings im Sonnenscheine als im Sturm fuhr er in manchen fremden Hafen ein, ehe er das
Auswärtige Amt in Berlin bezog, das ihm von seinem Vater her so wohl
vertraut ist. Hier hat nun der Sohn trotz kurzen Weilens bereits
staatsmännische Lorbeeren geerntet. Zu diesen gesellen sich die des Redners,
die der Staatssekretär des Aeußern in? Reichstage pflückte, in welckem
er maßvoll, tactvoll, als feingebildeter, liebenswürdiger und huinorroller
Weltmann auftritt.
Bernhard von Bülow, geboren nm 3. Mai 1849 zu Klein-Flottbeck,
einem Dorfe im Kreise Pinneberg in Holstein, fünf Kilometer ron Mona,
verlebte einen Theil seiner Jugend auf diesem an der Elbe gelegenen Landsitze, den heute die Linie Altona-Blankenese-Wedel der preußischen Staats-

bahn berührt und wohin der schönen Lage wegen die Hamburger und
Altonaer gern ihre Ausflüge machen. Dann finden wir ihn in Frankfurt
a. M., wohin er durch die Thätigkeit feines Vaters geführt ward,
der dort 1851 bis 1862 lebte. Bülow besuchte zuerst das Frankfutter
Gymnasium, dann, als sein Vater als Staatsminister nach Mecklenburg-Strelitz übersiedelte, das in Neu-Strelitz. Von da kam er an das königliche
Pädagogium zu Halle a. d. Saale, und hier an diesem altpreußischen
Gymnasium legte er 1867 das Abiturienteneramen ab.
Er hatte sich also in der Jugend in Nord- und Süddeutschland, an
der Ostsee und am Main umgesehen. Seine ersten Eindrücke schon hatten
ihn von der Scholle emancipirt, ihn weit über die varticulären Grenzpfähle
getragen. Die Universität absolvirte er in Leipzig und Berlin. Doch auch
an der Lausanner Akademie studirte er.
Bald ging es aus der Studirstube in's Leben. Der Krieg mit Frankreich war ausgebrochen, und Bülow trat in das Königshusaren-Regiment, das in Bonn in Garnison stand. In diesem machte er den Feldzug von
der Pike auf mit. Er wurde im Laufe der Campagne zum Offizier
befördert.
Dem Wunsche seines Vaters folgend, vertauschte er 1872 den Waffenrock mit der Toga. In den Justizdienst aufgenommen, legte er in Greifswald die Neferendarsprüfung ab, arbeitete dann beim Landgericht und dem
Regierungspräsidium in Metz.
Im Jahre 1874 betrat er, als sein Vater StaatSsecretär des Auswärtigen war, die diplomatische Laufbahn. Seine erste Station war Rom, wo er dem deutschen Botschafter am Ouirinal, Robert ron Keudell, als
Attache zugetheilt wurde. Bülows Chef war ein Vertrauter Bismarcks, und
Gregorovius sagt in seinen römischen Tagebüchern von diesem seinem ostpreußischen Landsmanns: „Ein moralisch und physisch kerngesunder Mann, klar und
von vorwiegender Verständigkeit; der weichere Kern des Gemüths, verschlossen
fest, in einer harten Schale . . . Der Ostpreuße ist die reinste und beste
Prosanatur Deutschlands." Damals wie heute — nach mehr als zwanzig
Jahren — war Marchese Visconti-Venosta Minister des Aeußern, und
Italien hatte, nachdem es von Frankreich abgeschwenkt, unter dem Cabinet
Minghetti freundschaftliche Beziehungen zu Deutschland angeknüpft. War
ja König Victor Einanuel mit seinen beiden Ministern Minghetti und

Visconti-Venosta zum Besuche des deutschen Kaisers Wilhelm I. in Berlin
gewesen, und dieser hatte, begleitet von dem Feldmanchall Grafen Moltke,
den Besuch in Mailand erwidert. Es war also eine Deutschland sehr
freundliche Stimmung, die der junge Attacke in Rom antraf. — Er lebte
hier nicht als ein ausschließlich dem Handwerke oder dem Amüsement
huldigender Diplomat, sondern es zog ihn auch zum Schönen und zur
Kunst. Rom war ihm eine Nährmutter des Geistes, und er lebte in dieser
Stadt auch in jenem höheren Sinne, in welchem andere deutsche Diplomaten,

wie etwa der Vater seiner Großtante Gabriele von Bülow, Wilhelm ron
Humboldt, oder Niebuhr in den ersten Decennien des Jahrhunderts hier
gelebt. Dieser Hang zum Geistigen ist in der Familie der Bülows
atavistisch. Aus diesem Hause ist ja auch der Novellist Eduard von Bülom,
der Nacheiferer Tiecks, dann der große Pianist Hans von Bülow hervorgegangen. In jüngster Zeit verschaffen sich die Romane der Freiin Frieda
von Bülow Geltung, deren letzter „Anna Stern" noch unaufgeschnitten auf
unserem Büchertisch liegt, und wir mögen wohl in der Verfasserin gleichfalls
ein Mitglied des weitverzweigten mecklenburgischen Geschlechts vermuthen. —
Bernhard v. Bülow hängt aber auch, wie bereits erwähnt, verwandtschaftlich
mit dein Grafengeschlechte der Baudissins zusammen, in welchem die
Litteratur gleichfalls von lange her ihre Heimstätte hat. Sein Großonkel war
der als Shakespeare und Moliöre-Uebersetzer bekannte Diplomat Graf Wolf
von Baudissin, der erst 1878 hochbetagt in Dresden starb.
So hatte Bernhard von Bülom, gleichsam durch die litterarischen und
künstlerischen Traditionen seiner Familie für die Vergangenheit und Größe
Roms vorbereitet, seine Divlomatenjahre am Tiber angetreten. Auch Herr
von Keudell stand mit der Kunst auf vertrautesten: Fuße, mar ein ausgezeichneter Pianist, und in seiner Zeit hatte sozusagen die Muse Polyhmnnia
oder Frau Musica ihren Sitz im Palnzzo Caffarelli am Cavitol aufgeschlagen.
Die Cordialität der Machthaber Roms mit denen Berlins, das herzliche
Verhältnis), das der deutsche Botschafter zur Musik unterhielt — es war
eine Atmosphäre, in welcher sich der junge Diplomat wohlfühlen mußte. Er
war kein I^ion «k soeistv, kein Stutzer, tirö » yuätrs övioglss. Schon
damals zeichnete ihn stiller Ernst aus. Das Vorbild, das ihm sein an
der Seite des Fürsten Bismarck mitten in großen Arbeiten an dem staatlichen Ausbau des jungen Deutschen Reiches unmittelbar betheiligter Vater
gab, mußte ihn? selbst in der Richtung eines gediegenen Programms
förderlich sein. Er konnte überdies in Ron? die hervorragendsten Menschen
der Welt treffen, die ihn anregten. Italien selbst stellte ein Contingent
nicht gewöhnlicher Männer auf dem Gebiete der Politik. Allen voran
Marco Minghetti, damals Ministerpräsident, ein fast englischer Typus unter
den Staatsmännern Italiens, ein Redner von edlem Pathos, ein mit den
Grundsätzen moderner Volksmirthschaft vertrauter Denker. Bülom sah
Minghettis Haus, besuchte auch den in den Nachmittagsstunden des Sonntags reich belebten Salon der geistvollen Donna Laura Minghetti, mit deren
Tochter er sich später vermählen sollte.
Er mußte jedoch Rom verlassen, um als dritter Botschaftssekretär nach
St. Petersburg überzusiedeln. Hier trat er den? greisen Fürsten Gortschakoff näher. Dieser wird ihn? schon in der Knabenzeit in Frankfurt a. M.
zu Gesichte gekommen sein.
Nach St. Petersburg war es dann Wien, wo Bülom als zweiter
Botschaftssecretär fungirte. Damals war Graf Julius Andrassn Minister

des Aeuheren in Oesterreich-Ungarn, und der kluge Magyare hatte im
Interesse der Wohlfahrt der Monarchie längst die Allianz mit Deutschland
abgeschlossen.
An der Newa und an der Donau hatte sich Bülow einen Einblick in
die orientalische Frage oder vielmehr in den Compler der orientalischen
Fragen verschafft. So wurde er 1877 an einen Hof entsendet, der
naturgemäß in vorderster Reihe steht, so oft der Türkei eine Erschütterung
droht. Wir sehen Bülow während des russisch-türkischen Krieges als Geschäftsträger in Athen. Auch hier lebte er, wie in Rom, nicht als
gewöhnlicher, nur Geschäften und Vergnügungen nachgehender Diplomat, sondern mit
ganzer Seele genoß er das Alterthum, die Welt Platos und Sophokles'.
War es auch eine bewegte Zeit, in welcher man aus der Ferne die
russischen Geschütze hörte und schon glaubte, das Bersten der Mauern des
osmanischen Riesenreiches zu vernehmen, so wußte sich doch der junge deutsche
Diplomat mit seinen träumerischen Neigungen zuweilen nach dem Kolonos-Hügel zu flüchten, wo unter dem Laubdach der Waldschlucht „flötend die
Nachtigall klaget", der Geist des Oedipus und der Antigone webt und die
Gebeine des deutschen Hellenen Otfried Müller „unter bläulich belaubtem
Oelbaum" modern.
Als der Krieg beendigt war, sagte Bülow Pallas Athene Lebewohl;
denn ein neuer Auftrag wartete feiner. Er ward dem Secretariat des
Berliner Congresses zugetheilt. Es galt, aus dem türkischen Reiche Riemen
für ländergierige Mächte zu schneiden. Eine glänzende Versammlung von

Diplomaten tagte an der Spree. Einige von ihnen sind noch am Leben:
der Herr und Meister Aller, Fürst Bismarck, dann der gegenwärtige
Reichskanzler Fürst Hohenlohe, Lord Salisbury, der Botschafter Herr von
Radoivitz, Graf Herbert Bismarck. An jener Staatstafel saß auch Bülows
Vater, der Leiter des Auswärtigen Ernst von Bülow, die rechte Hand des
Reichskanzlers. Wir sehen ihn auf dem berühmten Congreßbilde Anton
von Werners, eine wohlbeleibte Gestalt, sitzend zwischen Salisbury und
Lord Odo Russell, welche stehen. Bülow, der Sohn, konnte damals die
Stars der europäischen Diplomatie schauen, die ersten Geigen des europäischen Concerts hören. Da durfte er auch wieder die untergehende Sonne
von der Newa, den Fürsten Gortschakoff, und mit ihr die Planeten Schuwaloff
und Oubril, begrüßen, da den alten gichtbrüchigen Lord Veaconsfield auf
leinen Stock gestützt sehen — es loderte in ihm noch die glimmende Asche
von den einstigen poetischen Gluthen Disraelis. Hier trat auch in goldgeschnürter Honved-Uniforin Graf Andrassy auf.
Der Congreß war vorüber, und Bülow ging noch im selben Jahre,
1878, nach Paris als zweiter Botschaftssekretär, avancirte zum ersten
Botschaftssekretär und verblieb an der Seine bis 1884. Fürst Hohenlohe
war sein Chef. Nirgends hat Bülow bisher so lange gewohnt wie in
Paris. Für diese diplomatische Station mar er mit ausgezeichneten Bor-

bedingungen ausgestattet. Französische Bildung gehörte in: Hause der
Büloivs zum traditionellen Nüstzeuge der heranmachsenden Sprößlinge,
und auch Bernhard besaß sie. Französisch spricht er so geläufig wie
Deutsch, und auch in die Litteratur Frankreichs, in die ältere sowohl wie
in die neuere, ist er eingedrungen. Wer ihm je näher gekommen, erkannte
unschwer, daß diesem Manne mit dem echt deutschen Typus Etwas von
französischem Esprit eigen ist. Ueber feiner Causerie liegt gallische Leichtigkeit; feine Laune quillt von seinen Lippen, daß man meinen könnte, er
märe unter den Reben Burgunds groß geworden. Er brauchte sich also
gar nicht anzustrengen, um in der edel durchgeistigten Geselligkeit der
Pariser Salons heimisch zu werden. Ohnehin hatte ihn ja der französische
Roman, die französische Novelle, in denen er stets gern blätterte, in die
leicht beschwingten Kreise von Paris getragen, in die ihn nun sein
Beruf führte. Seinem ganzen Wesen nach muß er einer freundlichen
Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Franzosen in allen großen
Fragen der Cultur geneigt sein. Seinem Empfinden müßte es widersprechen, wenn Deutschland und Frankreich dauernd von einander getrennt
blieben. Ihn könnte es nicht freuen, sollte Frankreich je aufhören, mitbestimmend auf deni Gebiete der Politik, des Geistes und Geschmacks zu
sein; Nichts läge dem Stnatsmanne Bülow ferner, als den Genius Frankreichs zu demüthigen, von dessen Schätzen er mit Vorliebe kostet. Die
Jahre, die er in Paris zubrachte, leben in seinem Gedächtnisse als Jahre
reichster Anregung fort. Denn nicht nur die Mntadore des Staatslebens
der dritten Republik, sondern auch die der Geistesarbeit dieser nicht kleinen
Epoche zogen ihn an. War es doch die Zeit, in welcher nach all' dem
politischen Deficit gerade das Pariser Theater und der Pariser Roman
ihren Siegeslauf durch die Welt und auch durch Deutschland nahmen und
sich Frankreich so in werthvollen künstlerischen Schöpfungen gleichsam an der
verhängnißschweren kaiserlichen Politik und an der Schmach von Sedan rächte.
In seinen Erinnerungen an die politischen Gestalten der dritten Republik
ragt Herrn von Bülow die Figur L«on Gambettas vor Allen hervor. Er
konnte den hochbegabten feurigen Staatsmann noch in seiner parlamentarischen Glorie schauen, die ein jäher Tod erbleichen machte.
Im Lichte der Gegenwart, die den Grafen Murawiew als Leiter der
auswärtigen Politik Rußlands sieht, ist es von Bedeutung, daß der Russe
gleichzeitig mit Bülow in Paris weilte, wo er als zweiter Secretär seiner
Botschaft fungirte. Wenn wir heute Zeugen der Lntsnts corckiais
zwischen Deutschland und Nußland in vielen internationalen Problenien
sind, wie etwa dem chinesischen, öfter auch der orientalischen Frage x«r ^Q'/^v,
so mögen wir Manches auf die freundschaftlichen Beziehungen zurüclführen,
die einst zwischen den Botschaftssekretären Bülow und Murawiew in Paris
bestanden.
Von 1884 bis 1888 war Bülow Botschaftsrat!) in St. Petersburg

— in diplomatischer Hinsicht seine eigentliche hohe Schule. In diese Jahre
fallen die Dreikaiserzusammenkunft von Skierniewice, die ostrumelische
Revolution, der serbisch-bulgarische Krieg, der Sturz des Battenbergers, die
Dulcigno-Blockade. So entrollte sich vor Bülows Auge die orientalische
Frage in ihrer breiten Ausdehnung. Noch mar Fürst Bismarck am Rnder,
und da es die letzten Jahre des greisen Kaisers Wilhelm I. waren, mächtiger
als je. Dem deutschen Reichskanzler war der Orient an sich nicht die
Knochen eines pommer'chen Grenadiers werth. Aber auch um Rußland
gefällig zu sein, hielt sich Deutschland im Hintergrunde. Doch mußte es
immerhin wachsam bleiben, und die deutsche Diplomatie an der Newa,
nicht am wenigsten Bülow, spähte mit dem Blicke des Luchses. Alle Muhe
war darauf gerichtet, daß der Nest von Hinneigung gerettet würde, der noch
in der Brust des mißtrauischen, die Größe Deutschlands mit scheelen Augen

betrachtenden Zaren Alexander III. vorhanden war. Damals zeigten sich
die ersten Anfänge der Annäherung Frankreichs an Rußland, und der
deutsche Botschaftsrath war wohl auf der Hut, daß ihm Nichts entginge. —
Er war auch ein gern gesehener Gast in der Petersburger Gesellschaft mit
ihren interessanten Frauen, von denen Viele in den Salons von Westeuropa und insbesondere von Paris hospitirt haben, ehe sie tonangebend
zu Hause walten.
In der Petersburger Zeit hatte die Vermählung Bülows mit Donna
Maria Bcccadelli di Bologna statt, der Tochter eines alten sicilianischen
Hauses, das unter den Hohenstaufen von Bologna nach Palermo übersiedelt
war und im sechzehnten Jahrhundert unter den spanischen Königen den
Fürstenhut von Camvorcaie empfing. Donna Marias Mutter hatte nach
dem Tode ihres ersten Gatten, des Fürsten Doinenico Camporeale, den
italienischen Staatsmann Marco Minghetti geheirathet.
Nach vier Jahren verließ Bülow Petersburg. 1888 zum Gesandten
in Bukarest ernannt, verblieb er daselbst bis 1893. Es ist wohl zu viel
gesagt, wenn man Rumänien, wie dies von manchen Seiten behauptet
ward, den Alliirten des Dreibundes sein läßt. Andererseits ist nicht zu
bestreiten, daß sich das Cabinet Catargiu mit den Ministern Carp und
Lcchovari sichtlich an die Tripelallianz anlehnte, wodurch die Politik des
Königreichs seither ein immer intimeres Einvernehmen mit der des Dreibundes fand. Diese Annäherung Rumäniens nn den Dreibund vollzog
sich, als Bülow und Graf Goluchowski die Gesandten Deutschlands und
Oesterreich-Ungarns am rumänischen Hofe waren. Die Beiden, die heute
als die leitenden Minister der zwei großen, alliirten Nachbarreiche Mitteleuropas dastehen, mußten sich bei mehrjährigem Nebeneinanderwirken in
einer relativ kleinen Hauptstadt, wo es für sie nicht viele Ablenkungen und
keine allzu coinplicirte Geselligkeit gab, viel sehen, und so entwickelte sich
zwischen ihnen eine Vertrautheit, die noch heute in der Cooperation des
deutschen und des östen'eichnch-ungarischen Cabinets fortwirkt. Bülow verkehrte

in Bukarest mit den Politikern sowohl der conservativen Partei, wie mit
den Junimisten und Liberalen. Am nächsten stand ihm wohl der Junimiften-Führer Peter Carp, unter Catargiu Domänenminister, dessen feingebildeter
Geist in Mittel- wie in Westeuropa Bescheid weiß, und der sich vornehmlich
an deutsche Beispiele und deutsche Bildung lehnt. Doch auch den gegenwärtigen Ministerpräsidenten Demeter Sturdza, den Führer der Liberalen,
den Jünger und Nachfolger Joan Bratianus, sah Bülom oft. Carp und
Sturdza, mit einander verschmälert und doch die heftigsten politischen Gegner,
der Eine ein graziöser Schöngeist und vertraut sogar mit der belletristischen
Litteratur Deutschlands, der Andere ein rauher Realist und aus der
wissenschaftlichen Schule der deutschen Geschichtsforschung — sie holten Beide
gern, wie verschieden auch unter sich, aus dem Wissensborn des deutschen
Gesandten. Auch König Karl, der sich der Welt in Decennien langer
Herrschaft und auch durch seine in den Memoiren eines ihm nahestehenden
Mannes (Aus dem Leben König Karls von Rumänien. Aufzeichnungen
eines Augenzeugen. Stuttgart 18!)4) niedergelegten Gesinnungen als ein
nicht gewöhnlicher, ernster und vielseitiger Herrscher zeigt, wird einem
Bülow nicht wenig gegeben und von ihm nicht wenig empfangen Kaben.
In Bukarest trat auch die Frau des deutschen Gesandten, Marie von
Bülow, in ihre Rechte, auf die sie in reichstem Maße Anspruch hätte,
wäre sie auch von weniger hoher Geburt oder in weniger hoher Stellung.
Der Königin Elisabeth, oder wie die das Niveau höfischer Alltäglichkeit
überragende Frau als Schriftstellerin heißt, Carmen Sylva, wird sich im
Verkehr mit der künstlerisch veranlagten Gemahlin des deutschen Gesandten
eine schönere Welt erschlossen haben. Eine schönere, als es im Allgemeinen
jene walachisch-moldauische Welt mit ihren temveramentsvollen, aber oberflächlichen Frauen ist, die ron Paris mehr Firniß als Inhalt mitbringen.
Das wahre Glück schien Herrn von Bülom aufzugehen, als Kaiser
Wilhelm II. ihn im Herbst 1894 zum Botschafter am Quirin«! ernannte.
Ein langer Traum erfüllte sich ihm und seiner Frau. Nun war er dort
in höchster Stellung, wo er zwei Jahrzehnte früher als junger Mann vielverheißend debutirt, und seine Gemahlin dort, wo ihre Mutter lebte, wo
ihr Ende 1886 verstorbener Stiefvater in segensreicher Thäigkeit gewirkt
und so treue Verehrer zurückgelassen hatte. Man darf annehmen, daß
Bernhard von Bülow an dem Tage, an welchem er als Botschafter in den
Palazzo Cnffarelli einzog, keinen innigeren Wunsch hegte, als immerdar auf
diesem Posten zu bleiben. Hier sollte sich Alles vereinigen, um ihm den
Aufenthalt lieb zu machen. Hatte er schon als junger Attachö eine Deutschland freundliche Stimmung in Rom angetroffen, so war mittlerweile der
Bund Italiens mit Deutschland abgeschlossen und erneuert und wieder erneuert worden. Ja, alle Prrteien und Parteihäupter, und jetzt vielleicht
diejenigen am »leisten, die einst die Allianz mit Berlin und Wien am
schärfsten bekämpft hatten, kamsn nun darin überein, daß die territoriale

und staatliche Integrität des von dein Vatican so sehr angefeindeten und
von Frankreich mit Mißgunst betrachteten Königreichs am besten durch
den Bund mit den Centralmächten gewahrt würde. Und es hatte sich in
Italien ein Anschluß an Deutschland vollzogen, der weit über den Gesichtskreis politischer Opportunität hinausging — es hatte sich eine Anhänglichkeit an die deutsche Wissenschaft und, soweit die Musik in Betracht kommt,
sogar an die deutsche Kunst herausgebildet. Dieser Zusammenklang von
Deutschthum und Jtalienerthum hatte ein anmuthendes Symbol in der Verbindung zwischen dein deutschen Staatsmanns und der Italienerin, die im
Palazzo Caffarelli, einem großen Kreise weithin sichtbar, miteinander lebten.
Der blonde, stämmige Sohn Mecklenburgs und die zarte, gluthäugige, fast
den hellenischen Typus streifende Sicilianerin — zeigte nicht diese Ehe,
daß eines Tages Wahrheit werden konnte, was Victor Hehn in seinem
Buche „Italien" wünscht? „Könnte man zehntausend Jungfrauen von der
Weser und Elbe auf Schiffe setzen, sie in Avulien oder Calabrien landen
und dortigen Männern zu Frauen geben; könnte man gleichzeitig zehntausend
calobrische Mädchen einschiffen, sie in Brenken, Haniburg und Rostock wieder
ausschiffen und tüchtigen hannoverschen, holsteinischen und mecklenburgischen
Landleuten als Gattinnen zur Seite stellen!"
Der Botschafter und die „Botschafterin" gaben ein schönes Vorbild der
Eintracht für Deutsche und Italiener. Ihr Haus war ein Vereinigungspunkt der hervorragendsten Deutschen sowohl, die während des dreijährigen
Aufenthalts der Bülows nach der ewigen Stadt kamen, wie der Crsme
der italienischen Gesellschaft. Und sagen mir Crsme, so sollen damit nicht
ausschließlich jene fashionablen Kreise gemeint sein, jene Cavaliere, Comtess? i,
Principessen und Hofleute, die in jedem Botschaftshotel anzutreffen sind,
sondern neben den politischen Spitzen auch die künstlerischen, l'tterarischen
und wissenschaftlichen Koryphäen Italiens. Die Familienbeziehungen der
Frau von Bülow, der Stieftochter Marco Minghettis, brachten es mit nch,
daß hauptsächlich die Affiliirten der alten Rechten, Männer wie Visconti-Venosta, Ruggero Bonghi, Di Nudim, der Herzog Caetani von Sermoneta,
oder frühere Gesinnungsverwandte dieser Partei wie etwa Sidney Sonnino,
die Habituös des Salons Donna Laura Minghettis, im Palazzo Caffarelli
vorsprachen. Doch war der Botschafter genug unabhängig von etwaigen
persönlichen Neigungen oder Familienverbindungen, als daß er nicht den
Umgang mit allen Parteien, mit Männern aller Farben und Richtungen
gesucht und gepflegt hätte. Er war in einem Augenblicke nach Rom
gekommen, als Francesco Crispi Ministerpräsident war, und so unterhielt
er regen Gedankenaustausch mit dem energischen Sicilianer, dessen Element
mehr die That als das Wort ist — manchmal mehr die unglückliche That
als das glückliche Wort. Und so führten ihn auch die Geschäfte mit Baron
Blanc zusammen, unter Erispi Minister des Aeußeren, einem krausen,
bizarren Politiker ron hitzigein Blut, dessen Mangel an Stantsklugheit

dem deutschen Diplomaten nicht selten ein Lächeln abgerungen haben dürfte.
Auch Giuseppe Zanardelli, dem Manne der gefeilten Rede, dem Epigonen
der Gironde, dem Juristen und Gesetzgeber, trat Bülom näher. — Die
italienische Wissenschaft fand sich mit familiärer Vertraulichkeit und Regelmäßigkeit in Gestalt des Mathematikers Francesco Brioschi, Präsidenten der
Accademia dei Lincei, und des Physikers Blaserna, Professors an der Universität Rom, des Fachgenofsen und Freundes von Helmholtz, an den: Tische
des Palazzo Caffarelli ein.
Die Symposien waren durch gedankenreiche Gespräche gewürzt. Hier
rieb sich deutscher Geist an italienischem. Um Ostern, wenn Deutschland den
Strom seiner für Italien schwärmenden Reisenden nach Rom warf, sah man die
Besten von ihnen in der deutschen Botschaft. Der Geigerkönig Joachim siedelte
mtt ungarischer Verve, der junge Siegfried Wagner ließ sich als hoffnungsvoller Sohn seines nibelungengewaltigen Vaters sehen; der alte Delbrück,
der einst im Rnthe der Krone mit dem Fürsten Bismarck und Bnlow, dem
Vater, saß, frischte Erinnerungen an das Heroenzeitalter der deutschen Staatskunst auf; Theodor Mommsen, der Monarch im Reiche des antiken Rom,
ließ aus zartem Körper seinen großen Geist, aus dünner Stimme sein
scharfes Urtheil vernehmen; Franz Xaver Kraus, der Freiburger Theologe,
der feine Dante-Kenner, der die Litteratur soeben durch ein monumentales
Werk über den großen Florentiner bereichert, hat, plauderte über Litteratur
und Vatican. Dazu kam der Stock der in Rom ansässigen Deutschen,
Allen voran die ätherische, man möchte sagen Malwida rc>n
Meysenbug, die Verfasserin der „Memoiren einer Jdealistin", eine greise
Dame von jugendlicher Lebhaftigkeit, von einem Schwung, der keine
Schwierigkeiten kennt, von unendlichem Glauben an die Entwicklungsfähigkeit
und Güte der menschlichen Natur. Wollend oder nicht wollend, muß die
optimistische Philosophin des Palazzo Caffarelli, eine mütterliche Erzieherin
auf das edlen Eindrücken zugängliche Gemüth des Hausherrn und der Hausfrau
eingewirkt haben. Doch da sitzt neben der Ovtimistin mit der glockenhellen,
sich in die Seele der Zuhörer schmeichelnden Stimme der Pessimist von
Italien, (der mittlerweile verstorbene) Ruggero Bonghi. Er hat ein etwas
stoßendes, schrilles Organ, eine beißende Zunge, eine die Tragöoianten
und Komödianten der Oeffentlichkelt geißelnde Art. Wie er in paradoxen

Wendungen sein Volk, dessen Bestes er will, angreift, wie er es als den
erschöpften Aeltesten der Cultur hinstellt, wie er von den Jtcilieneni und
Lateinern überhaupt sogt: „Likimo vsccki"! (Wir sind alt). Signora
Malwida, die schwärmerische Liebhaberin des itnlienisclcen Genius, will dies
nicht recht gelten lassen.
W?nn die Gegensätze eine Gesellschaft reizend machen, so ist es auch
der zwischen den beiden Frauen, die den Mittelpunkt des Hauses bilden:
Frau von Bülow lind ihre Mutter Donna Laura Minghetti — die Mutter
ganz Politikerin, erfüllt von den Vorgängen des T^ges, die ne mit ge-

radezu männlicher Besonnenheit und sicherer Kenntniß bespricht, so daß sie
die Schule ihres Gatten, des italienischen Staatsmannes, verräth; die
Tochter in ihrem Denken und Empfinden entrüät dem politischen Getriebe
und mehr in dem Himmel der Kunst, insbesondere deutscher Musik lebend.
Sie ist überhaupt zu einer Deutschen geworden. Marie von Bülow spricht
unsere Sprache mit kaum geringerer Geläufigkeit als ihre Muttersprache,
das Italienische. Ueber ihrem Deutsch ist ein Hauch wienerischer Annmth.
Sie hat eben lange in der schönen Stadt an der Donau gelebt, wohin sie
auch ihre künstlerischen, ihre musikalischen Neigungen führten. Noch ist es
in Wien in Erinnerung, wie sie hier einen Kreis der eminentesten Künstler, Musiker wie Lißt und Rubinstein und auch Maler wie Makart und den
Münchner Lenbach um sich zu sehen pflegte. Die beiden letztgenannten
Meister haben Frau von Bülows Erscheinung von dämonischem Reiz in
Farben verewigt, und von diesen Portraits konnte man in Rom das eine
im Palazzo Caffarelli, das andere iin Palazzo Mattet, in Frau Minghettis
Hause, bewundern.
Drei Jahre brachte Bülow am italienischen Hofe zu. Zwei Mal,
1894 und 1896, wohnte er der Begegnung des Kaisers Wilhelm mit
König Humbert in Venedig bei. Im Juni 1897 zunächst in Vertretung
des wegen Krankheit auf Urlaub befindlichen Staatssekretärs Freiherrn von
Marschall mit der provisorischen Leitung des auswärtigen Amtes betraut,
wurde Bülow einige Monate darauf, am 20. October 1897, dem Jahrestage des Todes seines Vaters, definitiv zum Staatssecretär und gleichzeitig
zum preußischen Staatsminister ernannt. Wenige Tage nach dieser Ernennung fand sein hochbegabter Bruder Adolf Bülow, der an Jahren
jüngste General der preußischen Armee, einen tragischen Tod durch Sturz
mit dem Pferde. Dies geschah auf der Jagd in der Nähe von Darmstadt.
Bülow verließ nur ungern seinen ihm in jeder Hinsicht genehmen
römischen Wirkungskreis. Nur „der Roth gehorchend, nicht dem eignen
Trieb," übernahm er die schwierige und aufreibende Stellung in Berlin.
Als er sich im November vorigen Jahres endgiltig von der deutschen Eolonie
in Rom verabschiedete, die sich im Palazzo Caffarelli eingefunden, um dem
Botschafterpaare für die mährend dreier schöner Jahre empfangene Förderung
zu danken, hielt Bülow eine vielbemerkte Ansprache. Er komme sich vor,
sagte er, wie Odnsseus. Indem er von Rom scheide, verlasse er, wie einst
der homerische Seefahrer, friedliche und glückliche Gestade, um sich zu
stürmischer Fahrt auf dem weiten Meere einzuschiffen. Wohl misse er, daß
die See ihre Untiefen und Klippen habe; er finde jedoch Mutl, in dein
Entschlüsse, was auch immer kommen möge, an zwei Vorsätzen festzuhalten:
Zunächst seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit im Sinne des kategorischen
Imperativs zu thun, auf dem der preußische Staat aufgebaut sei, und
dies ohne viel Aufhebens davon zu machen, aber auch ohne jede Schonung
seiner Person; zweitens wolle er stets die Gebote der Gerechtigkeit, Billig-

keit und wahren Menschlichkeit gegenüber Anderen befolgen. — Diese Worte
machten auf alle Anwesenden tiefen Eindruck.
Schon die provisorische Amtsführung in der Wilhelmsstraße war für
Bülow eine Zeit unermüdlicher Arbeit und dabei ermüdenden Nomadenthums. Seit Jahren gewöhnt, den Sommer auf dem Semmering zu
verbringen, der die Grenzfcheide zwischen Niederösterreich und Steiermark
bildet, machte er von hier, wo er diesmal nicht Monate, sondern nur
Wochen weilen durfte, im Juli dem Kaiser von Oesterreich seine Aufwartung.
Dieser empfing ihn in einstündiger Audienz. Im August begleitete er
Kaiser Wilhelm auf dessen Fahrt nach Peterhof zum Besuche des Zaren
Nikolaus II. Es ist in der Erinnerung der Leser, daß diese Entrevue der
beiden mächtigen Souveräne, die sich ein Jahr früher in Breslau gesehen
hatten, einen so herzlichen Charakter trug, daß der bald darauf erfolgende
Besuch des Präsidenten Faure beim Zaren und die feierliche Verkündigung
der zwischen Frankreich und Nußland abgeschlossenen Allianz in Deutschland
keine Beunruhigung mehr hervorzurufen vermochten. Dann begleitete Bülow
den Kaiser zu den bäurischen Manövern nach Würzburg und Nürnberg, und
hier konnte er den zmeitmächtigsten deutschen Bundesfürsten, den Prinzregenten von Bayern, begrüßen. Auch bei der Homburger Entrevue des
deutschen Kaiserpaares mit dein italienischen Königspaare fehlte nicht der
Staatsmann, der als Botschafter in Rom mancherlei zur Befestigung des
Bundes zwischen Deutschland und Italien beigetragen. Im September
wieder weilte Bülow im Gefolge des Kaifers Wilhelm in Budapest.

Der mehrjährige Aufenthalt in Nom hatte dein Botschafter am Quirin«!
nicht die Möglichkeit eines Zusammentreffens mit dem Papste oder mit
dessen Staatssekretär Cardinal Rampolla geboten. Die scharfe Trennung
zwischen Papstthum und Königthum bedingt es, daß Diejenigen, die sich
durch Gesinnung oder Beruf mit dem Quirin«! berühren, schwer in die
Lage kommen, sich dem Papst oder dessen Rathgebern zu nähern. Auch
die hervorragendsten Ausländer, die jahrelang am Tiber wohnen, können
gewöhnlich nur in der einen oder in der andern Welt, der italienischen
oder der päpstlichen, der weißen oder der schwarzen, der profanen oder
der heiligen, leben. Der Quirinal und die liberale Gesellschaft sind
allerdings den Päpstlichgesinnten ungleich zugänglicher, als die Päpstlichen den Profanen. Bernhard von Bülow — man unterscheide ihn ron
Otto von Bülow, seinem römischen Collegen, den: gegenwärtigen preußischen
Gesandten am VaUcan — mußtet sich bei der Rigorosität der Curie, die
d« ineint, daß Feuer und Wasser sich leichter mischen können als Vatican
und Quirinal, die Gelegenheit, vor den Papst zu treten, bis zu dem Augenblicke versparen, d« er nicht mehr Botschafter am Hofe des Königs von
Italien wäre. Erst also, nachdem er König Humbert das Abberufungsschreiben überreicht hatte, durfte er als Staatssecretär des auswärtigen
Amtes vor dem Papst erscheinen. Mit ihm war seine Gemahlin. Uebor

diesen Empfang ist viel gefabelt worden. Der Papst hätte, so hieß es,
in der dreiviertelstündigen Unterredung, die er Bemhard von Mlow gemährte, die letzte Hetze gewisser vatikanischer Blätter gegen den Protestantismus,
hätte sogar manche Stellen in seiner Caninus-Encyclica, insofern sie die
protestantische Kirche verletzen konnten, zu beschönigen gesucht. All das ist
eitel Combination. Wenn aber Papst Leo XIII. etwa die gewohnten
Klagen gegen das Königreich Italien vorbrachte, so fand er für dieselben
bei dem deutschen Staatsmanns wohl kaum ein Verständniß. Dieser wird
den heiligen Swhl mit aller diplomatischen Correctheit behandeln, in ihm
die höckste geistliche Autorität für eine nach vielen Millionen zählende
Minorität der deutschen Bevölkerung sehen, doch andererseits kein Atom
seiner Sympathien für das einige Italien opfern, dessen unversehrter Bestand durch den Dreibund gewährleistet ist.
Wiewohl nur erst seit Monaten an der Spitze des Auswärtigen, hat
Bülow durch klares und zielbewußtes Handeln bereits die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Im Reichstage führte er sich sehr gluälich durch
die Erklärungen ein, die er am 6. December 1897 in der Debatte über
die Mannevorlage abgab. Schon in Rom hatte er bei festlichen Gelegenheiten, ganz besonders im deutschen Künstlerverein, Anlaß genommen, zu
den Deutschen zu sprechen, und schon damals lautete die Diagnose der Sachverständigen: „Ein liebenswürdiger und zugleich wirkungsvoller Redner!"
— Die öffentliche Meinung in Deutschland schien sich schon bei dem ersten
oratorischen Debüt Bttlows im Reichstage jenem römischen Gutachten anzuschließen. Der socialdemokratische Abgeordnete Schönlank hatte mit Rücksicht
auf die kurz vorher erfolgte Entsendung eines deutschen Geschwaders nach
Kiaolschau gegen die „romantische Abenteurerpolitik" gedonnert, von welcher
diese Expedition nach China zeuge. Da erwiderte Herr von Bülow: „Der
Reichskanzler und seine Mitarbeiter sind nicht die Leute, unnütze Händel zu
suchen, wir werden unsere Finger nicht in jeden Topf stecken. Allerdings
darf Deutschland nicht von vornherein in zukunftsreichen Ländern >'ich voin
Mitbemerb ausschließen. Die Zeiten sind vorbei, wo der Deutsche dein
einen seiner Nachbarn die Erde, dem anderen das Meer überließ und sich
selber den Himmel reservirte, wo die reine Doctnn wohnt."
Noch eindrucksvoller sprach er am 8. Februar, als der Reichstag über
den Etat des auswärtigen Amtes verhandelte. Da verbreitete sich der
Mnister über die Orientpolitik Deutschlands — Orient im allerweitesten
Sinne genominen. Er sprach über Deutschlands Stellung zu China sowohl
wie zur Türkei und hob hervor, daß Deutschland sich nicht nur in Ostasien,
sondern auch im türkischen Orient im Einklänge mit Rußland finde, dessen
Interessen in Europa nirgends die deutschen durchkreuzen und in Asien mit
den deutschen parallel laufen. Und so könne Deutschland als aufrichtiger
Freund die naturgemäß? Entwicklung Rußlands mit neidloser Sympathie
verfolgen. Er fügte, um darzuthun, daß Deutschland keinen der europäischen

Staaten in dessen ostasiatischen Plänen schädigen wolle, hinzu: „Wir finden
Frankreichs Aufsuchen neuer Verkehrswege in Tonking natürlich und begreiflich und iind weit davon entfernt, irgendwie oder irgendwo den
berechtigten englischen Interessen entgegenzutreten. Die entgegengesetzte
Auffassung der englischen Preßorgane steht im Widerspruche mit den thatsächlichen Verhältnissen. Glücklicher Weise herrscht an den Londoner maßgebenden Stellen kein Zweifel, daß es nur im Interesse des Culturfortschrittes und des Weltfriedens liegt, wenn wir auch mit Großbritannien
ein harmonisches Zusammengehen pflegen. Unsere bescheidenen Forderungen
veranlaßten auch keine berechtigte Ausstellung Chinas, noch gefährden ne
den Fortbestand Chinas." Er hätte erst in diesen Tagen, scherzte er unter
stürmischer Heiterkeit, einem mißbegierigen Diplomaten, der ihn nach der

Zukunft des chinesischen Reiches fragte, erwidert: „China besteht schon
4377 Jahre, ich sehe keinen Grund, weshalb es nicht noch 3000 Jahre
so weitergehen sollte." Die Deutschen seien nach Kiaotichau nickt als
Conquistadoren, sondern als Kaufleute gegangen, die allerdings wie weiland
die Makkabäer in der einen Hand die Waffe, in der andern die Kelle
halten werden. Und dann beleuchtete der Redner die Stellung zur
Türkei: „Im europäischen Concerte braucht nicht Jeder das gleiche Instrument zu spielen. Wir bliesen in Constantinopel die Flöte der diplomatischen Einwirkung und Ueberredung und bliesen sie nicht vergeblich."
Deutschland stehe der Pforte objectiv gegenüber, Deutschland wolle nicht,
daß Kreta der Erisapfel, die Brandfackel für Europa werde; Deutschland
könne weder für die Christen, noch für die Mohammedaner die bekannten
Knochen des pommerfchen Grenadiers opfern oder die Fäuste seiner
Matrosen in Bewegung setzen. „An einem positiven Druck auf die Pforte
werden mir uns nicht betheiligen. Was aus Kreta wird, ruht im
Schöße der seligen Götter, aber in Complicationcn werden wir uns wegen
Kretas nicht hineinziehen lassen . . . Wenn ein Streit entsteht, so treten
wir bei Seite. Wir legen dann die Flöte still auf den Tisch und verlassen den Concertsaal . . . Im Uebrigen sind wir in orientalischen Dingen nur da zu haben, wo es gilt, den Frieden zu wahren und zu starken.
Wenn wir es auch durchaus nicht gern sehen, wenn hinten weit in der
Türkei die Völker auf einander schlage», so muß die Regierung doch in
erster Linie dafür sorgen, daß der Deutsche, was auch aus Kreta entstehen
möge, in seinem Lande in Ruhe sein Gläschen trinken kann, und wir
segnen die Friedenszeiten."
Diese Rede wurde nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande viel belobt. Man begrüßte in dem Manne, der so sprach, den Schüler und Fortsetzer der Staatskunst des Fürsten Bismarck. Bülow ist
ein, menn auch nickt kritikloser, Bewunderer des ersten Reichskanzlers, dessen
große Gestalt schon in seine früheste Jugend ragt. Bülow konnte ja
als Knabe den preußischen Bundestagsgesandten in Frankfurt o, M.

sehen, wenn derselbe den dänischen Collegen besuchte. Und als Bülow ein
junger Mann war, stand sein Vater als neidloser Mitarbeiter dem Fürsten
zur Seite, den die Welt als den größten Staatsmann der Zeit feierte.
Bülow gedachte dankbar des ersten Reichskanzlers auch in jenen Tagen,
als dieser unfreiwillig aus dem Amte hatte scheiden müssen und ihn nun
diejenigen am meisten schmähten, die ihn einst am meisten verherrlicht.
Als Kaiser Wilhelm II. seinen Botschafter am Quirin«! in das auswärtige Amt berief, war es einer der ersten Acte desselben, daß er in Gesellschaft des Reichskanzlers Fürsten Hohenlohe einen Besuch in Friedrichsruh
abstattete. Es mar so gleichsam documentirt, daß an die auswärtige Politik
des ersten Reichskanzlers, deren Continuität eine Zeitlang gestört schien,
wieder angeknüpft werden sollte. Fürst Bismarcks Streben war es, daß
im Interesse des Friedens der Draht, der nach Petersburg führt, nicht
abgebrochen würde. In diesem Geiste arbeitet sichtlich auch Bülow. Es ist
nicht zu kühn, wenn man annimmt, daß er auf dem Wege ist, die Jntimiät,
die einst zwischen Hohenzollern und Zaren bestanden, zu Gunsten des
deutschen Friedens und der deutschen Weltpolitik wieder herzustellen. In
seiner obencitirten Rede am 8. Februar sagte er ja, die Deutschen wollen sich
in keinen Widerspruch mit Rußland setzen, „mit dem uns nicht nur alte
ehrwürdige Traditionen, sondern auch viele wichtige politische Interessen
verbinden, von dem uns kein Gegensatz trennt."
Auf dieser Bahn sehen mir Bernhard von Büloms noch junge Staatskunst. Die Zukunft wird entscheiden, ob sie ihn zu den hohen Zielen führt,
die seinem rühmlichen Ehrgeiz vorschweben.

Zwei IZesus-Begriffe.*)

von
Wolfgsng Airchbsch.
— Steglitz bei Berlin. —

I.
Der Gottessohn.

^chon Spinoza hat in seinem „Theologisch-politischen Tractat"
darauf aufinersam gemacht, daß der Ausdruck „Gottes Sohn"
und „Gottes Söhne" (öenej Ka-Llolniri) zum ensten Mal uns
begegnet im ersten Buch Mose als eine Bezeichnung für „sehr große und
starke Menschen", die nebenbei bemerkt (I. Moses Capitel 6, 2, 4)
„Frauenschänder und Räuber" seien. Ein vortrefflicher Kenner der hebräischen
Sprache, setzt er auseinander!, wie diese uralte Metapher entstanden ist.
Die hebräische Sprache ist sehr oft genothigt, Steigenmgsbegrifse durch die
Hereinziehung des Ausdrucks „Gott" Moliim) zu bilden. Ein sehr hoher
Berg muß als „Gottes Berg", (Berg Els) ein sehr tiefer Schlaf als „Gottes
Schlaf" bezeichnet werden. Die nähere Kenntnis; des Hebräischen von Seiten
der neueren Sprachforschung hat diese Mittheilungen des Spinoza nur
bestätigt, und man ist vollständig einig darüber, daß auch das Wort „Gottes
Sohn" nichts Anderes, als ein solcher SteigcrungSbegriff ist. Denn

*) Obiger Essay enthält eine eingehende Ausführung mehrerer Hauptpunkte, welche
der Verfasser in seinen Schriften „Was lehrte Jesus" und .Buch Jesus" (Sr. DümmlerS
Verlag, Berlin 1898) seiner Darstellung der Gesammtlehre Jesu zu Grunde gelegt hat,
und möchte in dü fem Sinne, wo sich Wiederholungen finden sollten, als Ergänzungsschrift

betrachtet werden.

der geistige Ton in dieser Wortbildung liegt nicht auf dem Wörtchen
„Sohn" dabei; das ist nur die Bezeichnung für ein lebendes, hervorgebrachtes Wesen, ja, eine Beziehung überhaupt (ösn und ösr); sondern
die Metapher oder Hyperbel betont das Wort „Gott" als einen Steigerungsausdruck ganz im Allgemeinen. Das von Goethe gebildete, bereits von
Grabbe (.in „Don Juan und Faust") im Sinne der Herrenmoral zu
Tode gehetzte Wort „Uebermensch" entspricht fast vollständig dem, was von
Haus aus ein hebräischer oder aramäischer Sprecher und Schriftsteller unter
eineni „Gottes Sohn" verstand. Das Goethe'sche Wort ist ursprünglich
Nichts als eine Verdeutschung des „Titanen", der ungefähr dieselbe Rolle
spielte im Bewußtsein einer jungen Sturm- und Drangwelt vor 130 Jahren
wie heut zu Tage der Nietzsche'sche „Nebermensch" unserer Salonphilosophen.
Dieser „Titane", der auch ja noch dein Jean Paul'schen Werke seinen
Namen und die Nietzsche'schen „Uebermenschen" Roquairol zc. als Absenker
hinterließ, spielte iin Dichten des jungen Goethe als Prometheus, Ahasver
eine bedeutende Rolle, bis er das verbrauchte Wort durch Verdeutschung
neu erfrischte. Er hätte es statt mit „Uebermensch" ruhig auch mit „Gottes
Sohn" verdolmetschen können. Denn in der That, die älteste Bedeutung
dieser hebräischen Metapher im ersten Buch Mose zielt auf solche „Titanen"
hin, aus deren Verkehr mit den „Töchtern der Menschen" „Gewaltige" und
„berühmte Leute" werden; „Giganten" nennt sie die Septuaginta (Cap. 6,4).
Das Hebräische und auch die verwandten aramäischen und chaldäischen
Dialekte sind im Grunde nur eine kraftvolle Bauern- und Hirtensprache.
Von Haus aus, als lebendig gesprockene Volkssprache, ist diese ungefähr auf
dem Entwickelungsstandpunkte stehen geblieben', auf dem wir etwa dem
heutigen oberbansrischen Dialekt begegnen. Wie das alte mosaische Gesetz
in erster Linie ein Ackergesetz und ein Landwirthschaftsgesetz ist, weil das
Volk, dem es zugedacht war, ein Hirtenvolk, ein Weinbauernvolk, ein Ackervolk war, so ist auch die Sprache desselben eine solche, die nur jene ganz
einfachen Beqriffsunterscheidungen und Anschauungsworte ausbildet, welche
einem derartigen Culturstand entsprechen. Eine solche Sprache ist stets
grammatisch arm; eine Menge von Begriffsunterscheidungen vermag sie gar
nicht zu geben, und sie muß daher fortwährend zu metaphorischen Wortverbindungen 'greifen, wenn sie irgend etwas Abstractes oder eine feinere
Gedankenschattirung ausdrücken will. Diese logische Armuth ließ die alte
Kulihirtensprache der Ebräer im Grunde nur als eine Bauernsprache, eine
Dichtersprache und als eine Tempelsprache möglich erscheinen. Ais solche
hat ne Gewaltiges geleistet, weil in diesen Gebieten ja die einfachen, runden,
anschaulichen Worte und Denkbeziehungen auch das Wesentliche sind. Im
Uebriqen aber spielte sie bald nur noch die Rolle des heutigen „Schwyzer"
Deutsch. Die Deutsch-Schweizer pflegen damit zu scherzen, daß sie zwar mit
ganzer Seele an ihrem deutschen Dialekt hängen, wenn ne aber „hochdeutsch"
reden wollen, so svrächen sie französisch. Genau so ging es sehr bald den

Söhnen Israels, so wie sie mit höheren Culturzuständen benachbarter
Reiche allmählich bekannt und in diese hineingezogen wurden. Ihre alte
Bauernsprache reichte da gerade noch aus zum Gesänge in der Synagoge
und zur einfachen sittlichen Unterweisung, wenn sie aber hoch-jüdisch sprechen
wollten, so redeten sie aus Versehen — griechisch.
Unter solchen Verhältnissen begegnen wir denn dein Ausdruck „Gottes
Sohn" im Munde des Jesus von Nazareth an einigen Stellen, nachdem
wir bemerkt haben, daß er schon vorher, wie jeder solche übertragene Ausdruck seine Sprachgeschichte hat. Denn nicht nur die alte symbolische Urkunde des ersten Buches Mose, die ja in Kunst-Mythen den Stand der
damaligen Naturwissenschaft, Ethik und geschichtlichen Volksüberlieferung festlegte, enthält den Ausdruck „Gottes Sohn", sondern auch sonst hat er in
den Schriften der Ebräer und Aramäer sich fortgeerbt und bald genug auch
eine geistigere Bedeutung angenommen, indem die Steigerung nicht nur auf
körperliche und äußere, sondern auf sittliche und geistige Eigenschaften angewendet wurde. So nennt der Prophet Hosea, der im achten Jahrhundert
vor Christus lehrte, nach gewöhnlicher Annahme, und den Paulus citirt,
auch die Nicht-Juden „Gottes Söhne", Daniel bezeichnet (Kap. 3, 25)
einen der vier Männer im feurigen Ofen als einen „Gottes Sohn" (Bär-LlaKin) wie denn überhaupt an sehr vielen Stellen der Schriften, wo unsere lutherischen Ueberseizungen und jüdische Religionsbücher der Rabbiner
das Wort „Gottes Kinder" brauchen, in Wirklichkeit dasteht: „Gottessöhne".
Es muß aber schon hier betont werden, daß diese Kindfchaft oder
Sohnschaft nicht ohne Weiteres so verstanden war, daß etwa eine Abstammung von Gott, ein genealogisches Verhältniß dabei gedacht wäre.
Diese Flachheit, die hundert Flachköpfe mit gleicher Flachheit bekämpft haben,
verdankt die volksthümliche Kirchenauffassung lediglich ihrem heidnischen Entstehen. So war wohl Herakles ein Gottessohn iin Sinne der Abstammung,
so bevölkerte sich der ganze griechische und andere heidnische Olymp mit
wirklichen Gotterzeugten, und noch der Adel bei Griechen ältester Zeit, auch

egyptischer und römischer, leitete gern seinen Ursprung auf irgend ein kleines
Ehebrüchelchen eines Gottes zurück, dem von Haus aus ein Naturmythus
oder ein ethischer Mythus zu Grunde gelegen habeil mochte.
Diese Gott-Erzeumng, diese genealogische Beziehung des Menschen zu
Gott kennt indessen keineswegs diejenige frühe Ausbildung des jüdischen
Denkens, die wir bei Moses finden, und ebensowenig hat der Schristausleger Jesus von Nazareth von derselben einen Begriff. Viel zu früh
scheinen indische, speciell buddhistische Neligionseinfliisse in das alte Judenthum
eingedrungen; sie haben im Buch Hiob und vielen anderen Werken die Oberhand gewonnen und kämpfen einen fortwährenden Kampf
gegen die egyptischvolksthümlichen Anschauungen, z. B. Todten-Auferstehung u. A. Da hatte
unter den tieferen ebräischen Denkern seit Moies schon Keiner mehr eine
genealogische Vorstellung vom Verhältniß zum Gotte. Jesus, der alle Hände

voll zu thun hatte, um sowohl die banalen buddhistisch-sittlichen Begriffe wie
auch die egyptischen Bilder fortzuschaffen — denn Jesus ist in Wahrheit der
stärkste Gegner, den Sakjamuni-Buddha je gefunden hat gerade auf dein
Gebiete der Ethik, — dieser nazarenische Denker hatte vollends am wenigsten
jene Zeus- und Heraklesvorstellungen, welche nachmals das Römerthum und
Griechenthum gerade in seiner Person als „Gottessohn" sich ansbildete.
Wie er in vielen Dingen so manche tiefere mosaische Anschauung beibehielt, war auch dem Jesus im Sinne der ältesten Urkunde der Mensch
nur ein Ebenbild, ein „Bild" Gottes. Denn der Sinn der alten Urkunde
und Naturphilosophie des ersten Buches Moses ist nicht der, daß etwa Gott
persönlich, anthrovomorvhisch gedacht sei, wie ein Mensch, und somit der
Mensch sein „Abbild" sei; sondern der Sinn ist, der Mensch sei das, was
Luther mit „Ebenbild" übersetzte, und was vielmehr so viel bedeutet, wie
unser heutiges „Symbol", Sinnbild.
Nur diese Auffassung kennt die alte Urkunde, daher sie z. B. (Cav. 5,
V. 1) auch in ihrer Sprache sagt: „Da Gott den Menschen schuf, machte
er ihn nach dem Gleichniß Gottes," also keineswegs nach seinem „Portrait".
Wir wissen aus dem Johannes-Evangelium, ganz genau, daß auch
Jesus diesen sinnbildlichen, gleichnißmäßigen Begriff vom Menschen im Berhältniß zur höchsten Idee beibehielt und so erläuterte, wie es noch heute
die Rabbiner thun.
Der Hohn: „Du Ebenbild Gottes!", den unsere moderne Wissenschaft
gegen eine dilettantisch gewordene Theologie in's ^eld rief, ist nur der Hohn
über ein sprachliches Mißverständnis Zunächst „erzeugt" Gott den Menschen
nicht in dieser alten Naturphilosophie, sondern er „schafft" ihn. Er
„schafft" ihn aber keineswegs, etwa wie Prometheus „Menschen formt",
sondern das Wort „schaffen" ist nur der Analogie-Ausdruck alles lebendigen
Werdens und Wirkens*). In vollständig naturhistorisch-logischer Reihenfolge
wird das schaffende Entstehen der Welt geschildert, und wir sind gewissermaßen gerade da angelangt mit um'erer Wissenschaft, wo die Urkunde eines
scharf beobachtenden Hirtenvolkes mit seinen egnptischen Weisen und assyrischen Sternbeobachtern, seinen wetterkund^gen Schafhirten auch schon
war. Es wird zuerst das Walten der großen physikalischen Allkräfte
geichildert. Das Werden des Lichtes bringt zuerst Ordnung in das
Chaos als die uns bekannte energischste Wirkung der einen Kraft.
Dann theilen sich die „Waffer" „oben" und „unten"; der „Himmel"
(das Stereoma) ist ein Unterschied zwischen den Wassern. Nämlick:
zwischen dem verdichteten Waffer, das auf der Erde flüssig ist und dem
in Damvfform befindlichen in der Atmoivbäre. Die Himmelserscheinung
ist ein „Unterschied". Das wissen unsere modemen Meteorologen

*) Borah ^ iMguxit. «resvit, hervorbringen.

sehr gut; sie missen aber nicht, wie die ältesten Ebräer diese Meteore
logische Beobachtung auch schon machten, daß das dampfförmige Wasser
„oben" als ein „Diachorizon", das wir als Himmelsblau und Wölbung empfinden, den gasförmigen Zustand mit dem dichteren
Wolkenzustand und dann der Wasserform vertauscht. Die alte Urkunde nimmt
an, daß von Haus aus diese Vertheilung so gewesen sei, daß die
Erde vollständig mit Wasser, dem „unteren" Wasser bedeckt gewesen sei,
worauf durch allmähliche Continentbildung „das Wasser sich an besondere
Oerter" sammelt, so daß man das Trockene sähe. Weiter folgt hierauf
zunächst das Entstehen der paläontologischen vegetabilischen Natur, und es
ist sehr logisch im Sinne einer solchen naiven Philosophie, daß dann erst
Sonne, Mond und Sterne am dritten Tage erscheinen, augenscheinlich, weil
man annahm, daß sie in der Dunstatmosphäre der Urwelt, wo bereits
Vegetabilisches lebte, nicht direct sichtbar waren — vorausgesetzt, daß die
Verse nicht verstellt sind. Das „Licht" als solches ist, als physikalische
Kraft, das Erste, was aus dem Chaos wird, weil man ja wußte, daß es
auch andere Lichtträger (z. B. den Blitz) giebt, als Sonne, Mond uns
Sterne, und weil oft „Tag" war, ohne daß man die Sonne sah. Dann
erst später erscheint die Sonne selbst, und nach ihr die niederen, d. h. die
geflügelten und die schwimmenden zoologischen Organismen. Hierauf in
eiuer weiteren Periode die eigentlichen „Thiers", d. h. die Sauger und
zuletzt der Mensch. Schon diesen ältesten Beobachtern siel auf, daß die ge:

flügelten und schwimmenden Wesen, deren Bewegung auf's „specififche Gewicht" gestellt ist, eine andere Organisationskategorie und Periode darstellen,
als diejenige, die den Mechanismus der Bewegung absoluter Schmerkraft haben.
Unsere jüngste Naturwissenschaft hat nicht die genngste Ursache, die
alte Urkunde zu belächeln, denn sie ist wissenschaftlich weit merkwürdiger,
als etwa die Kosmogonien der Griechen. Es handelt sich übrigens für uns
hierbei nicht um die beliebte Vereinigung von „Wissenschaft" und „Glauben",
sondern um etwas ganz Anderes.
Und diese geistreiche Urkunde, welche sich die Geschlechtertheilung, indem
das Weib aus der Nippe des anderen Geschlechts wird, ähnlich vorstellt,
wie Aristovhanes in Platos „Symposion", nämlich als eine ursprüngliche
Einheit — ähnlich wie die heutige Wissenschaft von der metamorphisckien
Umbildung der Geschlechtsarten spricht — diese Urkunde faßt den Menschen
tiessinnig als ein Gleichniß, ein Sinnbild der höchsten Idee, die diesem
alten Natur-Philosophen eine schaffende ist im höchsten Sinne.
Darin ist keine AbstammungS-Aehnlichkeit gemeint, sondern lediglich
jenes sittliche Sinnbild, wonach die I,öchste Idee sozusagen sich im Menschen
projicirt. Mit Recht erklären sowohl die Rabbiner wie vorgeschrittene
christliche Lehrer es so.
Das Wort Gottessohn aber wird im Munde Jesu, der ja die alten
Urkunden weit besser kannte, als die meisten heutigen Theologen, ein ähn-

licher übertragener Ausdruck, im Sinne dieses Gleichnisses, als welches der
Mensch in Bezug auf die letzten Begriffe gedacht wird.
Wir begegnen dein Ausdruck „Gottessohn" im Munde des Jesus von
Nazareth überhaupt nur viermal im griechischen Urtext der sogenannten
Evangelien. Das erste Mal in den sogenannten Seligpreisungen des
Matthäus. Da sagt er: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden
Gottes Söhne heißen." (ui« Sem). Auch hier hat Luther ja ungenau
übersetzt mit Gottes Kinder. Der zweite Fall findet sich in, Lukasevangelium
(Luk. 20, 36), wo Jesus von den Ideen spricht, die er an die Stelle der
egyvtischen Vorstellung von der „Auferstehung der Tobten" setzt und von
den „Söhnen der Auferstehung", die solche seien, weil sie Gottes Söhne
seien. Zum dritten Mal endlich begegnet uns der Ausdruck in seinem
Munde bei dem sogenannten Evangelisten Johannes, wo in einer poetischmetaphorischen Form davon gesprochen wird, die Stunde sei schon jetzt, wo
die Todten in den Gräbern die Stimme des „Gottessohnes" vernehmen, was
an der betreffenden Stelle einen ganz bestimmten, sehr tiefen Sinn hat.
Das vierte Mal aber, wo wir im Munde Jesu den Ausdruck
treffen, giebt dieser Denker uns auch rückhaltlosen Aufschluß über den einfachen Sinn, den er mit diesem Wortgebrauch verbunden wissen will. Es
wird berichtet (Joh. 10, 31—36), daß Jesus eines Tages mit Steinen
geworfen wird. Er fragt: „Warum steinigt Ihr mich." Sie sagen: „Um
der Gotteslästerung willen, daß Du, der Du nur ein Mensch bist. Dich zu
einem Gotte machst." — Darauf antwortet Jesus klar und verständlich:
„Steht denn in Eurem Gesetze nicht geschrieben: „Ich habe gesagt, Ihr
seid Götter? Wenn es nun jene „Götter" heißt, zu denen das Wort
Gottes geschah (und die Schrift kann man doch nicht vernichten), sagt Ihr
denn zu Einem, den der Vater geheiligt und in die Welt gesandt hat: Du
lästerst, weil ich sagte: „Ich bin ein Sohn Gottes?" —
Um die Meinung des Jesus zu verstehen, müssen wir uns erinnern,
daß diese „Götter", von denen er hier spricht. Niemand Andres sind, als
die altmosaischen Bauernschiedsrichter in zweifelhaften Rechtsfällen. Das zweite
Buch Mose (Cap. 22, 9) enthält die Vorschrift: „Wo Einer den Andern
bezichtigt irgend eines Unrechts, es sei um Ochsen, oder Esel, oder Schaf,
oder Kleider, oder irgend Etwas, das verloren ging, so soll Beider Angelegenheit vor die Götter kommen. Welchen die Götter verdammen, der soll es
zwiefältig wiedergeben." Diese Götter, LloKim, die noch einem „Obersten"
Cap. 22, 28) unterstellt scheinen, sind also die bäurischen Schiedsrichter.
Jesus citirt nun den 82. Psalm Asaphs, der ein Klagegesang ist
über den Rechtsverfall unter diesen „Göttern", diesen Schiedsrichtern. Wie
lange wollt Ihr unrecht richten und die Person der Gottlosen vorziehen?"
fragt der Psalm und sagt dann: „Ich habe wohl gesagt: Ihr seid Götter
und allzumal Söhne des Höchsten, aber Ihr werdet sterben wie Menschen
und wie ein Tyrann zu Grunde gehn."

Dieses alte Straflied geißelt also diese Schiedsrichter und den Rechtsverfall, der unter ihnen aufkam.
Es ist klar, was Jesus sagen wollte. Wenn man schon solche schlechte
Schiedsrichter, die wie Tyrannen sterben und zu Grunde gehn, „Götter"
und „Söhne des Höchsten" nannte, warum sollte ich mich dann nickt
wenigstens auch einen „Gottessohn" nennen dürfen? — Wie bescheiden war
dieser Mann! Da die Schriften an all diesen Stellen das Wort LloKim
brauchen für Gott, so dürfte mit inathematischer Gewißheit feststehen, daß
Jesus für Gottessohn den alten Ausdruck: Len-LloKira gebraucht hat.
So nannte also Jesus die Friedfertigen im edlern Sinne „Gottes

Söhne" unter den vielen anderen Bezeichnungen, die er für die höchste Fori»
des ethischen Lebens im Uebrigen braucht. Er nannte so diejenigen, welche
höchste Gerechtigkeit üben und deshalb auch bildlich „Söhne der Auferstehung"
sind. „Gottes Söhne" war eine sittliche Hyperbel dafür. Und die „Tobten
in den Grabmälern" vernehmen die Stimme des „Gottessohnes" schon jetzt,
weil diese bildlich Todten — es handelt sich nämlich an der betreffenden
Stelle um ein in talmudischer Weise ausgeführtes Lehrgedicht — weil die
bisher geistig noch Todten zum Leben in der neuen Lehre erweckt sind. Sie
hören die Stimme des Gottessohnes, d. h. sie leben im Sinne dieser Metapher,
wie die „Friedfertigen" etwa als „Gottessöhne" auch bezeichnet werden.
Dieses sind die einzigen Stellen, an denen Jesus selbst die alte
Metapher braucht. Wir sehen, daß er etwas ganz Anderes dabei dachte, als
was die Kirche aus einer viel spateren Epoche sich gewöhnt hat dabei zu denken.
Wir schalten, um Verwechslungen vorzubeugen, schnell ein, daß der
„Menschensohn", von dem Jesus statt dessen fortwährend spricht, ein ganz
anderer Begriff ist, als der sogenannte „Gottessohn". Und diese beiden
Begriffe sind vollends etwas ganz Anderes, als der sogenannte „Christus",
der derjenigen jüdischen Secte den Namen gegeben hat, die noch heute unter
dem Namen „Christenthum" hauptsächlich diejenigen heidnisch-jüdischen Anschauungen vertritt, die gerade Jesus und seine ersten Schüler den Menschen
austreiben wollten.
Uns interessirt an dieser Stelle Mächst nur der „Gottessohn". Wir
sehen, es ist unter ausdrücklicher, bemußt ausgesprochener Anlehnung an den
nlthebräischen Sprachgebrauch — lediglich eine von den vielfachen Bezeichnungen eines höchsten und schönsten Lebenszustandes. Niemals aber
hat Jesus selbst behauptet, er sei ein besonderer „Gottessohn", oder gar der
eingeborene (^«v^e^z Gottessohn, den eine späte gnostische Philosophie
und ihr Berichterstatter auf Grund von Mißverständnissen des Paulus aus
ihm machte.*)
Demi nach deni NicodemuS-Gespräch spricht nicht Jesus, sondern der Erzähler
des Evangeliums vom eingeborenen »Gottessohn", was möglicher Weife allerdings von
Hans aus nur der „geliebte", der „ausgezeichnete", im ästhetischen Sinne „einzige", einzig»

Wie in fast allen „Glaubenssätzen" der verschiedenen christlichen Kirchen
lediglich Uebersetzungsfehler aus. dem Aramäischen in's Griechische, aus dein
Griechischen in's Lateinische und aus dem Lateinischen wiederum in hundert
neuere Sprachen die Ursache des complicirten Gebäudes von Dogmen sind,
so ist es auch bei der Rolle, welche das Wort Gottessohn spielt.
Sehr geistvolle neue Theologen leben zum Theil noch immer der Anschauung, Jesus habe sich selbst als das Wesen bezeichnet, welches man
nennt „Christus, den Sohn Gottes," oder des „lebendigen Gottes Sohn". —
Wir sehen aber, daß Jesus vielmehr in einem viel zarteren Sinne nicht nur
sich selbst, sondern alle Edlen auch „Gottessöhne" nennt, wobei er indessen,
bei der großen Sparlichkeit, mit welcher er diese sittliche Hyperbel braucht,
augenscheinlich wenig Gewicht auf diesen Titel der Guten legte.
Verwirrung ist nur entstanden durch die Berichte, welche alle Evangelisten geben über die Verhöre, welche Jesus vor dem, Hohenpriester und
Pilatus zu bestehen hatte. Auf die Frage, er solle antworten, ob er sei
der „Judenkönig" oder „Christus, der Sohn des lebendigen Gottes", antwortet er nämlich stehend mit der Wendung „Du sagst es", „Ihr sagt es,
„Du hast es gesagt."
Diese Wendung (Tu XeM?) wurde sehr bald aus dem Griechischen
wörtlich in's Lateinische überfetzt, und da diese Wendung im Lateinischen
ckicis, 6ixisti sto.) in der That die Form einer Bejahung ist, so
mußten alle Priester, Bischöfe, Patriarchen und Pastoren, Theologen und
sonstige Männer in dem ehrlichen Glauben leben, Jesus habe sich in der
That für ein solches besonders höheres Wesen ausgegeben, so schwer auch
Vielen es ankommen mochte, anzunehmen, ein guter und vernünftiger
Mensch habe so Etwas über sich sagen können. —
Nun, sie sind vor der Nachwelt alle mit ihrem Latein entschuldigt.
Im Griechischen aber heißt es beinahe das Gegentheil. „Du sagst es," beißt
im Griechisch des neuen Testaments keineswegs „Ja", sondern das heißt
wie in jedem andern Griechisch einfach „v«l", „nai"! (z. B. „Xe-^unv
»viP Matthäus 13, 51.) Oder aber ö^mz Xe-sei?. „Du sprichst
richtig" wie denn überhaupt im Griechischen eine Qualifikation des Wortes
„sprechen" stattfindet, um Bejahung und Verneinung ^umschreibend auszudrücken. Die Wendung „Du sagst es" aber heißt: „Das sagst Du", nämlich
in Deinem Sinne, und stets hat es dann den Sinn einer verirenden Bejahung oder Verneinung. So vexirt Jesus den Judas Jscharioth, wie er ihn fragt bezüglich des Verrnths: „Herr, bin ich's?" mit der Antwort:
„Du sprichst", d. h. Du verräthst Dich ja selbst, dadurch, daß Du fragst.*)
artige" (saeb,56) heißen konnte, da 5aeKlä oft mit ^sv^e-^z und ü-s«^«?) übersetzt
wiid. Damit fällt natürlich erst recht das Dogma. —
*) Diese Nedeform aber entspricht genau einer hebräischen Redeform, die auch heißt:
„Tu sagst eö' und im Midrasch und Talmud von den Rabbinern oft gebraucht wird,

wslfgang Airchbach in Steglitz bei Berlin.
Auf die Frage: „Bist Du der Judenkönig" — der Jesus bekanntlich

Nicht sein wollte — antwortet er einfach: „Du schwatzest", „Das sagst Du",
sozusagen in Deiner Einfalt. Und ganz ähnlich auf die Fragen, ob er sei
„Christus, des lebendigen Gottes Sohn." Er sieht hier seine einfache
sonstige Metapher von den „Gottesföhnen" nicht verstanden und antwortet
eben deshalb ausweichend: „Das sagst Du", das sagt Ihr aus Eurer Auffassung heraus. Denn den Gebrauch der Metapher an sich wollte er ja
nicht leugnen, und so wird selbst bei dein sehr leichtsinnig abschreibenden
und umschreibenden späten Markus-Evangelisten das: „Ich bin's" -^')
an einer einzigen Stelle lediglich ein solches bedingtes Eingehen auf die
grobe Frage. Statt dessen giebt Jesus überall noch gewisse andere Zusätze,
die vollends die Auffassung der Frager abweisen und einige ganz andere,
großartige und prächtige Gedanken an die Stelle der dogmatischen Frage
setzen. Es kann sie Jedermann nachschlagen und lesen, der zwei Augen zum
Sehen hat. Es steht etwas vollständig Anderes da, als was diejenigen verstehen können, die den „Gottessohn" für das Wesentliche in der Lehre des
Jesus oder in ihrein Glauben halten.
Und führt Jesus hier wie in der Johannesstelle von den „Gölten?"
seine Metapher selbst auf ihr richtiges Maß zurück, so überliefert uns die
sogenannte Satanaslegende erst recht diese sichere und consequente Haltung
des edlen und tiefsinnigen Rabbi. Dieses Gespräch ist jedenfalls der Nachklang einer im Ur-Matthäus berichteten Aussprache des Jesus über die
falschen Auffassungen, welche der Gebrauch des Wortes „Gottes Sohn" fand.
Der Teufel ist an Stelle anderer Frager g?treten. Frage selbst und Antwort aber sind unversehrt erhalten.
Man verlangt: „Wenn er Gottes Sohn wäre, so solle er aus Steinen
Brote machen." Jesus citirt dagegen die Deutung, welche das fünfte Buch
Mose von dem im zweiten Buche vorgetragenen Gleichniß-Wunder des
Mannafalles giebt: „Der Mensch lebt nicht vom Brote allein, sondern von
jeglichem Worte, das durch den Mund Gottes geht", d. h. aus Steinen
Brote zu machen und als überirdischer Wunderinann sich zu beglaubigen,
darauf kommt es nicht an, sondern das vom Himmel gesallene Manna,
(das ist: die höchste Sittenlehre) zu predigen und zu halten, von „Man" zu
leben, das ist das Wesentliche.
„Bist Du Gottes Sohn, so wirf Dich von diesem Tempel hinab, und
die Engel werden Dich erheben," sagt iveiter der Satanas, den wir sonst
wenn sie sagen wollen- „Das sagst Du, nicht ich", also eine vezirende Verneinung oder
nur halbe Bejahung. Dies bestätigt u. A. auch Prof. Aug. Wünsche, einer unserer ersten
Kenner des Hebräischen. Die W.'ildung ist nicht zu verwechseln mit jener anderen hebräischen Redensart, welche eine Bejahung nach lateinischer Analogie ausdrückt. In der ganzen
Septuaginta kommt die Wendung 21 Xs^i? nicht ein einziges Mal als Bejahung vor,
sondern immer nur in qualificirenden Verbindungen. Da im Uebrigen Jesus kaum eine
Redensart braucht, die nicht als solche schon in der Septuaginta vorkommt, so bleibt deshalb Nichts übrig als die talmudische Analogie.

aber einfach in allen Jesusreden als die Lüge', den innern Widersacher
kennen. Jesus antwortet auf diese Anmuthung: „Wieder um steht geschrieben.
Du sollst Gott, Deinen Herrn, nicht versuchen."
Man kann wohl nicht energischer und klarer jede übernatürliche Gottessohnschaft, jede wunder-mythische Auffassung des Ausdrucks „Gottes Söhne"
ablehnen, als es Jesus gerade hier thut. Der Ausdruck „Gottes Sohn"
ist also, wie wir sehen, von Jesus selbst auf sein richtiges Maaß gebracht.
Auch in die Schriften des Paulus (z. B. Rom. 8, 15 und 19) hat
sich, außer dem Hoseacitat desselben, noch die Metapher von den „Gottessöhnen"
eingeschlichen, als welche die im Sinne der Gesammtlehre Lebenden bezeichnet
werden. Diese wahrhaft Sittlichen werden selbst hier noch im Sinne der
ursprünglichen Jesusmeinung „Gottessöhne" genannt, mährend unterdessen
der Dogmatiker und Eiferer Paulus, der die neue Lehre nur vom Hörensagen kannte, sich das sonderbare Gebilde eines
fleischgewordenen Gottessohnes unter starkem Mißverständnis; des Sohnesbildes schon im ersten Buch
Mose und unter Verwechselung mit griechischen Göttergenealogieen zurechtschuf. Er verquickte es niit der populären Messias-Christus-Vorstellung einer
späten Generation, welche schon gar keine unmittelbare Kenntniß der alten
heiligen Schriften mehr hatte. Die Lehren des Jesus selbst waren ihm nur
ganz unvollständig bekannt, wir kennen sie aus den sogenannten Evangelien
weit besser, als dieser Synagogen-Philosoph, der eine ganze Masse von
scheinbar tieffinnigen Untersuchungen über Sünde lund Erlösung, über
Willensfreiheit und dergleichen sicher niemals geschrieben haben würde, wenn
er auch nur die Jesaiasbücher oder den Hesekiel im Ganzen gelesen hätte.
Noch weit weniger, als diese, kannte er vollends all diejenigen Lehren des
Jesus im Zusammenhang, welche seine Ehristusvorstellung aufheben. Auch
hier sind Uebersetzungsfehler verzeihlicher wie unverzeihlicher Art die Ursache
einer Vorstellung, welche die wahre Erkenntniß der tiefen, großartigen und
sehr zeitgemäßen Lehre des Jesus von Nazareth noch lange verhindern
wird. Von diesen Uebersetzungsfehlern soll indessen hier noch nichts
Weiteres verrathen werden. Wir wollten nur das Wörtchen „Gottessohn"
einen Augenblick näher betrachten.

II.

Der Menschensobn.

„Wer ist dieser Menschensohn?" wird eines Tages nach dein Berichte
des sogenannten Johannesevangeliums Jesus von Nazareth gefragt. Er
ertheilt darauf eine Antwort, die sehr schön, sehr klar ist, wenn man sie

wirklich als Antwort versteht, nämlich „Söhne des Lichtes" sollten die
Schüler, die Menschen werden.
„Wer ist dieser Menschensohn?!" ist oft wieder gefragt worden, und es
ist wundersam genug, zu sehen, wie verschieden die Antworten darauf aus-

gefallen sind. Von Allen am leichtesten haben es sich die verschiedenen
Kirchen gemacht. Sie haben ohne Weiteres, seit Paulus, angenommen,
daß der alte vermeintlich verheißene Messias, der Christus, der Gesalbte,
sich als einen Menschensohn bezeichne, sofern er von seiner irdischen Erscheinung spreche, während er sich im Gegensatz dazu den „Gottessohn"
nenne, wenn er seine himmlische Herkunft, feine Göttlichkeit bezeichnen wolle.
Eine große Vereinfachung, aber zugleich auch eine große Schmierigkeit, denn
bei näherein Zusehen stellt sich heraus, daß die Angelegenheit doch nicht ganz
so einfach liegt. —
Wir hatten die eigentliche Bedeutung des Wortes Gottessohn näher
kennen gelernt auf Grund der alten hebräischen Schriften und des Zusammenhanges, in dem Jesus von Nazareth die Menschen „Gottessöhne" nennt
mit jenen unzweideutigen Erklärungen, die er über den Sinn dieses Ausdrucks giebt auch für sich selbst. —
Nur viermal hatten wir diesen Ausdruck überhaupt in seinein Munde
angetroffen. Fortwährend, sicher mehr als fünfzig Mal, finden wir dagegen,
daß er in den ihm zugeschriebenen Aeußerungen das Wort „Menschensohn"
braucht. Aus der Septuaginta, wo das griechische «vS^bm«» fortwährend
vorkommt, ergiebt sich, daß Jesus entweder das Wort Lsn-^Mm oder den
Ausdruck Lär-^sns8eK (Daniel 7,13), bezüglich die syrische Wendung dafür
gebraucht haben muß, welch letztere an sich schon nur „Mensch" schlechthin
bedeutet. Da Jesus aber griechisch sehr genau zwischen Mensch und
Menschensohn unterscheidet, so dürfte er gewechselt haben in der Anwendung
der in der Schrift gegebenen Formen. Die griechischen Uebertragungen seiner
aramäisch gesprochenen Reden übersetzen das Wort mit dem Ausdruck „der Sohn
des Menschen". Auck, in diesem Falle dürften alle ernsthaften Erforscher der
hebräischen Sprache nicht mehr zweifeln, daß das Wort „Sohn" weit weniger
einen Abstammungsgednnken ausdrücken soll, sondern metaphorisch eine starke
Hervorhebung des Hauptbegriffs bedeutet. „Belialsohn" heißt als „Sohn der
Verderbniß" ein besonders Verderbter.
Eine genaue Beobachtung des Wortes im Munde des Rabbi Jesus
ergiebt sowohl im Matthäus-Buche wie in dem unter dem Namen Johannes
überlieferten Evangelium, daß die sprachliche Wendung „Menschensohn" von
dem großen Lehrer in verschiedenen Bedeutungen gebraucht wird. Sie ist
auch im Aramäischen so ausgedrückt gewesen, daß das Wort „Mensch"
hierbei gleichzeitig eine Mehrzahl wie eine Einzahl bedeuten konnte, wie im
Griechischen. Der griechische Sohn des „Menschen" bedeutet so viel wie Sohn
der Menschheit, denn der „Anthropos" ist nicht nur ein einzelner Mensch,
sonder auch der Mensch als Begriff, als Menschheit. Genau dasselbe Wortbild und Bedeutungsspiel ergiebt sich aber auch aus dem Hebräischen, dem
Chaldäischen und Aramäischen, wo die Einzahl „Mensch" auch collectivistisch
für „Menschen" stehen kann und damit im „Menschensohn" den Sohn vieler
Menschen, den Menschheits-Abkömmling bedeutet.

Bei den alten Denkern und Weisen Judas finden wir den Sinn für
den Stammbaum des Atenschen sehr stark entwickelt. Jeder kennt die
unendlichen Stammbäume und Ahnen-Aufzählungen der alten Schriften.
Unter solchen Umständen war das Bewußtsein ganz allgemein, daß jeder
Mensch der Nachkömmling nicht nur von zwei Menschen, sondern in Verfolgung seiner Ahnenreihe der Sohn, der Gewordene einer unendlichen
Summe von Menschen ist, ein Sohn der Menschheit überhaupt. Und somit
wurde auch das Wort „Menschensohn" zu nichts Anderem als dem Sinne
nach der verstärkte Ausdruck für das Wort „Mensch" selbst. Es konnte
heißen die „Menschheit" in all ihren Begriffsbeziehungen, es konnte auch
heißen der einzelne Mensch in seinem Verhältnis) zur Menschheit und zum
Menschlichen, kurz, all das, was wir durch das begrifflicher gefaßte Wort
„der Mensch" (auch als „Menschheit") bezeichnen, das sehen wir Jesus
von Nazareth auf Grund eines Sprachgebrauchs durch die Wendung
„Menschensohn" ausdrücken. Wir können es rein grammatisch so ausdrücken,
daß das, was wir durch das Anhängsel „heit" oder „keit" (Teuflischkeit)
ausdrücken in einer mehr persönlichen Form durch „Sohn" gegeben wird
ini griechisch-hebräischen Munde. —
Der Menschensohn ist also, rein sprachlich betrachtet, nichts Anderes
als der Mensch und die Menschheit. An allen Stellen, wo der Rabbi
Jesus das Wort braucht, ergiebt sich ein vollständig klarer und ethischtiefer
Sinn aus diesem Wortbrauche. Und zwar verdrängt dieser Ausdruck derart
den „Gottsohn", d. h. die idealinrende Bezeichnung des Menschen iin Munde
des Jesus selbst, daß überhaupt nur jene jüngst erörterten vier Stellen
vorhanden sind, wo Jesus das Wort „Gottsohn" braucht, mährend er sonst
nur immer vom Menschensohn redet, augenscheinlich also der wichtigste, vorwiegende Begriff seiner Lehre. —
Er war nicht der Erste, der diese Äöendung in einem solchen Sinne
gebraucht hatte. Bekanntlich hat auch schon der Prophet Daniel dieselbe,

wenn er in seiner Traum-Allegorie davon spricht, daß da Einer gekommen
wäre, der ausgesehen hätte wie „eines Menschen Sohn*)".
Die naive Phantasie der Ausleger hat hieraus sogleich irgend ein besonderes Wesen gemacht, das man wohl auch mit dem „Christus", mit dem
Gesalbten, dem Messias verwechselte.
Man braucht aber nur das sehr interessante Danielcapitel im
Zusammenhange zu lesen, so ergiebt sich, daß dieser Menschensohn nichts
Anderes ist, als ein Mensch überhaupt zum Unterschiede von Thieren und
sonstigen Ungeheuern. Wie Daniel, bezüglich der späte Verfasser der dem
Daniel zugeschriebenen Allegorieen, auch sonst eine Art von phantastischer
Geschichtsphilosophie pflegt, so wird im siebenten Enpitel das Traumbild
einer Anzahl von Ungeheuern mit Hörnern, auch Pardern mit vier Flügeln
*) Das Ls».^enaseK, welches hier steht, deckt sich völlig mit Len-^,cksm.

entworfen, geflügelte Wesen, wie wir sie ähnlich ja auch im britischen
Museum zu London auf assyrischen Denkmalen sehen neben anderen Wesen
wie geflügelte Cherubim und Seraphim, die in den alten Ebräer- und
Chaldäerschriften eine Rolle spielen. Das chaldäisch' geschriebene Danielbuch
giebt selbst die Deutung, daß diese verschiedenen Thiere verschiedene Reiche
und Zeitalter der Geschichtsentwickelung sind. Dann aber soll eines kommen,
das aussieht wie eines „Menschen Sohn", es kommt in den „Wolken des
Himmels". Zum Unterschied von den barbarischen und gräulichen Reichen
und Zeitaltern, die Alles um sich fressen, „zermalmen", mit Füßen zertreten,
wie es heißt, wird dieses letzte Reich ein menschliches Antlitz tragen,
überhaupt menschlich, wie eines „Menschen Sohn" aussehen; es ist das
Reich der Menschlichkeit. Es wird (V. 27) als das Reich des „heiligen
Volkes des Höchsten", also als das ideale Judenreich bezeichnet, das diesen
alten Denkern mit dem Reiche der Menschlichkeit und Humanität zusamnrenfiel, da sie von den Juden die Begründung solcher Humanität erwarteten.
Der Talmud berichtet, daß auch Rabbi Ben Asai den Ausdruck „Buch
von der Abstammung des Menschen" im Sinne der allgemeinen Brüderschaft der Menschheit verstand.
Jeder Leser des Daniel-Cavitels sieht sofort, daß hier übrigens nicht etwa
ein Heiland, ein Messias oder sonst etwas derart gemeint ist, sondern nur
eine Allegorie der Menschen, eine Personification für ein Judenreich, das
wie eines „Menschen Sohn" aussieht, während alle anderen Reiche wie
gräuliche phantastische Thiere aussehen.
Jesus hat diese Allegorie sehr gut gekannt und ne benutzt zur Ausbildung von weiteren großen Allegorieen, in denen diese
Menschlichkeit erweitert ist aus dein beschränkten Rassenbewußtsein zur Menschheit und
Menschheitsidee überhaupt, die er dann in solchen Nachbildungen nach Daniel
stets auch den Sohn des Menschen nennt.
Aber nicht nur das Danielbuch kennt diese Metapher, diese Begriffs- ,
bildung vom Menschen durch die Bezeichnung als Sohn. Auch im achten
Psalm finden wir das berühmte und schöne, oft citirte Wort: „Was ist
der Mensch, daß Du seiner gedenkest und des Menschen Sohn, daß Du
Dich seiner annimmst?"
Auch hier kann man dem großen Uebersetzer Martin Luther den Vorwurf nicht ersparen, daß er, indem er übersetzt: „Des Menschen Kind",
eigentlich eine Art von Unterdrückung begeht, wie er es ähnlich oft mit
„Gottes Kind" für „Gottessöhne" thut. Er hat hier augenscheinlich
gemisse dogmatische Vorstellungen nicht mit dem Wortlaut zu vereinigen
gewußt. Der naivere Ebräerbrief, der diese Stelle aus dem Psalm citirt,
übersetzt mit der Sevtuaginta dagegen ganz richtig in's Griechische: was ist
ein Mensch und ein Menschensohn? (»ioz «vSp<omu für ^^"s? — Menschensohn). In diesem Psalm sehen nur den Ausdruck nicht als Bild und als

Personincation gebraucht wie bei Daniel, sondern die einfache Begriffsstärkung.
„Was ist ein Mensch und Menschensohn, daß Du Dich seiner annimmst?"
Man sieht, der letztere Ausdruck bezeichnet nur den Menschen, sofern er als
die Menschheit, das Menschliche mit all seinen Schwächen, Leiden, kurz, mit
all dem, was „menschlich" ist, gedacht wird.
Und eben dieser Bedeutung des Wortes begegnen wir neben dein
Daniel'schen Bilde sehr oft im Munde des Rabbi Jesus, da ja das
griechische Wortbild vom Hyios tu Anthropu die getreue Abformung der
hebräischen Wortbildung mit all ihren Sinnmöglichkeiten ist.
Die Kirchen haben kein eiligeres Geschäft gehabt, als dieses Wort so
zu sagen in Spiritus zu legen, es zu tödten und als einen feststehenden
anderen Namen für Jesus oder den Gesalbten (Christus) einzubalsamiren.
Daß damit allen Reden des Jesus zugleich der lebendige, tiefe Sinn genommen ist, darauf achtete man nicht.
Aber schon jedem Leser der lutherischen Übersetzung wird es auffallen,
daß Jesus von diesem Menschensohn stets nur in der dritten Person spricht.
Wer Griechisch versteht, den befremdet es vollends, wenn er, bei dogmatischer
Auffassung, Jesus in der dritten Person von sich reden sieht, etwa wie
Julius Cäsar in seinem Werke 6s bsllo stets von sich als vom
„Cäsar" spricht, eine künstliche Selbstobjectivirung, die sich dann sogar bis
in Shakespeares Julius Cäsar fortgeerbt hat. Es ist natürlich Cäsar im
bürgerlichen Leben nie eingefallen, so von sich wie von einem Dritten zu

reden. Es ist nur eine litterarische Nedeform des Historikers.
Wie unnatürlich würde nun vollends im Munde des Jesus eine solche
gespreizte Rede sein! Sie ist weder griechisch noch hebräisch. Wohl kennt
die hebräische Poms die Form der Personifikation ron Begriffen, die dann
in ihrem Namen Mancherlei über sich aussogen. Aber niemals kennen die
alten Redner und die Propheten die Form, daß sie etwa von sich selbst in
der dritten Person reden in jener lateinischen Art. Im Gegentheil: mit
ungeheurer Lebhaftigkeit reden sie immer als ein Ich. „Ich sähe in diesem
Gesicht", „Zu mir sprach der Herr"; und die ganze Rhetorik der Objectivirung, die sie befolgen, besteht immer darin, gerade rom Standpunkt
dieses naiven „Ichs" die Rede zu ordnen. Auch Hesekiel, der als stehende
poetische Einleitung den Menschensohn hat und sich fortwährend selbst als
einen Menschensohn im Sinne der Sterblichkeit und Menschlichkeit bezeichnet,
beginnt stets:
Und des Herrn Wort geschah zu mir und sprach: „Du, Menschensohn . . ." Das naive Ich ist der Träger des Citats, des Selbst^bjects, zu dem gesprochen wird.
Man erkennt das ganze siebenzehnte Cavitel des Johanres-Evangeliums
eben daran als unecht, daß Jesus hier in cäsaristischer Weise sogar von sich,
im eigenen Namen, nicht citirend, als von Jesus spricht. Neben anderen
Gründen natürlich. Der Aramäer Jesus hätte in jeder anderen Redeforni

sich bewegen können, nur nicht gerade in dieser spätlateinischen, wo schon
das Griechische genothigt wird zu latinisiren und sich in eine Forin zu
zwängen, die ihm von Haus aus ebenso wenig natürlich ist wie dem
Deutschen und Hebräischen.
Und eben diese rednerischen Umstände ergäben, daß Jesus, wenn er
vom Menschensohn immer in der dritten Person, ohne Jch-Vermittelung
spricht, eben auch nur in den seltensten Fällen sich selbst im Auge hat und
haben kann. Das Dritte, wovon er spricht, das Object seiner Rede ist
der Menschensohn, d. h., getreu den alten Schriften der Mensch, die Menschheit an sich, das Schicksal und der sittliche Körper der Menschheit, die
Gegenwärtigkeit der Menschheits-Jdee, Alles — nur nicht etwa gerade Jesus
von Nazareth selbst.
Die Schreiber der Evangelien haben ja freilich dies schon gar nicht
mehr verstanden. Sie schreiben die Gedanken, Aussprüche, Gleichnisse, die
„Maschale" des Jesus von Nazareth ab unter einer vorausgesetzten Meinung,
die unterdessen Paulus aufgebracht hatte. Sie deuten daher auch eine
Reihe von Aeußerungen des Jesus über den Menschen ganz in ihrem Sinne.
Auch tragen nur die in Matthäus und Johannes mitgetheilten Reden sowie die Gleichnisse im Lukas das Gepräge, daß den: griechischen Uebersetzer
ein aramäisches Original vorlag. Alles Andere, Epische trägt sprachlich das
Gepräge, daß man nach einer griechischen Übersetzung arbeitete und nun
sehr oft die Begriffe vertauschte und mehr in griechisch freier Uebertragung
die Reden des Jesus fortpflanzte.
Immerhin ist uns aber so viel von den Lehren Jesu erhalten geblieben, mit den unmittelbaren Spuren der aramäischen Originalsprache,
daß wir vollständig in der Lage und, die Meinungen dieses Mannes zu
verstehen, da die Septuaginta ein Kontrol-Lerikon fast aller Worte Jesu ist.
Und da ergiebt sich denn, daß der Menschensohn, d. h. die Menschheit
und der Mensch, indem Jesus von ihm immer als vom Gegenstande seiner
Gedanken spricht, der wichtigste und mächtigste Begriff seiner Lehre ist.
Jesus, gefragt, ob er sei Christus, der Gottessohn, antwortete unter
Anspielung auf die Daniel-Allegorie von dem Reiche, das aussehen soll wie
eines Menschen-Sohn:
„Du sprachest. Darüber hinaus sage ich Euch: von jetzt ab werdet
ihr die Menschheit sitzen sehen zur Rechten der Kraft und kommen in den
Wolken des Himmels."
Jesus benutzt also die Idee des Daniel, jn, er benutzt sogar die besondere Ausmalung, daß dieser „Menschensohn" in den „Wolken des Himmels"
daherkommt. Daß hierbei nicht etwa nn ein Jenseits gedacht ist, daß diese
Himmelswolken ganz richtige, malerische Wolken sind zur rhetorischen Hebung
der vorgetragenen Idee, ergiebt sich aber eben aus Daniel selbst, wo eine
unzweideutige, durch kein theologisches Sopbisma umzustoßende Deutung der
ganzen Ansvielung steht.

Wer in Bildern denken kann, sieht sofort, was Jesus nieinte. Von
jetzt ab — man beachte diesen Umstand — solle die Menschheit ihre höchste
Kraft entwickeln. Der Gedanke der Menschheit kommt in den „Wolken des
Himmels", wie es bei Daniel das humane Reich des Judenthums war.
Für Jesus ist es das Reich der höchsten Menschenkraft überhaupt. Die
höchste sittliche wie geistige Kraft der Menschheit soll von jetzt ab kommen
und in der Welt wirken.
In diesen: Sinne enthalten die Cavitel 24 und 25 des Buches, das
unter dein Rainen des Matthäus geht, größere, zusammenhängende Ausführungen über diesen Menschheitsbegriff des Jesus. Sie sind in den
Formen der Daniel'schen Allegorien, der phantastischen Gleichnisse gehalten,
die man mißverständlicher Weise wohl auch Prophetieen nennt.

Das im 24. Cavitel berichtete Phantasiegleichniß schildert das Kommen
des Menichensohns, d. h. die Berwirklichung der Menschheit als sittlicher
Begriff und als Welt-Anschauungs-Grundlage.
„Wie der Blitz ausgeht vom Aufgang und scheint bis zum Niedergang,
so wird die Gegenwart der Menschheit sein," sagt Jesus in dieser ganzen
großen Ausmalung. Luther übersetzt fälschlich: Die Zukunft des Menschensohns." Es steht da die Gegenwart.*) Wie der Blitz überall gleichzeitig
über das ganze Firmament hin aufstrahlt, so wird sich die Gegenwart des
Menschlichen, der Menschheit allüberall verwirklichen.
Man stelle sich einen Augenblick vor, Jesus habe mit diesem Gleichnis;
nicht die Erscheinung des Menschlichen und mit seiner Nutzanwendung den
Christus geineint, den Messias.
Hielt er sich selbst für Christus, so brauchte dieser doch gar nicht erst
zu kommen, sondern er war schon da. Welch' ein Widersinn, wenn er zum
Hohenpriester sagt: „Von jetzt ab werdet ihr diesen Christus kommen sehen
in den Wolken des Himmels," wo ne ihn doch schon Jahre lang gesehen
hatten. Wie sonderbar, wie unhebräisch, daß er, der Christus, von sich in
einer dritten Person spricht und sich auf einmal „Menschensohn" nennt, da
man ihn doch frug, ob er „Gottes-Sohn" und „Christus" sei. Wie sonderbar dann auch die ganze vermeintliche Provhetie vom Erscheinen des Messias
in Zukunft, von dessen Zeitpunkt Niemand Näheres weiß, nicht einmal die
Engel, sondern allein der Vater.
Man hat ja, unter diesen Schwierigkeiten, es auf eine Wiederkunft
des Messias gedeutet, aber wie unverständlich, wenn dann eben dieser
Messias sagt '(V 23): „Wenn dann (bei dieser zukünftigen Erscheinung des
Messias) Einer zu Euch sagt: „Siehe, hier oder dort ist der Messias," so
glaubet nicht," weil Pseudo-Gesalbte und Pseudo-Provheten die Menschen

*) .Ankunft' kann man nicht übersetz:,,, weil die vorhergehenden Sätze mit dem
»siehe, hier ist Christus" die gesuchte Gegemvart bereits voraussetzten.

init solchen Behauptungen täuschen würden. Nicht in der Kammer, nicht
in der Wüste würde in Wahrheit dieser Christus sein, sondern dem überall
leuchtenden Blitze gleich.
Nun, all' diese Räthsel sind gelöst, sowie man den Menschensohn nicht
als den Messias, sondern als einen Gegensatz zuin Messias und Mesmsglauben aussaht. Und man muß es, weil grammatisch ron einer Wiederkunft überhaupt keine Rede ist, sondern von einem bloßen Erscheinen geredet wird, dessen Zeitpunkt Niemand wisse, weshalb man immer und zu
jeder Zeit in sittlicher Bereitschaft sein solle. Schon vorher hat Jesus gesagt
(V. ö), daß Biels auf seinen Namen hin kommen und sagen würden, er
sei der Christus, womit ne Viele täuschen würden. Denn an der betreffenden
Stelle ergiebt sich rein grammatisch, daß die Wendung: „Sie sagen, ich
bin der Christus," ron Jesus auf sich bezogen wird. Wäre die ursprüngliche Meinung, die Betreffenden gäben sich im Namen Jesu selbst für Christus,
aus, so würde nachdem sagen Xe-^vrez wahrscheinlich ein „daß" stehen (Xe^vr-:;
ö'n). Auf den Namen Christus hin aber zu behaupten, man wäre Christus,
ist ein Unsinn, weil Christus schon gar kein Name ist. Es wäre dann zu
denken, sie behaupteten auf den Namen Jesus hin (eni) ne wären der
Christus, denn Jesus ist wirklich ein Name. Aber auch dies wäre absurd,
denn Leute, die so kühn sind, sich selbst als Messias zu bezeichnen, die hätten
doch weit eher ein Interesse, ganz und gar nicht auf den Namen Jesus nch
zu berufen. Nun bedeutet aber die Wendung „auf meinen Namen hin"
im Hebräischen so viel wie „auf mein Ansehen, meine Autorität OP) hin",
und es ist ganz absurd zu denken, irgend Jemand könne sich auf Jesu (oder
Christi als des Sprechers) Autorität hin selber Christus nennen!
Grammatik und Logik ergiebt an der betreffenden Stelle vielmehr den
Umstand, daß Jesus meint — was er auch schon selbst erlebte daß
Biel? auf sein Ansehen hin behaupten würden, er märe der CKristus.
Und gerade das erklärt er für Täuschung. Er will sagen, Pseudo-Messiasse
und Pseudo-Propheten und Alle die, die sagen: hier oder dort ist Christus.
Wenn sie behaupten, in der Wüste sei er, so ist das ebenso wenig glaubwürdig, als etwa im Zimmer; sondern an seiner Stelle wird vielmehr
der Menschheitsgednnke, der Mensch überall sein, wie der Blitz überall
gleichzeitig ist.
In der dritten Person spricht Jesus auch ron diesem Menschheitsbegrifs in dem berühmten Phantasiegleichniß, welches zugleich die praktische
Begründung seiner Lehre von der Liebe enthält. Hier wird geschildert,
wie der Menschensohn, d. h. die personificirte Menschheit, die Böcke von
den Schafen sondert, wie eine Statistik aller bösen und guten Thaten aufgestellt wird, und die denkwürdige Schlußfolgerung lautet: Wahrlich, ich sage
Euch, so weit Ihr auch nur Einem das Geringste von Diesem thut, habt
Ihr es wir gethan.

Man sieht ohne Weiteres, daß hier Menschensohn das alte Wort für
die versonisicirte Menschheit ist. Man thut der Menschheit an, was man
im Guten oder Schlimmen auch nur Einem anthut. Jede gute oder üble That
wird auf die Begriffseinheit, auf die sittliche Idee der Menschheit bezogen.

Denn in jeden? einzelnen Menschen lebt ja die ganze vorvergangene Menschheit
physisch wie geistig mit und der Menschheitsbegriff dazu. — Wäre dieser
Menschensohn der Messias, der Gesalbte, der Christus, welch eine sonderbare mystische Person müßte das sein! Im besten Falle macht man dann
eben das Wort Christus, wie es von vielen vorgeschritteneren Theologen
geschieht, zum Namen für einen sittlichen Gesammtbegriff. Aber es ist
dann sicher das einzig Richtige, auch gleich das Wort zu brauchen, welches
Jesus selbst braucht, nämlich: Der Mensch als Name für die im Einzelmenschen verkörperte Gesammtmenschheit.
Im selben doppelten Sinne, der sich schon aus der hebräischen wie
der griechischen Wortbildung ergiebt, sehen wir das Wort Menschensohn in
dem von den Evangelisten gänzlich mißverstandenen Worte, das Jesus gebraucht:
„Der Mensch muß emporgehoben werden!" (^ei, ^«S^v«,,ulov
is» ävS^wTiQv). Dieses Wort wird fortwährend citirt, es ist eines der
populärsten Worte des Jesus gewesen. Die späteren Evangelienschreiber
sind auf den wundersamen Einfall gekommen, den Satz: „Der Menschensohn muß erhöht werden," auf die nachmalige Kreuzigung Jesu zu beziehen. Die Erhöhung, die Einporhebung wird wörtlich genominen, Jesus
wird zum Menschensohn gemacht, trotzdem er von ihm als von einein Redeobject in der dritten Person spricht. Und dann wird das „Erhöhen" auf
die Annagelung cm's Kreuz gemünzt. Das Wörtchen „er muß erhöht
werden" wird in ein „er wird erhöht werden" prophetisch vernachlässigt.
Welch' eine Anstauung von grammatischen Verkünstelungen! Wie ungenießbar, die „Erhöhung" als eine wörtliche, eine Hochnngelung an ein
Kreuz aufzufassen, wo das Hebräische das Wort „erhöhen" hundertfach sittlich
versteht!
Und in Wirklichkeit, welch' schönes grammatisch richtig und einfach
übersetztes Wort: „Der Mensch muß erhöht werden!" „Der Mensch muß
emporgehoben werden!"
Ja, es war der große leitende Grundgedanke aller ethischen Lehren
des Jesus, daß der Mensch und die Menschheit auf einen höheren Standpunkt emporgehoben werden müsse. Emporzüchten, sittlich emporbilden wollte
Jesus die Menschheit. Ja, an einigen Stellen im Johannes-Evangelium bezeichnet er die Hochhaltung des Menschheitsbegriffs und der Menschheitsidee
geradezu als den Weg der sittlichen Befreiung des Menschengeschlechts.
Ein bekannter neuester Philosoph ist ja zu ähnlichen Anschanungen gekommen. Aber freilich führt er seinen Gedanken nicht entfernt mit der
ethischen Tiefe aus, die statt dessen bei Jesus herrscht. Dieser Philosoph

war sich indessen augenscheinlich sehr gut bewußt, daß er seine Aver«,'U5
eben bei Jesus entlehnte, wie er sie auch sonst bei Aristoteles, Aristophcmes,
Sophokles ja, bei Zarathustra und so manchem alten Weisen entnahm und
rhetorisch ausbeutete.
Wer die wahren Gedanken und die ethische Lehre, die Jesus von
Nazareth brachte, wirklich verstehen will, der wird gut thun, alle Sätze mit
der hier gegebenen Uebersetzung eines Hauptbegriffes zu lesen und zu verstehen. Er wird eine Lehre entdecken von größter Schönheit und Tiefe,
die unversehrt fast neunzehnhundert Jahre hindurch erhalten ist. Wie die
Weizenkörner, die man in egnptischen Gräbern findet, nach jahrtausendlangem Begräbnis? wieder zuin Blühen gebracht worden sind und Halme
getrieben haben — der Entdecker des Codex Sinaiticus besaß z. B. solche
Halme — wird man auch die Lehre des Jesus aus ihrem dogmatischen
Begräbniß, aus ihrer paulinischen Mumificirung unter Anwendung der hier
gegebenen Uebersetzungswinke sich zu einem Gebilde gestalten sehen, zu dessen
vollem Verständniß erst unsere Zeit herangereift ist. Und ivir haben dieses
Gebilde, unter treuer Uebersetzung, in zwei ausführlichen Werken bereits
dargestellt.

Gedichte.

von
Sigmar Mehring
— Berlin. —

Das Mädchen von Arles*).

Nach dem proven^alischen des Frtt6ric Mistral.

zs ich euch sag' — ich schwör' darauf,
Das Mädel mit den weichen Haaren
war 'ne Prinzessin. — Merkt nur auf:
Sie kam aus Arles mit zwanzig Jahren.
Ich habe sie zuerst geseh'n
Im Tümpel steh'n —
Bis an die Hüften,
Wo sie im heißen Sonnenbrand
Sich Binsen schnitt mit flinker Hand
Zum Käse lüften.
„Mein liebes Rind! Soll denn durchaus
Die Sonne deine Ivänglein bräunen?
V ruh' mit mir am Waldquell aus.
Den grüne Sträucher hoch umzäunen."
„— Li, guter Freund, im Sonnenschein

Reift Rorn und wein,
Ich bleib' im Tümpel.
Mein Kopftuch schützt mich vor der Gluth.
Geh' nur, Für dich ist Schalten gut
lind für die Gimpel."

*) Arles an der Rhone, größere Stadt an der wefigrenzc der Provence.

„Mein liebes Kind, wenn dein Gcmüth
Auch zart ist, — rauh sind deine Worte I
Bist du von fürstlichem Geblüt?
Stammst du von einem hohen Vrte?"

„ — Li, guter Freund, beinah! Ich bin
Arlesierin.
Du stammst aus öder»
Gebieten wohl? Man sieht dir's an!
Du mußt gewiß als Angelmann
Stockfische ködern."

„Mein liebes Kind, wo wohnest du?
V laß um deine Gunst mich werben I
Ich fühl' es, dir gehör' ich zu.
Bis Einer von uns Zwei'n muß sterben."

„ — Li, guter Freund, beim Milchverkauf
Halt' ich mich auf
Zn allen Gassen.
Mein Bräutigam versieht das Vieh.
<Lr spürt mir nach, wie Jäger, die
Auf Schmuggler passen."

„Mein liebes Rind, das hör' ich gern.
Laß an dem Bräut'gam dir genügen.
Du bist zu brav. Und mir liegt's fern.
Dir etwas Schlimmes zuzufügen."

— „Recht fo l Denn letzt schwor wilden Blicks
Beim clrucifix
— 's ist nicht gefabeltl —
Mein Bräutigam: wer je nach dir
Nur schielt, wird mit der Forke hier
Gleich aufgegabelt."

Trost.

Aus dem Französischen des Zean Richexin.

Unsel'ge Armuthl Nur das Gold macht glücklich.
Ruhm, Frohsinn, Macht steh'» in des Reichthums Solde.
Hochmüth'ge Nasen röthen sich vom Golde.
Und Gold verdeckt den schlimmsten Aussatz schicklich.

Der Reiche wünscht, — da hat er's augenblicklich.
Der ältste wein gehört dem Tugendbolde,
Der feinste Bissen und die schönste Holde,
Prunk, Pferde, — was nur irgend scheint erquicklich.

— Sei's drum. Die Armen, wie sie Noch umschäume,
Sie Kaden auch ihr Glück: Gesang und Träume.
Die sie mit wonnigem Behagen hüten.

Wie Manche jubeln, schau'n sie nur von ferne
Des Frühlings Scheidemünze: kleine Blüthen,
Des Himmels Silberstücke: Mond und Sterne.

Verlangen.

Aus dem polnischen des Kazimierz Tetmajer.

Könnt' ich doch endlich einmal meltverlassen
Traulicher Rede, Freundin, mit dir pflegen!
Könnt' ich doch endlich deine kiand umfassen.
An meine Schulter zart dein Köpfchen legen!
Könnt' ich doch endlich still mit dir genießen,
leglich Stück Brot und Wonnerausch und Thränen,
Jeglichen Pulsschlag, der das Blut macht fließen . . . .
Aber mein koos ist's, ewig mich zu sehnen!

Der schmerz.

von
L Fürst.
— Berlin. —

inen hartnäckigen, unzertrennlichen und unliebsamen Begleiter hat der Mensch von seinein ersten Lebenslage an, bis er im Alter, müde von der Erdenmanderung, sich zur ewigen Ruhe hinlegt. Es ist ein unheimlicher, geisterhafter Gesell, der ihm lautlos folgt, ungesehen, ungehört. Nicht wie der Schatten, der ilm nie belästigt und der gerade im

hellen Sonnenschein auftaucht, als wolle er daran erinnern, daß auch dos
sonnenhelle Glück seine Wandlungen erfahren kann. Nein, gerade wenn sich
die Sonne verhüllt, wenn es trübe und düsterer um den Menschen wird,
dann nimmt er diesen Begleiter wahr — es ist der Schmerz. „Ick bin
da! Ich folge Dir! Ich lasse Dich nicht bis an Dein Ende! Und auch
wenn Du mich nicht siehst, nicht hörst oder fühlst — es kommt ein Augenblick, wo ich Dir doch die Hand auf die Schulter lege — ich, der Schmerz!"
So flüstert ihm dieser, selbst wenn der Mensch von ihm frei zu sein glaubt,
leise zu.
Der Schmerz gehört zu den nothwendigen und unerwünschtesten Attributen jedes Menschen. Niemand kann sich rühmen, den Schmerz nicht
kennen gelernt zu haben, stets schmerzfrei gewesen zu sein. Weder Rang,
noch Macht, noch Neichthum schützen vor ihm: der Hcckste wie der Niedeiste
müssen ihn zeitweilig erdulden, und wen» sich auch der Begüterte ihn oft
erleichtern kann und der Arme ihn um so schwerer empfindet, weil ihn noch
andere Schmerzen bedrücken — erspart bleibt er Keinem, und nur wenige
edle, vornehme Naturen können behaupten, daß sie Anderen mit Bewußtsein
nie Schmerz verursacht haben, wenn auch lediglich seelischen Schmerz.

In physischem Sinne ist das Schmerzgefühl Nichts als eine ungewöhnlich gesteigerte Empfindung, also keineswegs etwas Apartes. Wir empfinden fortwährend äußere oder innere Veränderungen unserer Körperfunctionen. die ja in unaufhörlicher Thätigkeit, in unausgesetzter Berührung
mit der Außenwelt sind. Wir werden auch vieler Empfindungen bewußt;
aber diese erscheinen uns nicht unangenehm, nicht störend oder gar schmerzhaft. Im Gegentheil erwecken sehr viele auf uns wirkende Reize, mögen
sie nun ausschließlich durch die sensibel« Nerven zum Rückenmark fortgeleitet
werden oder durch dessen Bahnen bis zur Hirnrinde dringen, mögen sie
einfache Reflexe auslösen oder, von unseren: Bewußtsein wahrgenommen,
der Ausgangspunkt von Vorstellungen werden, nur angenehme Empfindungen,
das, was die Physiologie „Lustgefühle" nennt. Eine leichte Berührung
unserer Haut, ein Darttberstreichen mit einer Flaumfeder oder einer Korn-
ähre berührt uns in der Regel nicht unangenehm; das Sonnenlicht, ein
Orchesterstück, ein Parfüm können Lustgefühle in uns erwecken. Wenn
unsere Haut aber gekratzt oder gedrückt, wenn wir über ein grell belichtet
Schneefeld wandern, dicht vor einem vollen Militair-Orchester sitzen, das
seine Fanfaren hinausschmettert, oder concentrirte ätherische Oele riechen,
so werden diese Eindrücke graduell gesteigert. Sie überschreiten die für
unser Wohlbehagen noch zulässige Reizschwelle, das für ein Lustgefühl noch
maßgebende Maximum. Dies wandelt sich in ein Unlustgefühl um, ja
bei quantitativer oder qualitativer Zunahme der Reize in ein Schmerzgefühl.
Ob Jemand eine gemisse Summe von Reizen als Schmerz empfindet,
hängt ganz von seiner Individualität ab. Mancher ist so dicifellig, so
wenig empfindlich, mit einer so langsamen Nervenleitung begabt und von
so träger Perception, daß die Grenze, an welcher ihm Empfindung zum
Schmerz wird, weit hinaus gestreckt ist. Es dauert bei ihm lange und
muß ihm schon stark kommen, wenn ihm Reize Unlustgefühle erregen sollen.
Ein Anderer wieder, der feiner organisirt ist, empfindet zwar mätzige Reize
schon so, datz die Grenze des Schmerzes erreicht wird. Aber sein Wohlbefinden wird dadurch nicht alterirt. Ter „süße, holde Schmerz" der
Dichter, welchen die Seele bei manchen Situationen empfindet, ist kein
Widerspruch in sich; es deutet ein Schwanken zwischen Freud und Leid,
ein Ueberwiegen des Angenehmen über das Unangenehme an. Es ist ein
Weh, in welches sich auch wohlthucnde Empfindungen oder Erinnerungen
mischen. Auch der physische Schmerz kennt solche Mischformen, in denen
das Unlustgefühl zwar rorheinden, aber durch Lustgefühl gemildert ist. Für
einen Dritten wieder iind die Grenzen, wo bereits das Mcximum der Reize
Schmerz erregt, enger gezogen, als beim normalen Menschen; schon geringe
Reize können eine zu ihnen in keinem Verhältnis; stehende starke Empfindung,
ja selbst Schmerz bewirken, ein Zustand, den wir als Empfindlichkeit, als
Hyperästhesie bezeichnen.

Da der Schmerz das Ergebniß eines Reizes ist, der auf sensible
Nerven einwirkt, so können alle Theile des Körpers, welche
solche Fasern enthalten, zun: Ausgangspunkt eines Schmerzgefühls werden.
Mit Ausnahme der gänzlich hornartigen Gebilde, der Haare und Nägel,
giebt es kein Organ, welches nervenlos ist, und so kommt es, daß thatsächlich jeder Theil unseres Körpers „schmerzen" kann. Wenn Jemand angiebt, er empfinde Schmerz bis in die Haarfpitzen oder beim Druck des
Stiefels auf einen Nagel, so ist dies insofern eine Täuschung, als ihn die
Nerven der Kopfhaut bei Neuralgien, die Nerven einer entzündeten Nagelwurzel schmerzen, sobald dieselben auch nur indirect gereizt werden. Aber
im Uebrigen kann die Haut, können die Sinnesorgane, die Muskeln, Sehnen,
Knochen und Gelenke, die Zähne, die Verdauungsorgane, die Leber u. s. w.
Ursprungsstelle des Schmerzes sein, wie wohl schon Jeder an nch erfahren
hat. Das eine Organ wird häufiger und stärker, das andere seltener und
schwächer zu schmerzhaften Empfindungen gereizt sein, je nachdem es reicher

oder ärmer an Nerven und an hochgradigempfindlichen Nerven-Elementen
ist. Aber keines ist davon ausgenommen, bei entsprechenden Reizen auch
Schmerz zu erregen. Bei der Haut-Oberfläche, die ja durch ihre weit
verzweigten Endigungen der sensiblen Nerven, durch deren oberflächlichen
Verlauf, durch ihre eigenartigen Endorgane (die Pacinischen und Tast-Körperchen) das Empfindungs-Organ psr excellenLS ist, zeigt sich das Dastund Empfindungsvermögen an verschiedenen Gebieten sehr verschieden. Dasselbe gilt von den ihr zunächst liegenden
Schleimhautgebieten, wie der Bindehaut des Auges, der Nasenhöhlenschleimhaut, den Lippen, der Mundhöhle :c.,
in deren Gewebe sich ebenfalls feinempfindliche Nerven-Endkolben befinden.
Von den Hauptpartieen sind bekanntlich die der Hände, der Finger, der
Fingerspitzen, der Fußsohlen ganz besonders für feine Empfindung eingerichtet,
im wahrsten Sinne des Wortes Tastorgane, ebenso wie die Lippen des
Säuglings als Tastorgane benutzt werden. Diese Organisation, welche das
Empfinden feinster Eindrücke ermöglicht, ist natürlicher Weise auch die Ursache erhöhter Schmerzemvfindlichkeit. Wenn wir noch daran erinnern, daß
nach den neueren Forschungen die Oberhaut unseres Körpers wahrscheinlich
für Druck, Kälte und Wärme gesonderte Empfindungs-Punkte und Nervenfasern besitzt, so leuchtet ein, daß wir eine feinempfindliche,
mit überall vertheilten Endorganen und specinschen Leitungen ausgestattete Hülle besitzen,
und es ist deshalb kein Wunder, wenn die Haut die Quelle unserer meisten
Schmerzen ist. Dadurch ist sie aber auch unser Schutz, und wie die Tnsthaare und Fühler mancher Thiere diese ror schädlichen Einflüssen bewahren,
vor Gefahren warnen, so übernimmt für uns die Haut diese Rolle, und der
getreue Wächter ist der „Schmerz".
Der Schläfer, dem eine Fliege U'er die Nase läuft, übertäubt dies
ihn reizende Jucken oft durch einen stärkeren Hautreiz, der fast nn das
Schmerzhafte heranreicht. Er kratzt sich an derselben Stelle. Halten wir

längere Zeit ein Stück Eis in der Hand oder ergreifen mir einen heißen
Teller, so empfinden unsere Finger einen Temperaturschmerz. Ein Funke,
der uns auf die Hand fliegt, erregt schon Schmerz, und um so mehr eine
größere Brandwunde. Schon der feine Nadelstich wirkt schmerzlich — ganz
wie die Nadelstiche im socialen Leben oft schmerzlicher sind, als derbe Hiebe
mit dem Stock. Eine Schnittwunde, eine Contusion, ein Mosquito- oder
Bienenstich, ein Biß oder Stoß, ein Druck oder Reiben der Haut schmerzt
— kurz in allen solchen Fällen ist im Gebiete von Hautnerven ein mechanischer, thermischer oder chemischer Reiz die Ursache des Schmerzes, sein Ausgangspunkt. Hier setzen auch dann in der Regel diejenigen Maßregeln
ein, die wir zur Linderung des Schinerzes ergreifen. Unwillkürlich und
mit sicheren! Jnstinct streichen oder drücken, kühlen oder benetzen mir die
Stelle. Wer sich an die Stirn gestoßen hat, reibt diese Hautpartie, und
schon mancher Bluterguß ist durch solche Selbstmassage rasch wieder beseitigt
worden. Wer sich durch einen Fall das Knie wund geschlagen, legt kalte
Compressen auf oder wickelt eine nasse Binde fest darum; er fühlt, daß er
den Schmerz an seiner Ursprungsstelle angreifen muß. Das Bestreichen
der Schläfen mit dem Migränestift kühlt die congestionirte Hautpartie und beruhigt dadurch deren Nerven; selbst wenn die fleißige Nadelkünstlerin nach
einen: Stich in die Fingerkuppe diese in den Mund führt und befeuchtet,
thut sie dies, weil ne weiß, daß sobald die örtliche Verletzung eines Nerven-
ästckens dadurch beruhigt wird, auch die centrale Schmerzemvfindung
schneller weicht.
Von den Sinnesorganen wissen mir, daß zu heftige Sinneseindrücke
neben der specifischen Erregung der Nervenendigungen auch sensible Fasern
erregen. Die blendenden Reflexe einer von der Sonne beleuchteten Fensterscheibe, die durchdringenden Geräusche eines über die Schiefertafel geführten
Stiftes, der ätzende Dampf einer rauchenden Salpetersäure, mit der wir
eine Warze entfernen, ein Schluck alten Whiskys und ähnliche Dinge können
dem einigermaßen sensiblen Menschen örtlichen Schmerz erzeugen. Auch die
ärztlichen Eingriffe bewirken dies, z. B. das Legen eines Senfpapiers, das
Einführen eines Instruments in die Nasenhöle oder in die tieferen Gebiete
des Gehörorgans. Ein winziges glühendes Kohlenpartikelchen, das aus dem
Schlot der Locomotive auf die mit feinen Nerven-Endknövfchen versehene
Hornhaut des Auges gelangt, verursacht heftige Schmerzen.
Merkwürdiger Weise sind Gehirn und Rückenmark an und für sich
gegen chirurgische Eingriffe wenig empfindlich, sobald keine sensiblen Nervenfasern mit betroffen werden. Ueberangestrengte oder gequetschte Muskeln,
die sonst nur das dem Naumnnn dienende „Muskelgefühl" besitzen, beginnen zu schmerzen; Gelenke, für gewöhnlich nicht empfindlich, schmerzen
bei Entzündung oder bei einem Stoß; in beiden Organen kommen durch
die zum Theil mit Pacini'schen Tastkörperchen versehenen Nervenenden wahre
Schmerzempfindungen zu Stande. Die Sehnen des Fnßes schmerzen nach

einein anstrengenden Marsch, die Knochen nach dem Tragen einer Last,
die cariösen Z'ähne durch zu kaltes Getränk. Ein plötzlicher harter Stoß
auf einen Nerven erregt am Ellenbogen, wie bekannt, kurz dauernde, aber
heftige Empfindung. Der gesunde Mensch hat selten von seinen Verdauungsorganen Schmerzen zu erdulden. Sie melden ihm Hunger oder
Durst an, aber sie functioniren unmerklich, für ihn unbewußt. Tritt aber

eine Störung ein, eine Reizung durch schwer verdauliche Speisen, durch einen
Gallenstein, ein Magengeschwür, eine Entzündung des Bauchfells in der
Umgebung des Blinddarms und dergleichen, so ist das erste Signal „der
Schmerz".
Es ist nicht zu leugnen, daß die Schmerzen einen verschiedenartigen Charakter haben. In einem Falle werden sie als brennend,
im anderen als bohrend und stechend bezeichnet, in einem dritten als
reißend oder bohrend, bald sind sie andauernd bald unterbrochen durch
freie Intervalle, an- oder abschwellend. Diese ganzen Bezeichnungen
sind der Hauptsache nach rein subjectiv; es giebt keine specifischen Unterarten des Schmerzes. Wohl aber ist die Schinerzempfindung nicht nur
der Reizstärke proportional, sondern sichzr auch durch die Art des Reizes
und den Bau des schmerzenden Organs qualitativ beeinflußt. Der
pulsirende Schmerz in einer entzündlich geschwollenen Fingerspitze ist Nichts
als die gesteigerte Empfindlichkeit der von entzündetem Gewebe umgebenen
Nerven, die den normalen, sonst unfühlbaren Puls jetzt fühlen. Der Kopfschmerz, der Hühneraugenschmerz, Kolik und Gicht, Zahnschmerz und eine
durch zu heiße Bouillon verm-sachte Verbrühung der Lippe find in ihrer
Varietät nur durch die Verschiedenheit des Nervenreizes und der örtlichen
Verhältnisse bedingt.
Nicht unerwähnt darf man lassen, daß auch gerade der Einfluß abnorm hoher oder niederer Temperatur bei verschiedenen Menschen sich nicht gleichmäßig äußert. Nimmt man auch an, daß alle Temperaturen
von Speisen oder Getränken schmerzen, sobald sie kälter als — 10" oder
wärmer als -5- 47° 0. zeigen, so ist doch der Temperatursinn etwas
sehr relatives. Gewohnheit übt hier einen großen Einfluß. Der Russe, der
seinen heißen Thee, der Matrose, der seinen steifen Grog trinkt, hat davon
keine Schmerzempsindung, während der solcher heißen Getränke Ungewohnte
außer Stande ist, sie zu ertragen.
Wenn ein Nerv gereizt wird, sei es in seiner Peripherie oder in
seinem Verlauf, so wird dieser Reiz stets nach den Centren des Nervensystems fortgeleitet. Er gelangt entweder, auf dem directesten, bisweilen
durch Ueberstrahlen auf benachbarte Nervenenden etwas complicirtem Wege
der vorderen (sensiblen) Nervenwurzeln in's Rückenmark und löst hier, ohne
weiter zum Gehirn aufzusteigen, dircct Reflexe aus, oder er pflanzt sich zur
grauen Nindensubstcmz des Gehirns fort,'und erregt hier bewußte Empfindungen oder Vorstellungen. Geringe Reize, welche das zum bewußten

Schinerz nöthige Maximum nicht erreichen, bleiben in der Regel, falls wir
ihnen nicht besondere Beachtung schenken, für unsere Gehirn-Perception
unbemerkt. Ueber einen Mückenstich fahren mir instinctiv mit dem Anger
und reiben unbewußt die afficirte Stelle ein wenig; ein heftiger Bienenstich aber, der eine größere Menge eines organischen Giftes in die betreffende Hautstelle gebracht hat und eine heftig entzündliche Schwellung verursacht, bringt uns den localen Schmerz sofort zum Bewußtsein. Wir wissen,
daß wir von einer Biene gestochen sind. Ein leichter Reiz bloßliegender
Zahn-Pulpa wird uns oft entgehen; ein richtiger Zahnschmerz, bei dem man
„an den Wänden hinaufklettern möchte", macht uns nicht nur unruhige
reflectorische Bewegungen, sondern läßt uns auch den Uebelthäter aufsuchen,
Etwas gegen ihn unternehmen; wir werden uns dieses Schmerzes bewußt.
Oft kann man im Zweifel sein, ob unsere Schmerzäußerungen Ausdruck
von Reflex oder bewußter Empfindung sind. Von sonderbaren Bewegungen bei heftigem Schmerz, wie Hüpfen, Uinhertanzen, Zucken,
Verzerren der Genchtsmuskeln, bis zu Lauten, Worten und dem charakteristischen
„Schmerzensschrei" giebt es eine ganze Reihe solcher Bekundungen, die fast
unmerklich die Grenze des bloßen Rückenmark-Reflexes überschreiten und zum
Theil sicher schon cerebraler Natur sind, ganz wie die Tastempfindungen
uns über die Tnstfelder und Empsindungskreise der Haut bald unbewußt
orientiren, bald bemußt aufklären. Wir empfinden, wo uns „der Schuh
drückt", gehen aber achtlos weiter; nimmt jedoch dieser Drnck überhand,
so suchen wir die Stelle auf, suchen die Ursache zu ermitteln, unsern
Schinerz zu lindern. Die Grenze zwischen Rückenmarksschinerz und Gehirnschmerz ist also vielfach verwischt.
Erreicht der Schmerz eine gewisse Stärke, so wird er zu einer
Krankheits-Erscheinung. Wir sprechen dann von Hyperästhesie oder
ron Neuralgie. Derjenige Mensch, welcher abgesehen von leichten, vorübergehenden Schmerz-Empfindungen aus äußeren Anlässen, nicht solche aus
inneren Ursachen spürt, die idiopathisch, also scheinbar ganz von selbst entstanden sind und sein Wohlbefinden trüben, fühlt sich gesund und wohl.
Sobald ihn aber ein bestimmter Schmerz befällt, der ihn beschleicht, wie
der Dieb in der Nacht, sobald er seine Organe empfindet, ihre Existenz
wahrnimmt, dann ist schon seine Stimmung, sein Wohlbehagen beeinträchtigt.
Wir fühlen in gesunden Tagen nicht in nennenswerthem Grade unsere
Muskeln und Gelenke, unser Herz, unsern Magen, unsere Leber. Wie empfinden weder unsere Zähne noch unser Gehirn. Sobald solche Empfindungen
uns bewußt werden, haben wir schon den Eindruck, daß „Etwas nicht in
Ordnung ist", und da der Schmerz meist das erste vernehmbare Symptom
ron Erkrankung ist — fühlen mir uns leidend. Hyperästhesie, !die gesteigerte Empfindlichkeit, kann sich auf das gesammte Nervensystem erstrecken,
beschränkt sich aber meist auf einen begrenzten Nervenbezirk, innerhalb dessen
schon schwache Reize genügen, um heftige Empfindungen auszulösen. Das helle

Tageslicht, der Schein der nicht vom Schirm verdeäten Lampe wirken solävn
Personen peinlich auf ihre Nchhaut, ja, sie inachen ihnen Schmerz; sie können
den Gesang eines Kanarienvogels, den Ton einer Violine, das laute Sprechen
nicht ertragen. Sie schreien schon bei der leisen Berührung einer überempfindlichen Hautstelle auf. Ein durchaus nicht übermäßig starker Geruch
von Blumen oder von Desinfektionsmitteln verursacht ihnen Kopfschmerzen
oder Uebelkeit. Kurz, ihre Toleranz gegen gewisse Reize ist verringert. Ganz
anders ist es bei der Neuralgie, wo wir es mit heftigem Schmerz im
Verlaufe eines bestimmten sensiblen Nerven und innerhalb seines Verzweigungs-Bezirks zu thun haben. Continuirlich oder intermittireno
schmerzt dieser eine Nerv; auf freie Intervalle folgen Schmerz-Anfälle, die
dann wieder in Reniissionen abklingen. Ja, der interinittirende Typus kann
so ausgeprägt sein, wie bei Malaria, wie hier die Fieber-Steigerung, so
tritt dort der Nervenschmerz zu bestimmten Stunden des Tages regelmäßig
auf; wie beim Wechselfieber liegen bisweilen 1—2 freie Tage zwischen
einem Krankheitstag, und das Chinin zeigt sich dann auch hier wirksam —
kurz, wir haben wahrscheinlich hier eine verkappte Malaria-Form vor uns.
Die nicht in regelmäßigem Typus eintretenden Neuralgien, wie wir sie,
besonders im mitteren Lebensalter und bei Damen beobachten, haben mit
solcher Jnfection Nichts zu thun. Hier liegt entweder eine vererbte neuropathische Anlage, oder eine durch heftige Gemüthsaufregungen,
Neberanstcengungen, Erkältungen oder dergleichen erworbene Disposition vor.
Bisweilen sind auch die toxischen Wirkungen des Alkohol oder des Nikotin
Schuld einer chronischen Neuralgie. Oder sie erfolgt ganz acut wie z. B.
beim „Wadenkrampf" oder beim „Hexenschuß", wenn Muskeln bei gewissen
Bewegungen einen Druck auf einen Nerven ausüben oder wenn z. B.
einzelne Muskelsehnen durch ein ungeschicktes Bücken beim Stiefelabziehen
zerreißen. Wir kennen leider die Veränderungen noch nicht, welche in den
Nerven vorgehen, wenn Jemand nn Migraine leidet, wenn Anfälle von
li« ckoulmirsux (Trigeminus-Neuralgie) ihm das Leben verbittern oder
eine Ischias ihm das Gehen erschwert, haben aber Grund, anzunehmen,
daß es sich in solchen Fällen um einen entzündlichen Vorgang im Verlaufe
des Nerven oder seiner Hü>le handelt.
Es hat wohl noch keinen normal construirten Menschen gegeben, der
sich über den Schmerz gefreut hätte. Und doch ist er oft ein werthvoller
Warner und ein Freund, der zwar manchmal ernste, bittere Wahrheiten
sagt, aber es aufrichtig meint. Bielen ist auch ein solcher Freund unwillkommen,
ganz wie der Nnglücksbote. Im Allgemeinen also steht der Schmerz im
schlechtesten Rufe, und man wünscht ihn Keinem, den man lieb hat.
Gerade damin hat es die Menschheit, in der ja leider stets auch ein
gutes Theil „Bestie" steckt, wohl verstanden, die Erregung von Schmerz
als Strafmittel zu benutzen. Von der relativ harmlosen Ruthe der
Kinderstube bis zum Kni«n auf Erbsen und dem Haselstöckchen der Schule,

ron dem Lattengefängniß bis zum Spießruthenlaufen, von der Knute bis
zur neunschmänzigen Katze und Nilpferdpeitsche, von der Bastonnade bis zur
Arbeit des Profoß hat die Prügelstrafe die kulturgeschichtlich interessantesten
Wandlungen durchgemacht. Und zahllos waren die Formen der Foltern,
die eine raffinirte, grausame Erfindungskraft ersann, um den Angeschuldigten
jedes beliebige Geständnis? zu erpreffen. Hierzu kamen jene wundersamen
Verirrungen des Selbstpeinigens, welcher die Heiligen und Bücher des
Morgenlandes, die Geißler und Flagellanten des Abendlandes zur Erhöhung
ihrer religiösen Begeisterung und ihrer Selbstzucht huldigten.
Im Gegensatz zu allen solchen Bestrebungen stehen diejenigen, welche
auf die Erzeugung von Schmerzlosigkeit gerichtet sind. Die Bekämpfung und Linderung des Schmerzes ist ron Alters her eine sehr
erwünschte Aufgabe gewesen. Psychische Waffen waren es, die man zunächst
anwandte, um die Schmerz-Empfindung zu unterdrücken, und ein religiöses
Motiv, die Ekstase der Fanatiker, der Mönche, der Derwische war es, was
diese in den Zustand einer gewissen Unempfindlichkeit versetzte. Aehnlich
wie der Hyvnotisirte hielten diese Schmerzen aus, die für jeden Anderen
unerträglich gewesen wären. Sie konnten sich Schwerter, Pfeile und Lanzen
durch die Muskeln, Nadeln durch die Wangen stoßen, konnten über Glasscherben gehen oder in geschmolzenes Metall greifen, ohne zu zucken.
Mancher dem angeklagten Märtyrer günstige Ausgang eines „Gottes-Urtheils"
mag so zu Stande gekommen sein. Solche Beispiele einer pathologisch im
höchsten Grade gesteigerten Abstumpfung gegen schmerzerregende Reize kommen
noch heutigen Tags im Orient vor. In unseren Cultur-Verhältnissen haben
mit seltenen Ausnahmen verzückter oder hysterischer Personen die Grenzen
der Schmerz-Toleranz bei Weitem nicht mehr einen so erstaunlichen Umfang.
Um so höher ist die Willenskraft bei manchen Menschen entwickelt, welche
nach den Worten des Aeschylos: „Fasse Muth! Der größte Schmerz ist
nicht ron langer Dauer!" groß im Ueberwinden sind. Sie verstehen, dem
Schmerz, der ihnen bevorsteht, fest in's Auge zu sehen und zeigen sich in
der Art, wie sie ihn ertragen, als große Charaktere. Leider sind solche
Naturen selten. Die meisten Menschen, besonders die wahrhafter Bildung
Entbehrenden, werden, sobald sie Schmerzen zu erdulden haben, unliebenswürdig, ja geradezu ungezogen gegen ihre Umgebung, während die feinere
Natur ron ihnen Beiden ihre Umgebung möglichst wenig mitfühlen läßt

und sich einen ruhigen, heroischen Gleichmuth, manchmal sogar eine heitere
Selbstbeherrschung bewahrt. Andere wieder, besonders die verwöhnten, reichen
Weichlinge, sind feige Naturen, welche keinen Schmerz erdulden können, ohne
in kindischer Weise zu jammern, und welche, wenn ihnen ein solcher zustößt,
ihn fast als eine ihnen ron Gott zugefügte persönliche Beleidigung aufnehmen, mit einem Benehmen, das etwa pgt: „Unerhört! Mir so Etwas!
Mir, der ich unbeschrankte Mittel habe, mir alles Gute zu schaffen, alles
Böse fern zu halten." Es ist für den Armen eine Art Trost, in solchen

Fällen zu sehen, daß das Schicksal seine Gaben und seine Prüfungen sehr
gerecht vertheilt und letztere Niemandem erspart.
Ist es hier die Seelenstärke, welche den Schmerz zu überwinden weiß,
so haben es die Wissenschaft und Humanität verstanden, schmerzstillende
Mittel zu erfinden und dadurch so manches Leid zu heben, manche nothwendige Operation erst möglich zu machen. Wir wissen jetzt, daß wir cm
derjenigen Körperstelle, an welcher ein entzündlicher Proceß besteht oder ein
chirurgischer Eingriff vorgenommen werden soll, durch Külte (Eis, Aetheraufsprühen, Aethylenchlorid) oder Jnjectionen von Cocain- und Morphium-Lösungen örtliche Anästhesie hervorrufen können, so daß durch Verminderung
der Neiz-Empfänglichkeit jede Schmerzempsindung für einige Zeit unterbleibt.
Wir wissen aber auch, daß wir Schmerzlofigkeit durch das Einnehmen
von Choroform und Aether, durch das Einnehmen von Morphium, Coodlin,
Trional zc. bewirken können, also auf den verschiedensten Wegen die Nerven
der Peripherie und die vorderen Rückenmarks-Nerven für einige Zeit
empfindungslos machen, in den Ganglien der Grauen Hirnrinde durch
Herabsetzung der Reiz-Percevtion vorübergehend jedes Bemußtwerden
einer Schmerzempsindung aufheben können. Diese Errungenschaften der
Heilkunde sind zu einem unschätzbaren Segen für die leidende Menschheil
geworden.
Denn der Schmerz — das ist nicht zu leugnen — ist eine Qual,
und ihn deni Menschen zu erleichtern, wird für diesen zur Wohlthat. Wie
unglücklich ist dagegen Derjenige, dem man Schmerzen nicht ersparen kann,
weil uniere Mittel doch nicht immer und bei Jedem anwendbar sind. Nickt
Alles kann der Geist ungestraft ertragen; und so sehen wir denn bisweilen
nach langdauerndn, heftigen Schmerzen Gemüths-Depression und Melancholie
oder in anderen Fällen eine bis zur Manie sich steigernde Erregung über
Denjenigen hereinbrechen, der unablässig von Schmerzen gefoltert ist.
Nicht nur der Körper hat seine Schmerzen, auch die Seele. Der
„Seelenschmerz" ist allerdings ein rein psychischer, central durch Vorstellungen
und subjective Empfindungen entstehender, nicht von peripheren Reizen fortgeleiteter Schmerz, aber, trotzdem er in seinen Ursachen weniger zu Tage
liegt, doch nicht minder eine Thatsache. Er ist ein der Menschennatur so
recht eigenes, weit verbreitetes Leiden. Von dein ersten Schinerz, den
vielleicht nur das Versagen eines Spielzeugs, das Wegnehmen einer Puppe
veranlaßt, bis zum letzten Schmerz Angesichts des nahenden Todes, des
Abscheidens von dieser Welt liegt für den Menschen eine Kette schmerzlicher
Gefühle, und manche seiner Lieblingsideen ist ihm in dieser Zeit zum
„Schmerzenskind" geworden. Die Sehnsucht, die im Heimweh eine besondere Form annimmt, der Schmerz Liebender, der in dem „er liebt mich
mit Schinerzen" einen populären, in den Liedern und Dichtungen einen
schwärmerisch-elegischen Ausdruck findet, die Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit, die Kränkung und Zurücksetzung, nicht zum Mindesten auch Selbst-

vorwürfe — alles Dies macht den Menschen zu einer Art ron „Schmerzensreich", dem „des Lebens ungemischte Freude" nie ganz zu Theil wird.
Darum ist auch das Mitempfinden von Schmerz etwas Hohes, von dem
Rückert singt:

Wenn Du willst im Mmschenherzen
Alle Saiten rühren au,
Stimme Du den Ton der Schmerzen,
Nicht den Klang der Freuden an.

Leider ist es von dieser Anschauung bis zum „Weltschmerz" und
dem Pessimismus nicht mehr weit, Reflexionen, denen sich Niemand hingeben sollte, der noch irgend welche Freude vom Dasein, von denen, die
ihm lieb und theuer sind, zu erwarten hat. Wem daher das „I^soiate
oßv.1 sveräN2ä" noch nicht zum bitteren Ernst geworden, der suche in sich
die Kraft, die psychischen Schmerzen zu überwinden, sich von ihnen aufzurichten, die Welt nicht blos durch ein trübes Glas zu betrachten. Es
sind nicht immer die Edelsten und Besten, die ihre Freuden in vollen Zügen
genießen dürfen; gar mancher Gute muß das Entbehren und Entsagen
lernen; aber auch ihm leuchten helle Tage, und oft bemährt sich ihm, daß
„der Schmerz kurz und ewig die Freude". Auch die schmerzvollsten Eindrücke mildert die Freude an der Natur. Man denke an Geibelö Worte:

Und ist der Schmerz, um den eS weint,
Dem Herzen noch so heilig,
Der Vogel singt, die Sonne scheint,

Vergessen ist er eilig.
Die Kunst hat dem Schmerz einen oft rührenden, oft erhebenden Ausdruck gegeben. Wer gedächte nicht des Spieles, der Worte, des Gesanges,
der Mimik und Bewegung hervorragender Bühnenkünstler, welche in ihrer
Darstellung des Schmerzes unsere Seele aufs Tiefste zu ergreifen, zu erschüttern mußten? Wer wäre nicht von einer warm empfundenen Grabrede
mahrhaft gerührt morden? Und wem hätte nicht eine Elegie, ein klassischer
Trauermarsch die Gefühle des Schmerzes, die auf dem Grunde seiner
Seele schlummern, aufgewühlt, um sie dann desto sicherer zu beruhigen?
Wir stehen vor dem Laokoon, vor der N!obe, vor einer schwertdurchbohrten
Madonna oder büßenden Magdalena, und unser Herz vibrirt. Ja die
Kunst hat es stets verstanden, den Schmerz zu adeln oder ihm doch einen
würdigen Ausdruck zu geben, ihn für uns zum Trost, zur Erholung zu
gestalten.
Der tiefste Schinerz ist stumm. Er findet keine Worte. Ja er kann,
wenn er plötzlich eintritt, den Menschen fast erstarren machen. Aber wenn
auch „große Seelen still dulden", wenn auch das einem edlen Fürsten zugeschriebene Wort lautet: „Lerneleiden, ohne zu klagen", so ist für Manchen
die Wehmuth, die Klage eine Erleichterung, Wo der Eine charakterfest
die Lippen schließt, die Zähne zusammenbeißt, sich in sich selbst zurückzieht.

erleichtert es dem Andern die Situation, sich auszuweinen. „Gieb Worte
Deinem Schmerz, so ist er Dir benommen. Und „Vriel ckotK mnok
lamsnt" heißt es im Hamlet. Mag manche Natur der Schmerz verhärten,
verbittern, bei den Meisten bricht gerade im Schmerz das Bessere der
Menschennatur durch. „?u f«s 1'Koinms, « ckoulsur!" Er macht die
Menschen edler, er erhebt und verklärt sie. „Leiden sollen läutern" —
und so sehen wir denn, daß auch der Atheist, dem das Wort „Gott" nie
über die Lippen wollte, im Stöhnen des Schmerzes oder in der Todesangst
die Hände faltet und wie sich seinen Lippen das Wort „O Gott" entringt.
Große Menschen sind noch im Schmerz groß; ihnen ziehen, wie Jean
Paul es schön ausgedrückt hat, „die Schmerzen nach, wie den Gebirgen
die Gewitter; aber an ihnen brechen sich auch die Wetter." Doch auch
der schlichte, bescheidene Mensch, der sich nicht zu den Großen der Erde
zählen kann, vergesse der Worte des Dichters nie:
„Daß sie die Perle trügt, das macht die Muschel krank,
Ten, Himmel sog' für Schmerz, der Dich veredelt, Dank."

iürocus.

Line Frühlingsskizze aus den Bergen.

von
Msrgs von Kentz.
— Brcslan. —

rischgrün sind Felder und Wiesen.
Gänseblümchen, Veilchen, Anemonen blühen, und die Bäume
und Sträucher haben dicke Knospen angesetzt.
Durch die Wiesen rinnen springende Wässerchen. Sie kommen ron
den Bergen, die noch im Winterschmucke prargen.
Es ist ein feines Singen und Klingen in der Luft — man weiß nicht
was es ist und woher es kommt — aber es nimmt die Sinne gefangen.
Der Wind fährt über Baum und Blatt — aber kosend, wie mit weichen
Händen.
Die Vögel junliren in die klarblaue Weite hinein. —
Die Frühlingsstimmung hat Alle ergriffen.
Die Kinder, die jetzt noch auf der harten Schulbank sitzen und botanischen Unterricht haben, und auch den Lehrer.
Knaben und Mädchen nnd in der Klasse zusammen, aber ne ärgern
und necken sich heut nicht wie sonst gegenseitig; anscheinend aufmerksam
sitzen sie auf ihren P'ützen, aber ihre Gedanken nnd weit weg.
Die Stunden schleichen so — nnd draußen lockt die Sonne, in deren
breiter Strahlenfluth der Schulstaub auf und nieder tanzt.
Vor jedem Kinde liegt ein hnlbwelkes Stränßchen der zarten Crocnsblüthen, und sie erwecken noch sehnlicher den Wunsch nach Freiheit in der
ungeduldigen Jugend.

Der Lehrer steht, mit dem Rücken an das Katheder gelehnt, vor der
Klasse.
Er hält eine der Blüthen in der Hand, aber er schaut nicht darauf
niede", sondern zum Fenster hinaus.
Zum zweiten Male beginnt er in trockenem Tone:
„Der Crocus ist ein Knollengewächs. Die langröhrigen, trichterförmigen
Blüthen kommen unmittelbar aus der Zwiebelknolle hervor. Die Blätter
des Crocus haben lineale Form und entwickeln sich gleichzeitig oder nach
den Blüthen. Es giebt etwa 50 Arten dieser Pflanzen. Die verbreitetsten
sind die auch bei uns vorkommenden Frühlingscrocusse mit violettblauen,
weißen oder gelben Blüthen. Sie gedeihen auf feuchten, schattigen Wiesen
und blühen im März und April. Aus dem gelben Crocus wird ein kostbarer Farbstoff gewonnen, der Safran, den Eure Mutter auch beim

Kuchenbacken braucht."
Einen Augenblick wenden sich die Köpfe der Kinder dem Lehrer zu.
„Lenchen Krause," fährt dieser fort, „zu welcher Art der Pflanzen
gehört der Crocus?"
Lenchen erhebt sich langsam.
Ihr Keucht trägt einen hilflosen Ausdruck, sie weiß absolut nicht, was
der Lehrer meint; erst seine letzten Worte hatten sie aus ihren kindlichen
Träumen gerissen.
Der Lehrer wartet — und die Kleine schweigt. Sie dreht sich nach
links zur ihrer Nachbarin nnd sieht diese bittend an.
„Vorgesagt wird nicht!" mahnt der Lehrer.
Es ist ganz still in der Klasse.
Auf der Landkarte, die ron der vorigen Stunde noch an der Wand
hängt, kriecht eine Fliege umher.
Lenchen Krause beobachtet das Thier, wie es in größter Eile von
Breslau nach Berlin spaziert und plötzlick, als ob es einen falschen Weg
genommen hätte, umdreht und immer auf München losgeht.
Dann fliegt es auf und gegen die Fensterscheibe.
„Setz' Dich, Helene," sagt endlich der Lehrer und wirft dem Kinde
einen strafenden Blick zu, „schreibe zu morgen als Strafarbeit zehnmal
den Satz: ‚Der Crocus ist ein Knollengewächs' in Dein Heft, aber in
Schönschrift, ohne Klecks oder Fingerspuren."
„Fritz König, sage mir, welche Form die Blätter haben?"
Fritz König guckt rasch auf die Bank, wo die Blüthen liegen.
„Eine lange Form."
„Lange Form giebt's nicht, mein Junge. Ich habe vorhin die Form
der Blätter anders bezeichnet. Sieh' Dir doch das Blatt noch einmal genau an — nun? — der Nächste — auch nichts? — weiter — setz' Dich.
Linke, von Dir habe ich auch keine Antwort erwartet. Du bist ja zu dumm,
aber Erdmann, Du könntest es wissen. — Was ist denn das heute hier?

Ich begreife nicht, was für eine Unaufmerksamkeit in der Klasse herrscht.
Ihr werdet wohl noch früh genug nach Hause kommen, wenn's aber jetzt
nicht besser wird, bleibt die ganze Klasse noch eine Stunde da. Verstanden? Ich bitte mir die nöthige Aufmerksamkeit aus — sonst —"
Das Weitere besagt das geschwungene Rohrstöckchen. Die Kinder
rücken unruhig auf den Bänken hin und her, dann betrachten sie die Crocusblüthen. Und wieder beginnt der Lehrer:
„Der Crocus gehört"
Langsam und träge schleicht die Stunde weiter. Noch einmal wird
der Lehrer ernstlich böse.
Lenchen Krause weiß nicht, was für ein Farbstoff aus dem gelben
Crocus gewonnen wird.
Sie stottert:
„Der gelbe Crocus wird zum Kuchenbacken gebraucht."
Die Klasse lacht, und der Lehrer schlägt mit dem Rohrstöckchen auf
die vorderste Bank.
„So? Zum Kuchenbacken? I das ist mir ja das Neueste. Der
ganze Crocus mit Blättern und Blüthen, Wurzel und Allem?"
Lenchens Augen füllen sich mit Thränen, und der Lehrer wendet sich
an die ganze Klasse:
„Man sollte es nicht für möglich halten. Ihr seid nun auf dem
Lande geboren und erzogen. Um Euch herum duftet und blüht es, Ihr
aber geht durch's Leben blind und taub. Wenn Ihr nur Eure Schnitte
— Josef, war die Freiviertelstunde noch zu kurz, wurdest Du nicht fertig
mit Essen, daß Du schon wieder auf beiden Backen kaust? — Eure Schnitte
habt und dann hübsch faullenzen könnt, dann ist Euch wohl. Mehr braucht
Ihr nicht. Schade um jedes Wort, das man zu Euch Dummköpfen spricht.
Alles geht zu einem Ohr hinein, zum anderen wieder heraus. Ist das
eine Wirtschaft!"
Endlich ist die Schule aus.
Bücher und Hefte sind in größter Hast in den Schulranzen hineingestopft; es darf keine Minute versäumt werden, um hinaus zu kommen in
die Freiheit.
Ist das dieselbe Klasse, die noch vor wenig Augenblicken nur gelangmeilte und schlafmützige Gesichter zeigte? Sind das dieselben Kinder, die
nichts zu sagen wußten und nichts begriffen hatten?
Ein lustiges, übermüthiges Völkchen stürmt hinaus, jeder will der
Erste, keiner der Letzte sein.
Schwatzend und lachend betreten sie die Straße, und schwatzend und
lachend geht's nach Hause.
Der Lehrer vertauschte schnell sein Schulröckchen mit einem anderen,
holte sich Stock, Hut und Plaid und wanderte den Bergen zu.
Auch auf seinein Gesichte lag ein zufriedenes Lächeln.

Er wollte doch mal sehen, ob auf den Ber,;en das Grün der Auferstehung noch nicht bald die todte Schneebrille durchbrechen würde.

Die Schaar der Kinder hat sich immer mehr zerstreut.
Auch Lenchen Krause mit ihren zwei Brüdern biegt jetzt von den
Anderen ab und geht einen schmalen Wiesenpfad entlang. Ein Wässerchen
springt neben ihnen von Stein zu Stein, und an seinen Rändern wachsen
Brunnenkresse und Napunze, und die Kinder pflücken jedes eine Hand roll
für den Vater zum Salat.
„Das ist gesund," sagt die alte Großmutter.
Die alte Frau guckt schon durch die Scheiben des kleinen Häuschens
und schaut nach den Kindern aus.
Die Eltern sind auf Arbeit, jetzt giebt's viel zu thun.
„Erst beten!" sagt die Großmutter, als die Kinder hungrig nach der
Suppe langen.
Heute sind die Kinder schnell satt.
„Komm, Großmutter, geh' mit in die Siebenhäuser, die Crocuswiese
blüht jetzt — Alles über und über blau."
Die Kinder drängen und bitten, sie ziehen die Alte am Nocke und
fassen ihre Hände. „Laßt mich doch aus, Ihr mildes Volk," sagt die Alte
etwas ärgerlich, aber sie geht doch zu der alten Truhe und holt sich eine
warme Jacke und eine andere Haube heraus. Auf der Truhe, die roth
angestrichen ist, ist ein Vergißmeinnichtkranz gemalt, den die Kinder immer
sehr bewundern.
Heut aber werfen sie keinen Blick darauf, sie fassen sich an den
Händen und tanzen einen Ringelreihen.
„Ringel. Ringel, Rosenkranz,
Der Töpper macht 'n Ofen ganz.
Er thut a Tröppel Wasser 'nein,
Ta fällt der ganze Ofen ein."
Dann wird das Häuschen fest verschlossen. Die linde Lenzluft
schmeichelt auch um der Alten gefurchte Stirn und thut ihr wohl. Die
Großmutter hat den ganzen, langen Winter im dumpfen Stübchen gesteckt,
sie freut sich nun, daß es wieder Frühling geworden ist.
Es geht nur langsam vorwärts init der alten Frau; ihre Enkel springen
immer einige Schritte voraus und dann wieder zurück zu ihr.
Jetzt sind sie auf der Höhe.
Vor ihnen liegt ein kleines Thälchen. lieAich und stühlingfrisch, und
dort leuchtet auch die Crocuswiese.
Blüthe an Blüthe reiht sich da aneinander, einen dichten, wunderbaren
Teppich bildend. — Märchenhaft sieht es ans, so im Grün der zartlila
Fleck.
Lenchen Krause guctt in stummer Andacht hinunter, auch die Brüder
sind ein Weilchen still geworden.

Dann stürmen die Kinder den Weg hinab zur Wiese hin.
Die Alte hat sich auf eine morsche Holzbank am Wege gesetzt und
schaut den Kindern zu. Lenchen ist ganz außer Rand und Band. Sie
jubelt und lacht und weiß selbst nicht warum.
Ihre Bäckchen glühen, und die Augen leuchten. Sie bringt der Großmutter jede einzelne Blüthe, so hat diese bald eine ganze Menge im Schooße liegen.
„Jetzt ist's genug," mahnt ne, „wir müssen heim. Kommt's aber
her, helst's zusammenbinden zu Sträußeln."
Und wie ne nun alle V^er fleißig binden, erzählt die alte Frau in
ihrer schlichten Weise den Kindern von Blumen- und Erdgeistern, und dann
sagt sie, indem sie eine Blüthe sinnend betrachtet:
„Es ist doch net zu fassen und net zu begreifen, wie der liebe Gott
a einzig's solck's Blümel schassen kann. Schaut's nur «mal her — was
das für a zart's, fein's Blättel hat und was für a wunderschöne Färb'.
Gar net zum Sagen ist's, was das für a Pracht ist. Nn da schlaft's
nu den ganzen Winter durch, un der Schnee deckt's fein säuberlich zu, un
wenn dann 's Frühjahr kummt, kummt's raus aus der Erden, erst mit
am ganzen klanen Spitzel un dann immer mehr und m)hr, bis 's mit
eins dasteht in sein wunderscheenen Kleidel und sagt: ‚Schaut's her, da
bin ich/ Wie a Gruß vom lieben Gott ist mir so a Frühlingsblüthel
immer vorkommen."
Die Kinder blicken mit weitgeöfsneten, erstaunten Augen auf den
Crocus in der Alten Hand, und ganz leiie, fast scheu streift Lenchen mit
dem Zeigefinger über ein Blumenblatt. Und was die trockene Auseinandersetzung des Lehrers nicht vermocht hatte, das bewirkten die schlichten Worte
der Großmutter. Eine Ahnung von der Erhabenheit der bis ins Kleinste
wunderbaren Schöpfung erfüllt ihr kindliches Gemüth.
Zu Hause erinnert die Großmutter an die Schularbeiten.
Lenchen zieht ein Mäulchen und kann sich nicht gleich entschließen.
Seufzend holt sie die Büchertasche und wirft ne auf den Tisch, daß
es kracht. Ihre Feder kritzelt, und das Kind stöhnt beim Schreiben.
Die Buchstaben werden etwas steif, aber endlich steht es doch zehnmal dn:
„Der Crocus ist ein Knollengewächs."
Die Kinder gähnen, die Frühlingsluft hat müde gemacht.
Auch die Eltern sind müde nach dein arbeitsreichen Tag.'.

Bald liegt Alles im tiefen Schlafe.
Aber auf dem Fensterbrett, der Eommode, überall leuchtet es von
zarten Müthen. Lenchen Krause lächelt im Traum, denn ein Englein ist
bei ihr und erzählt ihr von Gott und seinen Blumenkindern, und Lenchen
sagt im Schlafe ganz laut: „Der Crocus is a Gruß vum lieben Gott."

^llustrirte Bibliographie.
Au«: Theodor W
Berner Ober
Anno oaiumal.
undt, Die Zungfrau und
land. Berlin Roinmnd Mitscher.
Dir Auiigfrau und das Berncr
Lberland. Von Theodor
Wim dt. Herausgegeben von
der Scction Berlin des deutschen
nlid österreichischen Alpenvereins.
Berlin, RaiinundMitscher.
Die Empfänglichkeit für den
Zauber, die majestätische Größe
des Hochgebirges ist im Wesentlichen eine Errungenschaft dieses
Jahrkunderts. Dem Menschen
der Antike waren Gebirge und
Wälder Orte des Schreckens, und
auch das Mittelalter und die
Renaissance standen ihnen fremd
und gleichgiltig gegenüber. Selbst
Rousseau, auf den man doch die
Erivecknug des modernen Naturgefühls zurückzuführen Pflegt, hatte
für den Zauber des Hochgebirges
keine Empfindung. „Rousseaus
Nnturschilderungen bewegen sich
fast ausschließlich im Vor» und
Mittelgebirge: in die Gletscheiwelt
der eigentlichen Hochalpen scheint
er sich niemals eingelebt zu liaben,
obwohl er jahrelang den Montblanc
täglich vor Augen hatte; die
flüchtigen Skizzen aus dem Ober-Wallis jm der Schilderung von
St.Preux) entbehren der plastischen
Anschaulichkeit und der leuchtenden
Farbenpracht, mit deren Hilft er
den See und seine llfer, seine
Hainen und Felsschluchten in eine
Glorie unvergänglicher Poesie zu
tauch.'» weiß." (Vgl. F. Cohn:

I. I. Rousseau als Botaniker. Tie Pflanze. I 166.) Während Rousseau sich nie in dag
Hochgebirge gewagt, drang Goethe im November 177!) in daS damals fast ganz unbcsuchte
Thal von Chamonix, überstieg den Monwnvert, den l5ol de Balms, die ^vurca und den Gotthard. Tie Beschreibung seiner Schweizer Reise hat vornehmlich den tteim gepflanzt, ans dem

das Verständnis und der Sinn für die grosurt'gcn Reize dcr Alpenwelt emporgeblüht ist:
gleichwie er die Sehnsucht nach dem Lande, »wo die Citronen blühen", dem deutschen
Gemüthe unauslöschlich eingeflofzt hat. Wie ist uns seitdem diese neue Welt, deren Er>
schlicßung wir neben Anderem auch im Wesentlichen unserem größten Dichter verdank«,
vertraut geworden! Wie haben wir es seitdem so herrlich weit gebracht! Was würden
Rousseau »ud Goethe sagen, wenn sie die Schaaren von Touristen, Bergnügungsreisenden,
Alpinisten und Bergfexen sähen, die alljährlich in die Schweiz pilgern, wenn sie gar
hörten, dah die eis gepanzerten Berggiganten auch als Ziel siir Hochzeitsreisen»« diene»
müsse». Wer Wundts Buch über das Marter Horn gelesen hat, wird sich mit Vergnügen eine? solchen Paares erinnern: in dem neuesten Werke des bekannten Alpinisten
und Zchriststellers erneuern wir die angenehme Bekanntschaft des unternehmendm Ehepaares Max und Tolln, das seine Flitterwochen ouf dem Matterhorn zugebracht, »no
das wir nun ans der Wanderung durch das Berner Oberland, „die Perle unter den
Nordalpcn, wenn nicht un!er den Alpen überhaupt," rei der Besteigung des Schimborns,

des Schreckhorns, des Mönches, der Ueberschreitmig der Jungfrau ». s. w. begleiten
dürft«. — Ter Verfasser ist keiner jener fanatischen Bergfexe, denen das Bergklettern
nur eine Befriedigung der Eitelkeit oder ein: Modesache ist! ihm ist liebendem berechtigten
(Gefallen an der Erprobung der Kräfte, der Bewährung des MutheS im Besiegen der
Schwierigkeiten, ein tiefes, warmes Naturgefiihl eigen. Und der lebendige Ausdruck
desselben ist eS, der seine alpinen Schilderungen, denen auch eine Dosis erfreulicher
Humor beigemischt ist, so ansehend und genußreich macht. Natürlich läszt er auch die
Ein Blatt aus dem Fremde.ibnche der Berglihiitte,

Aus: Theodor Wund t. Die Jungfrau und da« Berner Oberland. Berlin, Raimund Mitscher,
historische Seite seines Themas nicht unberücksichtigt, so werden uns die berühmtesten Besteigungen erzahlt nnd dabei auch aus dem dunkle» Capitel der Geschichte des Alpinismus, welches die Unglücksfälle bilden, das Wichtigste mitgetheilt. Einen interlssanten Blick in die Vergangenheit lägt uns das eingeschobene Capitel „Anno Dazumal" thun und in die Zukunft der Abschnitt, der die Projecte einer Jungfranbahn erörtert, ein Unternehmen, ivelchem der Verfasser natürlich als Alpinist wie als Naturfreund keine Sympathien entgegenzubringen vermag.

Wie die früherem Werke Wundts ist auch dieses von der Verlagshandlung auf's Glänzendste ausgestattet worden. Die zahlreichen Illustrationen in Lichtdruck und Autotypie sind vortrefflich. Mögen sich Viele au Wort und Bild dieses schönen Prachtwerkes ergötzen, Belehrung und Unterhaltung daraus schöpfend und Anregung zu reinem Naturgenuß. -I-,

iigischhorn«co, pelle.

Aui! Theodor Wundt, Die Jungfrau und das Berner Oberland. Berlin, Raimund Witsch«.

Bibliographische Notizen.

«ine Lcbensgcschichte. Von Ernst Thoma. Zürich und Leipzig, Carl Henckcl sc Co.

Aus dem bisher erschienenen ersten Bande ein abschließendes Urtheil über die Erzählung zu fällen, wäre verfrüht. Was der Auwr bietet, ist ein fesselndes Lebensbild, in realistisch derber Weise, aber mit großer Kenntniß des menschlichen Seelenlebens und in sprachlich gewandter Form gegeben. An einzelnen Stellen macht der Naturalismus des Verfassers einer schwärmerischen Nomantik Platz, welche das reiche Talent des Erzählers auch nach dieser Richtung hin erkennen läßt. ^

HrnsteS und Heiteres. Erzählungen für das deutsche Volk von Emil Frommel. Leipzig, H. Ebbccke.

Das liebenswürdige Erzählertalent des bekannten und berühmten Kanzelredners ist längst anerkannt; diese kleine Auswahl feiner Erzählungen erscheint nun in zweiter Auflage. Fromme! erinnert in seinen Arbeiten an die echt volksthümliche, humorvolle, rief gemüthliche Art Hebels? die glückliche Wahl der Stoffe, die feine durchgeistigte Darstellung zeigen den künstlerischen Blick des allgemein beliebten Menschenfreundes.
vt.

Männer der Zeit Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten der Gegenwart und jüngste» Vergangenheit. Herau?, gegeben von Dr. Gustav Diercks. Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

Dieses von dem bekannten Culturhistoriker Gustav Dicrcks, dem auch diese Zeitschrift manche» vortrefflichen Beitrag verdankt, geleitete Unternehmen soll eine Reihe von Lebensbildern bringen, für deren Auswahl allein die Bedeutung der Persönlichkeit und für deren Tarstellung die Voranstcllung des Reinmenschlichen maßgebend sein soll. Tie Beiufsthätigteil

kommt hier nur soweit in Betracht, als sie für die Erkenntnis; des Entwicklungsganges und der Bedeutung der Persönlichkeit maßgebend ist. Wir begnügen uns vorläufig Mit dieser allgemeinen Anzeige des Unter» nehmens nnd behalten uns eine besondere Würdigung der einzelnen Bände vor.

Bisher sind erschienen die Lebensbilder von Heinrich von Stephan von E. Krickeberg; Alfred Krupp von Hermann Frobenius; Fridtjof Nansen von Eugen von Enzberg: Friedrich Nietzsche von Hans Gallwitz und ^rcmz Liszt von Eduard Neuß. — Die Bände sind 1« bis 20 Begen stark und mit den Portraits der betreffenden Persönlichkeiten geschmückt. Jeder Band ist einzeln käuflich. -a.

Rorwegische Rcisebilder. Erlebtes und Erlauschtes. Bon Therese Kracht. Mit vielen Illustrationen. Berlin, Ulrich Kracht.

Das Büchlein, aus freudiger und dankbarer Begeisterung für die Naturschönheiten und auch die guten materiellen Gaben Norwegens heraus geschrieben, lehrt zwar, wie die Verfasserin selbst sagt, uns nur einen kleinen Theil des Lande?, dessen

Besuch mehr und mehr Mode wird, kennen,
aber eS ist das besuchteste Gebiet und die
schönsten Punkte, die wir in ihm kennen
lernen. DciS Büchlein giebt manchen
werthvollen praktischen Wink, den Nordlondsreisende sich nutzbar machen können,
und macht durch manche ansprechende
Naturschilderung die Reiselust rege. Einzelne
kleine frauenhafte Uebey'chwänglichkeiten
muß und kann man dabei in Kauf nehmen.
Vine Bibliothek der Länderkunde erscheint im Berlage von Schall KGrund
in Berlin.
Das Unternehmen, dessen Herausgeber
Professor Dr. A. Kirchhoff und Rudolf
Fiyner sind, wird nach einem wohldurchdachten Plane in einer Reihe von Bänden
sämmtliche Ländergebiete der Erde zur
Darstellung bringen. Zu Mitarbeitern
sollen die hervorragendsten Gelehrten des
In- und Auslandes gewonnen sein. Der
das Unternehmen eröffnende Band„Antarktis"
von Dr. Karl Fricker wird von uns demnächst nner eingehenden Besprechung unterzogen werden. -I»
Da neuerdings ron unberufener Seite
litterarische und bildliche Erzeugnisse Fritz
Reuters in einer Weise veröffentlicht sind,
die, nicht im Sinne des Dichter«, auch
keineswegs den Intentionen der Erben entspricht, so ersucht der Generalbevollmächtigte
der Crbcn Fritz Reuters, Herr Curt Walther
in Eisenach, im Interesse einer würdigen,
pietätvollen Bearbeitung, alle diejenigen,
welche bisher ungedruckte Briefe, Gedichte
oder sonst Handschriftliches von Fritz
Reuter und seinem Freundeskreis besitzen,
desgleichen Bilder und Zeichnungen von ihm
oder persönliche Erinnerungen an ihn be-Kahren, hierdurch Namens der Reuter'schcn
Erben, solche Reliquien nur ihrem
litterarischen Vertrauensmann Herrn Professor vr. Korl Theodor Gaedertz, Königlichem Bibliothekar in Berlin (>V., nm
Karlsbad S pr.), für den dritten Band seines
biographischen Sammelwerkes „Ans Fritz
Reuters jungen und alten Tagen" leihweise
anvertrauen zu wollen.
LlnMMNMne «KeKer. Seüxreeduns mied änsvaKI <Ier «e>I«et!an vordeluUten.
^vttqisrwt» » Xatslo? I?o. SS, veutsel,e
I^itwrutur >,M Li>r»eKe. Ix>i>«ix, ^doik
Vel«el.
^»TSüsrudsrs, I»uclvi?, jirsiumnelle ^VerKe,
I.ies^,!« >,!sinei,N, St,,tt««rt, ,1, «, c'ott»scde IZuclilmnilwni.', Ai>el,I«I!«r,
LidliotKeK Ser IiänckerKuvSs. Herausgeber,.
von ^Iki-eü üireKKoll u, Ii,„Ioik ritüner,
IZ»n,> I. .^ntai'IiU« von Di', X»ri t'rieker.
Leriin, SelmII K Ui-nmi,
Li1S«rd«?s» kür SvKuls u. Ssri». >'«, 1 Ki»
W, Vien. Verlag der (ieseliüclmkt k, vervielkiiitigemle Kun^t.
<ZI»tp»«öS«, Rs»ö, ?«,V"KeeH<M, „»« eolonle
universiklire en Anbietern', ?«ri?, I>»>r»irie
,1« I» «oeistö <I» reene» Mneml ae» I«>s et
de» »rrvt» eto.
Oisst, Sustsv v„ kleine k)rled»i,«,°e im Z«I,re
1Ä8 und die Sleiiung de« 8t!>«t,«mi»i«lers
von Lniel^ciivingi, vor u, im den, I«,
I»«. I!e,iin, Lr„«I »iegkiied Aittier «o>,n.
Weutd«rox«I,os, Or. H,rr„ >>ie ?>,ilusniii,ie
»I» <Ue I^d«ii«u>Ii»>»8ui>« ,Ir» «rleelientl»»»»
n»f <!rnn,I ,1er MIe^maiige» ge,«ellci,i,stlici>ei>
Verl,iilt„i«?e, k!r«te t'o>ff>, XilrieK, Stern»
IItt>'r»ri«e>>e» öulietin ,ier Seiiveiü,
ü««sl, LSusrck, <ie«ei,ici,te, ,ier cnsllseken
I.itter«r,>r von ii,re» .^nsi!n^e>, >,w »nfdie
„eue«te H<'ic, Zlit einem ^n>,,'„,g i cieseiiiciite
,ier I_,itteratur Xurdmnerili«», Vierte, vdiiig
neu deordelt. XuKg. ttrkt !!, -I, S. I^e>i«Ig,
IZgedeKer.
üver», ?r»»«, ?»>Ä,iie.«e, I^'i^ieix, Verlsg
Xivl»nde vi„ge M»x 5,mKri,
?rsxtk«, <Zust»v, <!e,^>m„,e>t,'V, rke, 2, ^»11,
iu 22 Liinden, Rd. I!>, I^ ioüix, ^, IIi>?,e>,
SolctdseK, üclusrll, ^oii>« Leieltte, Leiii,,,
?u»»inzer« rZnc>,>,»,>diung,

Ssmsun, Xnut, Hunger, Roman, .^utorisirt«
v«l«i«:t^u»» »»» äem liorveslsekev von
«aris von öoreil, ö, ^nNaze, ÜUncKen,
^ii>ert LaNMN,
— Redaeteur L>»M, Roman, ^utorisirte
lleb<'iset2un? an» dem k>'orve«i»ei,en von
Uaria v»u öorel,, ZlllneKcn, Ulbert LanMN,
Savcls1s-O«rrssp«»d>sn«, Ru»»i««K-l>eutsel,e,
2um praktiseiien <ZeKra»c>> kur Oeutsciie u,
Russe» von L, ^V. Hauil. Vien, Hartleben» Verla?,
Ssrtlsdsus, ^,„ Kleines statistisekcs ?aseken-Kuck Ui,er alle Länder der Lrde, Liinkter
ÄKr«. ItW. üaod Seu neuesteu ^ng»l«n
Kearbeitet von Rrokessor Or, Lriedrici, Lmlauft, Vien, ^, Uartiebens Verlag,
— Statistiselie ?akclle Uder aiie Staaten d. Lrde.
Vien, >, Uartiebens Verl»«,
^sadrduok clsr VlusiKdidllokdsK ?etsr« llir
l«97, IV, ^akrg. UerauSMg v, L,ni> Vozel,
l^eix^ig, O, L, Retei^s,
>7s,Krdii«Ä«rt, O»» »su»»sk»rs, in Riidnissen
ete, LiekerungZ n,4, Serlin, RK»t,>gr,ipl,lseKe
liesellseiialt,
^sultseksk, Hariz,, Kreunkaiirer, Leivüig
Verla? Kreisende Ringe <»>lax SpoKri,
Oss Iclvll von Oapri. >u« der Lildennappe
Keatu» Kdeiumu», >m«usse»!de» v«u
?Keodor Mrt. UsrKurg, X. <Z. LlveN'soKe
Verl»«»bu«Ki,andlun«,
Xadssr, Lmll, Kicl,t seiileckt, Line OKaraKter-Studie, vivsden, (^ar> Meissner,
X^lsullsr Mr Äis Alltslisiler eis» DsutsoKs»
Vsrslns kllr das l,iii>ere ZlädcKensciinlvesen,
Re»ri«itet von?öekter»cl>ui,iirector SeKröter
in Spever, llerausMMd, von dem veut«eiien
Verein kllr da» Köi,ere Zl» lelienseiinlvesen,
I, ^akr«, SeKuijaKr IM8W. RrauuseKwei«,
widert LimKaeli,
Xsrr, ^lKsÄ, U,, l«i, Lln Kapitel deutselier
RoniantiK, L>>riin, d, IZnndl,
XodsU, l,oui«s v., Köni« L»d»i» II, und die
Kunst, Zlit üaklreicken, üum lKeii Kisker
voek unveröllentlieiiten l!lu»trati«ne» und
Xui»tKeil»MN. Uelerun« S, S, 4. AllneKeu,
Zo», siliert,
XrMK. vis, >l„v»t»seKrikt kür öffentlieke»
t^eden. UemusMker RieKarl Vre >e. Ko, UiS.
«eriin, vr, li, Vi-ede.
l,s,oro>^, Oireetnriuni, Oonsuitut ni»l
KgiüerreieK l7?5>—Vel«rUÄMn von
0«K»r «»rselmll von LieKerstein, lkedst ^n»
>>nn«: „^'»poleon I, in ,1er (!»ric»tur^ l^ielg, I,
lleinrieK 8aK,ni,it c»r! «UntKer,
I,^mKx, ^Vpiiorisnien eines Linsieiliers,
l^ein^ix, X'eri»g Kreisen,!,! KinM <5li« 8>>«iir>,
l^ttsr»rur«eseKl«Kts, vsutsvd » Oestsr»
rsiovlsvks Lin UN»lK»o>, «»r lZeseliiciile
der <ie»ts,'i>en NieKtuni? in öesterreicd-l^nffui,, Hilter ZliUvirKnn!; >,ei^«neigender
^«'»>>/!,'i,Nei', l.ie'rerun^g,K'ien. l?»rl?r«mine.
X. li., Vl« Miel,« und Krledr« leli mein
L»r> Zlever lUuswv l'rior),
H»«K»,?, Z^oKn Ssnr^, Zwx stirner. Sein
l>;den un,i »ein VerK, «it ,ire>
KiKlunMN, m«i,re>vn Lacsiniiios un>> einem
änkanz, Leriin, Selinster ^ l,««ni«r,
üosllsr, ll«,«, ?«>ltentlln?, Line ^«ei,ermittvocks,iici>t»n?, »ivüig, Veriaz; Kreisende
RinM <N«x SpoKr),
H^llSls», Seine Seinild, Xoveile, Slrass-Kurz, i, L, ScKiesie, ^ 8eliveiKK»r,lt,
Ha»»ss, VilKsli», Xeue» in Ssciien Xietde«!
Ist TietKen noek ?u retten? Xeues "Nist-
»seden Aäteriili un i uene Lrmittelun?ei> ^ls
^'nteris^eu kllr ein erlol^reicke« Viedersusi»Kme ^ erf»Kre» s! nn«K>n,^ i uerr ^ietkeiiü!
2um 15. ^»Krestsge der Ver,u^i,el!un« XIl«i-l
2ieti,ens «um ?o^e (2, ?ebrusr lKtch, l b«
5>, ?»use»^, Leriin, L, Xlineedeils VerlSA.
H«»e>srspdlsn »ur VsllseseKlvdt«^ lu Ver
Kiniunx mit filieren. Kersuse«sebeu ^on
Li, llevck, IV. LismsreK vgn Ld. NercK.
Zlit 14 LunstbeilSKen und »utkentisedeli
^bdiidunMN. Lieileid, V«lK,iMn K Ki«.siv^.
H«rsr»S»»Ssr», Lne.vKloMdiscKe» VSrterKiied
der «nMseKen und deutseiien Sprsede et«.

II, IKeii, I^iekerung S. Seriin, I^nge»scKei<It^
sei,« VeriäMkueKKnndiun«.
OsKIsrs ZlnsiKiiizeK-iitteiÄriscKe IZundscKsu,.
«o.S. veeemker IM, ««. Z, ^«>u«r I««.
LiÄniilurt»,N, Verl»« von (Znstav OeKIer iu».
0«ksrl»»Q». ^Ikrsci, ?r«U>. von, vi« k!ut
»ekeidung der Krone im Sst,!r,'UNV>riscdt>n
ti»«te»stivi>>, Vien, VilKeim IIwuiulliler.
I)»t»^,sls»I. !I«n»tssei>rIst für Händel, Indngtri«,
?«iitik, Visseuseimlt, Kunst etc, I. ^»Kr-MN«,««, I,.^prii I8W, «eriin, S, (Älvsrv ^ O,.
Stsr», dr. Linkukrung uui .^«saeiiltion
in der neue» ^estketik, Lin IZeiträ? ?ur
pkvekoiosiscken >»»lvse der ästdetiscl,««
^usekguuug, IlamKur^, Leopold Voss.
L«Kesrd«t, Oer?«I der ggrmelcideii,
^ritbiselier Ii»remsr«m»n, Leip7.i!i, Veria«
Kreisende Ringe <öl»x Si>ol,r>.
SodI^k, ^«d»»»s», V»Ir VVIiitmsu — LvriK
de ek»t Iioir — ?»ul Verl»ine, Leivüi^,
Verlag Kreisen >e üioffe SpoKr,.
SodiIlldir, IxztK«,r, Die ^rnarteiisckeu, Komödie
In vier .^cten, dpneii^ tZ, ZlnsKe,
Stirnsr«, Lls«, Kleinere ScKi ilten und seine
L»tMM»nffen «»l die Kritik »eine» VerKes:
„Der LiuüiM und »ein LigentKum," ,Vus d«r>
Il»i>reu I»42—1«47, Her»u»,üe«eK, von ^olm
Ilenrv A«cK»,v. Lerlin. SeKuster ö!: I»effler.
VoUaiöller. Do», Ilimmei»», ts! Lin Lr-
öucKKmidiun«,
V»r«>» vsr<Us»t <lls Li«l«s's«K« St«»«»
8?»r>K1s vor ^»üsrs» S?si«»»sn 6e»
Voriusk Dem Andenken «u VilKelm
8t«i?.e ?,ur Iiunlertsten ViederKeKr seine«
UeKnrtstÄM» »m M, Mi IW8 Mvidmet von
IZr, d„I. KnoeoenäMl, Uiumuver, Osrl Zdsver
Illusktv?rior>,
Vsi?»,»cl, Dr. Smtsv, vie nationalen öe>
streKunMN der IjaiKanvdlKer, Vortrag.
L>dv?.ig, Nr, Seele ^ O«mi>,
VelsKsit, ^ltsrisoKisvds, Llumenlese von
SinusnrIleKeu aus gr!eckisei,en vieiitern iu
deutüeker Hei>erseKunj; von I)r. ^«sel ölnrr.
I. Liindeiieui vie ältesten LpiKer undLlegiKer
^isekvlos und SopiwKIes, Innsbruck, Variier-
»elie I'nivei?>tiitS'gllc>,>,ändIunA.
— II, IZiin ielie», Lnripides,
— III, LiindcKcn, LieKe und LKe,
Vstts, Hera,»»», 0er MrenKiiutcr. ?eulelsmiircken, Köln, Ulbert ^Kv.
Voerl, I^so, LUKrcr dniril die Haupt- und
Residenzstadt vre.«den, !lit I?lau d, Stadl.
VIir?.Kuiiz, Voeris ReisedllvKerverlag.
2sit»eKrIN Mr SUoosrk^eunSs. «onstskerte
fiir vikiiopkiiie und verwandte Interessen.
IlerausgeA, v, Ledor v, üokeltit«, I, Zslir«.
lM7/W. Neil i«iir? M,> Lieleleld,
Ve!l,ägen ^ Kiasing,

pulverslrulg
uml
Kr>,t»l»,Irt.
Spruckel Sels».
I.ödsl 8eKoNIäncksr. «srlsbsck l/sskmsn
5vvie 6urcK
UsbsrsssKcKs vspöts in äsn größeren Ltäätsn sllsr «slttnsiis.

048^815
OeeiZnet für längeren lZ-SdranoK.
bei VsrstOpL^iiF, Oielit un6
XänüioK dsi allen ^potkekern, vroFistoli nnö.

preis pro Heft 2 pro Quartal (z kzefte) 6 ^,
pro Jahr (^2 hefte) 2H ^

Iuni 1M8.
Inhalt.
Seit,
Max Drewer in Berlin.
Liebesträume. Komödie in einem Act 277
Bernhard Stern in ^onstantinopel.

kzierzu ein Portrait: Max Dreyer.
Radirung von Johann kindner in München.

»Nord und S«d' erscheint am Ansang jede» Mona» in Kesten m» je einer Aunstbeilage.
—— preis xro Vuartal lZ Y,fte> i Mark. »^^—
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.
Alle auf den redactionellen Inhalt von «Kord und Süd« be,
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Word und Süd" Breslau.
öiebenhufenerstr. N, 12, I.S.

Nord i.nc >lld.
^ i ,te Neutschs oatss ch r i f ^
j)au! Windau.
l.xxxv. Band. - >iUii 'V's.
^ r ^ l ,z u

»

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben
von
Paul Lindau.

I.XXXV. Band. — Juni lM. — Heft 255.
WreAlsu
Schlesifche Buchdrnckerei, Kunst, und verlags>Anstalt
v. S. Zchottlaender.

Komödie in I> Act.*)
von
Max Dreper.

Ten Whnen und Vereinen gegenüber als Manuscrivt gedruckt.

Personen:
Friederike Pezold, Gutsbesitzerin.
Else Rchberg.
Aler Oppermann.
Uplegger, Wirtlischafter auf dem Gut des Frl. Pezold.
Anna, Stubenmädchen.
Ein Knecht.

Spielt auf dem Gut des Fräulein Pezold in Mecklenburg.

Gartenzimmer im GntShause, die Ausstattung altmodisch und gediegen. Rechts fülnt eine Thür zur Terrasse, im Hintergrunde geht eine Thür zum Nebenzimmer, links der Ausgang auf den Corridor.

ES ist Abenddämmerung im Spätsommer. Anna, in Hellem Waschkleid mit kurzen Aermeln, auf dem Kopf eine weiße Riischenhanbe nach Hamburger Mode, stellt, leise vor sich hintrSllernd, Gläser in's Büffet. Dann tritt Oppermann auf, eine Doppelflinte im Arm.

Alex Geht sick um, stellt die Flinte hin): Nn — qnnz lillein, Sie kleine Hexe Sie?

Anna (geziert): Ja.

Alex: SVo ist Frcmlein Pezold?

") Sowohl Aufführungs- als Nachdrucks- und Uebersetzungsrecht vorbehalten. — Für sämmtliche Bülmen im ausschließlichen Debit der Verlagsfirma A. Eiitsch j,i

Berlin erschienen, von welcher allein das Recht der Aufführung zu erwerben ist.
lg*

Ann«: Fräulein Pezold is noch aufs Feld geritten.
Alex: Wird immer noch eingefahren?
Anna: Ja, das wird es moll.
Alex: Und Fräulein Rehberg?
Anna: Die is in 'n Garten gegangen.
Alex (die Hiinde reibend): So wären wir denn also ganz unter uns! (tri«
ihr näher) Haa — was das Mädel für Augen im Kopf hat! Sagen Sie
mal, Sie kleine Satanella — haben Sie auch 'n Schatz?
Anna: Ich — hier? Pah!
Alex: Wirklich nicht?
Anna: Mit sone Bauernlümmels geb' ich mir doch nich ab.
Alex: Recht so! Sind Sie auch zu schade für.
Anna: Ich bin überhaupt die längste Zeit auf 'm Lande gewesen.
Alex: Ah — wollen Sie fort?
Anna: Gewiß doch! Nebermorgen is ja der Letzte — un da zieh' ich.
Alex: Was Sie sagen! Wohin woll'n Sie denn?
Anna (st°lz>: Ich geh' nach Berlin.
Alex: Donnerwetter! Und übermorgen schon?
Anna: Morgen Abend kann ich schon gehn.
Alex: Mädel — das ist ja aber schade! Jammerschade ist das! Ah!
— da müssen wir uns heut' Abend noch hübsch Adieu sagen.
Anna (K5eu): Wir — uns?
Alex: Na natürlich! So zwei wie wir zwei! Was? (er streichen ihm.
Arm Mi, dem Fingerrücken) Ha — ein Fell hat das Mädel —!
Anna: Fell!? —
Alex: Wie Sammt! Einfach verdreht macht sie Einen! Die Augen
und der Mund — der Mund! — und so was von Figürchen —! Unglaublich, daß so was auf dem Lande wächst!
Anna: O — ich bin ja auch nich vom Lande.
Alex: Nicht?
Anna (mit Würde): Ich bin aus Sternberg!
Alex (der ihr ganz nahe getreten ist,: Aah — aus Sternberg — der Stern
von Sternberg! (ste hebt den Kopf gegen ihn) Kleine süße Hexe — hältst mir ja den
Mund so hin " (er will sie an sich ziehen, sie wendet sich kokett zur Seite),
Anna: Ich Hab' man blos gerochen.
Alex: Was haben Sie?
Anna (schnüffelnd): Gerochen Hab' ich nach Ihnen — Sie riechen so fein.
Alex (dnickt sie an si«: Das können Sie näher haben.
Anna: Ah —! —
Alex: Schön was? Oben Hab' ich noch 'ne ganze Flasche unangebrochen. Die schenk' ich Ihnen, wenn Ihnen das Zeug io gefällt. Opopowx! Doller Name ^ nicht? Und nun sagen Sie mal, mein kleiner Schatz ^

wann und wo nehmen wir denn Abschied von einander? (Er zieh, einen Stuhl
h«rbei, setzt sich und nimmt sie auf den Schoß).
Anna: Nich doch (bleibt aber sitzen).
Alex: Du kommst nachher in den Garten.
Anna: In 'n Garten? Was soll ich da woll?
Alex: Kennst Du die Jasminlaube?
Anna: Was wollt' ich die nich kenn'n.
Alex: Da treffen wir uns.
Anna: Nein — das thu' ich nich.
Alex: Du kommst — Du kommst — Du mußt einfach kommen!
Anna (geziert): Sagen Sie doch nich immer Du zu mir!
Alex: Das sag' ich, weil ich Dich so gern Hab'! — und Du hast
m!ch ja auch gern — Du bist ja doch mein kleiner Schatz — nicht? Und
Du kommst?
Anna: Das weiß ich noch lange nich!
Alex: Also — Du kommst! Und nun gieb mir 'n Kuß!
Anna: Nein!
Alex: Doch! (draußen werden Stimmen lau!).
Ann^a (springt auf)! Huch! Fräulein Pezold! (Sie fliegt an's Büffet),
ffriederike, gleich hinter ihr ein Knecht, der beim Einfahren umgeschmissen und sich die
rechte Hand verletzt hat, die er mit der linken aufstützt; dahinter der alte Uplegger.
Friederike (zu dem «««: Dat Du Dien verdammte Bödelie nich laaten
kNNNst! Bet DU Di Noch SeNs d«t Gnick bräkst! (Wirft die Reitpeitsche auf den Tisch)
Nu wies noch mal her! (Untersucht seinen Arm, dann die einzelnen Fi,«er-, als sie an den Mittelfinger kommt, zuckt er zusammen und stöhn, auf). Na höww Di MON «ich so! Ja — de is
braaken. Den moet ick Di inschienen! (Zu Anna, auf die unterste Schublade des Schraicke«
deutend) Hal mal von dat oll Linnen! (Sie sieht sich um, dann geht sie eilig an's Busset und
reißt schnell entschlossen von der (Zigarrenkiste, die dort steht, den Deckel ab. Anna bringt Leinemand, sl?
«iß! sie in Streifen und bindet die Hand des Knechts auf dem Brett fest.) So! Nll hülst döN
Ann ganz still! Un morgen gehst nah de Stadt ton Docter. (Aergerlich-ir°msch>
Wi Hebben 00k grad jetzt nix to dohn! — Is 00k würklich nix mit de Pier?
Knecht: Nee — blot —

Friederike: Na — wat?
Knecht: De Sadelstut' —
Friederike: Wat is mit de?
Knecht: Se hätt sich dat linke Hinnerbeen 'n beten blödig stött —
Friederike (»nmuthig): Ick segg man!
Knecht: Dat Hütt öwer nix uv sich.
Friederike: Ick warr mi sülwst dornah ümsehn! («„echt >vendet s« ,um
Gehen) Un dat Du Uli den Arm still höltst!
Knecht (nie»): Schön 'gun Abend 00k!
Friederike: 'n Abend! (»„echt ab.) «u uplegger) Blieben S' so lang hier,
Uplegger. Drinken' S'n Glas Bier. «» Ann«) Hal 'n voor Buddel ruvver!

Mna ab.) (Begrübt jegt Oppernumr» 'N Abend, Vetter! Der Kerl hat umgeschmissen.
Ich muß mich erst mal nach den Gäulen umsehn. Laß Dir die Zeit nicht
lang werden, («b.i
Aler („» Uplegger, der in kühlster Unzugänglichkeit verharrt): Das ist 'ne Gutsherrin!
Was? Alles kann sie, und für Alles sorgt sie! Die ist auf 'in Posten!
Die hat die Sache im Gang! Wie? — Na, Sie sagen ja gar nichts dazu?
Uplegger: Ook noch.
Alex: Und 'n Staatsgut ist das hier überhaupt. Hab' mir die Sache
so 'mal genauer angesehen, ehe ich auf den Anstand ging. Uebrigens mit
Ihrer Entenjagd ist nicht viel los.
Uplegger: Dat 's ook nich nörig.
Alex: Nein — nein! — natürlich ist das Nebensache. Das wollt'
ich also sagen: Die Felder — die machen doch geradezu einen großartigen
Eindruck. Lauter guten Boden haben Sie hier?
Uplegger: Goden un slichten.
Alex: So — hm — (forschend) aber das ganze Gut ist doch — famos
im Stande — und — ja — meine Cousine kann doch nicht klagen, wie?
Die kann doch nicht mitreden als „nothleidender Agrarier", was?
Uplegger: Fragen S' ehr doch sülwst.
Alex: Na — ich mein' ja nur. — Ja überhaupt Landwirthschaft!
Das ist so Etwas, wofür ich auch ganz was Besonderes übrig habe. Sagen
Sie 'mal — glauben Sie nicht, daß ich auch 'n ganz guten Landmann
abgeben könnte?
Uplegger (mit ruhiger Entschiedenheit): Nee.
Alex: Nicht? Warum nicht? Ist das wirklich Ihr Ernst? Wie müßt
ich denn sein?
Uplegger: Anners!
Alex: So — hm — ja — damit bin ich — auch nicht klüger.
Uplegger (bissigi: Dat 's nich mien Schuld. (Friederike kommt ,urmk.)
Friederike („» uplegger): Js jo noch good afgahn. c«„na komm mit dem
Bier), Nu kümmt de Diern ierst mit dat Bier? Olle Nöhllies'! Hal' IM
mal 'n frisch Glas Water! Oewer 'n beten fiA
Anna: Von draußen — aus die Pumpe?
Friederike: Ja, „aus die Pumpe"! (Uplegg" den s«>f. »nn» «d,,
De Diern is rein dmalsch mit ehr Ziererie un Gälsnackerie! Bün froh,
dat se wegkümmt. (Zu «Kr) Die haben Deine Landsleute auf 'm Gemissen.
(Zu upleMr) Schenken S' sich doch in!
Alex: Meine Landsleute?
Friederike: Ja. Wir haben hier Rathenower Husaren im Quartier
gehabt. Trinkst Du auch Bier?
Alex: Danke schön! Wenn Du erlaubst, schenk ich mir noch 'n
Cognac ein.

Friederike: Bitte! («lex geht aii'z Suffet.) (Zu uplegger, der inzwischen ausgetrunken
hat) Jä, Uplegger — denn will' wi morgen ganz tiedig anfangen. Wi mosten
vor de Kirchtied fang warrn. Wenn nck blot bat Weder holt!
Uplegger: Dat glöw ick!
Friederike: Un naheer kamen Se denn mit de Böker röwer.
Uplegger: Ja woll. (ab),
Friederike (wirst sKh in'« Sopha): Ach — ja!
Alex: Müde?
Friederike: Na — des Abends und Einem immer die Knochen 'n
bischen lahm. Mit dein Entenstrich war es woll wieder nix?
Alex (setzt sich auf einen Stuhl neben sie). Nein — rein gar Nichts.
Friederike: Jä — wie sagt doch mein alter Freund, der Oberförster
in Rummelshagen? „Viecher wollen auch geschaffen werden!" Und wir
haben ja nu die Jagd hier ganz einschlafen lassen.
Alex: Und da kommen die Viecher überhaupt nicht, weil ihr Ehrgeiz
hier nicht befriedigt wird?
Friederike: So wird's denn woll sein.
Alex: Ich hab's aber nicht bereut, so lange auf dem Anstand gesessen zu haben.
Friederike: Na, denn is's ja man gut.
Alex: In der Abendstille — in dem sanften Dämmerlicht ^ dn
kommen Einein so allerhand beschauliche Gedanken. Da kann man so hübsch

in sich gehn.
Friederike: Das kann man.
Alex: Und wie ich so dasaß in der Weizenhocke, den goldenen Segen
über mir — und wie — wie so aus der Ferne die Heerdenglocken herübertönten —
Friederike: Giebt's ja gar nich bei uns.
Alex: Nun ja — ja —! — das ist auch nur bildlich gemeint —
um die Stimmung zu bezeichnen na, in dieser Stimmung also, da
murd' es mir zur Gewißheit, daß es jetzt mit Kleinem Zigeunerthum für
immer ein Ende haben wird.
Friederike: Na denn man zu!
Alex: Ja — ich muß jetzt festen Fuß fassen! Wurzelhaftigkeit —
das ist, was mir Roth thut. Und weißt Du, was ich jetzt will? Ich
Hab' ja früher schon manchmal daran gedacht — aber jetzt ist das bei mir
zum festen Entschluß geworden. Weißt Du, was ich werden möchte?
Friederike: Na?
Alex: Landmann!
Friederike: Du?
Alex: Ja! So was Unerhörtes ist das doch nicht! Und deshalb
bin ich ja auch hergekommen — um das mit Dir zu besprechen nnd Dich
um Deinen Rath zu bitten.

Friederike: So.
Alex: Eigentlich hatt' es ja freilich 'n tieferen Grund —
Friederike: Na nu?
Alex (mit berechnender Offenheit,: Ich hatte einfach Sehnsucht nach Dir.
Friederike: Was? (Anna bringt da»Ela» Waffer auf einemTablett und reicht es Friederike.
Dabei, während er da» Folgende spricht, streicht «lex ungesehen Anna'» Arm mit dem Finger.,
Alex: Wirklich! Kannst es mir glauben! Seit ich wieder in der
Heimat bin, ließ mich das nicht los. Ich mußte immer an die Kindheit
zurückdenken — («nna ab) an unsere Kindheit — an unsere Jugendzeit.
Und da mußte ich eben her.
Friederike (gelassen): Was Du sagst!
Alex: Kann Dich doch nicht wundern! So viel Herzerfreuendes als
ich von Dir in der Erinnerung habe! Wenn ich blos so unsere gemeinsamen Kinderstreiche Revue vassiren lasse. Weißt Du noch von Tante Ludovicas Hochzeit?
Friederike: Was denn?
Alex: Wie wir zwei Beide als kleine Bälge all' die Reste aus den
Weinflaschen tranken?
Friederike: Ja, ja.
Alex: Du konntest mehr vertragen als ich —
Friederike: War ja auch so viel älter!
Alex: Das halbe Jahr! Und wie Du Dich dann so fürsorglich und
zärtlich meiner annahmst, als ich sternha,,elbetrunken war das
bab' ich Dir nie vergessen können!
Friederike: Hast es mir ja auch vergolten.
Alex (unsicher): Ich — Dir —?
Friederike: Na ja. Du bist doch niemals so rücksichtslos gegen mich
gewesen wie die Andern. Sogar aufmerksam, was ich sonst wirklich nich
gewohnt war.
Alex: Ach w — nun gewiß! Weil ich Dich gern hatte!
Friederike: Ni — na.
Alex: Wirklich, Friederike!
Friederike: Wenigstens hast Du es mich niemals fühlen lassen, was
für ein gräßliches ungeschlachtes Elevhantenküken ich war. Und das kann
ich Dir nu wieder nicht vergessen, wenn ich es Dir auch nie gezeigt habe.
Alex: Ja — etwas verschlossen und — herbe und ablehnend bist
Du ja immer gewesen —
Friederike: Wieg' Du mal hundertundfünfzig Pfund als zwölfjähriges
Mädchen und denn sei liebenswürdig! Ich traute mich ja gar nicht, jung
zu sein. Ich hatte ja immer Angst, es würde 'n Erdbeben geben, wenn
ich mit Euch so herumhüvfen wollte —
Alex: Aber ich bitt' Dich — wir Beide haben doch manches Mal
zusammen getanzt!

Friederike: Ja — mit Dir ging das ja zur Noth. Weil Du so
leicht und biegsam und geschmeidig warst. Wer es aber sonst wagte, der
ging immer gleich an Entkräftung ein.
Alex: Na — na aber dafür hast Du ja auch nicht mehr zu
wachsen brauchen.
Friederike: Das war' auch noch besser gewesen!
Alex: Und jetzt bist Du doch — einfach eine famoie Erscheinung! So
— so etwas Walkürenhaftes hast Du —
Friederike (kurz abbrechen«: Dröhnschnack! — Also Du willst jetzt Landmann werden. (Sie steht auf und zündet die Lampe an,)
Alex: Ja.
Friederike: 'n bischen spät.

Alex: O — ich fühl' mich aber noch wie 'n Jüngling.
Friederike: Sag mal, bist Du eigentlich was?
Alex: O ja! Ich bin doch Referendar a. D.
Friederike: Dunnerlüchting! ja! Daß ich das auch vergessen konnte!
Al?x: Und bedenke 'mal, was ich sonst noch Alles gewesen bin! Weltreisender, Menageriebesitzer, Zahnpulverfabrikant, Dramaturg, Theateragent,
Rentier, wieder Theateragent, Elfenbeinhändler zc.
Friederike: Bist doch der alte Windhund!
Alex: Auch gewesen. Cousinchen. Außerdem noch. Aber gewesen.
Jetzt bin ich wirklich ein ganz ernsthaft denkender und strebender Mensch.
Und wenn Du mir — ein wenig behilflich sein mochtest, dann würde aus
nur sicherlich noch ein ganz braver gesetzter Mitteleuropäer.
Friederike: Wie denkst Du Dir meine Hilfe?
Alex: Laß mich bei Dir die Landwirthschaft lernen.
Friederike «Mten den K°«f>: Dazu taug' ich nicht. Ich habe gar kein
Lehrtalent.
Alex: Für mich doch — für mich gerade! Ich wüßte nicht, wer
mehr Einfluß auf mich hätte als Du!
Friederike: Seit wann?
Alex: Immer schon! Aber die drei Tage, die ich nun hier bin, ist
mir das ganz besonders zu Bewußtsein gekommen. Ich kann mir nicht
helfen — Alles an Dir imponirt mir nun einmal — Alles an Dir gefällt
mir so sehr
Friederike: Wir wollen doch bei der Stange bleiben. Ist es also
Deine wirkliche, ernstliche Wucht, Landmann zu werden?
Alex: Gewiß — ganz gewiß. Du glaubst doch nicht, daß ich von
vornherein unfähig dazu bin?
Friederike: Versuchen kannst Du's ja auf alle Fälle. Wie steht es
mit Deinen Verhältnissen?
Alex (mit beabsichtigter munterer Offenheit,: Widerwärtig! Aber zum Lehrgeld
langt es noch.

Friederike: Dann will ich doch 'mal mit dem Diederichs auf Rothenmoor svrechen. Wenn an Dir noch Hilfe ist —
Alex: Oh —
Friederike: Bei dem kannst Du noch am ersten werden.
Aler: Hm — Rothenmoor — ist das weit von hier?
Friederike: Warum?
Alex: Weil — ich nicht so weit von hier fort möchte! Weil ich Dich
öfters sehen und sprechen muß.
Friederike (barsch): Ist nick' so weit!
Alex (entschlossen): Friederike —
Friederike: Was?
Alex: Hast Du eigentlich niemals daran gedacht, daß wir Beide ein
Paar werden könnten?
Friederike: Nein.
Alex: Ich aber! So oft! Der Gedanke an Dich hat mich überhaupt
begleitet auf allen meinen Fahrten. In den? Lärmgetriebe New-Aorks, in
den Pampas, auf den Goldfeldern Transvaals — überall Hab' ich Deiner
gedacht.
Friederike: Das lügst Du.
Alex (mit sanftem Vorwurf): Friederike! — Immer wenn das Heimweh
über mich kam, wenn ich mich nach Ruhe, nach — häuslichem Frieden
sehnte, immer tauchte dann Dein Bild vor mir auf. Und ich bildete mir
ein. Du würdest mich auch nicht — ganz vergessen haben. Hast Du nicht
auch manchmal an mich gedacht?
Friederike: Selten. Dazu hat Unsereiner auch keine Zeit.
Alex: Aber Du bist doch auch ein Weib — und brauchst Träume.
Friederike: Blech! Arbeit brauch' ich! (Ablenkend) Und die Hab' ich ja
auch immer zur Genüge gehabt. Die erste Zeit sogar mehr als zuviel.
Nach Vaters Tod Hab' ich schön 'ran müssen, um mich einigermaßen im
Sattel zu halten. Und dann kamen immer neue Aufgaben. Heute bin ich
der erste Schweinezüchter Mecklenburgs.
Alex: Um Gotteswillen!
Friederike: Das ist ein Standpunkt, sag' ich Dir! Lincolnshire-Kreuzung. Meine letzte große zweijährige Fettsau war
fünfhundertsiebenundvierzig Pfund schwer.
Alex: Für solche fleischlichen Freuden Hab' ich kein Verständnis;.
Friederike: Und dann willst Du Landmann werden?
Alex: Ja, gewiß — ich würde aber auf anderem Gebiet zu wirken
suchen. Aber — was ich sagen wollte: trotz alledem brauchst Du doch —
keine Männerfeindin zu sein! Kann man denn nicht Schweine mästen und
doch einen Mann lieb haben?
Friederike: Männerfeindin — wer red't davon!?

Alex: Nun, wenn Du keine Männerfeindin bist, dann hast Du mich
doch ohne Frage direct gern.

Friederike: Immer noch der alte Schlingel.
Alex: Ja — ich weiß es. Du hast mich gern! Sonst würde ich ja
auch nicht so zu Dir reden. Sonst würden mir Beide überhaupt nicht so
mit einander sein. Nicht wahr? So ist es doch?
Friederike: Ich weiß nich'.
Alex: Bin ich Dir denn gleichgiltig, Friederike!?
Friederike (nach rurxr Pause): Ich weiß blos, daß ich Dich immer beneidet habe — um das, was Du hattest und was nur fehlte. Um Deine Gewandtheit, Deinen Chic und Deine Keckheit. Um Deine Munterkeit
und uni Deine kleinen geraden Zähne. Und um Dein Lachen.
Alex: Und um was Alles hatte ich Dich zu beneiden! Wie muß ich
das noch heute! Friede — sieh' 'mal — Alles im Allein ergänzen wir
uns doch — und darum gehören wir einfach zusammen! Jeder Mensch
braucht nun doch einmal sein Theil Liebe — (faßt ihre Hand, s« ««zieht s» «m
wieder) — Du auch — Du auch — ganz gewiß! Weißt Du, weshalb ich
hier bin? Uin Deine Hand will ich Dich bitten, Friede! Willst Du mich
nehmen? (Friederike bleibt unbeweglich.) Sieh 'mal, ich bin ja Nichts — nichts
Rechtes. Aber es steckt 'was in mir. Und jetzt wird auch aus mir Etwas.
Das kannst Du mir glauben. (Sie sagt Km Wort,) Nun — hast Du mir Nichts
darauf zu sagen!?
Friederike lsieht ihn forschend eine Weile an, in ihre strengen Ziige kommt ein welch»
frauenhafter Ausdruck, dann werden sie wieder herbe, und sie springt auf,) Ich wollte. Du wärst
nich' hergekommen!
Alex: Warum?
Friederike: Weil Du Unruhe über mich bringst. Und das kann ich
nich' haben.
Alex: Damit Hab' ich gesiegt! Sag' „ja"!
Friederike (sieht ihn wieder eine Weile an, dann herb): So fix geht das nich'.
Das will ich doch erst 'mal beschlafen.
Alex: Träum' von mir, Friedel! (Cr ergreift nochmals ihre Hand, sie entzieht sie
ihm wieder).
Friederike: Ich,musz jetzt draußen noch 'mal nach dem Rechten
seh'n. («b,)
Alex (geht gehoben auf und ab und streicht seinen Schnurrbart): Nll also! (tritt dann
an'« Büffet und schenkt sich einen Eognac ein. Vom Garte» her kommt Eise, Sie führt leicht zusammen,
als sie Alex sieht). Ah — sieh da — guten Abend, Fräulein Else! (Er hält ihr
die Hand hin. sie kommt langsam näher und ergreift sie zagend)
Else: Guten Abend, Herr Oppermnnn!
Alex: Wo haben Sie denn so lange gesteckt?
Else: Im Garten Hab' ich gesessen.
Alex: Mondschein gekneipt?

Else: Ja.
Alex: Auf unserer Bank am See?
Else: Ja.
Alex: War's schön?
Else: Es war so einsam.
Alex: Ja — ja — Einsamkeit und Mondschein, das verträgt nch
nicht gut. Zu Zweien muß man sich so einschließen lassen von dem weichen
^ichtl'
Else: Ich weiß nicht, wie das ist.
Alex: Warum haben Sie mich nicht mitgenommen)?
Else: Sie waren ja nicht hier.
Alex: Ja so. Und nun war es also Nichts?
Else: Das liegt wohl an meiner Stimmung. Ich bin überhaupt
traurig.
Alex: Aah! Warum denn?
Else: Daß ich morgen schon wieder nach Hause muß.
Alex: Morgen schon? Alles geht morgen fort.
Else: Alles?
Alex (schnell gefaßt,: Alles — das sind Sie, Fräulein Else!
Else: Sie sollen mich nicht immer zum Besten haben!
Alex: Aber wie können Sie so was fugen! Sagen Sie mir lieber,
was Sie eigentlich gedacht haben, als Sie so einsam im Mondenlicht
badeten.
Else: Das sag' ich Ihnen nicht.
Alex: Das sagen Sie mir nicht? Dann soll es der Mond mir sagen.
Else: Der Mond? Ach Sie!
Alex: Ja, ja! Der Mond ist mein Freund. Was haben wir uns
Alles schon erzählt. Auf den Savannen haben wir den Freundschaftsbund
geschlossen. Kennen Sie das Geheimnis; des Mondes?
Elfe: Meinen Sie den Mann im Monde?
Alex (ironisch): Den Mann! Natürlich!
Else: Ach, Sie sind schrecklich!
Alex: Sie wissen also Nichts vom Monde,?
Else (mit aufflackernder Munterkeit): Oh — da muß ich doch bitten. Ter
Mond ist — 52 Meilen, nicht? — von der Erde entfernt und umkreist
ne in elliptischer — elliptischer? — nein, elliptischer, elliptischer Bahn.

Seine Bahn ist g?gen die Ekliptik — unter einem Winkel von so und
soviel Grad geneigt — Na, ja! lind Nachts bellen ihn ja die Möpse an.
Alex (mit bewußter geheimnijzvoller RatlenfSngermanier): S« spricht MUN Nicht V0N
meinem besten Freund. Und so ist ihm wahrlich nicht beizukoinmen, mit
der höheren Töchterschulweisheit und dem schnippischen Hohn. Sie sollen
ihn jetzt verstehen lernen! Und er soll mir sagen, was Sie gedacht haben,
als sie vorhin in seinem Schein so dnsaßen. (?r geht a„ die Lampe,,

Else: Nein — nein! — Was machen Sie?
Alex: Ich mach' das Licht aus.
Else: Das sollen Sie nicht! Das sollen Sie nicht! Dann Hab ich
Angst. (Er schraubt die Lampe aus,)
Alex: Das M gut. Die Angst — das ist die Thür, durch die man
am ersten zu den Geheimnissen der Natur gelangt. (Er faßt ih« Hand.,
Else (ängstlich,: Herr Oppermann —
Alex: Kommen Sie, Fräulein Elfe. Jetzt werden wir ihn gleich haben.
iSr führt sie nahe der Terrassenthür, über welcher der Mond steht, so dasi sein Licht noch ziemlich steil, ohne
die Beiden zu erreichen, in's Zimmer fallt. Allmählich steigt er tiefer, und dann trifft sie der Schein.
Ale; hat seine Freude an ihrer kindlichen Scheu, die er durch geheimnisvollen Ernst zu steigern sucht, eS
reizt ihn, eine Art mystische Bemalt über sie auszuüben, bi» ihre Jugend zulegt seine Sinne gefangen
nimmt.,
Else: Was — soll das blos —
Alex (leise,: Jetzt streift uns gleich der sachte Schein — Sie werden
fühlen, wie er uns streichelt und uns umrieselt — so flaumig und lind —
Elfe: Ach — lassen Sie mich doch —
Alex (hm ih« Hand fest,: Bleiben Sie — bleiben Sie! Wenn Sie ijch
fo sträuben und so unruhig sind, können Sie den Zauber nicht fühlen —
(Das Licht trifft sie jetzt, — jetzt — jetzt wie es so über uns niederfließt
— wie es uns uinkost — (Else will sich aus's Neue von ihm wenden, — still doch,
Fräulein Elfe — still — ist es nicht, als wenn lauter Traulichkeit und
verschwiegene Zärtlichkeit über uns ausgegossen wird? Fühlen Sie das
nicht? —
Elie (bebend,: Nein — nein —
Alex: Sie werden es fühlen — gleich — Niemand kann dem Zauber
widerstehn — das Mondlicht ist zu mächtig dafür. Bis in die Seele leuchtet
es uns, weil mir unsere Seele ihn: enthüllen. Die Sonne sieht uns hasten
und uns mühen — der Mond sieht uns träumen. Er sieht unsere Sehnsucht — und ihre stille, selige Erfüllung. Von all' unfern Heimlichkeiten
weiß er. Und all' das, was er so in sich aufgenommen hat, das leuchtet
er immer wieder auf die Menschen zurück — dieses Licht mit all' den
Traumemvfindungen und all' der stillen Zuverncht — nnd den zitternden
Seligkeiten und den lauschigen Wonnen. Und darum durchschauert uns so
dieser Schein. (Er hält eine Weile inne. sie trachtet nicht mehr von ihm fort; wie benommen steht
sie an seiner Seite. Beide vom Mondlicht «oll iiberfluthet. Dann fährt e^ fort:, Frei UNd offöN
steht man dem Mond in's Gesicht. Vor der Sonne blinzelt man und versteckt sich und lügt. Zum Mond sind nur aufrichtig und wahr. In feinem
Licht besteht keine Lüge. Und nun, Fräulein Else, nun frag' ich Sie noch
einmal: woran haben Sie gedacht, als Sie erst in diesem selben Licht unten
am See auf unserer Bank saßen?
Else (sKh windend,: Das kann ich — Ihnen — nicht sagen —
Alex: Damit sagen Sie's nur ja! An mich haben Sie gedacht, Sie
kleine süße Else! (Er streichelt ihre Hönde, So lieb — und so jimg — so jung

— ah! (Er zieht sie jZH an sich und küszt sie. Sie senkt den Kops, dann blickt sie zu ihm aus,
schmiegt sich an ihn und küßt ihn Mieder,) Morgen INUßt Du schon fort?
Else: Ja — ach ja —
Alex: Ich komme nach Hamburg — bald, ganz bald!
Else: Thun Sie das?
Alex: Genuß! Noch einen Kuß! Es kann gleich Einer kommen — und
es soll doch unser süßes Geheimniß bleiben, nicht? Niemand darf vorlöung
davon wissen, nicht wahr? Auf Wiedersehen, meine liebe kleine Else —
auf Wiedersehn! (Else ab. Er ziindet die Lampe wieder an. s» ist ihm heiß geworden, er weil«
seinen Kragen und pustet vor sich hin, Anna tritt dnrch die Thiir links ein, sieht sich um, richtet einen
langen Blick auf ihn »nd geht dann durch's Zimmer nach der Terrassenthär.) Wohin?
Anna: Ich habe jetzt 'n Augenblick Zeit — ich geh' in'n Garten! (ab.,
Alex (stutzt eine Weile, dann lacht er hell aus): Weiber — Weiber! (Er geht ihr nach.
Bald darauf tritt Fräulein Pezold von links ein, hinter ihr Uplegger mit RechnungSbiichern.1
Friederike: Will'n uns hier an dissen Disch selten. (Sie sehe« ns.)
Nee, is de Möglichkeit! Hewiv ick in de Meierie dat Book liggen laten!
Wat kieken Se mi so an?
Uplegger: Dat Se wat vergeten!?
Friederike (munter): Jä, Uplegger — laten S' mi doch ook 'mal 'n
lütten Swupper maken! De Diern soll't Halen. (Steht °uf, geht «n die Thür lw«
öffnet sie und ruft hinaus) Anna! Anna! — Dat de Diern nie dor is, wenn se
bruukt wadd!
Uplegger (steht au«: Denn will ick't Halen.

Friederike: Will'n Se so gvod sien? (Uplegger ab. Gleich darauf steckt Else den
Kopf durch die Thiir,)
Else: Stör' ich. Tantchen?
Friederike: Nein, komm man nchig rein! (Eise em «„? s,e ,u und schmiegt
sich zärtlich an sie)
Else: Sonnabend Abend — dn sitzt Du ja immer bis über die Ohren
in der Arbeit!
Friederike: Is heute nich so schlimm, mein Kind. Hast Du Tick)
auch sehr gelangweilt?
Else: Ach nein! Gar nicht!
Friederike: Bist Du die ganze Zeit allein gewesen?
Else: Erst ja — im Garten. Aber ach. Tantchen! (Sie sLnniezt
sich auf'» Neue innig au Friederike,!
Friederike (streichelt Ihren jtopf,: Was hast Du denn, meine kleine Dirn?
Else: Ich bin jn so glttcklick. Tantchen.
Friederike: So? Warst doch erst so traurig, daß Du nu morgen
nach Hause mußt.
Else: Jn — nch, ich blieb ja noch so gern hier — so furchtbar gern
— gerade jetzt! — Bei Dir war's ja auch schon so schön — aber — min —
Friederike: Wie soll ich denn das verstehen?

Elie: Ach> liebe Tante — ich kann es ja auch gar nicht für mich
behalten. — Hast Du 'n Augenblick Zeit für mich?
Friederike: Ja gewiß.
Else: Ich möchte Dir 'was sagen.
Friederike: Na denn man zu!
Else: Tantchen, ich bin so glücklich!
Friederike: Das hast Du schon 'mal gesagt.
Else: Und nun fahr' ich nicht so traurig von hier fort — er kommt
ja nach Hamburg.
Friederike: Er — wer?
Else (nach einigem Zögern): Herr Ovvermann.
Friederike (aufsetzend): Herr Ovvermann?
Else (da» Gesicht an ihre Schulter gepreßt): Ja — das hat er gesagt — —
und was hat er mir sonst noch Alles gesagt — erst, als wir inl Mondschein standen — und im Mondschein, da kommt alles Wahre an den Tag
— weißt Du, wie er mich genannt hat? „Meine liebe süße Else". Und
„Du" hat er zu mir gesagt — — und — wenn man ein junges Mädchen
küßt, das ist doch so gut wie verlobt.
Friederike cst°rr und t°nl°s): Wann — war das?
Else: Jetzt eben. Tantchen.
Friederike: Jetzt eben — so —
Else: Ich Hab' ja schon immer für ihn geschwärint — er ist doch auch
reizend, nicht. Tantchen? — und so bedeutend! Was er Alles weiß nnd
denkt — und wie er es sagt! So etwas Geheimnißvolles hat er — geradezu
etwas Zauberhaftes — wie wir so beieinander im Mondschein standen —
ich kann Dir gar nicht sagen, wie mir da wurde — nicht wahr. Tantchen,
er ist doch ein seltener Mensch! (Friederik blickt noch immer starr »or sich hin,) Aber
Du hörst ja gar nicht zu! Woran denkst Du eigentlich? Gewiß wieder an
Deine abscheulichen Schweine.
Friederike: An 'was Aehnliches. Aber nu laß es gut sein.
Else: Du freust Dich ja gar nicht mit inir.
Friederike: Ich Hab' gerade den Kopf so voll. (Streichen wieder ihren Scheitel,-,
Du bist meine liebe kleine Dirn! Ich werd' dafür sorgen, daß Alles zu
Deinem Besten ausfällt. Und nu geh schlafen.
Else: Schlafen werd ich ja gar nicht können.
Friederike: Du mußt morgen früh 'raus! Gut' Nacht, mein Kind!
Else: Gut' Nacht, liebe Tante! (Missen sich, Else ab, Friederike blatte« mechanisch
in den Suchern, ihre Angen blicke» sinster darüber hinweg in'« Leere, Dann tritt iIplegger ein m!t dem
von Ihr »ergessenen Buch,)
Uplegger: So, hier is ook dat Melkenbook. (<5r sich ,u ihr »n den
Tisch.) Melk is't weniger wordn. (Sie hört nicht daraus,) Twintig Pott weniger
sünd't in dis Woch.
Friederike (abwesend): Dat 's good.

Uplegger (überrasch»: <Äood!?
Friederike (springt «uf> Ah — 't is so heet hier! (Seht «n's genft«. um e,
zu öffnen — fährt zurück, sagt mit der Hand nach den Augen, wie um eine Biston zu verscheuch«»
Wa — Nplegger! — is dat — wer kümmt dor hinnen init Anna ut'n
Goren ^
U plegger (der zu ihr getreten ist): Dat 's jo Herr Oppermann.
Friederike (steht eine Weile starr und bewegungslos wie ein Standbild, Tann sagt sie
ruhig, doch heiser-trockenen Tones): GtthN S' dock) 'lNttl rllt — söggöN S' ?Nl, hö Illöcht'
gliek 'mal rinner kamen. (Uplegger geht durch die Terrassenthiir hinaus. Friederike ist pirück.
getrete», sie steht hochaufgerichtet in derselben starren Haltung, eine tiefe Falte zwischen den Brauen, mitten
im Zimmer, die Augen auf die Terrassenthür gewandt. Bald darauf lommt Uplegger wieder herein.!

Uplegger: He kümmt.
Friederike (meist aus die Thür im Hintergrunde): Blieben S' doch so lang hier
nevenan. (Uplegger ab in's Nebenzimmer. Alex tritt in unbesangener Haltung durch die Terrassen,
thur ein und geht vertraulich aus Friederike zu.)
Alex: Na, Friede!?
Friederike (greift nach der Reitpeitsche und schlägt sie ihm rechts und links um die Ohren):
Da —
Alex (taumelnd,: Wa — was — was ist — —?
Friederike (ten «rm ausstreckend): Raus! (Alex schwankt hinaus, Friederike athmet
tief auf und stieckt die Arme wie befreit, Tann geht sie nach der Thür zum Nebenzimmer, öffnet sie und
sagt ruhig): So, Uplegger — NU könen Se werrer 'rinkainen.
(Borhang, >

Mdiz.

von

Bernhard Stern.

— Constantinopel. —

Mdiz-Kjöschk. — Unifang. — Einwohnerzahl, — Die drei Thon, — Tie drei Mauern.

>i5 grünen Bäumen winkt es hervor mit weißer Hand — Mdiz
Sserai, das Sternenschloß, die Residenz des Sultans Abdul
Hamid des Zweiten.

Mdiz! . . .

Das klingt wie ein Zauberwort aus den Märchen des Orients, das
weckt Phantasmen von großherrlicher Allmacht in mysteriöser Abgeschiedenheit.
Und wahrlich, demjenigen, dem es jemals vergönnt gewesen, diesen
weißen, von den Höhen von Beschiktasch durch schier endlos scheinende Gärten
bis zu den Abhängen von Ortcckö sich hinstreckenden Mdizkjöschk oder Sternenkiosk zu durchforschen, dem werden die Bilder seiner Wunderwelt nachschweben
wie ein unvergeßliches traumhaft süßes Erlebniß . . .

Mdiz Kjöschk, der Sternenkiosk, ist nicht, wie sein Name sagen möchte,
ein villenartiges Lustschloß, ist nicht ein einziges unermeßliches Gebäude wie
Dolmabngtsche, oder eine kleine Gebäudegruppe wie das alte Sserni in
Stambul, die früheren Sultansresidenzen. Mdiz besteht aus fünf oder sechs
größeren Schlössern, vielen kleineren Kiosken und einer Menge anderer Wohngebäude, Ateliers, Fabriken. Mdiz ist eine Stadt von wenigstens zwölftausend Einwohnern, eine Stadt für sich im Herzen von Constantinopel, wie
der Kreml der Zaren eine Stadt im Herzen von Moskau. Und wie der
Kreml ist Mldiz von einer dreifachen Mauer beschützt.

Drei große Thore führen in diese Stadt.

Das erste Thor, Kütschük Kapu, die kleine Pforte genannt, ist bis spät
Abends, oft bis Mitternacht offen. Die meisten Personen, die nach Mdiz

wollen, die Paschas, Minister, die fremden Besucher, die Beamten und
Diener des Palastes Vassiren hier durch. Am Eingang stehen wer Soldaten
als militärische W«che, während in einer an das Thor angebauten Stube
Tag und Nacht eine Anzahl der albanesischen Palastdiener weilt. Jeder fremde
Besucher muß hier seine Bintkarte abgeben. Nur diejenigen, welche ständige
Erlaubnis? hierfür haben, dürfen ungehindert weitergehen. Alle Anderen müssen
in der niedrigen, schlichten Stube abwarten, bis die Erlaubniß zum Pasnren
ertheilt wird. Sämmtliche im Laufe des Tages eingelaufenen Visitkarten
und eine Liste aller Personen, die sonst die Pforte vasnrt haben, werden
durch Bermittelung des ersten Secretärs Abeuds dem Sultan vorgelegt.

Die zweite, höher gelegene, etwas größere Pforte heißt das Thor der
Walide oder Sultanin-Mutter. Sie dient als Einfahrt und Ausfahrt für
das kaiserliche Harem, für die Prinzen, aber auch für fremde Fürstlichkeiten
und Gäste des Sultans, die zu Audienzen oder Diners geladen sind.

Die dritte, größte, mit Arabesken aus Marmornligran verzierte, mit
Gold nnd lebhaften Farben geschmückte Pforte ist die Sultanat Kapu, die
Pforte, welche blos der Sultan benützen darf. Diese zweite und dritte
Pforte nnd in gleicher Weise wie die erste von je vier Soldaten außen und
von einer Anzahl nlbanesischer Palastdiener, den sogenannten Tüfenkdschi,
innen bewacht. Zum Schutze von Mdiz liegen außerdem von allen Seiten
Kasernen mit inSgesammt 15 WO Mann. Alle die drei erwähnten Pforten
führen blos in den ersten Hof, welcher rundum von einer Mauer, der ersten,
umgeben ist. Im ersten Hof liegen rechts: die Emvfangsräume für die
hohen Gäste beim Selnmlik, Audienzsäle, Wohnungen der Kammerherren,
der Aerzte; links liegen: Küchenräuine, ein Kiosk für die Archive, das Uebersetzungsbureau, die Emvfangsräume und Amtszimmer des Bäsch Kiatib oder
ersten Secretärs, das Oberceremonienmeisteramt, die Zimmer der diensthabenden Adjutanten. Weiter oben im Hof liegt links die Daura oder das
Haus der Eunuchen, rechts die Dnnra Tahir Paschas, des Eommandanten
der Palastwache. Bon der letzteren Danra führt eine besondere Thür in
den zweiten Hof; diese Thür darf jedoch von keinem Fremden benützt werden.
Außer durch diese Thür führen noch mehrere kleine und eine große,
breite Pforte in den zweiten Hof, welcher hinter der zweiten, bedeutend
mächtigeren, zehn Meter hohen und vier Meter dicken Mauer liegt. Darin
befindet sich eine Fülle von Gärten, Alleen, Fabriken, Kiosken.

Danach erhebt sich endlich die dritte, gewaltigste, einfach festungsartige

Mauer, welche die eigentliche Wohnung des Sultans, das Sserai humajun
oder kaiserliche Haus nebst dem Harem — oder wie man in Europa
häusiger zu sagen liebt: Haremlik — umschließt. Auch hier breiten sich
wunderbare Gärten, ein englischer Park von 120 Hectnren Umfang, Wintergärten, Schloßanlagen, reizende Lusthäuser aus.

Ein ^sg suS dem Leben Abdul Hamids.

Des SulKns Arbeitszimmer. — Desinficirung der Documentc. — Schnelle Entscheidungen des Monarchen. — Eintheilung des Tages. — Morgenspaziergang. — Auf dem
künstlichen See. — Die Menagerie auf der künstlichen Insel. — Frühstück. — Menu. —
Bibliotheken. — Besuch der Fabriken. — Mittagsschläfchen. — Staatsarbeit. — Theater.
Nachtruhe.

Das Gebäude, in welchem des Sultans Arbeitsräume sich befinden,
liegt mit der Front dem zweiten Hof zugekehrt, während der Fond sich
im dritten Hof befindet. Es ist nur niedlich, sonst Nichts. Es ist äußerlich
ganz unansehnlich. Von der luxuriösen Ausstattung der anderen Schloffer
ist hier keine Spur. Es ist die Wohnung eines Privatmannes, das
Arbeitszimmer, das Bureau eines Geschäftsmannes, eines peinlichst ordnungsliebenden. Auf dem großen Schreibtisch liegen nur wenige Papiere;
der Sultan ordnet fast Alles, was ihm durch den ersten Secretär übermittelt wird, binnen 24 Stunden. Nur selten macht er darin eine Ausnahme. Auch die anderen Papiere, welche die verschiedenen Beamten, nicht auf
dem ofsiciellen Weg durch den Secretär, sondern direct übermitteln, erledigt
er gewöhnlich schnell. Alle Papiere, die an den Sultan kommen, müssen
vor seinen Augen erst in eine Büchse gelegt werden, welche DeSinfectionsstoffe enthält. Dann nimmt sie der Sultan in die Hand und liest ne sofort.
Manchmal, wenn ihm die Sache vollkommen klar und recht ist, fällt er gleich
die Entscheidung; zuweilen verlangt er Aufklärungen oder gar die Originalpapiere und alle Nebendinge. Selten kommt es vor, daß er gar keine
Antwort giebt. Alls Vieles, was er scheinbar vergessen hat, kommt er eines
?ngeS, da Niemand mehr daran denkt, zurück.

Er arbeitet außerordentlich viel, aber mit weiser Eintheilung der Zeit,
und klug darauf bedacht, durch regelmäßiges Leben seine Gesundheit zu
schonen. Frühmorgens, des Winters um K, des Sommers um 5 Uhr
nach unserer Zeitrechnung, steht er auf und macht bei schönem Wetter vor
Allem einen langen Spaziergang in den großen, mit künstlichen Seen und
künstlichen Flüssen durchzogenen Gärten. Ein See ist von kolossalem Umfang,
er wird von den Wassern von Derkos gespeist. Mitunter ergötzt sich der
Sultan an einer Spazierfahrt auf diesen künstlichen Wellen, in Barke oder
Kalk, wobei er selbst rudert, in einer „Mouche", wie man hier die Dampfbarkassen nennt, oder in einem kunstvollen elektrischen Boot. Die Fahrt
geht zu einer im künstlichen See liegenden künstlichen Insel.

Auf dieser Insel besucht der Herrscher seine Lieblingsthiere, welche in
reizend eingerichteten Köngen eine vorzügliche Verpflegung genießen. Hauptsächlich sind es Rehe, Hirsche, seltene Schafe, allerlei Vögel. Eines Tages
entstand in Mdiz eine kolossale Panik. Die großen Thore des Palastes
wurden jäh geschlossen, die Diener rannten wild hin und her. Die
Wachen stellten sich, an eine Palastrevolution glaubend, schußbereit auf.
Was war der Grund dieser ungeheuerlichen Aufregung, was war geschehen?
Eine Lieblingsziege des Sultans war durchgebrannt! . . .

Die Thiers kennen ihren Herrn gut. Kaum erscheint der Sultan zu
diesem intimen Selamlik der Thiers, so erhebt sich unter denselben ein
fröhliches Gebrumme und Gesinge, und Jedwedes beeilt sich, den Kopf
früher vorzustrecken, um die kaiserliche Liebkosung zu empfangen.

Ein besonderer Kiosk ist den Hunden gewidmet. Mancher Hundelieferant in Deutschland oder Oesterreich wird sich erinnern, dieses oder jenes seltene Exemplar für die Menagerie von Dildiz geliefert zu haben. Auch
die Katzen haben eine besonders eingerichtete Abtheilung für nch in Anspruch
genommen.

Aber das Herrlichste von Allein ist das Vogelhaus. Da sind wunderbare Thiers vereinigt. Es singt und klingt in allen Tönen, es schillert in allen Farben. Mehr als 20 Personen, unter dem Befehl eines besonderen
Chefs, des Kuschtschi Baschi, müssen für die Pflege der Vögel sorgen,
mährend für alle anderen Thiers ein Director und dreißig Beamte angestellt sind..

Die Anzahl der Raubthiere ist gering. Es giebt ein paar Löwen,
Tiger, Panther, Alles Geschenke des Negus.

Um 1t) Uhr kehrt der Sultan in seine Appartements zurück und
nimmt sein einfaches, aber gut und kräftig bereitetes Frühstück zu sich.
Dieses Mahl besteht fast täglich aus derselben Zusammenstellung —
aus Suppe, einer Fleischspeise, einer süßen Speise und Früchten. Der
erste Mundschenk, Osman Ben, theilt dem Sultan vor, nachdem er aus
jeder Schüssel gekostet hat. Sonst ist Niemand beim Essen zugegen.

Nach dem Dejeuner besucht der Sultan seine Bibliotheken. Die erste
kaiserliche Hof-Bibliothek wurde vom Sultan Ahmed dein Dritten gestiftet.
Abdul Hamid der Zweite hat vier Bibliotheken, von denen eine außerordentlich reichhaltig ist an Werken über die Türkei in allen Sprachen.
Darunter sind viele Manuscripte von Büchern, die blos in den Bibliotheken
von Mdiz eristiren, da ihr Erscheinen in: Druck durch Ankauf verhindert

wurde. Die in türkischer und arabischer Sprache geschriebenen Werke sind
ziemlich geordnet, in nummerirte Kästchen eingereiht liegend. Eine genaue
Uebersicht der in fremden Sprachen erschienenen Werke fehlt leider, da die
Bibliothekare fast nur Türkisch und Arabisch verstehen. Die größte der
Bibliotheken ist zum Theil in Stein, zum Theil in Holz erbaut. Die Zahl
der hier befindlichen Werke beträft 10000. Ein großer Theil derselben ist
illustrirt und in Prachtbänden. Für die Bibliotheken sind 2 Bibliothekare
und 30 Beamte und Diener angestellt.
Der Sultan hält sich hier 2 bis 3 Stunden auf. Er liebt diefe
Stätten so sehr, daß er manchmal sogar seine Minister und Beamten hierher zum Vortrag befiehlt.
Bei schlechter Witterung besucht der Sultan, aber nicht häusig, seine
Fabriken. Er hat in Mdiz-Kjöschk Schmiede, Tischlerei, Porzellnnfabrik,
Sägerei. Die Fabriken werden von vorzüglichen Werkmeistern geleitet und

unterstehen einem besonderen Fabrikoirector, einem Belgier, Namens
de Lobet, der zum Islam übergetreten ist und den Namen Hassan Dschemil
Pascha führt. Auf den Fremden inachen diese vielen Fabriken mit ihren
demokratischen Arbeitshäusern, ihren rauhen Gestalten, ihren rauchenden
Schloten und dem Brummen ihrer Maschinen inmitten der vornehmen Ruhe
der übrigen kaiserlichen Paläste einen Eindruck des seltsamsten Contrasts.
Punkt 1 Uhr begiebt sich der Sultan in sein Ruhezimmer, das sich
im dritten Hof befindet, und schläft anderthalb Stunden; einer der getreuesten Eunuchen oder Albcmesen, unter Letzteren zumeist der riesenhafte
Abdul Gani Ben, hält währenddem die Wache vor der Thür des kaiserlichen
Zimmers. Dies ist fast die einzige Zeit, die der Sultan ruhig schläft, da
er des Nachts bis spät arbeitet und dann noch selten Schlaflust findet.
Nach dieser kurzen Spanne ungestörten und sicheren Schlafes beginnt
die ununterbrochene Staatsarbeit. Sie währt von Nachmittags bis
1 oder 2 Uhr Nachts. Bald sind es Arbeiten, die der Sultan selbst besorgt, bald Berathungen init den Ministern, die nicht selten so lange dauern,
daß die Würdenträger in Mdiz übernachten müssen. Diese lange Arbeitszeit des Sultans wird gewöhnlich blos durch die paar Minuten verkürzt,
welche das Abendessen in Anspruch nimmt.
Nur der Mittwoch Abend und der Freitag machen Ausnahmen von
der Regel. Da besucht der Sultan das kleine Theater, das er sich in
seinein Palast errichtet hat und in welchem mit Unterstützung eines Orchesters
sogar Opern aufgeführt werden.
Am Freitag werden nach dem Selamlik gewöhnlich Privataudienzen
ertheilt. Darauf besucht dann der Sultan das eine oder andere der kleinen
Lustschlösser, die in den mächtigen Gärten verstreut liegen.
Man weiß es niemals vorher, in welchem Kiosk der Sultan die Nacht
zubringen wird; er selbst weiß es häufig auch nicht, sondern entschließt sich
erst im letzten Augenblick, da oder dort wenige Stunden seiner Nachtrube zu
widmen. Er schläft dann stets in einem Parterrezimmer. Vor seiner Thür
wacht wie am Nachmittag ein vertrauter Eunuche oder Tüfenkdschi.
Prtbatpgläsie deF SultsnS.
Der Porzellan-Kiosk. — Die Jnamsitionsstube. — Das Schalet, die Wohnung Kaiser
Wilhelms. — Das Tschadir, die Wohnung des Prinzen Heinrich. — Das Merassiin, die
Wohnung des Kronprinzen Rudolf. — Das Kaszket. — Der Sultan als Comvonist und
Maler. — Neue Bauten. — Ter Sultan als Architekt.
Die eigentlichen Schlösser des Sultans, die von ihm ständig bewohnten,
die er seit vielen Jahren niemals verläßt — abgesehen von der kurzen
Freitagsfahrt zu der ebenfalls in Mdiz selbst, gegenüber dem Mabevn
liegenden Hmnidie-Moschee, und abgesehen von der Fahrt je einmal im
Jahre nach Stnmbul und Dolmabngtsche —, diese Schlösser liegen tiefer

im Gebiet von Mdiz, im zweiten und dritten Hof, hinter den geheimnißvollen höchsten Mauern. Die große Pforte der zweiten Mauer ist vom
Mabeyn durch einen zwanzig Meter breiten Weg getrennt. An diese
Pforte lehnt sich links ein längliches, einstöckiges Gebäude, dessen Front
noch nach dem ersten Hof schaut, mährend das Innere schon dem zweiten
Hof angehört. Das Schlößlein macht den Eindruck eines Porzellanhauses,
so fein und zierlich ist es mit seinen Fenstern und Thüren aus buntem
Glas und feinen weißen zarten Mauern; es heißt auch Tschini-Kiosk,
Porzellan-Kiosk: in Wahrheit ist der scheinbare Porzellan schneeweißer
Marmor. Dieser Kiosk enthält nur vier oder fünf große, zumeist europäisch
eingerichtete Zimmer.
In dein letzten derselben trat eine Zeitlang die geheime Commiinon
zusammen, welche die wegen revolutionärer Umtriebe verdächtigten und nach
Mdiz gebrachten Personen verhörte. Wie viele schuldlos Verhaftete haben
hier die düstersten Stunden ihres Lebens zugebracht. Ich habe hier selbst
an der Seite des Marschalls Fuad Pascha eine denkwürdige Nacht verlebt,
als dieser liberale Mann in Folge seiner von mir veröffentlichten freien
Aussprache gegen die Camarilla in Mdiz gefangen war.
Aus diesem Kiosk tritt man in einen Garten. An theils sichtbaren,

theils unsichtbaren Wachen vorüberschreitend, sieht man rechts und links
zwei niedliche Schlösser. Das zur reckten Hand, dessen Inneres theils im
zweiten, theils im dritten Hof liegt, enthält die eigentlichen uns bereits
bekannten Wohnräume des Sultans.
Die reizendsten der Lustschlösser sind das Kaßket, das Tschadir, das
Merasnm, das Schalet.
Das Letztere, einstöckig, im Schweizer Stil, diente dein deutschen
Kaiser und dem König von Serbien als Absteigequartier. Das Tschadir
liegt auf einer kleinen, künstlichen Insel, welche von künstlichen Wasserfällen
umgeben ist; hier wohnte Prinz Heinrich. Im Kiosk Merassim haben Kronprinz Rudolf und Fürst Ferdinand von Bulgarien gewohnt; jetzt finden hier
besonders feierliche Empfänge statt. Das vierte Schloß, das Kaßket, liegt
an dein großen künstlichen See; dies ist dem Sultan das liebste, da ntzt
er stundenlang, oft bis zuni dunklen Abend, träumerisch in die Fluthen
schauend. Im Schlosse Kaßket hat der Sultan seiner Vorliebe für die
schönen Künste verschiedene Zimmer gewidmet. Da ist ein Malzimmer,
ein photographisches Atelier, ein Musiksalon. Der Sultan ist selbst ein
guter Maler und Componist. In all diesen Dingen ist der Sultan dem
Kaiser Wilhelm ähnlich, mit dein ihn soviel Sympathie verbindet. Dein
ehemaligen Botschafter Deutschlands am Bosporus, dem Grafen Hatzfeldt, hat
der Padischah seinerzeit ein von ihm selbstgemaltes Bild zum Geschenk gemacht.
Außer den bisher erwähnteil Schlössen! befinden sich im Gebiete von
Mdiz noch eine Menge kleinerer. Und es werden noch immer neue errichtet.
Der Raum ist vorhanden. Die Führung der kaiserlichen Bauten beansprucht

eine eigene Direction und einen festen Bestand von 800 Angestellten.
Diese haben sich selbst zu ernähren. Sie kommen des Morgens und gehen
eine Stunde vor Sonnenuntergang fort. Die meisten Schlösser lind
nach Angaben des Sultans und nach einem von ihm erfundenen System
gebaut. Ein Theil der Häuser ist aus Holz, einstöckig; andere aus Stein oder
Marmor, einstöckig oder zweistöckig. Das System des Sultans für die
leichteren Bauten ist außerordentlich praktisch und erfordert geringe Arbeit.
Es wird zunächst das Skelett des Hauses aufgestellt, dann mit dünnem
Draht umspannt und mit Ceinent überdeckt. Auf diese Weise wurde auch
der Kiosk hergestellt, in welchem der deutsche Kaiser die Truppenrevue abnahm und der heute den Botschaftern und fürstlichen Fremden
als Zuschauerraum während der Selamlik-Ceremonie am Freitag eingeräumt wird.
Die Herstellung dieses einstöckigen Hauses dauerte blos drei Tage. Ein
anderer nach dem System des Sultans erbauter größerer und reich verzierter Kiosk brauchte nur 14 Tage. Die Einrichtung ist fast überall
europäisch, blos die kostbaren Teppiche erinnern an den Orient.
Eine orientalische Tradition sagt, daß der Padischah niemals unter
einem Ziegeldach, sondern unter einem Bleidach schlafen soll. Deshalb
sind auch alle Privatkioske des Sultans mit Blei gedeckt. Nur einige
wenige Gebäude haben Ziegeldächer: in diesen Häusern schläft jedoch der
Sultan nicht.
Die Erhaltungskosten der Schlösser sind ziemlich bedeutend. Aber
man darf sagen, daß der Padischah sich diesen Luxus erlauben kann, weil
seine Ausgaben im Verhältniß zu seinem kolossalen Vermögen und selbst
im Verhältniß zu den Ausgaben anderer Herrscher nicht allzugroße sind.
Welche Spesen bereiten dem Haushalt der europäischen Fürsten die vielen
im ganzen Lande zerstreut liegenden Paläste und gar die kostspieligen
Reisen! Das Alles fehlt im Ausgabenetat des Sultans.
Fabriken in Yildiz.
Sägerci. — Schmiede. — Porzellanfabrik. — Tischlerei. — Deutsche Angestellte. —
Der Sultan als Tischler. -Fast ebenso zahlreich wie die Schlösser sind die Fabriken in Mdiz.
Ihre Begründung reicht in das Jahr 1887 zurück. Als General-Director
sungirt der Belgier Hasfan Dsckiemil Pascha, welcher, nachdem er zum Islam
übergetreten war, als einfacher Adjutant des Sultans fungirte und plötzlich
von dieser Stelle zum General-Director der Fabriken befördert wurde.
Die Fabriken verfügen über eine mächtige Dampfmaschine, welche auch
zwei Accumulatoren für die elektrische Beleuchtung der Gärten üund der
inneren Paläste treibt. Dies ist übrigens das einzige elektrische Licht, das
in der ganzen Hauptstadt eingeführt ist, da der Sultan bisher weder für
elektrische Beleuchtung noch für Telephon eine Concession ertheilt hat. Die

Direction der Elektrizität von Aildiz ist einem berühmten türkischen Ingenieur,
Rais Ben, anvertraut.
Die älteste aller Fabriken von Motz, die Doyenne, welche unter allen
derartigen Institutionen der Re'idenz des Padischas noch heute die führende
Nolle hat, ist die Sägerei. Als Arbeiter und in der Sägerei die aus
der Stambuler Gewerbeschule mit den besten Zeugnissen entlassenen Schüler
angestellt. In einem großen Saal neben der Fabrik werden die vorzüglichsten
Arbeiten ausgestellt. Die Fabrik wurde hauptsächlich für die Prinzen gegründet, um ihnen theils einen Zeitvertreib, theils eine Beschäftigung zu
gewähren. Sie liefert ihre Arbeiten für die Bedürfnisse des Palastes. Die
kostspieligsten Maschinen sind für sie angeschafft worden, alle neuen Erfindungen haben hier Anwendung gefunden; eine großartige

mechanische,
von Dampf getriebene Hobelmaschine mit mächtigen Rädern ist ihr Stolz.
In den Fabriken arbeiten außer den Profesnonisten dreihundert Soldaten
aus der Artilleriekaserne von Tophane.
In der Schmiede ist eine vorzüglich eingerichtete Abtheilung für
Galvanoplastik vorhanden, die selbst außerordentlichen Anforderungen genügen
kann. Der Leiter der Schmiede ist ein Italiener, Alcide Molinari; er bezieht 49 Pfund monatlich.
Die Tischlerei beschäftigt 60 Arbeiter, dm–unter mehrere fremdländische.
Unter den höheren Angestellten sind zwei Deutsche, so der Vorzeiclmer
Meintz und der Director Hermann Jung; neben Letzterem wirkt auch ein
türkischer Director, Mustafa Efendi. Diese Fabrik erzeugt prächtige Holzsculpturen, welche zumeist in Mdiz selbst angebracht werden. Besonders
gelungene Stücke liebt der Sultan zu verschenken. Abdul Hamid ist selbst
ein vollendeter Meister in der Tischlerei. Nach Abschluß des Friedensvertrages
mit Griechenland übersandte er seinem Minister des Aeußeren, Tewnk
Pascha, einen von ihm selbst verfertigten Ebenholzschreibtisch nebst allein
Zubehör. Dieser Schreibtisch ist — auch ohne die darauf verwendeten
Edelsteine und Edelmetalle — ein Meisterwerk, das jedem Professionisten
Ehre und Bewunderung eintragen würde. Der Sultan hat ein Zimmer,
in dem die ganze Einrichtung, Tische, Sessel, Schränke, Fenster von ihm
selbst fabricirt ist. Ter Vorliebe des Sultans für die Tischlerei entsprechend,
hat die letztere daher auch in Mdiz eine Zeitlang einen besonderen Aufschwung genominen gehabt. Kolossale Summen sind für sie «erbraucht
worden. Allein seit Kurzem ist ihre Thätigkeit eine geringere geworden.
Zahllose Arbeiten werden begonnen, aber nicht beendet. Das Atelier' ist ein
Museum unfertiger Sachen.
Die Töpferkunst ist ebenfalls in Mdiz in einem speciellen Gebäude
vertreten. Dieses Gebäude wurde vom Pnvatarchitckten des Sultans
d'Aronko im Osten des Parkes von Mdiz in einer ganz merkwürdigen hohen
Form errichtet. Die Porzellanfnbrik verdankt ihre Existenz der Bitte eines
Botschafters, welcher ein Protektionskind placiren wollte und in einer Audienz

beun Sultan die Jnstallirung einer Töpferei in Mdiz empfahl. Diese
Fabrik, welche aus dein erwähnten Anlaß vor sieben Jahren gegründet
und seither vielfach modificirt wurde, namentlich nach dem großen Erdbeben
im Jahre 1894, befindet sich augenblicklich in vollster Blüthe. Sie wird
aber wahrscheinlich bald feiern, wie viele andere Installationen in Mdiz.
Hauptsächlich, weil der Versuch, heimische Porzellanerde, die man bei
Arnautko am Bosporus entdeckt hatte, anzuwenden, mißlungen ist. Man
muß die Porzellanerde aus Frankreich bringen. Als Director fungirt der
Franzose Dathe, er bezieht einen Monatsgehalt von 40 Pfund. Ans
Empfehlung des französischen Botschafters hat der Sultan Arbeiter aus dem
berühmten Sövres kommen lassen. Durch all das ist diese Fabrik die kostspieligste von Mdiz geworden.
Bemerkenswert!) ist, daß die feiernden Fabriken oder diejenigen, die jetzt
weniger leisten als früher, noch immer dieselben Kosten beanspruchen. Der
Sultan ist darüber nicht immer genau unterrichtet. Er liebt die Künste
und Gewerbe und kennt keine Grenzen in ihrer pecuniären Unterstützung.
Aber seine Umgebung benützt dies blos, um sich selbst zu bereichern. Oft
werden Befehle des Sultans, diese oder jene Arbeit in den Fabriken machen
zu lassen, ertheilt. Allein die Befehle werden garnicht weitergeleitet, die
Beauftragten stecken die Spesen einfach ein. Niemals erfährt der Sultan,
daß und was einer seiner Fabriken mangelt. Die Directoren der Fabriken
können ja ihre Wünsche und Bitten nicht direct anbringen, sondern müssen
sich der Vermittlung eines Kamnierherrn oder sonst einer Person bedienen,
welcher der Zutritt zum Padischah gestattet ist. Diese Personen aber geben
in den seltensten Fällen die Bittschriften wirklich dem Sultan. Eine
Controle findet niemals statt. Nur zuweilen gelingt es dein einen oder
anderen Director, durch einen besonderen Zufall von einem dieser Herren
wenigstens einen Theil des vom Sultan für die Fabriken angewiesenen
Geldes wirklich zn erhalten. Wenn der Sultan in diesen Ateliers erscheint
— früher geschah es oft, in letzterer Zeit kommt dies seltener vor — dann
wagt es Niemand, ihm die Wahrheit zu sagen.

Gärten.

Die vier Gärten. — Der englische Park. — Der Lustgarten. — Künstliche Seen. —
Künstliche Inseln und Grotten. — Blumenreichthum. — Wintergärten mit Gemälden und
Vögeln. — Der Gemüsegarten. — Der Obstgarten. — Gärtner. — Deutsche Angestellte. — Kosten der Gärten.

Im Gegensatz zu den Fabriken erfreut sich die Horticultur bei allen
Hofbeamten steter Gnade. An deren Spesen wird Nichts abgeknabbert. Sie
hat Alles iin Ueberfluß, für sie neue Spesen zu verlangen und diese Spesen
auch auszufolgen, ist Jeden: ein Vergnügen. Denn die Gärten liefern den
Bewohnern von Mdiz das Obst und Gemüse, und die Mld'Zer sind große

Gourmands. Würden die Fabriken der Sägerei, der Tischlerei, der
Schmiede eßbar fein, so hätten diese Fabrikate sicherlich nicht unter der Ungunst der Umgebung des Sultans zu leiden. Uebrigens ist die

auch nicht so sehr auf die Vermittlung beim Snltan angemiesen. Der
Herrscher ergeht sich täglich stundenlang in den Gärten, und die Gartendirectoren
haben immer Gelegenheit, sich ihm zu nahen und ihre Wünsche unmittelbar
anzubringen.
Der kaiserliche Park von Mdiz ist gegenwärtig in vier Partieen getheilt, die jede ein Ganzes und Abgeschlossenes für sich bilden.
Diese vier Partieen sind:
Der englische Park.
Der Lustgarten.
Der Gemüsegarten.
Der Obstgarten.
Der englische Park bildet zwei Drittel des gesammten Garten-Flächenraumes.
Er befindet sich westlich vom Quartier Gerendsche-Jukuschu, südlich
vom Quartier Tscheragan — hier liegt der Palast, richtiger das Gefängnis;,
in welchem der abgesetzte irrsinnige Sultan Murad der Fünfte lebendig begraben ist — und östlich vom Quartier Ortakö.
Die nördliche Seite des englischen Parks ist seit 1889 jenem Theil des
Palastes einverleibt, in welchem die Privatgemächer des Sultans und feine
Privatpaläste, das Harem und der Kiosk Merasiim — jetzt der Palast für
feierliche Empfänge — sich befinden. Von dem letzteren Palast ist der
Garten jedoch durch eine von zwei Pforten unterbrochene Mauer getrennt.
Dieses abgetrennte nördliche Stück des englischen Parkes bildet den
Lustgarten, ein wahres kleines Paradies.
Hier liegt das Hauptbassin, ein künstlicher See von einer Länge, die
mindestens dreihundert Meter, und von einer Breite, die fünfundzwanzig
bis dreißig Meter beträgt. Die Form des Sees ist eine ganz eigenthünilich gezackte.
An den Ufern des Sees sind künstliche Grotten ans grauen, scheinbar
regellos übereinandergeworfenen Steinen, durchschnitten von Fußpfaden und
Felsentrepven. über die man zu den kleinen Pavillons des Schlosses Kaßket
hinaufgelangt. Einer derselben ist als ein üppiges Nuhezimmer ausgestattet,
ein anderer bat eine Bibliothek, ein dritter dient als naturgeschichtlickes
Cabinet. in dein ausgestopfte seltene Vögel und Käfer und Schmetterlinge
sich befinden. Um das Wasser herum wiegen sich zahlreiche Bäume verschiedenster Art, deren bnnte Früchte und Formen einen lebhaften Eontrast
zu der meist eintönigen Fläche des künstlichen Sees bilden.
Da neigt eine Trauerweide ihre Zweige melancholisch hernieder und
mischt ihre Thauthrcinen mit dem flüssigen Silber der Fluth.

Da schieben, wie um die Kummervolle zu stützen, zu ihren beiden
Seiten das schwarze und weiße Bambusrohr, zierliche Kinder des Lago
Maggiore, ihre Schäfte bis in eine Höhe von zehn, ja fünfzehn Metern hinauf.
Und wieder andere Kinder des Lago Maggiore: viele Dutzende, vom
italienischen Palastgärtner des Sultans Signor Romeo Scanziani hierherverpflanzte Camelien wiegen ihre bunten Köpfchen hin und her, um dem
Bild der Trauermeide das Düster, die Einsamkeit zn rauben.
Und dann weiterhin hunderte, tausende andere Bäume und Blumen
in buntem, lieblichem Geniisch. Aus dem tieferen Süden, vom märchenreichen Damascus, kamen die schlanken Palmen und Pinien, und zwischen
ihren hohen Stämmen leuchten goldgelbe Citronen und rothglühende Orangen.
An die Akazie lehnt sich die Chrysantheine, die Nelke wetteifert mit der
Rose, und die Zapfentragenden strömen ihren würzigen Nadclholzduft über
die Gesammtscenerie . . .
A!an schreitet traumbefangen durch diese Blumenmärchen unmerkbar
bergan und befindet sich dann in der Mitte des Ganzen im Angesicht zweier
Hügel. Die zwischen ihnen befindliche, 150 Meter lange uud 10 bis 30 Meter
breite Schlucht ist ebenfalls zu einem See umgewandelt. Die Gegend heißt
Dere-Havus, das Bassinthor. Rundum sind Blumenbeete und stürzende Cascnden, die letzteren hauptsächlich im Norden des Sees.
Ein dritter künstlicher See befindet sich auf dem Hügel westlich vom
Tschadir-Kiosk. Er bildet beinahe einen Kreis, nur nach Norden hin windet er
sich länglich spitz, als wollte er auf eine Cascade zeigen, die ihre schäumenden
Fluthen im Serpentinentanz über die künstlichen Felsen herniederjagt.
Stellt man sich am Fuße dieses Wasserfalls auf und blickt hinab, so
scheint es, als ob der hier befindliche künstliche See mit dem Bosporus zusammenfließe. Doch ist das eine Terrain-Täuschung.
Dieser See hat einen Flächeilraum von 5000 Quadratmetern. Während
er im Norden die ewig zitternde Cascade vor sich hat, ruht an seinem südlichen Uferrand ein stiller Pavillon von schimmernder Weiße, ein Schmuckkästchen anmuthiger Lust-Architektonik. Auch hier ist um die ruhige Fluth
des Sees ein wogendes Meer von seltenen Blumen geschüttet.
Auf den Spiegeln aller drei Seen ziehen Schaaren von Enten nnd
Schwänen umher. An den Ufern ruhen Kaiks und Barken und selbst von
Elektricitcit getriebene kleine Dampfer, die alle nur dem Sultan und seiner
Familie zugänglich sind. In der Mitte der Seen sind kleine künstliche
Inseln mit Pavillons und Gärtchen.
In diesem ausschließlich dein Sultan und dem Haren? reservirten Lustgarten liegen verstreut zahlreiche Treibhäuser und Wintergärten. Einer derselben ist ein Wunderwerk, wie man es selbst in Europa
mir selten findet; da giebt es besonders prachtvolle Vanillen, die einen bedeutenden Werth repräsentiren. Zu den Lieblingen des Sultans gehören
Bäume von riesigem Umfang; solcher sind eine Menge vorhanden, jeder wird

besonders gehegt und gepflegt. Diese»? Wintergarten ist eine lebendige
Seele eingehaucht durch seltene Singvögel, welche in zierlichen Köngen
zwischen den Aesten wohnen. Kunstvolle Möbelstücke, die nach Angaben und
Zeichnungen des Sultans in der kaiserlichen Tischlerei hergestellt wordcu
sind, laden zum Ausruhen ein. In lauschigen Hainen sind auf phantastischen
Staffeleien Oelgemälde aufgestellt, welche von den Prinzen oder fremden
türkischen und ausländischen Malern verfertigt sind; darunter viele Bilder
des berühmten türkischen Malers Achmed Ali Pascha, eines Generaladjutanten
des Sultans, und des Künstlers Hamdi Ben, welcher als Archäolog und
Director des Museums von Stambul auch in Europa weitbekannt ist.
In einein anderen Wintergarten ist es den Vögeln gestattet, frei umherzufliegen — zuni großen Mißvergnügen der Gärtner, welche verzweifelt
zusehen müssen, wie diese munteren lustigen Gesellen, von Ast zu An
springend, in die kostbarsten Bäume ruhelos mit ihren kecken Schnäbeln hineinhacken, so daß man in verhältnißmäßig kurzen Zwischenräumen die Bäume
durch andere ersetzen muß. Die ausgehobenen verdorbenen Vcgetabilien
werden in ein besonderes Treibhaus gebracht, in welchem man sie durch
allerlei Kuren wieder zum Leben und zur Blüthe zurückzubringen versucht.
Dieses Treibhaus wird von den Gärtnern des Palastes das Hospital der
Pflanzen genannt; eö sind dort mehrere Pflanzenärzte, Specialisten für verschiedene Krankheiten, und eine Reihe von Pflanzenkrankenwärtern angestellt.
Leider sind diese Wintergärten und Treibhäuser fast alle nicht nach den?
Thermonvhon-Snstein, sondern durch Trocken-Ccmalisation geheizt, was das
Gedeihen namentlich der tropischen Pflanzen beeinträchtigt. Um aber trotzdem
nn letzteren keinen Mangel zu leiden, läßt der Sultan von Zeit zu Zeit aus
Italien, Frankreich und selbst Deutschland ganze Gartenbau-Etablissements
mit frischen Pflanzen kommen. Diese muffen deshalb stets vorhanden sein,
weil bei den Diners und Empfängen, welche der Sultan veranstaltet, ein
kolossaler Aufwand mit Blumenschmuck und Pflanzenzier getrieben wird. Der
Sultan liebt es, die Säle, in welchen er empfängt oder ein Diner giebt, in
einen Garten voll der seltensten Pflanzen und Blumen verwandelt zu sehen, und
er freut sich, wenn seine Gäste den lebendigen Schmuck der Säle mehr bewundern, als den todten Luxus des Marmors und den Farbenglanz der Teppiche.
Der Gemüsegarten liegt auf einem nach Osten schauenden Hügel, der
'ich in der genauen Mitte des ganzen Parkes befindet. Er enthält alle
Gemüsegattungen des Landes und die hervorragendsten des Auslandes.
Hauptsächlich, um für die kaiserliche Küche Erstlinge zu gewinnen, ist dieser
Garten in neuerer Zeit angelegt worden. Das Gemüse wird uacli
orientalischem System künstlich entwickelt. Auf einer im Süden liegenden
Partie des Hügels leuchten einheimische und englische Erdbeeren, ranken
sich die Reben des Weines, deren Trauben monatelang das ständige Dessert
der kaiserlichen Tafeln bilden.

Der Obstgarten endlich liegt im Norden des Parkes. Alle Früchte der
gemäßigten Klimata sind hier in reichster Fülle vorhanden, und zwar werden
ne meist nach der in diesem Genre perfecten französischen Obstkunde gepflanzt,
cultivirt und gepflegt. Fast olle Obstbäume, die sich in diesem Garten beenden — Apfelbäume, Birnbäume, Himbeerstauden, Johannisbeerstauden,
Kirschbäume und Weichselkirschbäume — sind von französischer Herkunft und
gedeihen vortrefflich. Um während des Winters eine Fülle frischen Obstes
aller Art hervorzubringen, sind an dein Eingang, welcher sich im Norden
dieses Gartens befindet, zwei Treibhäuser luxuriös eingerichtet worden.
Die General-Direction der Gärten verwaltet ein Bruder des Kammerherrn
Raghib Bey, Rauf Ben; ihm ist der Garteninspector Reschid Pascha attachirt.
Rauf Ben untersteht dem Mnister der Civilliste, welche die oberste Garten-Administration darstellt. Die Functionen des Generaldirectors bestehen in der
Besorgung der von den Gärtnern benöthigten Instrumente und Materialien.
Neben dem Generaldirektor und Jnspector giebt es vier europäische Directoren oder Ober-Gärtner, die Alle bereits mehrere Jahrzehnte in Diensten
Abdul Hamids sind, also ihm schon, als er noch Prinz war, gedient haben.
Der Erste und Aelteste ist der Deutsche Adam Schlerff; er ist mit der
allgemeinen Aufsicht betraut.
Der Zweite ist ebenfalls ein Deutscher, August Winholdt; ihm ist der
Lustgarten anvertraut, der blos für den Sultan und das Harem bestimmt ist.
Der Dritte ist ein Italiener, Romeo Scanziani, dem speciell die
Direktion der Treibhäuser und Wintergärten übertragen ist. Ein Sohn
desselben ist im Uebersetzungsbureau von Mdiz als Dragoman-Secrctär
für die italienische Sprache angestellt.
Der Bierte von den europäischen Gärtnern endlich ist ein Franzose,
Gustav Deroir, welcher die Pläne und Zeichnungen für Aendernngen in
den kaiserlichen Gärten zu entwerfen und auszuführen und der auch die
Ornamente und Decorationen zu arrnngiren hat.
Die Zahl der einfachen Gärtner, Nefer Baghtschewani genannt, beträgt
300. Dieselben sind nach militärischein Muster in Gruppen zu zehn eingereiht, welche je einen Onbaschi, einen Zehner-Ehef oder Zugführer, haben;

diese unterstehen wiederum direct den vier europäischen Direktoren.
Die Gehälter aller dieser Gärtner und ihrer Chefs sind: für die
Letzteren, die Baghtschewani Baschi, 2000 bis 5000 Piaster monatlicb, für
die Onbaschi oder Zugführer 250 bis 500 Piaster, für die einfachen
Gärtner je nach deren Anciennetät und Fähigkeiten 150 bis 200 Piaster.
Außer dem festen Gehalt bekommen die Leute zumeist nicht unbeträchtliche
Geschenke, da der Sultan bei seinen Spaziergängen im Park stets eine
Geldrolle, die 50 Goldstücke enthält, mitnimmt und den ihm begegnenden
Gärtnern ein oder mehrere Pfund zuwirft.

Die Gcsammtausgabe für die kaiserlichen Gärten beträgt monatlich
60000 Piaster für die Gehälter und 5000 Piaster für Ertraspeien.
Instrumente für die Gärten und Pflanzeneinkäufe sind dabei nicht inbegriffen.
Die Gebälter werden den Gärtnern direct von der Civilliste bezahlt.

KHeater und Musik gm Sultansof.

Ibrahim der Erste und die heiteren Künste. — Murads des Dritte» Bekehrung zur
Musik. — Theater und Stallung. — DaS Theater Abdul Hamids. — LieoliimSstück des
Sultans. — Italienische Sänger und Sängerinnen. — Türkisches Lustspieltheatcr. —
Männer in Fraucnrollcn. — Kaiser Wilhelms Sang an Aegir in Mdiz. — Des Sultans
Muiiificcnz. — Liebe der Prinzen und Prinzessinnen für Theater und Musik. — Tic
kaiserliche Leibinusikcapelle. — Ihre enormen Kosten. — Guatclli Pascha. — Darcmda
Pascha. — Musik in der Hauptstadt. — Ter deutsche Musikdirektor Lange. —

Theater und Musik hat es von jeher am Sultanshof gegeben, die
Schauspieler und Künstler genossen abwechselnd Glück und Leid. Der
Sultan-Wüstling Ibrahim der Erste vertrieb seine halbe Negierungszeit mit
Possenreißern, Sängern, Trommelschlägern und Flötenspielern; einen von
ihnen, den Zigeuner Ahmed, ernannte er sogar zum Aga der Janitscharen,
einen Anderen, den Schattenspieler Kör Musselioghli, machte er zum Kapudmipascha oder Marine-Minister. Murad der Vierte dagegen ließ seinein
Kapellmeister den Kopf abschlagen, weil er es wagte, zu einer Zeit, als
der Sultan gegen Persien aufgebracht war, ein persisches Heldenlied spielen
und singen zu lassen. Als aber bei dem allgemeinen Persergemetzel in
Bagdad der persische berühmte Saitenspicler Schahkuli demselben Sultan Murad
entgegentrat und mit den Worten: „Nicht um mein Loos ist mir leid,
sondern um den Verlust der hohen Tonkunst, die mit mir zu Grunde
geht," vom osmanischen Sultau die Erlaubniß erbat, vor seiner Ermordung
noch einmal spielen zu dürfen, dn gewährte Murad die Bitte. Und er
wurde von der Münk so gerührt, daß er den persischen BZusiker am Leben
ließ und nach Coiistcmtinopel brachte. Als großer Freund der Musiker
und Sänger ist Sultan Mahmud der Erste berühmt gewesen; dessen
Bruder ^smnn der Dritte wiederum verbannte alle Künstler vom Hofe,
Zur Zeit des Sultans Abdul Medschid, des Baters des gegenwärtigen
Herrschers der Osmanen, befand sich ein kaiserliches Theater gegenüber dem
heutigen Palast von Dolinnbaghtsche. In dem ehemaligen TheatergebSude
sind jetzt Stallungen.
Sultan Abdul Hamid der Zweite, der die Mauern von Mdiz nicbt
verläßt, hat sein Hoftheater in das Gebiet dieser Mauern verlegt.
Das Theater von Mdiz ist ein längliches Viereck, angebaut an das
Sserai humajun oder eigentliche kaiserliche Wohnhaus. Es ist einstöckig.
Voni Theater führt eine directe Thür zu den Privatgemächern des Sultans.
Der Saal, welcher anderwärts das Parkett bildet, ist hier leer und mit
einem riesigen Teppich bedeckt. Die Loge des Sultans ist so gebaut, daß

er Alles überblicken kann, selbst aber nicht gesehen zu werden braucht; die
Bühne wiederum steht zur Sultansloge in einein Verhciltniß, daß die
Schauspieler beim Betreten nicht mit den: Rücken zum Sultan zu stehen
kommen. Damit auch die Musiker Letzteres vermeiden, befinden sich die
Sitze der Orchestennitglieder unterhalb der kaiserlichen Loge. Rechts und
links von dieser sind zwei Logen für! Gäste des Sultans und für
das Harem; die letztere Loge ist mit einem feinen Gitterfenster versehen.
Die Ausschmückung des Saales ist außerordentlich elegant. Die Grundfarbe der Winde ist roth, die Verziemngen sind goldig. Die Bühne ist
genügend groß, besitzt prächtige Eoulisseneinrichtung und die vorzüglichste
Maschinerie. Ein großer Theil der Einrichtungsgegenstände stammt aus
der Tischlerei von Mldiz; auch die reizenden Skulpturen der Sultansloge
sind häusliche Arbeiten, meist nach Angaben des Sultans hergestellt. Die
Schauspieler muffen, wenn sie die Bühne betreten, vor dem Beginn ihrer
Vorträge auf türkische Art nach der Sultansloge hin grüßen. Zuweilen
giebt es Abend um Abend eine Vorstellung; aber Mittwoch und Freitag
sind feststehende Theaterabende. Die Vorstellungen des Theaters dauern
gewöhnlich bis 11 Uhr. Manchmal wird jedoch darauf noch stundenlang
musicirt.
Der Theaterdirector ist Ilms Ben, ein Tscherkesse, gleichzeitig Unterdirector der kaiserlichen Garderobe. Wenn der Sultan keinen besonderen
Wunsch äußert, so ist es ihm überlassen, die Stücke auszuwählen, die
gespielt werden sollen. Ein Lieblingsstück des Sultans ist „Norma".

Für das Lustspieltheater sind nur Türken engagirt, welche mich die
Frauenrollen spielen. Für Opern und Operetten sind meist italienische
Sänger und Sängerinnen, die aus den durchreisenden Truppen ausgewählt
zu werden das Glück hatten, fest angestellt. Von Zeit zu Zeit werden
andere Künstler, die zufällig in der Hauptstadt sich befinden, eingeladen,
vor dem Sultan zu concertiren. Sie "werden >dann reich mit Geld
und Orden beschenkt. Eine einigermaßen berühmte Sängerin erhält
wenigstens hundert Pfund für ein Concert, oft aber auch zweihundert
und mehr. Eines Tages ließ sich der Sultan von den Kindern der deutschen
Schule Kaiser Wilhelms „Sang an Aegir" vorsingen; die Lehrer wurden
reich beschenkt, und jedes Kind erhielt ein rothseidenes Beutelchen mit je
8 Viertelpfundstücken.
Die Liebe des Sultans für Theater und Musik ist fast auf alle
Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses übergegangen. Sie
versäumen keine Gelegenheit, das kaiserliche Theater zn besuchen. Aber
außerdem haben sie in ihren speciellen Wohnungen noch kleine Ertratheater,
in welchen abwechselnd gespielt wird und Ivo es weniger beengt zugeht, als
im großen Theater des Sultans. Die Prinzen selbst pflegen dann an
den Concei'ten theilzunehmen. Von des Sultans Söhnen haben Einige,
besonders der junge Burhaneddin Efendi, große Begabung für Eompont!onen;

Alle spielen sie verschiedene Instrumente, der Eine Piano, der Andere
Violine, der Dritte Mandoline.
Der Sultan, als leidenschaftlicher Musikliebhaber, hat sich eine eigene
Leibmusikcnpelle aus Hornisten geschaffen, die in ihrer Art vielleicht einzig
ist. Die Mitglieder der Musikcapelle haben eine ganz besondere Uniform,
wie Gardesoldaten, und wohnen in einer eigenen großen.Kaserne. Ihr
sind auch die Musiker der kaiserlichen Pnvatstreichcapellen, etwa 20 bis
25 Mann, ferner die Sänger und Schauspieler und die sonstigen Artisten
zugetheilt. Diese Capelle, die jährlich 100000 Pfund, also 2 V« Millionen
Franken kostet — viel wehr als das beste europäische Hoftheater verschlingt — besteht aus 300 Musikern, Söhnen der höheren und höchsten
Beamtenklassen, bei deren Auswahl oft mehr die Protection in's Gewicht
fällt, als eine besonders musikalische Bildung. Denn in dieser Capelle ein
Plätzchen zu finden, das ist ein großes Glück für's Leben. Die Mitglieder
dieser Elitecapelle sind lebenslänglich engagirt. Daher sieht man neben
jungen Burschen ehrwürdige alte Herren stehen. Alle fast haben Ofsiziersrang bis zum Obersten hinauf.
Gewöhnlich treten bei einem Concert nur 70 bis 80 Mann auf, da
die älteren Mitglieder blos bei besonderen Gelegenheiten vollzählig erscheinen
müssen.
Die große Kaserne soll zugleich eine große Militär-Musikschule sein,
entspricht aber nicht ihrem Zweck. Es fehlt eine strenge Organisation,
ein regelrechtes Programm, eine rationelle Erziehung der jüngeren Kräfte.
Bor Allein ist der Mangel einer einheitlichen Leitung zu beklagen. Man
weiß nicht, wer der eigentliche musikalische Chef ist. Neben dem wirklichen
militärischen Commandanten Suleiman Pascha, der als Director der
Capelle beigegeben ist, aber Nichts von der Musik versteht, giebt es mehrere
musikalische Paschas, die sich feindlich und neidisch gegenüberstehen und ein
ersprießliches Zusammenwirken nicht gedeihen lassen.
Die Capelle besitzt eine ausgezeichnete Musikbibliothek. Die Instrumente,
welche sie führt, sind vorzügliche deutsche Fabrikate.
Ein regelrechtes Unterrichtsprogramm, Cintheilunq der jungen Musiker
in besondere Klassen, Einrüclung in höhere Chargen nach Berdienst — das
Alles existirt nicht. Laune und Protection allein entscheiden.
Strenge Unterrichtsstunden werden nicht eingehalten. Es finden jedoch
monatlich ein oder zwei Mal sogenannte Proben statt.
Die Musiker müssen jeden Abend bereit stehen, zum Concertiren bei
Hofe anzutreten. Oft werden sie jeden Abend zum Sultan befohlen, oft
aber auch wochenlang, monatelang gar nicht. Regelmäßigen Dienst giebt
es nicht — nur im ganzen Monat Ramasan ist regelmäßig — kein Dienst.
Einst war diese LeibnmnKapelle allerdings eine musterhafte und ihre
ungeheuerlichen Kosten werth. Das war das Verdienst des italienischen Maestro

Guatelli Pascha. Der ist jetzt ein ehrwürdiger alter Herr, der auf den
goldenen Lorbeer« ausruht, welche ihm die Gunst von vier Sultanen —
Mdul Medschid, Abdul Asis, Murad und Abdul Hamid — verschafft hat.
Er hat als Lehrer der ineisten kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen denselben die große Liebe für die Musik eingepflanzt, welche in der Abgeschlossenheit von Mdiz Kjöschk ein Element der Erheiterung und des
Lebens geworden ist. Er dirigirt nur noch am großen Bairamsfest.
Guatelli Paschas Erbschaft ist nicht einem Einzigen zugefallen, sondern
der ewige Streitapfel verschiedener Musik-Paschas geworden. Einer derselben, ein Franzose, ist auch schon unterlegen im Wettkampf um Sultansgunst und Sultansgold und ist seit einigen Jahren mit vollein Gehalt zur
Disposition gestellt. Ein besonderes Glück machte ein Spanier, Daranda
Pascha; er kam vor einigen Jahren durch Protection des Oberceremonienmeisters Munir Pascha an den Sultanshof, wurde bald Pascha und hat einen Jahresgehalt von beinahe 40000 Franken. Trotzdem ist die
Leibmusikcapelle nicht besser geworden. Und doch befinden sich ausgezeichnete

einzelne Kräfte in derselben, besonders türkische Musiker, die ein ganz
hervorragendes Talent für Blasinstrumente besitzen. Unter gründlicher
Anleitung und bei mohlorganisirtem Unterricht vermöchte diese Schöpfung
sicherlich Etwas zu leisten, was mit den Kosten, die sie verursacht, in einem
richtigeren Verhältnis; als jetzt stehen könnte. Die Musik ist die einzige Unterhaltung des mit schweren Sorgen belasteten, rastlos arbeitenden türkischen
Monarchen. Er bringt dieser Liebe zur Musik die größten Opfer, er überträgt diese Liebe auch auf die Musiker selbst, denen er viel Wohlwollen
und Interesse und glänzende Munisicenz bezeugt. Aber die Intriguen,
welche zwischen den aus der Fremde gekommenen, nicht an ihre Pflichten,
sondern an ihre Taschen denkenden Elementen geführt werden, belohnen
schlecht das ihnen geschenkte Vertrauen. Ein Fehler ist ferner die geringe
Beschäftigung, welche den Musikern gegeben wird. Es ist ihnen nicht gestattet, öffentliche Concerte zu veranstalten oder anderwärts als im Palast
mitzuwirken. Das Concertiren vor einem kritischen Publicum würde gewiß
den matt gewordenen Apparat wieder in Schwung bringen, die Leistungen
des ganzen Chors wie der Einzelnen müßten dann von selbst erhöht werden.
Und außerdem würde das Publicum der türkischen Hauptstadt durch Anhören regelmäßiger gut organisirter und dirigirter Militärconcerte an
musikalischer Bildung bedeutend gewinnen müssen. Vorläufig ist nicht blos
dieser Leibmusikcapelle, sondern auch den anderen Militcircapellen das
öffentliche Concertiren untersagt; man hört sie blos beim Selnmlik. Die
Privatmusik in Constantinopel, meist sind es italienische Capellen, stiftet
ein beklagenswerthes Dnsein. Die Hauptstadt des Sultans, welcher für
Musik und Theater aus seiner Privntschatulle mehr auswirft als jeder
andere Monarch der Erde, würde demnach die musikalisch vernachlässigteste der
Welt sein, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein idealer — natürlich deutscher

— Musikdirektor, Professor Paul Lange, opferumthige Versuche machen
würde, ihr ein bischen musikalisches Leben einzuhauchen.

Audienzen.

Wenn man dem Sultan gegenübersteht. — Grußformeln. — Titel und Anrede. —
Einfachheit des Sultans. — Einst und jetzt. —

Zumeist ertheilt der Sultan Audienzen am Freitag nach dem Selamlik.
Der Sultan ist im persönlichen Umgang außerordentlich freundlich-Man vergißt, einem orientalischen Herrscher gegenüberzustehen. Den Fufzfall oder ähnliche Ceremonieen hat er gänzlich abgeschafft. Selbst der Türke
ist vor dem Kalifen nicht mehr zu so elenden Kriechereien wie ehemals verpflichtet. Der Türke, wenn er nicht Militär oder Staatsbeamter ist und
dann Uniform seines Ranges und Standes trägt, erscheint im Stambulin,
einem dein englischen Pnstorenhabit ähnlichen Rock. Beide Hände über dein
Bauch gefaltet, erwartet er den Gruß des Padischahs, da der Höhere zuerst
grüßt und damit die Erlnubniß giebt, ihn zu begrüßen. Nachdem der
Sultan gegrüßt hat, erwidert der Gegrüßte, indem er seinen Oberkörper
nach vorn neigt, dabei die rechte Hand bis zur Erde herabsinken läßt, sich
dann wieder zurückbeugt und die Hand von der Erde erst zum Mund und
dann zur Stirn bringt. Das bedeutet: ich küsse den Staub von Deinen
Füßen, mein Reden und Denken gehört Dir. Nuu wird eine erwartende
Stellung eingenommen, die Hände bleiben über dem Bauch gefaltet. Die
Sitte erheischt, daß der Untergebene seinem Herrn nicht in die Augen schaue.
Auch diese Sitte Hat der Sultan abgeschafft. Er verlangt, daß man ilnn
frei in's Gesicht sehe; wenn die Truppen vom Selamlik abmarschiren und
der Sultan am Fenster zuschaut oder wenn der Sultan durch die Truppen
hindurch zum Selamlik kommt, wird der Blick der Soldaten zum Gesicht
des Sultans hin commandirt. Dieses Commando „Augen rechts" oder „Augen
links" ist im türkischen Heer feit dem Besuch des Kaisers Wilhelm eingesührt.
Früher mußten die Soldaten immer geradaus schauen.
Jede Frage oder jeder Befehl des Sultans wird mit einem kurzen
> Gruß erwidert. Diese Temennn oder Grußformel besteht darin, daß man
kurz und schnell die rechte Hand von dem Mund zur Stirn führt. Das
bedeutet: ich küsse Deinen Befehl und unterwerfe mich ihm. Die Sprncke,
in welcher man zu dem Herrscher sprickit, ist schwülstig. Das Wort Ich
eristirt in derselben nicht.
Euer Diener, Euer Sklave, der den Staub Eurer Füße küßt, der in
Denluth und Verehrung erstirbt — das sind so die Titel, welche sich die
Sprechenden vor dem Kalifen ertheilen.
Selbst diesen soliden Audienz-Regeln sind Europäer seit dem Regierungsantritt des jetzigen Herrschers nicbt mehr unterworfen.

Emst mußten die Gesandten Europas die schmierigsten Situationen
überwinden, um eine Audienz beim Sultan zu erhalten; heute giebt es
mindestens jeden Freitag Audienzen. Im Jahre 1706 mußten die siebenbürgischen Gesandten, wenn ne das Angesicht des Kalifen sehen wollten, ihre
magyarische Tracht ablegen und die türkische anziehen; den kaiserlichen Botschaftern war Gala-Anzug, den polnischen Gesandten der Kaftcm vorgeschrieben. Noch unter Abdul Aziz durften Europäer bei Hofe nicht anders
als in Uniform erscheinen. Jetzt steht es ihnen frei, zu kommen, wie ne
wollen, und die Meisten treten im einfachen schmucklosen Gehrock vor den

Herrscher der Osmanen. Dem Sultan Selim dem Zweiten und anderen
Padischahs küßten die meisten Gesandten stets die Hand; heutzutage reicht
der Sultan seinen Gästen die Hand zum Gruß, nicht zum Kuß. Einstmals
konnten selbst die kaiserlichen Botschafter vor dem Sultan nicht erscheinen,
wenn sie nicht erst kolossale Geschenke für den Sultan, die Sultnnin-Mutter,
die Sultanin-Günftlingin, den Groß-Eunuchen, den Groß-Wenr, den Groß-Mufti mitgebracht hatten; sie mußten den Damen goldene
Körbe mit Spielwerk und Uhren mit Spiegeln, den Herren stets Juwelen und ganze Klumpen
Gold, oft im Werth von hunderttausend Gulden oder mehr, überreichen
lassen. Heute ist es umgekehrt.
Mit leeren Händen oder mit Händen, die nichts Gutes bringen,
kommen die Europäer zum Sultan, und mit sultanischen Geschenken und
Brillantenorden bedeckt, gehen sie aus Mdiz fort.

Aus der Geschichte des bayrischen particularismus.

von
Fr. Guntram Schultheis;.
— Stuttgart. —

ire Bayern, stets so eifersüchtig auf ihre Selbstständigkeit, die sie
mit so viel Blut erkauft haben unter der Regierung ihrer
Herzoge und Kurfürsten, so stolz auf die große Rolle, die ihr
Verbündeter Napoleon ihnen in dein Rheinbunde zugewiesen hatte, sind jetzt
eingeschlossen in das deutsche Reich, unter der willkürlichen und zermalmenden
Herrschaft Preußens. Diese Worte stehen in dem Tagebuch eines französischen Offiziers aus den Jahren 1870 und 1871, das vor einigen Jahren
erschienen ist unter dem bezeichnenden Titel „Von Weißenbnrg nach Ingolstadt" — in dieser Festung hat er als Kriegsgefangener die Zeit bis zum
Friedensschluß zugebracht. Daß dabei dem Franzosen wehmüthige Rückblicke
auf die Vergangenheit sich aufdrängten, kann nicht Wunder nehmen. Es
war ja doch schon eine sehr unangenehme Enttäuschung für die Mehrzahl
seiner Landsleute gewesen, als die süddeutschen Staaten, hingerissen rom
Sturm der nationalen Begeisterung, an die Seite Preußens traten, als die
Hoffnung auf den bayrischen Particularismus sich als eitel herausstellte.
Aber schwebt nicht über den angeführten Worten Etwas wie immer noch
festgehaltene Hoffnung auf einen gelegentlichen Durchbruch der alten deutschen
Erbsünde? Geben die Verkältnisse Berechtigung dazu?
Der bayrische Particularismus ist ja unleugbar wiederholt in den
letzten Jahren ein beliebtes Schlagwort der Zeitungen, der deutschen und
der ausländischen gewesen-, es kann jeden Tag wieder auftauchen. Allerdings wirft die Oberflächlichkeit unter demselben Schlagwort des Tages oft

recht verschiedene Dinge zusammen, denn eben wo Begriffe fehlen, stellt gerne
sich das Fremdwort ein. Das Verständnis; für Wesen und Geltung des
viel berufenen bayrischen Particularismus kann sich nur der historischen
Betrachtung erschließen. Wäre das historische Interesse in den weiteren
Kreisen unserer Gebildeten nicht so stark in den Hintergrund getreten, wie
es leider der Fall ist, so stände es in gar mancher Hinsicht Keffer um unser
öffentliches Leben. Ist doch die Gegenwart zum guten Theil fortlebende
Vergangenheit, im Guten wie im Schlimmen.
Vor Allem ist es irrthümlich, wenn man hinter dem bayrischen
Particularismus immer vorzugsweise politische Triebfedern suchen möchte,
wie die der Wittelsbachischen Hauspolitik seit der Auflösung des alten Reiches.
Im 18. Jahrhundert kehrte sich der politische Antagonismus keineswegs
gegen Preußen, sondern vielmehr gegen Oesterreich, war es doch Friedrich
der Große, der zwei Mal die politische Selbstständigkeit Bayerns gegen die
österreichischen Abrundungsbestrebungen schützte. „Lieber bayrisch sterben als
österreichisch verderben." Der Fürstenbund Friedrichs des Großen bleibt
stets ein merkwürdiges Vorspiel späterer Entscheidungen. Damals aber, das
läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, waren die Unterschiede des Volkslebens
zwischen Süddeutschland und Norddeutschland viel stärker ausgeprägt als
heute. Der bekannte Joh. Kaspar Riesbeck, dessen Urtheile man immer
höher schätzen muß, je mehr man sie da und dort auf ihre Richtigkeit zu
prüfen Anlaß gefunden hat, sagt in den „Briefen eines reisenden Franzosen"
(2. Auflage 1784 II S. 286): „Der Körper besindet sich in Norddeutschlnnd gerade um so viel schlechter als sich der Geist Keffer befindet, denn in
Süddeutschland. Jenseits (südlich) des Erzgebirges sind die Wirthshäuser,
Straßen, Postwagen und alle Dinge, die auf den Thiermenschen wirken,
in dem besten Zustand. Diesseits sind die Wirthshäuser auf dem Lande
nicht viel besser als die spanischen. (Das ist eine alte Klage, schon in den
früheren Neisebeschreibungen!) Die Straßen sind wie die hungarischen,
die Postkutschen sind plumpe Bauernwagen. Dagegen findet man hier
überall die besten Gesellschaften, in jeder kleinen Stadt Sammlungen von
Kunftsachen, Bibliotheken, Maurerlogen :c. und fast jeder Landpfarrer hat
hier' mehr Welt- und Menschenkenntnis; als mancher Hofmann in Süddeutschland." Auch noch am Anfang des 19. Jahrhunderts urtheilt ein
ganz unbefangener Beobachter deutscher Zustände ähnlich. Der Schilderung
einer Kirchmeih in der Gegend von Heidelberg schickt er die einleitenden

Sätze voraus: „Was man so eigentlich Leben im menschlich physischen Sinne nennt, davon hat der Nordländer doch keinen rechten Begriff. Unverkennbar ist im nördlichen Deutschland das höhere Streben des Geistes; wo der cultivirte Mensch zu physischen Genüssen nicht so viel Anreiz findet, da wendet er sich mehr an den Geist, dieser Geist muß ihm ersetzen, was ihm an jenem abgeht." (Reinbecks Briefe über Heidelberg, 1808, S. 75.)
In solchen Urtheilen ist Licht und Schatten vertheilt; das richtige süddeutsche

Sonderthum aber spricht sich aus in der merkwürdigen Flugschrift von 1799 „lieber Süddeutschland", einer Stimme für die Errichtung einer süddeutschen Republik. „So sehr Norddeutschland durch seine vielen Litteraturgewerbe das Ansehen einer höheren Aufklärung hat, so herrscht doch diese in Süddeutschland mehr. Der Norddeutsche ist unter seinem kargeren Himmel auch an weniger Bedürfnisse geheftet, die sparsamere Lebensart bildet ihn moralischer und zufriedener. Auch die Regierungen tragen dieses Gepräge. Stelle man den Süddeutschen gegen den Norddeutschen in Contrast, der erste ist durch die schönere, reichere Natur zu mehr Wohlstand eingeladen, der Luxus hat schon weit bei ihin um sich gegriffen, er hat für Alles lebhaftere Gefühle, die ihn ohne vielen Tiefblick schon lang seine zu schweren Fesseln mit Schaudern mahrnehmen ließen."
Zieht man von diesen Aeußerungen ab, was unverkennbare Selbsttäuschung war — denn thatsächlich waren in den gebildeten Kreisen Norddeutschlands die Sympathien mit den idealen Forderungen der ftanzösischen Rerolution weit mehr verbreitet, was z. B. der bayrische Minister Montgelas sehr gut wußte — so bleibt auch hier der allgemeine Gegensatz der süddeutschen Behäbigkeit und Gemüthlichkeit zur norddeutschen Nüchternheit des Rationalismus im Ganzen und Großen eine zutreffende Auffassung.
Innerhalb des süddeutschen Volksthums bildete nun aber Bayern in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts immer noch ein Gebiet von besonderer Eigenart. Die Folgen der starren Abschließung gegen den Protestantismus, der Herrschaft des Jesuitenthums traten scharf zu Tage, z. B. in den „Briefen bayrischer Denkungsart und Sitten", gedruckt 1778 (wohl Westenrieder zuzuschreiben). Der Verfasser läßt einen Buchhändler als Freund der Aufklärung also den Kernschaden bezeichnen: „Die Vernunft sehen viele für gefährlich an, und wenn sie etwas hören, was sie niemals gehört haben, so werfen sie's weg. Saperment, ich bin doch auch in der Welt gewesen, aber so Maschinenleute habe ich nirgends angetroffen. Gar kein Funken von eigner Kraft und kein eigner Trieb. Es ist eine gewisse Traurigkeit und Beklemmung über Alles, was die Leute thun, gezogen, das ihre besten Freuden und Fähigkeiten gleichsam lähmt uud aufhält." Diese einheimische Stimme ist zugleich eine Ehrenrettung für den viel getadelten Nicolai, den Berliner Aufklärungsmann, der in seiner Neisebeschreibung (VI 1785, S. 749) unter Anderem bemerkt: „Mechanische Werkheiligkeit mit der bittersten Intoleranz verknüpft wird beständig fortgepflanzt. Die Bigotterie hat einen unbeschreiblichen Einfluß in alle Dinge und zeigt sich sogar unverkennbar auf vielen Gesichtern. Leute, die eine recht religiöse Falte gewonnen haben, tragen sie auf eine sehr in die Augen fallende Weise zur Schau. Ein finster trotziges Wesen stehet man an ihnen, mit einer so mürben Miene innig verwebt, als ob die Zerknirschung alle ihre Kräfte zermalmt und ihnen nur noch zur Verdammung des Nächsten oder zu einer einzelnen Lieblingssünde einige übrig gelassen hätte." Nicolai

hat diese Beobachtung zunächst in München angestellt und zur Vergleichung die Puritaner herangezogen. Wer in Tirol längere Zeit mit offenen Augen gelebt hat, kennt diesen Gesichtsausdruck als typisch, das Bayern vor 100 Jahren war in Wahrheit ein zweites Tirol. Der angeführte Brief des angeblichen Buchhändlers bezeichnet auch andere Folgen des jesuitischen Geistesdrucks: „Es mag Niemand mehr was thun, nur essen und trinken und sich immer ankleiden und den ganzen Tag in den Kirchen umhergehen."
Schmähsucht, Faulheit, Verleumdung und Eigennutz vollenden das unerfreuliche Bild. Riesbeck betont Müßiggang, Schmausen und Betteln als charakteristisch. Der Hang dazu werde vor Allem durch das Vorbild der fetten Mönche erhalten und geheiligt.
Es mag bei solchen Schilderungen Manches zu schwarz dargestellt sein; aber daß im Ganzen und Großen die zeitgenössischen Beobachter Glauben verdienen, das darf gegenüber der neuerdings beliebten Schönfärberei bayrischer Vergangenheit wieder energisch hervorgehoben werden. Nicolai erkennt ausdrücklich dem bayrischen Stamm Kraft des Körpers und des Geistes zu, er fordert, daß die Regierung für Aufklärung sorge, der Same würde besser gedeihen, als bei verzärtelten Völkern. Ganz im gleichen Sinne mahnte der wackere Westenrieder seine Landsleute zum Aufschwung der körperlichen und geistigen Kraft, um die übrigen deutschen Stämme zu überholen. Und so wurde auch der bayrischen Akademie zur Aufgabe gemacht, die Aufklärung in Bayern zu verbreiten und dadurch die Kluft auszufüllen, die das katholische Land von den fortgeschritteneren protestantischen Gebieten trennte — also dem Particularismus des geistigen Lebens entgegenzuarbeiten. Nicolai war so weit entfernt, ihn grundsätzlich zu verwerfen, daß er ihn sogar als Vaterlandsliebe und Patriotismus rühmend hervorhebt, als Handhabe für die Thätigkeit der Regierung bezeichnet. Nun geschehe eben Nichts, und so bleibe Vieles, wie es nun einmal sei, zumal da der Mittelstand und der geineine Mann eine große Liebe zu Allem hätten,

was seit alter Zeit bei ihnen gewöhnlich sei! So thue also selbst die Vaterlandsliebe zuweilen eine falsche Wirkung, denn Viele bildeten sich ein, es
sei nirgends besser als bei ihnen, und so, wie es sei, müsse es bleiben.
Es liegt eine Art Ironie der Geschichte darin, daß Nicolai noch das
Regierungssystem des Grafen Montgelas in Bayern erlebt hat, das nichts
Anderes war als aufgeklärter Absolutismus, freilich in wenig sympathischer
Gestaltung. Rücksichtslos wurde gegen alles Ueberlieferte die Allmacht des
Staates zur Geltung gebracht, die Revolution von oben in's Werk gesetzt.
Leider fehlte es dabei an den wahrhaft staatsmannischen Tugenden der Uneigennützigkeit und Gewissenhaftigkeit bei den obersten, an Geschick bei den
unteren Beamten. Die Fehlgriffe der aufgeklärten Bureaukratie in Tirol
schürten das Mißvergnügen über die aufgedrungene bayrische Herrschaft bis
zur Empörung unter Andreas Hofer, man darf dabei nicht nationale oder

politische Beweggründe unterlegen, es handelte sich nur um eine Reaction
der erzkatholischen Denkweise. Zum deutschnationalen Volkshelden hat erst
Jmmermann durch sein „Trauerspiel in Tirol" den bankerotten Sandwirt K
erhoben.
Dein altbayrisch-conservativen Particularismus stand Montgelas wohl
schon in Folge seiner französischen Abstammung kaum minder kühl und
gleichgiltig gegenüber wie dem deutschen Nationalgefühl, während er die
Aufflörungstendenzen der Akademie begünstigte. Seine äußere Politik, der
Anschluß an Frankreich, der Bayern den Glanz des Königthums,' den
Schein der Souveränetät brachte, mußte zugleich den bayrischen Particularismus starken, ihm politische Färbung geben. Und so hat er dann in
den Tagen des Rheinbundes seine Wendung gegen Norddeutschland, insbesondere Preußen vollzogen. Gerade aus den persönlichen Verhältnissen
der Akademie entsprang ein Federkrieg, in dem die Abneigung einheimischer
Gelehrten gegen die aus Norddeutschland stammenden Mitglieder sich in dein
Versuch einer theoretischen Rechtfertigung des bayrischen Particularismus
entlud.
Gelehrte Fehden pflegt die Nachwelt mit Geringschätzung zu betrachten,
im Mgemeinen mit Recht, denn die Leidenschaftlichkeit steht dabei fast immer
im unrgekehrten Verhältniß zur Wichtigkeit der Streitfragen für die geistige
Entwickeln««,. Aber es giebt auch Ausnahmen, denen historische Bedeutung
innewohnt, bei denen politische oder religiöse Spannungen den Hintergrund
liefern; die Gegensätze werden dann auch nicht auf dem Felde der Litteratur überwunden, sondern sie gehen als Moment der Entwickelung in den
Gang der Geschichte über. So auch in diesem Falle. Schon die Aufmerksamkeit, mit der damals weitere Kreise innerhalb und außerhalb Münchens und Bayerns auf die Ausbrüche des bayrischen Particularismus
blickten, ist ein Beweis dafür, daß man die tiefere Bedeutung verstand.
Der damals durch höhere Gemalt abgebrochene Streit hat ein halbes Jahrhundert später sein Seitenstück gefunden, ja man darf sagen, daß noch die
heutigen Lebensäußerungen des echten bayrischen Particularismus den
Zusammenhang mit diesen Stimmungen der Nheinbundszeit nicht verleugnen
können, wenigstens vor den Augen des Historikers.
Montgelas hielt die Sache für wichtig genug, um ihrer in seinen
Denkwürdigkeiten (Deutsche Bearbeitung 1887, S. 175) Erwähnung zu
thun. „Als die Akademie umgeformt und reicher ausgestattet worden war,
hatte man es für zweckmäßig erachtet, fremde Gelehrte an dieselbe zu berufen, welche den Wetteifer anregen, den Ruf der Anstalt erhöhen und zur
Bildung des Volkes durch ihre im Ausland erworbenen Kenntnisse beitragen
sollten. Der Wahrheit gemäß muß ich jedoch bekennen, daß diese Maßregel
ihren Zweck vollständig verfehlte. Die neuen Ankömmlinge hielten sich für
Mimonäre, zur Belehmng von Wilden berufen, nnd ihre Anmaßung

empörte die Bayern, welche sich für eine bereits civilisirte Nation ansahen;
daraus erwuchsen Spaltungen, die nur den Parteigeist förderten. Die Ansichten der meist aus Norddeutschland Berufenen waren dein politischen
Slistem der Regierung nicht günstig." Es mar also der Vorwurf des
Hochmuths, der Ueberhebung, der gegen die Norddeutschen erhoben wurde.
Mit welchem Rechte im Einzelnen, das bleibe dahingestellt. Ihn im Allgemeinen zu machen, wie später wieder so oft, dazu boten immerhin einzelne
ungeschickte Aussprüche norddeutscher Schriftsteller Anhaltspunkte. Eine Flugschrift aus dein Jahre 1806 (Preußen und Deutschland S. 7) hatte behauptet: „In deni südlichen katholischen Deutschland dominirt offenbar der
Körper über den Geist, im nördlichen protestantischen der Geist über den
Körper. Dort reizt die Güte des Landes, der Reichthum an Producten,
der Ueberfluß an Lebensmitteln aller Art zum Luxus und zur Schwelgerei,
hier zwingt ein strengeres Klima in weniger ergiebigen? Boden zu Fleiß,
Mäßigkeit und Nüchternheit. Dort herrscht Finsterniß, Aberglaube, Unempfindlichkeit für das Gute und Unbehilflichkeit des Geistes, hier Licht,
eine vernünftige und praktische Religion, Sinn für das Bessere und hohe
Fertigkeit und Bildung des Geistes." Das erinnert an den oben angeführten Satz Riesbecks, der haltlosen Nebertreibung eines relativen Unterschiedes zum absoluten Gegensatz geschah viel zu viel Ehre, wenn man
sie als den Ausdruck einer in Norddeutschland allgemein geltenden Auffassung zu betrachten geneigt war. Aber man darf nicht übersehen, daß der
Basler Friede von 1795, in dem Preußen sich aus dem Kriege mit

Frankreich zurückgezogen hatte, in Süddeutschland böses Mut gemacht hatte.
Diese gereizte Stimmung griff nach Allem, was ihr neue Nahrung gab, so
konnte man auch das Auftreten der norddeutschen Akademiker in München
in Zusammenhang bringen mit der genannten Flugschrift. In unzweifelhafter Ueberzeugung that dies ein hochstehender Mann, der Oberbibliothekar
Freiherr von Aretin, und er sprach damit Vielen aus der Seele. Die
Gegensätze gingen eben weit über das Persönliche hinaus.
An Uebertreibungen und Verzerrungen haben damals die Wortführer
des bayerischen Particularismus Unglaubliches geleistet. So verstieg sich ein
aus München stammender Artikel des Erlanger Kameralcorrespondenten
(1809, Nr. 113) zu dein Satze: „Es liegt schon etwas Paradoxes in dem
Wahne, daß der Norden das Vaterland der großen Geister sein solle.
Dort, wo die Natur in ewiger Erstarrung liegt, wo keine köstliche Pflanze
reift, die Natur mit ihren edleren Gaben kargt — dort sollen edlere Geister,
glücklicher organisirte Menschen reifen als unter dem südlichen milderen
Himmel?"
Auf gleicher Geisteshöhe steht ein Gedicht von Nepomuk von Ringseis.
Der unfreiwillige Humor versöhnt den heutigen Leser fast mit dessen Armseligkeit.

31,6 Fr. Guntram Schultheiß in Stuttgart. —–Herausforderung.
Ha, warum verachtest Du mich,
Du kalte Brut Du, der andern Zone!
Heraus Du kalte, heraus will ich Dich
Auf den Sand hier des bayerischen Boden?.
Ich Wage Dich wieder, bey allen Göttern
Dich nieder in röthlichen Sand!
Da liegst Du schon, ha! von meinen Wettern
Gestürzt, da liegst Du im Sand!
Wer will die Fehde noch mit mir wagen?
Heraus nur! Tausend an Wissenschaft ^
Schlag' ich, werd Euch Alle schlagen
Mit des Willens allmächtiger Kraft!
Nun krönt mich, Freunde, mit grnnendem Laub,
So wie es dem Sieger gehört!
Und also schlag' ich Jeden in den Staub,
Der Bayerns Söhne nickt ehrt!
Ten hingeworfenen Fehdehandschuh nahm der damals 25 Jahre alte
Philologe Friedrich Wilhelm Thierfch auf, der als Lycealprofessor nach
München berufen, die Spitze solcher allgemeiner Angriffe auch auf sich gerichtet fühlen mußte. Es mar ein leichtes Stück Arbeit, wenn er in seinen
zuerst ohne Namen erscheinenden „Betrachtungen über die angenommenen
Unterschiede zwischen Nord- und Süddeutschland" (1809) auf die Geringfügigkeit des klimatischen Unterschiedes südlich und nördlich der angeblicken
Grenzscheide, des Maines, hinwies, die falsche Analogie der Genialität und
Südlichkeit durch die Beispiele der Aethiopier und Aegypter als der südlichsten Völker ironisirte und die Insinuation, daß die Norddeutschen mit
Verachtung auf die Verdienste des Südens herabsehen, als „bösartig" bezeichnete und Beweise forderte. Zu geistiger Ueberwindung der Grundanschauungen des Particularismus mangelte ihm Erfahrung und tiefere
Einsicht; er verkannte nicht, daß thatsächliche Verschiedenheiten unter den
deutschen „Völkern" bestanden nach „Ursprung, Schiäsalen und Lage"; aber
er begnügte sich doch mit der Versicherung: „Wie unsere Kultur durch Grund,
Inhalt und Schicisale eine einzige ist, so ist es auch der durch sie umgestaltete und erhöhte Charakter unserer Völker, „die Deutschheit".
Die Wortführer des bayerischen Particularismus betonten nun aber
eben diese zugestandenen Unterschiede; als Beleg dafür, daß gerade die
Norddeutschen diese als bekannte Sache behandelten, konnte eine Entgegnung
eine Stelle aus einer Besprechung von Feuerbachs Criininalfällen in der
Halle'schen Litternturzeitung 1809 anführen. Die rohere kräftigere Natur
der südlichen Deutschen spräche sich auch darin aus, es seien lauter robuste
Verbrechen aus milder Leidenschaft erzeugt, schnell beschlossen, rüstig aus-

geführt. Nirgends begegne darin jener matte Lebensüberdruß, jene Verbrechen aus moralischer Langemeile, die in den Rechtsfällen des nördlichen
Deutschlands so häufig vorkämen. Das war Wasser auf die Mühle
Aretins! Er empfand das Bedürfnis;, sich über die Merkmale klar zu
werden, durch welche sich Volkscharakter und Cultur der Süddeutschen vorzüglich unterschieden, und stellte die Ausarbeitung einer eigenen Abhandlung
darüber in Aussicht. Seine Befähigung für diese Aufgabe erscheint mehr
als zweifelhaft nach der Probe, die in der Zeitschrift „Der Morgenbote"
(1809, 3. Heft) abgedruckt ist; sie bietet nur eine Verunglimpfung, und der
(Grundgedanke ist entlehnt. Der Grundzug des süddeutschen Charakters ist
Kraft, der des norddeutschen Schwäche; daher bei jenen Ausschweifungen
im Genuß der Liebe und anderen sinnlichen Vergnügungen, kriegerischer
Geist, Herzensgüte, Offenheit, bei diesen Onanie, Hypochondrie, Falschheit,
Feigheit, Ränkesucht. Schon im Wuchs und in der Sprache hat die Natur
diese Charakterverschiedenheit klar ausgedrüclt." Diesem fanatischen Particularismus war jedes Mittel recht, um die Entfremdung zwischen Norddeutschland zu vergrößern. Schon einige Jahre vorher hatte Aretin (Litteratur
der Staatsgeschichte von Bayern 1804) gefordert, man solle alle Mittel
anwenden, um den Nationalcharakter der Bayern auszubilden; Alles, w«s

dazu diene, sie von anderen Nationen zu unterscheiden, sichere auf die
Dauer ihre Selbstständigkeit. Eine glückliche Idee der bayerischen Regierung
sei die Einführung einer Ratio nalcocarde gewesen, die einer Nationalkleidung würde zuverlässig mit noch größerer Kraft wirken. Man solle nicht
glauben, daß Bayern von einem zu geringen Umfang sei, um ein besonderes
Reich zu bilden. Die Bayern sollten keine ausländischen und ja keine
kosmopolitischen, am wenigsten nordländische Erzieher haben! Man sieht,
die Abneigung Aretins gegen die aus Norddeutfchland berufenen Gelehrten,
die „Nordlichter", wie man sie höhnisch nannte, hatte auch andere als
persönliche Gründe.
Dieser bayrische Particularismus Aretins hat ihn nicht gehindert, als
Parteigänger für Napoleon aufzutreten. Er schreckte nicht einmal vor dem
Widerspruch gegen sich selbst, vor dem nackten Unsinn zurück. In seiner
Schrift „Die Pläne Napoleons und seiner Gegner" pries er den nationalen
Selbstinord des Kosmopolitismus, wie der einzelne Mensch nur durch den
Opfertod der Individualität zur Himmelfahrt des Geistes gelange, so auch
die Nationen, in diesem Sinne könne man sagen, daß in Napoleons System
echte Deutschheit d. h. Kosmopolitismus läge, denn es habe das von Deutschlands Philosophie erzeugte Princip zur Basis. Wenn Vernunft kein leerer
Wahn sei, so müsse das Besondere dem Allgemeinen weichen. Unter
Napoleons Gegnern führte er auch die borussisirenden und anglomnnen Gelehrten auf. In seiner Litteraturzeitung forderte er dann einen seiner
litterarischen Gegner auf, durch Nennung seines Namens zu beweisen, daß
er nicht einer der verächtlichen Conspiratoren sei, die den Boden des rheini-

schen Bundes besudelten! Die daraus erhobene Klage von sechs Mitgliedern
der Akademie wurde abgewiesen, weil Keiner von ihnen persönlich angegriffen sei!
Diesen Rheinbundsstimmungen entsprach auch das wunderliche Machwerk
eines Herrn von Pallhausen, „Garibald, der erste König Bojcrriens" (1810),
ein hexametrisches Epos, das den Bayern keltische Ahnen gab und diese
Behauptung durch krauses Schnitzelwerk gelehrter Anmerkungen zu beweisen
suchte. Der Verfasser lehnte zwar einen Nationalstolz ab, der sich auf das
Alterthum gründe, aber es sei immer bemerkenswert!), besonders für einen
Vaterländer(I), daß seine Nation 2409 Jahre sich bemerkbar gemacht habe:
so wurden die fabelhaften Kriegszüge der bojischen Heerführer Bellovesus
und Sigovesus als Glanzstück bayrischer Urgeschichte angesprochen und den:
Bunde mit den Franzosen stillschweigend eine Art historischer Weihe durch
uralte Stammesvermandtschaft gegeben. Aretin pries die dürftige Leistung
als elastisches Werk und bayrisches Nationalepos und empfahl es als Schullectüre.
Der Rheinbund verschwand, der bayrische Particulnrisinus blieb bestehen als eines der Hindernisse, die einer dauerhaften und leistungsfähigen
Neuordnung Deutschlands sich in den Weg stellten. Von Unterordnung
unter Oesterreich oder Preußen wollte er von vornherein Nichts wissen, und
da nun Oesterreich darauf verzichtete, seine frühere Stellung in Deutschland
wieder zu gewinnen, so kehrte sich Abneigung und Mißtrauen des Particularismus umso stärker gegen Preußen, als die öffentliche Meinung angesichts seiner
Leistungen im Befreiungskampfe zusehends dazu neigte, ihm dies Anrecht
auf eine leitende Stellung unter den deutschen Staaten zuzuerkennen. Der
bayrische Pirticularismus beeilte sich deshalb seine Gegenforderungen anzumelden; sie liefen darauf hinaus, Preußen ebenso wie Oesterreich aus der
Verbindung der deutschen Staaten auszuschließen, ein „reines Deutschland"
zu construiren, dessen Leitung Bayern als dem größten rein deutschen
Staate zufallen sollte. (Ideen über die Bildung eines freien germanischen
Staatenbundes, 1814, S. 222.) Die Zeitschrist Alleinannia (1815) verfolgte die einzige Aufgabe, Preußens Leistungen und Ansprüche zu verunglimvfen und den bayrischen Particularismus zur Fieberhitze anzufachen.
„Eher werden" — so läßt sie einen Vertreter desselben ausrufen — „Löwen
und Adler mit einander Hochzeit machen, als Süd- und Nordländer sich
vereinigen. Klima, Sprache, Religion, Erziehung, Nahrung, -Lebensart,
Spiele, Volksgebräuche — Alles ist verschieden." ' (Bd. V. S. 42.) In
naivster Weise zeigt sich die Begehrlichkeit dieses Particularismus in einer
Phantasiekarte der zukünftigen territorialen Gestaltung Deutschlands, auf der
Bayern Salzburg, Ulm, Mannheim, Landau, Frankfurt am Main, Mainz,
Coblenz und Fulda in seinen Grenzen umschließt, Baden dehnt sich über
den Rhein von Straßburg bis Trier aus, Preußen ist beschränkt auf
Brandenburg und seine ostelbischen Provinzen, durch polnischen Besitz eine

überwiegend slavische Macht! Dieser Traum eines „reinen Deutschlands"
nach Ausscheidung Preußens ebenso wie Oesterreichs taucht wieder auf in
dein „Manuscript aus Süddeutschland" von 1820; wie eine Gegenschnft
„Aus Norddeutschland" mit Recht bemerkt, mußte Bayern die Oberherrschaft
dieses „reinen Deutschlands" oder gar das Kaiserthum in den Schoß fallen.
Aber Träume sind Schäume. Es wäre noch ein weiter Weg von solchen
Träumen bis zur Erfüllung gewesen, wenn dieser Particularismus überhaupt fähig gewesen wäre, praktische Politik zu treiben. Er mußte aber
wohl oder übel Waffer in seinen Wein gießen, das Ergebniß die Triasidee, hatte wenigstens nichts Berauschendes.
Zunächst hatte Bayern genug im Innern zu thun. In viel höherem

Grade als Preußen nach dein Anfall des halben Sachsens und der Rheinprovinz mar Bayern durch seine Erwerbungen während der Napoleonischen
Zeit ein neuer Staat geworden. Man erachtete es vielleicht für selbstverständlich, daß die neubayrischen Gebiete, die fränkischen und schwäbischen
Reichsstädte und Stifter, fürstlichen und ritterschaftlichen Territorien für
ihre historischen Erinnerungen Hals über Kopf die loyale Begeisterung für
das Haus Wittelsbach, den wünschenswerthen bayrischen Particularismus
eintauschen würden; bei der Art und Weise, wie Montgelas die bureaukratische
Neuschöpsung des Königreichs Bayern durchgeführt hatte, war dies mehr ein
frommer Wunsch.
Ist wohl damals — so fragte 1849 Fürst Ludwig von Oettingen-Wallerstein in seiner Flugschrift: „Wie steht es nun mit der deutschen Sache?" — das bayerische Beamtenthum so ängstlich mit der Nationalität
der dem altbayrischen Kerne angereihten drei Urstämme, den Franken,
Schwaben und Pfälzer«, verfahren? Wurden ihnen nicht niittels der
Kreiseintheilung von 1898 sogar ihre mehr als tausendjährigen Namen
genommen? Aber trotz der starren Centralisationsgeliiste des altbayerischen
Geschäftsinittelpunktes, setzt er hinzu, seien sie Franken, Schwaben und
Pfälzer geblieben. Montgelas selbst, so wenig für seine Nützlichkeitspolitik
die öffentliche Meinung in's Gewicht fiel, hatte doch einen scharfen Blick für
deren Reizungen. Bom Uebergang Würzburgs an Bayern im Jahre 1814
bemerkt er in seinen Denkwürdigkeiten (deutsch 1887, S. 384), der Adel,
stets abgeneigt, einem Fmsten ans anderem als habsburgischem Geblüt zu
gehorchen, habe sich die Veränderung mit der schweigsamen finsteren
Resignation gefallen lassen, die man einer unvermeidlichen Herabwürdigung
entgegenzubringen pflege; im rorherigen Jahre hatte er befürchtet, daß in
Franken und den übrigen neuerworbenen Provinzen ebenso wie 1899 die
Proclamationen der Alliirten manche Geister aufregen und vielleicht bedenkliche Unruhen veranlassen möchten (ebenda S. 391).
Die Verschmelzung sder so sehr verschiedenen Stämme schritt mich
unter Ludwig I. nur langsam fort. Es genügte eben noch nicht, wenn
man ron oben auch die neueren Unterthanei: bei paffenden Gelegenheiten im

Napoleonischen Stil als Bayern ansprach. „Bayer sein ist Hochgenuß, für
den, der's aushält nämlich," hat später einmal der Münchener Humorist
Martin Schleich gesagt. Und doch verübelte er einem Andern seine Aeußerung
in einer Parteiversammlung, zur Zeit der Regierung Ludwigs I. hätte
man sich schämen müssen, ein Bayer zu sein, wenn man über die Grenze
ging — vermuthlich eine Anspielung auf Vorkommnisse wie die bekannte
Strafabbitte des liberalen Bürgermeisters Vehr vor dem Bilde des beleidigten Königs. Der Polizeistaat hatte trotz des doppelten Schmuckes der
Verfassung und der Kunstpflege nicht viel Anziehendes. Dem persönlichen
Verkehr des Turnvaters Jahn in der Jenenser Burschenschaft, seit er seinen
Aufenthalt im nahen Freiburg genommen (1825), soll es gelungen sein,
in den Bayern und Franken der Burschenschaft die alte Anhänglichkeit an
Preußen miederzuerwecken (Lippold 1824—1827 bei U. N. Schmidt. Wesen
der Burschenschaft 137). Der Nationalverein der sechziger Jahre fand in
Franken und Schwaben Anhänger genug, in Altbayern nur vereinzelte.
Im zähesten Sonderparticularismus gefielen sich die Rheinpfälzer, trotz des
angestammten Herrscherhauses blieben >'ic am weitesten davon entfernt, sich
als Bayern zu fühlen- kam ein Bursche zum Militär, so hieß es, er müsse
zu den „Bayern". Noch 1861 schrieb eine Pfälzische Zeitung: „Die Pfalz
wird die neuen Gesetze mit jener Resignation hinnehmen, mit der besiegte
Völker die ihnen von dem Eroberer aufgednlngenen ihr individuelles Geistesleben vernichtenden Institutionen aufnehmen. Der also in den pfälzischen
Boden geschleuderte Zündstoff wird aber bei erster Gelegenheit zur verheerenden Flamme auflodern!" Eine Halbjahrhundert-Feier ihrer Vereinigung
mit Bayern haben die betreffenden Lnudestheile nicht vergessen, ^aber derartige Veranstaltungen pflegen mehr der Loyalität, als dem Ausdruck der
Volksstimmung zu dienen! Ueber die Feier in Aschaffenburg 1864 berichtetet« eine Zeitungscorrespondenz: „Wir haben durch die Vereinigung
mit Bayern gewonnen, das ist sicher, aber es giebt hier zu Lande noch
Leute, deren innere Gesinnung noch primatisch ist." Der längst selige
Fürstprimns mochte seine Freude nn solcher Anhänglichkeit haben, in München
rümpfte Ulan die Nase. Kurzsichtig aber war es, dieses zähe Fortleben des
localen und landschaftlichen ParticulariSmus der Lnndeseintheilung ron
1837 in die Schuhe zu schieben, weil sie den Stammesnamen ihr historisches
Recht hatte widerfahren lassen.
Wenn es aber dein specisisch-bayrischen ParticularismuS auch nicht
gelang, das gesammte Staatsgebiet des Königreiches zu durchsäuern, so bestand doch eiil allgemeiner süddeutscher Particulansmus, der sich häufig als
Abneigung gegen Preußen und vreufzisch-norddeutsches Wesen aussprach.
Weit verbreitet besonders auch in den Kreisen der Gebildeten war die
Auffassung, die sich mit den Worten eines Aufsatzes in Gorres Rheinischem
Merkur (1814 S. 124) über die preußische Politik seit der Erlangung der
Königswttrde deckt: „Von diesem Angenblicke an sollte Preußen eine

Mediatmacht werden, nach Provinzen wurde gejagt, der Erwerb des Volkes
zu Werbegeldern hingegeben, und was andere Deutsche der Behaglichkeit,
der Freude und Beguemlichieit Hingaben, das stopfte der neue Preuße in
den Futtersack und Tornister. Verurtheilt war das Land, ein qualvolles
Mißverhältnis; zwischen Wehr- und Nährstand zu dulden, um Ehre und
Würde zu behaupten; außen zu glänzen und innerlich zu darben, und
damit es diese Qual von sich abwende, mußte es nothwendig immerfort
nach Vergrößerung streben". Es wird das dort als die Ansicht einer
Partei in Preußen selbst mitgetheilt. Das Mißtrauen gegen die preußische
Politik und ihre Ausdehnungsgelüste fand Gefallen an ungünstiger Benrtheilung der Norddeutschen, wie >ie z. B. im bekannten „Manuscript aus
Süddeutschland" (London 1»20 S. 203) sich darbot. „Der Sinn des
Süddeutschen ist mehr auf das Heimische gerichtet, wo ein fruchtbarer Boden
reichlich die Arbeit lohnt, den Norddeutschen locken die Mündungen der
Flüsse und seine Häfen in die Fremde; sein Vaterland ist überall, wo es
etwas zu verdienen giebt; weil er sich in jeden Charakter, in jeden Gebrauch schicken muß, hat er fast alle Eigentümlichkeit verloren, ist geschmeidig,
höflich, schlau und unzuverlässig. Der Süddeutsche ist derb, aber gutmttthig,
leichtgläubig, aber ehrlich. Der Norddeutsche hat einen Anstrich von Abenteuerlichkeit und Großsprecherei, er will die ganze Welt erobeni und dient doch
der ganzen Welt; er ist zügellos, wo er kann, und sklavisch, wo er muß.
In Arbeiten, wozu Ausdauer und mühsam erworbene Geschicklichkeit gehört,
zeichnet sich der Süddeutsche aus; was auf den Schein berechnet ist und
wenig Anstrengung erfordert, liefert der Norddeutsche besser. Berlin erzieht
die geschicktesten Schneider, Augsburg die besten Silberarbeiter".
Der dieie Sätze niederschrieb, war ein litternnscher Handlanger des
dynastischen Particularismus und zeichnete sein eigenes Bild; geborener
Norddeutscher (aus Mitnu) fand er Verwendung zuerst in Stuttgart, dann
in München. Aber was fragte das Vorurtheil, das er nährte, nach Beweifen, nach moralischer Berechtigung des anonymen Autors? Schließlich
tritt auch sein Antheil an die Schrift, die unter den Augen des Königs von
Württemberg entstand, zurück gegenüber den höheren Inspirationen, so daß
der süddeutsche Particularismus mit Recht darin sein politisches Programm
gefunden hat: die Absonderung des „reinen" Deutschland von den beiden
Großmächten, den Gegensatz der konstitutionellen Staaten gegen die verfossungslosen, die Triasidee. Galt es die Wahl zwischen den beiden Großmächten, so trat die Vorliebe für Oesterreich zu Tage, die natürliche Sympathie der süddeutschen Volk-Mmme begegnete sich mit der politischen Erwägung, daß von Oesterreich der Selbstständigkeit der süddeutschen Staaten
keine Gefahr drohe; in der großdeutschen Gesinnung waren Ultramontane
und Demokraten einig mit den zünftigen Vertretern der Triasideo. Die
Flugschrift von 1851 über „die Politik der bayrischen StaatSregierung,"
die den Zweck verfolgte, deren ablehnende Haltung gegenüber den preußischen

Unionsbestrebungen zu rechtfertigen, betonte den Standpunkt, daß Oesterreich Jahrhunderte lang an der Spitze Deutschlands gestanden habe und
noch immer als erste deutsche Großmacht zu betrachten sei. Die bayrische
Negierung habe Bayerns Geschichte nicht opfern, vielmehr verhindern wollen,
daß der eine der zwei deutschen Großstaaten durch seine Hegemonie die Geschichte aller einzelnen Staaten in die Vergessenheit zurückdränge und seine
eigne Geschichte zu der der ganzen deutschen Nation mache.
Die Sorge für die bayrische Geschichte als Triebfeder der zugleich
particularistischen und großdeutschen Politik — es ist eine stilistische Wendung,
deren Feinheit für eine so gelehrte Nation wie die deutsche berechnet war.
Es lag nahe genug, das zarte Verhältnis; als ein gegenseitiges zu betrachten;
in den sechziger Jahren wurde den bayrischen Gymnasien das Studium
der bayrischen Geschichte als unerläßliche Aufgabe bezeichnet, wie es ausdrücklich hieß, zur Hebung des Patriotismus, das sollte wohl einen bayrischen Particularismus bezeichnen, wie ihn das Ministerium damals für
wünschenswerth erachtete. So hatte auch schon Westenrieder in seiner Geschichte von Bayern für Jugend und Volk (auf höchsten Befehl der kurfürstlichen Durchlaucht 1785) die'vaterländische Geschichte das erste und wichtigste
Mittel genannt, den Geist einer niedergeschlagenen Nation wieder aufzurichten.
War es gerathen, das Recept des 18. Jahrhunderts zu miederholen? War
es pädagogisch zu rechtfertigen, alle Gymnasien, alt- und neubayrische,
katholische und protestantische, über einen Leisten zu schlagen? Die bayrische
Geschichte konnte und kann in der Hauptsache Nichts Anderes sein als
dynastische Geschichte. Für den Franken und Schwaben ist die Geschichte
des Hauses Wittelsbach vor dem Anfang des 19. Jahrhunderts jedenfalls
nicht die Geschichte seiner Heimat. Die damals zusammengeschlagenen Fürstenthümer und Stifter und Reichsstädte hatten ganz getrennte Bahnen durchmessen, die nur in: Nahmen der deutschen Reichsgeschichte gewürdigt werden
können. Dem gewissenhaften und sachverständigen Geschichtslehrer war eine
unerquickliche Aufgabe zugemuthet. Das Beste an der Geschichte, hatte
Goethe gesagt, ist die Begeisterung, für den Unterricht gilt das sicher. Aber
wer könnte sie aus der nicht immer rühmlichen Hauspolitik der Wittelsbacher schöpfen? Es blieb nur die Einprägung von Fürstennamen und
Jahrzahlen, von Ländertheilungen und Neuerwerbungen, eine todte Last snr
das Gedächtniß, die wohl den meisten Betheiligten die bayrische Geschichte
eher verleiden mußten. „Ohne Vaterlandsgeschichte keine Vaterlandsliebe,"
hatte der edle König Maximilian II. gesagt. Aber der Berufung zahlreicher Norddeutscher Gelehrten und Dichter, die Einsetzung der historischen
Commisfion bewiesen, daß dein Fürsten ein engherziger Particularismus

sern lag. .Um die Pflege der umfassenden deutschen Geschichte war es ihm
zu thun, nicht um die eines bloßen Theiles. Trotzdem hat noch in den
achtziger Jahren ein Redner im bayrischen Abgeordnetenhaus einen parti:
culanstischen Sinn in jenen Ausspruch hineinlegen wollen, den prächtigen

Palast, in dem die deutsche Geschichte lebe, rhetorisch den: dürftigen Obdach
der bayrischen Geschichte gegenübergestellt. Als ob die freigebigste Belohnung
und Aufmunterung der gelehrten Studien über die bayrische Geschichte deren
geistigen Gehalt vergrößern könnte!
Maximilian II. vereinigte — nach dein treffenden Urtheil Julius
Grosses (Ursachen und Wirkungen, 1896 S. 321) — die Nachwirkung
seiner Studienzeit in Göttingen und Berlin, die Ueberzeugung, daß das
geistige Leben in Bayern der Anregung von Norddeutschlcmd bedürfe, in
eigenthümlicher Weise mit dem dynastischen Mißtrauen gegen Preußens
Streben nach der Hegemonie. Inwieweit dabei eine Unterschätzung der
einheimischen Talente ihin zum Vorwurf zu machen war, das läßt sich durch
den Hinweis auf einzelne Fälle nicht entscheiden. Das alte Sprichwort,
daß der Prophet im Vaterlande Nichts gelte, hat noch unter völlig ge-
änderten Verhältnissen ein bayrischer Cultusminister im besten Glauben
variirt. Bestimmend für Maximilians Geschmack mar wohl auch die größere
Weltläufigkeit der aus Norddeutschland Berufenen, so bei Löher und Bodenstedt
im buchstäblichen Sinne; von vorn herein standen sie ihm freier, unbefangener
gegenüber als seine geborenen Unterthanen.
Die Berufungen haben von Anfang an in der Hauptstadt Bayerns
und darüber hinaus böses Blut gemacht. Man hat das von norddeutscher
Seite aus stets dem bayrischen Particularismus in die Schuhe geschoben,
noch 1864 haben die Grenzboten von blödem Nativismus, von murrendem
Jdiotenthum gesprochen. Grosse begründet diese Opposition tiefer: „Wirkten
im Bürgerthum wie im Volke immer noch die großen Erinnerungen an den
deutschen Krieg von 200 Jahren fort, dann an die französische Zeit unter
Mar Emanuel und Napoleon, so war von ultramontaner Seite, insbesondere
noch durch die Jesuiten, seit Jahrhunderten ein intensiver Haß gegen den
Protestantismus groß gezogen gewesen, der sich auch jetzt noch in versteckter
Furcht vor Preußen, wie als blinde Liebe zu Oesterreich zeigte, von wo
man alles Heil der Zukunft erwartete." Er spricht dann weiter von einer
Antipathie der Münchener gegen alle Nichtbayern und von dem blauweißen
Größenwahn, dem verbitterten Preußenhaß des Humoristen Martin Schleich,
dem Herausgeber des politischen Witzblattes Punsch.
Ohne Zweifel hat bei dein Gegensatz der Einheimischen gegen die Berufenen der altbayrische Particularismus mit seinem geistigen Rüstzeug aus
der Rheinbundzeit die Hauptrolle gespielt. Aber man darf auch persönliche
Reibungen nicht außer Acht lassen. Von Döllinger colportirte man damals
das bittere Scherzwort von der „Dornenhecke". Es war freilich die
natürliche Folge ihrer Stellung zu den Einheimischen, besonders zur ultramontanen Parteipresse, daß die „Berufenen" unter sich zusammenhielten.
Dazu kam die politische Spannung des süddeutschen Particularismus, seine
scharfe Wendung gegen die preußische Regierung, der Kampf zwischen Großdeutschen und Kleindeutschen auch auf dem litterarisch-wissenschaftlichen Gebiet.

Auch Treitschke berichtet in einem Briefe aus München vom 21. April 1861,
daß der Preußenhnß florire, „und leider steht es ja so, daß Preußen entschieden schlechter regiert wird als Bayern". Aus Freiburg i. B. schreibt er
einige Monate später: „Man meint, die Süddeutschen seien die Bescheidensten
unseres Volkes — ich sage, sie sind die dünkelhaftesten, sie halten sich Mann
für Mann für die eigentlichen Deutschen und den Norden für ein halb
barbarisches Land". (Deutsche Rundschau, Oct. 1896, S. «7 und 68.)
Die von ihm gerügten Dithyramben auf den Rheinbund und ähnliche Dinge
in Württemberg und Bayern sind doch im Grunde über ein theoretisches
Liebäugeln mit dem Gedanken, daß Süddeutschland für seine Selbstständigkeit auf den Rückhalt Frankreichs rechnen könne, nicht hinausgegangen; die
Münchener Zeitungen haben die Erinnerungen an Napoleon 1859 nickt
gehindert, für Oesterreich zu schreiben; mit der Befehdung der „Berufenen"
hatten sie vollends keinen Zusammenhang. Die Entlassung Sybels erfolgte
wegen seiner ausgesprochen kleindeutschen Haltung. Die fortgesetzten Angriffe
haben dann Ludwig II. 1864 veranlaßt, die Zwecke, welche bei der Berufung fremder Gelehrten in's Auge gefaßt morden seien, als erreicht zu
e'cklciren — eine Art Desavouirung, die höhnisch an die große Glocke gehängt
wurde.
Die politische Rathlosigkeit des mittelstaatlichen Particularismus in der
Zeit, dn schon Bismarcks Stern emporstieg, gewährt heute ein tragikomisches
Vergnügen; etwas Thörichteres, als die damaligen Zeitungen dieser Richtung läßt sich kaum denken. Noch im Mai 1866 konnte über den
vernünftigen Rath der Neutralität für die Mittelstaaten in dem bevorstehenden
Kampfe zwischen Preußen und Oesterreich, über die Agitation Bluntschlis,
früheren Professors in München, eines der Berufenen, selbst ein so
unterrichteter und wohlmeinender Zeitchronist, wie es Martin Schleich unzweifelhaft gewesen ist, folgende Sätze von sich geben:

„Neutralität ist
Verrath, und Verräther, die sie empfehlen. Von der Niederträchtigkeit abgesehen, liegt in Bluntschlis Anträgen auch eine kolossale Beleidigung für die
Bevölkerung der Mittelstaaten. Judas Bluntichli hält uns für so dumm,
daß wir hoffen könnten, die Großmächte würden sich nach beendigtem Kampfspiel ehrerbietigst gegen die neutralen Zuschauer verneigen und um gütige
Beurtheilungen ihrer Leistungen bitten." Erst nach den blitzschnellen Entscheidungsschlägen kam ihm zum Bewußtsein, daß ein Wendepunkt der
deutschen Geschichte eingetreten sei: das Jahr 1870 hat ihn wie jeden
urtheilsfähigen Süddeutschen aus den Nebeln des Particularismus auf die
Höhe des deutschen Nationalbewußtseins geführt.
Auf den französischen Schlachtfeldern ist vier Jabre nach dem Bruderkriege die ewige Waffenbrüderschaft der norddeutschen und süddeutschen
Stämme geschlossen morden. Im Deutschen Reich hat das „reine Deutschland" seine staatliche Zusammenfassung erhalten, und seitdem hat auch
Oesterreich wieder seine natürliche und historische Stellung neben, nicht über

dein engeren Bund eingenommen. Die neue Ordnung hat neue Aufgaben
gebracht, das goldene Zeitalter ist so fern als je, aber wer möchte leugnen,
daß die Gegenwart besser ist, als die Vergangenheit? Wie kann da der
alte Hader der Theile etwas Anderes sein, als wie historische Erinnerung?
Der specistsch-bayerische Particularismus, der bei jeder Gelegenheit sich
«uf die ehrenvolle Vergangenheit beruft, der Preußen noch immer den
Frieden von Basel 1795 vorwirft, ja das Emporkommen Preußens im
19. Jahrhundert noch heute mit den Augen des weiland heiligen römischen
Reiches beurtheilt, der ist seiner historischen Rüciständigkeit entsprechend auf
gewisse altbayerische Schichten beschränkt geblieben, auf die Petrefacte der
großdeutschen Partei der fünfziger und sechziger Jahre. Das Liebäugeln
mit dem katholischen ErzHaus, der lärmende Preußenhaß, die Unkenrufe
von einer drohenden Katastrophe des Deutschen Reiches — das ist viel
Geschrei und wenig Wolle. Die Hauptsache ist die trotzige Hervorkehrung
des Bayernthums im Sinne Aretins und der Allemannia, des unversöhnlichen Ultramontanismus.
Etwas wesentlich Anderes als dieser urbajuwarische Particularismus
ist nun aber dns bayerische Staatsbewußtsein, in dem heute die Stämme
der Franken, Schwaben und Pfälzer mit den Altbayern wetteifern. Und
wenn es im Ablaufe von drei Generationen dahin gekommen ist, daß sich
alle Landestheile, alt- und neubayerische, an die Zusammengehörigkeit gewöhnt
haben, dem Hause Wittelsbach eine warme und aufrichtige Anhänglichkeit
beweisen, deren byzantinische Auswüchse, süddeutschein Wesen durchaus fremd,
uur der Geschmacklosigkeit Einzelner zur Last fallen, - so hat davon die
bewußte Pflege des bayerisch-dynastischen Particularismus nur den kleinsten
Theil auf ihre Rechnung zu schreiben. Viel wichtiger ist es gewesen, daß
Bayern durch den Umsturz aller Verhältnisse unter Maximilian Joseph
und Montgelas zwar noch lange kein liberaler, aber doch ein moderner
Staat geworden ist, in dein Adel und Geistlichkeit Würden und Ehren,
aber keinen maßgebenden Einfluß behielten, wie z. B. in Oesterreich, und
die mächtige Bureaukratie stets einen bürgerlichen Charakter getragen hat.
An politischen Gegensätzen und Kämpfen hat es auch in Bayern nickt
gefehlt, die innere und die äußere Politik gab Anlässe in Hülle und Fülle.
Aber nachdrücklich muß hervorgehoben werden, daß das bayerische Staatsbewußtsein sich gerade seit der Aufrichtung des deutschen
Reiches unverkennbar befestigt und vertieft hat. Es wäre sehr zu wünschen, daß man
jederzeit innerhalb und außerhalb Bayerns daraus die richtigen Folgerungen
ziehen möge, um den abgeklärten, seiner Berechtigung bewußten Particularismus nicht zu verwechseln mit dem einseitigen und unberechtigten,
nutzlosen und geradezu schädlichen, dessen abschreckendes Bild die historischce
Betrachtung vorgeführt hat.
Vor Allem hat keine der heutigen politischen Parteien in Bayern das
Recht, sich damit zu brüsten, daß sie den baltischen Staatsgedanken in ihre

besondere Obhut genommen hätte. In einem derartigen Kokettiren mit
dem Particularismus gefallen sich die Epigonen der süddeutschen Volkspartei,
die schon in ihrein Geburtslande Württemberg ihre Stärke größtentheils
aus der Abneigung gegen Preußen gezogen hat, aus dem Mißtrauen gegen
reactionäre Bestrebungen des Nordens. Mit der Annahme der Bezeichnung
einer „deutschen Volkspartei" ist auch das Ziel der Erhaltung süddeutscher
Sondergesetze und Einrichtungen zu einem bloßen Mittel geworden, denn
vernünftiger Weise kann das Ideal der Partei nur das sein, den demokratischen Einfluß in dem ganzen Umfang des deutschen Reiches geltend zu
inachen.
Die mächtige Partei der bayrischen Ultramontanen hat sich früher niit
dem Namen der „Patrioten" geschmückt, die Vertheidigung des Bayernthums
ist noch heute ein Prunkstück ihres Programms. Daß dieses katholische
Bayernthum kein Recht hat, sich mit dem bayrischen Staatsgedanken zu
identisiciren, liegt sonnenklar vor Augen, hat doch dieser seine Stärkung
gerade aus dem geschöpft, was das Königreich Bayern von dem weiland
Herzogthum und Kurfürstenthum zu seinem Vortheil unterscheidet. Das

ehemalige Bayern war ein katholisches Land, in dem der Ultramontanismus
seine Ideale verwirklicht gesehen hat, das neue Bayern ist ein paritätisches
Land. Die ultramontanen Herrschaftsgelüste haben aber durch die dem
Einfluß der Geistlichkeit hingegebene katholische iLandbevölkerung von vorn
herein die Hälfte der Abgeordneten als Vertretung im Landtag; die Entscheidung fällt also mühelos und ungesucht der Krone zu. Was liegt da
näher als der Gedanke, sich jeder Zeit durch ostentative Betonung der Selbstständigkeit Bayerns und seiner Dynastie in empfehlende 'Erinnerung zu
bringen? Deshalb das Allsspielen des Föderalismus gegen die angeblichen
preußischen Bestrebungen, die bayrischen Sonderrechte zu beseitigen. Die
föderative Gestaltung des deutschen Reiches ist das Erbe der Vergangenheit;
wer dieses Erbe bewahren will, weil er die Vielgestaltigkeit deutschen Lebens
für einen Reichthuin hält, der kann fürwahr gar nichts Ungeschickteres thun,
als die drohende Gefahr eines Fortschreitens der Einheitsidee an die Wand
zu malen. Das deutsche Reich ist freilich durch sein eigenes Schwergewicht,
durch die mit jedem Jahre seines Bestandes sich verstärkenden Klammern
der nationalen Einheit davor geschlitzt, von einem frivolen Gedankenfpiel
mit dem politischen Particularismus bedroht zu sein. Wein soll es aber
zu Nutzen sein, wenn man immer ivieder darauf hinweist, daß das Reich
aus einein Compromiß der Einheitsidee init den historischen Staaten und
Dynastieen hervorgegangen ist? Davor sollte schon die Rücksicht auf das
lauernde Ausland warnen, das die Erinnerung an die Zeiten des Rheinbundes lebhafter bewahrt hat als das deutsche Volk in seinen breiten
Schichten. Nun mar es aber gerade des Fürsten Bismarck weise Beschränkung, dem deutschen Reich eine staatsrechtliche Form zu geben, in der
die Souveränität des Wittelsbachischen Hauses und der bayrische Staats-

gedanke eine Befriedigung finden, die im Rheinbund unter der Fremdherrschaft von vorn herein ausgeschlossen war. Es kann gar nicht nachdrücklich genug betont werden, daß durch die Reichsverfassung die bayrische
Dynastie einen stärkeren Schutz erhalten hat, als sie jemals vorher besessen
hat; nicht nur dadurch, daß politische Abenteuer im Gegensatz zu den
gesammtdeutschen Aufgaben fortan ausgeschlossen sind. Die Wittelsbacher
sind heute so gut deutsch und reichstreu, daß ein Mißverständnis; gewisser
Vorkommnisse gar nicht hätte Platz greifen können, wenn das Sensationsbedürfniß nicht stets auf Verkennung und Uebertreibung angewiesen wäre.
Der letzte Zweck der ultramontanen Taktik ist bisher nicht erreicht
worden, und er scheint auch wenig Aussicht zu haben, in Zukunft erreicht
zu werden. Ein ultramontanes Parteiministerium würde an dem Mißtrauen
der protestantischen Bevölkerung einen schweren Stein in seinem Wege
finden müssen. Man nimmt aber abschlagsweise auch mit kleineren Zugeständnissen vorlieb, mit persönlichen Errungenschaften. Und so lohnt es
sich für den Einzelnen immer, seine katholische und gut bayrische Gesinnung
nicht unter den Scheffel zu stellen. Man kann dabei kaum die bedenklichen
Consequenzen übersehen, die auch nur der Anschein eines Systems der
Prämiirung der bald mehr ultramontanen, bald mehr particularistischen
Strebsamkeit nach sich ziehen muß. Sollte nicht schon die Bemühung, auf
solche Weise die Aufmerksamkeit zu erwecken, ein bedenkliches Licht auf den
Charakter werfen? Eine geflissentliche Pflege des innner stärker sich
regenden Geschäftsparticularismus könnte nur Schaden anrichten, in unbefangen urtheilenden Kreisen den Glauben erwecken, als ob man neben
dem bayrischen Staatsbewußtsein und der Reichsverfassung noch besondere
Vorkehrungen zuin Schutz des historischen Rechtes für nöthig hielte.
Es ist schon reichlich dafür gesorgt, daß die deutsche Einheit nicht zu
einer unfruchtbaren Einförmigkeit werde. Die beträchtlichen Unterschiede
zwischen Süden und Norden, in Sprache, Sitte und Lebensführung, uralte
Stammesart, gefestigt durch die Zeit und die Einwirkung des Wohnsitzes,
sind durch die Aufrichtung des deutschen Reiches keineswegs dem Untergang
geweiht worden. Vieles hat der machsende Verkehr, die zunehmende Anziehungskraft des städtischen Lebens auf die Landbevölkerung abgeschliffen,
die geistigen Interessen der Gebildeten sind durch ganz Deutschland die nämlichen, aber unberührt davon bleiben doch die natürlichen Verschiedenheiten
des Volkscharakters, die Grundlagen dessen, was man als socialen Particularismus der Bayern oder überhaupt der Süddeutschen bezeichnen kann.
Er bemht auf leichter zu empfindenden als zu umschreibenden Abweichungen
von einer normalen Mitte. Es ist nicht nur die Mundart oder Sprechweise des Norddeutschen, die den Süddeutschen mehr oder weniger stark abstößt, durch das Spitzige oder Schnarrende, das im Gegensatz zum Weicheren,
Bequemeren aller süddeutschen Mundarten den Eindruck der Selbstgefälligkeit und Schroffheit hervorbringt. Dazu kommt die größere Zungen-

geläufigkeit des Norddeutschen, besonders iin Vergleich mit der Schiverfälligkeit des Altbayern. Der schmatzhafte, oberflächliche, prahlende Berliner
war lange eine stehende Figur süddeutschen Witzes, den Salontiroler haben
die „Fliegenden Blätter" lange vor Defreggers bekannten. Bilde aufs Korn
genominen. Schon der alte Nicolai hat eine Ahnung des Gegensatzes empfunden; die Bayern, sagt er, machen so wenig Prätensionen, sie sind so
schlechtweg, mehr, als sie sind, wollen sie nicht sein. So kann man überhaupt dem Süddeutschen die Neigung zu ungezwungener Natürlichkeit, dem

Norddeutschen die Abhängigkeit von der Convention zuerkennen. Der Norddeutsche hält es z. B. für tactlos und aufdringlich, wenn man ein Gespräch
mit ihm anknüpft, ohne sich durch Nennung des Namens die Erlaubniß zu
verschaffen, der Süddeutsche giebt sehr wenig auf diese leere Form, wenn
es sich nur um zufällige Begegnung handelt. In Norddeutschland spielen
die Standesunterschiede eine viel größere Rolle als in Süddeutschland, dort
erinnert Bieles an das Kastenwesen, hier hat die Geselligkeit eher demokratische Formen. Was Julius Grosse in seinen Lebenserinnerungen von
München sagt, die Nrgesundheit des Volkes lasse in socialer Gleichheit aller
Stände ohne Vorwiegen des Adels oder sonstigen Kastengeistes gleichsam im
republikanischen Leben und Lebenlassen jede Daseinsart gelten — das
behält wohl mehr oder weniger seine Richtigkeit für ganz Süddeutschland
oder, wie es hier durchwegs richtiger hieße, Südwestdeutschland; denn Deutsch-
österreich zeigt trotz der berühmten Gemütlichkeit viel mehr zopfige Formen
der Geselligkeit, eine Folge der ausgeprägten socialen Schichtung. Gemeinsam hat der Deutschösterreicher mit dem Süddeutschen aber die Ausgestaltung des Kaffee- und Wirthshauslebens und insbesondere die Abneigung gegen die Massenfütterung der „labls ä'KSts", deren Zwang sie
den exclunven Kreisen überlassen.

Mit dem inneren Werth haben all' diese Unterschiede, ganz abgeselien
von den selbstverständlichen Ausnahmen unter Süd- und Norddeutschen,
überhaupt Nichts zu schaffen, nach Verstand, Charakter und Phantasie hat
kein deutscher Stamm das Recht, sich für bevorzugt zu halten. Derart
ungerechte Urtbeile, wie sie früher darüber gefällt worden sind, wird heute
kein Besonnener mehr vertreten. Trotzdem darf man den socialen Partien larismus nicht unterschätzen, der in Süddeutschland, insbesondere in
Bayern, weit stärker verbreitet ist, als man in Norddeutschland im Allgemeinen
annimmt. So sehr sich z. B. die Formen des studentischen Lebens, vor
Mein des der Corps auf süddeutschen Universitäten, denen der norddeutschen
angepaßt haben, so massenhaft norddeutsche Studenten nach Süddeutschland
kommen, scheint es doch gerade, als ob die süddeutsche Eigenart durch die
häufigere Berührung nur mehr Gelegenheit hätte, sich abgestoßen zu fühlen.
In Tübingen wird es als Ausnahme bezeichnet, daß ein echter Schwabe
mit einem „Nordkaffern" verkehre — ist daraus nur für die Einheimischen
ein Vorwurf zu entnehmen? Wenn in München laute Klage geführt wird

über das excessive Gebühren norddeutscher Musensöhne in Räumen, die für
das Unterhaltungsbedürfniß aller bürgerlichen Schichten bestimmt sind, wenn ,
nch eine allgemeine Abneigung gegen die vor einigen Jahren in Süddeutschland so häusigen preußischen und norddeutschen Unteroffiziere ausspricht, so handelt es sich freilich zunächst um die persönlichen Eigenschaften und Gepflogenheiten einzelner Norddeutscher, und es mögen vielfach nicht
die besten Elemente sein, die sich in der Fremde etwas herausnehmen, was
sie in der Heimat unterlassen würden. Aber es fehlt dabei doch auch die
Rücksicht auf landesübliche Gewohnheiten und Lebensauffassungen. Bekennt
doch iogar Julius Grosse, „mit aller jugendlichen Süffisance eines Norddeutschen und Protestanten" in seine ersten Münchener Beziehungen eingetreten zu sein, freilich mit ganz anderer Berechtigung als der Mittelschlag
norddeutscher Gäste in Süddeutschland. So stoßen besonders norddeutsche
Frauen ab durch die selbstgemisse Schroffheit, mit der sie ihren heimatlichen
Maßstab an süddeutsche und bayrische Lebensverhältnisse anlegen. In
dieser Hinsicht bat sich schon Nicolai als richtiger Berliner aufgespielt, wo
er seine Meinung über die Nachtheile der Kost in Bauern zum Besten giebt,
die zähen Mehlspeisen, mit geschnwlzener Butter übermäßig fett zubereitet,
müßten die feineren Gefäße des Unterleibs verstopfen; die Kartoffelspeisen
in Brandenburg und Sachsen seien sicherlich gesünder als die groben Meblspeisen; diese nebst dein dicken Biere trügen gewiß zur Dummheit und zu
dem phlegmatischen Wesen des gemeinen Mannes in Bayern nicht wenig
bei (Reisebeschreibung Bd. VI, 774). Abgesehen davon, daß doch nur das
Uebermaß von Bier nachtheilig für die geistigen Thätigkeiten sein kann,
handelt es sich eben um Geschmackssachen, eine objective Würdigung der
bayrischen Küche gegenüber der sächsischen oder märkischen fällt der Physiologie
anHeim. Sie wird die Nichtigkeit des oberbayrischen Sprichworts bestätigen:
„A haberns Roß, a g'schmalzner Mann, die zwoa die reißt ka Teisi zamm."
Jedenfalls hat kein Stamm das Recht, dem anderen das zu verübeln, was
dieser bei sich zu Hause für gut und bequem findet, und sich selbst für den
Besseren oder Klügeren zu erklären. Ohne Duldsamkeit gegen Ungewohntes
werden die Eindrücke des Norddeutschen bei flüchtigem Aufenhalt in Bayern
freilich meist ungünstig, sein Urtheil über Leute und Sitten ungerecht sein.
Bei längerem Aufenthalt pflegen diese Vorurtheile rasch zu schwinden; so
schreibt z. B. Treitschke (Brief aus München 21. April 1861 a. a. O.
S. 67): „Der Altbayer ist besser als sein Ruf. Ich finde neben vieler
Dummheit und Sinnlichkeit doch viel schlichten Verstand, künstlerischen Geschmack und jene hannlos menschliche Sitte, die mich von jeher an dem
Süden angezogen haben". Von Haß und Neid der Süddeutschen gegen
Preußen würde er heute freilich noch Spuren finden, aber doch nur in
gewissen Blättern, nicht in den Beziehungen des geselligen Lebens. Man
muß nur zugeben, daß es auch einen berechtigten Particularismus giebt,
seine Uebertreibungen und Verzerrungen hat die Geschichte schon gerichtet.

ohne der Mittel zu bedürfen, wie sie Treitschke in den sechziger lahren
für nöthig hielt, um die häßlichen Züge des süddeutschen Particularisnrus
in einein deutschen Staate verschwinden zu machen. Trotz alledem, schrieb
er 1864 aus Freiburg an Gustav Freytag, sind die Süddeutschen herrliche
Menschen, und ich habe sie herzlich lieb gewonnen. Wäre solche Anerkennung
ihrer guten Eigenschaften bei Norddeutschen erst einmal allgemeine Grundlage der Beurtbeilung, so märe auch der süddeutsche und bayrische Particularismus auf hannlose Empfindungen eingeschränkt.
Goethe hat in dein bekannten Gespräch mit Eckermann über deutsche
Einheit am 23. October 1828 den Vortheil für Deutschlands Cultur und
Geistesentwickelung hervorgehoben, daß es nicht nur zwei Mttelpunkte besitze, Wien und Berlin, sondern dreißig. Er dachte dabei an die glänzende
Rolle seines Weimar unter Karl August. Im gleichen Sinn hat Ludwig I.
von Bayern den weitschauenden Gedanken verfolgt, München zur deutschen
Kunststadt zu machen. Wie lange hat man seine Bestrebungen bespöttelt,
für eine exotische Treibhauspflanze auf der rauhen Hochebene erklärt, inmitten eines Stammes, dessen geistigen Horizont derber Lebensgenuß ausfülle. Julius Grosse schildert seine ersten Mttnchener Eindrücke im Jahre
1855 in classischen Worten: „Was war das für eine sonderbare Stadt.
Der Kern eine behagliche Residenz mit einigen prächtigen Straßen und
Palästen im Spätrenaissancestil, ringsherum aber auf unabsehbaren grünen
Wiesen wie aus einer Schachtel neue langweilige Straßen aufgebaut; «in
Ende der öden Wiesen griechische Prachtbauten und Triumphthore, romanische
Kirchen und Paläste, florentinische Kunsttempel auf denselben Wiesen, wie
mitten in's Nichts hineingestellt. Der Ausdruck der reinsten Willkür
unvermittelt neben nüchternen charakterlosen Vorstadtstraßen und deshalb
langweilig trotz allen Kunstaufwandes — das war der Eindruck des damaligen Münchens!"
Allerdings, selbst die reichsten Mittel, der festeste Wille eines Jüchen
hätten nicht mehr als eine künstliche Stadtschöpfung zu Stande gebracht,
wenn nicht andere Bedingungen eines vor 100 und selbst vor 50 Jahren
unwahrscheinlichen Aufschwunges vorhanden gewesen wären. Aber schon damals war es kein Verkennen der natürlichen Verhältnisse, aus München die
Hauptstadt deutscher Kunst schassen zu wollen, am Fuße der Alpen, in einer
landschaftlichen Umgebung, die der künstlerischen Auffassung die mannigfaltigste Anregung geben mußte, die stimmungsvollen Moorgegenden im
Norden, der ungebändigte Gebirgsfluß mit seinen romantischen Ufern, die
heiteren Seeen im Süden und darüber die blaue Kette der Alpen. Auch
die Stadt selbst sprach ein künstlerisch angelegtes Gemüth an „mit ihrem
farbigen Volksleben, mit ihrer Genußfreudigkeit, ihrem energischen Sonnenglanz, der selbst die Schatten nicht grau wie in Norddeutschland, sondem
hellblau wie in Italien erscheinen läßt. Wenn in stillen Sommernächten
Zitherklang und Gesang und Münk aus den mondbeschienenen Gärten klang.

mochte ein Norddeutscher sich in den Zauber des Südens, jedenfalls auf die
Gartenseite Deutschlands versetzt wähnen."
Das staunenswerthe Wachsthum Münchens begann aber doch erst seit
deni Ende des deutsch-ftanzösischen Krieges; um die Mitte der sechziger
Jahre erreichte die Stadt das erste Hunderttausend; jetzt ist das vierte überschritten. Grosse führt die Aeußerung eines Wiener Freundes an, Wien
habe als Kapitale aller slavischen Völker seine deutsche Frohsinnigkeit verloren, aber München scheine bestimmt, in Zukunft das neue Wien Süddeutschlands zu werden. Sollte diese Erwartung Wirklichkeit werden, so
wäre davon keineswegs ein Ueberwuchern des Particularisinus zu fürchten,
vielmehr durch den Wettstreit mit der Reichshauptstadt eine Bereicherung
und Befruchtung deutschen Eultur- und Geisteslebens zu hoffen. Der
politische Particularismus hat seine Nolle unwiderruflich ausgespielt. Kann
doch kein Urteilsfähiger verkennen, daß die Pflege der Kunst durch
Ludwig I., der Wissenschaft und Dichtung durch Maximilian II. Bayerns
Stellung in Deutschland gerade dadurch gehoben hat, daß sie abseits von
der Politik und ohne Hintergedanken varticularistischer Absonderung erfolgte.
Auf diesem Felde friedlichen Wetteifers init den anderen deutschen Staaten
unter dem Schutz und Schirm des Reiches hat Bayern eine rühmliche Tradition zu bewahren, zum Segen gesammtdeutscher Geistesarbeit.

Niederschläge, Abflußmengen und Thalsperren.

von
Regierungsbaumeister Kiegler.
— Pfaffendorf bei Loblcnz. —
D jeder Stadtbewohner hat wohl schon an seinem eigenen Leibe
erfahren, was es heißt, wenn der Schmerzensruf durch das
Haus schallt: „Die Wasserleitung ist abgestellt!"
Die unendliche Wohlthat dieser Einrichtung wird ihn: durch ihr Versagen, fei es nur auf einige Stunden, klar, selbst wenn das Naß nur zum
Mundausspülen über seine Lippen zu kommen pflegt.
Das Schicksal braucht nicht zu wollen, daß gerade zu der Zeit eine
Feuersbimnst ausbricht oder qualvolle Staubwolken die Straßen durchwirbeln oder gar große Wäsche und Hausputz angesagt ist: Zum Waschen,
Baden, Kochel?, Blumengießen und tausend anderen Verrichtungen hat man
sich seit wenigen Jahrzehnten gewöhnt, das Wasser frisch und klar dem
bequemen Hahn entströmen zu sehen. Nur alte Leute erinnern sich noch

der Zeit, wo es mühsam in Eimern oder in der Bütte vom Brunnen
geholt werden mußte.
In ungleich größerem Maßstabe hat sich das Bedürfnis; nach Wasser
in der Industrie vermehrt. Tausende von Dampfkesseln verdampfen täglich
unglaubliche Mengen. Wäschereien, Gerbereien, Färbereien, Spinnereien,
Brauereien, Brennereien und Hunderte andere Gewerbe und Fabriken
hören ohne Wasser auf zu eristiren, von den Mühlen und anderen Treibwerken gar nicht zu reden.
Der Fischer und Schiffer auf den Flüssen und Canälen, der Landwirth
und Gärtner, kurz alle Menschen sind auf das Niederschlagswasser ange-

miesen, welches die Wärme der Sonne aus den Meeren in schwindelnde
Höhe emporhebt, welches die sich ausgleichenden Luftströmungen über das
Festland führen und welches dort, je nach dem Grade und der Schnelligkeit
der erlittenen Abkühlung, als Nebel, Thau, Regen, Schnee, Graupel
niederfällt.
Die Stärke und Dauer der Niederschläge ist sehr verschieden. Sie
wechselt nach der geographischen und Höhenlage des Beobachtungsortes, nach
der Jahreszeit, nach der Häufigkeit und der Stärke der Regen führenden
Winde. Das Polareis, die Meeresströmungen, Sonne und Mond, welche
die Ebbe und Fluth des Wassers und wohl auch der Atmosphäre veranlassen, vielleicht auch elektrische und magnetische Kräfte und noch eine
Menge anderer sich gegenseitig störender oder zusammenwirkender Ursachen
machen das Wetter. Eine Gesetzmäßigkeit dieser Erscheinungen ist bis jetzt
ebenso wenig nachgewiesen, als den Voraussagen selbst der berühmtesten
Wetterpropheten zu trauen ist.
Wohl aber sind die Meteorologen eifrig an der Arbeit, durch
Beobachtung des Luftdrucks, der Temperatur, des Feuchtigkeitsgehaltes, der
Windrichtungen und Stärken u. s. w. insbesondere auch der Niederschlagsmengen, die Grundlagen ihrer Wissenschaft zu sammeln. So hat das
preußische meteorologische Institut für die Messung der letzteren an 2090
Regenstationen, über ganz Deutschland verstreut, zur Verfügung. In sogenannten Regenmessern wird täglich mindestens einmal von opferwilligen
Leuten die Höhe des gefallenen Niederschlages abgelesen, indem der Inhalt
des im Freien aufgestellten Sammelgefäßes in einem mit Scala versehenen
Becher gemessen wird. So hat man festgestellt, daß, wenn der im Lauf
des Jahres gefallene Niederschlag gleichmäßig auf der Oberfläche Deutschlands
stehen bliebe, er eine Schicht von ca. 70 «in Höhe bilden würde.
Die Stärke dieser Schicht ist jedoch durchaus nicht gleichmäßig. Im
Jahre 1894 wurden z. B. in Rheinland-Westfalen über 1,5 m Regenhöhe, im Saalkreis nicht ganz 40 «ra beobachtet. Das meteorologische
Institut hat die Vertheilung der Niederschläge in ganz Deutschland während
einzelner Jahre durch verschieden abgetönte Karten übersichtlich dargestellt,
woraus man die „Regenecken" (dunkel) deutlich erkennen kann. Man sieht
da den Einfluß unbedeutender Bodenerhebungen in der Lüneburger und
Westholsteinischen Haide auf die Niederschlagshöhe, den sogenannten Negenschatten vieler Gebirge, die den Seewinden ihre Feuchtigkeit entziehen und
die hinter ihnen liegende Gegend vor Regen schützen (Harz, Taunus, Eifel),
die Regenarmuth vieler Flußthäler u. A. in.
Gewährt die Kenntniß der Regenhöhen auch nur für die Vergangenheit
ein Bild der Menge und der zeitlichen Vertheilung der Niederschläge einer
Gegend, so lassen sich doch aus einer fortgesetzten Beobachtungsreihe auch
Schlüsse für die Zukunft ziehen, und es ist damit gleichzeitig ein einfach
zu gewinnender Anhalt über die Abflußmengen gegeben. Diese sind bedeutend

schwieriger und kostspieliger zu messen, und obgleich die Ergebnisse in praktischer
Beziehung viel wichtiger sind, so ist in dieser Richtung wenig geschehen.
Doch steht fest, daß nur ein verhältnißmäfzig kleiner Theil der Gesammt-Niederschlagsmengen abfließt, der größere dagegen verdunstet, versickert oder
durch die Vegetation aufgesogen wird.
Naturgemäß wird im Gebirge, wo Wolkenbildung und die Häufigkeit
der Niederschläge den Einfluß der Sonne herabmindern, die steilen Hänge,
der dichte Boden, vielleicht auch Mangel an Vegetation den Abfluß begünstigen, ein ^größerer Procentsatz abfließen, als in der an und für sich
niederschlagsarmen Ebene.
Auf die Abflußverhältnisse des Wassers ist die Vermehrung und die
Kulturarbeit des Menschengeschlechtes von einschneidender Wirkung gewesen.
Wohl folgen noch die Bäche und Flußläufe im Allgemeinen ihren
tausendjährigen Wegen, aber diese sind gerade gelegt und eingeengt durch
die Siede lungen und Bauten der Menschen.
Die Gewitter- und Landregen, hauptsächlich aber die Schneeschmelzen,
ergießen von den kahlen Höhen, den wohldrainirten Feldern, den schnurgeraden, steilen Gräben, der chausnrten und gepflasterten Erdoberfläche und
den tausend anderen Wasserableitungen gewaltige Wassermassen in die eingedeichten Flüsse. So schnell als möglich sucht man sie los zu werden,
und in rasendem Laufe schießen sie dem Meere zu, Dchaden anrichtend,
selbst da, wo man ihnen genug Platz gegönnt hat, daß sie die Dämme,
Brücken und andere Hindernisse nicht hinwegfegen, die ihrer Ausbreitung
im Wege stehen.

Dieselben Ursachen, die den raschen Abfluß des Wassers verursachen,
bewirken in der trockenen Jahreszeit den Mangel. Träge, niedrig und
schmutzig schleichen dann selbst unsere großen Flüsse dahin, dem hundertfach
gebrauchten Wasser ist keine Zeit gegönnt, sich selbst zu reinigen, die Schifffahrt ruht.
Die Wasserwerke größerer Gemeinwesen, der Müller und der Brauer,
streiten sich um die kärglichen Tropfen, die als Trinkwasser dienen und
zuin Antrieb der Räder und Turbinen, zur Bewässerung der lechzenden
Ländereien nicht ausreichen. Wo sind die kühlen, undurchdringlichen Wälder,
die Sümpfe und Seen, die sonst das Wasser zurückhielten und einen Ausgleich bewirkten? Die Zufuhr vermindert sich, der Bedarf wächst in's Unermeßliche. Der so geschaffene Zustand ist ein künstlicher. Durch künstliche
Mittel muß er auch behoben werden.
Wie das geschehen muß, hatte die Notwendigkeit schon den alten
Aegypten?, den Indern und anderen Bewohnern eng besiedelter Tropenländer gelehrt. Nur einmal in: Jahre ergießen sich in der heißen Zone
unendliche Wassermassen, während der sogenannten Regenzeit, auf die
durstende Erde. Die Despoten jener Länder verfügten über ungezählte
Sklaven, unter deren Händen die durch Erddämme eingeschlossenen künst-

lichen Seen entstanden, die mährend der Regenzeit gefüllt, den Reichthum
der Ernten und Viehheerden durch ausgedehnte Bewässerungsanlagen, auch
bei anhaltend trockener Zeit, sicherten. Einer der berühmtesten Stauweiher
dieser Art ist der Mörissee, dessen Finthen die Pyramiden seines Erbauers
König Möns und seiner Gemahlin umspülten. Mit richtigem Blick hat
man die hochgelegenen Mächen am Rande Lydiens dafür ausgesucht, und
man erzählt, daß allein das Erträgniß der Fischzucht hingereicht habe, das
Nadelgeld einer ägyptischen Prinzessin zu bestreiten.
Ein anderer See, den die Königin Nitokris anlegen ließ, soll so groß
gewesen sein, daß er die Wassermassen des Euphrat 22 Tage lang, ohne
überzufließen, aufspeichern konnte. Nach Tausenden zählen die Becken, die
in Indien, namentlich in den Provinzen Madras und Bombay, in Ceylon,
Japan und China angelegt sind und Millionen «bm Wasser fassen. Auch
die auf hoher Culturstufe stehenden alten Völker Südamerikas haben Stauweiher gekannt. Die Römer haben wenige Spuren von Sammelbecken in
der Nähe von Air, St. Remy und Ciotat hinterlassen.
Die Araber waren die Ersten, die statt der Erddämme gemauerte Wälle
errichteten. Von ihnen mögen die Spanier die Anregung zu jenen gemaltigen Bauten, sowohl was die angestaute Wassermenge, wie auch den
Rauminhalt des Sperrmauermerks betrifft, empfangen haben, die heute
noch ihrer Aufgabe der Bewässerung von Ländereien gerecht werden.
Unscheinbarer und zu anderen Zwecken, aber zu gleicher Zeit wie in
Spanien entwickelten sich in unserem deutschen Vaterlande die Anfänge der
Thalsperre im Harz, wo schon ini 16. Jahrhundert kleinere Teiche aus
Steinschüttung mit dichtendem Erdkern entstanden und den Erzmerken das
Wasser für ihren Kraftbedarf und den Aufbereitungsproceß in regenarmer
Zeit lieferten. Der älteste Kostenanschlag zu einer Teichnnlage in Zellerfeld zeigt die Jahreszahl 1565. Der größte dieser Teiche mit 15,7 K«,
Oberfläche und 600000 «diu Beckeninhnlt ist 1732—34 für Klausthal
erbaut.
Noch in vielen anderen Ländern und vielleicht auch in manchem verborgenen Gebirgswinkel Deutschlands mögen derartige künstliche Teiche in
alten Zeiten bestanden haben und vielleicht noch bestehen. Das Wiederaufleben des Thalsperrenbaues bei den civilisirten Völkern und namentlich
die Ausführung massiver Sperrmauern scheint von der Zeit der Erbauung
und Vergrößerung des Ccmalnetzes in Frankreich 1830—1840 («»«»1 cku,
micki, cku Osntre, csnal <iu Lourgo^n« st«.) zu datiren, deren
Wasserverlufte durch Schleusung, Verdunstung und Versickerung sie zu ersetzen
bestimmt waren.
Erst später sind derartige Mauern auch zur Versorgung mit Berieselungsmasser und zn industriellen Zwecken hergestellt morden. Französische
Ingenieure wie Sazilly, Graeff, Delocre, Krank, Bouvier, Guillemnin u. A.
haben die Grundsätze aufgestellt, wonach heute die Steinmauern berechnet

werden, und an mustergiltig ausgeführten Beispielen gezeigt, daß ihre
Querschnitts- und Grundrißordnung, sowie die Bauweise zweckmäßig ist.
Daneben kommt überall für kleinere Stauhöhen bis zu 15,0 m Hohe noch der
Erddamm zu seinem Recht, und namentlich die Amerikaner führen derartige
Bauten um einen dünnen Mauermerkskern bis zu noch größeren Höhen aus.
Die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Aufspeicherungen großer
Wnssermengen für die Zeit des Mangels trat an die Bewohner der gemüßigten Zone, insbesondere Deutschlands, nicht so gebieterisch heran, weil
die Niederschläge sich zeitlich auf das ganze Jahr vertheilen und längere
Perioden der Trockenheit die Ausnahme sind. Erst der kolossale Ausschwung von Industrie, Handel und Verkehr durch die Einführung der Dampfmaschinen und damit das rapide Anwachsen der Städte haben den
Anstoß dazu gegeben.
Wer die Schwierigkeiten kennt, welche die meisten Stadtverwaltungen
haben, rechtzeitig dem immer zunehmenden Bedürfniß nach gutem Waffer
zu genügen, und welche Summen dafür ausgegeben werden, wird den

Werth einer sicheren Bezugsquelle zu schätzen wissen.
Gerade im Sommer, zur Zeit des größten Bedarfs, ergeben die
Quellen und Filtergänge die geringsten Wassermengen, fließen die Flüsse
am seichtesten. Immer langer werden die Leitungen und immer größer
und theurer die Pumpen und Filteranlagen, und bald ist die Grenze der
Ergiebigkeit erreicht, ohne daß den: Mangel abgeholfen ist. Da bietet denn
in vielen Fällen die Thnlsperre ein unfehlbares Auskunftsmittel. Die Bedingungen für eine solche Anlage und oft genug geboten.
Zunächst gehört dazu ein Thalbecken, dessen Untergrund wasserundurchlässig und dessen Oberfläche so gestaltet ist, daß mit möglichst wenig Kosten
ein Becken von genügendem Rauminhalt geschassen werden kann. Dies
geschieht, wie schon der Name Thalsperre andeutet, durch einen quer durch
das Thal von einem Hang zum anderen gezogenen Sperrdamm aus Mauerwerk oder Erde.
Zweitens muß in der Regel der das Thal durchfließende abgesperrte
Bach ein so großes Niederschlngsgebiet haben, daß das daraus zusammenströmende Wasser die Füllung des Beckens sichert. Unter dem Niederschlagsgebiet versteht man diejenige Fläche, von welcher alles auffallende Wasser
dem betreffenden Bach oder dessen Zuflüssen zurinnt. Man findet es leicht
aus den Generalstabskarten. Die Grenzen — Wasserscheiden — gegen die
Nachbarliche sind da, wo die Höhenlinien nach entgegengesetzten Richtungen
abfallen.
Kann man noch aus den Beobachtungen einer benachbarten Regenstation auf die Niederschlagshöhen in dem Gebiet schließen und aus der
topographischen und geologischen Beschaffenheit der Oberfläche uud ihrer
Vegetation auf den Procentsatz des Abflusses (für die Wupper z. B. nach
Schmidt-Lennep: im 15jährigen Mittel 70°/«), so ergiebt sich aus der

Abflußhöhe und der Fläche annähernd die jährlich zu gewinnende Wassermenge. Man rechnet ungefähr auf jede Million «dm Inhalt des Beckens
2 bis 8 <zkm Niederschlagsgebiet. Seltener ist der Fall, daß einem Becken
ohne eigenes oder mit unbedeutendem Niederschlagsgebiet die Hochwassermengen eines benachbarten Baches oder Flusses mittelst eines Hangcanals
oder Tunnels zugeleitet werden.
In finanzieller Beziehung ist es wichtig, daß das zu überstauende
Thal nicht werthvolle Culturen oder Gebäude enthält, daß Bruchstein und
Mauersand (Dammerde) für die tausende von «dm des Sperrdammes in
unmittelbarer Nähe der Baustelle gewonnen, die übrigen Materialien ohne
allzu hohe Kosten herangeschafft werden können, daß der feste und dichte Baugrund an der Baustelle sich nicht allzu tief unter der Erdoberfläche befindet
und endlich, daß das Thal günstig zum Versorgungsgebiet liegt: d. h. wegen
der theuren Zuleitung nicht zu weit entfernt und wegen der Ersparnis? an
Maschinenarbeit einerseits und den mit der Höhenlage wachsenden Niederschlagsmengen andererseits möglichst hoch. Durch die Höhenlage der Dnmmkrone über Thalsohle wird die Wassertiefe in? Becken und dessen Inhalt
bestimmt.
Damit bei plötzlichem starken Zufluß der See sich nicht über die
Mauer ergießt, ist ein niedriger, als Kronenhöhe gelegener sogenannter Ueberfall vorgesehen, der den Ueberfluß an Wasser unschädlich abführt.
In der Thalsohle führt ein oder mehrere durch Schieber verschließbare
Rohre das Seemasser durch die Mauer der Leitung zu. Complicirtere Entnahme und Spülvorrichtungen, Filteranlagen, Wassermesser und dergleichen
finden sich vor. Wohl die größte Thalsperre ist diejenige von Periar in
Indien mit 374 Mill. «dm Inhalt, ferner ebendort die Tansa-Sperre
zur Wasserversorgung von Bombay mit 51 Millionen «dm und langem
Aquaduct und viele andere.
Am vollkommensten ist die Wasserversorgung von Nem-Dork durchgeführt.
Das Niederschlagsgebiet des Croton, eines Nebenflusses des Hudson, etwa
1000 c^Km ist durch den Bau von beinabe einen: Dutzend Thalsperren mit
einem Gesammtinhalt von rund 400 Mill. «dm nutzbar gemacht. Die
unterste und größte Staumauer, die das Thal des Croton selbst absperrt,
wird die höchste der Welt, beinah 80 in hoch und 60 in am Fundament
stark. Sie faßt über 120 Mill. «dm. Zwei getrennte Aguaducte führen
das Wasser — bis zu einer Million «dm täglich — auf eine Entfernung
ron 60 Km nach der Stadt. Dort sind wieder große Becken angelegt, die
den Tagesbedarf für 12 Tage fassen, damit nicht in Folge einer Betriebsstörung das unübersehbare Unglück eines Wassermangels über die Stadt
hereinbricht.
Von europäischen Städten haben sich namentlich französische, englische,
spanische und in neuerer Zeit auch deutsche die Vortheile der Thalsperre zu
eigen gemacht, so Chemnitz, Lennep, Remscheid; Altona und Gevelsberg in

Westfalen. Ihnen werden sich binnen kurzem Dortmund, Barmen, Iserlohn,
Ronsdorf, Frankfurt a. M., Erfurt, Gotha und mehrere andere anschließen.
Dient nun in. E. der Hauptentmicklungsgang der Thalsperren, der das
große Publicum am meisten interessirt, der Wasserversorgung der Städte,
so ist damit keineswegs gesagt, daß der Ueberfluß dieser oder die Anlage
besonderer künstlicher Seen nicht auch noch anderen Zwecken dienstbar gemacht werden könne.
Die Richtung, in welcher dieses hauptsächlich geschieht, ist die Lieferung von
Kraftwasser für industrielle Triebwerke. Das einfache Wasserrad, das schon den
Römern bekannt war, ist mehr und mehr vervollkommt worden, und wir

besitzen außerdem in den Turbinen mannigfaltigster Anordnung eine ausgezeichnete Kraftmaschine, um die lebendige Kraft des Wassers zu gewinnen
und zu nützlicher Arbeit zu verwerthen.
Uin uns den Vorgang der Ausnützung des Wassers klar zu machen,
denken wir uns ein Gewicht, das mittels eines um eine Rolle geschlungenen
Fadens aufgehangen ist, etwa wie bei einer Schwarzwälder Uhr. Durch
das Herabsinken des Gewichtes wird die Welle in Umdrehung versetzt und
mit ihr das Gemerk. Die Arbeit, die hierbei geleistet wird, ist gleich dem
Product aus der Schwere des Gewichts und dem Weg, den es durchläuft.
Das Wasser besitzt ein ansehnliches Gewicht, das unmittelbar, ohne Uebertragung durch eine Schnur, auf das Wasserrad wirkt und es in Umdrehung
versetzt. Die dabei geleistete Arbeit ist um so größer, auf je längerem
Wege sich diese Wirkung äußert. Es kommt also bei zweckentsprechend construirtem Rade auf die Größe des Gewichts (Menge des Wassers) und die
Höhe, von der es herabsinkt (Gefälle) an. Man kann also, soweit geeignete
Räder praktisch ausführbar sind, mit einer kleinen Wassermenge und großem
Gefälle dieselbe Arbeit leisten wie mit einer großen Wasfermenge und
kleinen! Gefälle. Während wir aber, uin bei unserem Vergleich zu bleiben,
das Uhrgewicht durch unsere Körperkraft wieder emporziehen müssen, um
das Triebmerk in Gang zu halten, ersetzt sich das Wassergemicht durch fortmährend neu hinzuströmendes Wasser, das uns die Sonnenwärme im
eivigen Kreislaufe, mühe- und kostenlos emporhebt.
Die nationalökonomische Tragweite dieser längst bekannten Thatsache
leuchtet ein, wenn man bedenkt, daß die dem Meere zuströmenden Wassermassen Deutschlands allein schätzungsweise in jedem Augenblick eine Arbeit
von 20 Millionen Pferdekräften verrichten. Noch nicht der hundertste Theil
dieser gewaltigen mechanischen Arbeit wird in Motoren ausgenutzt, sondern
verzehrt sich in schadenbringender Weise im Angriff des Bettes, dem
Transport gewaltiger Schlamm- und Schuttinassen u. s. w. neben dein geringen Theil, der für das Herabfließen des leicht beweglichen Wassers erforderlich ist.
Gegenüber einer solchen Kraftquelle verschwinden selbst die Leistungen
der Dampfmaschinen, obgleich sie auf über eine Million Pferdekräfte beziffert

werden. Allerdings ist in. W. in Deutschland eine zuverlässige Statistik über
diesen Gegenstand nicht vorhanden, eine ganz ausführliche dagegen für Frankreich im Fönis «ivil 1896 S. 299, 314, 331 von Furquan veröffentlicht.
Danach stellt sich dort das Verhältnis? viel günstiger. Gegen 49035 Dampfmühlen sind 69620 Wassermühlen mit durchschnittlich je 14 Pferdekräften,
im Ganzen 1028807 Pferdekräften vorhanden.
Die Gründe für die geringe Ausnützung der Wasserkraft liegen auf
der Hand.
Mit der Kraftmaschine ist man an einen geeigneten Platz in der Nähe
des auszunutzenden Wafferlaufs gebunden. Selten ist von der Natur das
Gefälle an einen solchen Platz concentrirt, sondern es muß ein Wehr erbaut
werden, uni das Wasser aufzustauen und es zu zwingen, gerade an der
Mühlenanlage herabzustürzen. Oft wird diese nicht im Bachbett selbst errichtet, sondern es ist ein sogenannter Obergraben erforderlich, um das
Wasser dorthin, und ein Untergraben, um es wieder in den Bach zurückzuleiten. Es und nicht nur die Kosten derartiger Bauten und die
Entschädigungen an die oberhalb und unterhalb liegenden Grundbesitzer und
Miteigentümer des in seinen Ablaufverhältnissen durchaus veränderten
Wassers, die namentlich neue Anlagen in dicht besiedelten Gegenden verhindern, sondern hauptsächlich der Umstand, daß die nutzbaren Gefälle im
Oberlauf der Nüsse, in: Gebirge liegen.
Auf ein großes Gefälle kommt es aber hauptsächlich an, weil man zur
Erzielung eines bedeutenden Effectes dann nur verhältnißmäßig kleine Wassermassen und billige Leitungsanlagen, Maschinen u. s. w. braucht.
Die ungünstigen Transportverhältnisse in: Gebirge vertheuern der Industrie den Bezug ihrer Rohstoffe und den Versand ihrer Erzeugnisse meist
ungebührlich. Würde sie sich aber vielleicht mit diesen Schwierigkeiten abfinden, so kommt als weiterer Uebelstand die Unzuverlässigkeit
der Kraftquelle hinzu. Eine kleine Mahl-, Schleif-, Knochenmühle, deren Besitzer nebenbei
Landwirthschaft oder ein Handwerk oder dergleichen betreibt, kann ohne
Schaden still gestellt werden, wenn Wassermangel eintritt, nicht aber eine
große Fabrik, die hunderte von Arbeitern beschäftigt und bestimmte Lieferungsverpflichtungen hat. Man trifft zwar oft das Ausku,,stsmittel, daß eine
Dampfmaschine an derselben Kraftwelle mit dem Wassermotor arbeitet und
in Thätigkeit tritt, wenn die Kraft des Wassermotors nicht hinreicht, doch' ist
das nur bei billigem Kohlenbezug möglich. Für die Beseitigung der beiden
Hauptursachen der geringen Ausnutzung der Wasserkräfte haben sich jedoch
gerade in den letzten Jahrzehnten die Mittel gefunden: der ungünstigen Lage
der Wasserkräfte zu den Verkehrs-, Industrie- und Handelscentren wird durch
die elektrische Kraftübertragung eine Brücke gebaut, und der Aufschwung
der Elektrotechnik wird dazu führen, auch dein andern Uebelstande, dem zeitweiligen Wassermangel, durch zahlreiche und großartige Tbalsperrenanlagen
entgegenzutreten. Petroleumringe und Kohlensvndikate werden diese Bewegung

einleiten, und der in absehbarer Zeit eintretende Mangel an beiden Brennstoffen mit unerbittlicher Nothmendigkeit dazu zwingen.
Welche Vortheile Lcmdwirthschaft und Industrie aus den Vorräthen
der Stauweiher ziehen können, beweisen die Anlagen in den Viesen.
Sie sind von der Landesverwaltung Elsaß-Lothringens, abgesehen von einem
festen Zuschuß der Interessenten, aus öffentlichen Mitteln erbaut. Das
Wasserwerk der Stadt Remscheid in der Nheinprovinz nutzte selbst einen Theil
der Wasserkräfte des Staumeihers aus, um ihr Leitungswasser in die Höhe
zu pumpen, und erkaufte mit dem Ueberschuß die Einwilligung der ZSerkbesitzer des Eschbachthales zur Anlage der Thalsperre. Seitdem ist es den
Bemühungen der Industriellen des Wupverthnles, unterstützt durch die Behörden, gelungen, eine Erweiterung des Gesetzes über die Bildung von
Zwangsgenossenschaften zur Ent- und Bewässerung von Ländereien derart zu
erwirken, daß es auch für industrielle Unternehmungen Anwendung finden kann.
Dies war unbedingt erforderlich; denn die Ausführung einer Ttialsperre, deren Wohlthaten dem ganzen unterhalb liegenden Flußlauf und seinen Anliegern zu Gute kommen, konnte bis dahin an dem Widerspruch
eines Einzigen scheitern, der sich seine Einwilligung vielleicht theuer abkaufen
lassen wollte. Jetzt entscheiden die, die eine Mehrheit des in den Kostenanschlägen ermittelten Vortheils vertreten. Das Gesetz ist aus besonderen
Gründen nur für die Wupper und ihre Nebenflüsse erlassen, jedoch schon auf
die Lenne ausgedehnt. Dort haben es sich die Werkbeiitzer durch die Anlage
der Heilenbeke und der Fuelbeke-Weiher zu Nutze gemacht und geben
umgekehrt wie in Remscheid gegen Entgelt ihren Ueberschuß an Wasser den.
Städten Levelsberg und Altena ab.
Die im Bau befindlichen Wupperthalsperren sollen vorläufig beinahe
ausschließlich dem Ausgleich der Wuppermassermengen im Interesse der Triebmerkbentzer — hauptsächlich der Textilindustrie, aber auch Pulver- Mahl-Papiermühlen und dergleichen — dienen. Gerade im Wuppergebiete und
die Vorbedingungen für Thalsperren außerordentlich günstig: Große Gefälle,
blühende Industrie, geeignete Thäler von geringein Werths, wo gute Bruchsteine im Lenneschiefer überall angetroffen werden. Auf der anderen Seite
rascher Abfluß des Wassers von den steilen, spärlich bewaldeten Höhen auf
dem undurchläsiigen Thon- und Felsboden und daher plötzliche Hochfluthen
nach den häufigen Niederschlägen und ebenso schnell eintretender Wassermangel
in den trockenen Perioden.
Diese Umstände haben die Städte Barmen und Elberfeld veranlaßt,
dem Unternehmen einen Zuschuß zu gewähren, denn einerseits richteten die
Hochwasser der Wnpper in beiden Städten großen Schaden an, andererseits
wurde das seicht und träge dahinfließende Niedrunvasser durch die eingeleiteten Abwässer namentlich der Fabriken in einen Tintenstrom verwandelt,
Miasmen aushauchend und von keinem lebenden Wesen bewohnt. Durch

Regierungsbaumeifter Ziegler in Pfaffendorf bei Coblenz. ZH^
die Zurückhaltung der Hochwasser in den Stauweihern und durch die Verstärkung der Niedrigwasser aus den aufgespeicherten Vorräthen hofft man
Linderung.
Aehnliche Uebelstände in um so größerem Maßstabe, je großer der
Fluß, zeigen nch bei sämmtlichen Wasserläufen. Wenn es auch zur Zeit
im Allgeinemen ausgeschlossen erscheint, zur Vermeidung der Hoch- und
Niedrigwasserschäden und Hebung der Schifffahrt und Fischzucht allein, die
erforderlichen ungeheuren Wassermassen durch kostspielige Thalsperrenanlagen
zu sammeln, so werden doch die, für die gewinnreichen Zwecke der Wasserversorgung und Kraftgewinnung angelegten Stauweiher diesem andern Zwecke
ganz von selbst mitdienen.
Deshalb ist bei der Bedeutung, die eine geordnete Wasserwirtschaft
für das Wohl des ganzen Landes hat, für die Zukunft ein besonderes Augenmerk auf den systematischen Ausbau von Thalsperren in dazu geeigneten
Flußsystemen zu richten.

Die Pathologie in Shakespeares Dramen.

von
SamtätFrstg vr. Richter.
— Dalldorf. —

eim Lesen der Shakespeare'schen Dramen stößt man so oft auf
die Schiidenmg ron krankhaften Zuständen und Krankheiten des'
Leibes und namentlich der Seele, daß es mir interessant erschien, das diesbezügliche zusammenzustellen, um daraus zu weiteren Schlüssen
zu gelangen. Das Nachfolgende ist das Resultat dieser Bemühungen.
Bon den 33, für gewöhnlich als seine Gesammtwerke aufgeführten,
dramatischen Werken Shakespeares enthalten 16 überhaupt Nichts ron
Pathologischem, 11 befassen sich damit, dasselbe mehr nur streifend, während
bei 6 die Pathologie im Drama einen wesentlichen Factor bildet, durch
welchen wir überhaupt erst das Verständnis; für dasselbe gewinnen können:
diese Art der Unterbringung des Pathologischen meinerseits in zwei
Rubriken ist zwar nicht ganz frei von Willkürlichkeit, entspricht aber so
ziemlich dem Tatsächlichen und hilft das Material überseben.
So sei denn an den einzelnen Dramen, gewissermaßen casuistisch, aufgeführt, was ne an Pathologischein bieten.
Das Pathologische streift zunächst nur:

1. König Heinrich VI.

König Heinrich VI., Sohn Heinrichs V. ron England und der durch
ihren Bnter Karl VI. ron Frankreich krankhaft belasteten Catharina, verfiel

der Geschichte nach zwei Mal in Wahwinn. In den drei Theilen des
Dramas jedoch ist diese Thntiache nur angedeutet: der unfähige Monarch
wird fromm und seiner Gemahlin Margaretbe von Anjou gegenüber als
ein „Mann ohne Hosen" geschildert. Diese Schilderungen werden im
3. Theil des Dramas auffälliger-, hier malt sich der simple Monarch die

Thätigkeit des „schlichten Hirten" aus, hier wird er auch von Eduard, Yorks
Sohn, „der stille Heinrich" und „der blöde Heinrich" genannt.
Von Margarethe von Anjou, einer auch geschichtlich leidenschaftlichen
Person, wird übrigens in „König Richard III." gesagt: „O streitet nicht mit
ihr, sie ist verrückt." Und: „Es wundert wich, daß man so frei sie läßt."

2. Die Komödie der Irrungen.

In Aufzug 4, Scene 4 werden Antiphons und Dranio von Ephesus
für geisteskrank genommen, und der Beschwörer Doctor Zwick geholt; so
werden ne gebunden. Aufzug 5, Scene 1 wird diese Annahme weiter gesponnen, allerdings mit Antivholus und Dranio von Syrakus.

3. König Johann.

Konstanze, die Mutter Arthurs, des jugendlichen, berechtigten Prätendenten des englischen Thrones, verfällt nach der Gefangennahme ihres
Sohnes in Wahminn. Im 3. Aufzug geht sie, sich ihren Kopfpub abreißend, mit den Worten ab: „Ich will die Zier nicht auf dem Haupt behalten, da mein Gemüth io wild zerrissen ist." Im 4. Aufzug erfährt
man dann: „daß Frau Eonstanz' in Raserei gestorben."

4. König Heinrich IV.

In König Heinrich IV. ist, in Heinrich Percy, dein Sohn des Grafen
von Northumberland, ein Stotterer geschildert. Im ersten Theil des Dramas,
in dem ja Percn in der Schlacht fällt, ist dies nur angedeutet. Aber im
zweiten sagt i'e ne Gattin:

Ah, er war der Spiegel,
Wovor die edle Jugend sich geschmückt.
Wer seinen Hang nicht annahm, war gelähmt;
Und Stottern, was ein Fehler der Natur
Bei ihm, war der Accent des Tapfern nur:
Denn die, so Kis' und ruhig sprechen konnten.
Verkehrten ihren Borzug in Gebrechen,
Ihm gleich zu sein, so dasz in Sprach' und Gang
Er Ziel und ZPiegel, Buch und Borschrift war,
Der And're formt.

5. Julius Ensar.

Julius Cäsar ist von Shakespeare als taub auf einein Ohr und als
epileptisch geschildert:

Aufzug 1, Scene 2:

Cäsar: Komm mir zur Rechten, denn dies Ohr ist taub. —
Und Casca: Denn Cäsar ward ohnmachtig und ficl nieder. Er siel auf dem Marktplatz nieder, hatte Schaum vor dem Mund? und war sprachlos. Brutus: Das mag
wohl sein, er hat die fallende Sucht. Was sagt er, als er zu sich selber kam? Casca:
Ei nun. eh' er hinfiel, als er merkte, dag der gemeine Haufe sich freute, das; er die
Krone ausschlug, so riß er auch sein Wams auf und bot ihnen seinen Hals zum Abschneiden und — damit fiel er hin. Als er wieder zu sich selbst kam, sagte er: wenn
er irgend was Unrechtes gethan oder gesagt hätte, so bäte er Ihre Edlen, es seinem
Uebel beizumessen.

Und von der Porcia ist in Aufzug 4, Scene 3 gesagt:

Das brachte sie von Tinnen,
lind wie sie sich allein sah, schlang sie Feuer.

Bekanntlich siel der Vater der Porcia, Marcus Porc'us Lato Uticenns,
auch selbstmörderisch und zwar durch sein eigenes Schwert; den ihm angelegten Verband hatte er abgerissen, so daß er verbluten mußte.

(!. Maß für Maß.

In „Bkaß für Maß" schildert Shakespeare in „Bernardin" einen
schwachsinnigen Alkoholisten, dessen Geistesstörung sich namentlich in Gleichgiltigkeit äußert.

Aufzug 4, Scene 2.

Herzog: Wer ist der Bernardin, der diesen Nachmittag enthauptet weiden soll?
Schließer: Ein Zigeuner von Geburt, doch hier im Land erzogen und groß geworden:
er sitzt schon seit nenn Jahren gefangen. Herzog: Ist sein Verbrechen jetzt dargethan?
Schließer: Ganz offenbar und von ihm selbst eingestanden. Herzog: Hat er Reue im
Gefängniß an den Tag gelegt? Scheint er gerührt zn sein? Schließer: Ein Mensch, dem
der Tod nicht fürchterlicher vorkommt, als cin Weinrausch; sorglos, unbekümmert, furchtlos vor Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft? ohne Scheu vor dem Tode und ein
ruchloser Mörder. Herzog: Ihm fehlt Beleb, ung! Schließer: Tie hört er nicht an; er
hat jeder Zeit viel Freiheit im Gefängniß gehabt; man könnle ihm freistellen zu entfliehen,
er würde es nicht thun. Er berauscht sich mehrmals am Tage; oft ist er mehrere
Tage hintereinander betrunken. Mehr als einmal haben wir ihn geweckt, als wollten
wir ihn zur Hinrichtung führen und ihm einen vorgeblichen Befehl dafür gezeigt, —
eS hat nicht dm mindesten Eindruck auf ihn gemacht.

Scene 3.

Pompejus: Ihr muht so gut sein, mein Herr, aufstehen und Euch hinrichten lassen!
Bernardin: Fort, Tu Schurke, fort' sag ich, ich will schlafen. Grauslich: Im Emst,
Freund, macht Euch d'ran und haspelt Euer Gebet herunter, denn seht Ihr — der

Befehl ist da. Bernardin: Ihr Schurke, ich habe die ganze Nacht durch gesoffen; eS
ist mir ungelegen. Herzog: Mein Freund, ich hörte, wie bald Ihr die Welt verlassen
müßt, nnd kam aus christlicher Nächstenliebe Euch zu ermahnen, zu trösten und mit
Euch zu beten. Bernardin: Pater, daraus wird Nichts. Ich habe die ganze Nacht
scharf gesoffen und muß mehr Zeit haben, mich zu besinnen, sonst solle» sie mir das
Hirn mit «eulen herausschlagen. Ich thu's nicht, daß ich mich heut' hinrichten lasse;
dabei bleibt's. Herzog: O Freund, Ihr müßt i und darum Vitt' ich Euch, schaut vor«
wärts auf den Weg, der Euch bevorsteht. Bernardin: Ich schwöre aber, daß kein
Mensch mich dazu bringen soll, heut' zu sterben. Herzog: So hört nur! Bernardin:
Nicht ein Wort! Wenn Ihr mir was zu sagen habt, kommt in mein Gefängniß,
denn ich will heut' keinen Schritt hercmsthun.

7. Troilus und Kressida.

Cassandra wird ron Shakespeare als krank, in modernem Sinne als
vielleicht „hysterisch" geschildert.

Aufzug 2. Scene 2.

Priamus: Welch' Schrei'n? Welch' Zlngstgestöhn?
TroiluS: Tie tolle Schwester!
Hcctor: 's ist Kassandra!

(Kassandra kommt in Verzückung mit fliegenden Haaren.)
Hector: Das laute Rufen der Weissagung.
Troilus: Weil Kassandra rast.

Aufzug 5. Scene 3.

Troilus: Die abergläub'sche tolle Träumerin!
Kassandra (zu Hector): Sieh, wie Du stirbst! Sieh, wie Dein Aug' erbleichtI
Horch Trojas Wehruf, Hekubas Geheul,
Den lauten Jammerschrei Andromaches!
O! Sieh Verzweiflung, Wahnsinn, wild Entsetzen
Gleich tollen Larven durch einander rennen*)
Und nifen: Hettor, Hcktor fiel! O Hektor!

8. Coriolanus.

Aufzug 3. Scene 5.

Sicinius: Man sagt, sie (die Niutter^oriolans, Volumina) sei verrückt. Was
bleiben wir, gehetzt von Einer, der die Sinne fehlen?

Tiinon von Athen.

Aufzug 4. Scene 3.

Erster Bandit: Nur der Maugel an Gold und der Abfall seiner Freunde brachte
ihn in diese Schwermnth.

Aufzug 5. Scene 2.

Flavius: Vergeblich, daß Ihr Timon sprechen wollt,
Denn in sich selbst ist er so ganz versunken,
Tech, außer ihm, Nichts, was dem Menschen gleicht,
Freund mit ihm ist.
Zweiter Senator: Zeit, und sein Gram
Schuf so ihn um. Wenn Zeit mit mild'rer Hand
Der vor'gen Tage Glück ihm wieder bringt,
Macht sie zum vor'gen Mann ihn.
Timon: Nun beginnt zu heilen
Mein langes Lebens- und Gesundheits-Leid,
Und Nichts bringt Alles mir.

10. Der Sturm.

Aufzllg 1. Scene 2.

Prospers (zu Taliban, einem wilden und mißgestalteten Sklaven): Dafür sollst
Du zur Nacht in Krämpfen liegen!

*) Schiller läßt die Kassandra sagen:
Ihre bleichen Larven alle
Sendet mir Proserpina,
Wo ich wandre, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da.
In der Jugend frohe Spiele
Drängen sie sich grausend ein,
Ein entsetzliches Gewühle,
Nimmer kann ich flöhlich sein.

II. Cymbeline.

Aufzug 4. Scene 2.

Bcllarius: Dies Stottern seiner Stimme, dies Sprudeln, ioenn er spricht, ist seins.
Ich bin gewiß, es ist Cloten. —
Guidcrius: Nicht HerKiles könnt' ihm
Tas Hini ausschlagen, denn er hatte keins.
Den Strom hinab mag Elstens Klotzkopf treiben. —

Aufzug 5. Scene 5.

Cornelius: Im Wahnsinn, schauderhaft, wie sie gelebt,
Grausam der Welt im Leben, starb sie auch
Grausamen Todes. Starb in Wuth (die Königin, Elstens Mutter).

Das erste der sechs Dramen, zu deren wesentlichem Inhalt die Pathologie
gehört, ist:

1. Titus Andronicus.
Titus Andronicus erscheint erst vom Ende des 3. Aufzuges an geistesgestört. Marcus: Ach, armer Mann! Er hält, von Gram zerstört, trügliche
Schatten für ein wahres Ding.
In der 1. Scene 4. Aufzuges bereitet der kleine Lucius diese Thatsache weiter vor: Denn oftmals hört' ich voin Großvater schon: Den Geist verwirr' ein Neberinaß des Grames. Ende der Scene sagt dann der
Bruder des Titus zu sich selbst: „Marcus! Verlaß ihn nicht in diesem
Wahnwitz!" Die Geisteskrankheit des Titus ist nun auch anderweit in der
Handlung bekannt geworden, denn Anfang der 2. Scene 4. Aufzuges sagt
Aaron: ,/ne tolle Erbschaft wohl vom tollen Alten!" In der 3. Scene
desselben Aufzuges vertheilt der geistesgestörte Titus Pfeile zum Verschießen,
an deren Enden Bittbriefe, um Rache, an die Götter befestigt sind, und ist
überzeugt, dieselben werden an ihre himmlischen Adressen gelangen. Der
Kaiser Saturnius, in dessen Hof die Pfeile geschossen werden, hierüber aufgebracht, (4. Scene) spricht zwar von Kummer, der Titus Sinne so zerstört,
(die Kaiserin Tamora: „ihn thört der Gram um seine tavferen Söhne"),
doch auch von „verstelltem" Wahnsinn.
Als Tamora, Demetrius und Chiron (5. Aufzug, 2. Scene), als
„Rache", „Raub" und „Mord" verkleidet, den Titus in seiner Wohnung
aufsuchen, ihn zu bewegen, seinen Sohn Lucius vom eingefallenen Gothenheer abzurufen, glauben sie ihn überlistet: „ihm so sich fügen, paßt für
seine Tollheit," obschon er in der Offenheit seines Wahnes ausruft: „Ich
bin nicht toll, ich kenne Dich als unsere stolze Kaiserin Tamora." Die
Ueberlisteten sind jedoch Tamora mit ihren beiden Söhnen:
Ich kenn' Euch all', obschon Ihr toll mich wahnt,
Und fang' Euch in dem selbstgestellten Garn,
Euch, junge Höllenbrut, sammt Eurer Mutter.
Ehe in dieser fürchterlichen Scene Demetrius und Chiron von Titus
geschlachtet werden — Lavinia hält mit ihren Armstumpfen das Becken zum
Auffangen des Blutes — sagt er zu ihnen: „Die Kaiserin nennt sich

„Rache", wähnt, ich sei verrückt." Bei dein entsetzlichen Gastmahl, bei dem
Lavinia von ihrem Vater, Tamara — nach Genuß von. Fleisch und Blut
ihrer Söhne — gleichfalls von Titus erstochen wird, widerfährt dem Titus
durch Kaiser SaturniuS — „Wahnwitz'ger stirb! Nimm dies für Deinen
Hohn!" — dasselbe. Dann wird Saturnius vom Lucius erstochen.
2. König Richard III.
Es ist im Jahre 1861 in einer Londoner medicinischen Zeitschrift von
dem berühmten englischen Arzt Doctor Little, darauf hingewiesen worden,
daß in der dramatischen Erscheinung Richards III, von Shakespeare ein ganz
bestimmtes Krankheitsbild geschildert worden wäre, und es ist späterhin in
der That eingestanden worden, daß Krankheitserscheinungen, wie die von
Shakespeare an Richard III. geschilderten, in großer Regelmäßigkeit an durch
den Geburtsact geschädigten Kindern beobachtet werden.
Shakespeare bereitet schon im 2. Theil von König Heinrich VI. durch
Clifford auch die Erscheinung Richards vor: „Unbeholfner Klump', der krumm
von Sitten ist, wie von Gestalt," und im 3. Theil desselben Dramas sagt
Richard von sich:
Schwor Liebe mich doch ab im Mutterschoß
Und, daß ihr sanft Gesetz für mich nicht gälte,
Bestach sie die gebrechliche Natur
Mit irgend einer Gabe, meinen Arm
Wie einen dürren Strauch mir zu verschrumpfen,
Dem Rücken einen neid'schcn Berg zu thürmen,
Wo Häßlichkeit, den Körper höhnend, sitzt,
Die Beine von ungleichem Maß zn formen . . .
Denn öfters hört' ich meine Mutter sagen,
Daß ich zur Welt, die Beine vorwärts, kam?
Die Wehemutter staunt', es schrie'n die Weiber:
.Hilf Jesus! Zahne bringt er auf die Wclt."
Zum Heben ward die Schulter mir gethürmt.
Und König Heinrich VI. sagt im 3. Theil dies« Dramas zu Richard:
Mehr als der Mutter Wehen, fühlte Deine,
Und keiner Mutter Hoffnung kam an'S Licht —
Ein roher, mißgefeimter Klumpe nur.
Tu hattest Zahn' im Kopf bei der Geburt!
Jin 1. Aufzug von „König Richard III." sagt dann Richard von
sich selbst:
Ich, um dies schöne Ebenmaß verkürzt/
Von der Natur um Bildung falsch betrogen,
Entstellt, verwahrlost, vor der Zeit gesandt
In diese Wclt des AthmenS, halb kaum fertig
Gemacht, und zwar so lahm und ungezicmcud.
Daß Hunde bellen, hink' ich wo vorbei . . .
Auf mich, der hinkt und mißgeschaffen in. —
3. Aufzug:
Schaut! Mein Amt
Jü ausgetrocknet, wie ein welker Svroß.

ZHS Sanitätsrath Dr. Richter in Dalldorf.
Margarethe, Wittme Heinrichs 'VI. sagt iin ersten Aufzug:
Du Mißgeburt, voll MSler! Wühlend Schwein!
Tu, der gestempelt ward bei der Geburt. —
Der Hund, der eh' als Augen, Zähne hatte (4. Aufzug).
Die Mutter Richards, die Herzogin ron Jork, sagt im 2. Aufzug von
ihrem Sohn:
Er war als Kind das jammerlichste Ding,
Er wuchs so langsam und so spat heran. —
4. Aufzug:
Eine schwere Bürde war mir die Geburt,
Launisch und eigensinnig Deine Kindheit,
Tie Schulzeit schreckhaft, heillos, wild und wüthig,
Dein Jugendlenz verwegen, dreist und tollkühn,
Dein reiferes Alter stolz, fein, schlau und blutig,
Zwar milder, aber schlimmer, sanft im Haß. —
Im 5. Aufzug fragt Richard den Katesby:
Nun? Ist mein Sturmhut leichter, als er war?
Daß meine Schäfte fest und nicht zu schwer sind!
Ich habe nicht die Rüstigkeit des Geistes,
Den frischen Muth, den ich zu haben Pflegte,
Zum Schluß sagt Catesby von Richard:
Der König thut mehr Wunder als ein Mensch
(Im 2. Theil von König Heinrich VI. sagt Salisbury zu Richard:
Bei meinem Schwert! Tu fochtest heute gut.
Beim Kreuz! Wir insgesammt — Ich dank' Euch, Richard!
Gott weiß, wie lang' ich noch zu leben habe,
Und ihm gefiel es, daß Ihr drei Mal heut',
Mich schirmen solltet vor dem nahen Tod).
Richard III. war also zu früh und schwer, als Mißgeburt geboren, er
hatte eine Verbiegung der Wirbelsäule erlitten und war halbseitig — an Ann
und Bein — gelähmt, hinkte. Dein entsprechend war er ein schwaches, nch
langsam entwickelndes Kind und zeigte von friih auf geistige Alterationen.
Seine Intelligenz ist der Schilderung Shakespeares nach jedoch nicht geschwächt
gewesen, und trotz seiner körperlichen Schäden war Richard außerordentlich
tapfer, und zwar init Erfolg. Ob er links oder rechts gelähmt erscheinen
soll, geht aus den Sbnkesveare'schen Schilderungen nicht hervor.
3. Othello.
In „Othello" treten zwei pathologische Figuren auf: Othello und Cassio.
Aufzug 2. Scene 3.
Cassio: Nicht heut' Abend, lieber Jago, ich habe einen sehr schwachen unglücklichen
Kopf zum Trinken. Ich habe heut' Abeud nur einen Becher getrunken, der noch dazu
stark mit Wasser gemischt war, und sieh nur, wie es mich verändert hat. Ich habe
leider diese Schwachheit und darf meineu Kräften nicht mehr zumuthen. Trunken
sein und wie ein Papagei plappern? Und renommiren und toben, fluchen und Bombast
schwatzen mit unserem eigenen Schatten? Jago: Wer war's, den Tu mit dem T«gen
verfolgtest? Was hatte er Dir gethan? Cassio: Ich weiß nicht. Jago: Ist's möglich!
Cassio: Ich besinne mich auf einen Haufen Tinge, aber auf Nichts deutlich, auf einen
Zank, aber nicht weswegen. —

Der Zustand Cafsios, ein pathologischer Rausch-Zustand, soll auf Othellos
Krankheit vorbereiten.
Aufzug 4. Scene 1.
(Othello fällt in Ohnmacht). Cassio: Was giebt's?
Jago: Ter Feldherr stürzte jetzt in Krämpfen hin;
Ties ist seit gestern schon sein zweiter Anfall.
Cassio: So reib' ihn um die Schläfe!
Jago: Nein, laß ab! Laß ihn in seiner Starrsucht ungestört,
Sonst schäumt er vor dem Mund und rast alsbald
In wilder Tobsucht. Sieh, er rührt sich wieder!
Entferne Dich auf einen Augenblick,
Er wird sich schnell erholen,
(Zu Othello) Ich wüßt' ihn (Cassio) wegzuschaffen
lind Euren Anfall triftig zu entschuld'gen.
4. Hamlet.
Vier Personen kommen bei der Betrachtung des „Hamlet" zur Berücksichtigung: Prinz Hamlet, Polonius, Ophelia und Lasrtes.
Prinz Hamlet, welcher durch den vor noch nicht zwei Monden erfolgten
Tod seines Vaters, des alten Hamlet, durch die bereits einen Mond auf
denselben erfolgte Hochzeit seiner Mutter mit dem Bmder seines verstorbenen
Vaters und durch sein „prophetisches Gemüth" so tief betrübt ist, daß er
das 'gegen Selbstmord gerichtete Gebot des Emigen beklagt, (1. Aufzug,
2. Scene), erfährt durch Horatio das dreimalige, mitternächtliche Erscheinen
des Geistes seines Vaters auf der Schloßterrasse in Helsingör. Er bittet
die ihm berichtenden Freunde sofort um Stillschweigen (Ende der 2. Scene),
als der Geist den vierten Abend in Hamlets Beisein erscheint (4. Scene).
Er kommt durch die Erscheinung „ganz außer sich vor Einbildung" und
verspricht, des armen Geistes zu gedenken, „so lang' Gedächtniß haust in

dem zerstörten Ball hier" (5. Scene). Er legt den ihm nacheilenden
Freunden gegenüber sofort „ein wunderliches Wesen an", weil er doch
fürchtet, „sie verratben's". Er verpflichtet sie jetzt durch Schwur zum
Schweigen, wozu der Ge!st selbst auffordert. Auch hierbei „nimmt er sich
noch fremd und seltsam". Beim dritten Schwur verpflichtet er sie nochmals
zum Schweigen, namentlich mit Bezug darauf, „da mir's vielleicht in
Zukunft' dienlich scheint, ein wunderliches Wesen anzulegen".
In der 1. Scene des 2. Aufzuges berichtet Ophelia ihrem Vater
Polonius von Hamlet, „den sie verrüclt aus Liebe", nämlich aus von ihr
„verschmähter", wie Polonins sagt, fürchtet. Der König sendet wegen
Hamlets „Verwandlung" eilig nach Rosenkranz und Güldenstern, d!e mit
Hamlet von Kindheit nuf erzogen, „um zu erspäh'n, ob irgend was, uns
unbekannt, ihn drückt, das offenbart, zu heilen wir vermöchten". Die
nochmals von Polonius geäußerte Annahme, dl'ß Hamlet aus unglücklicher
Liebe geistesgestört geworden, bezweifelt der König, und es wird eine nähere
Prüfung der Sache beschlossen. Polomus wird in der darauf mit Hamlet

erfolgenden Zusammenkunft zu dem Ausspruch: „Ist dies schon Tollheit, hat
es doch Methode, veranlasst. Rosenkranz und Güldenstern werden darauf
von Hamlet zu dem Gestäudniß, daß man nach ihnen geschielt habe, bewogen. Er sagt ihnen dann: „Ich habe seit Kurzem — ich weiß nicht,
wodurch — alle meine Munterkeit eingebüßt, meine gewohnten Hebungen
aufgegeben, und es steht in der That so übel um meine Gemüthslage, daß
die Erde, dieser treffliche Bau, mir nur ein kahles Borgebirge erscheint."
Mit den Worten: „Ihr seid willkommen, aber mein Oheim-Bater und
meine Tante-Mutter irren sich. Ich bin nur toll bei Nordnordwesl; wenn
der Wind südlich ist, kann ich Tauben und Dohlen recht gut unterscheiden"
führt er sie vollständig in die Irre. Nachdem er dann noch den Polonius
in dessen vorgefaßter Meinung über die Entstehung seiner vermeintlichen
Geistesstörung bestärkt hat, wendet er sich an die eben angekommenen Schauspieler, unterhält sich mit ihnen in munterer, urtheilsscharfer Weise und
verabredet zum Abend des nächsten Tages die Aufführung des Stückes:
„Die Ermordung Gonzagos". In dem nun folgenden Monolog (Ende des
2. Aufzuges) beschuldigt sich Hamlet, beschämt durch den von seiner bloßen
Declamation ergriffenen Schauspieler, der Trägheit in seiner ihm vom
Geist aufgetragenen Mission, erwartet aber von dem Benehmen des Königs
bei dem aufzuführenden Schauspiel weitere Bergewisserung über die Schuld
des Königs, denn „der Geist, den ich gesehen, kann ein Teufel sein; der
Teufel hat Gewalt, nch zu verkleiden in lockende Gestalt: ja und vielleicht,
bei meiner Schwachheit und Melancholie (dn er sehr mächtig ist bei solchen
Geistem), täuscht er mich zum Verderben. Ich will Grund, der sicherer ist.
Das Schauspiel sei die Schlinge, in die den König sein Gemissen bringe".
Nachdem am nächsten Tag (3. Aufzug) Rosenkranz und Güldenstern
über das Vergebliche ihrer Unterhaltung mit Hamlet dem Könige berichtet,
monologisirt Hamlet nochmals über Selbstmord, als er von der „reizenden"
Opbelia, die von ihrem Vater zu dieser scheinbar zufälligen Begegnung veranlaßt winde, unterbrochen wird. Hamlet erscheint „zerstörten Geistes",
läßt aber durch seine Aeußerungen hindurchblicken, daß er das Verabredete
der Begegnung durchschaut. Der König, der die Scene behorcht hat („aus
Liebe? Nein, sein Hang geht nicht dahin, und was er sprach, obwohl ein
wenig wüst, war nicht wie Wahnsinn. Ihm ist was im Gemüth, worüber
seine Sckwermuth brütend sitzt") beschließt sofort, Hamlet zum Einfordern
des Tribut-Nücistandes nach England zu schicken: „Vielleicht vertheilt die
See, die neuen Länder, ihm dies Etwas, das in seinem Herzen steclt."
Polonius empfiehlt zuvörderst noch, nach dem Schauspiel, eine Unterredung
Hamlets mit seiner Mutter, die er belauschen will, „bringt ne es nickt
heraus," so möge ihn der König nach England schicken oder irgendwo einsperren. — Die 2. Scene des 3. Aufzuges bringt das Schauspiel im
Schauspiel. Nachdem sich Hamlet den Schauspielern gegenüber als scharfer
Kunstkritiker erwiesen, bittet er den Horatio, während des Schauspieles mit

der ganzen Kraft seiner Seele auf den König zu achten, denn, wenn die
verborgene Schuld bei einer gewissen Rede in demselben nicht zum Vorschein
komme, „dann sei's ein höll'scher Geist, den sie geseh'n". Als man zum
Schauspiel kommt, sagt Hamlet noch zu Horatio: „Ich muß mühig sein."
Er weicht der Anrede des Königs aus, zieht den Polonius auf, bestärkt
ihn wieder in dessen obenermähnter Meinung, wird cnnisch und unverständlich gegen die unglückliche Ophelia. Das Stück erprobt seine Wickung,
Alles eilt fort. Hamlet verfällt dem Horatio gegenüber in bitteren Humor,
fügt aber hinzu: „O lieber Horatio, ich Ivette Tausende auf das Wort des
Geistes. Merktest Du?" Horatio: „Sehr gut, mein Prinz."' Hamlet,
„Bei der Rede vom Vergiften?" Horatio: „Ich habe ihn genau betrachtet."
Dem hinzutretenden Güldenstern gegenüber entschuldigt Hamlet seine ungeordneten Reden mit „mein Verstand ist krank", fertigt die private Zudringlichkeit desselben mit dein Hinweis auf die Flöte, die Güldenstern
nicht zu blasen versteht, ab, macht noch den hinzugekommenen Polonius
lächerlich und bereitet sich in einein kurzen Monolog auf die Zusammenkunft

mit seiner Mutter ror. Der König, von dein Inhalt des Schauspiels getroffen, befiehlt nun, daß Rosenkranz und Güldenstern schleunig mit Hamlet
nach England gehen (3. Scene); den zerknirscht zum Gebet in die Knies
Sinkenden ersticht Hamlet jedoch nicht, weil er im Gebet ist; er will es
rollbringen „bei anderm Thun, das keine Spur des Heiles an sich hat":
In der Unterredung mit seiner Mutter (4. Scene) spricht Letztere erst noch.
„Gut, Andere sollen zur Vernunft Euch bringen"; als Hamlet jedoch, wohl
um ihr ungestört in's Gewissen reden zu können, die Thür verschließt, sie
aber, im Glauben, er wolle sie tödten, Hilfe ruft und Polonins hinter der
Tapete sich dem anschließt: ersticht er durch dieselbe hindurch den Polonius,
den er „für 'nen Höher'n nahm". Aus dem weiteren Gespräch mit seiner
Mntter geht herror, daß diese in den Königsmord nicht eingeweiht war.
Als nun Hamlet den wieder erscheinenden Geist seines Baters anspricht:
ruft die Königin mit Fug und Recht „Weh' mir! Er ist verrückt!", denn
sie sieht und hört den Geist nicht. Hamlet dagegen, in der Annahme, seine
Mutter hält ihn nach der Aussprache für geistesgesund, sagt ihr noch:
„Bringt diesen ganzen Handel an den Tag, daß ich in keiner wahren Tollheit bin, nur toll aus List. Gut war's, Ihr ließt's ihn wissen." Die
Königin versichert Schweigen. Hamlet sagt, daß man ihn betreffs der mit
seiner Verbringung nach England verbundenen Schurkerei nicht trügt (König:
Wenn Du Unsere Absicht wüßtest. Hamlet: Ich sehe einen Eherub, der sie
sieht. 4. Aufzug, 3. Scene.)
Der König ist überzeugt (4. Aufzug, 1. Scene), daß „in den tiefen
Seufzern" Hamlets „ein tiefer- Sinn ist"; die Königin erzählt den Tod
des Polonius durch Hamlets „Wahnsinn"; die Abfahrt Hamlets nach
England soll noch zur Nicht erfolgen. Als Rosenkranz und Güldenstern
(2. Scene) wegen der Leiche des Polonius kommen, „versteh',? sie Hamlet

nicht". Vor den König gebracht, der in den Ruf ausbricht: „O wie gefährlich ist's, daß dieser Mensch so krank umhergeht" <A Scene), macht Hamlet
denselben durch seine Contemvlationen grauen. Das Schreiben, welches mit
Hamlet nach England geht, dringt auf Hamlets Tod. — Durch den mit
seinen Truppen durch Helsingör wegen einer geringfügigen Ursache in's Feld
ziehenden jungen Fortinbras wird zwar Hamlets „banger Zweifel, welcher
zu genau bedenkt den Ausgang" zurück- und der Gedanke an Blut wieder
vorgedrängt, jedoch zu spät, denn zu Folge der 5. Scene des 4. Aufzugs
ist Hamlet fort zur See. In der 6. und 7. Scene des 4. Aufzugs wird
durch Briefe an Horatio und den König erläutert, wie Hamlet nach Heliingör
zurückgekommen.
Bei einem Spaziergang am Kirckihof vorbei erfahren Horatio und der
betrübte Hamlet, daß auch das Volk annimmt, Hamlet sei „toll geworden".
Sie treffen hierbei mit einem Leichenconduct zusammen, dessen „unvollständige Feierlichkeiten" auf Selbstmord schließen lassen (5. Aufzug, 1. Scene).
Es ist Ophelia. Da Lasrtes, unter Fluchen auf Hamlet, als denjenigen,
der den Tod der Schwester verursacht Hit, mit hochtönenden Phrasen in
das Grab springt, vergißt sich Hamlet („Laörtes Schmerzes Prahlerei empörte mich zu wilder Leidenschaft", 2. Scene) und thut es nach. Lasrtes
ringt mit ihm. Horatio ruft zu Hamlet („der sonst nicht jäh und heftig"):
„Bester Herr, seid ruhig." Er: „Ja, diese Sache fecht' ich aus mit ihm,
so lang' bis meine Augenlider sinken." Als dann Hamlet den Lasrtes
durch Ueberbieten dessen hochtönender Phrasen perWrt, sagt der König:
„Er ist verrückt, Laörtes. Ich bitte Dich, Horatio, geh ihm nach." Die
Königin entschuldigt ihn mit „Wahnsinn". — In de.' 2. Scene erzählt
Hamlet dem Ho.atio, überzeugt, „daß eine Gottheit unsere Zwecke formt",
wie er auf dem Schiffe sich Kenntnis; von dem wirklichen Auftrag des
Königs nach England verschaffte und durch dessen Asnderung Rosenkranz und
Güldenstern in den Tod schickte. In diesem Geschehniß liegt aber der Spo.n
zur Eile: „Die Zwischenzeit ist mein. Doch ich bin sehr bekümmert, Freund
Horatio, daß mit Lasrtes ich mich selbst vergaß; denn in dem Bilde seiner
Sache seh' ich der meinen Gegenstück. Ich schätzt' ihn gern, doch wirklich
seines Schmerzes Prahlerei empörte mich zu wilder Leidenschaft. Nachdem
dann Hamlet, den Osrik glosärend, nch auf die um ihn veranstaltete Wette
eingelassen und den Rath der Königin, vor dem Fechten Lasrtes freundlich
anzureden, belobt hat, befällt ihn eine schlimme Ahnung — er weiß ja,
daß der König ihm allenthalben nach dem Leben trachtet — die er jedoch,
unter Hinweis auf die Vorsehung, unterdrückte, „in Bereitschaft sein ist
Alles." Er bittet Lasrtes, mit Bezug auf seinen „schweren Trübsinn" um
Verzeihung: „Was ich gethan, das die N'itur in Euch, die Ehr' und Sitte,
hart aufgeregt, erklär' ich hier für Wahnsinn." Lasrtes schont erst den
Hamlet, verwimdet ihn dann mit seiner vergifteten Klinge, wird darnach selbst
mit derselben von Hamlet verwundet. Hamlet ersticht nun den König und stirbt.

Hamlet ist im Schauspiel als tief erschütterten, religiösen Gemüthes
geschildert. Zum plötzlichen Tod des Vaters, der baldigen Heirath der
Mutter mit dein Oheim, dem Verluste der Krone kommen die Begegnungen
mit dein Geiste seines Vaters, die allmähliche Ueberzeugung von der Ermordung seines Vaters durch den Oheim, der Verzicht auf die heißgeliebte

Ophelia: dies sind Gründe genug für seine Schwermuth.
Ist er aber ron wirklicher Geisteskrankheit befallen?
Zu dieser Annahme könnte man um so eher verlockt werden, als
Hamlet sich den Anschein eines Geistesgestörten giebt und schließlich auch von
Allen — außer Horatio — dafür gehalten wird.
Er ist es aber nickt.
Wenn schon, vom Standpunkt der Verstellung Hamlets aus. Alles im
Drama, was auf den ersten Blick unverständlich erscheint, verstanden werden
kann, so wird diese Betrachtungsweise noch durch manches Andere sichergestellt. Nicht nur der König denkt an bloße Verstellung von Hamlets
Wesen (daß sich Polonius wundert, „wie treffend manchmal seine Antworten
sind", will nicht viel sagen), vor Allein geht aus den plötzlichen Contrasten
zwischen diesem sonderbaren Wesen und nachherigem klaren Ernst, sei es
bei den Begegnungen mit den Schauspielern, mit Horatio, oder in Monologen,
hervor, daß das Erstere nur angenommen war und Hamlet nicht geisteskrank
ist: Hamlet nennt sich selbst, allein, nie kranken Verstandes, während er
doch. Andern gegenüber, sich nach dieser Richtung hin mit Vorliebe äußert;
auch Horatio führt ihn als solchen nie auf, und wenn Hamlet in der
2. Scene, 5. Aufzuges den Laörtes um Verzeihung bittend sagt: „Was ich
gethan, erklär' ich hier für Wahnsinn," so hält er es eben für richtig, die
Rolle des Kranken fortzuspielen. Hamlet begeht auch gar nichts Krankhaftes: den Polonius ersticht er in der Meinung, es sei sein Oheim, und
den zu tödten, faßt er als seine Pflicht auf, und das, was man sonst
vielleicht als Ausfluß eines zerstörten Geistes auffassen könnte, das Springen
in das Grab der Ophelia, fällt ja vielmehr dem Lasrtes zur Last, dein
es Hamlet, empört und um Lasrtes schmerzhaften Bombast zu verhöhnen,
nur nachthut.
Daß Hamlet in seiner Lage ernstlich über die Zulcisngkeit des Selbstmordes nachdenkt, ist verständlich und braucht mit Geistesgestörtheit Nichts
zu thun zu haben.
Jedoch auch aus inneren Gründen, auf welche ick später eingehen
werde, konnte Shakesveare den Hamlet gar nicht geisteskrank haben wollen.
Hamlet ist aber ein, wenn auck geistreicher, Träumer. Trotz seines
„prophetischen Gemüths" steht er müßig am Thron des Usurpators, dem
Geiste seines Vaters traut er nicht, nnd sogar das Benehmen des Königs
beim Schauspiel veranlaßt ihn noch nickt zum Handeln. Ja, er läßt sich
nach England verschicken, und die Entdeckung des schnöde beabsichtigten Mordes
seiner Person veranlaßt ihn nur — Rosenkranz und Güldenstern statt seiner

unterzuschieben. Durch einen Zufall an die dänischen Ufer geworfen, geht
die Initiative zum verhängnißvollen Waffengange auch nicht von ihm aus,
und erst die weiteren entsetzlichen Entdeckungen hierbei veranlassen ihn, im
letzten Moment den König zu erstechen.
Zu diesem so anziehenden Gemisch von wohlbegründeter Schwermuth
mit kluger Berechnung, von natürlichem Phlegma mit persönlicher Unerschrockenheit und drolligem Humor an dem Dreißigjährigen, der „fett und
kurz von Athem" ist, kommt noch fein explosives Handeln, „das Gefährliche
in ihm", z. B. beim Stechen nach dein vermeintlichen Könige hinter der
Tapete, bei der Fälschung des Auftrags nach England, am Grabe Ophelias.
Polonius ist ein greisenhafter Schwätzer, mit falschem Urtheil über
Hamlet, der ihm auch noch in dessen vermeintlicher Krankheit imvonirt:
„Dies ist ein Glück, das die Tollheit oft hat, womit es der Vernunft und
dem gesunden Sinne nicht so gut gelingen könnte."
Sein Sohn Lüertes, lebenslustig, in ritterlichen Künsten geschickt, eitel
und altklug, kehrt bei der Nachricht vom Tode seines Vaters insgeheim
von Frankreich zurück, übermannt an der Spitze eines Meuterhaufens die
Diener des Königs, läßt sich aber von Letzterem beschwichtigen und zum
Meuchelmord Hamlets bereden. Beim Begräbniß der Ophelia springt er
in deren Grab, wodurch er Hamlet zum Gleichen veranlaßt, mit dem er
dann in demselben ringt. Er wird thatsächlich durch Hamlet duvirt. Bei
Beginn des meuchelmörderischen Waffenganges regt sich sein Gewissen, jedoch
vergeblich. Zum Tode getroffen, bereut er und bittet Hamlet um gegenseitige Vergebung. In ihm wird von Hamlet ein Unwürdiger geschätzt.
Ophelia, „in welche Hamlet mit seiner Liebe drang in aller Ehr' und
Sitte", ändert nur ungern ihr Benehmen gegen ihn. Seine plötzliche Ver-
änderung faßt sie, wie ihr Vater, als Geisteskrankheit nach verschmähter
Liebe auf. In der veranstalteten Begegnung mit Hamlet belügt sie ilm
betreffs ihres Baters, gewinnt dabei die feste Ueberzeugung von Hamlets
Geisteskrankheit: „O! welch ein edler Geist ist hier zerstört. Und ich, der
Frauen elendste und ärmste, die seiner Schwüre Honig sog!" Hamlet, um
seine angenommene Rolle durchzuführen, gewinnt es über sich, die Unglückliche während des Schauspiels noch zu martern. Der Tod ihres Vaters
zerbricht ihr den erschütterten Verstand. In ihrem Wahne stürzt sie in's
Wasser und ertrinkt.
Die Figur des Polonius soll die Ophelia als erblich belastet erscheinen
lassen. Jedenfalls bildet die Familie Polonius-Ophelia-Lasrtes den psychopathischen Gegensatz zu Hamlet.
5. Macbeth.
Sowohl Macbeth, als Lndn Macbeth werden von Shakespeare als

pathologische Figuren gezeichnet. Macbeth leidet an Visionen und Lady

Macbeth an epileptischen Traumzusländen, in denen sie das verräth, was
ihr am Herzen nagt. —
Aufzug 3. Scene 4.
Lady Macbeth: Bleibt sitzen, Herrn, der König ist oft so
Und war's von Jugend an. O! Steht nicht auf!
Schnell geht der Anfall über! Augenblicks
Ist er dann wohl. Beachtet ihn nicht viel.
So reizt Ihr ihn, und länger währt das Uebel.
Eßt! Seht ihn gar nicht an!
Macbeth: Stauns über mich nicht, meine würd'gen Freunde!
Ich Hab' ein seltsam Uebel. das Nichts ist
Für Jene, die mich kennen.
Lad« Macbeth: Nehmt dies, Ihr Herrn,
Als was Alltägliches! Nichts weiter ist's.
Ich bitt' Euch, sprecht nicht! Es wird schlimm und schlimmer —
Fragen bringt ihn in Wuth!
(zu Macbeth) Dir fehlt die Würze aller Wesen — Schlaf!
Aufzug 5. Scene 1.
Arzt: Wann ist sie zulegt umhergewand.'lt? Kammerfrau: Seitdem Seine Majestät
in den Krieg gezogen, habe ich gesehen, wie sie aus ihrem Bett aufstand, ihr Nacht»
gewand umwarf, ihren Schreibtisch aufschloß, Papier nahm, es zusammenlegte, schrieb,
das Geschriebene las, es versiegelte, dann zu Bett ging und — die ganze Zeit im tiefen
Schlaf. Seht! da kommt su! So ist ihre Art und Weise und, bei meinem Leben, fest
im Schlaf! Beobachtet sie, steht ruhig! Arzt: Wie kam sie zu dem Licht? Kammerfrau: Das
brennt neben ihrem Bett: sie hat immer Licht, es ist ihr Befehl. Arzt: Seht! Ihre
Augen sind offen! Kammerfrau: Ja! Aber ihre Sinuc geschlossen. Arzt: Was macht sie
nun? Zchaut! Wie sie sich die Hönde reibt! Kammerfrau: Das ist ihre gewöhnliche
Geberde, daß sie thut, 'als wüsche sü. sich die Hände, Ich habe jwohl gesehen, daß sie
dies eine Viertelstunde hintereinander that.
Lady Macbeth: Da ist) noch ein Fleck!
Arzt: Horch! Sie spricht!
Lady Macbeth: Fort, verdammter Fleck! Fort, sag' ich! — Eins, zwei — nun,
dann ist es Zeit, es zu thun! — Die Hölle ist finster! — Pfui, mein Gemahl, pfui!
Ein Soldat und furchtsam! Was haben wir zn fürchten, w>r es anch weiß, da Niemand
unsere Gewalt zur Rechenschast ziehen darf. Aber wer hätte gedacht, daß der alte
Mann noch so viel Blut in jsich lKte! — Der Thau von Fife hatte ein Weib: Wo
ist sie nun? — Wie, wollen diese Hände denn nie rein werden? — Nichts mehr davon,
mein Gemahl, Nichts mehr davon, Du verdirbst Alles mit diesem Auffahre»l
Noch immer riecht es hier nach Blut. Alle Wohlgerüche Arabiens würden diese kleine
Hand nicht wohlriechend machen. O! O! O! Wasch' Deine Hände, leg' Dein
Nachthemd an! Sich doch nicht so blaß aus! Ich sage es Dir noch einmal: Banqno ist
begraben, er kann aus seiner Gruft nicht herauskommen. — Zu Bett! Zu Bett! Es
wird an's Thor geklopft! Komm! Komm! Komm! Komm! Gieb mir die Hand! Was
g^scheh'n ist, kann man nicht uugeschch'n machen. Zu Bett! Zu Bett! Zu Bett!
Arzt: Geht si: nun zu Bett? Kammerfrau: Unverzüglich. Arzt: Seht nach
ihr! Entfernt, womit sie sich verletzen könnte, und habt ein Auge stets auf sie!
Scene 2.
Cathneß: Toll heißt ihn Mancher! Ter ihn minder haßt,
Nennt's tapfre Wuth!

Scene 7.
Malcolm: Die Königin,
Die, wie man glaubt, gewaltsam selbst ihr Leben
Geendet!
6. König Lear.
Nachdem bereits in der ersten Scene des 1. Aufzuges Kent zu Lear,
betreffs der Verstoßung Cordelias.durch Lear, gesagt: „Wenn Lear vor.
Sinnen ist" und „Wenn Kön'ge thöricht werden", sagt am Ende dieser
Scene Goneril zu Regan: „Du siehst, wie launisch sein Alter ist, mit wie
armsel'gem Urtheil er Cordelia jetzt verstößt," und Regan: „'s ist die
Schwäche seines Alters, doch hat er sich jvon jeher nur obenhin gekannt."
Und Goneril: „Schon in seiner besten und kräftigsten Zeit war er zu hastig,
wir dürfen also von seinen Jahren nicht nur die Unvollkommenheiten längs:
eingewurzelter Gewohnheit erwarten." In der dritten Sene 1. Aufzugs
spricht Goneril zu ihrem Haushofmeister über Lear: „Der greise Thor, der
immer noch die Macht behaupten will, die er verschenkt hat!" und: „Das
Alter kehrt zur Kindheit." Ende der 5. Scene 1. Aufzugs ruft Lear nach
der Begegnung mit Goneril: „O! Schützt vor Wahnlinn mich, vor Wahnsinn,
Götterl Schenkt Fassung mir! Wahnsinnig mär' ich nicht gern!" —
2. Aufzug, 3. Scene.
Edgar: Die Gegend beut Vorbild und Muster mir
Vom Tollhausbettler, der mit hohler Stimme
In seine nackten, tauben Arme schlägt
Holzpfföcke, Nägel, Splitter, Rosmarin

Und in so grausem Anblick sich in Mühlen,
Schafhürden, armen Dörfern, Meiereien
Bald mit mondsücht'gem Much, bald mit Gebet
Mitleid erzwingt.
4. Scene.
Lear: Wir sind nicht wir.
Wenn die Natur im Druck die Seele zwingt,
Zu leiden mit dem Körper.
Regan: Euch sollt ein kluger Sinn,
Der Euren Zustand besser keimt, als Ihr,
Zügeln und lenken.
Lear: Ich bitt' Dich, Tochter, mach' mich nicht verrückt!
O Narr! Ich werde rasend! —
Aufzug 3, Scene 2.
Lear: Mein Geist beginnt zu schwinden.
Scene 4.
Edgar (als Wahnwitziger): Hinweg! Der böse Feind verfolgt mich!
Kent (über Lear): Sein Geist beginnt zu schwärmen.
Gloster: Du fürcht'st, der König wird verrückt? Glaub mir:
Fast bin ich's selber auch.

Scene 6.
Keilt: Alle Kraft seines (ÄemeS ist s.'iner Ungedul? gewichen.
Darauf kommt die Scene zwischen Lear, Edgar und dem Narren, in
welcher Lear in seinem Wahn über Goneril und Regcm zu Gericht sitzt.
Ende der 6. Scene sagt Kent über Lear: „Er ist von Sinnen" und zum
schlafenden Lear: „Dein zernfsnes Leben, das wohl schwer gesundet."
Scene 7.
Regan: In wessen Hand gabt Ihr den tollen König? Sprecht!
Erster Diener: Ihm nach, dem alten Grasen! Schafft den Tollen (Edgar),
Daß er ihn führen mag. Sein Bettlerwahnsinn
Läßt sich zu Allem brauchen. —
4. Aufzug 1. Scene spielt Edgar den „tollen" Bettler.
2. Scene.
Albanien (zu Goneril): Ein Vater ... fiel durch Euch in Wahnsinn.
3. Scene.
Kent: Ter acme kranke Lear ist in der Stadt.
Manchmal, in bess'rer Stimmung, wird's ihm klar,
Warum wir h!er sind, u id auf keine Weise
Will er die Tochter sehn.
Ihn überwältigt so die Scham: sein harter Sinn,
Der seinen Segen ihr entzog, sie preisgab
Dem fremden Zufall und ihr theures Erbrecht
Den hiind'schen Schwestern lieh, das Alles stiHt
So giftig ihm das Herz, dafz glüh'nde Scham
Ihn von Cordelien fernhält.
4. Scene.
Cordelia: Man traf ihn eben noch in Wuth.
Arzt: Es giebt noch Mittel, Fürstin:
Die beste WSrt'rin der Natur ist Ruhe,
Die ihm gebricht, und diese ihm zu schenken
Vermag manch' wirksam Heilkraut, dessen Kraft
Des Wahnsinns Augen schlichen wird.
Cordella: Sucht! Sucht nach ihm.
Eh' seine blinde Wuth das Leben löst,
Das ich nicht führen kann.
6. Scene.
Lear: Schafft mir 'neu Wundarzt,
Ich bin in's Hirn gehau'n!
Gloster: Der König rast.
7. Scene.
Cordelia: Güt'ge Götter, heilt
Den großen Sich des schwer gekränkten Greises!
Der Sinne rauhen Mißklang, stimmt ihn rein
Dem Kiild geword'uen Vater!
Ein Wunder, daß Dein Leben nicht zugleich
Mit Deinen Sinnen schied.

Lcar: Tu bist ein Geist, ich weiß es wann starbst Tu?
Cordelia: Noch immer weit, weit weg!
Lear: Lag sehn: ich fühle diesen Nadelstich.
War' ich doch überzeugt von meinem Zustand!
Ich bin ein schwacher, kind'schcr alter Mann,
Achtzig und drüber: keine Stunde mehr
Noch weniger, und g'rad heraus
Ich sürchte fast, ich bin nicht recht bei Zinnen.

Mich dünkt, ich keim' Euch, kenn' auch diesen Mann,
Doch zwcifl' ich noch, denn ich begreif' es nicht,
An welchem Ott ich bin. All mein Verstand
Entsinnt sich dieser Kleider nicht, noch >veiß ich.
Wo ich die Nacht schlief. Lacht nicht über mich,
Denn, so gewig ich lebe,
Die Dame halt' ich für mein Kind Cordelia.
Arzt: Seid nihig, hohe Frau!
Tie große Wuth ist, wie Ihr seht, geheilt.
Lcar: O habt Geduld mit mir! Bitte, vergeht!
Vergebt! Ten» ich bin alt und kindisch.
ö. Aufzug. 3. Scene.
Lcar (mit Coidelia gefangen): Nein, min, nein, nein! Komm fort! zumKer.'^r
fort!
Ta lag u»S singen wie Vögel in dem Käfig:
Bitt'st Du um meinen Segen, will ich knie'n
Und Dein Verzeih« erfleh»; so woll'n wir leben,
Veten und singen, Märchen uns erzählen
Und über goldne Schmetterlinge lachen:
Wir hören armes Volk vom Hof erzählen
Und schwanen mit: Wer da gewinnt, verliert,
Wer in, wer aus der Gunst, und thun so tief geheimnigvoll.
Als wären wir Propheten
Der Gottheit, und so überdauern wir
Im Kerker Rank' und Schaltungen der Großen,
Tic ebben mit dem Mond und flnthen.
Auf solche Opfer, meine Cordclia, streun
Die Götter selbst den Weihrauch. Hab' ich Dich?
Wer uns will Kennen, muß mit Himmelsbränden
Uns scheuche», wie die Fückse. Weine nicht!
Tie Pcst soll sie verzehren, Fleisch und Haut,
Eh' sie uns weinen machen. Nein! Eh' sollen sie
Verschmachten! Komm!
Lear (mit CordeliaS Leiche): Heult! Heult! Heult! Heult! O! Ihr seid All' von
Stein!
Hätl' ich Eu'r Aug' und Zunge nur, mein Jammer
Sprengte des Himmels Wölbung! Hin ans immer! —
Ich weiß, wenn Einer todt nnd wenn er lebt.
Todt, wie die Erde! Gebt 'neu Spiegel her —
Und wenn ihr Hauch die Flache tritt t und streift —
Dan» lebt sie.

Fluch über Euch, Verräther, Mörder alt'!
Ich könnt' sie retten! Nun dahin auf immer!
Cordelia! Cordelia! Wart' ein wenig! Ha!
Was sprachst Tu? Ihre Stimme war stets sanft,
Zärtlich und mild, ein köstlich Ding an Frauen. —
Ich schlug den Sklaoen todt, der Dich gehängt.
That ich's nicht, Bursch?
Und todt, mein armes Närrcheu? Nein, kein Lcb.m!
Ein Hind, ein Pferd, 'ne Mius soll Leben habm.
Und Du nicht einen Hauch? O! Du kchrst nimmer wieder!
Niemals! Niemals! Niemals! Niemals! Niemals!
Ich bitt' Euch, knövft hier aus! Ich dank' Euch, Herr!
Seht Ihr dies? S ht sie an! Seht ihre Lippen!
Scht hier! Seht hier! (er srirbt>.
Es erkrankt also der von Hius aus eig.mthümliche Lear im Greisenalt;?, in Folge durch seine beiden ältesten Töchter erfahrener Enttäuschungen,
während Gloster von der Undaiik.'atteit seiner Söhne — der vermeintlichen
des Einen, der wiMchen des Anderen — trotz feiner ge^entheiligen Befürchtung gesundheitlich unberührt bleibt.
Während übrigens Lear vom Ende des 4. Aufzuges ab klar geworden
war („Die große Wnth ist, wie Ihr seht, geheilt"), wird er vom Ende des
ö. Aufzuges au in seinein Schmerz wieder unverständlicher („Er weis; nicht,
was er sagt; es ist vergeblich, daß wir uns ihm verständ'gen").
Im „König ^ear" ist der Simulant Edgar dem wickäch kranken Lear,
im „Himlet" der Simulant Hamlet der wirklich kranken Ophelia gegenübergestellt.
Aus dem Zusammengestellten ergiebt sich zunächst, das; die von Shakespeare aus die Bühne gebrachten kranken Figuren zum geringeren Theil geschichtlich wirk ich kranke Personen ivaren (Heinrich VI., Julius Cäsar,
Richard 111.), daß hingegen die Mehrzahl derselben, wie es auch sonst dem
Charakter der Dichtung entspricht, f,ei erfunden war.
Um zunähst Shakespeares psychologisches Berständniß — oon seinem
vsyhopathoiogischen wird hernach die Rede sein — in das richtige Licht zu
rücken, sei auf 'eine Berwerthung der Geistererscheinungen eingegangen.
Shakespeares Geister erscheinen denen, welchen ne im Stück erickieinen
sollen, keineswegs wie ein Blitz aus heiterem Himmel: Wenn Richard III.
im Traum die sentsetzlichen Geistererscheinungen der von ihm Ermordeten
hat (5i. Aufzug, 3. Seene.), fo erscheint er uns durch die von ihm vorher

selbst gegebene Schilderung seines Seelenzustandes: „Ich habe nicht die
Rüstigkeit des Geistes, den frischen Muth, den ich zu haben pflegte," hierfür
empfänglich. Wenn dem „melancholischen" Hamlet ein Geist erscheint, so
wird diese Zumuthung an die Zuschauer gleichfalls eben durch Hamlets
Melancholie abgeschwächt. Dem „schwermüthigen" Brutus erscheint der Geist
des von ihm m terms.'deren Cäsar; das erste sMal zu Sardes dem im
Hilbschlaf befindlichen, dann dem von der Aufregung vor der Schlacht (bei

Philippi) ergriffenen, und so verliert auch hier die Erscheinung an Unwahricheinlickkeit und Gesvensterhaftigkeit, iondern wird ein Gebilde krankhaft erhitzter Phantasie. Auch bei Macbeths krankhafter Kennzeichnung verliert die
Erscheinung von Banquos Geist an Wunderbarkeit.
Shakespeare bedient sich weiter der Krankheit seiner Gestalten, um die
Scheußlichkeit ihrer Charaktere zu mildern. Er schildert überhaupt nie die
«rankheit, sondern den Kranken, d. h. den Menschen, obschon er nicht frei
von Krankheit ist; die Schilderung der Krankheit ist ihm nicht Selbstzweck,
sondern nnr Mittel zum Zweck, und 10 tritt er unter weiser Berücksichtigung
der Krankheit des Geschilderten der Wirklichkeit näher.
Es wird z. B. der Eindruck des gräßlichen Inhaltes ron „Titus
Andronicus" dadurch, daß der Titelheld rom Ende des 3. Aufzuges
an geisteskrank erscheint, gemildert, nicht erhöht. Am epileptischen Othello,
der (Aufzug 4, Scene 1) die Tage ror dem an der Desdemona begangenen
Morde zwei epileptische Anfälle gehabt hat, wird die wahnsinnige Eifersucht
verständlich und in ihrer Erscheinung gemildert. Die Krankhaftigkeit Macbeths und der Lady Macbeth lassen ihre Entsetzlichkeiten in milderem Licht
erscheineil.
Shakespeare hatte auch ron der durch die Geisteskrankheit rerloren
gegangenen freien Willensbestimmung die richtige Vorstellung, z.B.: „Wir
sind nickt wir, wenn die Natur im Druck die Seele zwingt, zu leiden
mit dem Körper" („Lcnr", Aufzug 2, Scene 4) und: „Was ich gethan,
das die Natur in Euch, die Ehr' und Sitte hart aufgeregt, erklär' ich hier
für Wahnsinn. War's Hamlet, der Lasrtes kränkte? Nein. Wenn Hamlet
von sich selbst geschieden ist, und wenn er, nicht er selbst, Lasrtes kränkt,
dann thnt es Hamlet nicht, Hamlet verleugnet'S. Wer thut es denn?
Sein Wahnsinn. Ist es so, fo ist er ja auf der gekränkteil Seite: sein
Wahnsinn ist des armen Hamlet Feind. Vor dieien Zeugen, Herr, laßt
mein Verleugnen aller schlimmen Absicht so weit ron Eurer Großmuth frei
mich sprechen, als ich den Pfeil nur sandte über's Haus und — meinen
traf." („Hamlet", Aufzug 5, Scene 2.) Deshalb läßt Shakespeare seine
Geisteskranken auch nicht im dramatischen Sinne handeln.
So geht iin „Titus Andronicus" bereits Anfang des 3. Aufzuges die
Handlung an Lucius, der sich zu den Gothen begiebt, über', um eist wieder
Anfang des 5. Aufzuges an den geisteskranken Titus wieder überzugchen,
der jedoch 'nach Auffassung der Zeit, für die das Stück gedacht wird, im
lebten Act auch als Gesunder nickt anders gehandelt haben würde. Da
Shakespeare ron Hamlet im 3. Act die dramatische Handlung führen läßt,
so konnte er ihn, wie dies schon angedeutet, 'gar nicht geisteskrank sein
lassen wollen. Lear handelt nur im 1. Act. —
Welche Formen der Geisteskrankheiten sind in Shckespenres Drnnien
vertreten?

„Richard III." wird von dieser Frage nicht ohne Weiteres berührt.
Richard ist auch in der Geschichte als der „Bucklige" bekannt, und sein Krank:
lzeitsbild war von seiner Dramatvirung überhaupt kaum trennbar. Ob aber
Richard III. tatsächlich an der Little'schen Krankheit, die von Shakespeare
an ihn: geschildert ist, litt oder ob Shakespeare diese dann von ihm selbst
beobachtete Krankheit, der Lebendigkeit der Erscheinung Richards wegen, ihm
nur andichtete, ist wohl nicht festzustellen. Durch Letzteres würde Shakespeares Ingenium natürlich noch größer erscheinen. Aber auch Hamlet mufz
ron der gestellten Frage ausgeschlossen werden. Hamlet führt nämlich gar
kein richtiges Krankheitsbild durch: bald spielt er den Melancholiker, bald
den unverständlich Verworrenen, und auch aus diesem Mangel eines einheitlichen Krankheitsbildes, dessen Schaffung Shakespeare ja ein kleines
gewesen wäre, geht eben mit hervor, daß Hamlet nicht wirklich geisteskrank
ist, sondern den Kranken nur (in beabsichtigt ungeschickter Weise) spielt.
Um also auf die gestellte Frage zurückzukommen, so hat Shakespeare
— selbstverständlich bespreche ich hier nur die sechs Dramen, in denen die
Pathologie einen wesentlichen Factor bildet — in Titus Andronicus
einen von Wahnideen und Wahnsinn Beherrschten dargestellt, der
jedoch, wie dies der Wirklichkeit so oft entspricht, für die Ausführung
der Handlungen des 5. Actes die entsprechende Ueberlegung besaß.
In Othello ist ein richtiger Epileptiker mit unberechenbarem Charakter
geschildert, in Macbeth ein an Visionen Leidender, Visionen, die
als wohl auf seit Jugend bestehender Epilepsie basirend geschildert sind.
Lady Macbeth wiederum leidet nn epileptischen Traumzuständen und endet,
trotz angerathener Vorsicht, im Selbstmord. An Lear ist ein Aufregungszustand mit Sinnestäuschungen ,und schließlicher Verwirrtheit des Greisennlters geschildert, der am Ende des Stückes wieder in.Klarheit übergeht.

Shakespeare hat also, wie sie ihm auch den meisten dramatischen Spielraum
gewährten, die epileptischen Geistesstörungen in seinem Gebrauch berorzngt;
mit dem Anblick epileptischer Krämpfe selbst verschont er die Zuschauer; nur
Othello muß sich vor seiner grausigen Thot durch einen epileptischen Anfall
als bemitleidenswerthen kranken Mann zeigen.
Welche Formen der Geisteskrankheiten sind aber in Shakespeares Dramen
nicht vertreten?
Selbstverständlich solche, welche die Zuschauer nur verletzen könnten, so
die Gehirnerweichung (Dementi» psrslvtiea), welche Shakespeare doch wohl
auch beobachtet hat. Aber was uns auch Shakespeare von den Geisteskrankheiten auf die Bühne bringt, er bringt es mit der Mäßigung des
großen Meisters. —
Bloßer Bemerkungen, welche die medicinischen resp. psychiatrischen
Kenntnisse Shakespeares darthun, giebt es in seinen Dramen viele, es seien
hier nur die vorzüglichsten herausgegriffen:

Als ein Beweis, wie sehr sich Shakespeare gerade mit dem Studium
der Epilepsie beschäftigt haben muß, können auch mit die Scbimvfworte
Kentö auf den Haushofmeister der Goneril gelten („Lear" 2. Aufzug,
2. Scene): „Tie Pest auf Deine epileptische Fratze", denn auch noch heute
wird ron mancher Seite auf die plumpen Gesichtszüge der Epileptischen ein
besonderes Gewicht 'gelegt. Shakespeare' war esZ bekannt, daß Epileptische
Ideen, von denen sie bewegt werden, mit in den Traumzustand und dessen
Delirium hinüber nehmen (Lady Macbeth). — In der 3. Scene 2. Aufzugs „Lears" beweist uns Edgar mit der Bemerkung ron den „tauben"
Armen, daß Shakespeare die Gefühlsstörungen der Geisteskranken bekannt
waren, und der ron fünf Teufeln besessene „Thoms" Edgars, der von sich
in der dritten Person spricht, ist eine ausgezeichnete Krankheitsschilderung.
Wie sehr Hamlet als ungeschiclter Simulant, Shakespeares psychiatrische
Routine und dos Krankheitsbild Richards III. seine pathologischen Kenntnisse beweisen, wurde schon herrorgehoben. Shakespeare zeigt sich aber gerade
durch die erzielten Gegensätze zwischen Simulanten und wirklich Kranken
auf der Hohe der Situation. Hier sei nur noch hinzugefügt, daß der
„Tollbausbettler" der 3. Scene 2. Aufzugs „Lears" und der „Bettlerwahnsinn" der 7. desselben, erläutern, wie Shakespeare weiterhin auch mit
den Gepflogenheiten der Irren bekannt war.
Sbakespeare kannte auch das erbliche Auftreten der Geistesstörungen.
Daß nur dies die Schilderung der^Familie Polonius zu beweisen scheint,
habe ich schon herrorgehoben; auch „Cymbeline" — eine grausame, schließlich
wahnsinnige Mutter und ein schwachsinniger Sohn — beweist es. Nicht
Zufall ist es, daß gerade der wunderliche Lear zwei so entmenschte Töchter
hat, und an einer Stelle des Dramas ist deshalb der Berwunderung über
die gleiche Abstammung der Cordelia Ausdruck gegeben.
Da Shakespeare oft, namentlich im Säierz, von der weichen Hirnhaut mstsr) spricht, so hat er sich wohl durch persönliche Betheiligung
an Sectionen in Geisteskrankheit Verstorbener von deren Getrübtsein zu
überzeugen Gelegenheit gehabt.
Shakespeare befand sich also im wirklichen Besitz nicht ungewöbnlicher
psychiatrischer und pathologischer Kenntnisse, und so war er in der Lage
mit zielbewußter Methode die Geisteskrankheiten in seinen Dramen zur
Verwendung bringen zu können.
Hat weiter vielleicht das Alter der Shakespearischen Stücke, alw
Shakespeares wissenschaftliche Bereicherung einen Einfluß auf die Anwendung pathologischer Momente in seinen Dramen oder auf die Art ihrer
Anwendung gehabt?
Es sei hierbei nachträglich bemerkt, daß ich bei der gesammten Besprechung des Themas die Chronologie der Entstehung der einzelnen Stücke
innegehalten habe. Was nun die Anwendung pathologischer Momente in
Shakespeares Dramen im Allgemeinen betrifft, so wnrde Shakespeare durch

die tatsächliche Krankheit der geschichtlichen Personen gleich seiner ersten
Dramen (Heinrich VI. und Richard III.) gezwungen, sich mit dem diesbezüglichen Studium zu befassen, und es sind denn auch über alle seine
dramatischen Episoden hinweg die pathologischen Momente nach dem weiteren
Ermessen des Dichters rertheilt. Aber auch auf diesem unseren Gebiet ist
ein Reifen des Dichters insofern zu verfolgen, als er in „Titus Andronicus", seinem ersten Stücke (dessen Echtheit übrigens von Manchem bezweifelt wird), allerdings auch in Eonseauenz der Entsetzlichkeit der ganzen
Dichtung, den kranken Titus Entsetzliches begehen, nämlich Menschen
schlachten läßt, und insofern, als er in seiner letzten Dichtung dieser Art,
„Lear", die Geistesstörung mit einer Gewalt des Ingeniums verwendete,
wie sie wohl kein Anderer besaß: .«eine dramatische Scene vermag wohl
einen tieferen Eindruck hervorzurufen, als die weinende Eordelia ror ihrem
zur Klarheit zurüclkehrenden alten Vater.
Selbstverständlich renvnndte Shakespeare die Geistesstörung nur in
ernsten Stücken, wie es hinwiederum wohl nichts Heitereres giebt, als wenn
in der „Eomödie der Irrungen" Geistesgesunde für geisteskrank genommen
und dementsprechend behandelt werden.
Die Quelle, aus der Shakespeare 'eine vsiMatrischen Kenntnisse

schöpfte, entdeckt er uns selbst:
In „König Heinrich VI." 2. Thl., Aufzug 5, Scene 1) sagt Elifsord
von S)ork: „Nach ‚Bedlnm' mit ihm! Ward der Mensch verrückt?" und
2. Scene, 1. Aufzug „Lears" sagt Edmund: „Ein Seufzer von Thoms aus
Bedlam'." Die Provstei ‚Bedlam', noch heute londoner Irrenanstalt, wurde
bei Aufhebung der Klöster unter Heinrich VIII. (150!)—15)47) der Stadt
London geschenkt und ihrem jetzigen Zweck gewidmet. Shakespeare kam
ungesähr 1584 nach London, und so wird ihn der Ernst seines Studiums
an diesen Ort getrieben haben. Seine ^ieblingstochter Susanna —
Shakespeare heirathete 1582 — heirnthete übrigens den Arzt Dr. Hall; auch
mit dem konnte Shakespeare in wissenschaftlichem Gedankenaustausch gestanden haben. Ob Dr. Hall besonders psychiatrische Kenntnisse besaß, ist
mir nicht bekannt.

Das neue Recht.

von

Julius Weil.

— Breslau. —

w gemeinsame Nechtsentwickelung wird in der Nation das Bewußtsein der Zusammenghörigkeit stärken und der politischen Einheit Deutschlands einen neuen Halt geben, wie hin keine frühere
Periode unserer Geschichte aufweist".

Mit diesen hochgestimmten Worten gedachte Kaiser Wilhelm in der
Thronrede vom 22. December 1876 jener Gesetze, welche bestimmt waren,
dem deutschen Volke eine gemeinsame Rechtspflege zu gewähreu. Inzwischen ist der Bau der deutschen Rechtseinheit weitergeführt und unter Dach
gebracht worden. Vollendet ist das große Gesetzgebungswerk, das ein gemein sames bürgerliches Recht für das Reich einschließt, und am
1. Januar 1900 wird das neue Recht in Kraft treten.

Dies ist ein Act von höchster nationaler Bedeutung, dem sich kein Ereigniß der deutscheu Rechtsgeschichte zur Seite stellen läßt.
Die Reception des römischen Rechts, welche nm Ende des Mittelalters
unter dem Einfluß der antiken Welt auf die moderne erfolgte, brachte
Deutschland nur ein subsidiäres Recht, welches da, wo partikuläre Rechtsquellen oder die Gesetze des deutschen Reiches Bestimmungen enthielten, nicht
zur Auwendung kam. Das Allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch ist !ein
Standesrecht und wie die Wechselordnung auf ein bestimmtes Rechtsgebiet
beschränkt. Die großen Codinkationen des 18. und 19. Jahrhunderts: das
Preußische Allgemeine Landrecht, der eocle «ivil, das Sächsische bürgerliche
Gesetzbuch haben nur in einzelnen Staaten Geltung. Ein für ganz Deutschland
giltiges, das gesammte bürgerlicbe Recht umfassendes Gesetzbuch hat es bis-

her nicht gegeben und wird es erst beim Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts geben.
Allerdings mit einem gewissen Vorbehalt. Wie auf dein Gebiet des
öffentlichen Rechts in der Gestalt von Reservaten ein particuläres Zöpfchen
hängen blieb, so sind auch von der gemeinscnnen Regelung durch das neue
Recht einzelne Materien ausgeschlossen und der Landesgesetzgebung belassen
worden. Allein darunter befinden sich solche, von denen anzuerkennen ist, daß
sie für eine Behandlung durch locale oder territoriale Ordnung geeigneter
erscheinen. Die übrigen aber werden der Einheitsströmung nicht widerstehen
können und in hoffentlich nicht zu ferner Zukunft dein gemeinsamen Recht
zugeführt werden; von einigen derselben: dem Versicherungs-, Verlegs- und
Wasserrecht ist dies schon bei der Verabschiedung des Gesetzbuches in sichere
Aussicht genommen worden.

Im Mittelpunkte des neuen Rechts steht das Bürgerliche Gesetzbuch:
ein epochales Werk, das Ergebniß beivundernsmerthen Wissens, heroischen
Fleißes und schöpferischer Gestaltungskraft. Vollkommen ist es nicht. Aber
was man auch im Einzelnen daran aussetzen mag, soviel wird man zugestehen müssen, daß es auf der Höhe der heutigen deutschen Rechtswissenschaft
steht und daß es den Bedürfnissen des modernen Veckhrs ebenso wie den
socialen Forderungen der Zeit gerecht zu werden mit Erfolg bestrebt ist.

Diesem Hauptwerk reihen sich an: Gesetze über Aenderung des Gerichtsverfassungsgesetzes, der Civilprocetzordnung und der Concursordnung; ferner ein Neichs-Zwnngsversteigerungsgesetz, eine Reichsgrundbuchordnung und ein Reichsgesetz über die Angelegenheiten
der freiwilligen Gerichtsbarkeit; endlich ein neues Handelsgesetzbuch. Dadurch ist — mit dem obigen Vorbehalt — das gesammte bürgerliche
Recht reichsgesetzlich geregelt. —

Nur ein verhältnißmäßig kurzer Zeitraum trennt uns von der Einführung des neuen Rechts. Es dürfte daher angebracht sein, zu fragen: wie verhalten nch die betheiligten Kreise dazu, und in welcher Weise bereiten sie sich auf die kommende Aem vor?

Was zunächst das Publicum, die große Masse der Rechtsuchendcn
betrifft, so ist sicher, daß die außerordentliche Wichtigkeit eines einheitlichen
Rechts im deutschen Volke überall voll gewürdigt wird; aber ebenso sicher
ist auch, daß für die Gestaltung desselben sich nur ein geringes Interesse
geltend macht. Dies liegt weniger an der Indolenz des Einzelnen, als an
der Schmierigkeit, das große Gebiet des modernen Rechts zu übersehen und
sich mit seinein überreichen Inhalt auch nur oberflächlich vertraut zu machen.
Schon die Sprache der Gesetze bietet dem Laienverständiß Hindernisse.
Wenn Friedrich der Große an den Groß-Kanzler ron Carmer schrieb: „Ich
finde es sehr unschicllicb, daß die Gesetze größtentheils in einer Sprache

geschrieben sind, welche diejenigen nicht verstehen, denen sie doch znr Mchtschnur dienen sollen," so hatte er dabei zwar das römische Recht im Auge,

Julius !veil in Breslau,
es liebe sich aber vielleicht von manchem deutschgeschriebenen Gesetze sehnliches sagen. Unsere neueren Gesetze zeichnen sich keineswegs immer durch
Leichtverständlichkeit aus. Je verwickelter die Verhaltnisse des Lebens
und des Verkehrs geworden sind, und je schwieriger sich ihre gesetzliche
Regelung gestaltet, desto weniger einfach und schlicht ist auch die Gesetzessprache. Vielfach führt das Streben nach Kürze und Präzision zu Dunkelheiten und gekünsteltem Stil,, und durch die immer mehr einreißende Methode
der Verweisung zu analoger Anwendung ist eine Quelle von Unklarheiten
und Zweifeln erschlossen worden. Auch das bürgerliche Gesetzbuch ist ron
diesen Fehlern nicht ganz freizusprechen, wenn auch der endgiltige Text
gegenüber dein ersten Entwurf einen erheblichen Fortschritt aufweist.
Noch weniger wird es dem Laien gelingen, in den Inhalt des Ge'etzbuchs einzudringen und sich daraus Rath zU holen. Rechtskenntniß ist heute mehr als sonst durch wissenschaftliches Studium bedingt. Versuche,
das Publicum zum Verständniß der Gesetze durch die Presse, durch Vorträge,
durch populäre Rechtsbücher zu erziehen, haben keinen demerkoaren Erfolg
gehabt. Giebt es doch nur Wenige, die mit den für ihren eigensten Berufsund Jnteressenkreis besmnmten speciellen Gesetzesvorschriften einigermaßen
vertraut sind. Es ist auffallend, wie wenig der Geivecbtreibendc von den
Rechtsnormen seines Gewerbes, der Kaufmann von den handelsrechtlichen
Bestimmungen, der Künstler und Schriftsteller von dem Autorrccbt gründlich
weiß und versteht. ?aher war denn auch in den einzelnen Stadien des
Entstehens und Werdens des neuen Rechts die Anteilnahme des Publicum-?
eine verschwindend kleine. Rur Fragen, die eine politische oder sociale
Spitze haben, wurden beachtet und erörtert: so die Normirung des Vercinsrechts, des Dienstvertrnges, des Bodenrechts, der rechtlichen Stellung der
Frau. H-er sekten bestimmte Partei- und Interessengruppen mit ihren
programmatischen Forderungen ein, die auch bei den Debatten in den Com-Missionen und im Reichstage ein lebhafteres Echo fanden. Sonst hatten fast
ausschließlich Juristen das Wort und die Arbeit.
Die Jnstizgesetze von 1877 hatten einen regeren Meinungsaustausch im
Publicum hervorgerufen. Dort standen Grundsätze zur Entscheidung, die
dem allgemeinen Verständnis; näher lagen und auch das öffentliche Recktsleben in höherem Grade becinslußten. Um freie Advocatur, um Laiengericlite, mündliches Verfahren, Anwaltszwang und andere die gebildeten
Kreise längst beschäftigende Fragen wurde in der Presse und im Pnlament
heiß gestritten, und die große Menge blieb in diesem Streit nicht blos Zuschauerin, sondern ergriss eifrig Partei. Als dann der Kampf beendet und
die Gesetze geborgen waren, zeigte sich, daß diese auch an den Laien erhöhte
Ausordenmgen stellen. Sie berufen den Bürger in das neue Amt des
Schöffen und des Handelsrichters, sie überlassen den Betrieb des Processes
mehr als zuvor der Pirteithäligkeit und weisen den Beteiligte» im Eoncursverfahren ein größeres Feld eigener Wirksamkeit zu. Naturgemäß stellt

nch dadurch ein größeres Bedürfniß, sich mit den neuen Bestimmungen bekannt zu machen, ein, als es jetzt der Fall ist. Man fahndete auf belehrende
Zeitungsartikel und gemeinverständliche Vorträge, denen man jetzt gern aus
dem Wegs geht, und die Ei'zeugnisse jener volksthümlichen Jurisprudenz,
die ihre zweifelhafte Weisheit dem verehrlichen Publicum zu billigen Preisen
offerin: die Volksanirälte, Bürgerbücher, Rechtsfreunde fanden guten Absatz.
Wenn diesmal ein solcher Eifer und Bildungsdrang bei dem rechtsuchenden
Publicum vermißt wird, so herrscht bei den berufenen Vertretern desselben,
den Anwälten, ein desto regeres Leben. Seitdem der erste Entwurf des
bürgerlichen Gesetzbuchs an die Oeffentlichkeit trat, sind olle Mann an Bord.
Die besten Kräfte wurden aufgeboten, zunächst um kritisch und produktiv an
der weiteren Arbeit sich zu bethciligen, und dann, um das fertige Werk dem
Berftändniß der Berufsgenossen näher zu bringen. In Schrift und Wort
wird „Bolldampf roraus" gearbeitet, um zur rechten Zeit parat zu sein,
und das Publicum darf vertrauen, daß auch unter der Herrschaft des neuen
Rechts der deutsche Anwaltstand seine rolle Schuldigkeit thun wird.
Von den Nichtern fordert die neue Aera eine außergewöhnliche Anspannung ihrer Kräfte. Es handelt sich für sie nicht blos darum, sich die Kenntniß des bürgerlichen Gesetzbuches und seiner Nebengesetze anzueignen, sondern
uni eine Art von Un?lernen der zeitweilig — für die bereits begründeten
Rechtsverhältnisse — oder dauernd — auf Grund der in den neuen Gesetzen
gemachten Vorbehalte — in Geltung bleibenden Landesgesetze, welche unter
den, Einfluß der neuen Normen vielfache Abänderungen erfahren. Dazu
kommt die rolle Last der Berufsthätigkeit, die ohnehin kein geringes Maß
remntwortungsreicher Arbeit rerlangt. Daß solcher Art die nächste Zeit
sür die Richter eine recht dornenrolle sein wird, liegt auf der Hand, wird
euch allerseits anerkannt. In Bayern hat der Justizmmister in einem Erlaß an die Präsidenten der Oberlandesgerichte herrorgehoben, daß die neue
Gesetzgebung nicht blos an die geistigen, sondern auch an die Körperkräfte
der Richter die hdcksten Anforderungen stelle, und daß daher bei Vorschlägen zu neuen Ernennungen auch auf den letzteren Umstand Nüclsicht zu
nehmen sei. Und der preußische Justizminister hat wiederholt in Aussicht gestellt, die Richter durch Entsendung von Hilfskräften zu entlasten. Wenn

er hierbei die Erwarturg ausgesprochen hat, daß die deutschen Richter das
von ihnen geforderte Opfer der großen Sache und dem Wohle des Vaterlandes gern brirgen werden, so denken wir, wird er in dieser Erwartung
nicht getäuscht werden. Hoffentlich lcHt die zugesicherte Erleichterung nicht
allzulange auf sich warten. Gegenwärtig werden unseres Wissens an allen
großen Gerichten Curse über das bürgerliche Gesetzbuch abgehalten, zu denen
die Nichter der betreffenden Bezirke eingeladen sind. Es versteht sich von
selbst, daß diese Curse das Selbststudium, das doch immer die Hauptsache
bleiben wird, nicht ersetzen, sondern nur unterstützen können und sollen.

Die lohnendste und bedeutsamste Aufgabe ist endlich der deutschen
Rechtswissenschaft zugefallen.
Die Geschichte nennt Gesetzgeber, welche glaubten, nachdem sie gesprochen,
bliebe für die Wissenschaft Nichts mehr zu thun, und welche diesein sonderbaren Glauben auch in ihren Gesetzen selbst Ausdruck gegeben haben. So
verbietet Justinian in den Einführungsgesetzen zu den Pandekten:
„ut nemo »uäsat uequs eorum czui nunc: 8unt neyns eorum qui
posts«, kuturi tisruiv. Isßum oommsotarioZ Lcribers." Und Friedrich
der Große erklärt in seiner obenerwähnten Cabinets-Ordre: „Dagegen aber
werde ich nicht gestatten, daß irgend ein Richter, Collegium oder Etats-Ministre die Gesetze zu intervretiren, auszudehnen oder einzuschränken . . .
sich einfallen lasse." Allein die Wissenschaft läßt sich nicht ewiges Stillschweigen auferlegen. Und wie sich eine ganze Schule aufthat, deren Zweck
das Glossiren und Commentiren der Pandekten war, w hefteten sich auch
nn die friedericianische Gesetzgebung Schriftsteller ohne Zahl, um sie auszulegen und fortzubilden.
Gegen Commentiren hilft kein Rescribiren. Wäre dieser Satz nicht
unwiderruflich wahr, man konnte freilich bisweilen versucht sein, ein Verbot
nach justinianischer Manier herbeizuwünschen. Denn in der Gegenwart wird
oft allzuviel im Commentiren geleistet. Kaum ist das Gesetz fertig geworden,
so liegt auch schon ein Commentar beim Buchhändler aus; ja, man reißt
manchmal dem Gesetzgeber die unfertige Arbeit aus der Hand, um sie mit
Notenweisheit zu versehen, so daß man beinahe die Glossen vor dem Tert
zu lesen bekommt. Anno 79 war das eine Lust. Es regnete juristische
Litteratur, man sah die Gesetze vor Commentaren nicht. Und was ist ron
all diesem Neichthum geblieben? Blutivenig. Nur Berge ron Ladenhütern
zeugen ron der entschwundenen Pracht.
Es war zu befürchten, daß das neue Recht eine noch viel unheimlichere
Fruchtbarkeit hervorrufen würde. Aber zum Glück erwies sich diese Befüchtung als grundlos. Zwar stellten sich mit dem Erscheinen des bürgerlichen
Gesetzbuchs eine Anzahl mit Hilfe einer schnellarbeitenden Scheere aus dem
überreichen Gesetzesmaterial zurechtgemachter Kommentare ein, allein sie fanden
weder Beachtung noch Nachfrage. Das bi8 ckat qui vir« ä»,t hat auf
diesen: Gebiete doch nur bedingte Geltung, daran dachten die Interessenten.
D'.e späteren Arbeiten, in der Zahl erträglich, tragen mehr oder weniger
einen selbstständigen Zug und zeigen das Streben nach wissenschaftlicher
Vertiefung.
Die ersten Schriften dieser Periode sollten dazu dienen, in das Studium
des Gesetzbuches einzuführen, insbesondere durch eine vergleichende Gegen-
überstellung der Normen des bisherigen und des neuen Rechts eine Ueberncht über den Thntvestand beider Rechtssysteme zu gewähren. Tann folgten
neben Tertauszaben mit kurzgefaßten erläuternden Anmerkungen die erüen
. Lieferungen groß angelegter Commsntare, welche den Zweck verfolgen.

die Einführung des neuen Rechtes in die Praxis zu erleichtern, und deren
Verfasser eine gründliche und erschöpfende Bearbeitung verbürgen. Hierzu
gesellten sich systematische Darstellungen einzelner Theile des ungeheueren
Rechtsstoffes; endlich trat auch ein geistreicher Autor mit einem „neuen
deutschen bürgerlichen Recht in Sprüchen" auf den Plan.
Manches von den bisher erschienenen Büchern ist allerdings schon jetzt
vergessen, es hat die Lebensprobe nicht bestanden, und sein Erzeuger wird
sich demuthvoll eingestehen:
S.'h' ich das Werk der Meister an,
So seh' ich das, was sie gethan,
Betracht' ich meine Siebensachen,
Seh' ich, was ich hätte sollen machen.
Aber im Ganzen kann der bisherigen Buchlitteratur die Anerkennung
nicht versagt werden, daß sie Verdienstvolles geleistet hat; Vieles ist darunter,
was von bleibendem Werths ist.
Mehr wissenschaftlichen Charakter und meines Dafürhaltens größeren
Nutzen für die Erforschung des neuen Rechts haben die zahlreichen Arbeiten,
die in den Fachzeitschriften unausgesetzt erscheinen. Hier geht die Erörterung
von Einzelfragen Hand in Hand mit zusammenhängenden Abhandlungen,
dogmatische Untersuchungen wechseln mit geschichtlichen und exegetischen
Studien.
Was an allen diesen Publikationen besonders erfreulich ist, ist das Zusammenwirken von Theoretikern und Praktikern: neben hervorragenden
Rechtslehrern finden wir Vertreter der Rechtspflege und Verwaltungsthätigkeit,

und in regem Austausch von Ideen und Erfahrungen wetteifern Juristen
aller Grade und Berufe. Die deutsche Rechtswissenschaft, soviel läßt sich
schon jetzt sagen, ist sich der großen Aufgaben, die das neue Recht an sie
stellt, bemußt und mit allen Kräften bemüht, ihnen gerecht zu werden.
Wenn also das neue Recht seinen Einzug halten wird, so wird in
Anmaltstuben, in Gerichts- und Hörsälen Alles zu seinem Empfange gerüstet
sein. Möge es auch im Volke selbst Wurzel fassen und unter seinem
Schatten die Gerechtigkeit blühen zum Segen des Vaterlandes!

Die Ausdehnung des Versicherungswesens.

von

Ludwig Luid.

— Mainz. —

n verhältnißmäßig kurzer Zeit hat sich das Versicherungswesen bei
den civilisirten Völkern der Welt in ungeahnter, machtvollster
Wei'e entwickelt, ist es zu einer Einrichtung in dem volkswirthschaftlichen Organismus der Völker geworden, deren Nutzen kein Vernünftiger bestreiten kann. Zwar ist der Gedanke, auf welchem das Versicherungswesen beruht, den hochentwickelten Kulturvölkern des grauen Alterthums nicht unbekannt gewesen; Einrichtungen, welche demselben oder einem
ähnlichen Zweck wie die Versicherung zu dienen bestimmt sind, waren den:
babylonisch-assyrischen Rechtssystem nicht fremd, und die Vermuthung, welcher
die Autorität namhafter Forscher auf dem Gebiete der ethnologischen Rechtswissenschaft zur Seite steht, daß die Babylonier zuerst unter allen Völkern
ein der Versicherung verwandtes Rechtsinstitut g'schaffen haben, hat gewichtige
Gründe für sich.

Selbst bei Völkern, welche sich über die Cultur- und Entivickelungsstufe
der sogenannten Naturvölker nicht wesentlich emporgearbeitet haben, finden
sich Einrichtungen, deren Grundgedanke dem Forscher die Verwandtschaft mit
den letzten Ideen des Vemcherungsrcchts nicht verbirgt. Ein Beispiel dafür
bieten die Völker im Dekkan, Ivo sich die rudimentären 'Rechtsgedanken mit
großer Bestimmtheit erhalten haben. Wie Kohler*), der verdiente Forscher
auf dem Felde der vergleichenden Rechtswissenschaft, berichtet, hat sich dort
eine Transportversicherung ausgebildet, die theils von Genossenschaften,

*) Kohler m dcr Zeitschrift fiir vergleichende Rechtswissenschaft Bd. 8 S. 138, 139:
vgl. mich Friedrichs, UniversaleZ Obligationmrecht (Berlin 189«, S. 118, 119).

theils von Einzelnen betrieben wird; es ist außerordentlich interessant, daß
sie entweder in die primitivere Form eingekleidet ist, bei welcher der Versicherer den Transport begleitet oder ihn auf seine Kosten und Gefahr
übernimmt, oder in die höhere, daß er von deni Versicherten eine Prämie
erhebt und hierfür Ersatz im Falls des Verlustes leistet. Trotzdem ist das
Vemcherungswesen im heutigen Sinne keine alte Einrichtung; das Recht des
Volkes, welches auf die Rechtsbildung der europäischen Volker den größten
Einfluß ausgeübt hat, kennt den Versicherungsvertrag im eigentlichen Sinne
nicht, und darauf ist es zurückzuführen, wenn bei der Entscheidung zweifelhafter Fragen des Versicherungsrechts die Grundsätze des Rechts der weltbeherrschenden Siebenhügelstadt nur sehr selten zur Verwe'thung kommen
können. Die Versicherung hat zunächst bezweckt, den Einzelnen gegen die
wirthichaftlichen Folgen elementarer Ereignisse zu sichern, die ihn oder
sein Vermögen bedrohen; Feuer- und Lebensversicherung. See- und Hagelversicherung, Versicherung der Hausthiere gegen Krankheit gehören in erster
Linie hierher. Im weiteren Verlaufe der Entwickelung ist sie dann auf die
Sicherung gegen die wirthschaftlichen Folgen von Vorkommnissen ausgedehnt
worden, welche in menschlichen Handlungen oder in Zufällen bestehen, und
damit war die Möglichkeit für ihre Erstreckuug auf ein fast unbegrenztes Gebiet gegeben. Vwicherungszweige, welche vor wenigen Jahrzehnten noch unbekannt waren, stehen bereits heute in üppiger Vlüthe wie die Haftpflichtversicherung, die sich in Folge der fortschreitenden Verschärfung des Hnftpflickitrechts und der Haftung im weitesten Sinn immer mehr verzweigt und
verästelt und bereits zu einem System geworden ist, dessen einzelne Bestnndtheile die feinste Arbeit geistiger Ciselirung erkennen lassen. Man denke ferner
an die Versicherung gegen Diebstahl, gegen Eursverlust, gegen die Wasserleitungsschäden, gegen Glasbruch u. s. w. Die eminente Bedeutung des Versicherungswesens für die Socialpolitik liegt auf der Hand; es ist vielleicht
keine Uebertreibung, zu sagen, daß es in der ganzen wirthschaftlichen Organisation keine Einrichtung giebt, welche unter dem Gesichtspunkte socialer Betrachtung soviel Vortheile bietet wie diese. Der dem Versicherungswesen zu
Grund liegende Gedanke läßt sich dahin formulircn, daß die wirthschaftlichen
Folgen eines den Einzelnen bedrohenden Ereignisses auf eine größere Gcsammtheit von Personen vertheilt werden sollen; je größer dieser Kreis, um
so mehr ist die Venichenmg ausgebildet, und die Einrichtung der Rückversicherung, welche es mit sich bringt, daß immer weitere Kreise der Bevölkerung zur Tragung des Ninco liemngezcgen werden, ist dieserhalb als
eine zielbewußte Fortbildung des Versicherungswesens zu bezeichnen. Die
Vertheilung der das Individuum bedrohenden Gefahr auf breitere Schultern,
wenn möglich auf die Gesammtheit der Bevölkerung, ist aber einer der
wichtigsten Gedanken der Socialpolitik, und man kann um deßwillen in der
Versicherung mit Recht eine Maßregel der Socialreform erblicken, ohne
Unterschied, ob es sich nin die unter der staatlichen Aufsicht und Verwaltung-

stehende dem öffentlichen Recht cingehörige Zmangsvelstcherung oder die freiwillige Versicherung bei einer Versicherungsgesellschaft handelt, deren Regelung
dem Privatrecht anbeimfällt. Jede Ausdehnung des Vemcherungsnetzes,

jede Erstreckung der Geschäftsthätigkeit der Versicherung auf Gegenstände,
denen sie sich bislang noch fern hielt, erscheint daher unter dein socialvolitischen Gesichtspunkte als ein bedeutungsvolles, nüt Beifall zu begrüßendes
Ereigniß; die Erweiterung der Versicherung ist zwar mit Nichten, wie einseitige Begeisterung für das Versicherungswesen wohl behauptet hat, das
Mittel der Lösung der socialen Fragen, wohl aber enthält sie eines der
Mittel, die hierauf gerichtet sind. Welche Tragweite der Versicherung als
Mittel zur Hebung der Arbeiterklaffe eigen ist, zeigt die deutsche Arbeiter-Versicherung, die im Ganzen wie in allen Einzelheiten auf dem Versicherungsgedanken beruht. Die Ausdehnung des Wirkungskreises der Versicherung ist
für die nächste Entwickelungsperiode der europäisch-amerikanischen Völker
nach verschiedenen Richtungen hin zu erwarten. Zunächst dürfte das Probien,
der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit seiner Lösung entgegengefilhrt werden;
die lebhafte und eingehende Behandlung, welche dasselbe in den letzten Jahren
erfuhr, hat dazu beigetragen, daß man die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit
nicht mehr als ein utopisches Phantasiegebilde, sondern als eine Reform
betrachtet, welche sehr wohl eingeführt werden kann, ohne daß es nothwendig
ist, unsere staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen in irgend einem
Punkte abzuändern; es eristirt darüber bereits eine umfangreiche, theilmeise
recht merthvolle Litteratur*), und es fehlt auch uicht an Versuchen, welche
mit der praktischen Durchführung dieses oder jenes Vorschlags gemacht
wurden; vornehmlich ist dies in der Schweiz geschehen. Wenn dieselben auch
zu einem abschließenden Urtheil mit Nichten ausreichen, so ist doch durch iie
und die dabei erzielten Ergebnisse soviel bewiesen, daß die Lösung der Frage,
wie die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit zu organinren sei, auf dem Boden
der bestehenden Rechts- und Wirthschaftsordnung sehr wohl möglich ist. Daß
die Privatversicherung zu ihrer Uebernahme nicht im Stande noch geeignet
ist, kann heute schon einem begründeten Zweifel nicht mehr unterliegen, und
nur darüber können die Ansichten noch auseinander gehen, ob diese Versicherung eine staatliche oder communale sein soll. Für den Anschluß derselben an die Gemeinden sprechen sehr beachtenswerthe Gründe und wenn
die Anzeichen nicht trügen, so dürfte die deutsche Gesetzgebung die Lösung
der Frage durch Anlehnung der Versicherung an die Gemeinden herbeizuführen suchen.
Früher als die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit dürfte noch die Versicherung gegen Arbeiterausstände, die sogenannte Strikeversicherung, die Zahl
der bestehenden Versicherungszweige vermehren. In England ist man mit der

*) Vgl. die Angaben darüber bei Weyl in der Zeitschrift für Versicherungsrecht
Bd. II. S. 113-115.

Einführung derselben bereits seit längerer Zeit beschäftigt, und in der
jüngsten Zeit ist auch in Deutschland eine Versicherungsgesellschaft errichtet
worden, welche sich mit dieser Versicherung befaßt. Es kann nicht in
Abrede gestellt werden, daß die Wichtigkeit derselben für den einzelnen
Unternehmer, dessen ganzes Vermögen nicht selten bei einem Ausstande auf
dem Spiel steht, eine sehr große ist. Wenn die wirthschaftlichen Folgen
eines Ausstandes auf breitere Schultern vertheilt werden, so verliert derselbe ohne Zweifel wesentlich an Bedeutung für den einzelnen Unternehmer,
der hierdurch die Actions- und Entschließungsfreiheit wieder in uneingeschränktem Maße zurückerhält. Die Versicherung gegen Arbeiterausstand
dürfte am zweckmäßigsten in der Weise bewirkt werden, daß die Unternehmer einen Versicherungsverband bilden, weil die Kräfte der Versicherungsgesellschaften den Anforderungen nicht gewachsen wären, die hierbei an sie
herantreten. Der Verein würde sich die Prüfung der Frage in jedem
Einzelfall vorbehalten müssen, ob nicht der Ausstand von demjenigen Mitglieds verschuldet wurde, welches die Versichemngssumme beansprucht. Auch
bei der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit muß zuerst untersucht werden,
ob die Arbeitslosigkeit von dem Betreffenden nicht vorsätzlich und schuldhaft
herbeigeführt wurde, da unter dieser Voraussetzung die Leistungen der
Versicherungskasse nicht gewährt werden können. Ohne Weiteres ist es
ersichtlich, daß die Regelung dieses Punktes erhebliche Schwierigkeiten zu
überwinden hat, weil es sich bei der Prüfung um die Feststellung eines
Begriffes handelt, dessen subjectiver Charakter nicht in Zweifel gezogen
werden kann und bei dessen Anwendung der durch politische oder sociale
Parteizugehörigkeit beeinflußten persönlichen Denkmeise ein ziemlich weiter
Spielraum offen bleibt. Es muß dieserhalb die größte Sorgfalt darauf
verwendet werden, daß die Ordnung dieses Punktes unter Verwendung
weitestgehender Cautelen erfolgt, wodurch jedem Mißbrauch nach Möglichkeit
Vorgebeugt wird.
Auf einem ganz anderen Gebiete steht die aus Anlaß der außerordentlichen Überschwemmungen, von welchen ein großer Theil Mitteleuropas im
vergangenen Jahre heimgesucht war, angeregte Versicherung gegen Hochwasser
und Ueberschwemmungen; auf den ersten Blick scheint es sich auch hierbei
uni einen phantastischen Plan zu handeln, welcher der Erfindungskraft seines
Urhebers mehr Ehre macht, als der Schärfe seines Verstandes; bei näherer
Ueberlegung wird man aber auch diese Ausdehnung der Versicherung keineswegs obne Weiteres von der Hand weisen. Allerdings kann es sich hierbei nicht um die Versicherung bei einer Versicherungs-Gesellschaft, sondern
lediglich um Uebernahme derselben durch den Staat handeln; die Schäden
einer Wasserkatastrophe wie der vorjährigen belaufen sich auf viele Millionen
Mark, welche Versicherungsgesellschaft würde in? Stande sein, dafür aufzukommen? Für die Bestellung des Staates als Versicherungsträger spricht
auch die weitere Erwägung, daß eine Versicherung gegen die entfesselten

Naturgewalten mit Notwendigkeit auf dem Boden des ZmangsvrincivS
beruhen musz, da nur durch eine allgemeine, von dem Belieben des Einzelnen
unabhängige Beitragsleistung die erforderlichen Mittel zur Ausgleichung
der entstehenden Schäden beschafft werden können. Für Länder, in welchen
mit einer gewissen Regelmäßigkeit Erdbeben auftreten, würde auch die
Erstreckung der Versicherung auf die Folgen dieser in Betracht zu ziehen sein.
Es liegt nahe, im Anschluß hieran an die Ausdehnung der Versicherung
gegen Frostschäden der Feldfrüchte, der Obstbäume und Neben zu denken,
welche Jahr aus und Jahr ein dem mittleren und kleinen Landwirth sich
so unangenehm fühlbar machen; voraussichtlich ist es lediglich eine Frcge
der Zeit, daß auch dieser Versicherungszweig in Angriff genommen wird,
vielleicht in Verbindung mit einer Versicherung gegen die Verluste aus den
Schwankungen der Getreidepreise.

Die Ausdehnung der Versicherung beruht auf einem jener Gesetze im
Sinne der Gesellschaftswissenschaft, welche die Entwickelung der Gesellschaft
und die fortschreitende Verrollkommnurg der wirthschaftlichen Organisation
erklären; mit Rücksicht hierauf läßt sich nicht sagen, wo die Grenze ist, an
welcher dieselbe Halt machen wird und Halt machen muß. Für die
Initiative eröffnet diese Erweiterung der Verficherungsthätigkeit ein großes
Feld, und gegenüber den oft laut werdenden Befürchtungen, daß durch die
Einführung der öffentlich-rechtlichen Arbeiterversicherung der Wirkungskreis,
welcher der Privatverncherung verbleibe, übermäßig eingeschränkt werde,
darf im Hinblick hierauf gefegt werden, daß auch unter der Herrschaft
einer vom socialvolitischen Geiste durchdrungenen Gesetzgeburg die Privatverncherung für sehr lange Zeit hinaus eine Function crößter Bedeutung
in der Volksmirthschaft zu erfüllen hat.

ZNax Dreyer.

Eine Skizze,

vsn

GMsr Wilds.

— Breslau. —

,'in geräuschvoller, zahlreiche Aufführungen im Gefolge führender Bühnenerfolg, kein lärmendes Für und Wider litterarischer
Parteigänger, die um eine neue eigenartige Erscheinung, welche
zugleich abstößt und anzieht, provocirt und begeistert, sich fanatisch erhitzen,
hat den Namen Max Dreyer bekannt gemacht. Sein Drama „Drei" mar
nicht dazu angethan, jenes Korybantengetöse zu entfesseln, das da verräth
oder verrathen soll, dah ein neuer Gott geboren, oder litterarische Fehden
lind Discussionen, welche die Aufmerksamkeit längere Zeit auf das Werk und
den Autor gefesselt halten, hervorzurufen. Eine feine, ehrliche, von künstlerischer Gewissenhaftigkeit und ernstem Streben zeugende Arbeit, nicht für die
große Menge geschaffen, voll modernen Geistes und von moderner Technik,
ohne die verletzende Abnchtlichkeit der Neuerer aus Berechnung, und ohne die
Rücksichtslosigkeiten genialer Stürmer, fand es den Beifall der Jungen und
gab es den Alten keinen Anlaß, sich zu bekreuzen. Aus beiden Lagern
rekrutirte nch der Kreis der Kenner, die durch die subtile psychologische
Analytik dieses modernen Ehedramas gefesselt wurden und in seinem Schöpfer
ein neues Talent, eine neue Persönlichkeit freudig begrüßten, die Hoffnungen
erweckte und Verheißungen gab. Für Massenerfolge schien freilich diese
feine dramatische Begabung, welche die Bühnenwirkung zwar augenscheinlich
beherrschte, aber den theatralischen Effect nicht suchte und mit ehrlichen
Mitteln arbeitete, nicht geschaffen. So konnte die Wirkung von „Drei"
wie von „Winterschlaf" naturgemäß keine so allgemeine sein, wie die

der Sensationsdramatiker und der fixen Schwankfabriknnten, die die Nerven
oder das Zwerchfell uin jeden Preis zu erschüttern für ihre Aufgabe betrachten.
Die Neigung für das Drama ist bei Dreyer nicht, wie bei manchen
Andern, welche zur Bühne weniger inneres Bedürfnis;, als praktische Erwägung
geführt hat, eine künstlich angezüchtete. Sie geht bis in seine Kinderjahre
zurück. Schon als Quintaner verübte er eine Tragödie „Heinrich der Löwe",
und nachdem er als Tertianer zum ersten Male in's Theater gekommen,
war er für die'Welt des Scheins von leidenschaftlicher Schwärmerei erfüllt,
die sich in verschiedenen Jambendramen 'entlud. Es braucht wohl nicht
besonders hervorgehoben werden, daß diese Dramen später dem Feuer überantwortet wurden. Seine Frohnatur hat Max Dreyer von seinem tempermnentund humorvollen Vater, einem Volksschullehrer in Rostock, wo der Dichter
am 2ö. September 1862 geboren wurde. Den zweiten ernsten Grundzug
seines Wesens, wie es sich in seinen Schöpfungen widerspiegelt, gab ihm
die Mutter, die er als eine tiefe, innige Natur bezeichnet. Einfache Verhältnisse waren es, in denen der Knabe aufwuchs, aber die Sonne eines
überaus glücklichen Familienlebens vergoldete und durchwärinte sie. So
nahm er als bleibendes Gut die Erinnerung an eine heitere, schöne Kinderzeit mit in's Leben, als er, 17 Jahre alt, zur Universität ging. In früher
Jugend hatte er wohl davon geträumt, Seeninnn zu werden; doch das war
vorübergegangen, und ebenso erstarben die mystischen Neigungen, die sich in

ihm geregt. Sie haben nicht die mindeste Spur zurückgelassen, und wer
Dreyer aus seinen Werken kennt, mit ihrer jeden Occultisten und Symbolisten
gewiß beleidigenden Klarheit und Helligkeit, welche keine Verschwommenheit
und ahnungsvolle Dämmerung duldet, welche die Contouren so scharf und
rein, Vorgänge und Gestalten so unzweideutig faßbar hervortreten läßt, der
wird nie auf den Gedanken kommen, daß je die Nebel des Mysticismus diesenr
hellen, scharfen Auge die Dinge der Welt lockend und trügend umschleiert.
Von der Theologie wandte sich Dreyer, der die Universitäten Leipzig und
Rostock besucht hat, ab und germanistischen Studien zu, insbesondere befaßte
er sich mit deutscher Culturgeschichte. Im März 1884 vromovirte er auf
Grund seiner Dissertation „Der Teufel in der deutschen Litteratur des
Mittelalters". In demselben Jahre bestand er das Oberlehrerexamen, absolvirte das Probejahr in Malchin (Meyenburg), worauf er als wissenschaftlicher Hilfslehrer nach Bockenheim-Frankfurt a. M. ging. Von hier zog er
1888 nach Berlin, trat in die Redaction der „Täglichen Rundschau" ein
und übernahm dann die Leitung ihres Feuilletons. Ostern d. I. hat er
die redaktionelle Thätigkeit niedergelegt. —
Bevor Dreyer sich mit dein Drama „Drei" die Bühne eroberte und
damit sich in die Reihe derjenigen gestellt, deren Namen nicht mehr von
einem Tag zum andern vergessen werden, und auf die man erwartungsvoll
die Blicke gerichtet hält, waren zwei Bücher von ihm erschienen: „Ein

Liebestraum und eine Ehegeschichte" (Dresden, (5. Pien'on) und „Frauenmille" (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag sT. HauW. — Die zwei „Skizzen" — so bezeichnet der Autor selber die beiden in dem erstgenannten Buche vereinigten Arbeiten: eine Strandgeschichte „Liebestraum"
und ein vom Verfasser als „Ehegeschichte" bezeichneter Einacter „Zweifel",
sind bei aller jugendlichen Unreife doch für den Kenner von Drewers
Schöpfungen von Interesse, weil wir hier als Keim wiederfinden, was
später als Blüthe und Frucht uns erfreut. Der Erzähler ist hier noch dem
Dramatiker weit überlegen. Die Gegenüberstellung von einfacher ländlicher
Natürlichkeit und naiver Hingebung mit selbstgefälliger Großstadtbildung
und leichtfertigem Lebemenschenthum, in weiteren! Sinne von Natur
und Cultur, die mehrfach bei Dreyer begegnet, ist hier schon mit Glück
durchgeführt, und die beiden Hauptpersonen, die einfache Flscherdirne, die
ihren ersten Liebestraum träumt, und der Berliner Schwerenöther, der nur
einen Zeitvertreib, eine Würze für das Badeleben sucht, sind ebenso wie
die Nebenpersonen mit sicheren Strichen gezeichnet. Charakteristisch ist der
Schluß: Als die arme Dirne merkt, daß der feine Herr Müller mit ihr
nur gespielt, als sie erfährt, daß er sie nicht mit nach Berlin nehmen kann,
wie er ihr in Aussicht gestellt, weil er bereits verheirnthet ist, da — jammert
und klagt die Enttäuschte nicht, sie geht nicht in's Wasser und stirbt nicht
am gebrochenen Herzen, sondern —: „Eine furchtbare Ohrfeige schloß ihm
den Mund, und jäh taumelte er zur Seite. Hochaufgerichtet stand Minnas
mächtige Gestalt." — Man rergleiche damit den Schluß der in diesem
Hefte abgedruckten Komödie, die auch durch ihren Titel an jene Erzählung
erinnert. Auch in ihr rechnet in so bündiger Weise die getäuschte Frau
mit ihrem vielseitigen Bewerber ab. Freilich steht diese Schlagfertigkeit der
selbstbewußten, selbstherrlichen und handfesten mecklenburgischen Gutsbesitzerin
natürlicher zu Gesicht, als der armen, dienenden Fischerdirne. — An getäuschter oder unerwiderter Liebe gehen Dreners Frauengestalten nicht zu
Grunde; dazu ist das Persönlichkeitsgefühl, das sie auch bei der Hingabe an
den geliebten Mann nicht völlig verlieren, in ihnen zu stark entwickelt. Das
Ziel, das in der Frauenbewegung zu Tage tritt, die Fesseln der Abhängigkeit vom Mann zu lösen, völlige Selbstständigkeit, nicht nur die äußere, ivitthschaftliche, sondern auch die innere, die geistige, zu erringen, sich neben dem
Manne, womöglich über ihm frei zu behaupten, Dreners Frauen haben's
erreicht. Sie sind nicht blos Geschlechtsivesen und als solche dem an
Willenskraft und Geistesstärke überlegenen Manne nehrlos preisgegeben.
Die Liebe ist nicht ihr Ein und Alles; sie gehen über sie, falls sie sich als
Trug erweist, ohne Weiteres zur Tagesordnung über und reißen kurz entschlossen die Neigung zu dem Unwürdigen, zu dein Manne, der ihnen dnrch
Schwäche verächtlich geworden, aus dem Herzen. Sie sind — eine natürliche Folge des Processes, der sich in der Fraucnfrnge vollzieht, — nach der
Willens- und Verstandesseite hin stärker entwickelt; ja, mitunter dem Mann

überlegen. „Frauenwille" ist der bezeichnende Titel des Dreeschen
Novellenbandes; und als Träger des modernen Individualismus wählt sich
Dreyer ein Weib. Marie in der „Geschichte einer Denkerin" ist in der
Conseguenz, mit der sie ihre Theorien im Leben praktisch zu betl'ätigen
sucht, in dem Fanatismus, mit welchem sie ihren Glauben an den Individualismus als die erlösende Macht predigt, die allein die Welt von ihrer
sittlichen Fäulniß und socialen Kümmernis; zu befreien, die allein die zur
Naturgewalt gewordenen, eine neue Knechtschaft der Menschheit bedeutenden
Ideen des Communismus zu überwinden rermöge, — ihren männlichen Genossen überlegen. Aber auch die eiserne Gedankenrüstung dieser „Walküre
des Ceistes" hat eine Lücke: die Geschlechtlichkeit. Sie muß schließlich empfinden, daß sie Weib ist, die Starrheit ihres in abstractem Denken ausgehenden Wesens schmilzt vor der frischen Lebenswärme, dcr Lcbeögluth

des Mannes, der sie begehrt. Abcr auch in der Hingabe bleibt sie
Fanntikerin der Theorie; nur in freier Liebe, nicht durch den Zwang der
Ehe gefesselt, will sie ihm angehören. Aber die Gedankenfracht, mit der
ihre Liebe belastet ist, ihre Furcht vor Vorlust ihrer Persönlichkeit, ror
willenloser völliger Hingabe, ror unbekümmertem Genuß, lassen den Mann
nicht völlig glücklich werden. Und als sie ihn schließlich, mürbe gemacht durch
die Nadelstiche des Lebens, auf immer gesetzlich an sich gefesselt, verliert üe
ihn innerlich: er wird ihr untreu; und sie sagt sich von ihm los. Dann
aber wird sie Mutter, und „als das kleine Wesen nn ihr herauskroch, mit
schnüffelndem, suchendem Munde und stch ihr an die Brust legte und in
erster Daseinsfreude, die Händchen ror Behagen knimmend, trank und trank
— da durchrieselten sie Schauer ungeahnter Wonne, und der Dämmerschein nngekannten Glücls ging in ihr auf —
Leichter ist es dem Naturmenschen, die Ursprünglichkeit des Wolle ns
und Handelns, den ungebrochenen Charakter zn bewahren, als dem von den
Feinheiten conventioneller Bildung angekränkelten, von ihren Reizen und
Genüssen abgestumpften Geist, der die „zwei Seiten" jeder Sache sucht und
dem das leidige Theoretisiren Entschluß und Thatkraft lähmt. „Wissen ist
eine Macht. Aber Kraft — Kraft ist es nicht. Oft ist es sogar Schwäche."
Und Kraft ist das Einzige, was Frau Emmi, die vornehme Weltdame in
der Erzählung „Jochen Jürgens", der umfangreichsten Erzählung des
Novellenbandes, die sich in gewissem Sinne mit der oben kurz charakterisirten
Jugenderzählung berührt, anerkennt. So nimmt snicht der geistreiche
Ör. Helms, sondern der einfache Fischer Jochen Jürgens >ihre Sinne gefangen, weil sie in diesem Naturmenschen eine ganze Persönlichkeit findet,
und da er, als ihr Mann, in der Großstadt im sichern Hafen einer sorglosen Existenz, die sie ihm verschafft, an seiner Ursprünglichkeit und Unabhängigkeit scheinbar Einbuße erleidet, da fühlt sie ihre Liebe schwinden, da
reizt sie ihn durch das verächtliche Wort, daß er blos der Mann seiner
Frau sei, zu einem Ausbruch elementaren Zornes, der sie als eine Offen-

barung seiner ungebrochenen Männlichkeit berauscht, und als er sich stolz
und trotzig wieder auf sich selbst stellt und das wird, was er war, giebt
sie sich von Neuem und für immer dem Stärkeren zu eigen. — Die Erzählung ist mit mancherlei socialen Betrachtungen, mit mancher geistvollen
Reflexion und treffenden Beobachtungen gewürzt, doch ist der Verfasser nicht
von dem Vorwurf freizusprechen, dnh er, wie die Denkerin Marie, allzu sehr
in's Theoretisiren und Predigen geräth und seinen Stoff mit einer epischen
Breite behandelt, die bei einem Dramatiker befremdet. —
Eine „Iunggesellentragödie" nennt Dreyer die dritte, recht ergötzliche
Erzählung „Der Hängeboden", die einen schwachen Mann zwischen zwei
Willensstärken Frauen zeigt. Der hübschen Wittwe, die ihn Heirathen null,
liefert ihn seine ästhetische Natur aus, der Andern, einer alten Haushälterin,
gegenüber, ist er durch sein Mitleid wehrlos; aus dem Joche, das ihm die
sanft beharrliche wehleidige Alte auferlegt, flüchtet er sich dann lieber in die
Arme der reizenden Wittwe.
Aus der Schwäche des Mannes ersteht auch in dem Drama „Drei"
das Verhängnis, welches das Glück der Ehe zerstört, dem Gatien die Liebe der
Frau raubt. Diese Schwäche ist das Ergebnis; geheimen Schuldbewußtseins.
Karl Genzmer hat einst das Vertrauen eines Freundes getäuscht, damit hat
er in sich selbst die Kraft des Vertrauens getödtet. Als die Vergangenheit
wieder vor ihm ersteht in dem Manne, dessen Weib er verführt, da erfaßt
ihn Furcht vor der drohenden Vergeltung; der Zweifel gegen den Freund,
der bisher der willkommene Hausgenosse der beiden Gatten gewesen, und
gegen sein treues Weib vergiftet sein Denken und offenbart die ganze Zerrissenheit und Schwäche seiner psychisch überreizten Natur, und sein unwürdiger
Verdacht vollbringt, was nur ein Wahn gewesen: sein Weib, das er sich
entfrenidet, wendet ihr Herz dem physisch und seelisch gesunden Freunde zu,
und ob dieser auch nur brüderliche Gefühle ihr entgegenbringt — dem Gatten
kann sie nicht mehr angehören, dem sie keine Liebe mehr geben kann. Sie
geht von ihm — und als er verzweifelt zusammensinkt, erscheint, wie ein
Sinnbild der Nemesis, der olte Freund, den er einst betrogen. — Wie hier
nicht aus den äußeren Verhältnissen, ja, nicht einmal aus einem Zusammenwirken von äußeren Verhältnissen mit seelischen Factoren, sondern lediglich
aus einer psychischen Erregung heraus das Schielsnlsnetz gewebt wird, in das
drei Personen verstrickt werden, wie hier Seelisches in dramatische Action
umgesetzt ist, das zeugt von einer Kunst, die an dem großen Norweger sich
geschult hat, ohne doch im Wesentlichen mit ihm verwandt zu sein. Man
kann diese Kunst recht würdigen, wenn man das Drama mit dem jugendlichen Vorläufer „Zweifel" vergleicht, in welchem Dreyer bereits einen Versuch gemacht hatte, das Problem von „Drei" zu bewältigen, ein Versuch,
der freilich mit noch unzulänglichen Mitteln unternommen wurde. Hier ist
Alles übertrieben, von dem allzu stark in's Pathologische gezeichneten Ehemann an, bis zu der brutalen Katastrophe, zu de^ wir im raschen Tempo

weniger Scenen geführt werden. Das Streben nach sinnfälliger Wirkung
ist hier stärker als das nach innerer Motivirung, und die dramatische Technik,
die wir in „Drei" bewundern, noch von mitunter gefährlicher Unbehilslichkeit.

Wie eine mit grellen Farben hingeworfene Skizze neben einem fein abgetönten, sorgsam ausgeführten Gemälde, muthet uns die Ehegeschichte
„Zweifel" neben dem Ehedrama „Drei" an, in dem ich nur die Gestalt
Paul Bollerts, des alten betrogenen Ehemannes, die in das feine Seelengemälde ein mich störendes theatralisches Element bringt, wie einen falsckien
Ton empfinde, so einleuchtend mir das Bedttrfniß des Dichters erscheint,
durch diese die Vergangenheit näher rückende Gestalt das dramatische Motiv
zu verstärken.
In seinem nächsten Drama zeigt Drener nicht das Individuum im
Kampf mit sich selbst, sondern mit der Umgebung, die Persönlichkeit in den
Fesseln des Milieus, und die Kämpfende und Unterliegende ist ein Weib,
wie in Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang", mit dem sich Drewers Drama
in gewissem Sinne in Parallele stellen läßt. Auch der socialistische Schriftsteller fehlt bei Drener nicht, dessen Erscheinen die noch halb schlummernde
Kraft in dem Weibe weckt, sie zum völligen Bewußtsein der Unerträglicbkeit
ihrer Lage bringt, ihr die große Sehnsucht einstößt, deren Nichterfüllung
Tod bedeutet. Aber nährend Hauptmanns Drama vom giftigen Fäulnißgeruche sittlicher Verkommenheit durchhaucht, und es ein ekler Sumpf ist,
in d^n die reine Mädchenblume Helene verpflanzt morden, weht es uns aus
Dreners Drama wie reine, aber scharfe Winterluft entgegen, die zuletzt einschläfert und nicht minder tobtet, wie die Miasmen des Sumpfes. Hei
Hauptmann ist der Antagonismus zwischen dem Weibe und dem Milieu
mehr moralischer, bei Drener mehr intellektueller Art. Es ist begreiflicb,
daß im ersteren Falle unsere Theilnahme von vornherein eine intensivere,
unsere seelische Erschütterung eine stärkere ist. Und wenn der morasterfüllte
Abgrund sittlicher Verkommenheit, den Hauptmann rücksichtslos aufdecit,
unfern Abscheu erregt, so wird doch dadurch uns der Entschluß Helenens,
nachdem die Hoffnung auf Rettung durch Loth ihr genommen, durch Selbstmord
sich zu befreien, um so begreiflicher, um so mehr zur Nothwendigkeit. Helenens
Tod erschüttert uns, und zugleich empfinden wir ihn als Befreiung, wie
immer, w-enn nur keinen andern Ausweg sehen. Im Gegensatz dazu hat
man die Katastrophe in Dreyes „Winterschlaf" bemängelt, man hat sie als
peinlich bezeichnet. Warum wirkt sie peinlich? An sorgfältiger Motivirung
hat es Dreyer nicht fehlen lassen; die Gewaltthat des rohen ungeliebten
Bräutigams, der die Gattenrechte vorweg nimmt, um sich den Besitz des
Mädchens zu sichern, erscheint als zureichendes Motiv für den Selbstmord
Trudes. Aber nur unser Verstand giebt das zu, ohne daß unser Gefühl
sich völlig mitreißen läßt. Warum nicht? Weil wir die dunkle Empfindung
haben, daß eine Persönlichkeit wie die Trudes, d!e nicht in dem Maße
Weib ist, wie z. B. Helene, nicht so im Geschlechtlichen wurzelt, durch die

Verletzung ihrer physischen und seelischen Jungfräulichkeit nicht im tiefinnersten
Kerne .ihres Wesens getroffen ist, daß nicht ihr eigentlicher Lebensnerv
getödtet ist, mag auch in der zart aufgekeimten Neigung für den Gast eine
größere Sensibilität nach dieser Seite hin in's Gewicht fallen. Wir haben
die Empfindung, daß eine Natur wie Trudes über diesen Punkt doch hinweg
kommen könnte, da sie das Wesentliche erreicht, sie die Fesseln des Winterschlafes gesprengt hat, da ihr die Bahn frei ist zur Entfaltung
und Bethätigung ihrer Kräfte, zum Wirken in der großen Welt da draußen, in
die ne einst einen Blick thun durfte und in die sie nun zurücl kehren darf.
Es ist nur ein Zweifel, der bei der Aufführung, halb unbewußt, dem Zuschauer aufsteigt, aber er genügt, uin die tragische Wirkung abzuschwächen.
Als Charakteristiker und als Stimmungskünstler hat,Dreyer in diesem
Drama bisher das Beste geboten. Die einschläfernde Monotonie eines
Wintertages in einem einsamen verschneiten Forsthause zu schildern, ist
dein Dichter ebenso geglückt, wie die plastische Ausarbeitung der Gestalten.
Den Problemen, die Dreyer vornehmlich in der „Geschichte einer
Denkerin" und im „Winterschlaf" von ihrer ernsten Seite gefaßt, einmal
als Humorist beizukommen, mußte ihm nahe liegen, fällt doch schon in jenen
ernsten Werken manch humoristisches Streiflicht auf die Frauenfrage,
das zugleich verrieth, daß in Dreyer auch das Zeug zu einem Lustspieldichter steckt. Zwar ist Dreyer bescheiden und ehrlich genug gewesen, die
Bezeichnung Lustspiel für seine beiden heiteren Bühnenstücke: „In Behandlung" und „Eine"*) zu vermeiden, „Komödie" heißt er das erstere,
„Schwank" das letztere. Das wird man jedoch zugeben müssen, daß diese
Komödie und dieser Schwank dem Lustspiele, das wir ersehnen, ebenso nahe
kommen, wie andere Bühnenwerke, die sich diesen Ehrentitel anmaßen, ihm
ferne bleiben. Nach der Seite der Charakteristik hin darf „In Behandlung"
dreist als Lustspiel gelten, wird doch auch die komische Wirkung nicht durch
künstlich herbeigezogene Späße und Verwechselungen, sondern aus der Idee
des Stückes gezogen; dagegen hält sich die Handlung nicht frei von Voraussetzungen, die man nur in einem Schwank gelten zu lassen geneigt ist. In
der Komödie sind zwei Themen mit einander verwoben oder vielmehr, sie
lösen einander ab: das eine ist der Kampf der modernen, selbstständ!gen
Frau mit der Convention, dein Philisterthum, das andere der des Weibes
gegen den stärkeren Mann. Das Fräulein Doctor Liesbeth Weigel führt
den Kampf gegen die kleinstädtische Beschränktheit, die Dreyer mit dem
scharfen Griffel des carikirenden Satirikers schildert, mit einer unnöthlgen

brüskirenden Verve, die mit dem praktischen Ziele, das sie als pntientenbedürftige Aerztin verfolgt, sich nicht recht vereinen läßt und insofern nicht
wahrscheinlich ist, aber aus dem Charakter der Liesbeth, deren Willensstärke bis zu einem selbstvernichtenden Trotz sich steigert, wohl zu begründen
*) Verlag von Georg Heinrich Meycr, Lcip^i?.

ist. Daß sie sich mit einem männlichen College«, der sich gleichfalls der
Abneigung der Kleinstädter erfreut, und der in ihr das Weib zu überlisten
sucht, durch eine Scheinehe assoc.irt, weil ihnen beiden dann die Kleinstädter
„kommen müssen", ist nicht recht begreiflich. Diese Motivirung leuchtet den,
Zuschauer weniger ein, als dem Fräulein Doctor. Aber die Patienten
strömen thatscichlich herbei. Und nachdem dieses Ziel erreicht, handelt es
sich für den Herrn Doctor darum, die Scheinehe in eine wn-kliche zu verwandeln, hier unterliegt der widerstrebende Frauenwille dem stärkeren des
Mannes. Man hat die humoristischen Wendungen in dem zweiten Theil
der Komödie, der sich um die heikle Frage der Vereinigung der getrennten
Schlafzimmer dreht, als handgreiflich und derb empfunden. Mir erscheinen
sie natürlich, als der Situation angemessen, dem Milieu angepaßt. Dreyer
kennt die Bewohner der Hafenstädte und des Seestrandes Pommerns und
Mecklenburgs, und seine Gestalten ron der Wasserkante, wie der prächtige
Onkel Christian, der alte Schiffscapitän, sind von behaglichster, überzeugendster
Lebensfülle.
Das Thema von der freien Liebe, das Dreyer in der „Geschichte einer
Denkerin" angeschlagen, hat er humoristisch in dem Schwank „Eine" behandelt. Aber was bei der Denkerin Marie eine sittliche Ueberzeugung, ist
bei den westfälischen Bauern, die nach dem Vorbilde der Wiedertäufer in
Münster die Vielehe einführen wollen, ein Ausfluß der Sinnlichkeit, die sich
ein social-religiöses Mäntelchen umhängt. Das Historische ist hier nichts
Wesentliches, es ist zur Motivirung der Handlung und zu einer das heikle
Problem gefällig mildernden Verschleierung gewählt, zu der auch der Vers
beiträgt. Mit kräftigem Humor, der doch der Gefahr, in's Zotenhafte zu
verfallen, die hier so nahe lag, aus dem Wege geht, ist die Drei-Ehe des
ehemaligen Landsknecht Friede! geschildert, die damit endet, daß der geplagte
Ehemann die drei Frauen an die Luft setzt und der Jugendliebe, die er
stürmisch zu erobern gedachte und die dem übermüthig Siegesgewissen sich
entzog, sich in treu werbender Minne zuwendet. So gipfelt der Schwank in
dem Siege reiner Liebe über Sinnlichkeit, der Einehe über die Vielehe.
Dreyer hat für diesen Schwank mit kluger Berechnung kurze Reimverfe gewählt, und wer an Halbes gleichen gescheiterten Versuch in seinem „Ameriknfahrer" denkt, wird das Geschick, mit dem Dreyer den Vers in dem
Stoffe adäquater Form gehandhabt, um so freudiger anerkennen. Der ganze
Schwank, mit kecker und sicherer Hand hingeworfen, erfüllt von dem natürlichsten, frisch quellenden Humor, von farbiger Lebensfülle, hat in der That
etwas von dem Reize der Bilder der Altniederländer an sich, an die in
einer Recension des Schwankes erinnert wird. Die Moral ist freilich nicht
sonderlich originell; es fehlt eine so tiefe Perspective, wie sie sich z. B. in
Anzengrubers „Kreuzelschreiber" uns öffnet, um das Stück aus der Sphäre
des Tchwcmks, aus der es im Uebrigen heransstrebt, emporzuheben. —
Wir glauben, daß Dreyer auf dem Wege ist, uns das Lustspiel zu

schaffen, dessen mir bedürfen, das uns von der Schwankmisere befreien kann.
„In Behandlung" und „Eine" sind verheißungsvolle Anläufe dazu. Mag
man auch seine ernsten Dramen „Drei" und „Winterschlaf" höher schätzen,
trotzdem dünkt uns, daß Dreyer in Zukunft sein Höchstes auf dem heiteren
Gebiete leisten wird. Für tragische Stoffe scheint uns Dreyer der elementaren Ursprünglichkeit, der tiefen Leidenschaftlichkeit zu entbehren. Die Macht
der großen Tragiker, unsere Herzen zu erschüttern, steht mit ihrer Fähigkeit,
ihre Seele erschüttern zu lassen, im Einklänge; sie waren von ihren, Stoff
bewältigt, bevor sie daran gingen, ihn künstlerisch zu bewältigen. Die Werke
der tragischen Genies sind Selbstbefreiungen, Schöpfungen, hervorgegangen
aus schmerzlichen Erweiterungen der Seele, um mit Heine zu reden. Dreyer
gehört zu denen, die mehr von außen an den Gegenstand herantreten, in ihn
eindringen; mit dem Verstände, mit psychologischem Spürsinn sucht er ihm beizukommen. Er wird weniger von den modernen Problemen ergriffen, als
daß er ihnen nachgeht, ne durchdenkt, sie sich zu eigen macht, sich für sie erwärmt, bis seine Phantasie befruchtet ist. Was auf solchem Wege künstlerisch
zu erreichen ist, erreicht Dreyer; er besitzt neben der analytischen Gabe auch die
synthetische, er besitzt die Fähigkeit des Gestaltens. Ein ausgeprägter Kunstverstand scheint uns das hervorstechendste Merkmal bei Dreyer. Dieser macht
ihn zum Künstler des wohlerivcgencn Maßes, der sich im Gehalt wie in
der Form seiner Werke offenbart. Dreyer ist kein Mann der Extreme, der
Rücksichtslosigkeit. Man kann ihn einen gemäßigten Naturalisten nennen,
wenn man auf das Beiwort einen nicht zu geringen Nachdruck legt. Er
wählt moderne Stoffe; er spielt auch mit bedenklichen Motiven; aber das
Aeußerste, das Brutal-Nackte, das Perletzende vermeidet er; er hat von der
modernen Technik sich zu eigen gemacht, was den Forderungen nach größerer

^ebenswahrheit und Natürlichkeit entspricht, ohne geflissentliche Nichtachtung
der in der Natur des Dramas begründeten, berührten Regeln. Er ist
kein litterarischer Revolutionär und will es nicht sein. Er ist kein dramatischer Kraftmensch, ihm liegt der Sinn für das Maß im Blute, darum
aber wird er auch, wiederholen wir, nicht auf dem tragischen Felde den
höchsten Preis davontragen. Er scheint uns der kommende Mann für das
moderne Lustspiel, lieber kurz oder lang nird er uns gewiß eine dramatische Schöpfung beschceren, der cr sich nicht scheuen wird, nn Stelle der
zaghaften Bezeichnungen „Komödie" und „Schnank" den Titel Lustspiel zu
geben. Doch man soll nicht prophezeien. Der Dichter wird schaffen, wie
er seiner Natur nach soll und muß, und wenn er als Tragiker uniere
Prophezeiung zu Schanden macht, soll's uns nicht leid thun.

Im Kampf mit dem Grabe.

Novelle,

von

Dietrich Lheden.

— Berlin. —

I.

Johann Pries, der betagte Diener der Gutsherrschaft von Depenau,
schloß im ersten Stockwerk des altersgrauen Herrenhauses eilig
die Fenster. Sein runzliges Gesicht erschien noch faltiger als
sonst, und in den blauen, wässerigen Augen spiegelte eine Unruhe, die in
dein schwarz und drohend aufsteigenden Gemitter nicht allein bearündet sein
konnte. Der dicke Läufer auf dem Corndor dämpfte die Schritte des
Eilenden zur Lautlosigkeit, trotzdem ging der Alte noch behutsam auf den
Zehen und schrak zusammen, als von der Treppe her eine gedämpfte
Stimme ihn anrief.

„S—st!" er legte den Finger auf den welken Mund und deutete ,nit
dein Kopfe über die Achsel mahnend nach einer Zimmerthür.

„Hort sie nich," beruhigte der noch auf den obersten Stufen der
Treppe stehende juuge Mensch, Johanns Neffe, wie dieser Diener der Gutsherrschaft uud dein Alten zur Unterstützung zugewiesen. „Is sie all auf?"

Johann verneinte durch ein Kopfschiitteln, näherte sich, nachdem er das
letzte Fenster geschlossen, der Treppe uud fragte kurz: „Na, is was?"

„Der Wagen is eben weg," tuschelte der Jüngere. „Nu noch ein paar
Stunden. Dann is er dn. Du, Onkel Johann, was is er noch?"

„Wirklicher Geheimer Rath —"

„Un was soll ich zu ihm sagen?"

„Excellenz -"

„Onkel, ich wollte, der kehrte uns erst wieder den Rücken zu —"

„Dummer Bengcl, das darf man denken; sagen thut man das nich."

„Der Jnspector hat's aber auch laut gedacht," entgegnete der Andere,
und die Schadenfreude lachte aus seinem jungen, frischen Gesichte.

„So?" fragte Johann und gab sich nur wenig Mühe, ein Schmunzeln
der Befriedigung vor dem eben noch gemaßregelten Jungen diplomatisch zu
verbergen. „Hat er? Na, un is er nach dem Bahnhof mitgefahren?"

„Bewahre, der sitzt unten, bei der Mamsell, weißt Du. Eine schöne
Empfehlung hat er mitgegeben, un die Ernte drängte, un der Jnspector
müßte bei den Leuten bleiben — Excellenz möchten gütigst entschuldigen!"

Johann zog die Brauen hoch, und in dem alten Gesicht strahlte es
mann auf.

„Auf den kann man sich verlassen," murmelte er. „Einen Besseren
könnte unsere Gnädige nich finden. Un einen Katzenbuckel — den hat er
«ich, un den kriegt er nich. Nee. — Hast Du all Blumen geschnitten, Fritz?"

„Für die Gnädige?"

„Na, für wen sonst?"

„Tu sagtest mir dock', Onkel —"

„Ach so. Jawoll. Hol 'ne Handvoll mit, aber nich die besten
Du weißt schon. Für den Herrn Geheimen sind sie lang gut."

„Ja, Onkel. Aber soll ich wirklich welche schneiden? Sie
werden all was knapp, un dann hat nachher die Madame keine mehr —"

Johann überlegte.

„Na, Du kannst es ja vergessen," gab er vorsichtig zu.

„Onkel, Hab' ich all vergessen!" versicherte der Andere vergnügt, machte
stürmisch Kehrt und war mit drei Sätzen polternd die Treppe hinunter.

„Donnerstag! Racker!" knurrte der Alte, und in seinen hageren Zügen
kämpfte der Stolz anf den Jungen mit dein Unwillen über den verursachten Lärm. „Ich werde dem großen Schlingel doch mal wieder die Ohren säumen müssen," murmelte er und dachte an eine passende liebevolle
Aufmerksamkeit. Er verharrte noch ein paar Augenblicke auf seinem Platze
und verschwand dann in seinem nahe der Treppe gelegenen kleinen Zimmer.

Das nach einer Stunde losbrechende Unwetter ließ ihn wieder auf den
Corridor treten und nach seine»! Neffen Ausschalt halten. Fritz hatte sich
am äußersten Ende des ausgedehnten Gartens befunden; er hatte die
Sturmmarnzeichen nicht beachtet und war von dem plötzlich niederströmenden
Regen überrascht worden. Mit langen Sätzen eilte er auf das Herrenhaus

zu, stürmte die Treppe empor und schüttelte sich, oben angelangt, wie einPudel.
„Nu sind sie gleich besprengt," sagte er mit Humor und wies mit den
lachenden Augen auf den mächtigen Strauß Blumen, den er mit beiden
Händen umklammert hielt. „Du, Onkel —", er trat dicht an den Alten
heran und flüsterte beziehungsvoll: „nu sind sie all unterwegs — hihi!"
Johann verstand ihn nicht gleich oder stellte sich so.
„Der Kutscher mit dem Geheimen, meine ich," erläuterte Fritz nachdrücklich.

„Ja so. Hin —" brummte Johann reservirt, holte aus dem Salon
der Gnädigen eine Alabastervase, stellte sie in seinem Zimmerchen auf und
sah nachdenklich zu, wie der Neffe die Blumen geschickt hineinordncte.
„Schön, Jung'," lobte er, als Fritz fertig war.
„Fein, was?" fragte der selbstzufrieden.
„Ja, ja. Jung' . . . Hm, sag mal, Fritz, was für'n Wagen is denn
— nach dem Bahnhof —?"
„Der Jagdwagen, Onkel!"
„Der? — Warum nich die Kutsche?"
„Die is nich in Ordnung, lagt der Jmvector —"
„So? Was fehlt denn?"
„Weiß ich nich. Steht beim Schmied drüben —"
„Nanu, seit wann denn?"
„Klock sechs haben sie sie hinübergezogen. Der Nademacher hat auch
mit nachgesehen —"
„Bei dem Wetter der offene Wagen!"
„Schön — was?" fragte Fritz mit unverhohlenem Triumph.
„Döskopp!" zürnte der Alte, mährend es um seine Mundwinkel verrätherisch zuckte. „Bosheit von diesem Inspektor. Hahaha. —" Ei-konnte
sich doch nicht beherrschen.
Fritz stimmte in das Lachen mit ein, und minutenlang freuten sich die
beiden Verwandten in schönster Harmonie.
„Du, nu mach' aber," mahnte dann freundlich der Alte. „Wirf Dich
in Deinen Sonntagsstaat — gelbe Gamaschen — weiße Binde — un
Deinen Strnmwelkopf mal ordentlich glatt gemacht. Noch ein bischen Frist,
dann heißt es: stillegestanden. Knir, Fritz — so! Un: ‚unterthänigster
Diener-, Ercellenz'. Un dann flink dem Herrn Geheimen rausgeholfen un
nach oben, un wenn er trocken is, un die Gnädige null ihn sehen — na,
denn zu . . . Die arme Madame; erst das Unglück, un dann den auch
noch. — Na, nu sput Dich, Jung." —
Als der Jagdivagen mit dem Gaste über das holprige Pslaser des
Gutshofes rollte, goß der Regen noch in Strömen. Der Geheimrath Kurt
von Bodner mar bis auf die Haut durchnäßt, warf dem ruhig zur Begrüßung an den Wagen tretenden Inspector einen vernichtendeil Blick zu und
eilte, ohne den Gruß mit einem 4aute oder einer Bewegung zu erwidern,
in's Haus. Fritz hob einen schweren Koffer vom Kutschersitz und folgte dem
Gaste schleunig.
Der Geheimrath befand sich in stm-k gereizter und darum rüÄsichtslos
kampflustiger Stimmung. Er ließ sich beim Wechseln der Toilette von
Jobann bedienen, schüttelte sich ein paar Mal fröstelnd und zeigte eine
immer mehr steigende Erregung. Fritz serrirte Fleisch, Eier, Brühe und
Thee; als er, durch den unablässig auf ihn gerichteten, funkelnden Blick des
Rathes unsicher gemacht, einen Theelöffel zu Boden fallen ließ, stampfte Herr

von Bodner zornig mit dem Fuße auf, wies mit dem ausgestreckten Ann
auf die Thür und zischelte: „Ich will Ihm — lasse Er Tölpel sich nicht
wieder sehen!"
„Huh!" stieß Fritz verblüfft und aufathmend hervor, als er die Thür
hinter sich zugezogen hatte und sich sicher fühlte. Er schnitt eine Grimasse,
machte eine lange Nase gegen das Zimmer und entfernte sich nach der
Küche, um bei der Mamsell über seine Aufnahme Bericht zn erstatten.
„Puh," sagte er, „so hat er's gemacht —" und er covirte den Rath und
hatte mit der komisch gravitätischen Haltung, dem ausgestreckten Arm und
den rollenden Augen die Lacher auf seiner Seite.
„Ja, Fritz," mahnte dann die Mamsell, eine sympathische, fast auffallend jugendliche Erscheinung, mit freundlichem, offenem Wesen, „es ist aber
eigentlich Nichts zum Lachen. Die Ercellenz wird unserer armen Gnädigen
das Herz schwer genug machen."
„So, wird er?" fragte Fritz, und in dem eben noch nbermüthigen,
knabenhaften Gesichte zeigte sich plötzlich merkwürdig gereifter, entschlossener
Ernst. „Wird er?" wiederholte er drohend. „Hat er ihr was zu sagen,
I,m? Ueberhaupt: was kommt er? Er hätte in Berlin bleiben sollen.
Hat ihn Jemand gerufen? Was unsere Madame thun un was sie nich
thun will, weiß sie allein un geht Niemand nix an un den steifen Papierrath eyt gar nich —"
Krach! flog die Küchenthür in's Schloß, und durch den Regen schritt
Fritz bloßen Hauptes über den Hof nach dein Pferdestall. Die beiden Reitpferde der Gutsherrin waren feine Lieblinge, denen er jeden Tag wiederholt

seinen Besuch machte. Er klopfte ihnen den schlanken Hals, kletterte zwischen
ihnen auf die Krippe und brütete selbstvergessen vor sich hin . . .
Nach eingenommenem Frühstück tauschte Herr v. Bodner das vorübergehend angelegte, seidengefütterte Hausjacket mit einem schwarzen Gehrock.
Er liebte eine würdevolle Feierlichkeit des Auftretens selbst im engen Kreise,
Ilnd seine eigene Schwester kannte ihn, seit er zu Amt und Würden gelangt
war, kauni anders als in dem eintönigen, steifen Schwarz. Er trat noch
einmal nemos musternd vor den Spiegel, schloß etwas hastend die Knöpfe
des Nockes und schellte darauf nach dem Diener.
„Ich ersuche, melden Sie mich der gnädigen Frau."
Er ersuchte immer, wenn er nicht Seinesgleichen oder Höherstehende
vor sich und diese zu „bitten" hatte.
Johann verbeugte sich und ging, den Auftrag auszuführen. Er stand
vor dein Gemach der Gutsherrin einen Augenblick still, fuhr sich mechanisch
mit der Hand über dnS spärliche weiße Haar und trat dann ohne Klopfen,
wie die junge Frau es angeordnet hatte, ein.
Helene Kreuth saß in einem dunkelblauen, schlichten Morgcukleide, den
blonden Kopf auf den linken Arm gestützt, die Rechte unthätig im Schöße,

am Fenster. Sie wandte sich mit stummer Frage dem Eintretenden zu,
und Johann erstattete seine Meldung:
„Excellenz lassen die gnädige Frau bitten, ihn zu empfangen."
In die feinen, blassen Züge der Gutsherrin trat eine etwas lebhaftere
Färbung, und in den träumerischen blauen Augen zuckte es rasch verlöschend
auf wie fernes, ungewisses Wetterleuchten. Aber die durch die flüchtigen
Anzeichen verrathene Erregung ging scheinbar schnell vorüber und mar an
keinem Beben der Stimme mehr zu erkennen, als sie freundlich und einfach
entgegnete:
„Mein Bruder ist mir willkommen, Johann."

II.

Die Einrichtung des Salons, in welchem die Gutsherrin mit Vorliebe
zu weilen pflegte, war von gediegener Eleganz. Die duftig zarten, mit
leichtgetönten Blumenarrangements gemusterten Spachtelstores ließen durch
die breiten und hohen Fenster eine Fülle von Licht einströmen, das durch
die oben und seitlich angebrachten schmalen Seidenshawls kaum merklich gedämpft wurde. Die Seidendecoration miederholte sich etwas reicher an den
Thören und mar in der hellen Beleuchtung von bestechender Wirkung. Den
mattgelben Grund und die olivfarbenen Muster der Shawls zeigten in etwas
abweichender Mancirung auch die Bezüge der in den Holztheilen lichtbraunen
Möbel, ja, selbst bei der Wahl der auf TMe, Schränke und Wandbretter
in reizender Ungezwungenheit vertheilten Nippes schien der Grundsatz maßgebend gewesen zu sein, durch Nichts den hellen, goldwarmen Ton des
Gemaches stören zu lassen. Nur die Alabastervase vor dem großen Mittelfenstcr trat leuchtend weiß hervor und drängte mit ihrem fast zu bunten
Blumenschmuck neue Farbentöne auf.
Helene Kreuth erhob sich, als ihr Bruder eintrat, und ging ihm langsam
entgegen. Sie war von mittelgroßer, schlanker, classisch ebenmäßiger Gestalt,
mit reizvoll natürlicher Anmuth in Haltung und Bewegung. Ihr blondes
Haar war schlicht gescheitelt, kräuselte sich nur an der Stirn zu leichten
Wellen und war nach hinten zu einem schweren Knoten verschlungen, den
ein langer goldener Pfeil durchbohrte. In auffallendem Gegensatz zu ihrer
echt weiblichen, weichen Erscheinung und Schönheit glimmte ans den ruhig
und groß geöffneten Augen dem Bruder gegenüber der Stahlglanz stolzer
Unnahbarkeit.
Die Blicke des Rathes ruhten auf ihr, als wolle er sie durchbohren.
Er drückte ihr die Hand und versuchte, sie auf die Stirn zu küssen; aber
Helene zuclte mit einer abwehrenden Bewegung zurück.
„Ich danke," kam es kühl von ihren Lippen; „Deinen brüderlichen
Gefühlen ist mit dein Händedmck genng gethan; nach dein (Zeremoniell des
höfischen Kusses trage ich kein Verlangen."

„Wie Du wünschest," entgegnete der Rath pckirt.
Sie mies auf einen Fauteuil.
„Bitte. — Dein Kommen hat für mich selten viel Freude gebracht;
Du hast Dich meistens in Momenten eingestellt, die wenig glücklich gewählt
waren, und im Grunde kaum bei einem Besuch andere Interessen im Auge
gehabt, als die Deinen. Was wünschest Du heute von mir?"
Kurt verbeugte sich gereizt.
„Dein Ton sagt mir, daß Du nach Schonung kein Verlangen trägst
und es mir erläßt, Empfindungen Ausdruck zu geben, die Du mir fremd
wähnst. Ich bin von Umwegen auch ohnehin kein Freund und erkläre Dir
deshalb sachlich und nüchtern, daß ich Dir allerdings eine Freude an meinem
Besuche auch diesmal nicht versprechen kann. Dazu habe ich zu Vieles auf
dem Herzen und muß ich Dir zu ernstlich vorstellen, was geeignet ist, nachgerade Dich und mich unmöglich zu machen."

„Ich bin doch gespannt. Nach diesem Präludium könnte es scheinen,
als ob meine Erwartungen noch übertroffen werden sollten.
Sie hatten bis dahin gestanden; jetzt zog sich die junge Frau auf ihren
Sitz am Fenster zurück, ließ sich nieder und warf halb ironisch, halb mahnend
hin: „Ich hoffe. Deine tadellose gesellschaftliche Correctheit wird Dich davor
bewahren, verletzend zu werden."
„Möglich," enviderte er kurz. „Zunächst habe ich meiner Befriedigung
und Dankbarkeit Ausdruck zu geben, daß Du meinen Wunsch gnädig zu erfüllen und den Wagen an den Bahnhof zu senden geruhtest. Ich gehe wohl
nicht fehl, wenn ich annehme, daß die ingeniöse Wahl des offenen Wagens
bei dein Wolkenbruch nicht Deiner Initiative entsprungen war?"
„Offen? — Der Jagdwagen?" — fragte ne.
„Allerdings der, —" entgegnete der Rath bissig.
Helene schellte.
„Johann, weshalb ist nicht der Landauer zur Abholung genommen
worden?"
Der Alte zog nach einem Seitenblick auf den Rath die Schultern hock
und erwiderte bedauernd:
„Js leider nich in Ordnung, gnädige Fran. Js gleich in der Frühe
zum Schmied geschafft worden, falls gnädige Frau oder Excellenz heute noch
sollten zu fahren belieben."
„Danke."
Johann trat ab.
„Du hast gehört, daß nur der Zufall Dir ungünstig war."
Herr von Bodner lachte spöttisch auf.
„Du bist, scheint es, naiv genug, das Märchen hinzunehmen. Ab«
ich möchte Dir empfehlen, eine andere Zuckt unter Deinen Leuten einzuzuführen, mehr straffe Disciplin. Güte — pah! — ist gleichbedeutend mit
Schwäche gegen dieses Gesindel, das sich erdvcistet, seine Abneigung selbst

dein Bruder der eigenen Herrin durch einen rafsinirten Schabernack zu
Gemüthe zu führen."
„Die Liebe meiner Leute zu erwerben, hast Du Dich meines Wissens
nicht bemüht."
„Ich will keine Liebe. Ich verlange Respect von Menschen dieses
Schlages. Im Uebrigen — dieser fatalen Debatte können wir rasch ein
Ende machen. Der Gegenstand und die Menschen und mir nicht wichtig
genug, als daß ich lange bei ihnen verweilen möchte. Nur nebenher wollte
ich Dir zeigen, wessen Du Dich gelegentlich von dieser Deiner Umgebung
zu versehen hast . . . Meine Depesche gestern Abend hat Dir nur km,
meine Ankunft gemeldet, ohne Dir über Grund und Zweck meiner Reise
Aufschluß zu geben. Ich glaubte. Du könntest über Beides auch ohnehin
nickt im Unklaren sein. Was hier vorgefallen ist, bestätigt leider die
schlimmsten Befürchtungen, die ich beim Eingehen Deiner unebenbürtigen Ehe
Dir nieder schriftlich noch mündlich verhehlt habe. Du lwirst mir die Erlnubniß zu der Frage geben, was mit Deinem Gatten ist . ."
„Nein!"
„Ich ersuche Dich darum."
„Und ich rufe Dir in's,Gedächtnis;, daß ich Dir eine Rechenschaft nicht
schuldig bin."
„Du irrst Dich! Nicht Dich allein zerrt der Mann in Iden Staub,
sondern auch mich, und ich verlange Mittel und Wege von Dir, dem für
die Zukunft vorzubeugen."
„Deine Forderung ist ja sehr kategorisch. Schade, daß Du damit
Nichts erreichst. Die Frage, die mein Gatte durch seine plötzliche Reise gestellt bat, habe ich allein zu beantworten, und nur mir."
Der Rath griff in die Tasche.
„Du wirst anderer Meinung werden, wenn Du gelesen hast. Willst
Du die Güte haben —?"
Er reichte ihr ein hauptstädtisches Zeituugsblatt, auf dein ein umfangreicher Dructsatz mit Blnustrichen in's Auge fallend markirt war. Helene
nahm es widerstrebend.
Das Stichwort! „Ein mysteriöser Fall" war seit gedruckt, der in einer
der letzten Zeilen angeführte Name Franz Kreuth gesperrt. Helene las:
„Ein mysteriöser Fall hat sich, wie uns unser Kieler ^.-Em-respondent
meldet, ans einem Gute in Holsttin zugetragen. Die grauen Mauern des
schloszartigcn Herrenhauses umspielt die Romantik. Zu Ausgang des vorigen
Iahrhnnderts mar das Gut im Besitze eines Grafen Luckner, der während
der französischen Revolution in Paris dein Beil der Guillotine zum Opser
fiel. Seine Wittwe verkaufte den herrschaftlichen Besitz an einen Grafen
von Reetb, der als schneidiger Reitersmann in der Völkerschlacht von Leipzig
den Heldentod fand. Znm Andenken an seinen Sohn, der das Gut bis in
ein hohes Alter behielt und in seinem Mnchtgebiete aus freie» Stücken die

Leibeigenschaft aufhob, wurde an einem AbHange in der Nähe des Holzsees,
eine Viertelstunde vom Gute entfernt, eine Art Kapelle errichtet, die, unter
dem Namen des „Klosters" heute,'bewohnt, noch gut erhalten ist. Johann
von Reeth war kinderlos gestorben. Der Erbe, ein entfernter Verwandter,

der seinen Sitz in Paris hatte und die rauschende Weltstadt nicht mit dem
einsamen Gute vertauschen wollte, verkaufte es an einen Hamburger Handelsherrn, der bei einer Bootfahrt auf dem tückischen Holzsee verunglückte. Ihm
folgte vor nun einem Jahrzehnt der Freiherr Hans von Kehl, der bald nach
Uebernahme des Gutes eine junge, blendend schöne und liebenswürdige
Gattin auf den alten Herrensitz führte und, um dieser den Aufenthalt an-'
genehmer zu gestalten, das Schloß im Innern mannigfach umbauen und
erneuern und mit allem modernen Comfort ausstatten ließ. Die junge
Gutsherrin mar bei ihrer Verheirathung fast noch ein Kind und tröstete sich,
mit vierundzwanzig Jahren Wittwe geworden, durch die Vermählung mit
einem namhaften Architecten, von dessen hervorragendem Können ein ihm
trotz seiner Jugend übertragener städtischer Bau in Dresden beredt Zeugnis;
giebt. Mit dieser Hochzeit, die nach Ablanf des Trauerjahres vor wenigen
Wochen in aller Stille gefeiert wnrde, scheint die Nomantik auf's Neue ihre
Fäden geschlungen und geheimnisvoll das Herrenhaus von Depenau umwoben zu haben. Seit acht bis zehn Tagen ist der junge Baumeister und
Gutsherr von seinem Besitze verschwunden, und die alsbald angestellten
Nachforschungen haben nur ergeben, daß er von der Bahnstation Ankendorf
mit einem Bittet nach Neumünster abgefahren und von letzterem Orte mit
einem solchen nach Hamburg weiter gereist ist. Er hat keinerlei Gepäck mit
sich genommen und über Veranlassung, Ziel und Dauer seiner Reise mit
Niemand gesprochen, selbst mit seiner Gemahlin nicht, die durch die plötzliche
Trennung begreiflicherweise auf's Tiefste erschüttert war, zuerst einen Unglücksfall befürchtete und nun sich vor ein Nätbsel gestellt sieht, für dessen
Lösung sich ihr bisher nicht der geringste Anhalt darbot. Plötzlich herrscht
in den prunkvollen Nämnen des Herrenhauses, in denen eben noch beseligte
Liebe ihr Heim gefunden, wieder die Todtenstille der Trauer, die seit dem
sagenhaften unglücklichen Grafen Luckner dort so oft ihren Einzug gehalten
hat, und die junge Gutsherrin hofft sehnsüchtig auf ein Lebenszeichen von
dem aus reiner, selbstloser Liebe gewählten Manne. ... Da auch die
Provinzpresse anfängt, sich mit dein räthselhaften Falle zu beschäftigen und
die 'Namen der betheiligten Personen offen nennt, liegt keine Veranlassung
vor, sie an dieser Stelle zu verschweigen. Der Baumeister ist der hochbegabte Architect Franz Kreuth, seine Gattin die Gutsherrin Helene Kreuth,
verwittwete Freifrau von Kehl, geborene Freiin von Bodner. Die Eltern
der jungen Frau, die einst nm preußischen Königshofe hoch angesehen waren,
sind todt; ein Bruder, der letzte Träger des Namens, lebt, irren wir nicht,
als hoher Beamter in der Neichshauptstadt. (Kurt von Bodner, wirklicher
geheimer Rath im Ministerium des Innern. Anmeldung der Redaction.!

Der Aufhellung des mysteriösen Falles darf mit Spannung entgegengesehen
werden."
Die junge Frau bewahrte ihre kühle, verschlossene Selbstbeherrschung.
Sie faltete das Blatt zusammen und händigte es dem Eigenthümer wieder
ein. —
„Nun?" stieß der Rath ungeduldig hervor.
„Die Thatsache an sich ist richtig: Mein Mann ist abwesend," bestätigte sie langsam. „Auf wie lange, weiß ich nicht; auch das Warum ist mir vor der Hand nicht bekannt. Will er selbst nach seiner Rückkehr den
Aufschluß geben, steht es in seinem Belieben. Bon mir hast Du eine Auskunft nicht zu erwarten, auch eine Beschwerde nicht, gleichviel nach welcher
Richtung Du eine solche etwa vorausgesetzt haben möchtest."
„Das genügt mir nicht. Du erwartest Deinen Gatten zurück?"
„'Nicht in dieser Stunde."
„Ich habe nicht nach dem Wann, sondern nach dem Ueberhauvt gefragt!"
„Beides gleich überflüssig."
„Du würdest ihn gar mit offenen Armen wieder aufnehmen?"
„Wenn eine Sorge ihn fortgetrieben hat, habe ich als Erste das Recht,
sie zu theilen."
„Aber das ist ja Wahnsinn! Ein Mann, der so ehrvergessen ist —"
„Ich bitte. Dich zu menagiren!"
„Ich fasse Deine fischblütige Ruhe nicht! Es kribbelt mir in allen
Fingern, den Schurken —"
„Kurt!"
Sie hatte sich erhoben. Aus ihren Augen lohte flammender Zorn.
„— der unseren alten Namen in den Schmutz zieht."
„'Nicht weiter! Ich trage den Namen meines Mannes, nicht den
Deinen, das halte Dir gegenwärtig. Ich bedaure, daß Du von Unberufenen
in die Affaire hineingezogen bist: Deine Einmischung dulde ich darum durchaus nicht. Der Abwesende kann sich nicht vertheidigen; aber ich als sein
Weib trete für ihn ein mit meinem Herzen und meiner Ueberzeugung; ich
glaube an ihn, ich stehe zu ihm, mag kommen, was da will. Einer Unehrenhaftigkeit ist der Mann, den Keiner schätzen gelernt hat wie ich, nicht
fähig; willst Du ihn mit einem Verdachte verunglimpfen, so weise ich Dich
ab mit aller Energie und — bei Gott! — wenn es sein muß: von meiner
Schwelle! Geh, von wo Du gekommen bist; thue, was Dir zu thun beliebt:
ich habe die Kraft und den Willen, mich und was mich angeht, allein zu
vertreten!"

Der Geheimrath biß die Zähne knirschend aufeinander.
„Du bist ein Weib, ich habe das vergessen," zischte er. „Weib und
Vernunft — ein eivig bleibender Widerspruch! Aber ich werde Dir zeigen,
daß ich die Familienehre zu wahren weiß, mit Deinem Willen oder gegen
ihn. Du wirst mich in Kenntnis; setzen, sobald der Mann zurückgekehrt ist."

Im Kampf mit dem Grabe.
„Keinen Finger werde ich rühren —"
„So werde ich es auf anderen Wegen erfahren — und wehe ihm!"
„Oder Dir! Glaubst Du, ein Franz Kreuth würde Dich fürchten?
Dich? — Franz? Gebe der undankbaren Rolle, die Du spielst, nicht noch
einen komischen Beigeschmack."
„Genug!" siel er heftig ein. „Ich bin besorgt gekommen. Dir in
kritischer Stunde mit meinem Rath zur Seite zu stehen, und Du weisest
mich höhnend ab. Was der einfache, gesunde Menschenverstand Jedem vorschreiben, was jeder Richter Dir zusprechen würde: Die Scheidung von dem
Unwürdigen — von Deinem beschränkten Auffassungsvermögen ist dafür
Nichts zu hoffen."
„Nein, Nichts! Wir gehen zum ersten Male völlig 6'äc«c>r6. Ich
vertraue noch auf eine glücklichere Zukunft, als die Perspective, in Dir als
»reinem einzigen Verwandten meinen Erben zu sehen, sie mir bieten könnte."
„Willst Du zum Hohn die Beleidigung fügen?!"
„Ich bezwecke Nichts, als Dir zu der Erkenntniß zu verhelfen, daß
aus der Verwickelung des mysteriösen Falles Chancen für Dich nicht zu
ersehen sind. — Wann befiehlst Du — daß der Wagen für Dich bereit
gehalten wird?"
„Unerhört Weib!" keuchte er drohend.
„Meine Frage entspringt der Befürchtung, daß der durch Deinen Besuch
auferlegte Zwang — gegenseitig empfunden werden möchte ..."
„Es sei! — Ich erbitte von Deiner Güte den Wagen sofort."
Er schritt zur Thür.
„Wir sprechen uns wieder. Lebe wohl."
Sie neigte nur leicht das Haupt.
Das Gewitter war vorüber-. Die Sonne strahlte warm und lachend
auf die erfrischte Natur.
Auf dein Gutshofe, der wie ausgestorben gelegen hatte, wurde es wieder
lebendig. Der Jnspector ritt auf's Feld. Vor dem Herrenhause hielt der
Landauer. Die beiden feurigen Füchse vor dein Wagen tänzelten ungeduldig.
Endlich erschien der Geheimrath und stieg ein. Fritz hob den Koffer wieder
auf den Bock und schaute dem davonrollenden Gefährt mit ingrimmiger
Freude nach.
„Fritz!"
Eilfertig flitzte er in's Haus.
„Ja, Onkel Johann —?"
„Gnädige Frau wollen ausreiten. Satteln, Jung. Du sollst sie begleiten."
Nach wenigen Minuten wurden die Pferde vorgeführt. Im Schritt
ging's vom Hofe. Kaum hatten sie den weichen Pai^weg erreicht, als die
Gutsherrin in scharfen Trab überging. Sie lenkte in einsame Waldwege
ein und behielt gegen ihre Gewohnheit die forcirte Gangart bei.

Dietrich Theden in Berlin.
„Das ist schneidig!" frohlockte Fritz und hielt sich dicht hinter der
schlanken, geschmeidigen Reiterin.
III.
Der Briefbote war im Herrenhause von Devenau eine seltene Erscheinung. Seit Jahren holte allmorgendlich ein reitender Bote die
Postsachen und Zeitungen von dem mit der Bahnstation verbundenen Postaint
ab, und wenn doch einmal ein amtlicher Bote sich sehen ließ, so mußte schon
für seinen Gang eine nicht gewöhnliche Veranlassung, die Bestellung einer
Depesche oder einer eingeschriebenen Sendung, vorliegen. Als der langjährige Briefträger des Bestellbezirkes einen Tag nach dem kurzen Besuche
des Geheimraths in das Herrenhaus steuerte, brachte er einen doppelten,
eingeschriebenen Brief für die Gutsherrin.
Der sommerlich manne, lachende Herbstmorgen hatte Helene Kreuth
schon früh hinausgelockt. Von der Musterung eines mit Früchten besäeten.
breitäftigen Obstbaumes wurde ihr Blick auf den Boten abgelenkt, der, von
Johann geführt, sich ihr näherte. Sie nahm das Schriftstück in Empfang
— und konnte ein Stutzen, eine leichte Befangenheit nicht unterdrücken,
als sie mit einem schnellen Blicke auf den Umschlag die schöne, etwas weichverschlungene, charakteristische Handschrift ihres Gatten erkannte. Aber die
Kraft der starkentmickelten Selbstbeherrschung ließ sie die Anwandlung von
Schwäche bald wieder überwinden; mit gewohnter Ruhe bediente sie sich des
ihr vom Boten gereichten Bleistiftes, guittirte und gab dem Beamten den
Schein mit der Aufforderung zurück, sich in der Küche durch einen Imbiß
zu erfrischen.
Den Brief in der Hand ging sie in's Haus . . . Kaum ein rascherer
Athemzug hob ihre Brust, keine Beschleunigung im Gange zeugte von einer
inneren Erregung. Als sie im oberen Stoclwerk auf die Mamsell traf, begrüßte sie sie wie immer mit liebenswürdigen Worten, zog sie in
ein bedeutungsloses Gespräch über Hnusangelegenheiten und lud sie für den
Nachmittag zu einer Wngenfahrt nach einein benachbarten Orte ein.

Sie begab sich im Salon auf ihren Lieblingsplntz, trennte nach wiederholter Betrachtung der Aufschrift und Entzifferung des Poststempels Dresden
den Umschlag des Schreibens auf nnd entnahm ihm mehrere engbeschriebene
Bogen.
Sie bewahrte minutenlang die stolze, gewaltsame Fassung . . .
Plötzlich verdrängte ein herber Ausdruck alle Weichheit aus ihren
Zügen . . .
Sie las, ohne abzusetzen, mit Unterdrückung jeder Gefühlsregung und
sich um so mehr verhärtend, je mehr die Herzenstöne des langen Bekenntnißschreibens in ihrem übertäubten Innern ein Echo zu wecken drohten . . .

—- Im Kampf mit dem Grabe. -—–Die Leidenschaft der Liebe, die übertreibende Sentimentalität, all' die
Widersprüche eines im Tiefsten mit sich zerfallenen Menschenherzens sprachen
ergreifend aus den Zeilen und zwischendurch und entrissen dem Manne ein
Bekenntnis; seines Lebens und Leidens, das die junge Frau mit steigender
Erbitterung sich von ihm abwenden ließ.
„Mein angebetetes Weib!" lautete die Anrede, und die gleiche Uebcrschwänglichkeit der Stimmung wie aus dieser sprach aus jeder Zeile . . .
„Ein Flüchtling schreibt Dir, wagt es, vor Dich hinzutreten und von Deinem
großen Herzen Vergebung für den Kummer zu erflehen, in den ich Deinen,
unfern kurzen Traum von Liebe und erdeentrückendem Glück verwandelt
habe, verwandeln mußte. Mein Weib, ich liebe Dich wie jemals, ich bleibe
Dir unwandelbar ergeben bis zu meinem letzten Athemzug! Ich empfinde,
fern von Dir, wie ich mit jeder Faser meines Herzens an Dir hänge, mich
zu Dir sehne und in bitterem Leide um Dich klage und sorge! Ich stelle
mir bange vor, wie Dein Stolz sich windet unter dem herben, ungerechten
Schlage, der Dich durch mich getroffen hat, und ich möchte aufschreien in
verzehrender Angst, wenn der Gedanke, Du konntest Dich lossagen von mir
für immer, in meine gemarterte Vorstellung fällt. Und dennoch — dennoch
mag ich friede- und glücklos umherirren: erst ums; in meiner kranken
Seele ein mich von Dir trennendes Bild gestorben sein, ehe ich genesen,
ehe ich auf's Neue und mit lauterem, wahrem, ungeteiltem Herzen mich
Dir nähern und um Dich werben kann.
Ein Geheimnis;, mein Weib, steht zwischen uns, ein Bild aus unvergessener vergangener Zeit: das Bild eines Weibes, das nicht so stolz und
hoch, aber jung und schön und gut war wie Du; das Bild eines Kindes
aus dem Volke, das mit freudiger, selbstvergessender Liebe an mir hing und
— aus dem Grabe aus mich blickt mit sehnende»:, todtraurigem Fragen; ein
Bild, das ich verlöschbar wähnte und verdrängt durch Dich und das vor
meinem Geiste erstand mit unverstellter Macht.
Jahre sind verflogen, seit meine.erste Liebe in mein Leben trat —
die Liebe, die ich Dir verheimlichen, von der ich durch Dich gesunden wollte
zu neuein Sein.
Ein Novembertag war's, der mit seinem Schneeivirbeln mich aus der
überheizten Studirstube hinauslockte auf die Straße und aus der umvirtlilichen Stadt auf die freien, in einen leuchtenden Krnstallmantel gehüllten
Felder. Der Wind peitschte mir die in dichtem Durcheinander tanzenden
Flocken in's Gesicht, ließ den Ausblick oft kaum auf Schritte voraus frei
und mich doch vorwärts streben, einem ungewissen Ziele entgegen. Der Fuß
sank tief in die Schneedecke, der Weg war nicht mehr zu erkennen; ein
heftiger Windstoß lies; mich taumeln, ich stolperte über eine Erdscholle und
kam zu Fall. Lachend wollte ich mich wieder erheben, als der Wind heimisch
berührende Klänge an mein Ohr trug und mich aushorchen ließ. Ich erkannte schnell, daß ich mich in der Nähe eines vorortlichen Concertetablissements

befand, und beeilte mich, in diesem vor den? allmählich lästig werdenden
Wintertrsiben Schutz zu suchen.
In dein hellerleuchteten Ballsaale concertirte eine Militärkapelle . . .
An hundert Personen mochten sich trotz des Unwetters eingefunden haben,
unter ihnen in einem Kreise von Freundinnen ein Mädchen, ein Kind noch,
das mich seltsam fesselte. Ich suchte einen Tisch in ihrer Nähe. Ich Horts
kaum etwas von dein Concerte. Ich sah nnr sie, grübelte nur über den
in sich gerichteten, tiefernsten, fast finsteren Ausdruck ihres blühend gesunden
Gesichtes. Trotzig, fast feindselig streifte mich ein paar Mal ihr Gegenblick.
Fragende Scheu, Entgegenkommen und Drohung blitzten mir aus ihm entgegen, als ich in dem auf das Concert folgenden Tanzkränzchen sie engagirte.
Ich tanzte oft mit ihr. Ihre Freundinnen wollten gehen, sie redete zum
Bleiben. Ich tanzte nicht gut, die Freundinnen belustigten sich darüber.
Sie wies die neckenden Bemerkungen zornig zurück und blieb, als die
Kameradinnen schmollend gingen. Wir tanzten wieder, wir saßen zusammen,
mir traten gemeinsam den Heimweg an.
Das war der erste Tag vor vier langen, überglücklichen Jahren. Das
Kind war meine erste, hehre Liebe — und ich ihre erste und einzige.
Es war eine wunderbare Verwandlung, die mit ihr vorging. Die
Herbheit ihres Kindergesichtes milderte sich; in ihre Augen kam ein Leuchten
und Lachen, über die wortkargen Lippen scheues Liebesgeflüster. Sie blieb
hochklopfenden Herzens stehen, wenn sie mich von ferne kommen sah, sie
schmiegte sich an inich in stummem Entzücken, wenn ich ihr den Arm bot.

Ein Tag ohne mich galt ihr nichts, der Tag ohne sie galt mir verloren.
Sie blühte auf wie eine Rose, und das zum Weib gewordene Kind
erregte die Bewunderung Aller. Keiner aber lernte so wie ich den Goldgehalt dieses Charakters kennen, der mich mit jedem Tage inniger zu ihr
hinzog ... Ich konnte sie nicht Heirathen damals, denn ich war mittellos.
Sie fragte nicht darnach; sie mar dankbar für das, was der karge Tag ihr
bot. Erst nach Jahren, als ich den mir übertragenen Bau der Stadt
Dresden nahezu zu Ende geführt hatte, konnte ich auf eine gesicherte Zukunft
hoffen und sie glücklich fragen, ob sie ihre Hand nur als mein Weib für
das Leben anvertrauen wolle. Sie brach in Schluchzen aus und konnte sich
nicht fassen. Aber wie die Erde nach dem Regen in belebendem Sonnenschein, so strahlte sie, als ich ihr den Iking an den Finger schob und dann
>ie meinen besten, liebsten Freunden als meine Braut zuführte . . .
Glück und Glas! — o, es giebt keine traurigere Wahrheit, als oasz
eines jäh vergänglich ist wie das andere!
Ich stehe noch heute erschüttert, wenn ich zurückdenke, wie der Stunn
meine arme Blume plötzlch knickte und zum Tode niederwarf!
Was gilt doch das eigene Leben, wenn ein anderes plötzlich erlischt,
das unendlich besser und theurer mar! Ich hätte die Aerzte eines ungeheuren
Betruges anklagen können, als sie mich von ihrem Krankenlager forttröfteten.

um mir nach durchwachten Nächten Ruhe zu schaffen und weil keine Gefahr
mehr sei, wie sie nur einredeten — um mir den Anblick des grausamen
Todeskampfes der Geliebten zu ersparen, wie ich leider allzu spät erfuhr.
Als eine der barmherzigen Pflegerinnen bei grauendem Morgen mich aus
bleiernem Schlafe weckte und mit gefalteten Händen und Thränen auf dem
stillen milden Gesicht vor mir stand, wurde mir die furchtbare Wahrheit
mit einem Schlage klar, und ein Schrei wilder Berzweiflung hallte durch
das noch in Halbdunkel gehüllte Zimmer. Ich hatte mich angekleidet niedergelegt, taumelnd sprang ich auf, fast bewußtlos flog ich nach dem
Sterbehause.
Es war ivieder November wie einst, und auf den Straßen lag fußhoch
der Schnee. Er wirbelte in dichten Flocken nieder wie vor Jahren und
deckte mit seinem Leichenkleide die Erde und all meine Hoffnungen . . .
War das meine Anna, mar das meine Braut —? Die Kalte,
Starre, die vor meinen schwindelnden Augen lag — die nicht antwortete,
nicht hörte auf ineine verzweifelten Rufe — die sich nicht rührte, als ich in
namenlosein Weh an ihrem Lager zusammenbrach? . . .
War das meine Braut, die im bekränzten Wagen an mir vorübergesahren wurde, als ich, vom Arzte und einer Wärterin gestützt, gebrochen,
selbst todtkrank, am Fenster lehnte und mit dem verschwimmenden Blick einen
langen Zug von Wagen düster und feierlich vorüberziehen sah? . .
Ruhte unter dem kleinen Erdenhügel, an den ich nach langen Wochen
mich führen lassen konnte, die, die mein besserer Theil, mein Alles gewesen
war? . . .
Sollte ich sie nie mehr wiedersehen, die ich in der kalten Erde mir
nur verlassen, stierend, mit Thränen in den erloschenen Augen vorstellen
konnte?
Die Erde giebt das Leben des Grashalms in verjüngter Gestalt
tausendfach zurück, aber kein verjüngter Menschenleib sproßt aus ihr
hervor
Selbst das Unkraut welkt und stirbt und ersteht zu neuem Wachsen,
die köstlichste Menschenblume wellt und stirbt und findet kein Erstehen . . .
Sie war dahin, unwiederbringlich dahin, und mit ihr meine Kraft.
Der stolze Bau, an den ich mit so hoher Freude mein Können gesetzt, stand
vollendet — meinem Ehrgeiz, meinem Traum von Künstlerruhm und Glanz,
meiner Zukunft war mit dem schlichten Krenze auf dem Grabe der Geliebten
ein Grenzzeichen gesetzt, über das es ein Hinaus nicht mehr zu geben
schien . . .
Dann — war ein Jahr vergangen, war es nicht so lange, war es
länger? — führte das Geschick mich Dir in den Weg, mein Weib. Ich
klammerte mich an Deine Liebe; mein Lebensmuth, mein Wünschen für die
Zukunft sollte von Dir neu geweclt werden, sollte an Dir erstarken zu
wieder belebteni Schaffen.

Voll gläubiger Hoffnung vertraute ich dem Stern, der in Dir mir
leuchtend und verbeißend aufgegangen war, voll heißen Dankes fühlte ich den
Bann weichen, der mich umfangen gehalten hatte bis die Schatten
der Vergangenheit groß und erdrückend wieder vor mir erstanden und eine
Vorstellung in meine Seele warfen, die mich nicht mehr loslassen wollte, die
mich im Wachen und Schlafen aufschrecken ließ zu sinnverwirrendein Grübeln
und Peinigen . . .
Mein Weib, ich konnte die Seligkeit an Deiner Seite nicht ertragen,
ich konnte nicht geborgen sein in Liebe und Wohlergehen, während meine
Gedanken am einsamen Grabe weilten und das Bild der Armen heraufbeschworen, die mich geliebt wie Du und die mich anklagte, daß ich sie vergessen in Undank und herzloser Selbstsucht . . .

Was brauche ich zu sagen, Ivo sie gebettet ist. Der vorbeirauschende
Elbstrom singt ihr und den Anderen, die da ruhcud vergehen, sein eintöniges
Trauerlied; ein Rosenstock, von treuer Hand gepflanzt, streut seine Blätter
m Herbstwelken über das Grab . . .
Ich lehnte an dem Kreuze, das ihren Namen trägt, und nahm den
Kranz, der es schmüclte, um ihn mit den Palmenzweigen zu decken, die
meinen Schwur erneuern sollten, daß die Klage der Todten ungerecht, daß
ich ne doch nickt dem neuen Lieben geopfert.
Mein Weib, lebe wohl! In der Ferne null ich Heilung suchen, und,
wenn ich sie nicht finde, wandern, bis das gequälte Herz zu schlagen aufhört. Alle meine guten Wünsche bleiben bei Dir, und ich flehe um die
Gnade, noch einmal in Deine Angen sehen, noch einmal Dich umfangen
halten und Dich bitten zu dürfen um Vergeben und Vergessen. Vergieb,
vergieb der Theuren, deren Liebe über das Grab hinaus lebendig geblieben
ist. Dir zum Verhängnis; — und mir.
Tief unglücklich
Dein Franz."
Die zuckenden Hände der jungen Frau zerknitterten den Brief, eine
würgende Bitterkeit schnürte ihr Kehle und Brust, und nur die eine
Empfindung und Erkenntnis; zitterte und brannte in ihr: sie war verlassen
um einer Anderen willen, um eines Weibes willen, das noch im Tode
stärker war als sie! . . .

IV.

Die Gutsleute verstanden ihre Herrin nicht mehr.
Die junge Frau, die sich über Hausangelegenheiten stets nur von der
Mamsell und über die Bewirtschaftung des Gutes von dem Jnspector hatte
Bericht erstatten lassen, kümmerte sich plötzlich um Alles in eigener Person.
Sie erschien früh in der Küche und zeigte ein Interesse für den Gang der
Hauswirthschnft, das neu und überraschend war. Sie besichtigte die

Vorrathskammern und den Keller, ließ sich die Wäschespinde öffnen, musterte
prüfend die Geschirrbretter und Schränke und hatte durchaus nicht nur
Worte der Anerkennung. Räume, die sie nie betreten: die Kaminern der-Mädchen, mußten ihr aufgeschlossen werden, und sie blicite strafend, wenn es
ihr, selbst im Kleinen, an der nöthigen Ordnung und Sauberkeit zu fehlen
schien.
Sie durchstreifte dann der Reihe nach alle Gelasse und Gemächer.
„Die Borhänge sind der Erneuerung bedürftig . . . Etwas mehr Abstauben scheint mir angebracht . . . Der Teppich ist wohl lange nicht geklopft
worden? . . . Mehr lüften, liebes Fräulein! Es ist ja dumpf hier, stiel ig
. . . Der Spiegel —! Johann, ist Ihnen nicht aufgefallen, daß er fast
blind ist? . . . Ihr Stübchen, Johann? Sauber, bildsauber — ich könnte
es mir auch nicht anders vorstellen .. . Mit dem Fritz sind Sie zufrieden?
Ich glaube auch, er macht sich . . ."
Der Jnspector mußte sie durch die Wirthschaftsräume führen.
Sie hatte ein dunkelgraues Neitkleid angelegt; ein schwarzer Halbcylinder saß kleidsam auf dem blonden Haar. Mit der Reitgerte deutete sie
bald auf dies, bald auf jenes.
Ihr Interesse schien unerschöpflich.
Die Leute begrüßte sie stets gleichmäßig freundlich. Ein paar von ihnen
redete sie befonders an.
„Na, Drews, was macht man zu Hause? Alles gut? Brav so . . .
'n Morgen, Lüttjohnnn; die Marie wohl auf?" Marie war früher
Stubenmädchen im Herrenhaus gewesen und hatte Christian Lüttjohann gelieirathet. „Bestellen Sie einen Grnß von mir. . . 'n Tag, Tiedgen.
So'n Pausback, Ihr Jung! Um den kann man Sie beneiden. Schicken
Sie ihn mit einem Korbe zur Mamsell, er soll sich Acpfel holen ..."
Dann ritt sie aus. Mit dampfendem Thier kam sie zurück.
So ging es eine Woche.
Dann hatte sie das Reiten satt.
Sie wollte fahren lernen. An Fritz' Stelle kam der Kutscher.
Sie übte mit einem Einspänner und faßte schnell. Die Gutsnachbarn
und Bauern sahen ihr nach, wenn sie, die Zügel straff, den Blick nach
Fahrerart auf das Pferd gerichtet, vorübersauste.
Am dritten Tage ließ sie zweisvännig einschirren und zügclte die jungen,
feurigen Thiere gewandt und sicher.
Der neue Sport nahm sie ganz in Anspruch. Die Mamsell und der
Jnspector hatten wieder Ruhe.
Eines Morgens kam sie an den Holzsee . . . Die weite Fläche lag
spiegelglatt und gleißte im warmen Sonnenlicht . . . Sie hielt nn und stieg
ab. Der See war fischreich; sie sah die Silberschuppen der Rothaugen aufblitzen und die mnttgoldenen, dunkel gestreiften Barsche sich träge jagen.
Ein Hecht, der sich nabe dem Ufer gesonnt oder in räuberischer Absicht ver-

borgen gehalten haben mochte, schoß erschreckt, geräuschvoll in den bergenden
See . . .
„Ob sie noch beißen?" fragte sie den Kutscher.

„Ich meine woll, gnädige Frau."
An geschützter, schattiger Stelle war ein Steg in den See gebaut; ein
grün-weiß gestrichenes Boot lag angekettet. Sie prüfte es. Es war leck,
der Boden mit Wasser bedeckt.
Sie stieg wieder auf und fuhr heim.
Auf dem Gut beschied sie den Radmacher zu sich und gab Befehl, das
Boot zu revidiren, die Fugen mit getheertem Werg zu verdichten.
Am Nachmittag fuhr sie nach Kiel. Als sie spät Abends zurückkam,
ragten über den Dienersitz des Jagdwagens zwei schlanke Bambusschäfte weit
hinaus. Ein Packet enthielt Angelzeug.
Nachts mußte Fritz unter Hecken und an den Gebäuden nach Metten
suchen. Tie Handlaterne des krumm schleichenden Burschen gemahnte an
ein Irrlicht.
Am nächsten Morgen wurde geangelt. Die junge Frau hatte von:
Angelsport keine Ahnung; Fritz war ihr Lehrmeister.
„So dicht am Ufer? Nee, das is nichts," erklärte er. „Die alten
Rothaugen!" fügte er geringschätzig hinzu. „Barsche müssen's sein, un große,
un die sind nich hier. Die sind da — am Berge —" er zeigte mit dem
Arm die Richtung — „da, wo das Wasser grün is — sehen, gnädige
Frau?"
Nein, sie sah nicht. Fritz ruderte hinaus.
„Hier is er. Der See is sonst tief, an die vierzig un fünfzig Faden
nn noch mehr. Aber hier is 'n Berg, un da sind sie."
Er ließ vorsichtig einen mitgenommenen kleinen Anker niedergleiten.
„Sehen Sie, er faßt schon."
Helene hielt die Metten mit dem Taschentuch.
Fritz griente.
„Tas geht nich, Madame. So —!"
Er befestigte den sich windenden Köder und warf die Angel aus. Und
eine zweite.
Die Fische bissen.
Die Beute mar eine über Erwarten reiche. Die junge Frau konnte
sich nicht trennen. Die Sonne stand im Zenith, als sie endlich abbrach.
„Morgen wieder," bestimmte sie.
Und jeden Tag ging's auf den See, sie bekam Fertigkeit und stand dem
Lehrmeister wenig nach.
Dann gingen die warmen Tage zu Ende. Der See hatte einen
Wellengang, der das Angeln unmöglich inachte.
Die Gntsherrin bekam einen anderen Einfall. Sie wollte auf die
Jagd gehen. Ter Förster mußte sie unterwerfen. Sie übte stundenlang.

„Ein Ballern wie bei'in Scheibenschießen," murrte eines der Küchenmädchen,
die von dein ununterbrochenen Knallen nervös wurde.
Der Förster warf Knüppel hoch; Helene schoß darnach und schoß vorbei. Sie traf immer vorbei. Sie vürschte mit dein Förster und fehlte consequent.
Das befriedigte sie nicht. Sie gab die Jägerei wieder auf und griff
auf einen Sport zurück, dem sie früher mit Leidenschaft gehuldigt hatte. Sie
radelte.
Wenn es die Gutsherrin trieb, inußte es sich wohl schicken; auf fremde
Radfahrer sahen die Leute unverhohlen verächtlich.
Strömender Regen durchweichte die Landstraßen und machte das Radfahren zur Last.
Nun gab es Gesellschaften, einen Abend um den andern.
„Mein Mann?" erklärte Helene bei der ersten Gelegenheit lakonisch:
„Studienreise. — Ich bin eine Künstlerfrau und verstehe ihn." Und sie
hatte eine stolze Manier, ein weiteres Eingehen abzulehnen, daß Niemand
das gefährliche Thema berührte.
Dann kamen die Gegeneinladungen. Sie war stets unterwegs oder
daheim von Fremden umgeben.
Plötzlich hatte sie den Trubel satt.
Sie ließ die Mamsell rufen.
„Liebes Fräulein, ich werde Sie ein paar Wochen allein lassen. Ich
weiß in Ihren Händen ja Alles gut aufgehoben und kann ohne Sorge abkommen. Wollen Sie ineine Koffer packen helfen? Ich reise morgen früh
und schreibe Ihnen bald."
Und dann reiste sie.
Der neue Hafen in Hamburg fesselte sie. In Hannover fuhr sie mit
Vorliebe nach Herrenhausen hinaus. Der schöne alte Königssitz mit seinen
Sckötzen hielt sie fast eine Woche in seinem Bann. In der Neichshnuptstadt
besuchte sie die Oper und das Schauspielhaus, das alte Königsschloß, die
Museen, das Aquarium. In der National-Gallerie traf sie auf ihren
Bruder. Da er sie nicht bemerkt hatte, wich sie ihm aus, kehrte in's Hotel
zurück und fuhr nach Leipzig ab . . . Eine innere Unrast trieb sie von der
alten Handelsstadt weiter-.
Sie blatter-te im Cursbuch. Die Orientirung wurde ihr, wie allen
Frauen, schwer.
„Leipzig-Niesa-Dresden", las sie endlich. Und dann: „Leipzig-Dresdener Bahnhof ab 8,2fl, Dresden-Neustadt an 10,15".
„Wohin, gnädige Frau?" fragte der Portier des Hotels devot, als iie
nach eintägigem Aufenthalt fnih im Neisekleid erschien.

„Dresden."

V.

Tie kannte Dresden.
Im Hause des Bauraths Drendsoll, eines in Sachsen acclimatisirten
Skandinaviers, nach dessen Plänen der theilweise innere Umbau des Devenauer Gutshauses erfolgt war, hatte sie den jungen Architecten Franz Kreuth
kennen gelernt; im gleichen geselligen Kreise den Kaufmann Edmund Alth aller,
Mitchef der Firma Maßmann und Althaller, den intimsten Freund Franz
Kreuths.
Helene gestand sich im einsamen Zimmer ihres HStels zum ersten Male
selbst ein, daß das Flüchten vor sich selbst sie daheim nach immer neuer
Zerstreuung hatte umsehen lassen; daß die Sehnsucht nach der Heimat des
Gatten sie fortgetrieben; daß sie, gegen sich felbst kämpfend, nur zögernd
ihrem Ziele zugestrebt. Und sie legte sich das quälende Eingeständniß ab,
daß sie von dem Manne von dem Weibe höreil wollte, deren Angedenken ihr kurzes Glück so grausam untergraben hatte.
Sie ließ sich das Adreßbuch bringen und notirte sich die ihr entfallene
Privatadresse Althallers. Obgleich der Weg nach der in der Neustadt gelegenen Wohnung ein ziemlich weiter war, ging sie zu Fuß. Auf der Augustusbrücke fiel ihr ein Stocken des Verkehrs auf. Bald entdeckte sie
die Ursache. Im offenen Wagen näherte sich der König. Sie verneigte
sich während der Vorüberfahrt und bemerkte, wie das helle, echte Güte
strahlende Auge König Werts flüchtig auf ihr ruhte. Mechanisch schritt sie
weiter. Der Menschenstrom umbrandete sie, und sie war froh, abseits von
dem Gedränge eine weniger frequentirte Straße einschlagen zu können.
Von den beiden neuen Brunnen auf dem Albertvlatze hatte ihr Gatte
mit Ausdrücken der Begeisterung gesprochen. Sie ließ die Meisterschöpfungen
auf sich einwirken und bewunderte das Leben und die Harmonie der
Gruppen und Einzelfiguren.
Dann bog sie in die Königsbrückerstrnße ein.
Edmund Althaller und Frau waren zu Hause.
„Meine gnädigste Frau Kreuth!" rief der Hausherr lebhaft, und aus
dem guten, runden Gesicht sprachen Ueberraschung und spontan theilnehmende
Besorgniß. „Ich bitte, ein liebener Besuch hätte uns nicht kommen können!
Marie, Fran! Schau doch, wer da geflogen kommt! —"
„Meine liebe, gnädige Frau! O Sie? Seien Sie tausend Mal willkommen!"
Marie Althaller hatte die junge Gutsbesitzerin schon seit der ersten Begegnung in's Herz geschlossen nnd Helene die freundschaftliche Neigung erwidert. Wenn es trotzdem nicht zu einem im engeren Sinne intimen Verkehr gekommen war, so war doch die freundliche Gesinnung von beiden
Zeiten gewahrt worden und kam beim Wiedersehen wohlthuend zum
Aufdruck.

Es war ein kalter Novembertag. Helene hatte ein Pelzjacket angelegt.
Frau Marie half ihr geschäftig beim Ablegen, während Althaller daneben
stand und auf den Besuch einredete.
„Nun aber in die warme Stube. Es wird ernstlich Winter draußen
— wie viel Grad sagte Drendsoll, Marie? — fünf? Nn, ein ganz guter
Anfang. Sollten's aber nicht wehr sein? . . . So, gnädige Frau, jetzt
werden wir aufthauen . . ."
Die Einrichtung der Zimmer war bürgerlich einfach, aber freundlich
und zum Behagen stimmend wie die Bewohner.
Während Frau Marie den Kaffeetisch deckte, drehte sich zwischen ihrem
diatten und dem Besuch das Gespräch alsbald um den jungen Architecten.
Helene selbst war es, die den Faden aufnahm. Sie hatte sich so lange
nach außen hin abgeschloffen, daß es sie drängend darnach verlangte, endlich
einmal die Maske kalter Selbstbeherrschung fallen zu lassen, sich auszusprechen
und zu erleichtern.
„Lieber Herr Althaller — nicht wahr, Sie können sich denken, daß ich
Sie etwas fragen, daß ich mit Ihnen von — von Franz — sprechen
möchte?"
Er stand rasch auf und gab ihr beide Hände.
„Meine gnädigste Frau, ich verstehe meinen alten Franz nicht, ich weiß
nicht, was in den Jungen gefahren ist — so eine Thorheit! Aber ich
bitte, glauben Sie es uns — Marie und ich haben oft davon gesprochen
— schlecht ist der Franz trotz Allem nicht, nur kennen ihn ja so lange und
so viel besser als die, die jetzt über ihn herfallen mögen ..."
Helene nickte.
„Ja, ja. Aber er hätte mir das nicht thun sollen — das nicht ^-"
klagte sie, und wenn auch ihre Augen trocken blieben, lag auf dem Gesicht
ein Zucken, das die tiefe Erregung des Gemüthes verrieth. Sie schwankte
zum ersten Mal im verlorenen Gleichgewicht, und der herbe, stählende Stolz
schmolz zusammen im nur übertäubten Schmerze um den geliebten Mann.
„Was habe ich ihm gethan?" fragte sie weich.
„Sie chm? O bewahre — der Franz hat unverantwortlich gegen Sie
gehandelt! Solches Leid über Sie zu bringen! Wir wollten unseren
Augen nicht trauen, als die Zeitungen — — Macken Sie sich nichts daraus,
die schreiben so viel! — Wenn ich nur Wissen Sie was? Meine

Frau soll es Ihnen sagen. Marie! komm doch mal her, sei so gut!"
Er eilte in's Nebenzimmer, reichte seiner Gattin den Arm und führte
ne zu dem Gaste.
„Marie, sag Du's. Ihr Frauen versteht Euch besser. Ja, Schatz?"
Die Hausfrau mochte dem Gespräche gefolgt sein oder mit feinem
weiblichen Tacte enathen, um was es sich nur handeln könne. Sie ließ
sich neben der jungen Frau nieder, nahm deren eine Hand in die ihre und
fragte voll herzenswarmer Theilnahme:

„Ja, soll ich Ihnen sagen, ivie wir uns den Hergang zurechtgelegt
haben?"
„Bitte, liebe Frau Marie."
„Gern. Aber Sie sollen sehen, es wird noch Alles gut . . . Dn,
Edmund, ivie lange kennen wir Franz? An die acht Jahre, nicht? Ja,
und in dieser ganzen Zeit haben wir ihn lieb gewonnen und nichts an ihm
entdeckt, als ein goldehrliches, treues, warmes Herz . . . Ich weiß, Edmund
und ich feierten auf dem Belvedore die Wiederkehr unseres Hochzeitstages —
vor einem Jahre batten wir gcheirathct — bei einer Bowle, da brachte
Drendsoll — oder war's ein Anderer — den Franz znm ersten Male mit.
Und von da hat er sich uns angeschlossen, ist er fast tätlich bei uns ein
und aus gegangen. Das sind gerade acht Jahre. Und in der Zeit hat er
viel erlebt, viel Gutes und viel Trübes. Und das Trübe — ja, das haben
mir gedacht — das hat ihn von Ihnen — für eine Zeit — fortgerissen."
Helene nickte.
„Ich weiß."
„Er hat es mir — geschrieben ..."
„O, dann ist es gut . . . Siehst Du, Edmund, was wir gesagt haben?
Er kann ne nicht vergessen . . . Liebe Frau Helene, Franz hat einen
Schmerz zu überwinden, einen großen Schmerz. Die Welt sagt, er hätte
bier eine Liaison gehabt. Nein, nein, glauben Sie das nicht. Ein reines,
schönes Mädchen liebte er — die brachte er uns als seine Braut — blond
wie Sie, mit strahlenden, großen Kinderaugen, mit einein Goldherzen —
wir haben sie sehr, sehr lieb gehabt . . . Und die ist ihm gestorben, ganz
plötzlich . . . Sie faßte überall selbst mit an — sie war es gewohnt aus
ihrer armen Kindheit. Sie faßte auch mit nn, als ihre Einrichtung kam.
Sie ordnete, schob, rückte an den schweren Möbelstücken und that sich Schaden.
Sie erkrankte und welkte unrettbar. Vier Aerzte mühten sich um ne —
der Tod griff doch zu . . . Und Franz war gebrochen. Er lag schwerkrank.
Als er genesen war — nicht mehr zu erkennen: Ein Schatten von ehedem!
Wollen Sie sie sehen, um die er litt?"
„Sie haben ein Bild?"
„Ja."
Es stand auf dem Schreibtisch des Hanshenm, und es war Helene
schon aufgefallen, ohne daß sie ahnte, wen es vorstellte — Edmund holte es.
Ein Nahmen von braunem Leder und gleichfarbenem Plüsch umspannte
das Bild.
Es war colonrt . . . Kein Schmuck auf dein blauen, duftigen Kleide
als ein Blüthenzweig von Granaten, in dem schweren blonden Haar ein
schlichter Pfeil . . . Ein fesselndes, sprechendes, feines Gesicht . . . Die
Augen groß, offen, leuchtend; die Stirn hoch und frei, Nase und Kinn edel,
der Mund feingeschnitten . . .

Helenens Finger, die das Bild umklammert hielten, zitterten.
„Wo — schläft sie?" fragte sie leise.
„Soll ich Sie hinausbegleiten?"
„Ich bitte, Frau Marie."
„Wie gern."
Helene nippte stumm von dein duftenden Mocca. Sie drängte zum
Anfbruch. Frau AlthaUer beeilte sich, der Hausherr sorgte für einen Wagen.
Ergriffen stand die verlassene Frau am schmucklosen Grabe. Verblaßte
Palmenzweige — von des Gatten Hand — deckten den Hügel. Das
schlichte Holzkreuz verzeichnete Namen, Geburts- und Sterbetag.
Frau Althaller hielt sich still abseits. Ein mchmüthiges Erinnern durchzitterte sie . . .
„Das Kreuz sollte nicht bleiben," erzählte sie auf dem Rückwege. „Ein
Denkmal — das schönste des Friedhofes — wollte er ihr setzen. Wochen,
Monate arbeitete er an dem Entwürfe dazu. Aber dann konnte er ihn
nickt ausführen lassen. Der Bau brachte ihm kein Geld, es ging Alles
darauf. Er blieb so arm, wie er gewesen war ... Als er sich mit Ihnen
vermählte, gab er das Blatt uns. Sie könnten nichts dagegen baben,
ineinte er, wenn er die todte Liebe doch noch ehrte. Nur warten wollte er,
es Ihnen erst sagen . . . Und nun ist es so gekommen, nun muß unsere
Todte unter dein Kreuze noch weiter schlafen ..."
„Geben Sie die Zeichnung mir, Frau Marie!"
Althaller holte das Blatt ohne Zögern.
„Ich will die Todte ehren," erklärte Helene Kreuth, und ihr Haupt
mit dem thränenüberströmten Antlitz lehnte an Frau Althallers Schulter.

IV.
Es war wieder Sommer geworden.
Der Himmel lachte in wolkenlosem Blau, die Luft war warm, die
Rosen blühten — ein Sommerjubiliren in Busch und Baum, in den Gärten
nnd Feldern, unter den fröhlich schwärmenden Menschen und an der Stätte
des Todes . . .
Franz Kreuth war in die Heimat zurückgekehrt. Seil? Antlitz war
gebräunt; männlich, selbstbewnßt, fest, gerade fein Blick, seine Haltung, sein
Gang.
Er steuerte durch die Gräberreihen des Friedhofes von Tolkewitz nach
der Ruhestätte der todten Geliebten.
Jetzt wollte er nnsführen, was er einst geplant; jetzt konnte er es.
Er hatte keine Reichthümer gesammelt im fernen Wunderland der Pyramiden,
aber er nannte nach einem Jahre ernsten Schaffens genug sein eigen, um
zu verwirklichen, was einst nicht in seiner Macht gelegen hatte. Unter einem
Denkmal von Künstlerhand sollte sie geborgen sein, die er nicht hatte ver-

messen können und die er in nun schmerzlosem Gedenken halten wollte sein
Leben durch. Aber dann wollte er heimkehren zu der Anderen, der Lebenden,
zu der in harter, befreiender Arbeit die Liebe gewachsen war mit dem Verbleichen und Weichen des Schattenbildes . . .
Hatte er sich geirrt?
Was mar das?
Er fuhr aus dem Brüten auf in maßloser Ueberraschung.
Täuschte ihn eine Vorspiegelung seiner Sinne?
Wachte, träumte er?
War er irr?
Auf dem Grabe der Geliebten sein Denkmal?
Ausgeführt zu mächtiger Wirkung, was er einst seinein wunden Können
abgerungen, mit unsicherer, zitternder Hand dem Papiere anvertraut?
Ein reiches, kunstvoll geschmiedetes Gitter umfriedete einen Blumenhügel;
von epheuumranktein Postament leuchtete unter schützender Wölbung die
sprechend ähnliche Büste der Geliebten ... Ein Traum, sein Traum von
ehemals in packender, sinnbetäubender Wirklichkeit . . .
Er las fliegend den Namen und die Daten und darunter die von ihm
selbst gewählte Inschrift: ‚Tochter, Schwester, Braut, schlafe sanft' . . .
„Wer hat das für sie, für mich gethan?"
Die Schlafen hämmerten ihm, die quälende Frage raubte ihm fast
den Athem.
Er stürzte davon.
Er traf den Kirchhofwächter und fragte stürmend.
Der besann sich . . .
„Mit der Büste?" fragte er.
ja!"
„Eine fremde Dame. Eine Gutsbesitzerin — glaube ich. Ich nmß
das Grab in Ordnung halten . ."
Franz Kreuth hörte nicht mehr. Fliegenden Schrittes eilte er davon.
Der Wächter sah den: aufgeregten Manne kopfschüttelnd nach.
Edmund Althnller erschrak, als nach kurzem, schrillem Klingeln der
Freund vor ihm stand, keuchend, mit fahlem Antlitz.
„Edmund — wer — um Gotteswillen Helene war hier?"
Der Gefragte nickte.
„Und sie — sie hat draußen — das Denkmal sprich, Mensch,
sprich! —"
„Ja, sie hat es setzen lassen."
Mit einein erschütternden Aufstöhnen brach der Heimgekehrte an der
Schwelle in die Kniee.
„Mein Weib verzeih! Ich war ja sinnlos — war umnnchtet —
mein Weib, mein Weib —"

Mhaller faßte ihn am Arm. Er hatte schelten wollen und fand nur
Worte der Beruhigung.
„Komm, Franz — komm. Jung —"
„Hat sie mir verziehen?" schrie der Knieende in tiefster Pein . . .
„Ach, was frage ich! Sie hat — sie hat! Edmund, alter, bester Freund,
sie hat — sag' ja! ja!"
„Ja, Franz. Und komm, faß Dich."
Franz sprang auf und umarmte den Freund stürmisch.
„Schilt nicht — sag' nichts. Ich konnte nicht anders. Nun bin ich
gesund. Nun will ich zu ihr. Nein, ich bleibe nicht, ich fahre sogleich,
sofort . . Marie, wo ist Marie? — Ich kann sie nicht erwarten — ich
muß fort — ich komme wieder — mit ihr, mit Helene, mit meinem Weibe
— die Todte ist es zufrieden — sie sind versöhnt — und Helene wartet
aus mich"
„Ja, Freund, sie wartet."
Noch ein Umarmen, ein fester, fast schmerzender Händedruck — und
Edmund sah dem wiedergekehrten Freunde voll freudiger Befriedigung nach ...

Endlos dünkte dem Reisenden die Fahit. Nach langen Stunden Hamburg, schier unerreichbar fern Neumünster, eine Ewigkeit die letzte kleine
Strecke bis Ankendorf . . .
Der Tag ging zur Rüste, die Gutsarbeiter kehrten von den Felden,
heiin. Im Trott schritten die schweren Lastpferde, die beladenen Erntewagen
knarrten unter der hochgethürmten Last . . . Am Horizont, über dunkel und
scharf sich zeichnender Waldsilhouette neigte sich der Sonnenball hinab, auf
die Felder senkte sich Meiernder Nebel.
Jni Herrenhause wurden die Lichter entzündet. Mit schwer verhaltenem
Grimm stand Fritz im Gemache des Geheimraths, der zum wieder unerbetenen Besuch gekommen mar. Mit Vorwürfen, Bitten und Drohungen
drang der Geheimrath im Salon auf feine Schwester 'ein — stolz,
voll ungebrochener Willenskraft wies die Gutsherrin ihn zurück, wie schon
einmal.
Fritz erschrak heftig, das Zündzeug entfiel ihm, als er wieder auf den
Flur trat und sich plötzlich dein Gutsherrn gegenüber sah, dem lange Vermißten, Ersehnten, endlich Heimgekehrten. Und dann kam eine helle Freude
in sein ehrliches, Gesicht und ein Frohlocken, und hastig übernahm er die
Führung nach dein Salon.
„Da is sie!"
Und er riß die Thür weit auf, daß der helle Lichtschein von der Krone
sich auf den Flur und voll auf den Mann ergoß, der unerwartet im Thürrahmen stand und dessen Anblick die junge Frau init einem Jubelruf aufspringen ließ.
„Mein Franz!"
„Mein Weib!"

Geheimrath von Bodner starrte wie entgeistert auf das Paar.
Kein Vorwm-f von der Frau — ein glückliches Vergeben und schluchzendes Jubeln.
Er war überflüssig, total überflüssig. Er fluchte im Innern dem
Schurken und zog sich trotz glühenden Hasses zurück.
Er vergaß alle Würde, stampfte in seinem Zimmer den Teppich und
stieß unarticulirte Verwünschungen aus. Der Schweiß perlte ihm auf der
Stirn, die glatte Geheimrathsmiene war verzerrt . . .
Zum zweiten Mal fuhr er ab.
„Bursche, den Koffer, wird's?" herrschte er Fritz an.
„Nein!" klang es trotzig.
Johann Pries schob sich besorgt dazwischen.
„Ruhig bist. Jung, dummer —"
Fritz funkelte dein Rath in's Gesicht.
„Elender!" fauchte der Geheimrath.
Fritz packte den Koffer, eilte an die Treppe und warf ihn hinab.
Krachend schlug er auf.
„Gesindel!" knirschte der Rath, „und das muß man sich bieten lassen,
wenn man nicht handgemein werden null —"
Er drehte sich verächtlich ab. Nach Minuten tönte das Rollen des
Wagens . . .
„Jung, Jung," sagte Johann Pries strafend, „fo'n Braufekopf!
Wenn das man immer gut geht. Wie kann man sich so vergessen
„Ich hasse ihn," zischte Fritz.
„Aber jetzt bist Du zufrieden?"
Schnell besänftigt lachte er.
„Ja, Onkel Johann. Wenn er man blos nich wieder weggeht."
„Der Herr Kreuth? Nee, das wird er woll nich."
„Un was die Andern sa.M werden! Un der Jnsvector un die Mamsell.
Du, Onkel, ob's nu auch richtig wird mit den Beiden?"
Er lachte schelmisch. Aller Groll war vergessen.
„Ja, Jung, das müssen wir abwarten. Leiden mögen sie sich ja woll.
— Nein, die Freude für unsere Gnädige!"
Das ganze Gut war in Aufruhr. Im Herrenhaus, in der Meierei,
in den Ställen und Scheunen wurde das Ereigniß wichtig und freudig
besprochen.
Im Salon schwelgte das junge Paar im beschwingenden Glück der erneuten Vereinigung. „Mein Weib," jnbelte der Mann, „der Kampf mit dem Grabe ist zu Ende, und wir, die Lebenden, sind die Sieger geblieben.
Das Andenken an die thcure Schläferin kann uns nicht mehr scheiden, es
kann uns nur noch fester einen. Dank, Dank Dir!"

Adclle - Land,
Aus: Bibliothek der Länderkunde von Alfred Kirchhof! und Nudol! Fitzner. Band I.
Verlag von Schall und Grund, Berlin,
Illustrirte Bibliographie.
Bibliothek der Ländcrkunoc, herausgegeben von Alfred Kirchhofs und Rudolf
Fitzner. Band I: Antarktis von I>r. Carl Friller. Berlin, Schall K Grund.
Tos Bedürfnis;, sich über die Binder in der Nähe »ud Ferne Kenntnis; zu verschaffen, ist in jüngster Zeit erheblich stärker geworden, als in früheren Jahrzehnten I zu
dem idealen Antriebe haben sich jetzt praktische Interessen Kinzngesellt. Grofzkausleute,
Industrielle, Techniker und Colonialpolitiker können vielfach nicht mehr umhin, die
Länder, zu denen sie in Beziehung tretm wollen oder müssen, einem mehr oder minder

gründlichen Studium zu unterziehen, und die erdkundliche Litreratur kommt ihnen hierbci
in jeder Weise entgegen. Ja, der geographische Wissensstoff ist in's Ungchenere angewachsen
und theils in Zeitschristen, theils in Monographien niedergelegt und aufgestapelt, aber
gerade dadurch für Viele unübersichtlich und undurchdringlich geworden, Taher ist das
Unternehmen der Verfasser, jeden der in Betracht gezogenen Erdräumc ans wissenschaftlicher
Grundlage von. einem tüchtigen Kenner gemeinverständlich zur Darstellung zn bringen und
durch naturgetreue Abbildungen, sowie zweckmäßig gewählte Kenten zu vcrauschcmlichen,
höchst lobens- und dankenswcrth. Tie einzelnen Bände werden an Umfang sehr ungleich
sein und zwiscl cn 12 bis 24 Bogen schwanken, aber für jedcs Ländergebiet ist immer nur
ein Land in Aussicht genommen, damit die „Bibliothek" in absihbarer Zeit ihren Ab-Muß erreicht. Inhaltlich soll sie so beschaffen sein, das; sie nicht etwa kurzweiliger
Unterhaltung, sondern vielmehr ernster Belehrung dient, ohne gerade den spröden Ton des
Lehrbuches anzuschlagen.

Ter Verfasser der Antarktis, mit der die Neihe der Bände eröffnet wird, kennt
zwar die Südpolar-Gcgend nicht aus eigener Anschauung: eö giebt aber nach Eapitän
Dnllmanns Tode überhaupt Niemand, der sie mit eigenen Augen gesehen hat. Dafür
beruht die Darstellung überall auf den Originalqucllen, deren wichtigste im Anhange
aufgeführt sind, und die gros« Lückenhaftigkeit unserer Kenntnisse von jenen unwirthlichen
Gebieten wird wenigstens einigermaszen ausgefüllt durch eine grcsze Menge ganz vortrefflicher Originalbilder nnd der vom Verfasser in verbesserter Gestalt beigegevencn Karte
des Nordvolgebictcs von Vincenz v. Haardt.

Zunächst werden die Grenzen des zu betrachtenden Gebietes nach den, polaren Klima
und der Eisverbrcitung genau festgelegt. Tarauf folgt eine ganz vortreffliche Geschickte
der Erforschung, die von den Anschauungen des Altcrthums und des Mittelalters ausgeht, dann bei Amerigo Bcspucci verlveilt nnd schließlich die Forschungsreisen der Neuzeit
bis zu der belgischen Expedition verfolgt, die am 16. August 1887 unter Führung von
de Gcrlache an Bord der „Belgien" Antwerpen verlassen hat, und deren Leistungen noch

der Zukunft angehören (S. 101). Im dritten Kapitel finden wir eine eingehende Beschreibung der Polarländer »ach ihrer Oberflächengestalt und ihrem geologischen Aufbau.

Das vierte Capitel beschäftigt sich mit dem Klima. Wen» die Antarktis, heifzt es da
S. 177, bis auf den heutigen Tag das unbekannteste Gebiet der Erde geblieben ist, so
verdankt sie dies einzig und allein der so nnwirthlicheu, jede bleibende nienschliä» Ansiedelung ausschließenden Natur ihres KlimaS, der gegenüber die nördlichsten bekannten
Länder der Arktis zum Theil fast varadicsisch erscheinen müssen. Und weiterhin T. 1VI:
Die Arktis kennt immerhin ausgedehnte Lcmdstrickie, die im Somnier nach der Schneeschmelze nicht blos den Fllsboden, sondern selbst eine den Umständen nach üppige Vege-

tation zeigen. Spitzbergen vermag, zwischen 73° und 80» N. gelegen, noch große Heerden
von Nennthieren, Lemmingen und Schneehasen auf seinen Triflen zn ernähren, und dasselbe gilt vom östlichen und westlichen Grönland, in denen beiden cin reiches Thierleben
herrscht, ebenso wie in den echt polaren Ncgionen dcs nördlichen Asiens nnd Amerikas.
Nichts davon findet man in der Antarktis. Mit Ausnahme der unter 54—ö.'>» S. in
der nämlichen Breite wie die hinterpommersche Küste gelegenen Insel Siid Georgien ist
Alles auch im Hochsommer vollkommen unter Schnee und Eis begraben. Im 6. Capitcl

l5ap Erozler und Mt, Terror.
Aui: Bibliothek der Länderkunde von Alfred Kirchhofs und Rudolf Figner. Bond I,
Verlag von Schall und Grund. Berlin.

erfahren wir dann, dasz der Landschaft Süd-Georgiens den eigentlichen Charakter
namentlich da»
hier abgebildete
Tussock-ttras verleiht, eine Graminec, deren steifborstige Blätter
auf kleinen, scldstgcschassenen Rase »hügcln sich bis
zur Länge von
1,5 m erheben.—
Tos Buch ist voll
von Anregung
für jeden Mensche», der auf
Bildung Anspruch
erhebt, und vortrefflich geschrieben: es leitet die
ganze Sammlung
durchaus vorttieilhaft und empfehlend ein.

Tussock-Gra«. H. ^.
AuS: Bibliothek der Länderkunde von Alfred Kirchhofs und
Rudolf Fl Huer, Band l,
Verlag von schall und Grund, Berlin.

Bibliographische Notizen.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Im Verein mit
Dr. H. Siebeck, Professor in Gießen, und
Dr. I. Volkelt, Professor in Leipzig,
herausgegeben und redigirt voir
i)r. R. Fockenberg, Professor in Erlangen.

Band III. Leipzig, Verlag von Pfeffer.
Es ist eine ehrenvolle Aufgabe, ein
Wort zur Empfehlung dieser seit vielen
Jahrzehnten bestehenden und rühmlichst
bekannten Zeitschrift zu sagen, deren bedeutenden wissenschaftlichen Werth zu würdigen
hier nicht der Platz ist. Hervorgehoben aber
sei, daß dieser Band nicht nur Fachgelehrten,
sondern allen für vertiefte geistige Bildung
interessirten Lesern reichen Gewinn bietet.
Bon den zahlreichen größeren Artikeln
ist gleich der erste hervorzuheben: „TaS
Recht des Individualismus" von Johannes
Volkelt, der gegen eine einseitige Betonnng
des socialen Gedankens, gegen die Ueberschätzung der Lehre von der Macht des
„Milieus" und der Gattung die „uneinnehmbaren Stellungen des Individualismus' glänzend entwickelt. Der wissenschaftlich interessanteste
Aufsatz dürfte der
von Ludwig Busse sein: „Die Bedeutung
der Metaphysik für die Philosophie und die
Theologie." Er Niendet sich scharf und klar
gegen die metaphysikfeindlichen Kreise und
ist besonders deshalb bemerkenswert!,, weil
er einige Grundfragen der „Kritik der
reinen Vernunft" in eine neue Beleuchtung
rückt, die außerordentlich fesselt. Die Grundstimmung des Aufsatzes spricht aus folgenden
Worten: „Die Ansicht, daß Kant die
Metaphysik ein für alle Mal vernichtet
habe, ist nicht richtig, und die Philosophen
und Theologen, lvelche im Vertrauen auf die
Richtigkeit deS von ihm der Metaphysik
ausgestellten Todtenscheines sich bereits als
ihre lachenden Erben betrachteten, haben zu
früh triumphirt... Philosophie ohne Metaphysik ist unmöglich." Bon allgemeinstem
Interesse ist ferner der vom Herausgeber
gelieferte ausführliche Auszug aus mehreren
bisher ungedruckten Briefen Hermann Lotzes
an den bekannten Philosophen Thcodor
Fechner und dessen Frau. Erwähnt seien
noch die Aufsätze von Lülmann: „Lcibniz'
Anschauung vom Christcuthum", Pfenningsdorf: „Bewußtsein und Elkenntniß" und
Stock: „Psychologische und erkenntuiß-theoretische Begründung der Ethik". Eine große
Anzahl von Recensionen unterrichten über die
neuesten philosophischen Werke. L»s.
Das »eunzehnte Jahrhundert in Bildnissen mit Beiträgen hervorragender Schriftsteller und Fachgelehrten herausgegeben von Karl
Werkmeister.
„O mich dünkt immer, die Gestalt des
Menschen ist der Text zu Allem, was sich
über ihn empfinden und sagen läßt." Diese
Worte Stellas geben dem Bedürfnis; den
lebendigsten Ausdruck, das die Herausgabe
eines großen Bilderwerkes der bedeutendsten
Frauen und Männer unser« scheidenden
Jahrhunderts hervorrief. In der ersten
Lieferung wurden nns die Brüder Grimm
mit einer biographischen Würdigung von
Hermann Grimm bescheert und eine Reihe
anderer bedeutsamer Gestalten aus den verschiedensten Gebieten. In der vorliegenden
zweiten Lieferung steht Arthur Schopenhauer
an der Spitze mit einem Aufsatz des feinen
Schopenhaucrkeniiers Eduard Grisebach. Besonders interessant ist die berühmte Radirung
des markigen Kopfes von Gustav Frentag, die
Karl Stauffer-Bern entwarf. Die Idee,
in einer solchen Bilderfolge die Reihe
mächtiger Persönlichkeiten, die unser neunzehntes Jahrhundert erstehen ließ, einmal
vor Augen zu führen, dazu die kurzen Erläuterungen in der gedrungenen Form der
biographischen Würdigung von Seiten berufener Kenner, nnd das Ganze in geschmackvoller Darbietung in großem Format,
eleganter Ausstattung und gediegener Ausführung — legt die Vermuthuna imhe, daß
dieses Unternehmen glücklichsteil Erfolg haben
wird. So bunt zusammengewürfelt die
Meister uns hier auch zunächst entgegentreten, gerade in der völligeil Ordnungölosigkeit liegt ein gewisser Reiz, und dieser
Umstand läßt zum Mindesten schon eine Reihe
von Vorwürfen gegen irgend eine gewollte
absichtliche Anordnung nicht aufkommen.
Auch hat es niit der Bevorzugung Einzelner
durch längere begleitende Aufsatze eben keine
tiefere Beivandtniß. Die also Ausgezeichneten
mögen sich ihres Vorzugs erfreuen, ohne
daß damit die übrigen als minder interessant
gelten sollten. Denn interessant ist diese
Sammlung auf jeder Stelle? blickt uns doch

ans jedem Blatt ein Menschcnantliv entgegen,
das tiefer in'S Jahrhundert blicken durfte
als die Alltagswclt, nnd dem wir dnim in
nnsern Mußestunden wohl auch gern tiefer
in die Augen sehen mögen; gewiß nicht oline
Gewinn; denn der tycnuß deS Großen bringt
dergleichen immer mit sich. L 1^,

Nord und Süd.
Lingegangene IZileiier, Lesnreebung
^,dl«dt, Dr. villi. Rudolf, Die Uau>>tscl>«ier!g-Kälten der russiseben Lpraeiie, Handbueb
für »Il« HussiscK lernenden, Leipzig,
liaiumnd öerliard.
Or»»s, »tspks». Maggie, das StrsssenKiud,
.^utorisirte 1,'eKersetxun" von vor» Lande,
Leivüig, IZeorg II, Wigands Verla«,
Orsv», ^rlk«r, Dur Ideengebnit von Medard
W'agner» „King des Kideiungen" in »«weil
Le^ieimngen üur modernen pliiiosoidüe,
I.eii«Ig, Hermann HaaeKe.
ürl>»t, ?«,»>, Lunipeuiiagaseli, — Im ekambre
.«Spare«. 2vel Sel»ii»i,i«le. Serll», >IoK.
Lassen Kacii,
?i,ok»r, Vlldslvn, Der ?I>n»ieiitgnr, Li-
?,äl,iung, — Herr Wagner, 6er Mcbts merkt,
^iit liiuslr, von >. v, Selirotter, <KUr»cbners
iZliebcrseiiat« W,> Uerlin, Henu, IlIlIger,
»^»iiliovsr, 1^., Die I'ntrligiicdKeit
uuserer Sinne. Zwei ?l,eile in einem Lande,
I, ?„eil: W«.^ ist Waiirl,eit? II, l'lieii i
Optisciie und lilaler - Studien. I.ei>«ig,
Hermann IlaaeKe,
HsSkn».»«, Hs,»», ^ns >Ier Sommerfrisebe,
Kleine VescldcKteu. Leriin, lUevrüder paetei
<IZl«iu p»ete>>.
^»KrKunÄsrt, vs» astirnsduts, in Lildnlssen.
Xlit »nüeren nerausgegebev von Dr. Karl
VereKinelster. Lerliu, rdotozrspdlüeke
Ueseilseiiast,
XipUns, Ituä^kUÄ, Im Dseliungel, Xutorisirte
I'ebertrugung aus deni Lngllselie» von Ourt
.Xdel ülu»gr»ve. Ält ü!) Ilinsti-ationen von
>. »roii, Lrste» Kl« fünfte» lausend, prei-Kurs in Lr,, Drnst ?el,senfeld,
I>s»»vU«, Xrirt ä„f ««ei Planeten, I!«,nan
in ?,vei vüci,er», 2 Lände, Weiuiar, Kmil
peiber,
Lipps, ^ILrsa, Srs.? »ir, I.eidensel,akt.
Novellen, Dresden, Ileinrici, Zdinden.
I^ittsrs.tr>r««seKi«Kts, v«tit»«Q - Oester»
rsi«Kl»sKs. Lin Handbueii «nr öeseiiiclite
der deutscben Diebtnug in Oesterreieb-I'ngain, i'nter I^litvirliung >,c> v«r,i>g«nder
r»ebgeno««m Kenlus«. vonvr. V, ««gl nnd
^acob seniler, Wien, (,'arl pronnne,
»»Solk, Die pbiiosopkie »nd der ZveeK
des Indens. ^,tben, Lartb ^ v. Ilirsl,
Oommissionsverlag,
LlTrsoiuM, V., Im Weebsei derläge. Uonat-Iicl,e?i,ierdelustig»ngeu, Lrste» Viertel,jalir,
I^>il>?,ig, ^, ?« ietmezer.
Il»ups,»s«>r, Suz? Scinvarn — Mann —
Lloud, >us dein k>an!«sisel,en v, Uriiliu
ü» lieventlo«, Zlliuclien, siliert I,au>?cn
msckvtv, Ldoi»,», ^!^?,,riwl,e init I^ord stvrnn,
k)in lagednen, MsU!,rt väkrend eines .Vuk-
>'nti>altes «u ?i«i in den Zaliren IX^l »n >
1«^, ,len> Lnsiiisci,en, Zlit IZinleitung,
.>mnei'K»N!ivn, Xamen- u, SaeKwAister neu
IirnmiiMß««« von ^. v. d. binden. S. ^ukliiM, I.eip?,iLi, II, Larsdorf,
Hsvsr» ?Sr»r«r, L!I»dslK, Guusse ^lensoke»,
«Ooileet, ViMiid,! I^I>«iss, (Zeorji II, Vix»»>>.
Xavslls», IZävisods, Von Uermilvn IZanx,
8«v>,us 8ei,and«rpK. IZrns ^uel-Ilansen, u, X,
vekersetit von Idarie Kurella, I^eii>^ig,
«eorj; U. >ViM»d.
rkskl^ vr., X».rl, Ileidell>ei? und Uingedunz,
)dit 7!> Illustralionen, 4 Plänen „. L ixarten,
Heidelberg, I, Ilvrmu«,
?rsvo«, »s.resl, Ximl», Xovelle, ^utoriüirte
I'el'ersetüUIlg »u« dem I'rannösiseKen von
naeil ^usvrakl der «edsetwn vorke>>alten,

(Zrälm 2U Reventloir. ZlUncuev, XI>v,l
langen,
?rsv«st, lüs,r«sl, Vas krauen sedreldeu, änr>>
risirle I.eber««t«u»g v. Wölk öuttler, I^eipi,!,',
<Ze«rg L, Vigsnds Verlag,
?r?<1r, ^llvllcls, cZunvor auf llaew, ^utorKlrle
l'eKersetüung von Lrri5t. öransevetter,
I^eip^ig, Ueorg U, Vigsnds Verlag,
»»lvdoM, Xsrl LKsoSor, vie devege»i>,,
Kralle der VolKsvvirtKsedakk, I^eip^ix,
«. I.. UirseKleld.
Itsmsr. ?s.»il, ?r»u Sonne, Komödie in eiurm
^ukng, Lerlin, ?ne»ter - LucilKandln,,«
üdnsrd viocl,,
lieuilviz, Os,rlor, SottkrieS, äno« daznm»!,
Lin dentselier 8cK«anK in drei >nKUg^v
inil tkeil«e!«er Lenutn»ng eines siten ^nelidutenstoffes, Berlin, Ldnard Riocli.
SeKvatd»», ?s.ul v., Wiener I.nkt. SIl,n
inunge» u, öesciiiciite. vivsdeu, Piersons
Verlag.
LdsKespss.rs, Hamlet, K»c>> der l'ederset?>ni?
von ^V, V, von Sciiiegei >>. I,. ?ieek, dersusgegeben von Ldusrd Cossnmnn, ?aris.
Raison Didut, ?i,i»i,i'l>idot ^ >?o,
SKis.rr>, ^»lalis, I.ucie, <Oolleotiau Vigaod,
I^lnsig, <Ze«rg II, Wigand,
— Nie Leute vom relsenmoor, Leiii^ig, <?,>,rg
II, Wigands Verlag.
Sts,m,lK.t».r«l 6 s» r,«u»»!sl!ks» Wni«»-Ks«ss». Lreslau, ^l, ^ II, Marcus,
Stslvtt»«?, perspectiven. I>elr,«ig, (ieorl:
U, Wigands Verlag.
Strtn<1der«, ^usruit, Lde»tandsgesel,ic>,le,i,
I^eip^ig, Oeorg II, Wigands Veriag,
Lelms,»«, ^«nr»»>1, Da» Lnde vom I.i,d,
Roma», Dresden, Karl IZeissner.
vis W»A«n »teSsr! Zlovatssedrill ?«r piirde
rnug der rriedensbevegung, Uerausgegelvn
von IZaronin LertK» von Suttner, XII, Zalirz,
«o. 3. Dresden, Piersons Verlag,
VsissKsilnsr, V., Lrlebulsse »>!t Hiebaid
Wagner, i?ranü I.is?.t und vielen anderen
Zeitgenossen nebst dewn Lrieken. läit dem
IZiiiiniss des Verfasser» und pacsiiniies vs„
Sriele» Wagners, Lis«ts u. DNIovs, Stullgar!,
Deutscbe Verlags.Vnstait,
Volisri, VilKsIm, Helene pawloivna, IZomai,
Dresden, D. Piersons Verlag,
Volioizsn, ürnst Vom I^everl u, anien
«»ritiite,,, Aiinei«,,, »Kert langen,
üüs^cisr. vr. 0., Kurier I.el,rgang der ZIi!it«rgtenogi-«>diie cZavel«I«rger. De»t>cl>e6 Li»-Keitssvstem, »taatiiei, anerkannt in der dem-
«!l,rn >rm«e, W ürttemberg u, Lade», »»e!»
^Katlieii «»gelassen in Lavern, Sackte«
iSedule u, lieer>, Oldenburg, Saciisen-Weim«,,
»o«ie Desterreicii 1,'ngaiA für den l'nterri, Kl
an den Caplrnlsnten SeKnlen. Dleineul«?enrsus mit einem UeKuugsKeft, Lerlin,
Verlag de» Oorresnondenübiattes.
2sit»«dritt, O««t»«Ks, für (ZeseKielUsvisseu
sebnit, L<>grUndet von L, (juidde. Xeue
polge iin Verein mit ändere» lierausgegebe»
von «erliaid S<>elilier. II. ,l»l,rg. I«N/i«,
4, Vierteliabresbekt, Illbingen, ^, <?, L, >!«>»
,p»ul SiedecK,, — üo, »,l0, ll/l'>, De^i»,
l,i» üiirü, Illbingen: 0, L, Äobr,p!>u>
SiebevK,,
IZsitsedriN Ntr LUcoerkrenna«. II. ZaKrgan?
IM«/!». lieft I. äi»'i> I»W, Sieleleld,
Ve»,agen K Klasing.
Redizirl m«er Dnantmonüchrrit des S«am«b«5,
Schlesische Buchdnicsrrki. Kunst» und verlags»Anstalt o. S. SchoKlaender, Breslau.